ulb.
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *
Aussenmagazin
11519/3
3

AUGUST KAHRER
VORM. J. STIFT
BUCHBINDEREI
INNSBRUCK

IGL Z / D 6
3

Südostdeutsche Forschungen

Unter Mitwirkung von

Erich Gierach (München), Richard Huß (Debrezin), Fritz Machatschek (München), Friedrich Müller (Hermannstadt), Karl Alexander von Müller (München), Wilhelm Schüßler (Berlin), Harold Steinacker (Innsbruck)

im Auftrage des Südostinstituts München

geleitet und herausgegeben von

Fritz Valjavec

Jahrgang III

1938

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

UB INNSBRUCK
+C143164303

(11519/3)

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufſätze.

		Seite
Bonomi, Eugen	Tod und Begräbnis bei den Deutſchen im Ofner Bergland	168—202
Bučar, Franjo	Ueber die Fundſtellen der alten kroatiſchen Drucke aus der Zeit der Reformation in den Bibliotheken Deutſchlands	701—713
Cſáſzár, Elemér	Emerich Madách, die „Tragödie des Menſchen"	757—780
Emmerling, Erich	Die Bevölkerung Oſtböhmens	565—581
Fittbogen, Gottfried	Stephan Ludwig Roth	781—796
Glauert, Günter	Landſchaftsbild und Siedlungsgang in einem Abſchnitt der ſüdöſtlichen Kalkalpen (Oſtkarawanken und Steiner Alpen) und ſeinen Randgebieten	457—524
Hacker, Joſef	Die Ortsnamen des Bezirkes Plan bei Marienburg	121—144
Hoffmann, Edith	Preßburg im Mittelalter. Vergeſſene Künſtler, verlorene Denkmäler	280—334
Klebel, Ernſt	Forſchungswege zur mittelalterlichen Siedlungsgeſchichte des Deutſchtums im Südoſten	1—43
Koſtić, Mita	Serbiſche Studenten an den Univerſitäten Halle, Leipzig und Göttingen	352—375
Lupaş, Johann	Kaiſer Joſef II. und der Bauernaufſtand in Siebenbürgen	674—693
Malaſchoffſky, Alfred	Einflüſſe des Hirtenlebens auf die Entwicklung von Volk und Staat in Rumänien . .	810—822
Mehlan, Arno	Mittel- und Weſteuropa und die Balkanjahresmärkte zur Türkenzeit	69—120
Derſ.	Grundlinien einer Außenhandelsgeſchichte Bulgariens	714—756
Müller, K. V.	Die Bedeutung des deutſchen Blutes in Südoſteuropa	582—623
Müller-Langenthal, Friedrich	Die geſchichtlichen Rechtsgrundlagen der „Sächſiſchen Nationsuniverſität" in Siebenbürgen und ihres Vermögens	44—68
Paſcu, Giorge	Die Anfänge der rumäniſchen Geſchichtsſchreibung	694—700
Richter, Ernſt	Ortsnamen und Beſiedlung des politiſchen Bezirkes Biſchofteinitz (in Weſtböhmen) .	145—167

		Seite
Sattler, Wilhelm	Umvolkungsvorgänge beim Deutſchtum in Slavonien	525—562
Šišić, Ferdinand von	Geneſis des hiſtoriſchen Begriffs „Dalmatien"	667—673
Someşan, Laurean	Die Rolle der phyſiſchen Faktoren bei der volklichen Entwicklung der Theißebene	797—809
Valjavec, Fritz	Das deutſche Bürgertum und die Anfänge der deutſchen Bewegung in Ungarn	376—394
Vernadſky, George,	Goten und Anten in Südrußland	265—279
Weinelt, Herbert	Die untergegangene Deutſchtumsgruppe der Liptau	335—351
Wopfner, Hermann	Güterteilung und Uebervölkerung tiroliſcher Landesbezirke im 16., 17. und 18. Jh.	202—232

II. Kleine Mitteilungen.

Aull, Otto	Wiener-Neuſtadt und ſeine Bedeutung für den Leitha-Grenzraum	234—240
Bonomi, Eugen	Vertrag des Grundherrn Frhrn. Johann Ignaz v. Kurtz mit den deutſchen Siedlern zu Peſthidegkút	630/631
Burchard, Werner	Die hygieniſchen Verhältniſſe in dem Dorfe Bukin (Südſlaw. Batſchka)	256—260
Dinklage, Karl	Zur Geſchichte Dabergs	233
Grimm, Hans	Beitrag zur Anthropologie der Deutſchen an der unteren Donau	402—411
Hempel, Eberhard	Italieniſche Forſchungen über Mich. Pacher	834—837
Hocij, Michael	Ein Brief Iſaac Taylors als Beitrag zur Geſchichte der glagolitiſchen Forſchung	837—838
Horwath, Walter	Die „terra prodnicorum" der Deutſchritter	399—401
Huß, Richard	Guſtav Kiſch (1869—1938)	624—628
Derſ.	Zur Siebenbürger Namenkunde	827—833
Kunnert, Heinrich	Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes. II. (1934/35)	261—264
Moór, Elemér	Die ehemaligen Sachſenorte an der oberen Theiß	395—399
Valjavec, Fritz	Die Anfänge der deutſchen Widerſtandsbewegung in Neuſatz	254/255
Derſ.	Zur Entſtehung des deutſchen Volksbewußtſeins in Ungarn	628—630
Völlick, Bruno	Namensverzeichnis der Ofener Bürgerfamilien 1686—1789	241—253
Weinelt, Herbert	Zur Volkstumsfrage alter nordungarländiſcher Städte	823—827

III. Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Verfaſſer und Titel der Bücher (alphabetiſch nach Verfaſſern geordnet) bezw. Titel der Zeitſchriften.*)

Seite

Angyal: *Geſchichtliche Studien 437
Archaeologiai Értesitő (Arch. Anzeiger), Bd. XLVII—XLIX 428
Archives pour la science et la réforme sociales, XIII 444
Babics: *Die Kameralverwaltung in der Stadt Fünfkirchen . . . 434
Balanyi: *Die Rolle des Hl. Stuhles und des Ungartums bei der Zurückeroberung der Feſtung Ofen 651
Baláš-Piri: *Madjariſch-ſerbiſche literariſche Beziehungen . . . 442
Barſy: Methodenfrage der Mutterſprachenſtatiſtik mit Rückſicht auf das Deutſchtum in Rumpfungarn 653
Barta: *Das Verhältnis zwiſchen Kirche und Staat in Ungarn am Ausgang des Mittelalters 431
Beninger: Die germaniſchen Bodenfunde in der Slowakei . . . 641
Beranek: Die Mundart von Südmähren 851
Bergmann: Schmiedeeiſerne Wegkreuze 642
Berláſz: *Die Thurzógüter im erſten Drittel des 17. Jh.s unter beſonderer Berückſichtigung der wirtſchaftlichen Lage der Leibeigenen . . 434
Blau: Geſchichte der deutſchen Siedlungen im Chodenwald . . . 639
Böle: *Die Angelegenheit der Heiligſprechung der Sel. Margarethe aus dem Hauſe Árpád und die älteſte lateiniſche Margarethenlegende . . . 431
Bologa-Dima: *Bibliographie der Doktorarbeiten der Klauſenburger mediziniſch-pharmazeutiſchen Fakultät 452
Bóna: *Die Csepel-Inſel 854
Breyer: Das deutſche Theater in Zagreb 660
Bülgarski knigopis (Bulgariſche Bibliographie) 870
Carinthia I, 127 843
Česky časopis historický (Tſchech. Hiſtor. Zeitſchr.) 43. Jg. 849
Ćorović: *Die Territorialentwicklung des bosniſchen Staates im Mittelalter 862
Csighy: *Die pädagogiſchen Beſtrebungen des Zeitalters vor dem Freiheitskampf 438
Darás: *Die Vorgeſchichte der Abtrennung Karpatenrußlands . . . 427
Deáky: *Geſch. der Abtei Savnik 425
Denſuſianu: Histoire de la Langue Roumaine, II 865
Detrich: *Das Leben Karl Kertbenys und ſeine Ueberſetzungstätigkeit . 651
Deutſches Volk im europäiſchen Raum. Ein Verzeichnis grenz- und volkspolitiſchen Schrifttums 632
Dinekov: *Sofia im 19. Jh. bis zur Befreiung Bulgariens . . . 871
Dima: Siehe Bologa-Dima
Dirr: Grundlagen der Münchner Stadtgeſchichte 419
Dragomir (Hrsg.): *Joan Mihu, Auswahl aus meinen Gedanken . . 865
Eckhart: *Geſch. der rechts- und ſtaatswiſſenſchaftl. Fakultät der Peter Pázmány-Univerſität Budapeſt 648

*) Ueberſetzte Buchtitel ſind mit * verſehen.

Seite

Écsy: *Michael Cserei. Der Geſchichtsſchreiber als Dichter 662
Elekes: *Die Politik des Moldauer Fürſten Stephan d. Gr. und König Matthias 866
Faas: Deutſches Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei . . 439
Fauſt: *Archiv der Stadt Preßburg. 1. Zuſammenſtellung der landſtändiſchen Wappenbriefe 425
Fehn: Oberdeutſchland. Die deutſchen Alpen und ihr Vorland . . . 416
Fehn: Planmäßige Siedlungsgründung im hinteren Bayeriſchen Wald im 18. Jahrhundert 846
Fiſcher-Heiß: Die Entdeckung des Volkes. Die politiſche Leiſtung der deutſchen Volkstumsbewegung in Europa 415
Fochler-Hauke: Deutſcher Volksboden und deutſches Volkstum in der Tſchechoſlowakei 423
Franić: *Kroatiſches Küſtenland. I. Mejа und Praputnjak . . . 859
Szegedi Füzetek (Szegediner Hefte) III. Jahrg. 646
Gând Românesc. (Rumän. Gedanke) 661
Gaſſauer: *Das einſtige Muſikleben Suczavas 868
Geſchichte Schleſiens, Bd. I 633
Ghika-Budeşti: *Die Entwicklung der Architektur in Muntenien und Oltenien 664
Groß: *Medizingeſchichtl. Nachrichten über Siebenbürgen aus Bd. I—II der „Wiener med. Wochenſchrift" 453
Grundl: Anton Krombholz 1790—1869 638
Grujić: *Sammlung zur Geſch. Südſerbiens und der benachbarten Gebiete, Bd. I 442
György: *Die 75jährige Tätigkeit des Siebenbürgiſchen Muſeumsvereins 1859 — 1934 868
Györy: *Geſch. der med. Fak. d. Peter Pázmány-Univerſität Budapeſt . 648
Hager: Volkstum auf Vorpoſten 424
Hammer: *Raab. Stadtgeogr. Studie 654
Deutſch-mähriſch-ſchleſiſche Heimat. 22./23. Jahrg. 848
Unſere Heimat. Jahresſchrift Podersam, Heft 6 422
Heimat und Volk. Forſchungsbeiträge zur ſudetendeutſchen Geſchichte . 636
Neue Heimatblätter, Jahrg. I u. II 644
Heiß: Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze 632
Heiß: Siehe Fiſcher-Heiß
Helbok-Marzell: Deutſches Volkstum. Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtauſende 413
Hermann: Die deutſchen Bauern des Burzenlandes 446
Hernádi: *Franzöſiſche Stücke auf der Debreziner Bühne von 1880—1935 im Spiegel der Lokalpreſſe 438
Hoffmann (Edith): *Beiträge zur alten ungariſchen Tafelmalerei . . 437
Hoffmann (Matz): Hundertfünfzig Jahre Gertianoſch (1785—1935) . . 867
Horváth (Eugen): *Die Einheit der ungariſchen Geſchichtsbetrachtung und das geſchichtliche Ungarn 435
Horváth (Henrik): *König Siegmund und ſeine Zeit 857
Iſtvánvi: *Die Entſtehung der madjariſchen Schriftlichkeit . . . 432
Jahn: Konrad Henlein 638

Seite

Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Gesch. des Protestantismus im ehemaligen Oesterreich, 59. Jahrg. 633
Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins, 26. Jahrg. . . . 422
Zipser Jahrbuch, 1938 423
Jánosi: *Barockes Glaubensleben in Ungarn auf Grund der Tätigkeit der Jesuiten 653
Jáßay: *Madjarisch-lutheranische Bewegung in Klausenburg 1718—1861 . 868
Jonescu (Dimitrie): *Beziehungen der rumänischen Länder zum Patriarchat von Alexandria 662
Jonescu (Grigore): *Geschichte der rumänischen Architektur . . . 869
Kaindl: Siehe Mayer-Kaindl-Pirchegger
Kaiß: Die Agrarreform in Großrumänien, insbesondere in ihrer Auswirkung auf die siebenbürgische Landwirtschaft 662
*Kalvin und der Kalvinismus. Aufsätze von Professoren und Doktoren der Universität Debrezin 652
Karcher: Die Mittelsteiermark 635
Kardos: *Das Ende von Janus Pannonius 852
Karpáthy-Kravjánszky: *Die ersten zehn Regierungsjahre Rudolfs 1576 — 1586 415
Kemény: Siehe Nádor-Kemény
Kepp (Fr. V.): *Eine unveröffentlichte Rechnung des Hermannstädter Spitals aus dem Jahre 1537/38 453
Kepp (Richard): *Aerztliche und gesundheitliche Nachrichten aus dem rumänischen Unabhängigkeitskrieg in siebenbürgisch-sächsischen Zeitungen . 453
Klaar: Die Siedlungs- und Hausformen des Wiener Waldes . . . 416
Klebel: Herzogtümer und Marken bis 900 840
Klik: *4. Bibliographisches Zehnjahresregister 851
Klocke: Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn 441
Korodi: Deutsche Bilanz in Südosteuropa 416
Krallert: Kärnten und der Südosten im Mittelalter 634
Kramm: Deutsche Bibliotheken unter dem Einfluß von Humanismus und Reformation 841
Kraus: *Neue Beiträge zur Geschichte der Habaner in der Slowakei . 426
Krausen: Die Wirtschaftsgeschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters 847
Kriß: Die schwäbische Türkei 655
Kuhn: Die Besiedlung von Kula und Poreč auf der Kameralherrschaft Kutjewo mit Einwanderern aus dem Deutschen Reiche 1785/87 . . 444
Kún: *Graf Tisza, Parlamentsreden 652
Kux: Geschichte von Olmütz 852
Landgraf: Alexander Petöfi. Lyrische und epische Dichtungen . . . 852
Lehmann: Die ländlichen Wohlfahrtsgenossenschaften der Deutschen in Südslawien 861
Lengyel: *Die Ansiedlung der Deutschen in Balmazújváros . . . 856
Lipták: Das Rote Kloster und Frater Cyprianus 639
Ludwig: Heinrichs von Mügeln Ungarnchronik 651
Magyar: *Das hundertjährige Nationaltheater (Budapest) 858
Marzell: Siehe Helbok-Marzell

Seite

Maſoff: *Geſchichte des Nationaltheaters in Bukareſt 453
Mayer-Kaindl-Pirchegger: Geſchichte und Kulturleben Deutſch-öſterreichs 632
Mencl: *Die mittelalterliche Architektur in der Slowakei 640
Michov: *Bibliographie der periodiſchen deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Veröffentlichungen über die Türkei und Bulgarien . 455
Milleker: Verſuch einer Anſiedlung von Spaniern im Banat . . . 862
Milleker: Geſch. d. deutſchen Theaters im Banat 870
Miltſchinſki: Kärntens hundertjähriger Grenzlandkampf 417
Miſkolczy: *Ein zeitgenöſſiſches Urteil über die Reformpläne Joſefs II. . 434
Mitteilungen des Burzenländer Sächſ. Muſeums, 2. Jahrg. . . . 660
Mitt. d. Vereins f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen 421
Mitt. d. Vereins f. Geſch. d. Stadt Wien 418
Mitt. d. Vereins f. Heimatkunde des Jeſchken-Iſergaues 847
Mitt. zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengſter Landes . . . 638
Moga: *Die Frage der terra Loysta und das Hamleſcher Herzogtum . . 449
Móór: *Hiungnus und Hunnen 651
Nádor-Kemény: *Das Leben und Werk S. Teſſediks 651
Nandriş: *Rumäniſche Urkunden in ſlawiſcher Sprache aus den Athos-klöſtern 1372—1658 661
Nahtigal: *Altkirchenſlawiſche Studien 442
Zdeněk Nejedlý (Widmungsband zu ſeinem 60. Geburtstage) . . . 425
Népünk és Nyelvünk (Szegediner Hefte) III. Jahrg. 646
Niedermann: *Ungarn und die bosniſche Politik unter Maria und Sieg-mund (1382—1420) 431
Oberuc: Matthieu Bel 426
Ohijenko: *Entſtehung des Alphabets und der Literaturſprache bei den Slawen 842
Pataky: *Gedächtnisrede über Ákos Mihályfi 653
Pekař: Der Sinn der tſchechiſchen Geſchichte 639
Petranu: Der Einfluß der rumän. Volkskunſt auf die anderen Völker Ru-mäniens und auf die benachbarten Völker 452
Petranu: *Die alte kirchliche Kunſt der Rumänen 450
Petranu: *Die Holzkirchen der Siebenbürger Rumänen 450
Petranu: *Geſchichtsdenkmäler im Bezirk Bihor. I. Holzkirchen . . 450
Petranu: *Neue Unterſuchungen und Würdigungen der Holzbaukunſt Sie-benbürgens 451
Petriceicu-Haſdeu: *Literariſche, kulturelle und politiſche Schriften . 445
Pink: Die Heidegemeinde Oſtern 867
Pirchegger: Siehe Mayer-Kaindl-Pirchegger
Popeſcu: *Unveröffentlichte Dokumente aus der Zeit der Beſetzung der rumäniſchen Fürſtentümer ſeitens Oeſterreichs 1854—56 449
Popović (Dušan): *Belgrad vor 200 Jahren 659
Popović (Pavle): Milovan Vidaković 442
Pukánßky: Siehe Thienemann-Pukánßky
Rapp: *Geſchichte und Tätigkeit der glaubwürdigen Orte in der Neuzeit 857
Rédey: *Geſchichte des Ungariſchen Nationaltheaters. Das erſte halbe Jahrhundert 858

Seite

Regnum. Egyháztörténeti évkönyv (Regnum, Kirchengeſchichtliches Jahrbuch), 1936 430
Révész: *Das Bekenntnis von Debrezin—Egervölgy und das Tridentinum 652
Revue Internationale des Etudes Balkaniques I, 1 412
Roth, Stephan Ludwig: Geſammelte Schriften und Briefe . . . 445
Roth, Georghe: *Medizingeſchichtliches in Heft 1/2 des III. Bandes der Zeitſchrift „Siebenbürgiſche Quartalsſchrift" 454
Rüdiger: Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien und Syrmien 443
Sachſe: Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums im Spiegel der Statiſtik 440
Sborník Muzeálnej Slovenskej Spoločnosti (Jahrbuch der Slowakiſchen Muſeumsgeſellſchaft) Jahrg. 29—31 850
Sborník štátneho banského muzea Dionýza Štúra v Banskej Štiavnici, Bd. I 850
Reformačni Sborník (Reformationsjahrbuch) 422
Schlitt, Adam: Die Mundart von Szakadát 647
Schmidts: Die Muſikkultur in Rumänien 869
Schnell, Karl Ernſt: Aus meinem Leben 662
Schuon: Die nordöſtliche ſchwäbiſche Türkei 439
Senn: Aus dem Kulturleben einer ſüddeutſchen Kleinſtadt. Muſik, Schule und Theater der Stadt Hall in Tirol in der Zeit vom 15.—19. Jh. 846
Die Kärntner Slowenen in Vergangenheit und Gegenwart . . . 636
Srbik: Mitteleuropa. Das Problem und die Verſuche ſeiner Löſung in der deutſchen Geſchichte 414
Steinacker: Graf Albert Apponyi 435
Steinacker: Die volksdeutſche Geſchichtsauffaſſung und das neue deutſche Geſchichtsbild 840
Stepan: Das Waldviertel 844
Stodola: *Kriegsjahre mit Milan Hodža 640
Stajić: *Neuſatzer Biographien 858
Strani Pregled (Fremde Rundſchau) VII, VIII 659
Sudeta, Jahrg. XII, XIII 419
Das Sudetendeutſchtum. Feſtſchrift zur 75. Jahr-Feier des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen 637
Suette: Der nationale Kampf in der Südſteiermark 1867—97 . . 635
Sulica: *Der Einfluß der madjariſchen Literatur und Kultur auf die Entwicklung der rumäniſchen Literatur und Kultur 448
Szabó: *Siedlungen in der Ormánság 655
Szentpétery: *Geſchichte d. Phil. Fak. der Peter Pázmány-Univerſität Budapeſt 648
Thienemann—Pukánſzky: *Jahrbuch d. Deutſchen Inſtituts der Peter Pázmány—Univerſität Budapeſt 643
Történetírás (Geſchichtsſchreibung), I. Jahrg. 428
Torggler: Stadtrecht und Stadtgericht in Klagenfurt 419
Tragor: *Waitzen im fremden Schrifttum 653
Trudove na statističeski institut za stopanski proučvani ja pri sofiiskija düržaven universitet (Studien des Statiſtiſchen Inſtituts für Wirtſchaftsforſchung an der Sofianer Staatsuniverſität) 454
Vanino: *Chronik des Ragusaner Jeſuitenkollegs 659

Seite

Vaſſkó: *Die franzöſiſchen Drucke und Handſchriften der Fünfkirchner biſchöflichen Bücherei 438
Vecſey: *Die Gründung und die erſten Jahre des kgl. Lyzeums in Steinamanger 434
Veliko: *Leipzig und die Bulgaren 874
Leipziger Vierteljahrsſchrift für Südoſteuropa, 1. Jahrg. . . 839
Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift, 59. Jahrg. 862
Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift, 60. Jahrg. 863
Völgyi: Szigetköz 655
Waczulik: *Die Geſchichtsliteratur des Weſtens im 16. Jh. über den Anfang des türkiſchen Zeitalters 433
Zádor: *Heine als Feuilletoniſt 439
Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für die Geſchichte Mährens und Schleſiens, 39. Jahrg. 848
Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, 10. Jahrg. 638
Zimmermann: Fränkiſche Theologen im Burgenland 846
Zöllei: *Siedlungsgeographie von Gönyü 856

Mitarbeiter

am Jahrgang III (1938) der „Südoſtdeutſchen Forſchungen".

Aull, Otto, Dr. (Wiener-Neuſtadt)
Bonomi, Eugen, Dr. (Budapeſt)
Bučar, Franjo, Prof. Dr. (Agram)
Burchard, Werner (Halle)
Cſallner, Alfred (Hermannſtadt)
Cſászár, Elemér, Profeſſor Dr. (Budapeſt)
Dinklage, Karl, Dr. (München)
Emmerling, Erich, Dr. (München)
Fehn, Hans, Dozent Dr. (München)
Fittbogen, Gottfried, Dr. (Berlin)
Gamillſcheg, Ernſt, Prof. Dr. (Berlin)
Glauert, Günter, Dr. (München)
Grimm, Hans, Univerſitätsaſſiſtent Dr. (Breslau)
Hacker, Joſef, Dr. (Bodenbach)
Hempel, Eberhard, Prof. Dr. (Dresden)
Hocij, Michael (München)
Hoffmann, Edith, Dr. (Budapeſt)
Horwath, Walter, Forſtingenieur (Kronſtadt)
Huß, Richard, Prof. Dr. (Debrezin)
Klebel, Ernſt, Dozent Dr. (St. Pölten)
Koſtić, Mita, Prof. Dr. (Skoplje)
Kunnert, Heinrich, Dr. (Eiſenſtadt)
Lendl, Egon, Dr. (Wien)
Lupaş, Johann, Prof. Dr., Königl. Rumän. Miniſter a. D. (Klauſenburg)
Machatſchek, Fritz, Prof. Dr. (München)
Malaſchofſky, Alfred, Univerſitätsaſſiſtent Dr. (München)
Mehlan, Arno, Diplom-Volkswirt (Sofia)
Móór, Elemér, Prof. Dr. (Szegedin)
Müller-Langenthal, Friedrich, D., Biſchofsvikar (Hermannſtadt)
Müller K. V., Dozent Dr. habil. (Dresden)
Paſcu, Giorge, Prof. Dr. (Jaſſy)
Petranu, Coriolan, Prof. Dr. (Klauſenburg)
Rajakovac, Bogdan, Bibliothekar (Agram)
Richter, Ernſt, Dr. (Bodenbach)
Sattler, Wilhelm, Dr. (München)
Schinner, Walter, Dr. (München)
Schönberger, Wilhelm, Dr. (München)
Šišić, Ferdinand von, Prof. Dr. (Agram)
Someşan, Laurean, Privatdozent Dr. (Klauſenburg)
Steinacker, Harold, Prof. Dr. (Innsbruck)
Stingl Hans, Dr. (München)
Török, Paul, Prof. Dr. (Budapeſt)
Valjavec, Fritz, Dr. (München)
Vernadſky, George, Prof. Dr. (New Haven, Yale University, USA)
Völlick, Bruno, Dr. (Budapeſt)
Weden, Fritz, Dr. (München)
Weidlein, Johann, Dr. (Szarvas-Ungarn)
Weinelt, Herbert, Dr. habil. (Prag)
Wopfner, Hermann, Prof. Dr. (Innsbruck)
Zeiß, Hans, Prof. Dr. (München)

Forſchungswege zur mittelalterlichen Siedlungsgeſchichte des Deutſchtums im Südoſten.

Von Ernſt Klebel (München).

1) Vorausſetzungen.

Die folgenden Zeilen ſollen ein Verſuch ſein, für die geplante Siedlungsgeſchichte des bairiſchen Stammes und ſeiner Außenpoſten — das iſt alſo für das Gebiet vom Fichtelgebirge bis zur Salurner Klauſe, von Eger bis Gottſchee, vom Lech und Arlberg bis weit über den Neuſiedler See — alle Forſchungswege aufzuzeigen, ſoweit das für den Einzelnen möglich iſt. Es gilt dabei, abzuſtecken, was Naturwiſſenſchaften, Geographie, Anthropologie, Vorgeſchichte, Sprachgeſchichte, Volkskunde und ſämtliche Zweige der Geſchichte über die Anſiedlung Deutſcher, ihre Entwicklung und ihren Ausbau ſagen können.[1])

Siedlung vor 1800, die in den allermeiſten Fällen in Frage kommt, unterſcheidet ſich nach einer grundwichtigen Seite von aller modernen Siedlung. Wenn heute irgend ein Siedlungsunternehmen von ſtaatlicher oder privater Seite durchgeführt wird, ſind die Angeſiedelten Staatsbürger wie andere auch, ſie ſtehen dem Deutſchen Reiche oder einem andern Staat rechtlich unmittelbar gegenüber, mag ihre Siedlung nun von Einzelperſonen oder in Genoſſenſchaften durchgeführt worden ſein. Im Gegenſatz dazu kennt die Vergangenheit vor 1800 faſt nur Siedlungen, bei welchen die Angeſiedelten einem Verband, der die Siedlung durchführte, auch weiter angehören. Das kann eine Grundherrſchaft, eine Stadt oder eine freie Gemeinde ſein, immer iſt es eine enge Rechts- und zugleich Wirtſchaftsgemeinſchaft, in der der Einzelne ſteht. Heute gehört der Einzelne einerſeits politiſchen Verbänden an, anderſeits hat er wirtſchaftliche Bindungen, ſei es als Angeſtellter, ſei es als Selbſtändiger, dazu kommen die zahlreichen perſönlichen Bindungen, von den volklichen und religiöſen herab bis zum Stammtiſch; die Rechtsbeziehungen zum Staat liegen jenſeits aller dieſer anderen Bindungen. Selbſt unter dem Totalitätsbegriff der autoritären Staaten der Gegenwart hat ſich die Verſchiedenartigkeit dieſer Bindungen nicht geändert, nur die Reihung iſt da und dort verſchoben worden. Die „Totalität", wenn man dieſes Wort gebrauchen will, all dieſer mittelalter-

[1]) Die folgenden Ausführungen berühren ſich an manchen Stellen mit A. Helbok, Grundlagen der Volksgeſchichte, Berlin 1935—7, einem anregenden und inhaltsreichen, aber leider etwas ungleichem Buch, ſind jedoch unabhängig davon entſtanden.

lichen Verbände lag darin, daß mit Ausnahme der kirchlichen Bindungen jede andere in der Bindung an den Verband endete und daß nicht nur in evangeliſchen Landeskirchen, ſondern genau ſo auf katholiſcher Seite durch Patronatsrechte, Pfarrbann und landesfürſtliche Kirchenhoheit die „Totalität" des politiſch-wirtſchaftlichen Verbandes der Grundherrſchaft, Stadt oder Gemeinde nur geſteigert wurde. Man kann dieſe an ſich bekannten Dinge niemals genügend ſcharf herausarbeiten und unterſtreichen; denn auch derjenige, der davon weiß, hat kein Organ dafür, dieſe Erſcheinungen nachzuerleben. Der „Verband", innerhalb deſſen die Siedlung erfolgt, iſt alſo eine Haupterſcheinung, die für alle deutſche Siedlungsgeſchichte zwiſchen 500 und 1800 entſcheidend iſt; bei der Seltenheit von Revolutionen vor 1789 iſt von vornherein anzunehmen, daß die Entwicklung von dem Verband, durch den die Siedlung begründet wurde, zu jenem der in den Quellen, vielleicht ſogar erſt zu Ende der Entwicklung gegen 1800, auftritt, eine bruchloſe ſein wird. Die größte Ausnahme von dieſer Regel ſtellt die Reformation und Gegenreformation dar. Dieſe Entwicklung ohne Bruch iſt weiter eine Art Grundtatſache für unſere Fragen.

Die Haupterſcheinungen, die jede ſiedlungsgeſchichtliche Forſchung ſucht, ſind von vornherein ſelbſtverſtändlich: 1) das Land, auf dem geſiedelt wird; 2) die Siedlung und ihre Namen, ihre Erſcheinung und Veränderungen und 3) die Siedler, ihre Herkunft, ihre Ueberlieferungen, ihr Brauchtum. Darnach zu fragen, iſt ſo von vornherein jedem Bedürfnis, daß gar nicht viel Worte darüber gemacht zu werden brauchen.

Ehe mit dieſen allgemeinen Sätzen Schluß gemacht werden kann, muß noch von den Quellen der Siedlungsgeſchichte geſprochen werden. Die Geſchichtsforſchung, ſoweit ſie ernſte Wiſſenſchaft ſein will, will immer und überall auf die Quellen ſelbſt zurückgehen. Gerade hier ſieht es aber mehr wie unerfreulich aus. Unmittelbare Zeugniſſe über Siedlungstätigkeit ſind im ganzen bairiſchen Stammesgebiet ganz ſelten. Eine erzählende Darſtellung wie ſie für die Grenzſtriche Holſteins und Mecklenburgs in Helmolds „Chronica Sclavorum" vorliegt, oder wie ſie Oſtpreußen in den Chroniken des Peter von Duisburg und Nikolaus von Jeroſchin oder das Baltikum in jener Heinrichs von Lettland beſitzt, fehlt im ganzen Südoſten; ſie fehlt ſchon deshalb, weil die Kriegstaten, die der Siedlung hier vorangehen, im Weſentlichen die Awarenzüge Karl des Großen und die Mährerkriege Ludwig des Deutſchen geweſen ſind, und die ganze große Siedlungstätigkeit des 10. bis 12. Jh.s ſich friedlich vollzog. Die Ungarn- und Böhmenkriege der Ottonen und Salier hängen mit Siedlungsvorſtößen nur ſelten und mittelbar zuſammen. Es hat alſo das Intereſſe der Geſchichtsſchreiber für Siedlungsfragen, das

im germaniſchen Sinn ein kriegeriſch-heldiſches ſein mußte, gefehlt; die kirchlichen Kreiſe bekamen meiſt ſchon teilweiſe beſiedeltes Land geſchenkt, hatten alſo auch keinen Antrieb, von Siedlungsgeſchichte zu erzählen. Zu dieſen Eigenheiten, die im Stoff der Siedlungsgeſchichte des Südoſtens liegt, kommt eine weitere: die Beſiedlung des deutſchen Nordoſtens beginnt eigentlich mit dem Wendenkreuzzug von 1147 und dehnt ſich bis gegen 1300 hin; es iſt die Zeit, wo die erzählenden Quellen Landesgeſchichte bringen, wo Rittertum und Freude am Heldentum auch in geiſtlichen Geſchichtsdarſtellungen eine beträchtliche Rolle ſpielen. Die deutſche Siedlung im Südoſten hatte mit Ausnahme der Sudetenländer und Ungarns ſchon um 1100 ihre wichtigſten Außengrenzen erreicht, die Vorſtöße über Bozen hinaus oder in die Gottſchee ſind ein ſpäter Nachhall, um 1200 hat die eigentliche Siedlungstätigkeit geendet. Als das Intereſſe der Geſchichtsſchreiber auch für Dinge, die nicht große Reichsgeſchichte waren, geweckt war, gab es im Südoſten nur mehr wenig zu erzählen. Es iſt alſo nicht nur mangelndes Intereſſe der Quellen, ſondern einmal das friedliche Vordringen der Siedlung und dann ihr höheres Alter, die erklären, warum die Quellen von größeren Siedlungsvorgängen ſchweigen. Was ſie bringen, ſind gelegentliche Angaben meiſt in Urkunden, wo die Siedlung entweder als Veranlaſſung zu einer Kirchengründung oder als nutzbares Recht erwähnt wird. Die ausführlichſte erzählende Darſtellung eines Siedlungsvorſtoßes iſt die Schilderung in der Gründungsgeſchichte von Scheyern, wie Graf Otto, der Gatte der Klostergründerin Haziga, um 1050 die Gegend von Fiſchbachau und Bayriſch-Zell in Beſitz nahm.[1a]) Dazu kommt etwa die Gründungsgeſchichte der Kirche St. Lorenzen in der Reichenau in Kärnten in einer Urkunde von 1218[2]) und was an Gründungsgeſchichten von Städten hinzukommt, wie etwa die Gründungserzählung von Klagenfurt in Kärnten um 1240 bis Joh. von Viktring[3]) oder von Radſtadt an der oberſten Enns 1287 in der öſterreichiſchen Reimchronik.[4]) Aber auch die wichtigeren und bedeutenderen Städte des Südoſtens ſind ſo alt, daß Gründungsgeſchichten fehlen. Die Darſtellungen von tſchechiſcher und madjariſcher Seite, die es aus dem Mittelalter gibt, erzählten von den Deutſchen und ihrer Tätigkeit vollends meiſt nur das Unerfreuliche.

Bis zum Beginn ausführlicher Akten um 1500 iſt alſo eine Darſtellung der Siedlungsgeſchichte an Hand der unmittelbaren Angaben der Quellen im Südoſten unmöglich. Die mittelbaren Zeugniſſe aller Art,

---

[1a]) Monumenta Germaniae, Scriptores XVII, 615 Z. 28.

[2]) A. Jakſch, Monumenta ducatus Carinthiae 1, Nr. 480.

[3]) Johann v. Viktring, Liber certarum historiarum, ed. F. Schneider, Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 1909, 1, 199.

[4]) Monumenta Germaniae, Deutſche Chroniken, 5/1, 353, V. 26 Z. 25 ff.

Flurformen, Dorf- und Hausformen, Gestaltung der weltlichen und kirchlichen Verbände und ihres Rechtes, Namen von Orten, Häusern und Fluren, die Patrozinien der Kirchen, Volksbräuche und Sagen, mitunter kunstgeschichtliche Daten, dazu die vor- und frühgeschichtlichen Funde wie alles, was die Naturwissenschaft über Urlandschaft und die rassische Entwicklung der Siedler sagen kann, müssen ersetzen, was die erzählenden Quellen verschweigen. *Dadurch verschiebt sich aber sowohl das daraus ableitbare Geschichtsbild wie jede Untersuchung von den Vorgängen aufs Zuständliche.*

Daraus folgt eine weitere Grundtatsache für alle Forschungswege in der Siedlungsgeschichte: *es gilt Seiendes in Schichten zu gliedern* und so zum Werden und Handeln vorzudringen. — Alle siedlungsgeschichtliche Forschung wird daher in ihrem Vorgehen der Vorgeschichte und Kunstgeschichte näher stehen als der politischen Geschichte. Das schließt eine große Gefahr in sich, mit der auch diese Wissenschaften zu ringen hatten; die Neigung, naturwissenschaftlich vorzugehen, nicht das Einzelne, sondern Gattungen zu sehen, Gesetze erforschen zu wollen. Demgegenüber kennt die Geschichtswissenschaft zwar Aehnlichkeiten, Parallelen, aber nie und nimmer unentrinnbare Gesetze. Auch die Siedlungsgeschichte hat nicht zunächst große Züge, Gesamtschau und große Linien zu erforschen; denn derartiges sind meist Binsenwahrheiten; sie hat im Gegenteil zuerst Einzelheiten, kleine Räume möglichst scharf zu erfassen und aus der Fülle des Einzelnen nicht ein blutloses Schema von „Gesetzen" und Begriffen, sondern ein lebensvolles Bild einer möglichst lückenlosen Entwicklung zu zeichnen. Sie hat es auch nicht mit dem Beweis irgendwelcher vorgegebener Dogmen, irgendwelchen Bekenntnisses, sondern mit der ganzen Vielfalt des ungeheuer reichen Lebens des vielleicht kompliziertesten Volkes Europas, nämlich des Deutschen Volkes, zu tun, dessen Leben in blutlose Gesetze umformulieren zu wollen bedeutet, ihm den nationalen Inhalt seiner Geschichte zu rauben, wie die marxistische Geschichtsauffassung es versuchte. Vielmehr wird die Monadenlehre eines *Leibniz* der deutschen Geschichtswissenschaft eher Anregungen geben können.

Daß eine derartige Einstellung zu mancher Reibung mit gewissen Strömungen von Geographie und Geopolitik führen wird, wird sich nicht vermeiden lassen.

Eie Einleitung zu einem Versuch, Forschungswege für die Siedlungsgeschichte des Südostens aufzuzeilen, kann also als wichtigste Voraussetzung folgende buchen: mangels einer größeren Menge unmittelbarer Quellen sind es vorzugsweise alle mittelbaren Quellen, also meist aus dem Siedlungs vorgang entwickelte Zustände, die die Grundlage der Forschung bilden werden; die fast bruchlose Entwicklung von der Landnahme der Bajuwaren

bis zur Napoleoniſchen Zeit bringt auch für alle rechtlichen und Organiſationserſcheinungen eine Sicherung für Rückſchlüſſe, die auf dem Gebiet der politiſchen Geſchichte undenkbar wäre; die Tatſache, daß bis gegen 1800 der Einzelne nur als Führer oder Glied eines Verbandes handeln konnte, der allſeitig band, erhöht die Bedeutung der Verbände und ihrer Rechtsformen für die Siedlungsgeſchichte. Die Siedlungsgeſchichte wird infolge dieſer Quellenlage und Vorausſetzungen nicht, wie man möchte, beim Siedler beginnen können, ſondern bei der Siedlung, dann deren Vorausſetzung: das Land ins Auge faſſen, dann zu den Verbänden und damit zu den Herren und Gründern der Siedlungen weiterſchreiten und dem Siedler ſelbſt erſt in letzter Linie mit den Forſchungsergebniſſen aller andern Seiten zu Leibe rücken zu können. Ich will gern einleitend bekennen, daß ich bei dieſem letzten und wichtigſten Punkt keineswegs ſo weit gekommen bin und daher im Folgenden kommen werde, wie ich dies eigentlich als Aufgabe empfinde.

Demgemäß wird ſich die Gliederung des Weiteren gemäß dieſer Darlegung vollziehen müſſen und der Siedlung, dem Land, den Verbänden und den Siedlern je ein Abſchnitt zu widmen ſein. Anders würde dieſe Gliederung werden, wenn die Unterſuchung ſich auf die Entwicklung nach 1500 ausdehnte.

2) Die Siedlung.

Es ſind vor allem drei Richtungen, nach denen man eine Siedlung unterſuchen muß, einmal auf ihren eigenen Bauplan und Grundriß, dann auf den Grundriß der Fluren und ihr Verhältnis zum Dorf und ſchließlich auf die Benennung ſowohl der ganzen Siedlung wie ihrer Teile. Die bisherige Arbeitsweiſe der Wiſſenſchaft hat die Hausformen und -grundriſſe von der Volkskunde, die Ortsgrundriſſe von der Geſchichte der Architektur, die Flurformen von der Geographie und die Namenskunde von der Sprachwiſſenſchaft her erfaßt. Hieraus entſteht für uns manches Hindernis; denn die Ziele dieſer Bearbeitungen ſind naturgemäß nicht ganz dieſelben wie die der Siedlungsgeſchichte; vor allem kommt es der Siedlungsgeſchichte im Gegenſatz beſonders zur Geographie, aber auch der älteren Volkskunde nicht ſo ſehr auf den heutigen Zuſtand, ſondern auf die Geſchichte an. Iſt es der Geographie um eine klare und überſichtliche Gruppierung großer Maſſen zu tun, ſo iſt für die Siedlungsgeſchichte eine möglichſt feine Beſtimmung des Einzelnen das Ideal. Daraus wird ſich im Folgenden mancherlei Verſchiedenheit in der Auffaſſung ergeben.

Die Hausformen ſelbſt, um mit dieſen zu beginnen, ſind für die Siedlungsgeſchichte nur inſoweit von Wichtigkeit, als die Annahme gelten kann, daß mindeſtens der Typ ſelbſt noch über 1500 zurückreicht. Dadurch ſcheiden von vornherein alle Einheitsformen des verfloſſenen Jahrhunderts,

die etwa Haus und Wirtſchaftsgebäude unter ein Dach geſtellt haben, wie die Formen der Klagenfurter Ebene aus; aber auch ältere Typen, wie der ſeit dem 17. Jh. entſtandene oberöſterreichiſche Vierkanter oder die nach der Türkennot von 1683 erbauten langen Zeilen niedriger Häuſer im öſtlichen Niederöſterreich werden für dieſe Unterſuchung belanglos. Die Probleme beginnen erſt beim Kärntner und Steirer Haufenhof, bei den Tiroler Häuſern mit ihrem flachen, ſteinbeſchwerten Dach und bei den dürftigen Reſten älterer, auf die Straße normal, nicht wie die ſpäteren Häuſerreihen parallel ſtehenden Giebelhäuſer Niederöſterreichs. Gewiß, auch dieſe Gruppen laſſen ſich mit Sicherheit nur bis gegen 1300 zurückverfolgen wie die Giebelhäuſer in Gaming oder der hochgotiſch beeinflußte Typ des Kärntner Getreidekaſtens. Aber wenn auch keiner dieſer Typen ſich vor der Zeit der Gotik nachweiſen läßt, können ſie doch eher beanſpruchen, aus der Beſiedlungszeit zu ſtammen, als alle jüngeren. Man ſieht ſchon hieraus, nach welcher Fragestellung an die Hausforſchung die Siedlungsgeſchichte kommt; ſie will die älteſten Haustypen kennen lernen, auch ſolche, die vielleicht unmittelbar nicht mehr vorhanden ſind.

Die Frage, die wir hier einmal werden klären müſſen, iſt die zuerſt von K. Rhamm[5]) und neuerlich von Klaus Thiede[6]) aufgeworfene nach den oſtgermaniſchen Einflüſſen auf Kärntner, Südtiroler, aber auch nichtdeutſche Hausformen im nahen Oſten. Iſt es nun ſo, daß die Slawen ihre Hausformen bei den Oſtgermanen gelernt und dann weiterverwendet haben oder laſſen die Hausformen Schlüſſe auf Oſtgermanenreſte zu? Dieſe Frage iſt für die Bewertung der Vorausſetzungen der Siedlungsgeſchichte des Südoſtens von nicht geringer Wichtigkeit.

Viel beharrlicher und daher für die Siedlungsgeſchichte beſſer verwendbar als der Grundriß und Aufbau des Hauſes iſt jener der Siedlung. Es ſind die Arbeiten von Adalbert Klaar[7]), die hier zugrunde zu legen ſind, daneben jene von M. Sidaritſch[8]) und Joſef Schmid[9]). An Klaars Arbeiten erkennt man ſofort, wo die bisherige Gliederung in Haufendörfer, Straßendörfer, Angerdörfer, Rundlinge uſw. ihre Grenze hat. Es iſt das Haufendorf, das zwar deutlich als älteſte Form erkennbar iſt, aber in ſeiner Regelloſigkeit ſelbſt zunächſt eben unerfaßbar bleibt. Klaar ſieht im Hau-

---

[5]) Karl Rhamm, Das Kärntner Bauernhaus, Carinthia 1890, 44 ff.

[6]) Klaus Thiede, Das Erbe germaniſcher Baukunſt (Hamburg 1936).

[7]) Jahrbuch für Landeskunde von Niederöſterreich 1930, S. 37 ff. und bei Stepan. Waldviertel 7, S. 300 ff.

[8]) Marian Sidaritſch, Das bäuerliche Siedlungsweſen im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Graz 1924.

[9]) Joſef Schmid, Die Flur des Roſentales, Carinthia I, 1926, 64—74; Siedlungsgeographie Kärntens, ebenda 1928, 15—53, ebenda 1929, 134—55; ebenda 1936.

ſendorf eine bis gegen 1000 heraufreichende, im älteſten, noch unregelmäßigen Straßendorf eine dieſer Form gleichzeitige, etwa von 800 bis 1000 anzuſetzende. Gerade hierin zeigt ſich, wie Klaar auch ausſpricht,[10]) daß nur der Zuſammenhalt der Dorfgrundriſſe mit den Namen Zeitanſätze ermöglicht. Mindeſtens ebenſo wichtig iſt die Beziehung zu den Flurformen, die den Einzelhöfen zur eigentlichen Entſcheidung über Alter und Einreihung werden muß.

Für die Unterſuchung der Flurformen verwendete man bisher allgemein die Gradmannſche Einteilung in Gewannflur, Weilerflur, Einödflur, Waldhufenflur und einige Sondergruppen. Es muß geſagt werden, daß dieſe Einteilung heute für die Siedlungsgeſchichte unbefriedigend geworden iſt. Es iſt vor allem die Scheidung nach der Siedlungsgröße, die hier ſtörend wirkt. Soviel Vorteile die Beziehung von Flur und Siedlungsgröße für den Geographen haben mag, der den heutigen Zuſtand kennen will, ſo wenig maßgeblich iſt ſie für die Siedlungsgeſchichte, die den Stil der Flurform und damit die Gründungszeit der Siedlung erfahren will. Man hat von der Gewann- eine Gelängeflur geſchieden und mit Recht. Denn was etwa bei Marian Sidaritſch[11]) als Gewannflur in der Oſtſteiermark erſcheint, iſt ſehr viel jünger als etwa Gewannfluren von Dörfern in der Donauebene bei Regensburg. Um hier weiterzukommen, habe ich 1932 verſucht, den Umriß der Geſamtflur, ſoweit die Erſtanlage iſt, zur Altersbeſtimmung heranzuziehen und konnte auf dieſe Weiſe um Wien die Dörfer des 9. und 11. Jh.s ſcheiden.[12]) Von H. Weigl's Verſuchen wird gleich die Rede ſein.[13])

Noch unbefriedigender als die Gruppe Gewannflur iſt für die Siedlungsgeſchichte die Gruppe Weilerflur. Sie bezeichnet unregelmäßige Teilungen. War in Württemberg die Zahl der Weiler gering, ſo hat der Verſuch von Sidaritſch, dem dann Schmid gefolgt iſt[14]), unter Weilerflur auch die unregelmäßige Flur in den Dörfern des oberen Murtales und des Kärntner Beckens einzubeziehen und damit die ſämtlichen vor die deutſche Siedlungszeit zurückreichenden Fluren Kärntens und Steiermarks mit ſo manchen, erſt ſpät aus Einzelhöfen entſtandenen Weilern zuſammenzuwerfen, die Verwirrung für die Siedlungsgeſchichte erhöht. Es iſt für die hier in Rede ſtehende Wiſſenſchaft ſchwer erträglich, alte und junge Gruppen hier ungeſchieden zu laſſen, bloß, weil eine allgemeine Aehnlichkeit beſteht. Man

---

[10]) Bei E. Stepan, Das Waldviertel, 7. Bd. (Wien 1937), S. 301 ff.

[11]) M. Sidaritſch wie 8,

[12]) E. Klebel, Zur Frühgeſchichte Wiens; in: Abhandlungen zur Geſchichte und Quellenkunde der Stadt Wien 4 (1932), S. 19 ff.

[13]) Siehe unten S. 8—9.

[14]) Wie oben 8) und 9).

kann am beſten mit einem Vergleich aus der Kunſtgeſchichte kommen: jeder Kunſthiſtoriker würde es ſchärfſtens ablehnen, das Straßburger Münſter, die Frauenkirche in München und das Neue Münchner Rathaus auf dem gleichen Blatt einer nach Stilen vorgehenden Kunſtgeſchichte zu behandeln, bloß, weil ſie gotiſch ſind. So iſt das mit der Weilerflur.

Auch bei der Einödflur mag ſich manche Schwierigkeit erheben. Die Weingartenflur als beſondere, durch die Verwendung unterſchiedene Abart der Gewannflur iſt ein zeitlich ſo eng begrenzter Ausſchnitt (im Weſentlichen zwiſchen 1100 und 1400 angelegt), daß ſie nicht weiter ſtört, ſolange nicht die Frage geſtellt wird, wie die Flur vor der Anlage der Weingärten ausgeſehen haben mochte.

Aber noch nach einer weiteren Seite bietet die Gradmannſche Einteilung Hinderniſſe; da nicht nur die Aecker, ſondern auch Wieſen und Waldteile auf die Flurtypen aufgegliedert werden, tauchen z. B. bei Sidaritſch im Aichfeld bei Judenburg oder bei Schmid im Roſental plötzlich Gewannfluren mitten in der Weilerflur auf, die nichts anderes ſind, als aufgeteilte Allmenden.

All dieſen Schwierigkeiten iſt nur abzuhelfen, wenn einmal die bisherigen Typen zergliedert und beträchtlich vermehrt werden, wenn dann weiter die Siedlungsgröße der Typenbildung möglichſt ausgeſchaltet und was noch zu erörtern ſein wird, gewiſſe Rechtsbeziehungen beachtet werden ſowie Erweiterungen der Flur, die ſchon aus den Namen erkennbar ſind (wie bei Neuriſſen, Reutäckern uſw.), von vornherein geſondert behandelt werden. Ich weiß, daß dieſe Forderungen nicht im Sinn der Geographie ſind, die auf Regelmäßigkeiten, wo nicht auf Geſetze losſteuert; auch iſt mir ſehr klar, daß die Ueberſichtlichkeit von Flurkarten unter einer Fülle von Einzelheiten leiden kann; man wird eben größere Maßſtäbe nehmen müſſen, als Sidaritſch und Schmid ſeinerzeit verwendet haben und verwenden konnten.

Als den wichtigſten Schritt, der in letzter Zeit gemacht wurde, um die Mängel, die die Gradmannſche Einteilung für die Zwecke der Siedlungsgeſchichte aufweiſt, zu beheben, ſehe ich den neueſten Verſuch von Weigl[15] an. Weigl hat im Waldviertel ohne Rückſicht auf die Größe der Siedlungen nur das Verhältnis von Haus und Flurteil ſeiner Einteilung zu Grunde gelegt und damit eine ebenſo reiche wie zeitlich eindeutig geordnete Stufenfolge von Flurformen erhalten, die im Gradmannſchen Syſtem wahrſcheinlich lediglich als Gewannflur oder Gelängeflur aufgetaucht wären. Als Grundzug der Entwicklung ſieht er eine immer engere Verbindung von

---

[15]) H. Weigl bei E. Stepan, a. a. O. S. 326 ff. und die Karte der Flurformen als Beilage.

Haus und Acker, vielleicht mit dem Ziel, die Arbeit zu rationalisieren und damit die Waldhufenflur als Ende der Entwicklung. Der von ihm verwendete niederösterreichische Ausdruck „Lüß" entspricht dem sonst üblichen Gewann. Nur Einödhöfe und Weingärten sind noch von der alten Einteilung übrig geblieben. Es ist freilich die Frage, ob dieser Versuch nicht genau so wie die Gliederung der Dorfpläne bei den Haufendörfern an der ältesten Gruppe von Fluren, den „unregelmäßigen Blöcken" und „Streifen" bei Weigl seine Grenze finden wird.

Es scheint mir sowohl von den Dorfgrundrissen wie von den Flurplänen her, deren enger Zusammenhang bei Weigl wie bei Klaar erkennbar wird, notwendig, nach Mitteln und Wegen zu suchen, die Haufendörfer und die Fluren unregelmäßiger Einteilung (Weilerflur bei Sidaritsch und Schmid) weiter aufzugliedern und zu untersuchen. Denn für die lange Zeit von der bajuwarischen Landnahme bis gegen 1000 sind sie heute der einzige Typ, während für die halb so lange Fortentwicklung der Siedlung zwischen 1000 und 1250 genug andere Typen zeitliche Abstufungen ermöglichen.

Mir scheint der Weg dazu — ohne daß ich neue Einzeluntersuchungen vorlegen könnte — von der Seite des Rechtes gegeben. Vor 1800 hat man zumeist Haus und Flur, nicht wie wir, als zweierlei, sondern als Einheit gesehen. Es gibt Ausnahmen von dieser Einheit in Bayern als „walzende Stücke", in Niederösterreich als „Ueberländ" bezeichnet, Stücke von Aeckern und Wiesen, die nicht zum Haus gehören, die teils Nachrodungen, teils zerteiltes Herrenland, teils in Niederösterreich Weingärten und zu Aecker oder Wiesen verwandelte Weingärten sind. Nur im Westen Altbayerns und im Weingartengebiet Niederösterreichs nehmen diese Sonderstücke einen solchen Umfang an, daß sie allein die Flurteilung bestimmen. Sonst überwiegt überall der Zusammenhang von Haus und „Hausgrund", wie man in Niederösterreich sagt. In Bayern, Salzburg, Kärnten und Steiermark ist die Einteilung der Häuser im Dorf nach der Größe des zugehörigen Ackerlandes auch noch in den Katastern ersichtlich, in Niederösterreich ist diese Einteilung nicht so leicht erkennbar, weil sie in den Weingartendörfern früh zerrissen und in den andern Dörfern durch die um 1590 eingeführte Häusersteuer zurückgedrängt wurde. Die vier erstgenannten Länder nehmen die Hube als Grundlage, eine kleinere Einheit ist in Altbayern das Lehen (halbe Hube), in Salzburg das Viertel Ackers; das Kleinhaus heißt in Altbayern Sölde wie in Franken, in Kärnten und Steiermark mit einem Lehnwort aus dem Slawischen, das seinerseits wieder germanischer Herkunft ist, Keusche. In Niederösterreich ist Lehen die Haupteinheit, die Hofstatt gilt als dessen Achtel. Oberösterreich dürfte hierin Bayern näher stehen, nur das Mühlviertel zum Teil mit Niederösterreich gehen, ebenso der

Bayeriſche Wald. Als noch größere Einheit gilt überall der Hof, ein alter Wirtſchaftsmittelpunkt.

Dieſe Siedlungseinheiten, die keineswegs ſtets flächengleich, ſondern in Altbayern wie Kärnten und Steiermark ungefähre Ertragseinheiten ſind, bieten die Möglichkeit, Aelteres und Jüngeres zu ſcheiden. Zunächſt kann der Satz gelten: Kleinhäuſer ſind Anlagen nach 1500; nur in den niederöſterreichiſchen Weingartendörfern gehen ſie bis über 1300 zurück. Es muß alſo bei Haufendörfern zunächſt verſucht werden, das Dorfbild zu bereinigen, indem man alle Kleinhäuſer unbeachtet läßt; bei den Flurformen ſind ebenſo alle Waldfluren, Nachrodungen, Ueberlände, Gemeinfluren auszuſchalten. Nach den Forſchungsergebniſſen von R. Preuß[16]) für das mittlere Mölltal in Kärnten ſind die alten Haupthäuſer des Dorfes in dieſer Gegend auch mit den größten und dem Dorf nächſtliegenden Waldteilen ausgeſtattet. Am ſtärkſten trifft dieſe Bereinigung die großen Pfarrdörfer, die meiſt erſt nach 1500, oft von irgend einer Herrſchaft bevorzugt, ſo angewachſen ſind, wie etwa in Kärnten Himmelberg, Radenthein, Afritz, aber auch kirchloſe Orte wie Rennweg im Katſchtal und Seebach bei Villach.

Dieſes ſo geſchichtlich bereinigte und umgewertete Dorf- und Flurbild wird meiſt erſt dann zu deutlichen Ergebniſſen führen, wenn man die einzelnen Grundherrſchaften einträgt. Es wird natürlich kaum möglich ſein, dieſen Vorgang überall dort durchzuführen, wo es erwünſcht wäre, aber es muß eine größere Anzahl von Dörfern verſchiedener Gebiete in dieſem Sinn unterſucht werden. Die Unregelmäßigkeit des Haufendorfes wird ſich dann wahrſcheinlich auf ein Syſtem weniger großer Haupthöfe zurückführen laſſen. Sind einmal etliche Haufendörfer in dieſer Art unterſucht, ſo werden ſich auch neue Wege zu einer Betrachtung der Grundriſſe von Dorf und Flur, vor allem mit Hilfe des Wegnetzes finden laſſen und an die Stelle der derzeitigen unüberſichtlichen Gruppe Haufendorf und Flur mit unregelmäßigen Blöcken werden kleinere, zeitlich enger begrenzte Untergruppen treten können, was für die Siedlungsgeſchichte entſcheidend iſt.

Ueberblickt man die bisherige Arbeit auf dem Gebiet der Dorf- und Flurformenforſchung, ſo wird man ſagen müſſen, ſoviel wir hier der älteren Forſchung, vor allem Gradmanns Anregungen und Sidaritſch verdanken, der Weg führt von ihrer Art der Einteilung weg. Sind die Typen der Dorf- und Flurgrundriſſe für die Zeit des Ausbaus und der Beſiedlung urſprünglichen Waldlandes heute bereits ſo feingegliedert, daß engere Zeitanſätze möglich ſind, ſo erfordert die Unterſuchung der älteſten Sied-

[16]) R. Preuß hat eine ſehr ausführliche Diſſertation über die Siedlungsgeſchichte des mittleren Mölltals bei R Krebs in Berlin verfaßt, die ich vorderhand nur aus mündlichen Angaben kenne.

lungstypen, der Haufendörfer und ihrer Flur noch neue Einzeluntersuchungen.[17])

Ehe die Benennungen der Dörfer und ihrer Teile uns beschäftigen sollen, muß noch von einem Mittel gesprochen werden, mit welchem man bei schwierigen Fällen der Flurgliederung mitunter Auskunft erlangen kann, vom Wegnetz.[18]) Noch kurz vor 1800 hatten die Wege meist sehr bestimmte Namen und eng begrenzte Zwecke, wie die Kirchsteige, Markt- und Stadtwege, Heugassen und Viehtriften. Eine Untersuchung des Wegnetzes kann nie für ein einzelnes Dorf, sondern stets nur für eine enger zusammengehörende Gruppe von Orten, also etwa eine Pfarre oder einen Herrschaftsbezirk vorgenommen werden. Jede solche Untersuchung wird Fern- und Nahwege zu sondern haben. Die Fernwege geben in manchen Fällen nur den Rahmen für die Siedlungen ab, ihre Untersuchung gehört ins folgende Kapitel; eine Ausnahme liegt dann vor, wenn sich im Gebiet der Einödflur der Fernweg, meist ein Almfahrtweg, als das Rückgrat der ganzen Siedlungsanlage erweist. So ist z. B. in Gnesau in Kärnten die heutige Landstraße von Beginn der Ortschaft Weißenbach bis nach Maitratten deutlich erkennbar eine Verbreitung des alten Hauptwegs, längs dessen die Einzelhöfe, vermutlich um 1150, entstanden. Aber keineswegs in jedem Fall ist der heutige Fahrweg auch der alte. In dem Gnesau benachbarten Teuchengraben wissen die Bauern noch sehr genau, daß nicht der heutige Fahrweg am Bach, sondern der oberste bei den Häusern der älteste ist; ihm entlang sind auch die Einzelhöfe angelegt. Oder die um 1180 entstandene Dorfsiedlung von St. Lorenzen in der Reichenau in der gleichen Gegend gewinnt ihren Sinn erst durch einen Fernweg, der von Sirnitz über die Drei Kreuze in die Saueregen und von dort nach Reichenau Winkel und vielleicht weiter entweder in die Stangalm oder in die Werchzirmalm führte. Aehnliche Beobachtungen glaube ich in der Gegend westlich von Aspang in Niederösterreich (Neuwald) an der Hand des Katasters gemacht zu haben.

Untersuchungen des Wegnetzes sind selbst mit Spezialkarten gar nicht und mit Katastern keineswegs immer zu machen. Kenntnis der Gegend, Abwandern geben erst den richtigen Blick. Dann erst kann man den Fernweg vom Bauernfahrweg von Haus zu Haus mit seinen vielen Krümmungen und Rastplätzen, den Holzweg vom Almweg, den später entstandenen Kirchsteig vom Weg, der vor der Siedlung da war, unterscheiden. Die großen Pfarrdörfer dürfen den Betrachter hiebei wenig irre machen; denn sie bestehen meist aus Kleinhäusern und haben vor 1500 nur aus ein paar Huben bestanden. Die Wege haben alle ihre Ziele und diesen Zielen auf

---

[17]) Ein Versuch dieser Art liegt vor bei H. Winz, Berliner geographische Arbeiten, 2. Heft 1933.

[18]) wie 12) S. 30 ff.

die Spur kommen, bedeutet die einzelnen Siedlungen gegeneinander werten. Kennt man die politiſchen, wirtſchaftlichen und kirchlichen Mittelpunkte der Gegend auch nur beiläufig, ſo wird man aus dem Wegnetz genug an Unterſcheidungen gewinnen. Freilich, auch hier iſt die Abweichung, die die Siedlungsgeſchichte von der Betrachtungsweiſe der Geographie machen muß, eine beträchtliche; wie der Siedlungsgeſchichte im Dorf die Häuſer nicht gleichwertig, — dieſe Gleichwertigkeit liegt in der modernen Numerierung —, ſondern ihrer Hubengröße nach ſehr verſchiedenartig erſcheinen müſſen, ſo in einer größeren Landſchaftseinheit die einzelnen Ortſchaften an Hand des Wegnetzes. Die Methodik der Geſchichtswiſſenſchaft verlangt eben ein Abgehen vom Nivellieren, eine Betrachtung ſelbſt toter Dinge, faſt möchte ich ſagen, als Perſönlichkeiten.

Dorf, Fluren und Häuſer haben ihre Namen. Die Namenkunde iſt derjenige Wiſſenszweig, der dort weiterhilft, wo Dorf- und Flurformunterſuchung verſagen. Es iſt ein Gebiet, auf dem ſchon viel aufgearbeitet und geſchaffen wurde; Steiermark und Oberöſterreich beſitzen Ortsnamenbücher[19]) und Anſätze zu ähnlichen in Niederöſterreich wie in Kärnten ſind vorhanden. Der enge Zuſammenhang mit dem Stand der Quellenausgaben iſt ja deutlich erſichtlich. Es gibt für Altbayern eben zu wenig neuere Urkundenbücher, ſondern vorwiegend nur die Ausgaben des Monumenta Boica daher auch kein geſchichtliches Ortsnamenbuch, obwohl die Ueberlieferung hier ganz anders fließt, als in den Alpenländern; es gibt auch erſt ſeit kurzem ein Südtiroler Urkundenbuch, daher kein Tiroler Ortsnamenbuch.

Die Deutung rein deutſcher Ortsnamen iſt ja verhältnismäßig leicht; die Probleme beginnen erſt bei den eingedeutſchten Namen. Im deutſchen Südoſten iſt es vor allem die große Zahl eingedeutſchter ſlawiſcher Namen, deren Entlehnverhältniſſe zuerſt Primus Leſſiak unterſucht hat;[20]) die Arbeiten von R. Much, E. Schwarz, E. Kranzmaier, W. Steinhauſer und H. Weigl[21]) haben ſeither unſere Kenntnis hier ſo erweitert, daß die Vorſtöße der Bajuwaren gegen die Slowenen wie gegen die

---

[19]) J. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark. Graz 1900, K. Schiffmann, Hiſtoriſches Ortsnamenlexikon von Oberöſterreich. Linz 1935.

[20]) P. Leſſiak, Die Kärntner Stationsnamen, Carinthia I 1922, S. 000. München 1931; E. Kranzmaier, unter vielen andern: Etymologiſche Beiträge zur Entſtehung des karantaniſchen Herzogtums, Carinthia I 1925, 65 ff. Zur Ortsnamenforſchung im Grenzland, Zeitſchr. f. Ortsnamenkunde 1934, 105 ff.; Walther Steinhauſer, unter vielen andern: Die Ortsnamen des Burgenlandes, Mitt. d. ö. Inſt. f. Geſchichtsf. 45, 285—321. Die genetiviſchen Ortsnamen in Oeſterreich, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften phil.-hiſt. Kl. 206/1 (1927),

[21]) R. Much bei O. Abel, Wien, ſein Boden und ſeine Geſchichte. Wien 1924, S. 248 ff.; E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle, München 1931.

Tſchechen heute auch ohne erzählende Quellen für das Ende des 7. und das 8. Jh. ſich darlegen laſſen.[22]) Weit weniger erforſcht ſind die deutſch-ladiniſchen Beziehungen in Tirol;. denn die Mehrzahl der vordeutſchen Namen Tirols ſpottet auch heute noch jeder Deutung; was Schwaz, Telfs, Natters, Ampaß, Silz und wie ſie alle heißen bedeuten, wiſſen wir nicht; zudem ſind dieſe Namen meiſt erſt aus dem 11. Jh. überliefert, wo die urſprünglichen vielſilbigen Formen infolge neuer Betonungsverhältniſſe bereits ſtark abgeſchliffen und zuſammengezogen wurden, daß ohne ſehr genaue ſprachgeſchichtliche Rückſchlußmethoden alle Deutungsverſuche abprallen. Das Wenige, was an gleichartigen Ortsnamen auf altbayeriſchem Boden vorliegt, macht demgegenüber geringere Schwierigkeiten; es ſind im Weſentlichen zwei Neſter, das eine von Iſchl im Salzkammergut bis nach Reichenhall und von Kuchl bis Gnigl und Eugendorf öſtlich Salzburg reichend und das andere von Pfunzen bei Roſenheim herüber bis an die Mangfall mit Irſchenberg, Schlierſee (Sliers), Lauß, Peiß, Schwibich, Valley, Fellach. Im Werdenfelſer und Tölzer Gebiet beſchränkt ſich dieſe Namengruppe gruppe mehr auf Almnamen, z. B. Finſterminz (finis terrae montium) unterm Brauneck bei Lenggries, dann auf die bekannten vordeutſchen Ortsnamen Parten-kirchen und Scharnitz.

Aber auch bei den reindeutſchen Ortsnamen iſt keineswegs ſchon alles getan. Zwei Fragen ſind hier zu klären: die eine iſt die von J. Sturm[23]) angeſchnittene, dann auf Anregung von O. v. Mittis in Wien[24]) dort vielfach erörterte nach der Deutung der Perſonennamen in den Ortsnamen. Was bei E. Förſtemann in Anſätzen vorhanden iſt, muß hier erweitert werden. Die Vielzahl deutſcher Namen in den urkundlichen Quellen ſeit 750 muß auch die Möglichkeit geben, eine Untergliederung der älteſten Namengruppen der deutſchen Ortsnamen nicht nur nach den Bildungsſilben und Grundworten, ſondern auch nach den Perſonennamen zeitlich durchzuführen. Ich neige immer wieder zu der Vermutung, daß in den — ing-Namen, deren Beſtimmungswort einſilbig iſt, keineswegs in jedem Falle ein Perſonenname ſtecken muß. Sollte nicht ſchon bei der Landnahme jene Möglichkeit beſtanden haben, die aus dem 8. Jh. im Ennstal nachweisbar iſt, daß nämlich die fremde Endung, deren Sinn verſtanden wurde, überſetzt wurde, während das Beſtimmungswort unüberſetzt blieb? Im Ennstal hat man die ſlawiſche Lokativendung — ah durch — arn verdeutſcht. Könnte bei manchen — ing-Namen nicht ein — aco, — ico, oder — ino ebenſo behandelt worden ſein? Etwa bei Paſing oder Ampfing?

---

[22]) E. Klebel, Volk und Reich 1934, 1—2 Beiheft.

[23]) J. Sturm, Die Anfänge des Hauſes Preiſing. Schriftenreihe der Kommiſſion für bayriſche Landesgeſchichte 8, (1900).

[24]) Ich möchte hier Herrn Hofrat O. v. Mittis für zahlreiche Anregungen ebenſoſehr danken wie meinem Freund K. Lechner.

Die Gedanken von Sturm und Mittis gehen von der Tatsache aus, daß im Gefolge gewisser Grafengeschlechter Zeugen mit bestimmten, wiederkehrenden Namen auftauchen, die damit Anhaltspunkte für eine Zuweisung der Orte, in welchen diese Personennahmen vorkommen, an bestimmte Kreise gestatten würden. Man könnte z. B. Ettiching bei Niederbergkirchen im Bezirksamt Mühldorf darauf verweisen, daß in der Umgebung eines Edlen Erchanger, der als Vogt der Frau eines Salzburgischen Dienstmannes offenbar in engeren Beziehungen zum Erzstift steht, ein Etich erscheint[25]), der der Familie entstammte, die diese kleine, nur aus einem Hof und einer Hube bestehender Siedlung den Namen gab; oder die Frage aufwerfen, in welchem Zusammenhang mit dem bayerischen Statthalter Ernst (etwa 843 bis 861)[26]) Siedlungen wie die verschiedenen Ernsting stehen. Es sind schon günstige Fälle, wenn Ottakring bei Wien mit Ottakrin bei Prien infolge der Seltenheit des Personennamens zusammengebracht werden kann[27]) und beide Ortsnamen auf die Ahnen der im 10. Jh. im Chiemgau als Grafen nachweisbaren Otachare zurückgeleitet werden können oder wenn sich für Donnerskirchen am Neusiedlersee, älter Tundelskirchen, eine einzige Erwähnung eines Mannes Tundolt oder Tundolf in einer Salzburger Tradition um 1000 bietet.[28]) Manche schöne Beobachtung hat hier in der Regensburger Gegend H. Dachs gebracht.[29])

Die andere Hauptfrage bei der ganzen älteren Gruppe deutscher Ortsnamen auf —ingen, —hofen, —hausen, —stetten, —ham, —dorf ist jene nach dem rechtlichen und wirtschaftlichen Sinn dieser Bezeichnungen. Wenigstens bei einigen derselben lassen sich Deutungen geben: Hof ist immer ein Wirtschaftsmittelpunkt der von der Grundherrschaft unmittelbar verwaltet wird; besonders der Viehof des 11. u. 12. Jh.s; im Gegensatz dazu ist das Haus nur ein Einzelstück, eine Wohnung, vor allem ohne das im Hof vereinigte Vieh, die Stätte gar nur ein Lagerplatz. Das Wort = dorf bedeutet in Ulfilas gotischer Bibelübersetzung den Acker des Töpfers, der aus dem Blutgeld des Judas erworben wird, also nach modernem Sprachgebrauch ein „Vorwerk" eines Rittergutes. Für Ulfilas ist heims einer der Ausdrücke für eine größere Siedlung. Ueber den Sinn der — ing-Namen haben ja A. Dopsch und S. Riezler heftig gestritten;[30]) grund-

---

[25]) W. Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch 1, 183 Nr. 19; 185 Nr. 21.

[26]) Vgl. über diesen E. Dümmler, Jahrbücher des Deutschen Reiches, 2, 20 ff.

[27]) Wie oben 12) S. 23.

[28]) Salzburger Urkundenbuch 1, 260 Nr. 14.

[29]) Hans Dachs. Germanischer Urabel im frühbairischen Donaugau, Verhdlg. des hist. Vereins von Oberpf. u. Regensburg, 1936, 179 ff.

[30]) A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europ. Kulturentwicklung 1. Wien 1918, 1, S. 309 ff.; S. Riezler, Geschichte Bayerns, 2. Auflage, München 1925. I.

herrſchaftliche und Sippenſiedlung waren die gegenteiligen Vorſchläge. Die Zahl der Siedlungen mit — ing-Namen, die für eine Sippenſiedlung zu klein ſind, iſt nicht gering; dazu ſind dieſe naturrechtlichen oder gar von fremden Völkern entlehnten Vorſtellungen mancher Rechtshiſtoriker heute wohl mehr oder weniger begraben. Aber was die rechtliche und wirtſchaftliche Bedeutung des — ing-Namens eines Dorfes war, wiſſen wir trotz des Streites noch immer nicht, weil Einzelunterſuchungen, die auch Fluraufbau und Herrſchaftsgeſchichte berückſichtigen würden, fehlen. Ich hoffe ſeit langem in der Freiſinger Gegend mit ihren vielen Urkunden aus der Agilolfinger- und Karolingerzeit einmal etliche Siedlungen mit alten Namen nach dieſer Seite hin unterſuchen zu können und auf dieſem Weg zu beſtimmteren Vorſtellungen über die Rechtslage der — ing-Dörfer zu gelangen. Ob es möglich iſt, muß ſich erſt zeigen.

Es iſt, wie bei den Dorf- und Flurformen; die Siedlungsgeſchichte muß an das bisher von anderer Seite Erarbeitete mit geſchichtlichen Frageſtellungen herantreten; ſie muß immer wieder die Einheit des Einzeldorfes als bauliche, wirtſchaftliche und rechtliche in den Vordergrund rücken und Beziehungen zu andern geſchichtlichen Erſcheinungen gleichen Ranges ſuchen, will ſie weiterkommen. Die Ortsnamenkunde verſagt im gemiſchtſprachigen Gebiet; denn die deutſche Form eines nichtdeutſchen Ortsnamens gibt nur an, wann dieſer Ort deutſchen Herren bekannt wurde, nie aber, wann er endgültig deutſch wurde.

Sehr viel kürzer als über die Ortsnamen kann man ſich über *Flurnamen* und *Hausnamen* faſſen. Keineswegs alle Flurnamen ſind intereſſant; namentlich die großen Felder bieten in ihrer Namengebung gewöhnlich mehr als wenig. Ob ſie wie in Niederöſterreich Ober-, Mitter- und Unterfeld oder wie in Altbayern nach den anſtoßenden Ortſchaften heißen, iſt für die Siedlungsgeſchichte ohne Bedeutung. Wichtig iſt dagegen, ob die Dreizahl eingehalten oder überſchritten iſt, und welche Bezeichnungen bei einer Mehrzahl von Feldern auf Nachrodungen, abgekommene Siedlungen, früher andere Verwendung ſchließen laſſen. Mehr Intereſſe als die Namen der Felder beanſpruchen jene von Wieſe und Wald, beſonders wenn ſie über Ereigniſſe (Toter Mann, Streitgern) oder Beſitzer Auskunft geben (Puchheimerin, eine Wieſe bei Traiskirchen in Niederöſterreich) oder von beſonderer Verwendung erzählen, wie die Galgenbichl und -berge oder über Fernwege Auskunft geben, wie die Straßäcker. Was dagegen Namen anlangt, die nur von der Flurform genommen ſind wie Gern, Scheiben, Fürhappen, wird die Siedlungsgeſchichte damit wenig anfangen können. Wichtig werden dagegen alle nichtdeutſchen Namen. Ob die Flurnamen gleich alt ſind wie jene der Siedlungen, iſt nicht geklärt; ich möchte dazu neigen, ſie vielfach für jünger zu halten.

Eine beſondere Gruppe von Flurnamen, die auf ihr Vorkommen in ganz Deutſchland beſonders zu unterſuchen wäre, ſind die Weingartennamen. Goldberge, Fette Henn, Magere Henn und wie ſie alle heißen mögen, gibt es nicht nur in Niederöſterreich, ſondern auch im deutſchen Weſten. Wie ſie gewandert ſind und was daraus für die Geſchichte des Weinbaues zu ſchließen iſt, ſei die Aufgabe einer Unterſuchung, die über die Umlegung älterer Ackerſiedlungen zu Weingärten aufklären könnte. Da mit dieſer Umlegung die Umwandlung der alten Dörfer mit wenigen Höfen oder Huben in ſolche mit zahlreichen Kleinhäuſern Hand in Hand geht, was ſich für die Weingartendörfer um Wien in den Traditionen von Kloſterneuburg um 1200 noch erkennen läßt[31]), hat hier eine Flurnamenfrage erhöhtes Intereſſe für die Siedlungsgeſchichte größerer Gebiete.

Unter den Hausnamen iſt ebenfalls für die Siedlungsgeſchichte Wichtiges von weniger Wichtigem zu trennen. In den Vordergrund möchte ich die Namen der Einzelhöfe rücken. Sie ſind eigentlich Ortsnamen, die vielfach auf die Anlage der Höfe zurückgehen, ja mitunter ältere Flurnamen ſind, die ſchon vor den Höfen da waren. Die Namen der Höfe und Huben in den Dörfern, ſind, ſoweit hier die Urbare der Grundherrſchaften Einblicke geſtatten, weſentlich jünger, meiſt erſt mit der Anlage der Urbare feſtgeworden und daher meiſt der Zeit zwiſchen 1300 und 1600 zuzuweiſen, alſo für die Siedlungsgeſchichte außer in gemiſchtſprachigen Gebieten ohne Bedeutung. Kleinhäuſer haben in Altbayern wie in Oeſterreich erſt um 1750 ihre endgültigen Namen erhalten, ſind alſo völlig zu vernachläſſigen. Flur- und Hausnamen gewinnen erhöhte Bedeutung, wo die allmähliche Eindeutſchung eines Gebietes feſtgeſtellt werden ſoll.

Es iſt auch bei Flur- und Hausnamen ſo wie im Dorfbild des Haufendorfes: unſere Betrachtung, die alles gleichmäßig aufnimmt und zunächſt gleichwertig als wiſſenſchaftlichen Rohſtoff anſieht, geht damit an der dem Mittelalter ſelbſtverſtändlichen und für die Siedlungsgeſchichte entſcheidenden Ungleichwertigkeit der Siedlungen, Höfe und Fluren vorbei; die ſiedlungsgeſchichtliche Auswertung des von Volkskunde, Architekturgeſchichte, Geographie und Sprachwiſſenſchaft gebotenen Rohſtoffes ſetzt die Herſtellung dieſer Ungleichwertigkeit voraus; ſie ſetzt zugleich die Rückſicht auf die geſchichtlichen Zuſtände, beſonders im Rechtsleben und die Vorſtellung von der Einheit der Siedlung nach jeder Seite voraus.

Zugleich zeigt ſich auf Schritt und Tritt, daß nicht nur die Landnahmezeit, ſondern auch die Karolingerzeit trotz aller Quellen und Literatur noch lange nicht ſo aufgehellt iſt, daß wir von der bruchloſen Entwicklung, die anzunehmen wir alle Urſache hatten, den Vorteil hätten, den wir erwarten.

---

[31]) wie 12).

Oder iſt etwa mit dem Abſchluß der Hochfreien als Schichte um 1000 im bayeriſchen Rechtsgebiet doch eine Art Revolution erfolgt, die vorderhand den Durchblick nach rückwärts verhindert? Es iſt ja ſeltſam, überall beginnen hier die Rätſel. Das Haufendorf mit unregelmäßiger Flur, die rechts- und wirtſchaftsgeſchichtliche Deutung der Ortsnamengruppen, die Erklärung der Perſonennamen und des Verhältniſſes ihrer Träger zur Siedlung, das alles ſind Fragen, die wir abgrenzen, aber vorderhand nicht löſen können, die wir aber löſen müſſen, wenn wir zu einer Geſchichte der Landnahme kommen wollen, die das letzte Ziel einer Siedlungsgeſchichte ſein muß.

Die Siedlung als Einheit zu ſehen, demgemäß Dorf- und Flurform ſamt den Namen gemeinſam zu betrachten, in Schichten nicht nur nach einer Richtung, ſondern nach jeder Richtung zu ordnen, innerhalb der Schichten möglichſt viele Einzelentwicklungen zu ſehen, bis die Siedlungen oder Siedlungsgruppen zu Einzelperſönlichkeiten, wenn man ſo ſagen darf, werden, das iſt das methodiſche Ergebnis dieſes Abſchnittes. Noch ſtehen viel Fragen offen, vor allem was die Zeit von 500—1000 anlangt. Wir wiſſen darüber weniger, als man nach dem Stand der Forſchung annehmen möchte.

3) Das Land.

Das Land iſt hier ſowohl als Zuſammenfaſſung aller Vorausſetzungen der Siedlung wie als deren Umwelt verſtanden. Daher werden es zunächſt die Urlandſchaft, dann die vordeutſche Beſiedlung und ſchließlich die Verkehrswege des Landes ſein, deren Bedeutung für die Siedlungsgeſchichte hier zu ſchildern iſt.

Am meiſten erfährt man über die ſog. Urlandſchaft durch Fundkarten der vorgeſchichtlichen Kulturen. Für den größten Teil des deutſchen Südoſtens geben die auch dem Laien auf dem Gebiet der Vorgeſchichte leicht zugänglichen Angaben über die Funde der Römerzeit ein Hilfsmittel, um die Siedlungsgrenzen bei der deutſchen Landnahme feſtzuſtellen. Sie ſind natürlich nicht genau dieſelben, wie ſie die Urlandſchaft um etwa 2000 v. Chr. beſaß. In dieſer Feſtſtellung früherer Siedlungsgebiete liegt die Hauptbedeutung der Vorgeſchichtsforſchung für eine Geſchichte der deutſchen Siedlung. Von der Bedeutung derſelben für die Frage nach der Art der Siedler ſoll ſpäter geſprochen werden.[31a])

„Die „Urlandſchaft" wird durch die Fundkarten geſchildert und umgrenzt, ſoweit ſie beſiedelt war. Nach der entgegengeſetzten Seite, nämlich über die ſiedlungsleere oder ſiedlungsarme Waldlandſchaft unterrichten einerſeits Ortsnamen, andererſeits unmittelbare Nachrichten über Forſte und Wälder. Es iſt daher nicht nur notwendig, eine Fundkarte, mindeſtens für die Römerzeit ſüdlich der Donau für jedes Gebiet, deſſen Siedlungsgeſchichte

[31a]) Vgl. unten S. 41 ff.

geklärt werden ſoll, ſondern ebenſo eine Karte aller Ortsnamen, die durch Angabe von Baumnamen oder Rodungsbezeichnungen (—loch, —wang, —reit, —ſchlag, —grün) in Beziehung zum Wald ſtehen, anzulegen.

Nachrichten über Forſte gibt es genug; denn die Forſte erſcheinen meiſt im Beſitz der Landesfürſten; man denke nur an den Prater und Wiener Wald und die lange Reihe von Forſten ſüdlich München. Es iſt ein breiter Streifen Wälder, der quer durchs Voralpenland zog und erſt am Lech unmittelbar an die Voralpen ſtieß. Das Gebiet von Weſſobrunn und Dieſſen, das Waldgebiet um Andechs, der Forſtenrieder, Grünwalder, Hofoltinger und Ebersberger Forſt ſind ja heute noch als Waldgürtel deutlich erkennbar. Am Inn ſind es die 1025 und 1027 bezeugten Forſte des Königshofes Altötting[32]), ſpäter bis auf einen kleinen Teil, den Oettinger Forſt mit Einzelhöfen beſetzt, an welche ſich nach Oſten die ebenfalls urkundlich 1025 genannten Forſte des Weilhart und Höhnhardt anſchließen. Die Auflöſung der Königsforſte um Altötting in Einzelhofſiedlungen gibt uns zu allermindeſt das Recht, auch die ſpätere Grafſchaft Haag und die Gegend nördlich von Gars, ſoweit ſie mit Einöden bedeckt iſt, als alten Forſt anzuſprechen und damit die Lücke zwiſchen dem Ebersberger Forſt und dem Inn zu ſchließen. Aus den gleichen Gründen wird man die Gegend von Rottenbuch, von Beuerberg und ſüdlich von Warngau zu dieſen Waldgebieten zu zählen haben und ebenſo beträchtliche Teile von Oberöſterreich, beſonders Teile des öſtlichen Abhangs des Hausrucks. In Niederöſterreich ſind drei rieſige Waldmaſſen wie Sperren an und über die Donau gelegt, geweſen, der Ennswald zwiſchen St. Valentin und Amſtetten, der Aggswald, heute Dunkelſteiner Wald und der Wiener Wald. Von Norden hat ſich der Bayeriſche Wald nach Ausweis der Siedlungsformen um 900 noch bis nahe an die Donau geſchoben und nur die Gegend nördlich von Niederaltaich und Vilshofen wie Riedmark und Machland zeigen alte Ortsnamen. Der dritte Waldgürtel ſchob ſich aus den Voralpen heraus bis an die großen Seen.

Wie ſchon angedeutet, iſt die Tatſache, daß die Königsforſte von 1025 und 1027 ſich ſpäter als rieſige Gebiete voll Einödhöfen genau in der Hand jener Grundherren erweiſen, denen die Forſte zufielen, nämlich des Erzſtifts Salzburg und des bayeriſchen Herzogs, die Grundlage für die von mir wiederholt vertretene[33]) Anſicht, daß die Siedlungsform des Einzelhofes aufs engſte mit der Rodung dieſer Waldgebiete zuſammenhängt. Gewiß hat es auch ſchon eine ältere Schichte von Rodungen, vermutlich in weniger geſchloſſenem Miſchwald gegeben, die noch — ing-Namen als Siedlungs-

[32]) F. Martin, Salzburger Urkundenbuch 2, Nr. 73, 75, 76.

[33]) Zuerſt Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung 2, 57 ff. (Leipzig 1930); dann Carinthia I, 1935, 221.

namen erhielten. Ihr Alter muß jedoch erſt näher unterſucht werden. Vorderhand geht es hier ſo, wie bei den Dorf- und Flurformen: in der Karolingerzeit ſind Einzelheiten ununterſcheidbar.

Es gibt noch ein weiteres Mittel, um die Waldgrenzen auch der Agilolfingerzeit feſtzuſtellen, nämlich die Lage der alten Klöſter. Ausnahmen ſtädtiſcher Klöſter, wie in den Biſchofsſtädten können nicht darüber hinwegtäuſchen, daß namentlich die iroſchottiſchen Mönche Klöſter an beſonders einſame Stellen legten. Sie hatten ja erſt auch kaum Grundbeſitz, die großen Voralpenſeen boten mit ihren Fiſchen die nötige Nahrung. Die Kloſterreihe Weſſobrunn, Schlehdorf, Benediktbeuern, Tegernſee, Schlierſee, Petersberg, Chiemſee, Mattſee, Mondſee, Altmünſter am Traunſee, Kremsmünſter, St. Pölten kann zugleich als die Grenze des Voralpenlandes im 8. Jh. gelten. Da und dort ſcheinen Rodungen noch um 800 ſich an dieſe geiſtlichen Gründungen angeſchloſſen zu haben wie bei Prien ſüdlich des Chiemſees und in ähnlicher Lage um Niederaltaich.

Auch für das Innere der Alpen geben Angaben über Forſtbezirke wie nördlich und öſtlich von Brixen und im Kärntner Möll- und Lavanttal[33]) Mittel zur Feſtſtellung alter Bewaldung. Wie ſchon Sidaritſch erkannte, hat auch in den Alpen die Einzelhofſiedlung ſich an Stelle alter Wälder ausgedehnt.

Ein eigenartiges Kapitel ſtellen, wie namentlich in Tirol[34]) längſt erkannt wurde, die Almnamen dar; ſie ſind vielfach vordeutſch, während die Talmitte von ſcheinbar jüngeren Orten mit rein deutſchen Namen beſetzt iſt, beſonders deutlich im Oetztal und in der Berchtesgadner Gegend. Die Almwirtſchaft hat eben als vordeutſch zu gelten.

Auch bei dieſen Unterſuchungen über die Begrenzung des Urlandes zur Zeit der bajuwariſchen Landnahme und der Siedlungsvorſtöße in die Alpen wird man ſich von den zwar wertvollen, aber manchmal etwas ſchematiſchen Verſuchen, den urſprünglichen Wald lediglich durch Ergänzung des gegenwärtigen Waldbeſtandes gewinnen zu wollen, hüten müſſen. Derartige Waldgrenzen einer Urlandſchaft mögen vielleicht für 2000 vor Chr. ſtimmen. Die deutſche Siedlungsgeſchichte hat mit jenen frühen Zuſtänden nichts zu tun, ſie beginnt bei der Landnahme und da war der Wald ſicher nicht mehr der alte.

Bei der Frage nach der älteren Beſiedlung, vor allem nach der Fortdauer der Siedlungen kann man nicht bloß nach Fundanhäufungen allein vorgehen; Dopſch[35]) hat unter Kontinuität alles zuſammengefaßt, wo Beziehungen zwiſchen antiken und mittelalterlichen Siedlungen von der

---

[34]) H. Wopfner, in Tirol, Land, Natur, Volk und Geſchichte. 1935. S. 277 ff.
[35]) wie 30) 1, 92 ff.

Uebereinſtimmung des Ortsplatzes bis zum vollen Weiterleben der antiken Siedlung mit antiker Verfaſſung nachzuweiſen waren. Dieſe Verallgemeinerung hat den Wert ſeiner Unterſuchungen ſehr beeinträchtigt. Es kann doch unmöglich dieſelbe Erſcheinung ſein, wenn etwa in Wien nur der Platz der heutigen Stadt und der Römerſtadt zuſammenfallen, letztere um 400 verlaſſen und die neue Siedlung um 850 angelegt, erſt um 1100 in die Römerſtadt hineinwuchs und nicht einmal der Name ſich hielt;. wenn dann etwa in Linz, Wels oder Paſſau Name und Siedlung weitergedauert haben, wenn dann in Augsburg oder Mainz in fränkiſcher Zeit auch das im 5. Jh. zu Grunde gegangene Bistum mit Germanen beſetzt neu erſteht, wenn etwa in Trier ſich mit dem Bistum römiſche Reſte in der Stadt behaupteten, die Stadt aber allmählich germaniſiert wurde oder wenn ſchließlich, wie in Arles, Stadt, Bistum und weltliche Behörden und dazu das romaniſche Volkstum ſich erhalten. Keiner dieſer Fälle iſt dem andern gleich. Genau die gleichen Abſtufungen von Beſiedlungsfortdauer wird man bei kleineren Siedlungen anzunehmen haben — nur daß man ſie viel ſeltener beweiſen kann.

Dazu kommt ein Weiteres: ſtarke Verſchiebungen der Siedlungsart ſowohl in der Spätantike wie bei der deutſchen Beſiedlung. Die Illyrer ſiedelten auf Bergen, nicht im Tal. Die Spätantike erbaute neben der unbefeſtigten Stadt in der Ebene ihre Fluchtburg, legte den großen inneralpinen Limes mit ſeinen vielen Kaſtellen[36]) an. Bei Carumtum habe ich verſucht, in Deutſch-Altenburg die Erdburg nachzuweiſen[37]), die dann von 400 bis 1200 die eigentliche Siedlung geweſen zu ſein ſcheint. In Salzburg ſcheint die Spätantike nur das „castrum superius“ am Nonnberg überdauert zu haben.[38]) Die Beiſpiele dieſer Umſiedlungen ließen ſich noch vermehren. Nur die Donaufeſtungen von Traismauer und Mautern aufwärts haben keine Neuanlage und Umlegung erfahren.

Die alten illyriſchen Bergſitze dagegen, die wie R. Eggers Grabungen, zuletzt am Ulrichsberg nördlich Klagenfurt[39]), zeigen, noch im 5. Jh. beſiedelt blieben, vielleicht ſogar neue Bedeutung gewannen, verlieren dann ſeit 800 dauernd an Wichtigkeit; nur die einſamen Bergkirchen erhalten ſich in etlichen Fällen.

Beides, der Zug der Spätantike auf die Hügel, die Beſeitigung der alten Bergveſten der Vorbewohner nach 800, ſind für das Siedlungsbild ganz entſcheidende Einſchnitte. Was wir aber ſo gut wie gar nicht wiſſen,

---

[36]) Zuerſt von R. Egger, Archäologiſche Jahreshefte 1930 entdeckt; ſeither von ihm, F. Jantſch und anderen weiter erforſcht.

[37]) MJDeG. 47, 75—64.

[38]) Vgl. Salzb.Urk.B. 1, 19; A. Dopſch, Grundlagen 1, 169 E. Barger; Hiſtorical Review 1935.

[39]) R. Egger in Carinthia I, 1937.

iſt, wie nach 300 das flache Land beſiedelt war. Waren da nur Maierhöfe mit Latifundien, ſaßen die Herren hinter den Wällen der Städte? Und wie hatte der Limes in den Alpen mit ſeinen Kaſtellen, Hundertſchaften und Zehnerſchaften von Grenzſoldaten auf eigener Scholle das ganze ältere Siedlungsbild verändert? Ich muß geſtehen, alle dieſe Fragen ſcheinen hier noch ungelöſt. Das Bild der Spätantike iſt noch zu ſehr in Umriſſen, als daß überall Antworten möglich wären. Mir ſcheint es faſt, als wäre an der Donau eine Verſtädterung ſchlimmſter Art infolge der dauernden Unſicherheit eingetreten, als hätte hier die Landnahme vielfach mit der Neuanlage von Dörfern begonnen. Umgekehrt dürfte am Limes in Kärnten das Kaſtell und die dünne Kette der Limitanei-Loſe das Dorf abgelöſt haben und Dörfer erſt wieder von den Slawen gegründet ſein. Nur für Tirol und die vordeutſchen Reſte in Salzburg und den bayeriſchen Voralpen iſt die Fortdauer auch von Dörfern durch die Ortsnamen geſichert.

Die dritte Frage an das Land iſt jene nach den Fernſtraßen. Es ſind im Weſentlichen die alten Römerſtraßen und die großen Verkehrswege durch den rieſigen Nordwald zwiſchen Eger und Krems, die als Fernwege vor der deutſchen Landnahme da waren. Trotz vieler Arbeiten bedarf das Bild der Fernwege in allen lebhafter beſiedelten Gebieten noch der Ergänzung. Wir wiſſen noch recht wenig über die Nord—Südwege in den bayeriſchen Voralpen; innerhalb des Klagenfurter Beckens wie am Oſtrand der Alpen zwiſchen Graz und Neunkirchen ſind noch Lücken in den Straßennetzen, ebenſo an der ſteiriſch-ſalzburgiſchen Grenze. Zur Ergänzung iſt eine möglichſt genaue Sammlung aller Angaben über die Verkehrswege des Spätmittelalters wie aller mit „Straß“ und „Hochſtraß“ zuſammengeſetzten Orts- und Flurnamen nötig. So ſcheint mir, eine römiſche Hauptſtraße wäre von Bedaio (Seebruck am Chiemſee) nordwärts gegen Grafengars gegangen, wo in faſt gerader Linie ſpäter die alte Grafſchaftsgrenze des Landgerichts Kling verlief; eine Hochſtraße begegnet an der Grenze der Herrſchaft Frauenhofen gegen das Landgericht Erding, eine andere ging auf Oberföhring zu. Aehnlich ſcheint eine Hochſtraße von Neunkirchen über Scheiblingkirchen gegen Zöbern ins Burgenland geführt zu haben, um nur einige Beiſpiele anzuführen, die mir bei Unterſuchung mittelalterlicher Grenzen begegnet ſind.

Eine gewiſſe Unterſtützung für die Forſchung nach Fernſtraßen bieten Unterſuchungen über die Lage mittelalterlicher Burgen, die ſich meiſt längs ſolcher erheben.

Von drei Seiten her bedarf alſo die Siedlungsgeſchichte der Erforſchung der Vorausſetzungen der Siedlung; zunächſt muß ſie die Abgrenzung des beſiedelten Gebietes und des Waldes für den unmittelbar vorausgehenden Zeitabſchnitt kennen, ſie muß weiter die beſonderen Eigenheiten der

Siedlungen dieſes Abſchnittes nach Lage und Rechtsbedeutung kennen und ſie muß ſchließlich möglichſt genau über das Fernſtraßennetz unterrichtet ſein, um die örtlichen Wegnetze zwiſchen dieſem Rahmen, die Möglichkeiten, die größere Gruppen von Einwanderern für ihr Vordringen hatten zu überſehen. Es ſind weniger methodiſche als ſachliche Fragen, die hier zu ſtellen ſind. Nur nach einer Richtung kann ein Widerſpruch nicht unterlaſſen werden; weder die Siedlungsräume noch die Fernſtraßen noch die Siedelplätze ſind unveränderliche Größen; Siedlungsgeſchichte iſt Geſchichte, muß ſich daher vor allen Verſuchen, wie ſie in der Geopolitik ſtecken, freihalten. Die Geſchichte der Alpenſtraßen zeigt genug Veränderungen, die hier eine deutliche Sprache reden. Der Semmering z. B. war bis zum 12. Jh. kein Verkehrsweg von Bedeutung, das Mürztal lange Zeit eine Sackgaſſe. Damit hat auch jene Schräglinie, die heute die Eiſenbahnlinie Wien—Venedig durchzieht und die um 1200 bereits beträchtliche Bedeutung beſaß, gefehlt. Es ſind ganz andere Linien, namentlich die heute recht unbedeutende über Radſtädter Tauern und Katſchberg oder die ganz abgeſtorbene über den Rottenmanner Tauern, vielleicht ſogar der Weg über die Gleinalpe, die von entſcheidender Bedeutung für das Vordringen der Bajuwaren im 8. Jahrh. waren. Ebenſo iſt es mit den Räumen. Vor der großen Rodungstätigkeit des 11. und 12. Jh.s war Steiermark als Land, als Raum mit dem Mittelpunkt Graz undenkbar. Das Ennstal hing mehr mit Salzburg, das obere Murtal mehr mit Kärnten, das Grazer Feld mehr mit Ungarn zuſammen. Dazu kommen andere, uns heute gleichgültige Hinderniſſe: die karolingiſche Macht im pannoniſchen Raum endete wie jene der Römer dort, wo die Steppe begann; denn der Weſtgermane war an das Ackerland und den dieſes umgebenden Wald gebunden; daher auch etwa die Zweiteilung Ungarns zwiſchen illyriſchen und thrakiſchen Stämmen vor der Römerherrſchaft oder zwiſchen Langobarden und Gepiden um 550. Die Einheit des Karpatenbeckens iſt vor der Madjariſierung meiſt von nicht allzu langer Dauer geweſen. Umgekehrt hat die politiſche Einheit Steiermarks oder die Vereinigung von Böhmen und Mähren die Vorausſetzung für die die Teile verbindende Rodung geſchaffen. Gewiß haben Räume und Straßen ihre Wirkung auf die Menſchen, aber nicht weniger die Menſchen auf beide. Siedlungsgeſchichte iſt eben keine Geſetzeswiſſenſchaft.

4) Die Verbände.

Es ſchien mir oben nötig, als eine Grundtatſache aller Siedlungsgeſchichte des Mittelalters hervorzuheben, daß Siedlung nur im Verband erfolgen könne. Daher iſt für die Siedlungsgeſchichte des deutſchen Südoſtens die Erfaſſung der verſchiedenen Verbände, ihrer Rechtsformen und ihrer verſchiedenen Wichtigkeit für die Siedlung die Grundlage, von der

aus zwar nicht die Siedler, aber die Herren der Siedlung, die ſie wollten und ſchufen, erfaßt werden können.

Schon oben[38a]) wurden drei Hauptmöglichkeiten von Verbänden unterſchieden, die Grundherrſchaft, die Stadt oder der Markt und die freie Bauerngemeinde. Die letztere ſpielt bei der Siedlungsgeſchichte des alemanniſchen Stammes eine beträchtliche Rolle[39]), für jene des Südoſtens iſt ſie ein Ausnahmefall. Denn, und damit kommen wir zu einer Grundfrage der Rechtsgeſchichte des bairiſchen Stammes: der bairiſche Stamm kennt keine alte Gemeinde. Es gibt zwar Anhaltspunkte in Quellen des 9. und 10. Jh.s[40]), die eine Markgenoſſenſchaft als möglich erſcheinen laſſen. Aber die Entwicklung der Hochfreien als Stand hat dazu geführt, daß mindeſtens ſeit 1000, zum Teil ſicher ſchon früher die Allmenden einſeitig in die Hand der Herrſchaft kamen. Dorfgemeinden mit eigener Verwaltung, wenn auch unter herrſchaftlicher Aufſicht gibt es daher nur am Rand des bairiſchen Stammesgebietes in Altbayern weſtlich der Iſar und im öſtlichen Niederöſterreich. Es ſpricht manches dafür, daß es ſich im erſteren Fall um ſchwäbiſche, in letzterem entweder um fränkiſche Einflüſſe oder um eine Sonderentwicklung im Neuland handelt, von der auch Spuren in Oſtſteiermark erkennbar ſind.

Was es alſo an Verbänden gibt, die den Gemeinden ähnlich ſind, iſt anderer Herkunft. O. Stolz[41]) hat viel Gewicht auf die Talſchaften als Großgemeinden gelegt. Anſätze zu ſolchen gibt es auch in Kärnten, Salzburg, im Ennstal, vielleicht ſogar in den Alpentälern Altbayerns. In den meiſten Fällen möchte ich an Entwicklungen aus dem ſpätantiken Kaſtellbezirk denken. Gemeinweiden als Zubehörden von Kaſtellen wie von den in Italien ſolchen angeſchloſſenen Arimannenverbände ſind bezeugt.[42]) Andere gemeindeähnliche Bildungen ſtammen aus dem kirchlichen Leben; das gilt beſonders für die altbayeriſchen und ſalzburgiſchen Kreuztrachten und Sepulturbezirke, die zu den alten, mit Begräbnisrecht ausgeſtatteten Filialkirchen gehörigen Bezirke. Vielleicht ſind auch die ſeit dem 16. Jh. als Inhaber von Weiderechten von den Herrſchaften beliehenen Nachbarſchaften in Kärnten urſprünglich im Zuſammenhang mit kirchlichen Einrichtungen entſtanden; denn ſie erſcheinen mehrfach, ſo in Gmünd und Stall als Einheiten der Zehenterhebung. Man ſoll ja nicht überſehen, daß auch

---

38a) Vgl. oben S. 1.

39a) Vgl. zuletzt Th. Mayer, Zeitſchrift der Sav. Stiftung f. Rechtsgeſchichte, Germ. Abt. 57 (1937) S. 210 ff.

40) Vgl. J. Sturm, Zeitſchrift für bayr. Landesgeſchichte 10, 311 ff. (1937).

41) O. Stolz, Archiv für öſterr. Geſchichte 107, 187 ff., ebenda 102, 270 ff.

42) F. Schneider, Die Entſtehung von Burg- und Landgemeinde in Italien, (1924).

ein ſo urgermaniſches Rechtsgebiet wie Island als Gemeinde eine urſprünglich kirchliche, für die Armenpflege beſtimmte Bildung den „hreppr“ entwickelt hat.[43])

Das Fehlen alter Gemeinden hat entſcheidende Folgen für die ganze Siedlungsgeſchichte des Südoſtens, die damit eine rein herrſchaftliche wird; denn auch Städte und Märkte ſind urſprünglich einem Herren untertänig. Das Fehlen der Gemeinden ſchließt methodiſche Möglichkeiten, wie die der „Grundkarten“ aus.[44]) Man kann nicht entſchieden und oft genug auf den tiefen Gegenſatz hinweiſen, der hier bairiſches Stammesrecht von ſchwäbiſchem und fränkiſchem trennt.

Einzelfälle freier Gemeinden wie das Tal Wachau oder die Freien von Rachſendorf in Niederöſterreich[45]) gehören alſo zu den Ausnahmen unter den Verbänden, die im Folgenden zu behandeln ſind.

Demzufolge wird es nötig ſein, zunächſt von Herrſchaftstypen und den Quellen für die Herrſchaftsgeſchichte zu ſprechen wie von ihrer Dauerhaftigkeit und damit ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeſchichte. Es wird dann nötig ſein, Verbände anderer Art zur Ergänzung heranzuziehen, deren das Mittelalter drei kennt, das Gericht, die Pfarre und den Zehentverband. Weiter wird von beſonderen Rechtsformen innerhalb der Herrſchaftsverbände zu reden ſein, unter denen auch die Städte und Märkte zu behandeln ſind. Und zum Schluß wird von den Herren ſelbſt und ihren Burgen zu ſprechen ſein, als denen, die die Siedlung geſchaffen haben.

Man kann die Herrſchaften nach Inhabern in Gruppen einteilen, aber ebenſo nach deren Rechtsſtellung. Die erſtere Einteilung iſt die alte, die ſchon in den Steuerbüchern der verſchiedenen Landſtände der im bairiſchen Stammesgebiet ſeit 1200—1300 entſtandenen Länder üblich iſt. So teilen die 1542 erhaltenen Gültbücher der Stände Niederöſterreichs ihre Steuerträger ein in Prälaten, Herren, Ritter, Bürgerſtand, Fürſten und Prälaten Ausländer, Prieſterſchaften. Die Einteilung der altbayriſchen Landſtände geht nach Gerichten und innerhalb der Gerichte nach Herrſchaften, Hofmarken und Sitzen vor ſich, wobei die geiſtlichen Inhaber den weltlichen vorausgehen. Für uns wird die Scheidung Geiſtliche und Weltliche ſchon wegen des verſchiedenen Rechts beider im Mittelalter und dem verſchiedenen Aufbau wie der Verſchiedenheit der Ueberlieferung bleiben müſſen. Die Einteilung innerhalb beider Gruppen ſoll nach Rechtsſtellung und Alter erfolgen, da beſonders die Zeitfolge für die Siedlungsgeſchichte wichtig iſt. Man wird dabei nie außeracht laſſen dürfen, daß die Geiſtlichen weit mehr die Nutznießer als die Urheber von Siedlungstätigkeit anderer

---

[43]) K. Maurer, Vorleſungen zur altnord. Rechtsgeſchichte, Leipzig 1906 ff.

[44]) H. Pirchegger, Archiv für öſterr. Geſchichte 102, 1 ff.

[45]) Vgl. über dieſe Th. Mayer wie 39a) S. 222 ff.

ſind und daß ſie dieſe nur leiſten, ſoweit die Leiter der geiſtlichen Anſtalten ſich als Herren fühlten wie die Weltlichen.

Unter den Geiſtlichen ſcheint mir die erſte Gruppe die mit Königsgut ausgeſtatteten Hoch- und Reichsſtifter zu ſein; die zweite Gruppe jene Hochſtifter und alten Klöſter, die mehr von privater Seite, beſchenkt wurden; die dritte Gruppe die dem Papſt unterſtellten und Reformklöſter der Hirſauer, der Ziſterzienſer und Prämonſtratenſer; viel unwichtiger ſind die folgenden Gruppen: die den Biſchöfen gehörenden Klöſter und Stifter, die Pfarren und alles, was nach 1200 entſtand, vom fürſtlichen Hauskloſter bis zum letzten Benefiz und Kirchenfabriksbeſitz. Für die Siedlungsgeſchichte ſind eigentlich nur die drei erſten Gruppen wichtig. Gewiß, man wird mit Recht ſagen können, daß manches Hochſtift in beide Gruppen gehört, daß auch alte Reichsklöſter noch im Spätmittelalter Güter erworben und Stiftungen erhalten haben; wie alle Einteilungen iſt auch dieſe unvollkommen.

Unter den mit Königsgut und dem dieſen zur Grundlage dienenden Agilolfingergut ausgeſtatteten Hochſtiftern ſtehen Salzburg und Paſſau voran, dann folgt Bamberg und Brixen, in weitem Abſtand Regensburg, während Freiſing, ſoweit nicht ſeine Außenbeſitzungen in Frage kommen, zur zweiten Gruppe gehört. Von den Reichsklöſtern gehören in dieſe Gruppe nur die drei Regensburger St. Emmeram, Ober- und Niedermünſter. Unſere Kenntniſſe über die Rechtsformen auf Königsgut ſtammen von dieſer erſten Gruppe. Zahlreiche Eigenleute, großes Gefolge von Lehensleuten und Dienſtmannen und demzufolge auch zahlreiches Rodungsgut, deſſen Aufſchließung die Verwalter des Königsguts begonnen hatten, kennzeichnen ſie; Eigenkirchenrechte auf dem Königsgut gehen mit dieſem an ſie über. Voran ſteht Salzburg. Es war kein Zufall, daß, als 1111 in der Peterskirche Papſt Paſchal II. den Entwurf des Vertrags mit dem Kaiſer verleſen ließ, wonach alles Reichsgut von den Kirchen an dieſen zurückfallen ſollte, gerade Erzbiſchof Konrad I. von Salzburg den Proteſtſturm der deutſchen geiſtlichen Fürſten eröffnete.[46]) Man kann faſt fragen, was beſaß damals Salzburg, das nicht Reichs- oder Herzogsgut war.

Während in der erſten Gruppe die Rechtsformen des Königsguts, von denen noch zu ſprechen ſein wird, vielfach erhalten blieben, überwiegen etwa bei Freiſing die geiſtlichen Zwecke auch in der Gutsverwaltung. Ein großer Teil des Hochſtiftsgutes geht an die zahlreichen Eigenklöſter und -ſtifter über, nur die Zehenthöfe behält ſich das Hochſtift. Bei den Klöſtern derſelben Gruppe wie Tegernſee und Benediktbeuern ſteht die Rodungs- und Siedlungstätigkeit um das Kloſter am meiſten auf, die Außenpoſten ſammeln ſich zum Teil um die alten Kloſterpfarren aus der Agilolfingerzeit.

---

[46]) Monumenta Germaniae, Scriptores XII, 234 Z. 29.

Auch die Reformklöſter, in Oeſterreich noch mehr die Hirſauer als die Ziſterzienſer, roden und ſiedeln. Aber mehr als bei den älteren Gruppen tritt der Vogt als Mitherr, vielleicht ſogar als der eigentliche Urheber der Siedlungstätigkeit hervor. Es wird etwa bei Millſtatt, bei St. Paul in Kärnten, bei St. Lambrecht, bei Garſten ſchwer zu ſcheiden ſein, was beim Ausbau des Beſitzes der Abt, was die Stifterfamilie, die die Vogtei hatte, geleiſtet hat. Und ganz dunkel bleibt, welchem der beiden die Eigenleute gehört haben, die die Siedlung durchführten. Schon im Ausſtattungsgut z. B. von St. Paul kommen Neubrüche vor, Garſten errichtet Aemter für den Beſitz und Pfarren am gleichen Ort.

Und noch etwas verbindet dieſe drei Gruppen geiſtlicher Grundherrſchaften: ſie leihen Burgen, ſie haben Dienſtmannen mit Ausnahme der Ziſterzienſer, und dieſe Möglichkeit erklärt erſt, wieſo ſie Siedlung organiſieren konnten.

Bei den weltlichen Grundherren muß der König an die Spitze geſtellt werden; daß alles Königsgut unter dem Schutz der Immunität ſtand, ſomit eigene Niedergerichtsbarkeit hatte, iſt ja bekannt. Für die Siedlung folgt daraus, daß auf Königsgut neue Körperſchaften und Verbände entſtehen, die dann als Einheiten an die Kirche, die ſie nutznießt, übergingen. Das wird beſonders wichtig bei einer Sonderform des königlichen Bannrechts, beim Königsforſt.

Der Königsforſt iſt von H. Thimme nach ſeiner verfaſſungsrechtlichen Seite unterſucht und beſchrieben worden.[47]) Als ich 1930 in einem Aufſatz von E. Trinks von den Forſten las[48]), die das Kloſter Lambach beſaß, und deren einer nur mehr mittelbar erkennbar wäre, da dort die Bauern noch Forſtrechte zahlten, dachte ich gerade über den Urſprung des Salzburger Beſitzes um Mühldorf nach. Sehr bald zeigte die Unterſuchung, daß es für die zahlreichen Einzelhöfe, die die Salzburger Prapſtei auf den Wäldern im bayriſchen Landgericht Mörmooſen ausmachten, nur eine Erklärung geben könne: die Schenkung des Heitforſtes durch Kaiſer Konrad II. an das Erzſtift 1027.[49]) Eine Unterſuchung der 959 an St. Emmeram gelangten Hofmark Vogtareuth[50]) ergab dasſelbe. Der Königsforſt erwies ſich nicht nur als eine Rechtsform, ſondern als Siedlungstyp. Die ſeltſame Tatſache, daß auf dem Königsgut zum Teil in Forſten, aber auch auf anderem Gut, beſonders günſtige Erbrechte herrſchen, die wohl mit der Kriegsdienſtpflicht der Königsholden zuſammenhängen dürften[51]), daß dieſe

---

[47]) H. Thimme, Foreſtis, Archiv f. Urkundenforſchung 2.
[48]) E. Trinks, Jahrbuch des oberöſterr. Landesmuſeums 1930, S...
[49]) Zeitſchrift f. bayr. Landesgeſchichte 3, 59 ff. (1930).
[50]) Ebenda 6, 27—59 und 177—216. (1933).
[51]) Ebenda 11 (1918).

Erbrechte zur Vorausſetzung haben, daß auf dem Königsgut Schrannen mit nicht mehr einfacher niederer Gerichtsbarkeit unter einem Propſt entſtehen, laſſen die Rechtsformen des Königsgutes als beſonders begünſtigte Sondereinheiten von Siedlungen erkennen. Beſonders für die Einzelhofſiedlung, aber mitunter auch für Dorfſiedlungen wie Aholfing, Floſſing, Pfatter, war damit ein Zuſammenhang von Siedlung und Rechtsform erſchloſſen, der aus der Tatſache der ſpätern geiſtlichen Grundherrſchaft allein nie hätte erkannt werden können. Es war damit aber weiter ein Weg zur Deutung der Einzelhofſiedlung überhaupt gefunden.

Eine zweite große Gruppe weltlicher Grundherrſchaften konnte ebenfalls mehr mittelbar als unmittelbar feſtgeſtellt werden: die hochfreie Grundherrſchaft. Aus dem in Altbayern noch bis ins 18. Jh. lebendigen Begriff „Herrſchaft", der ein Gebiet mit Schranne bezeichnet, dem die Blutgerichtsbarkeit zum Teil (das Hängen) fehlt, konnte im Vergleich mit den gleichartigen öſterreichiſchen Gebilden erſchloſſen werden, daß die Hochfreien Gerichtsbarkeit über ſämtliche Hinterſaſſen, keineswegs bloß über die geſchloſſen Sitzenden beſaßen. Daraus ergab ſich weiter, daß alte Niedergerichte, mitunter auch Schrannenbezirke von Landgerichten den Umfang alter „Herrſchaften" oft beſſer bewahrt hatten, als die Geſchichte des Urbarbeſitzes ſelbſt annehmen ließ.[52])

Daß aus dem Fallenſteiner Urbar von etwa 1170 und ſpäteren Quellen erkennbar war, daß in dieſen Freiherrſchaften die Allmende, aber auch das geſamte Vieh im 11.—12. Jh. dem Herren gehörte, zeigte die Brücke zu einer weiteren, ſchon von H. Wopfner und O. Stolz als Rechts- und Siedlungsform feſtgeſtellten Erſcheinung, den Schwaighöfen.[53])

Nicht weniger bringt die Erkenntnis der „weltlichen Immunität" der Hochfreien, die ſchon 1908 O. Dungern grundſätzlich behauptet hatte,[54]) erſt volles Verſtändnis für die verſchiedenen Vogteien und Vogtgerichte, die als Ueberreſte hochfreier Schutz- und Herrengewalt über Hochſtifter und Klöſter nachzuweiſen ſind. Die Frage, ob bei der Beſiedlung von Kloſterland gerade bei den Hirſauer Klöſtern nicht der Vogt dieſer Familienſtiftungen und ſeine Eigenleute die Hauptrolle geſpielt haben, kann erſt geklärt werden, wenn die Frage des Beſitzes und der Rechte an Eigenleuten, die H. Klein angeſchnitten hat[55]), völlig geklärt iſt.

---

[52]) Deutſches Archiv f. Landes- und Volksforſchung 2, (1937).

[53]) O. Stolz, Die Schwaighöfe, Alpenvereinsbücherei 1930; H. Wopfner, Vierteljahrsſchrift f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſch. 24, 36 ff.

[54]) O. Dungern, Der Herrnſtand. 1908.

[55]) H. Klein, Mitt. der Geſellſchaft f. Salzburger Landeskunde 73, 109—144, 74, 1—77. (1933—4).

Als dritte Gruppe weltlicher Herrſchaften, die noch in die Beſiedlungszeit zurückreicht, läßt ſich die Herrſchaft der hohen, urſprünglich frei geweſenen *Dienſtmannen* oder, wie ſie in Niederöſterreich heißen, der Landherren, anführen. Sie hat gegenüber der hochfreien Herrſchaft nur den Unterſchied, daß die Bedeutung des Burgenbeſitzes gegenüber den älteren Herrſchaftstypen anwächſt und daß mit dem Burgenbeſitz aufs engſte als abhängige Gruppe der *Burgmannenbeſitz*, als eine Gruppe von Grundherrſchaften, auftritt, in welcher nicht mehr die Ausgeſtaltung dieſes Beſitzes, ſondern nur mehr der Nutzgenuß eine Rolle ſpielt. Die beſonders in Altbayern zahlreichen *Beutellehen* weiſen auf die urſprüngliche Stärke der niederen, ſeit jeher unfreien Miniſterialen, der edlen Knechte.

Jüngere Herrſchaftstypen, die im 14. Jh. ſich um den Burgenbeſitz, im 16. Jh. ſchon nach frühkapitaliſtiſcher Weiſe bilden, haben für die Siedlungsgeſchichte ebenſowenig Bedeutung wie die jüngeren geiſtlichen Grundherrſchaften. Dieſe allgemeinen Werte mögen dartun, wie notwendig eine Unterſuchung über die Grundherrſchaften zwiſchen 900 und 1300 für jede Siedlungsgeſchichte ſind, wie gerade die oft ſchwer merkbaren Unterſchiede in der Ausgeſtaltung dieſer Rechtsgebilde die Möglichkeit geben, zu ſagen, wer Siedlung geſchaffen hat und wann dies geſchah. Die Mühe, die freilich das Zerlegen der geiſtlichen und weltlichen Grundherrſchaften des Spätmittelalters macht, wird manchen enttäuſchen.

Die *Quellen* für die Herrſchaftsgeſchichte ſind die Urbare. Die wirtſchaftsgeſchichtliche Würdigung derſelben, die wie bei vielen Wirtſchaftshiſtoriken lediglich von der Geſchichte des Kapitalismus her geſehen iſt, gibt nur eine, meiſt recht allgemeine Seite dieſer Quellen. Wer dieſe Quellen behandelt, wird am beſten tun, wenn er ihren Inhalt in Tabellen überträgt, beſonders Urbare nach 1400. Die Feſtſtellung und Nachweiſung der einzelnen Poſten in der heutigen Siedlung läßt ſich einerſeits durch Hausnamen, aber in weit höherem Maß durch die Unveränderlichkeit der Naturalabgaben, beſonders von Getreide, Hühnern und Eiern durchführen. Erſt die Beziehung der Abgaben auf einen heute noch in der Siedlung feſtſtellbaren Hof erlaubt eine volle Auswertung. Die einzelnen Abgaben haben meiſt einen ſehr beſtimmten Rechtsſinn; es ſei nur an Vogt- und Forſthaber, an die verſchiedenen Vogthühner und Vogtlämmer erinnert. Oder um ein weniger bekanntes Beiſpiel zu erwähnen, bayriſche Urbare des Spätmittelalters erwähnen ſehr häufig die „Wisgült" als Geldabgabe. Die „Wisgült" aber iſt nur dann in ihrem Namen erklärt, wenn ſie als junge Sonderabgabe — denn darauf deutet die Berechnung in Geld — dem Bauern das Recht zur Benützung von Wieſen für das nunmehr in ſeinen Beſitz übergegangene Vieh gegeben hat. Was über Vieh- und Schwaighöfe zwiſchen 1000 und 1300 bekannt iſt, wird von dieſer Seite her ſcharf beleuchtet.

Natürlich iſt der Rechtsſinn der Abgaben oft dunkel, ältere Abgaben treten gegen jüngere zurück und ſchließlich gleicht das Geld aus, die Abgaben werden zu einer nicht mehr teilbaren Maſſe verſchmolzen und jede Rechtsbedeutung ſchwindet, beſonders nach 1600. Dafür tritt das landesfürſtliche oder landſtändiſche Steuerweſen in den Vordergrund. Leider muß ich geſtehen, daß die Verſuche, ſpät überlieferte Abgaben oder gar Steuern zu zerlegen und damit zu den alten Abgaben mit ihrem Rechtsſinn zu gelangen, bisher keine Erfolge hatten. Namentlich für weltliche Herrſchaften iſt man meiſt auf dieſe ſpäten Quellen angewieſen. Hier liegen eben die durch die Quellen gezogenen Grenzen.

Eine andere Grenze der bisherigen Erkenntniſſe, die ich nicht oft genug hervorheben kann, iſt bisher durch den Abſchluß der bairiſchen Hochfreien als Stand im 10. und 11. Jh. gegeben. Mit Ausnahme einiger Königsſchenkungen an Hochſtifte und Reichsklöſter läßt ſich keine Grundherrſchaft in die Karolingerzeit verfolgen. Und was für einen Verband gar ein -ham oder -ingen-Dorf aus der Landnahmezeit der Bajuwaren darſtellte oder nach was für Geſichtspunkten Karantanien unter bairiſche Grundherren aufgeteilt wurde, das ahnen wir noch gar nicht.

Von den anderen Verbänden hat ſich der Gerichtsverband an einer Reihe von Stellen als Zubehör zu beſtimmten Herrſchaftstypen erwieſen. Schranne und Vogtei, Niedergericht, Immunität, Sonderbildungen auf Königsboden ſind uns da begegnet. Aber in den alten Landgerichten ſtecken auch Grafſchaftsrechte. Es hat ſich zwar als irrig erwieſen, wie einſt E. Richter auf Grund der Anſchauungen G. v. Belows meinte, daß Landgericht + Landgericht + Landgericht ſchließlich die Grafſchaft ergeben müſſe.[56]) Es iſt vielmehr ein dauerndes Ineinander- und Auseinanderwachſen von herrſchaftlichen, vogteilichen und grafſchaftlichen Gerichtsſprengeln feſtzuſtellen. Die Grafſchaft als älteſte Einheit läßt ſich bei Berückſichtigung des alten Oedlandes ſo ungefähr erſchließen. Sie ſcheint als Raumeinheit in die Agilolfingerzeit zurückzureichen. Mit der von den Rechtshiſtorikern[57]) auch für den bairiſchen Stamm poſtulierten Hundertſchaft kann der Siedlungsforſcher bisher nichts anfangen; die bairiſchen Quellen nennen ja nur etliche „centuriones“, aber keine „centenas“. Ob da Wege ins 8. und 9. Jh. führen, überſehe ich noch nicht; vielleicht hilft eine Unterſuchung der altbairiſchen Dorfgerichte wie ſämtlicher Schrannen weiter, die noch gemacht werden muß.

Die Pfarren und ihre Teile, die Kreuztrachten und Sepulturbezirke, gewinnen bei einer Unterſuchung der alten politiſchen Einheiten erhöhte Bedeutung dadurch, daß ſie viel früher in der Entwicklung ſtehen blieben als

---

[56]) E. Richter, Mitt. des Inſt. f. öſterr. Geſchichtsf., 1. Erg.Bd.

[57]) Cl. Frh. v. Schwerin, Die altgerm. Hundertſchaft Breslau.

die meiſt erſt im Spätmittelalter greifbaren Gerichte und Herrſchaften. Das weitum im 8. bis 12. Jh. herrſchende Eigenkirchenrecht berechtigt von vornherein zur Annahme enger Beziehungen von Pfarren und Grundherrſchaften. Das kann natürlich örtlich ſehr verſchieden ſein; z. B. iſt die Mutterkirche des Salzburger Pongaus das bald nach 700 gegründete Biſchofshofen. Die Gerichtseinheit, die noch ſpät erhalten iſt[58]), ſtimmt hier mit der Entwicklung der Pfarren ausgezeichnet zuſammen. Würde man etwa im Kärntner Gail- und Leſſachtal aus dem Vorhandenſein der großen, in der Dözeſe Aquileja gelegenen Mutterpfarren St. Daniel und Hermagor ähnliche Schlüſſe auf die Beſitzgeſchichte ziehen wollen[58]), ſo würde man wahrſcheinlich heftig danebengreifen. Die Annahme von A. Jakſch, daß etwa zum Königshof Lurn bei Spittal an der Drau ein rieſiges Gebiet gehört hätte, weil Freiſing eine Reihe von Pfarren hier beſaß, wird durch Angaben eines Zehentvertrags zwiſchen Salzburg und Freiſing von 1072 widerlegt, nach dem Freiſing auf ſeinen Beſitzungen ganzen Zehent zu beziehen hatte, der ſich — wenn auch ſehr viel ſpäter — nachweiſen läßt.[59]) Umgekehrt läßt die Entſtehungsgeſchichte der von dieſem Freiſinger Mittelpunkt abgetrennten Pfarren Malta-Gmünd und Stall mancherlei über die Geſchichte der beiden, ſpäter Salzburgiſchen Herrſchaften erkennen.

Von den größeren kirchlichen Verbänden ſind es vornehmlich die Dekanate der Diözeſen Freiſing[60]) und Regensburg[61]), die bereits für den Anfang des 14. Jh.s überliefert, mit den Gerichten und Schrannen der gleichen Gegenden verglichen werden müſſen und vielleicht Aufklärung verſprechen. Auch mancher Mutterkirchenverband — es ſei nur an die Tochterkirchen von Chammünſter oder die niederaltaicher Kloſterpfarren im Bayriſchen Wald erinnert — gibt durch ſeine örtliche Lage Aufklärung über den Fortgang der Siedlung.

Was aus den Sepulturbezirken Altbayerns, dieſen vielfach bis in die Karolingerzeit zurückreichenden kleinſten kirchlichen Einheiten noch für die politiſchen Einheiten dieſer bisher uns ſo undurchſichtigen Epoche zu gewinnen iſt, wage ich noch nicht zu ſagen.

Aber auch die Unterſuchung der Pfarrentwicklung kann nur dann fruchtbar werden, wenn die Rechtsſeite, die Geſchichte der Patronatsrechte genaueſtens beachtet wird. Jeder andere Verſuch führt zu den Phantaſien, die vor 70 Jahren derartige Forſchungen ſo ſehr in Verruf gebracht haben.

---

[58]) Erläuterungen zum hiſt. Atlas der Alpenländer 1/1, 2. Aufl. 25 ff. Wien (1917).

[59]) E. Klebel in der Feſtſchrift F. Ulrich Stutz, Kan. Abt. (Weimar 1938).

[60]) M. Deutinger, Die älteren Matrikeln des Bistums Freiſing. München 1849 ff.

[61]) J. Lehner, 2. Jahresbericht des Vereins zur Erforſchung der Regensburger Diözeſangeſchichte 24—36 (1927).

Ein wohl kaum bekanntes Gebiet der mittelalterlichen Verbandsgeſchichte ſind die Zehente.[62]) Urſprünglich in der Karolingerzeit als Kirchenſteuer eingeführt, ſind ſie gegen 1200 nur mehr nutzbares Recht geworden und haben ſich von den urſprünglich ihnen zu Grunde liegenden Pfarrkirchen gelöſt. Die Schwerfälligkeit der Erhebung hat ſeit 1200 ſtärkere Veränderungen unterbunden. Die Folge davon iſt, daß Neuſiedlungen gewöhnlich anderen ihre Zehnten geben als die älteren Siedlungen. Die beſſere kirchliche Ueberlieferung erlaubt auch beſtimmtere Zeitangaben. So konnte ich in der Wiener Gegend die Rodungsgrenzen um 1150 aus den Zehentgrenzen ungefähr erſchließen.[63]) In Altbayern wurde 1721 die Zehentpflicht von Haus zu Haus genau verbucht und damit eine Geſamtüberſicht angelegt, die ſiedlungsgeſchichtlich viel an Ausbeute verſpricht. Es kommen hier wiederholt Bauernhöfe vor, auf denen der Zehent als Eigentum des Bauern erſcheint; ohne einer künftigen Unterſuchung vorzugreifen, möchte ich vermuten, daß es ſich in dieſen Fällen um Nachrodungen und ſog. Reutzehente handeln wird. In einem anderen Fall in Kärnten[63]) erlaubt die Begrenzung der Zehente der Pfarre Molzbichl die Feſtſtellung einer ſchon ſeit dem 13. Jh. in Auflöſung begriffenen Grundherrſchaft. Ja, auch die Ueberprüfung der Tatſache, ob alle in den Diözeſen Freiſing und Brixen in der Hand des Biſchofs befindlichen Patronatsrechte dieſen auch ſchon vor dem Ausſterben der Edelgeſchlechter gehörten, erlaubt das Zehenrecht; denn iſt es in einer ſolchen Pfarre in Laienhänden, ſo iſt zu unterſuchen, ob nicht Erbgang nach dem früheren Pfarrpatron vorliegt. So ergänzen die geiſtlichen Verbände infolge ihrer Zählebigkeit für unſere Kenntnis das, was über die weltlichen Verbände infolge ihrer viel größeren Veränderungen aus den Quellen nicht zu erfahren iſt.

Nun die Rechtsformen ſelbſt. Es zeigte ſich ja bisher in der Darſtellung, daß bei der Eigenheit mittelalterlicher Verbände, die zugleich politiſch und wirtſchaftlich ſind, die Rechtsformen genau ſo ihre Abfolge, faſt möchte man ſagen, ihren Stil haben, wie dies bei den Dorf- und Flurgrundriſſen erkennbar war. Es gibt Rechtsformen, die örtlich gebunden ſind und ſich von da aus verbreiten. Ich denke da an die niederöſterreichiſchen Bergtaidinge, Sondergerichte der Weingärten, deren Recht nach Mähren, Steiermark und Altbayern weitergewandert iſt.[63]) Das Bergtaiding ſetzt voraus, daß die ihm unterſtehenden Weinbauern früher eine freiere Stellung hatten, als die andern Grundholden. Auf Königsboden fanden wir oben Sonderverbände freier Eigner mit Schrannen. Das Bergtaiding ſieht wie eine jüngere, längſtens um 1100 entſtandene Wucherform dieſer älteren, beſonders fürs 10. Jh. nachweisbaren Gruppen aus. Oder aber: Nieder-

[62]) wie 59).
[63]) wie 12).

österreich kennt das Zinslehen, benennt wahrscheinlich darnach seine Normalhube Lehen. Zinslehen sind in Mainfranken die verbreiteste Form bäuerlichen Rechtes, sie kommen auch in Schwaben vor, in Bayern sind sie ganz selten. Dazu spielt in Niederösterreich das Dorfgericht eine Rolle, die rechtlich der der Schranne in Bayern gleichkommt und ähnlich entstanden sein muß. Auch die Stellung des Dorfes hat in Franken und Schwaben Gegenstücke. Es gibt also Rechtsformen, die nach siedlungsgeschichtlichen Deutungen verlangen.

Als besondere Rechtsform bezeichnete ich hier Stadt und Markt. Sie sind Sondergemeinden mit Selbstverwaltung, wenngleich namentlich in Salzburg, Altbayern und Tirol die Bindung ans landesfürstliche Gericht vielfach eine sehr enge bleibt. Die Stellung der Städte und Märkte in der Siedlungsgeschichte des Südostens ist eine andere wie die der gleichen Gemeinden im Nordosten. Denn im Nordosten ist die Stadt Mittelpunkt, Gerichtsort, mitunter Voraussetzung der deutschen Siedlung; und das gilt auch für Siebenbürgen, die Zips, Nordböhmen und Nordmähren. Im Südosten sind viele Städte jünger als die Bauernsiedlungen. Sie sind vielleicht sogar Fremdkörper schon in ihrer Zusammensetzung gewesen. Eine nähere Untersuchung lehrt etwas Ueberraschendes:. die Städte entstehen erst am Rand des bairischen Stammesgebietes, dann im Innern. Die Donaustädte Hainburg, Wien, Tulln, Krems, Ybbs, Enns sind im 11. Jh. längst vorhanden, wohl zum Teil aus Burgen gegen die Madjareneinfälle entstanden; Villach und Friesach sind auch im 11. Jh. erwachsen. In Altbayern dagegen ist die Mehrzahl der Städte im 13., ja 14. Jh. begründet worden. Dementsprechend fehlen in den niederösterreichischen und steirischen Städten klare Rechtskreise, in Altbayern ist es das Recht der Fürstenstädte, das auf die jüngeren Städte übergeht. Aber auch mit den Rechtseinrichtungen scheint das so: Wien scheint schon 1198 seinen Rat mit 24 Mitgliedern besessen zu haben, in Regensburg, das man gern rechtlich als Wiens Mutterstadt ansehen möchte, ist ein Rat der 16 erst 1259 nachweisbar.[64]) Wieder wird die Frage nach den Rechtsformen und ihrem Stil lebendig. Sollten die Donaustädte etwa als Burgen in die Entwicklung der Markverfassung um 1000 eingereiht werden? Sollte ihre Selbstverwaltung mit den eben berührten Sondererscheinungen im Rechtsleben Niederösterreichs, Bergtaiding, Zinslehen, Dorfgericht zusammengehören? Manche Beobachtungen aus der Steiermark weisen in die gleiche Richtung. Andere Fragen der Städtegeschichte des Südostens sind jene nach der Salzburger Stadtverfassung mit ihrer Zeche, deren Verwandtschaft nach Köln und deren Ausstrahlungen nach Wien und Villach.[65])

---

[64]) Monumenta Boica 53, 49 Nr. 95.

[65]) Zur Frühgeschichte Wiens wie 12), S. 105 ff.; vgl. auch Karlheinz Zehner, Kärntner Stadtgeschichte, Münchner Diss. 1938.

Die Städte und Märkte müſſen noch nach einer ganz andern Seite hin unterſucht werden, die heute meiſt zurücktritt: ſie ſind Maſſenfeſtungen, wie dies M. Löhr für Leoben ſehr hübſch herausarbeitete.[66]) Die wirtſchaftliche Bedeutung iſt keineswegs die Vorausſetzung der Stadt, im Gegenteil Straßenſperre und Straßenbewachung, die Bedeutung für den Landfrieden ſind oft grundlegend. So liegt München am Zuſammenſtoß von drei oder vier Landgerichten und alten Grafſchaften Dachau, Starnberg (Andechs), Wolfratshauſen und vielleicht Erding (Wittelsbachiſche Grafſchaft), wohin der Iſarrain gehört haben kann. Der herzogliche Stadtherr konnte von hier aus den Landfrieden in jeder dieſer Grafſchaften wahren. Aehnliche Beiſpiele wurden in Heſſen gefunden (Frankenberg).[67]) Aber auch die Geſchichte der Fernſtraßen ſelbſt und ihres Umbaus wird durch die Städte erläutert. So bedeutete die Gründung von Völkermarkt in Kärnten um 1100 die Verkürzung des Eiſenweges, der urſprünglich wohl durchs Krappfeld herab auf die alte Römerſtraße führte und oberhalb Völkermarkt bei Stein die Drau überſchritt und ſpricht zugleich dafür, daß der Seebergpaß oder der Weg um die Sulzbacher Alpen herum ausgebaut worden war.[68]) Die Städte und Märkte müſſen hierin den Burgen angereiht werden, deren Bedeutung für die Fernſtraßen ſchon geſtreift wurde.

Was bisher über die Verbände geſagt wurde, blieb unperſönlich, wie alles was bisher über die Siedlungsgeſchichte und ihre Forſchungswege geſagt wurde. Es iſt nötig, am Schluß des Abſchnittes von den Männern zu ſprechen, die wir als Siedlungsherren und Gründer von Verbänden und damit als die Handelnden in dieſer bisher ſo unperſönlichen Geſchichte der Beſiedlung des Südoſtens erkennen können. Wie finden wir ſie? Was waren ſie für Perſönlichkeiten?

Die Beſitzgeſchichte der gerodeten Gebiete erlaubt nicht immer, aber doch in den meiſten Fällen wenigſtens fürs 11. Jh. die Feſtſtellung der Grundherren oder der Geſchlechter, auf die die Rodung zurückgehen kann. So wenig feſt die Beſitzverhältniſſe im Altland waren, wo Kauf und noch mehr Tauſch und die verſchiedenſten Möglichkeiten von Erbgängen und Ausſtattungen von Töchtern die alte Verteilung verſchoben, ſo ſehr hat ſchon die Geſchloſſenheit der Gütergruppen in Rodungsgebieten die Zerteilung verhindert. Im Allgemeinen gilt ja der Grundſatz: Herrſchaften auf Rodungsboden bleiben geſchloſſen. Man darf ſich da freilich nicht durch Verhältniſſe des 18. Jh.s täuſchen laſſen. So iſt z. B. die Herrſchaft Gmünd in Kärnten im 18. Jh. eine ſchön geſchloſſene Einheit; die Urbare des 16. Jh.s lehren erſt, aus wieviel Splittern ſie zuſammen-

66) Maja Löhr, Leoben. Baden bei Wien 1934.

67) Schriften des Inſtituts f. geſch. Landeskunde v. Heſſen und Naſſau. Amt Frankenberg.

68) Carinthia I, 1926, 33.

wuchs. Beiſpiele geſchloſſener Rodungsherrſchaften gibt es genug; die erſten Proben haben J. Strenadts Abhandlungen über das Mühlviertel gebracht.[69]) Dann ſeien etwa Himmelberg ‚Treffen und Millſtatt in Kärnten, Marquartſtein und Hohenaſchau in Bayern, Bärnſtein und Zwieſel im Bayriſchen Wald, Kirchſchlag und Krumbach in Niederöſterreich genannt. Gegenbeiſpiele ſehr zerſplitterter Grundherrſchaften auf Rodungsboden gibt es auch, etwa die Kranichberger Gegend in Niederöſterreich.

Damit führt die Beſitzgeſchichte zu den Geſchlechtern oder geiſtlichen Grundherren. Aber auch dieſe Unterſuchung macht unſern Stoff nicht perſönlicher. Soweit ich bisher ſehe, gelingt es wohl von der Siedlungsgeſchichte her ungefähr bekannte Perſönlichkeiten genauer zu erfaſſen, aber noch nicht, ganz unbekannte zu erſchließen. Als Beiſpiele ſeien König Ludwig der Deutſche († 876) und Herzog Adalbero von Kärnten († 1039) erwähnt. Ludwig den Deutſchen kennen wir aus den Reichsannalen als einen feſten, energiſchen Mann mit all den Eigenſchaften des fränkiſchen Prinzen; Streit mit Vater und Stiefmutter, den Brüdern und Söhnen füllt ſeine Geſchichte aus; daneben ſpürt man gelegentlich echte altgermaniſche Züge, wie daß er 870 weiter zur Konferenz von Merſſen reiſt, obwohl er zu Flamersheim auf der Reiſe zwei Rippen brach. An Verwaltungstalent ſcheint er ſeinem älteren Bruder Lothar, an Intereſſe für Kunſt, Literatur und Philoſophie ſeinem jüngeren Bruder Karl nachgeſtanden zu ſein.[70]) Wenn man die Urkunden des Königs durchblättert, dann fällt bei wiederholter Betrachtung die Tatſache auf, daß die älteren Schenkungen des Königs im Südoſten die Angabe von feſten Ziffern von Huben, die geſchenkt werden, vermeiden; erſt 846 wird die erſte Schenkung auf 100 Huben ausgeſprochen; ſeit 859 werden dieſe Angaben im Gebiet an der Donau häufiger; in Kärnten ſind ähnliche Formeln erſt gegen 875 und 878 anzutreffen.[71]) das ſcheint zunächſt nichts wie Kanzleibrauch; wenn man aber weiß, daß im 13. Jh. in Böhmen und Schleſien die Verhufung des ganzen Landes gleichbedeutend mit der Einführung deutſcher Wehrverfaſſung war[72]) und daß in Bayern ſchon im 8. Jh. nach feſten Hubengrößen gerechnet wurde, dann ſind dieſe Angaben der Urkunden mehr wie Formeln; ſie beſagen, daß in dem eroberten Südoſten unter Ludwig dem Deutſchen ein tiefeinſchneidender Umbau der bäuerlichen Wirtſchaft erfolgte, der bei ſeinem Umfang nur vom König ſelbſt oder ſeiner Umgebung ſtammen konnte. Anſätze zu dieſem Umbau wird man finden, wenn 836 eine Schenkung als Recht des Beſchenkten die Neuanlage von Huben erwähnt oder 846 an der Reichsgrenze eine

---

[69]) Archiv. f. öſterr. Geſch. 94, 252 ff.

[70]) E. Dümmler, Jahrbücher des oſtfränkiſchen Reiches.

[71]) E. Dümmler, Jahrbücher des oſtfränkiſchen Reiches, 2, 412 ff.

[72]) J. Pfitzner, Breslauer Bistumsland. Reichenberg. 1926.

runde Hubenzahl, wie ſpäter noch oft im Rodland, geſchenkt wird.[72]) Hält man dazu, daß die Regierung Ludwigs erfüllt iſt mit dauernden Kämpfen mit dem Großmähriſchen Reich, beſonders nach 843, ſo wird man kaum fehlgehen, wenn man in Ludwigs Perſönlichkeit einen neuen Zug, ein beſonderes Intereſſe für die Ausdehnung und Stärkung der Reichsgewalt im Südoſten finden wird. Wie weit dieſe Gedanken einfache Machtpolitik waren, wie weit ſie etwa von irgendwelchen zunächſt als bairiſche Stammesintereſſen empfundenen, im letzten Grund im ſpäteren Sinn nationalen Beweggründen beſtimmt wurden, erforderte eine tiefere Unterſuchung; aber ein neuer Zug in der Perſönlichkeit dieſes an die Spitze der Deutſchen Könige geſtellten Mannes ſcheint jedenfalls erkennbar.

Herzog Adalbero von Kärnten iſt ebenfalls bisher nur aus Familienfehden bekannt; er iſt als Empörer gegen Konrad II., der ihn abſetzte, geſtorben. Er wie ſeine Gattin haben je eine ſolche Schenkung unbeſiedelten Landes mit 100 Huben erhalten,[73]) ſein Sohn Markward hat 30 Jahre nach des Vaters Tod (1065/6) Pfarrechte für Kirchen erhalten, die mitten im Rodland liegen. Iſt da die Vermutung zu kühn, wenn man ſchon Adalbero, nicht nur ſeinen Sohn als Siedlungsherrn anſpricht und nach der Lage der Siedlungen darin eine gewiſſe Zielſtrebigkeit, das Murtal Oberſteiermarks mit dem Markgebiet Mittelſteiermarks zu verknüpfen, ſehen will?

In andern Fällen iſt Klarheit noch ſchwerer zu gewinnen; ſo iſt nur nicht ganz klar, welcher Anteil am Siedlungswerk Niederöſterreichs den einzelnen Markgrafen aus dem Haus der Babenberger zuzuſchreiben iſt, wer die ſchon berührten von Bayern abweichenden Rechtserſcheinungen geſchaffen hat; von Adalbert († 105) bis zu Leopold III. († 1136) kommt jeder der Markgrafen in Betracht.

Streichen und ausſchalten kann man dagegen jede Bedeutung der bairiſchen Herzoge für das Siedlungswerk von 1004 bis 1180; denn die Siedlungstätigkeit iſt eine Sache der Grundherren geweſen und nur in den Marken ſpürt man noch den Einfluß des Markgrafen darüber in der Anlage von Burgen oder der einheitlichen Organiſation bei verſchiedenen Grundherrſchaften. Heinrich der Löwe z. B. beſaß nur am Rand von Altbayern einige Herrſchaften; was er dann für das Herzogtum erwarb, Reichenhall, Burghauſen, München, ſollte zwar ſeine Macht unterbauen, der Sicherung des Landfriedens dienen; aber mit Südoſtſiedlung, die außerdem zu dieſer Zeit faſt abgeſchloſſen war, hatte ſeine Politik nichts zu tun. Das Ende der Siedlungstätigkeit fällt auch nicht, wie behauptet, wurde, mit 1180 zuſammen, ſondern mit dem Untergang der alten hochfreien Geſchlechter im 13. Jh.

---

[73]) Mon. ducatus Carinthiae 3, Nr. 201 und 237; Monumenta Germaniae Diplomata Otto III. Nr. 255, Konrad II Nr. 34.

Das ſind alſo erſt Anfänge einer Forſchung nach den Perſönlichkeiten, die die Siedlung geſchaffen haben. Die Aufgabe wäre, hier ſo weit zu gelangen, wie in der Kunſtgeſchichte, wo gleichartiger formaler Aufbau verſchiedener Werke den Schluß auf eine einheitliche Künſtlerperſönlichkeit zuläßt; ſo müßte es das Ziel ſein, die formalen Züge im Grundriß der Siedlung und ihrer Flur wie in den Rechtsverhältniſſen gegenüber dem Verband, in welchem die Siedler ſtanden, ſo eindeutig und ins Einzelne zu beſtimmen, daß man über die Tätigkeit und Perſönlichkeit des Mannes, der die Siedlung entwarf, Beſcheid geben könnte. Im Augenblick hat jedoch die Siedlungsgeſchichte erſt jene Stufe der Kunſtgeſchichte erreicht, die eine Zuſchreibung an einzelne Stile als Endergebnis kannte; und für die Zeit vor 900 fehlt auch da noch die genügende Anzahl von Unterſcheidungsmerkmalen. Die nächſte Stufe der Kunſtgeſchichte war die, wo man bei jedem Werk nach den Aehnlichkeiten, den Entlehnungen ſuchte und dann erſt gelang es, zuerſt bei ganz Großen, die formalen Sonderbildungen zu erkennen und von da weiterzuſchreiten und noch immer iſt mehr gefühlsmäßiges als methodiſch ſicheres Vorwärtsſchreiten üblich. Rechtserſcheinungen ſind an ſich noch ſtärker gleichmäßig geprägt, als die Werke des gebundenſten Stils. Der Weg iſt alſo ein weiterer, als in der Kunſtgeſchichte und wird wohl ein anderer werden. Dazu gilt es, den Widerſtand der Geographie, die dazu neigt, der Geſchichtswiſſenſchaft entgegengeſetzte, naturwiſſenſchaftliche Methoden anzuwenden, zu überwinden. Eine derartige Verbindung einer Unterſuchung ſichtbarer Dinge, wie Siedlungs- und Flurgrundriſſe und Rechtsformen kann aber der Ausgangspunkt werden, von dem aus es gelänge, der Geſchichtswiſſenſchaft Methoden zur Unterſuchung geiſtiger Formen überhaupt zu geben. Darin ſehe ich die Bedeutung der hier behandelten Fragen für die geſamte Geſchichtswiſſenſchaft.

Es zeigte ſich alſo in dieſem Abſchnitt, daß die Unterſuchung der Verbände nicht einfach zur Ortsgeſchichte und Beſitzgeſchichte herabgeſetzt werden kann, wie das die „Welt"-Hiſtoriker und „Geiſtes"-Hiſtoriker gern möchten, ſondern daß jeder Verband ein Sondergebilde darſtellt, welches nach gewiſſen Typen der Grundherrſchaften aufzulöſen und in ſeinem Werdegang zu erklären iſt. Die Typen der Grundherrſchaften entſtehen, wenn man die ſoziale Stellung und Herkunft der Herren mit den Rechtsformen des Verbandes, des Verhältniſſes von Untertan und Herrſchaft vereint und vergleicht. Von hier führt der Weg zur Erfaſſung der Perſönlichkeiten, die dieſe Verbände geſchaffen und damit Siedlung begründet haben; die Namen und Geſchlechter dieſer Perſönlichkeiten weiſt die Beſitzgeſchichte. Aber gerade hier zeigt ſich, wie ſehr unſere Forſchung noch am Anfang ſteht, kaum ſchon eine Stilkunde der Siedlungen darſtellt.

5) Die Siedler.

Bei jeder Beſprechung ſiedlungsgeſchichtlicher Fragen taucht als beſonders brennende die Frage auf: „wer waren die erſten Siedler?“ Und man kann ſich vorſtellen, wieviel weiter wir in der Frage des blutsmäßigen Aufbaus unſeres Volkes in jeder Sippen- und Almenforſchung wären, wenn die Siedlungsgeſchichte kurzweg hergehen und ſagen könnte, die erſten Siedler dieſer oder jener Gegend kamen von da und da, ſie waren raſſiſch ſo und ſo zuſammengeſetzt, ihre Anführer waren dieſe und dieſe. Wer einmal Islands Landnahmebuch angeſehen hat und isländiſche Sǫgur kennt, wird wiſſen, was uns hier fehlt. Denn faſt auf alle dieſe Fragen müſſen wir heute ſagen: „wir können keine Antwort geben, ja wir ſehen noch nicht einmal Wege zu Antworten.“ So fällt der Abſchnitt, der eigentlich auf die Allgemeinheit die ſtärkſte Anziehungskraft üben könnte, am ſchwächſten und kürzeſten aus.

Die Ortsnamen geben Angaben über die Herkunft der Siedler recht ſelten; Frankenmarkt und Frankenburg in Oberöſterreich als Gründungen von Bamberger Biſchöfen, Hausnamen bei Selzach in Krain wie „Intikar“ (aus Innichen)[74]), Beziehungen wie die zwiſchen Ottakring und Sievering bei Wien zu Otterkrin und Süferling weſtlich des Chiemſees ſind erfreuliche Ausnahmefälle. Gewiß wird eine genauere Erfaſſung der geſamten Namen noch Einiges an den Tag fördern, beſonders von Seite der in den Ortsnamen ſteckenden Perſonennamen.

Ein weiterer, bisher nicht beſchrittener Weg führt über rechtsgeſchichtliche Bindungen. Salzburger Steuerbücher des 14. Jh.s[75]) unterrichten über die Eigenleute des Erzſtifts, die nicht nur auf erzſtiftiſchem, ſondern auch auf fremdem Gut ſaßen. Auch altbayriſche Quellen des 15. Jh.s bringen ähnliche Angaben. Es iſt ſicher, daß ſchon vor 1400 die leibherrlichen Beziehungen allmählich von den wechſelnden Inhabern auf die Güter übertragen wurden. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß eine Unterſuchung der verſchiedenen Leibſteuer-, Herbſt- und Maiſteuerverzeichniſſe hier irgendwann und irgendwo die Verknüpfung mit den ſchier endloſen Angaben der Traditionsbücher des 11. und 12. Jh.s über Leibzinſen ermöglicht; denn dort werden uns ja lange Stammbäume geboten. Dann hätten wir wenigſtens die Möglichkeit, feſtzuſtellen, weſſen Eigenleute die erſten Siedler waren oder im Verlauf der Beſiedlung wurden. Aber wird der Erfolg die hier nötige Kleinarbeit lohnen?

---

[74]) Nach mündlicher Angabe von E. Kranzmayer, dem ich hiefür beſtens danke.

[75]) Vgl. oben 55)

Die Geſchichtsforſchung kann noch von einer Seite her etwas zu der geſtellten Frage beitragen, von der Seite der Patrozinienforſchung. Die Patrozinien der Kirchen, Kapellen und Altäre verraten Einiges über den Kulturkreis, dem die Erbauer und Stifter dieſer kirchlichen Einrichtungen angehörten. Die meiſten Arbeiten auf dieſem Gebiet vernachläſſigen jedoch die enge Beziehung zwiſchen dem Heiligen als Gegenſtand der Verehrung und der Kirche als Glied der kirchlichen Rechtsordnung. Ein Beiſpiel: St. Martin von Tours, ſeit dem Ende des 7. Jh.s fränkiſcher Reichspatron, begegnet als Kirchenheiliger zahlreicher Kirchen auf Königsboden in allen deutſchen Landen. In Kärnten gibt es die Kirche St. Martin in der Ebene Reichenau unterhalb der Turacherhöhe an einer in den letzten Jahren etwas in Mode gekommenen Alpenſtraße. Wer nicht beachtet, daß die Kirche noch um 1780 bloß Vikariat der älteren, 1218 gegründeten, viel höher gelegenen Pfarre St. Lorenzen in der Reichenau war, und an der Herrſchaftsgeſchichte der Gegend — Millſtatt und Gurk ſind die wichtigſten Grundherrſchaften — vorbeigeht, wird vielleicht zu wunderbaren Träümen über eine Königsgründung an einer alten Straße kommen; dabei iſt die Kirche erſt 1752 gegründet.[76]) Ein ſchönes Gegenſtück: die Wahl des franzöſiſchen Dionyſius (von St. Denis bei Paris) als Heiliger der bayriſchen Klöſter Schäftlarn und Schlehdorf und ſein Vorkommen unter den Reliquien von Tegernſee gewährt Ausblicke auf die politiſchen Beziehungen bayriſcher Großer um 750—70 zu König Pippin.[77])

Im Allgemeinen gilt die Regel: je ſeltener ein Patrozinium, deſto genauer läßt ſich ſeine Entſtehung erklären. Es iſt weiter klar, daß in Grenzländern des deutſchen Volksbodens wie Kärnten oder Tirol die Patrozinienforſchung infolge des lebhaften Kulturaustauſches mit verſchiedenen Gebieten weit ſchneller Ergebniſſe erzielen wird, als im Altland. Die Grundregel, daß man das Patrozinium nur im Zuſammenhang mit der kirchlichen Organiſation und Rechtsſtellung behandeln darf, wurde ſchon dargetan. Die andere Grundregel iſt Kenntnis der Geſchichte des Verehrungsmittelpunktes. So iſt St. Aegydius, der Heilige des ſüdfranzöſiſchen St. Gilles ſeit der Zeit zurückgetreten, wo ſein Heiligtum in den Albigenſerkriegen litt.[78])

So darf auf Siedler aus dem Rheinland das Patrozinium der in Köln im Spätmittelalter viel verehrten Heiligen Drei Könige in Greuth unterm Mittagskogel in Kärnten bezogen werden. Es muß noch unterſucht

---

[76]) Carinthia I, 1925, 14 und 1928 Beilage S. 13.

[77]) H. Löwe, Die Karolingiſche Reichsgründung und der Südoſten, Forſchungen zur Kirchen- und Geiſtesgeſchichte 13 (1938), S. 24 ff.

[78]) Carinthia I, 1927, 89 ff.

[78]) Carinthia I, 1928, Beilage S. 15.

werden, welche Bedeutung das aus Winoxbergen in Flandern ſtammende und gerade bei Rodungsſiedlungen des 13. Jh.s wie Sommerau, bei Kleinkirchheim, zu Mirnig bei Eberſtein, an der Rieding hinter Wolfsberg, in Schwarzenbach, in Seeland, (um Kärntner Beiſpiele zu nennen) auftretende Oswaldpatrozinium hat. An flämiſche Siedler zu denken, ſcheint mir kühn; aber Beziehungen zu den Ablegern der Nordoſtſiedlung, bei der Flamen ja ſehr tätig waren, könnte man immerhin annehmen.

Eine ſehr andere Frage hingegen iſt es, ob es ſchon möglich iſt, die volkskundlichen ins germaniſche Heidentum zurückführenden Erſcheinungen im Kult einzelner Heiligen ſiedlungsgeſchichtlich auszuwerten. Die Sache liegt doch ſo, daß dieſe Erſcheinungen heute ſo ſtark mit chriſtlich-kirchlichen Gedanken verwachſen und verknüpft ſind, daß nur ein langes Zuſammenleben von beiderlei Gedanken dieſe Erſcheinungen gezeitigt haben kann. Die Erklärung ſcheint einfach: ſeit 800 längſtens waren Ungetaufte in deutſchen Landen ungewöhnlich; aber ſchon die Geſchichte des Pfarrnetzes lehrt, daß im Südoſten, von Altbayern abgeſehen, deſſen Kirchen in ſehr großer Zahl ſchon auf die Agilolfinger- und Karolingerzeit zurückgehen, ein Durchdringen der Kirchenorganiſation und damit klarer Vorſtellungen kirchlicher Art erſt um und nach 1100 erfolgte. Man braucht ja nur die ſchöne Stelle in der Lebensbeſchreibung Biſchof Altmanns von Paſſau († 1091) über die hölzernen Prieſter[80]) zu leſen, um darüber klar zu werden. Der Bauer zwiſchen 800 und 1100 hatte als Religion eine Art Synkretismus zwiſchen Chriſtentum und germaniſchem Heidentum, dem alle dieſe Vorſtellungen, die die religiöſe Volkskunde unterſucht, entſtammen. Ehe wir aber nicht ausführliche, von Kennern ſowohl der Mythologie wie der Heiligenlegende gearbeitete Unterſuchungen über dieſe Miſchreligion beſitzen, ſind Einzelerſcheinungen der genannten Art zwar nicht weniger intereſſant, aber für die Siedlungsgeſchichte und vor allem die Herkunft der Siedler nicht genug aufſchlußreich.

Dasſelbe gilt für volkskundliche Beobachtungen aller Art. Die Siedlungsgeſchichte kann auch hievon erſt dann beträchtlichen Nutzen haben, wenn dieſe Bräuche oder Gewohnheiten in ihrer Entſtehung örtlich und zeitlich wenigſtens ungefähr begrenzt ſind. Mit angeblich „uralter" Herkunft kann man gar nichts anfangen. Die Volkskunde iſt ja, gottlob, auf dem beſten Weg, von der älteren naturwiſſenſchaftlichen Methode wegzukommen, ſo daß man vielleicht in einem Jahrzehnt von dieſer Seite ſehr viel Beſtimmteres wird ſagen können.

Damit kommen wir zur letzten und wichtigſten Frage dieſes Abſchnittes; was kann die Anthropologie und Raſſenkunde über die Herkunft der Siedler der Siedlungsgeſchichte ſagen? Man hat auch ſeitens der An-

---

80) Monumenta Germaniae, Scriptores 12.

thropologen dieſe Frage aufgeworfen.[81]) Aber gerade bei dieſer Erörterung zeigte es ſich, daß die Frageſtellungen noch ungeheuer weit auseinanderliegen, noch viel weiter als bei den Gegenſätzen mit der Geographie.

Jeder, der die Alpenländer kennt, weiß, daß auch dort ganz beträchtliche Gruppen nordiſcher Raſſe wohnen; man muß nur einmal im Katſchtal oder in der „Gegend" in Kärnten, im Sarntal in Südtirol, im Innviertel und Unterinntal geweſen ſein, um nur einige Gegenden zu nennen. Damit iſt aber nicht einmal geſagt, ob die Ahnen dieſer Leute bajuwariſchen oder andern Stammes waren, geſchweige, daß wir die Gegend wüßten, woher gerade dieſe Leute kamen. Was die Siedlungsgeſchichte wiſſen will, wird eben immer Einzelnes und nicht Allgemeines ſein.

Aber wir müſſen noch mit ganz andern Fragen kommen. Wir wiſſen zwar, daß die Raſſen wohl Spielarten ausbilden, ſich mit andern miſchen, aber im allgemeinen unverändert bleiben; was wir bisher nicht wiſſen, iſt, in welchem Grad die verſchiedenen das deutſche Volk bildenden Raſſen, in gewiſſen Klimaten und gegen Krankheiten, beſonders Kinderkrankheiten widerſtandsfähig waren. Wer je Sippenforſchung trieb, weiß, wie erſchreckend groß vor 1850 die Kinderſterblichkeit war; die Hälfte, ja zwei Drittel der Geborenen ſtarben vor dem Heiratsalter. Hat dieſe furchtbare Ausleſe bei raſſiſch gemiſchten Ehen nur die Kinder, die mehr nach einer Seite neigten, getroffen, oder alle Kinder gleichmäßig? Hing dieſe Ausleſe von Klima und Höhenlage ab oder nicht? Oder ſiedlungsgeſchichtlich geſehen, iſt die Erhaltung nordiſcher Gruppen in verſchiedenen Alpentälern durch die erſten Einwanderer oder durch Klima und Lebensweiſe bedingt? Iſt alſo etwa der dunkle, unnordiſche Typ mancher Niederbayern auf eine ſtarke Miſchung bei der Einwanderung oder auf die größere Widerſtandskraft einer Gruppe der Kinder raſſiſch gemiſchter Ehen zurückzuführen? Daß die Zahl der nordiſchen Menſchen in Bayern vor 800 weit größer war, iſt eine alte, durch die Reihengräber verbürgte Tatſache.[82]) Es wäre ſchon unendlich viel, wenn wir imſtande wären, aus der Verhältniszahl der einzelnen Raſſen in beſtimmten Gebieten auf eine ungefähre Verhältniszahl vor ſo und ſoviel Jahrhunderten zurückzuſchließen.

Freilich, damit wiſſen wir noch immer nichts über die Zeit der Anſiedlung. Denn leider zeigt die Unterſuchung der bäuerlichen Rechtsverhältniſſe, daß zwiſchen 1100 und 1400 bei vielen Grundherrſchaften keinerlei Erbrecht, ſondern Freiſtiftrecht herrſchte; der Untertan konnte jahrweiſe gewechſelt werden. Als Eigenmann der Grundherrſchaft war er dieſem Wechſel

---

[81]) E. Schwidecki, Anthropologie und Geſchichtswiſſenſchaft in Zeitſchrift für Raſſenkunde. Bd. IV, Heft 3 (1936).

[82]) A. Helbok, a. a. O. S. 310 ff.

zwar unterworfen, aber doch in einem gewiſſen Bannkreis feſtgehalten. Und Rodungsſiedlungen ſcheinen ſchon von 900 ab ein beſſeres Erbrecht gehabt zu haben. Aber gerade im Altland muß man an wüſteſte, faſt dem Fabriksproletariat des 19. Jh.s entſprechende Verſchiebungen denken. Daß ſich infolge ſolcher Tatſachen fürs Altland anthropologiſche Ergebniſſe nur ſchwer gewinnen laſſen werden, kann man ſich ausrechnen.

Soll alſo die Siedlungsgeſchichte von der Raſſenkunde Hilfe bekommen, ſo muß dieſe einmal möglichſt genaue Angaben über die Spielarten oder wie Raſſenkundler ſagen „Gauſchläge", innerhalb der Raſſen machen können; ſie muß ſchließlich die Widerſtandskraft der einzelnen Raſſen gegen Klima und Krankheit und beſonders hinſichtlich der Kinderſterblichkeit klären, damit die Siedlungsgeſchichte anſetzen und etwas über die Herkunft der Siedler ſagen kann.

Damit iſt noch nicht erſchöpft, was man bisher über die Siedler ſagen kann. Bisher ſind es meiſt Zufallsnachrichten und keineswegs geſicherte Forſchungswege, die dieſe wichtigſte Frage klären; Namenkunde und Patrozinienforſchung geben heute gelegentlich Auskunft, von der Raſſenkunde und Volkskunde dürfen wir in Zukunft mehr erwarten. Bleibt noch die Spatenforſchung der Frühgeſchichte. Sie tritt gerade da ein, wo die andern bisher dargelegten Forſchungswege verſagen. Es iſt ja nicht ſehr viel, was an Funden von 800 bis 1100 bisher vorliegt und die Forſchung hat da erſt begonnen. Die Frage, was eigentlich ſlawiſcher Herkunft ſei, iſt oft geſtellt, aber nicht endgültig beantwortet. Für die Unterſuchung der Rechtsformen und ihrer Verbindung mit Siedlungsformen erwies ſich bisher 900 als eine ſchwer überwindbare Grenze. Da und dort hat man ja aus der Anlage der Friedhöfe auch Rückſchlüſſe auf jene der Siedlungen tun können. Grundlegend ſind bisher die Ergebniſſe der Frühgeſchichte für die Zeit der Landnahme und des dieſer zunächſt folgenden Zeitabſchnittes. Daß noch immer Kulturverbindungen zwiſchen den älteſten bajuwariſchen und den böhmiſchen Germanenfunden fehlen, daß in Böhmen ſelbſt um 400 ein tiefer Kultureinſchnitt erkennbar iſt, wird doch etwas bedenklich gegen die ſeit einem Jahrhundert geltende Markomannentheorie ſtimmen. Es fehlt nur die nötige Einzelkenntnis, um hier noch mehr an Fragen aufwerfen zu können.

Das, was hier noch fehlt, iſt der Verſuch, den Ergebniſſen der Ortsnamenforſchung und Frühgeſchichte rechtsgeſchichtliche Tatſachen an die Seite ſtellen zu können. Die Aufgabe, die zunächſt hier anzugreifen iſt, iſt die, mit Hilfe der Quellen des 8. und 9. Jh.s Klarheit über die Rechtsverhältniſſe in einem bajuwariſchen —ingen-Dorf dieſer Zeit zu erlangen. Daß hiebei Orte, deren Friedhöfe man kennt, eine beſondere Rolle ſpielen werden, iſt ſelbſtverſtändlich. Hierin ſehe ich die noch fehlende Brücke von der Frühgeſchichte zur Siedlungsgeſchichte.

So bleibt beſonders für die älteſte Stufe deutſcher Siedlung vorderhand die Frühgeſchichte das wichtigſte Auskunftsmittel über die Siedler.

6) Zuſammenfaſſung.

Der eben gegebene Ueberblick iſt nicht ſo allumfaſſend und vor allem nicht ſo gleichmäßig ausgefallen, wie dies wohl wünſchenswert wäre. Der Grundgedanke bei allen Unterſuchungen iſt der, die einzelne Siedlung als Einheit zu faſſen, ohne Rückſicht darauf, ob man ihren Namen, ihren Grundriß, ihre Rechtsformen, ihre Gründer oder die Siedler ſelbſt behandelt; ſie ſoll als Ganzes geſehen werden, nicht als eine Nummer unter ſo und ſoviel andern, als eine Leiſtung, hinter der wohl vielfach die Gedanken eines Einzelnen ſtehen, die aber das Werk vieler iſt. Dieſe Richtung aufs Einzelne führt bei jeder Unterſuchung dazu, nicht nur die großen Gegebenheiten, ſondern die Sondererſcheinungen herauszuarbeiten; es geht nicht mehr um den Stil der Siedlungen oder gar um eine Klaſſifizierung von der Gegenwart her, ſondern um ein möglichſt genaues Einreihen und Einſtellen in Entwicklungen und damit um eine Geſchichte derſelben.

Die Grundlagen der Methode, die E. Richter dem hiſtoriſchen Atlas der öſterr. Alpenländer mitgab, müſſen auch hier gelten. Er ging von der auch hier erwähnten Vorausſetzung aus, daß die politiſchen Gebilde Brüche im Sinn der modernen Entwicklung nicht oder nur ſehr ſelten kennen. Er hat die Gleichmäßigkeit und Bruchloſigkeit der Entwicklung ſicher überſchätzt; trotzdem bleibt ſie als Leitgedanke verwendbar. Der zweite Gedanke Richters war ein geographiſcher; kennt man zwei politiſche Gebilde und deren Geſchichte, die auf einer Karte ein drittes weniger bekanntes begrenzen, ſo können daraus Rückſchlüſſe über die Entwicklung dieſes dritten Gebildes gezogen werden. Ebenſo kann man unter verſchiedenen Vorſichtsmaßnahmen Rückſchlüſſe von ſpäteren Gebilden auf ältere tun. Dieſe Grundſätze, die die Bearbeitung der Landgerichtskarte der Alpenländer geleitet haben, bleiben auch für die Siedlungsgeſchichte anwendbar. Sie müſſen jedoch dem oben gebildeten Ziel der Richtung aufs Einzelne untergeordnet werden.

Damit allein langen wir aber noch nicht. Die von der Vorgeſchichte wie von der Ortsnamenkunde her gebräuchliche Zuſammenordnung der Einzelheiten in Schichten iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß darüber wohl nicht mehr geſagt werden muß. Weniger ſelbſtverſtändlich ſcheinen alle Forderungen, die darauf hinauslaufen, nicht nur für Namen und Siedlungsformen, ſondern auch für die Rechtsformen Typen feſtzulegen, dieſe Typen ſo aufzubauen, daß ſie nach allen Seiten, ſowohl nach der ſprachlichen wie nach der baulichen und der rechtlichen die Siedlung als Einheit erſcheinen laſſen. Erſt von Typenreihen dieſer Art kommen wir zu einer Geſchichte, zu Per-

ſönlichkeiten, die dieſe Typen ſchaffen und abwandeln und erſt Handlung und Perſönlichkeit führen von Zuſtandsbeſchreibungen zur Geſchichte.

In dieſem Sinn wurde die Siedlung als Einheit gefaßt, der Siedlungsgrundriß, der Flurgrundriß und die Namen von Ort, Flur und Haus als die Erſcheinungen angeſehen, die geſtatten, die Siedlung ſelbſt zu faſſen und zwiſchen dieſen drei Seiten der Erſcheinung eine Einheit, die vorderhand noch mehr Forderung als Forſchungsergebnis iſt, zu bilden. Als Vorausſetzung und Umgebung der Siedlung wurde im 2. Abſchnitt die Landſchaft behandelt; die Frage nach der Urlandſchaft, der vordeutſchen Beſiedlung wie der Fernſtraßen aus der Zeit vor wie nach der Siedlung erörtert.

Der dritte Abſchnitt ſollte die Rechtsformen der Verbände, innerhalb deren die Siedlungen entſtanden, behandeln, die Rückſchlußmöglichkeiten von den ſpäteren auf die älteren, von den geiſtlichen auf die weltlichen Verbände aufzeigen und von hier den Weg zur Erfaſſung der Perſönlichkeiten der Siedlungsherren zeigen. Im Schlußabſchnitt ergab ſich, daß unſere Forſchungswege vorderhand nur ſelten ausreichen, die Siedler ſelbſt zu greifen; Angaben der Namen, Anhaltspunkte der Patrozinienforſchung waren alles, was ſich aufzeigen ließ, wo nicht die Spatenforſchung der Frühgeſchichte Erſatz bietet.

In allen Abſchnitten ſuchte ich die große Lücke unſerer Kenntniſſe für die Merowinger- und Karolingerzeit aufzuzeigen, die Aufgabe, von allen Seiten der Siedlungsgeſchichte Licht in die Verhältniſſe dieſer Zeit zu bringen. Blieb Haufendorf und unregelmäßige Flur wie die Frage des Bedeutungsinhalts der älteren Ortsnamengruppen offen, ſo blieb ebenſo die Frage offen, wie die Rechtsformen ausgeſehen haben, die dieſen alten Ortsnamengruppen entſprachen; die Siedlung einer germaniſchen Gefolgſchaft oder gemeinfreier Bajuwaren iſt für uns derzeit noch nicht vorſtellbar. Hier iſt die Lücke, die Geſchichte und Frühgeſchichte trennt, die zu ſchließen eine Vorausſetzung für das Gelingen der Siedlungsgeſchichte des Südoſtens iſt.

Die geſchichtlichen Rechtsgrundlagen der „Sächſiſchen Nationsuniverſität“ in Siebenbürgen und ihres Vermögens.

Ein Beiſpiel volksrechtlicher Entfaltung mit Geſchichtsmächtigkeit.

Von Friedrich Müller-Langenthal (Hermannſtadt).

Einleitung.

Die „Sächſiſche Nationsuniverſität“ war die oberſte Zuſammenfaſſung der freien deutſchen Bauern- und Stadtgemeinden in Siebenbürgen. Bis 1876 — mit zwei kurzen Unterbrechungen durch Eingriffe des Habsburger Abſolutismus — übte ſie Jahrhunderte lang die Territorialhoheit auf dieſem uralten Siedlungsgebiet aus. In ſolcher Eigenſchaft wurde ſie ein Opfer der ungariſchen Landesvereinheitlichung in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, die ſich an dem weſtleriſchen Gedanken der Staats-Nation ausrichtete.

Doch verblieb, auch nachdem die Sächſiſche Nationsuniverſität ſo entmächtigt war, ihr Name einer gleichzeitig geſchaffenen Verwaltungsgemeinſchaft, der die Verfügung über ihr angeſammeltes Vermögen unter der Aufſicht der Staatsregierung übertragen ward. Dabei wurde aber unter dem Einfluß weſtleriſch demokratiſchen Denkens, das keine volkhaften Gemeinſchaftsrechte zuläßt, nicht mehr die deutſche Bewohnerſchaft des Siedlungsgebietes zum Rechtsſubjekt der Verwaltungsgemeinſchaft gemacht, ſondern die völkiſch gemiſchte Bewohnerſchaft eines über das Siedlungsgebiet hinaus ſtark erweiterten Territoriums. Nach der Einverleibung Siebenbürgens in den rumäniſchen Staat, am Abſchluß des Weltkrieges, trat die Notwendigkeit der Regelung dieſer Frage neu hervor, weil die durch die Ungarn 1876 herbeigeführte Entrechtung der Siebenbürger Sachſen nun erſt zur vollen Auswirkung kommen mußte, da bei allgemeinem Wahlrecht ein Uebergang der Mehrheit in der Verwaltungsgemeinſchaft von den Sachſen an die Rumänen zu erwarten ſtand. Damit wäre eine Quelle äußerſter Spannungen zwiſchen den beiden Völkern, die einſt von ungariſcher Seite wohl mit Bewußtſein geſchaffen ward, verewigt worden. Auch war durch Enteignung des großen Waldbeſitzes der Sächſiſchen Nationsuniverſität anläßlich der rumäniſchen Agrarreform deren Vermögensſtand ſelbſt ſehr geſchmälert worden. So mußte mit der Gefahr gerechnet werden, daß die parlamentariſch aufgezogene Verwaltungsgemeinſchaft, wie ſie das ungariſche Geſetz aus 1876 vorgeſehen hatte, infolge unerläßlicher koſtſpieliger Aufwendungen die noch zu erwartenden Erträgniſſe allmählich aufzuzehren beginnen werde, ſtatt ſie den vorſchwebenden Zwecken zuzuführen. Nunmehr hat die rumäniſche Geſetzgebung die Frage ſo gelöſt, daß der reſtliche Vermögensſtand zwiſchen Sachſen und Rumänien aufgeteilt und ihren Volkskirchen zur Nutznießung für das von ihnen betreute Volk übergeben wurde.

Die Aufteilung geſchah nach dem Schlüſſel der Seelenzahl auf dem Territorium, deſſen Bewohnerſchaft nach der ungariſchen Regelung aus 1876 zum Rechtsſubjekt der Verwaltungsgemeinſchaft gemacht worden war.

Entzogenes Recht hört nicht auf, Recht zu bleiben. Und wenn die Rechtsgrundlagen klargeſtellt werden können, fördert das ein Wachstum jener Kräfte, die ſie einſt ſchufen. Ob auch nicht immer in den entzogenen geſchichtlichen Formen, treiben dann jene Kräfte aufs neue Früchte, und es wird der Rechtsverluſt durch Rechtsgewinn in ähnlicher Richtung abgelöſt. Denn ſtärker als ihre Form iſt die lebendige Gemeinſchaft ſelbſt, ſofern ſie ſich nicht auflöſen und zerſetzen läßt, ſondern ihre Ziele hochhält.

Aber gerade die Rechtsgrundlagen der Sächſiſchen Nationsuniverſität in Siebenbürgen ſind eines der umſtrittenſten geſchichtlichen Probleme. Schon Jahrhunderte dauert der Rechtsſtreit und Meinungskampf um ſie. Sieht man aber durch das Geſtrüpp der ungeheueren Fülle von Argumenten, die für die gegenteiligen Auffaſſungen im Verlauf dieſer Auseinanderſetzungen beigebracht wurden, hindurch, ſo eröffnet ſich ein tragiſcher Hintergrund deutſchen Lebens und Schaffens inmitten anderer Völker: Der Kampf um die Sächſiſche Nationsuniverſität in Siebenbürgen iſt ein Ringen um Geltung und fruchtbare Auswirkung deutſchen Volksrechtes! Man wird wenig geſchichtliche Geſtaltungen finden, in deren Entfaltung das Weſentliche volkhaften deutſchen Rechtes durch ſo lange Zeit und in ſolcher Kampfeserpobung, dadurch aber bewährt und geläutert hervortritt. Darum ſoll hier die Löſung der Frage nach den geſchichtlichen Rechtsgrundlagen der Sächſiſchen Nationsuniverſität neu geſucht werden.

I.

Wer waren die Gründer und Rechtsträger der „Sächſiſchen Nationsuniverſität", ſomit auch das Rechtsſubjekt ihres Vermögens?

Darauf gibt zunächſt der Name ſelbſt Aufſchluß, der die „Geſamtheit (universitas) der ſächſiſchen Nation" als Gründer und Rechtsträger nennt. Die Geſchichte zeigt, daß dieſe „Geſamtheit der ſächſiſchen Nation" ſich rechtlich durch Vertretungen darſtellte und äußerte, die, ſolange ſie bei deren Zuſammenſetzung frei handeln durfte, immer aus ethniſchen Sachſen zuſammengeſetzt waren.

Dieſer geſchichtlich klare Sachverhalt iſt durch die Gegenbehauptung beſtritten worden, Rechtsträger dieſer „Geſamtheit der ſächſiſchen Nation" und Rechtsſubjekt ihres Vermögens ſeien nicht die ethniſchen Sachſen, ſondern die Bewohner des ihnen verliehenen „fundus regius", wozu von Anbeginn auch Bevölkerung anderer ethniſcher Abſtammung gehört habe. Dieſe Frage erfordert eine Klarſtellung über die:

1. Lage und Bedingungen bei der Anſiedlung.

Nach den Urkunden über die Anſiedlung und die Rechte der Vorfahren der Siebenbürger Sachſen ſind ſie „gerufen" (vocati) — alſo auf Grund von Bedingungen angeſiedelt — worden, und zwar in ſolche Gebiete, die als „verlaſſen" (deserta) oder „unbewohnt" (inhabitata) bezeichnet wurden.

Dieſe klaren Angaben in den Urkunden werden von den Kritikern aus der Reihe der Gegner der Sachſen mit der Behauptung in Zweifel gezogen, es ſei unvorſtellbar, daß ſo weite Gebiete wie die von den Vorfahren der Siebenbürger Sachſen beſiedelten wirklich „verlaſſen" und „unbewohnt" geweſen ſeien. Sie meinen, es habe ſich um ein dünnbevölkertes Land gehandelt, in dem die unbenützten Teile den Vorfahren der Sachſen übergeben, die benützten aber den früheren Bewohnern belaſſen worden ſeien. Daraus ergebe ſich, ſo wird weiter gegen die Sachſen argumentiert, daß die für die Siedlungsgebiete der Sachſen geſchaffenen Rechtszuſtände — ſo ſehr ſie auch von den in den nichtſächſiſchen Gebieten des Landes geltenden abwichen! — nicht ein Ausfluß der Bedingungen und des Anſiedlungsrechtes der Vorfahren der Sachſen geweſen ſeien, ſondern dem Territorium des „fundus regius" als ſolchem angehaftet hätten und damit allen ſeinen Bewohnern ohne Unterſchied der ethniſchen Zugehörigkeit übertragen worden ſeien.

Die ganze, ungeheuer umfaſſende Polemik, die über dieſe Frage und die aus ihrer Beantwortung ſich ergebenden Folgerungen für die Rechtsverhältniſſe, die uns hier beſchäftigen, geführt worden iſt, muß als völlig überholt bezeichnet werden[1]), ſoweit ſie den nun wiſſenſchaftlich völlig er-

---

[1]) Die gegneriſchen Argumente aus rumäniſchem und madjariſchem Lager ſind neuerdings alle zuſammengefaßt worden in der Schrift von J. Fruma, Problema universităţii săseşti şi a celor şapte juzi. Cartea Românească, Hermannſtadt 1935. — Da findet man auch die ſonſtige rumäniſche und magyariſche Literatur zur Frage zuſammengeſtellt.

Aus der Reihe der ſächſiſchen Verteidigungsſchriften ſeien die wichtigſten hier in chronologiſcher Reihenfolge genannt:

J. C. Eder, Supplex libellus Valahorum cum notis historico-criticis, Klauſenburg 1791.

J. K. Schuller, Zur Beleuchtung der Klagſchrift gegen die ſächſiſche Nation etc., Hermannſtadt 1844.

J. Trauſch, Bemerkungen etc., Hermannſtadt 1844.

W. Bruckner, Beleuchtung der dem hohen Abgeordnetenhauſe in Peſt überreichten Denkſchrift etc., Hermannſtadt, 1869.

[J. Bedeus v. Scharberg], das ſächſiſche Nationalvermögen etc., Hermannſtadt 1871.

G. Müller, Die urſprüngliche Re:tslage der Rumänen im Siebenbürger Sachſenlande (Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Bd. 38, Heft 1 und 2), Hermannſtadt 1912.

wieſenen Deſertums-Charakter des ſächſiſchen Siedlungsgebietes nicht berückſichtigt.

Wer hier klar ſehen will, muß wiſſen ‚wie jene „deserta“, die dann durch die Vorfahren der Sachſen beſiedelt wurden, vordem entſtanden waren und warum ſie bei dieſer Anſiedlung ihrer vorherigen Beſtimmung entzogen wurden. Da es ſich um neuere wiſſenſchaftliche Ergebniſſe madjariſcher Forſcher[2]) handelt, die außerhalb der engſten Fachkreiſe leider noch unbekannt ſind, kann die Einſchaltung einer kurzen Darſtellung darüber nicht umgangen werden.

Wir müſſen uns vergegenwärtigen, daß Siebenbürgen in derjenigen Zone Europas liegt, wo die Völkerwanderung faſt ein Jahrtauſend gewährt hat (ſeit der Zurückziehung der römiſchen Legionen durch Kaiſer Aurelian bis zur Ermattung der Kraft der Kumanen im 12. Jh.). Unter den Völkern, die eines nach dem anderen zur unteren und mittleren Donau zogen, um ſich im oder am Karpathengürtel feſtzuſetzen, dann aber von nachfolgenden Erobervölkern ihrerſeits bedrängt wurden, iſt nur das madjariſche in den eroberten Gebieten auch ſeßhaft geworden. Dies verdankt es nicht ſeiner urſprünglichen, brutalen Erobererkraft, denn die wäre an der unverbrauchteren Kraft der nachfolgenden Petſchenegen und dann der Kumanen auch geſcheitert, wie es vordem immer wieder eingetreten war. Das Verdienſt daran hatte vielmehr das bedeutende Königshaus der Arpaden, welches ſich mit den Kräften der Chriſtenheit zu verbünden wußte, um den troſtloſen Zuſtänden ewiger gegenſeitiger Vernichtung ein Ende ſetzen zu können.

F. Teutſch, Zur Geſchichte der Sächſiſchen Nationsuniverſität (Anhang in Band IV der „Geſchichte der Siebenbürger Sachſen“, S. 333—336), Hermannſtadt 1926.

G. Müller, Die ſächſiſche Nationsuniverſität in Siebenbürgen (Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Bd. 44, Heft 2 und 3), Hermannſtadt 1928.

E. Wittſtock, Die Liquidierung des ſächſiſchen Nationalvermögens etc., Schäßburg o. J.

[2]) Die erſtmalige Zuſammenfaſſung dieſer Forſchungsergebniſſe hat ihr verdienteſter Förderer ſelbſt gegeben, vgl. Tagányi K., „Gyepü és gyepüelve“: Magyar Nyelv, 1913.

Eine ausgezeichnete Auswertung dieſer Ergebniſſe der „Gyepü“-Erforſchung für die Beſiedlung des Burgenlandes, wobei eine Uebereinſtimmung mit gleichgerichteten Wiener Forſchungen feſtgeſtellt wurde, gibt O. Brunner im: Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, hgb. von E. Peterſen, O. Scheel, P. R. Ruth und H. Schwalm, Verlag F. Hirt, Breslau 1933, Bd. I, S. 675 ff. — Weniger gelungen iſt der erſte Verſuch einer überſichtlichen Darſtellung in deutſcher Sprache durch J. Szekfü in ſeinem wohl raſch hingeworfenen Buch aus der Kriegszeit: Der Staat Ungarn, eine Geſchichtsſtudie, Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart und Berlin 1918, S. 30 ff.

Bei der Abwehr gegen die Petſchenegen, dann gegen die Kumanen hat dieſes Königshaus auf Grund von Erfahrungen der Völkerwanderungszeit ein eigentümliches Verteidigungsſyſtem ins Große ausgeſtaltet, durch welches die Karpathen zur unüberſteiglichen Grenze für landſuchende Wandervölker geworden ſind.[3]) In dieſem Verteidigungsſyſtem ſind zwei weſentliche Einrichtungen zu unterſcheiden. Die eine ſtellt ein Netz von Burgen an der Grenze, beſonders in der Nähe von Päſſen oder Durchläſſen, dar; dem naturalwirtſchaftlichen Zeitalter entſprechend ſorgte für die Inſtandhaltung und Verteidigung ortsanſäſſige Bevölkerung, die ſelbſt für ihren eigenen Unterhalt aufkam, aber von allgemeinen Staats- und Untertanenverpflichtungen ſoweit entlaſtet war, daß ſie die Burgen nach den Weiſungen der königlichen Burgkommandanten und Dienſtmannen inſtand halten und bei Angriffen verteidigen konnte. — Die zweite weſentliche Einrichtung in dieſem Verteidigungsſyſtem beſtand nun in jenen ausgedehnten „deſerta", Oedländereien, die einerſeits vor dem Grenzgebiet, andererſeits zwiſchen dem Grenzburgengebiet und dem von ſeßhafter Bevölkerung bewohnten normalen Binnenland lagen. Die erſteren ſtellten eine Art Glacis des Grenzburgengebietes dar, die letzteren landeinwärts gelegenen ein Hindernisgebiet von rieſiger Ausdehnung. Das Glacis erforderte in Siebenbürgen keine weiteren Maßnahmen, da der unwirtliche Gebirgsgürtel von ſelbſt wegerſchwerend wirkte. Umſo ſorgfältiger wurde das Zwiſchengebiet zwiſchen Burgenzone und Binnenland ausgebaut. Deſſen Zweck war, das Vordringen der auf Beute (beſonders auf Vieh und Sklaven) gierigen Eroberervölker weſentlich zu verlangſamen; ſchon die Grenzburgenbevölkerung hielt ſie eine Zeitlang auf und barg ſich dann in den Grenzburgen; im unbewohnt gehaltenen Gelände des Zwiſchengebietes der „deſerta" aber, wo man Einrichtungen für Ueberſchwemmungen und Verſumpfung der Flußtäler (idagines) ſowie Vorkehrungen für Waldverhaue in den rieſigen, künſtlich geförderten Walddickichten (clausa) getroffen hatte, zogen ſich die Plänklerſcharen des Königs unter Führung ſeiner Dienſtmannen auf den abſchnittweiſe dann verrammelten Etappenwegen ſo zurück, daß das Vordringen der Eroberer erſt recht ſehr verlangſamt wurde. Inzwiſchen hatten der König und ſeine Heerführer im ſeßhaften Binnenland Zeit, entſprechend große Heere zuſammenzuziehen. Wenn dann die Eindringlinge geſchlagen wurden, konnten ſie im unwegſamen Oedland der „deſerta", mit Hilfe auch der dahinter aus den Burgen über ſie herfallenden Grenzburgenbevölkerung, aufgerieben werden.

---

[3]) Der Mongolenſturm von 1241 iſt anders zu beurteilen, da hiebei nicht ein landſuchendes Wandervolk eindrang, ſondern ein rieſiges Reich Heere zu Eroberungen ausſandte, ſo daß dagegen auch ganz andere Maßnahmen notwendig waren.

Um die Mitte des 12. Jh.s verlor dieſes Verteidigungsſyſtem ſeine große Bedeutung, weil die Kraft der Kumanen erlahmt war und ſich hinter ihnen zunächſt kein neues Wandervolk mit unverbrauchter Kraft zeigte. Dafür erhob ſich die Macht des byzantiniſchen Reiches nochmals mit ſtarkem Ausdehnungsdrang; nicht nur die Frage ſtand zur Entſcheidung, wer die erlahmenden Kumanen beerben ſollte, ſondern die Herrſchaft der Arpadenkönige, ſelbſt in ihrem eigenen Stammlande, war gefährdet. Sowohl in den inneren Kämpfen gegen Unbotmäßigkeiten ihres eigenen Volkes, als auch in den Feldzügen gegen das angreifende Byzanz haben damals die deutſchen Siedler — dazu ſchwerbewaffnete Ritter, die ſie unterhalten und ausrüſten halfen — dem arpadiſchen Königshaus, damit aber der Dauerfeſtigung der chriſtlichen Kultur in dieſer Randzone der Völkerwanderungs-Zerſtörungen große Dienſte geleiſtet.[4])

Um die Zahl und Wehrkraft der für dieſe Zwecke ſo nötigen deutſchen Siedler weſentlich zu mehren und das den Bedrohungen der Völkerwanderungszeit gerade entriſſene Land beſſerer Kultur zuzuführen, iſt damals das Gebiet der „deserta", landeinwärts vom Grenzburgengebiet in Siebenbürgen, Siedlern übergeben worden, die der König vom Rhein dahin berufen und nach ihrem eigenen Recht anſiedeln ließ. Die Kirche, die an der Chriſtianiſierung der Kumanen und auch ſonſt in der Richtung nach dem Orient hin intereſſiert war, machte ihm dies durch Einräumung weitgehender kirchlicher Sonderrechte für die Siedler ihrerſeits möglich (vgl. unten Abſchn. 2, Punkt 5).

2. Das ethniſch beſtimmte Eigenrecht der Siedler.

iſt durch folgende Argumente und Quellenzeugniſſe klar erweisbar:

1. Die Siedler wären anders gar nicht gekommen, da in Deutſchland allgemein das Stammesrecht galt, welches ſich Siedler zuſichern ließen, ſelbſt wenn ſie innerhalb Deutſchlands Neuſiedlungen gründeten; da deutſche Siedler damals überaus begehrt waren, konnten ſie überall, wo man ſie haben wollte, ihren Willen durchſetzen und als Perſonalverbände Eigenrechtsträger werden, ungeachtet des früheren Rechtsſtandes des beſiedelten Territoriums.

---

[4]) Die Quellennachweiſe in F. Müller, Wandlung der geſchichtlichen Hauptaufgaben unſeres Volkes etc., Siebenbürgiſche Vierteljahrſchrift, Hermannſtadt 1932, S. 290 f. Anm. 2. Infolge der hiedurch nötigen Umſtellungen wurde nur die Oedlandzone der „deserta" überflüſſig, nicht auch der Grenzburgengürtel. Der blieb für Grenzwacht und Aufklärungsdienſte erhalten.

2. Die Rechtsgepflogenheiten im Lande, in das sie kamen, ließen ein ethnisch differenziertes Recht damals nicht nur zu, sondern begünstigten es dort, wo das Königshaus voll durchdrang. Die christlichen Arpadenkönige haben ihr Werk nur dadurch vollbringen können, daß sie sowohl die Regierungsform asiatischer Despotie, als auch die Auslieferung des Landes an eine Oligarchie des Eroberervolkes — beides Extreme, die sonst asiatische Eroberervölker rasch dem Kräfteverbrauch und der Vernichtung zuführten — zu vermeiden wußten. Zu dem Zweck haben sie überall, wo besondere Aufgaben es notwendig machten, Angehörige anderer Völker nicht nur als einzelne Lehrmeister, sondern auch in Gruppen bei Achtung von Eigenrechten derselben herangezogen. Der Begründer dieses Regierungssystems, Stephan der Heilige, hat es in den Ratschlägen an seinen Sohn Emerich[5]) geradezu als Maxime seiner Staatsgestaltung ausgesprochen, daß die herzugerufenen anderen Völker (hospites) geachtet werden sollten, da eines einzigen Volkes Reich schwach sei.[6])

Die Rechtsentwicklung begünstigte in christlichen Ländern die Durchbrechung der Landesrechte, am häufigsten zur Förderung der Gesittung, wie sie damals vor allem den Kirchen und Klöstern oblag, durch die Exemptionen. In Staaten, die vom germanischen Recht beeinflußt waren, und das damalige Ungarn gehörte dazu, errang nicht nur der Grundsatz des Stammrechtes Geltung, sondern (als Niederschlag vor allem der germanischen Gefolgschaftsbildung) überhaupt die personale Rechtsbeziehung, statt der territorial oder dinglich gebundenen. Wer solche Rechtsverhältnisse als „mittelalterlich" und damit als für heute undiskutabel abtun möchte, der verfolge einmal die englische Rechtsentwicklung und stelle fest, wieviel der Größe und besonderen Leistungen der Engländer darauf zurückgeht, daß sie so viel vom personalen Charakter der Rechtsbeziehungen und damit an gesteigerter Verantwortlichkeit und Gemeinschaftskraft behalten haben. In ähnlicher Weise hat sich bei den Siebenbürger Sachsen das volksrecht-

---

[5]) Endlicher, Rerum hungaricarum monumenta Arpadiana, St. Gallen 1849, S. 305.

[6]) Auch in Art. 19 der „Goldenen Bulle" vom Jahre 1222, in der die Madjaren ihre „Magna Chartá" sehen, heißt es in (deutscher Uebersetzung) ausdrücklich: „Ebenso sollen auch die Gäste jeglicher Nation nach der ihnen anfangs verliehenen Freiheit gehalten werden", vgl. Endlicher, a. a. O. S. 415. — Die allgemeine Gültigkeit dieses Rechtsgrundsatzes wird durch seine Aufnahme in eine Urkunde erwiesen, die von einer Bewegung erzwungen ward, die vielfach fremdenfeindliche Züge trug. Er kann somit auch nicht neuen Datums sein. Damit wird der wahre Sinn des Grundsatzes Stephan des Heiligen unseres Erachtens eindeutig belegt. Die Versuche zu dessen Umdeutung haben übrigens den ganz klaren Wortlaut gegen sich. Vgl. die Zusammenfassung der bezüglichen Einwendungen bei J. Szekfü, Ungarn und seine Minderheiten im Mittelalter (Südostdeutsche Forschungen, München 1936. I. S. 20 f.).

liche Erbe auch gegen die Ueberlagerung durch römiſches Recht ſeit der Zeit des Humanismus weiter entfalten können, weil die perſonalen Rechtsbeziehungen im Kraftfeld lebendiger chriſtlicher Gemeinden immer wieder geläutert wurden, ſowohl kollektive Verhärtung, als auch individualiſtiſche Zerſetzung der Gemeinſchaft ſoweit vermieden ward, daß die volkhafte Rechtsprägung und -ausgeſtaltung fortdauern konnte. — Die angedeutete Rechtslage zur Zeit der Anſiedlung kam den Anſprüchen der Siedler, ſich nur auf Grund von beſtimmten und dem perſonalen Verband geltenden Eigenrechten niederzulaſſen, ſo entgegen, daß ihre Anſprüche ohne weiteres bewilligt wurden.

Dieſen Rechtsverhältniſſen iſt es auch zuzuſchreiben, daß die im Grenzburgengebiet wohnenden Rumänen in freieren Zuſtänden gelebt haben als jene, die im Binnenland unter die Macht der madjariſchen Erobererſchichte kamen. Wo die Rechtsgrundſätze der arpadiſchen Könige zur Geltung gelangten und für ſtaatsnotwendige Aufgaben von dieſen Königen andere Volksteile herangezogen wurden, finden wir ethniſch differenzierte Rechtszuſtände.[7]) Hieraus erklären ſich auch die Eigenrechtszuſtände der Szekler. Selbſt Kampfgruppen der Petſchenegen ſind, nachdem dieſes Volk zwiſchen den nachrückenden Kumanen und den vorübergehend erſtarkenden Byzantinern zerrieben und als geſchichtsbeſtimmender Faktor ausgeſchaltet worden war, in das Grenzburgengebiet aufgenommen worden — gewiß nach eigenem Gewohnheitsrecht lebend, weil ſie ſonſt als Krieger nicht gerade an der Grenze angeſetzt worden wären.

3. Das klaſſiſche Zeugnis der Eigenrechte der Siebenbürger Sachſen aus einer Zeit, da alle Bedingungen und Vereinbarungen der Anſiedlungsepoche noch bekannt, urkundlich und durch Zeugen erhärtbar waren, haben wir in der Urkunde König Andreas II. aus dem Jahre 1224.[8]) Dort iſt klar davon die Rede, daß die Geſamtheit der deutſchen Siedler aus Sieben-

---

[7]) Daß wir ſie für die Rumänen weniger kennen, liegt daran, daß ſie als Gewohnheitsrecht fortzugehen und nicht verbrieft zu werden pflegten. Eine nachträgliche Aufzeichnung aus dieſem Gewohnheitsrecht vgl. Bruckner, a. a. O., S. 55 f. Darin beſonders wichtig Punkt 6 über die unbegrenzte Kompetenz der Schiedsgerichte „nach Gewohnheit des Landrechten", womit die fortgehende Kraft des ethniſch differenzierten Rechtes eindrucksvoll zum Ausdruck kommt.

[8]) Urkundenbuch zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, von F. Zimmermann und C. Werner, Hermannſtadt 1892, Bd. I, S. 34 f. — Die Zweifel an ihrer Echtheit, die von einem in die Geſchichtswiſſenſchaft verirrten Journaliſten mit Namen Schiopul geäußert wurden, ſind in der Schrift von A. Sacerdoţanu Andreanum şi alte acte, Braşov 1935 (Sonderabdruck aus „Ţara Bârsei" VII, 1—4), ſowie von G. Müller, Iſt das Andreanum vom Jahre 1224 eine Fälſchung? (Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift, Hermannſtadt 1935, S. 112 ff.), reſtlos und eindeutig widerlegt worden.

bürgen[9]) (fideles hospites nostri Theutonici Ultrasiluani universi) vom König die Wiederherſtellung der früheren Freiheit[10]) (libertate) erbeten hatte, auf Grund deren ſie von ſeinem Großvater, König Geiſa, berufen worden waren (vocati fuerunt a piissimo rege Geysa avo nostro). Er gab ihnen dieſe frühere Freiheit zurück, zugleich Sicherungen für deren fernere Erhaltung treffend (pristinam eis reddidimus libertatem. Ita tamen . . .).

Aus den näheren Beſtimmungen greifen wir nur einige heraus, die den ethniſch beſtimmten und am Perſonalverband haftenden Rechtscharakter beſonders klar hervortreten laſſen.

Der bei der Steuerumſchreibung als ſchon früher feſtgeſetzt genannte Kölner Denar wäre nicht erwähnt worden, wenn dem Rechtsverband auch andere Bewohner des „fundus regius" angehört hätten, als eben die Siedler, die vom Rhein hieher gerufen worden waren. — Die Beſtimmung, daß, auch wenn ſie außerhalb ihres Gebietes vor einen Richter geſtellt werden, ſie allein nach ihrem Gewohnheitsrecht gerichtet werden dürfen, weiſt klar auf das deutſche Stammesrecht hin. — Das bezeugen auch alle anderen Beſtimmungen über ihre weitgehende Autonomie unter dem vom König eingeſetzten Grafen, ſo daß keine ſonſtige Landesbehörde in ihre Angelegenheiten hineinzureden hatte als eben der König und ſein für dieſes Gebiet beſtimmter Stellvertreter (der Graf). — Die Zugehörigkeit von Rumänen zu dieſem Autonomieverband wird außer durch die klaren Worte des Königs, wonach er für die Deutſchen in Siebenbürgen geſchaffen wurde, noch beſonders markant ausgeſchloſſen durch die Beſtimmung: Daß die Angehörigen dieſes Verbandes ihren Pfarrern (nicht dem Biſchof) den Zehnten zu entrichten hatten. Die Rumänen haben *ihren* Geiſtlichen keinen Zehnten entrichtet. Wo ſie irgendwann und irgendwo den Zehnten entrich-

---

[9]) Es fällt auf, daß alle deutſchen Siedler (durch ihre Vertreter) vor dem König bittſtellig werden, er dann aber nur für die nachmals ſogenannten Sieben Stühle urkundet. Das hängt, wie G. *Müller* gefunden hat, damit zuſammen, daß die Beurkundungen getrennt nach Grafſchaften erfolgten. Die Ausfertigungen für die Siedler anderer Grafſchaften ſind uns nicht erhalten geblieben. Da es ſich um ein einheitliches Siedlerrecht handelt, werden wir in dieſer kurzen Abhandlung die einzelnen Phaſen des Zuſammenwachſens der Nationsuniverſität zu reſtlos einheitlicher Ausprägung übergehen und, auch wo es ſich um Zwiſchenzuſtände (Sieben Stühle uſw.) handelt, immer Nationsuniverſität ſagen.

[10]) „Libertas" iſt die durch Exemtion erlangte Enthebung vom allgemeinen Landesrecht. Das damit ermöglichte Eigenrecht wird in ſolchen „Privilegien" — die nur die unbeholfene, aber damals unerläßliche Form ſind, ein Eigenleben zu vorbildlicherer Leiſtung zu ermöglichen — nur in *den* Beziehungen umſchrieben, in denen Konfliktsmöglichkeiten mit dem Landesrecht vorausgeſetzt wurden. Niemals enthält eine ſolche Urkunde mit „Privilegien"-Charakter eine volle Kodifizierung des Eigenrechts.

teten, handelte es ſich um mit dem Boden verbundene Reallaſten oder um Abgaben, die Landesſteuercharakter angenommen hatten, die aber auch dann nicht ihren Pfarrern zugute kamen.[11]) Dieſe Form der Zehntentrichtung an den eigenen Pfarrer (nicht, wie ſonſt üblich, an den Biſchof) beweiſt noch im beſonderen das Eigenrecht dieſer Siedler (vgl. den folgenden Punkt 5).

An der einzigen Stelle, wo eine Berührung mit Nichtdeutſchen ſich durch die Verleihungen dieſer Urkunde ergab, ſagt ſie es ausdrücklich: „Außer dem Obengenannten" — alſo außerhalb der ihrem Verband verliehenen „deserta" — wird den deutſchen Siedlern der „Wald der Walachen und Petſchenegen" zu gemeinſchaftlicher Nutzung mit ſeinen bisherigen Inhabern verliehen, jedoch ſo, daß ſie „niemandem hievon Dienſte zu leiſten" haben. Es muß ſich um ein ſo großes und ſo wenig ausgenütztes Waldgebiet (wohl in der Berührungszone zwiſchen Deſertums- und Grenzburgengebiet) gehandelt haben, daß eine Abgrenzung der Nutzungsgebiete ſchon zwiſchen den Rumänen und Petſchenegen nicht ſtattgefunden hatte und nun auch gegenüber dem neuen Mitnutznießer nicht für nötig gehalten wurde. Dieſe Beſtimmung zeigt noch beſonders deutlich, wie weiträumige, kaum verwertete Gebiete es im damaligen Siebenbürgen auch außerhalb der aus Gründen des geſchilderten Verteidigungsſyſtems unbewohnt gehaltenen „deserta" noch gab. Das iſt für den Zeitpunkt nach faſt tauſendjährigen Völkerwanderungs-Zerſtörungen ja auch nicht anders zu erwarten.

4. Man hat auch auf den großen Umfang des Sachſenbodens hingewieſen, um als wahrſcheinlich erſcheinen zu laſſen, daß auf einem ſo weiten Gebiet zur Zeit der deutſchen Anſiedlung auch andere Bewohner geweſen ſein müßten. Wer ſo argumentiert, überſieht, daß der eigentliche Sachſenboden territorial überall zerriſſen und mit Gemeinden anderen Rechts und anderer Verwaltungshoheit durchſetzt, alſo nicht durchwegs zuſammenhängend war.[12]) Man wird annehmen dürfen, daß beſonders an den durch das Gebiet der „deserta" führenden Etappenſtraßen, wo ja ſchon vorher militäriſche Stationen geweſen ſein müſſen, alſo die Nutzung ohne die ſchwierige Neurodung möglich war, nach Verzicht auf die militäriſche Beſtimmung der „deserta" alsbald — noch bevor der Plan einer ſo großzügigen Siedlung entworfen und durchgeführt war — Gutsverleihungen erfolgt und in Beſitz genommen waren. Sie ſind mit den dadurch entſtandenen Dörfern *nicht* dem Verband der deutſchen Siedler eingegliedert, ſondern außerhalb

---

[11]) Vgl. Silviu **Dragomir** in: Contribuţiuni istorice privitoare la trecutul Românilor depe pământul crăesc, Sibiu 1913, S. LVIII.

[12]) Vgl. die Karten im Anhang an G. **Müller**, Die Sächſiſche Nationsuniverſität in Siebenbürgen (Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Bd. 44, Heft 2 und 3) Hermannſtadt 1928.

desſelben in den Komitatsverbänden belaſſen worden. Der Rechtsverband der Siedler war eben ein Perſonalverband, ſo daß ſeine Rechte auf das ihm verliehene Gebiet übergingen und nicht umgekehrt etwa die Siedler ſich einem am Gebiet haftenden Rechtszuſtand hätten anpaſſen müſſen.

5. Es iſt bekannt, wie unnachgiebig die katholiſche Kirche über ihren Rechten wacht und wie verläßlich ſie ſie durch die Jahrhunderte hindurch in Evidenz zu halten pflegt. Den deutſchen Siedlungen auf dem Gebiet der „deserta“ in Siebenbürgen hat ſie (wohl im Blick auf die Kumanenmiſſion und die ſonſtigen Orientintereſſen im Zeitalter der Kreuzzüge) überaus umfaſſende Exemptionen gewährt, ſo daß ſich dort ein weitgehend autonomes Kirchenweſen (ſogenannte exemte Kapitel, ſchließlich mit einem Generaldechanten als oberſtem Vertreter) ausgeſtalten konnte,[13]) das im Rahmen der katholiſchen Kirche geradezu auffällt. Auch hiemit iſt erwieſen, daß dem Perſonalverband der Siedler großzügig Eigenrechte gewährt worden ſind.

II.

Unter welchen Umſtänden erhielt die „Sächſiſche Nationsuniverſität“ die großen Stiftungen? Beleuchtung der dagegen geltend gemachten Kritik.

Hier müſſen wir zuerſt Klarheit über die Fortentwicklung des Perſonalverbandes der deutſchen Siedler und die Aenderung ſeiner geſchichtlichen Aufgaben ſchaffen:

Der große Einſchnitt liegt im 15. Jahrhundert, als gegen die gewaltigen Angriffe der Türken jene grundlegenden Vorkehrungen getroffen wurden, denen es zu danken iſt, daß Siebenbürgen niemals von den Türken erobert werden konnte. König Sigismund und der große Türkenbeſieger Johannes Hunadi, von denen der erſte jene Abwehr gegen die Türken erſonnen, der zweite ſie ausgeſtaltet und zum Erfolg geführt hat, haben die Sachſen mit ihren ſtark befeſtigten Städten als einen der beiden Grundpfeiler für dieſe Abwehrvorkehrungen gewonnen.[14]) Es wurde ein ent-

[13]) Vgl. F. Teutſch, Geſchichte der evang. Kirche in Siebenbürgen, Hermannſtadt 1921, Bd. I, S. 5 ff. und 173, ſowie G. Müller, Die deutſchen Landkapitel in Siebenbürgen und ihre Dechanten 1192—1848 “Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Bd. 48, Heft 1—3), Hermannſtadt 1934/35.

[14]) Vgl. F. Müller, a. a. O., Seite 293 f. — Außer den dort gegebenen Hinweiſen ſind noch zu beachten die Verfügungen König Sigismunds über die Aufſtellung eines Grenzwächterkorps und die Einrichtung eines gegen die Türken gerichteten Kundſchafterdienſtes an der Südgrenze durch die Sachſen im Jahre 1433 (vgl. G. Müller, die Sächſiſche Nationsuniverſität in Siebenbürgen, a. a. O., S. 160; Abdruck: jetzt im Urkundenbuch zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, Bd. IV, Hermannſtadt 1937, S. 493, Nr. 2169).

ſcheidender Teil der Landesverteidigung, nämlich der Ausbau und die Verteidigung der Feſtungen, den Sachſen übertragen. Als ſie ſich dabei bewährt hatten, übertrug man ihnen dazu noch einen wichtigen Teil der Grenzſicherung.

Dieſe Aufgabe vergrößerte ſich noch, als Siebenbürgen um die Mitte des 16. Jh.s ſelbſtändig ward, da nun alle Laſt ſeiner Verteidigung auf dieſem, durch die europäiſche Chriſtenheit meiſt im Stiche gelaſſenen kleinen Lande ruhte. Die Sachſen, als einer der drei Landſtände, mit Territorialhoheit über einen der autonomen drei Landesteile, mußten nun außer der Inſtandhaltung und Verteidigung der Feſtungen noch zu den übrigen Kriegslaſten bis zur Ueberſpannung ihrer Kräfte beitragen.

Wie klar das Bewußtſein dafür war, daß man den Sachſen mehr als normale ſtaatsbürgerliche Pflichten zumutete, als man entſcheidende Staatslaſten der Verteidigung auf ſie überwälzte, kommt darin zum Ausdruck, daß die Ausgeſtalter dieſes Syſtems, beginnend mit König Sigismund über Johannes Hunyadi bis zum König Matthias und ſeinen ſo viel ſchwächeren Nachfolgern, den Sachſen zugleich große Donationen zuwendeten, um ihnen das Tragen jener Ueberlaſten überhaupt möglich zu machen. Da liegt, wie wir ſpäter ſehen werden, der wichtigſte Anſatzpunkt zur Vermögensbildung. Bevor wir aber darüber unmißverſtändlich ſprechen können, müſſen wir einige Folgewirkungen kurz erörtern, die ſich aus der eben gekennzeichneten Lage ergeben und in der Polemik zwiſchen den dieſes Land bewohnenden Völkern zu verhängnisvollen Mißverſtändniſſen geführt haben.

Als rechtsgeſchichtlich entſcheidend muß Folgendes betont werden: Die den Sachſen aufgebürdeten und von ihnen übernommenen Verpflichtungen der Landesverteidigung (ſowohl einſt bei der Anſiedlung, als auch bei deren großen Ausdehnung vom 15. Jh. an) betrafen den perſonalen Rechtsverband der deutſchen Siedler. Sie hafteten dafür und waren durch ihre Vertreter für deren Erfüllung verantwortlich. Dieſes kommt auch materiell darin zum Ausdruck, daß die Steuern und Abgaben nicht nach irgendeiner Landesveranlagung auf die Steuerleiſtenden verteilt wurden; vielmehr übernahm der perſonale Rechtsverband der deutſchen Siedler für das unter ſeiner Territorialhoheit ſtehende Gebiet pauſchalierte Summen, und es oblag ſeiner Pflicht und Verantwortung, daß und wie er ſie aufbringe.

Nun vollzog ſich aber ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert ſonſt im Lande eine ſoziale Entwicklung, die die Leiſtungskraft der arbeitenden Bevölkerung — außerhalb jener exempten Gebiete, die ihre Exemptionen zu verteidigen wußten, wie es bei den Sachſen der Fall war — ſtark einſchränkte. Das glorreiche Königshaus der Anjouer hatte mit dem Glanz des Lehenswesens die Erobererſchichte des madjariſchen Volkes für ſich und ſeine geſchichtlichen

Unternehmungen gewonnen gehabt, so daß es sich wesentlich auf die großen Massen des Kleinadels hatte stützen können; dafür hatte es diesem die Bauern ausgeliefert, indem es die Abgabenbefreiungen des Adels auf die Spitze trieb und die Leistungen der Bauern für die Adligen ungeheuer erhöhte; besonders in Siebenbürgen steigerte sich durch die große Zahl der Adelsverleihungen in der Zeit eigener Fürsten nachher der Druck der Feudalität in einem sonst kaum vorkommenden Ausmaße. Trotzdem nun das feudale Wehrsystem in den ersten Türkenschlachten sich als überholt herausgestellt hatte, sodaß König Sigismund und Johannes Hunyadi ein neues Wehrsystem ausgestalten mußten, blieb es bei der feudalen Knechtung der Bauern überall dort, wo der Adel die Verwaltungshoheit hatte oder an sich zu reißen vermochte.

Diese verhängnisvolle soziale Entwicklung wirkte, da die Steuerfähigkeit der Bauern auf Adelsboden überaus gering war, besonders mit, daß den Sachsen so ungeheure Ueberlasten aufgebürdet werden mußten, wenn die Verteidigung gegen die übermächtigen Angriffe der Türken überhaupt möglich werden sollte. Daraus ergaben sich aber zwei wichtige Folgen für die hier behandelte Frage.

Die Kräfte der Sachsen wurden naturgemäß in den Türkenkämpfen — und zwar schon bei den ersten Großangriffen auf Siebenbürgen, bei denen, weil sie ihre Festungsanlagen noch nicht ganz der neuen Gefahr angepaßt hatten, nicht alle sächsischen Städte sich gegen die Einnahme durch die Türken zu schützen vermochten — sehr geschwächt, viele ihrer Volksgenossen in die Gefangenschaft fortgeführt, während bei gelungenen Stadtverteidigungen zahlreiche an Seuchen starben. Die übernommenen Ueberlasten aber blieben, auch wenn die Kräfte geschwächt waren!

Damals sind von den Gütern des Adels zahlreiche Rumänen auf den Sachsenboden gekommen, weil ihnen hier im Gegensatz zu der sozialen Unterdrückung des Adels persönliche Freiheit gewährt wurde.[15]) Sie sind unter den Sachsen auf Grund von Ansiedlungsverträgen angesiedelt worden.[16]) Raum war für sie erstens in den durch die Türken zerstörten Orten vorhanden. Sodann haben die deutschen Siedler immer getrachtet, nicht nur

---

[15]) Eine Urkunde des großen Türkenbesiegers Johannes Hunyadi aus dem Jahre 1447, vgl. Teleki J., Hunyadiak kora Mágyárországon Bd. X, Pest 1853, S. 224 f., also gerade aus der entscheidenden Zeit, gibt ein treues Spiegelbild dieser Entwicklung. Hunyadi verfügt, daß die von den Adelsgütern auf den Sachsenboden übergetretenen Bauern dort bleiben dürfen und die Adeligen kein Recht haben, sie zurückzufordern und zurückzuführen.

[16]) Vgl. G. Müller, die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande (Archiv des Vereines für sieb. Landeskunde, Bd. 38. Heft 1 und 2) wo alle näheren Nachweise sind, die im Wesentlichen der obigen Frage nicht entkräftet werden konnten.

für den Tag zu ſorgen, ſondern auch für die Zukunft Vorkehrungen zu treffen; darum ließen ſie ſowohl den einzelnen Orten, als auch den engeren Siedlungsgruppen Anſiedlungsreſerven. In ſolchen Anſiedlungsreſerven wurden nun auch rumäniſche Dörfer auf Grund von Anſiedlungsverträgen gegründet.

Unter den Donationen,[17]) die die Sachſen außerhalb des urſprünglich beſiedelten Gebietes der „deserta“ erhielten, ſind die Gebiete im Binnenland von denjenigen im Grenzburgengebiet zu unterſcheiden. Während bezüglich der Verfügung über die erſteren in der Polemik über dieſe Fragen wenig Einwendungen erhoben worden ſind, wurden mit Rückſicht auf die Verfügung über die letzteren ſchwere Angriffe gegen die Sachſen gerichtet. Die Mißverſtändniſſe, die dazu führten, konnten aus einem einfachen Grunde von beiden Seiten nicht befriedigend geklärt werden. Denn es wurde der Rechtscharakter der Perſonalverbände mit ethniſcher Eigenrechtsprägung, bei verſchiedenen — der Lage und dem Zweck angepaßten — Bedingungen und Rechtsausmaßen einerſeits der deutſchen Siedler im Gebiet der „deserta“, andererſeits der Rumänen, Szekler und Petſchenegen im Gebiet der Grenzburgen überſehen. Auf Grund unſerer diesbezüglichen Feſtſtellungen im erſten Teil dieſer Abhandlung kann für jeden, der unvoreingenommen nichts anderes anſtrebt als die Erkenntnis des wirklichen Sachverhalts, die große Kontroverſe über die Gebiete der ſogenannten Filialſtühle Talmeſch und Săliște unſchwer auf den wahren Kern der zugrundeliegenden Fragen zurückgeführt werden.

Wir begnügen uns mit den notwendigſten Bemerkungen betreffend das Grenzburgengebiet von Talmeſch, da ſelbſt ein ſo ſcharfer Gegner der Sachſen wie Valentin Kis[18]) das Gebiet von Săliște in ſeinem rechtlichen Grenzburgencharakter anzweifelt. Das Ergebnis betreffend das Gebiet von Talmeſch iſt darum als günſtigſter Fall des Gebietes von Săliște anzuſehen, ſo daß eine Sonderunterſuchung betreffend dieſes unterbleiben kann.

Das Grenzburgengebiet von Talmeſch wird 1453 von König Ladislaus V. auf beſonderen Rat Johann Hunyadis mit Zuſtimmung der Reichsverſammlung in Preßburg den Sachſen der „Sieben Stühle“ unter den folgenden Umſtänden und mit der folgenden Beſtimmung übergeben: Die königlichen Burgen Talmeſch, Lauterburg und der Rote Turm ſeien,

---

[17]) Ihre Herkunft und die Verwendung ihrer Erträgniſſe kann erſehen werden aus: [J. Bedeus von Scharberg], das ſächſiſche Nationalvermögen, Hermannſtadt 1871.

[18]) Az erdélyi szászság multja vagyoni önkormányzatra vonatkozólag, Karlsburg 1900, S. 79 ff.

ſagt der König in der Urkunde[19]) verfallen, ſo daß die wilden Türken auf dem daran vorbeiführenden Weg ins Land einfielen, Beute machten und Verwüſtungen anrichteten, weshalb dieſe Burgen mit ihren Dörfern bezw. Beſitzungen (villisque seu possesionibus) mit allen Zugehörigkeiten (pertinentiis) den Sachſen angeſchloſſen werden, „damit ſie ſie nach demſelben Recht und (derſelben) Freiheit für uns und unſere Krone halten tenendum) verwalten (gubernandum) und beſitzen (possidendum), wie ſie halten, verwalten und beſitzen unter unſerem und unſerer Krone Namen die Städte, Märkte und Dörfer, die in den Gebieten der genannten Sieben Stühle beſtehen, wobei jedoch fremde Rechte unberührt bleiben; wir wollen und beſchließen, daß die obengenannten Burgen, der Turm, die Dörfer und Beſitzungen ſich aller Freiheiten, Rechte und Privilegien bedienen, erfreuen und ihrer genießen ſollen, deren ſich die Städte, Märkte und Dörfer

---

19) Die beſte Veröffentlichung nach dem Original iſt noch immer zu finden bei: Bruckner, a. a. O., S. 30 ff.

Wenn in der neueſten Kampfſchrift gegen die Sachſen (Fruma, a. a. O., S. 44), die von rechtsgeſchichtlichem Standpunkt gar nichts Neues bringt, ſondern einfach die frühere Polemik von rumäniſcher und magyariſcher Seite wiedergibt, dafür aber die Agrarformfrage eingehend behandelt, behauptet wird, die Sachſen hätten ſich „einer Urkunde bedient, die mit der wahren, wie ſie in der offiziellen Sammlung der ungariſchen Urkunden reproduziert iſt, nicht übereinſtimmt" — womit ſie der Fälſchung beſchuldigt werden —, ſo zeigt das eine unverſtändliche Voreingenommenheit. Herr Dr. Fruma lebt in Hermannſtadt und hätte ohne große Mühe die Originalurkunde im Sächſiſchen Nationsarchiv (Sächſiſches Nationalarchiv U. II, 141) einſehen können. Im Original ſteht in der Aufzählung der Zugehörigkeiten an der Stelle, wo ſonſt „vallibus" zu ſtehen pflegt, tatſächlich „walahis". Fejér hat für die Beilage 8 zu ſeinem Codex diplomaticus (den Fruma irrtümlich als „offizielle" Urkundenveröffentlichung bezeichnet) „vallibus" abgeſchrieben, weil ihm, der ſo ungeheuer viele Urkunden geleſen hat, die übliche Pertinenzformell gleichſam in Fleiſch und Blut übergegangen war. — Die Origſinalurkunde zeigt auch nicht die geringſte Raſurſpur, ſo daß an eine nachträgliche Aenderung keinesfalls gedacht werden kann. Der Urkundenſchreiber hat: „cum . . . walahis" geſchrieben. Auch in den Einſchaltungen dieſer Urkunde in die Urkunden aus 1478 (Sächſ. Nat.Arch. U. II. 394) und 1583 (Sächſ. Nat.Arch. U. IV, 1210) ſteht: „cum . . . . wallachis". Es iſt alſo ſowohl bei der Verleihung, als auch bei deren ſpäteren Bekräftigungen offenbar bewußt betont worden, daß mit den Burgen auch die zu Dienſten dafür verpflichteten Rumänen mit unter das neue Kommando über dieſe Burgen übergingen. Die Empfindlichkeit des Herrn Fruma und ſeiner Vorläufer, von denen er die Fälſchungsbeſchuldigung gegen die Sachſen entlehnt hat, rührt daher, daß ſie damit ein Leibeigenenverhältnis bezeugt wähnen. Auf Grund unſerer Ausführungen im erſten Teil dieſer Abhandlung eröffnet ſich die Möglichkeit, die Stelle anders aufzufaſſen. Es handelt ſich um das Dienſtverhältnis zu den Burgen, womit perſonale Rechtsverbände mit ethniſch beſtimmtem Eigenrechtskreis recht wohl vereinbar ſind. — Dieſes Rechtsverhältnis ergibt ſich, wie wir im Text dieſer Ausführungen nachweiſen, auch aus anderen Stellen der Urkunde.

der genannten Sieben Stühle von altersher bis zur Gegenwart bedient, erfreut und deren sie genossen haben. So jedoch und unter dieser Bedingung, daß die oft genannten Sachsen die vorerwähnte Burg Talmesch abbrechen und von Grund auf zerstören, die Burg Lauterburg aber und den Turm Veres Torony, so gut sie können, befestigen und den vorerwähnten Weg mit Mauern und anderen Befestigungen so zu sperren verpflichtet sind, daß die Einfälle der Feinde zum Schaden unseres Vaterlandes leicht nicht durchzudringen vermögen."

Aus der Bestimmung über „dasselbe Recht und (dieselbe) Freiheit" von der im obigen Zitat die Rede ist, will man nun schließen, den Bewohnern des Grenzburgengebietes von Talmesch sei damit bestätigt worden, sie hätten von altersher dieselben Rechte und Freiheiten besessen wie die deutschen Siedler des Sachsenlandes. In demselben Sinn deutet man auch die Ausdrücke, die die Urkunde für die Uebergabe braucht: „annectimus et incorporamus", dieses, trotzdem diese Ausdrücke in der Urkunde selbst enganschließend durch die Ausdrücke: „tenendum, gubernandum et possidendum" näher bestimmt werden, — sie übrigens auch durch anderweitigen Sprachgebrauch der damaligen königlichen Kanzlei als mögliche Bezeichnungen für Verleihungen nachgewiesen sind.[20]) Man hat da auch den Begriff des „fundus regius" herangezogen und gemeint, dieses Recht, das der Grenzburgenbevölkerung des Gebietes von Talmesch durch diese Urkunde bestätigt worden sei, sei eben ein dem „fundus regius" zukommendes gewesen.

Damit haben sich die Verteidiger der sachsengegnerischen These mit ihren Argumenten selbst gefangen. Wenn das behauptete Recht ein dem „fundus regius", als solchem, zukommendes war, müßten wir es überall finden, wo „fundi regii", d. h. einer besonderen Verfügung des Königs unterstehende und den Verleihungen an Lehensträger aus Interessen des Staates entzogene Gebiete, gewesen waren. Solche Gebiete aber hat es viele gegeben. Vor allem gehörten die sehr ausgedehnten Grenzburgengebiete dazu, die für die Ansiedlung der Sachsen nicht in Betracht gekommen sind, von denen sie bei der Niederlassung vielmehr ausdrücklich gesondert gehalten wurden.[21]) Wie steht es mit den Rechtsverhältnissen in den

[20]) Wie in der Zeit der Verleihung selbst die Urkunde aufgefaßt wurde, zeigt völlig eindeutig die über die widerspruchslose Einführung in den Besitz des verliehenen Gebietes (Statution) noch in demselben Jahr ausgestellte Urkunde. Dort heißt es völlig eindeutig: „introducissent memorates Saxones . . . in dominium ipsorum et earundam statuissentque eadem et ipsos eisdem irrevocabiliter possidenda" . . . Vgl. Bruckner, a. a. O. S 35.

[21]) Vgl. Zimmermann-Werner, Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Hermannstadt, 1892, Bd. I, S. 10 (Urkunde für die Deutschen in Karako, Graupndorph und Rams aus dem Jahre 1206).

Grenzburgengebieten außerhalb ihrer Berührung mit den Sachſen? Sie ſind allmählich jener von uns oben erwähnten ungünſtigen ſozialen Entwicklung unter dem Druck der Feudalität zum Opfer gefallen. Soweit es ſich dabei um rumäniſche Bevölkerung gehandelt hat, ſind gerade auch rumäniſche Kneſen[22]), die, ſolange die Grenzburgendienſte bei Wahrung des ethniſch beſtimmten Eigenrechtes geleiſtet wurden, im Zuſammenhang mit ihren Volksgenoſſen lebten und deren Führer (unter den königlichen Burgkommandanten und Dienſtmannen) waren, in den Adelsſtand aufgeſtiegen und wurden ſelbſt die Bannerträger der Feudalität[23]) in Gebieten, wohin ſie ſpät eindrang. Allein dort, wo ehemalige Grenzburgengebiete dem Rechtsverband der Sachſen verliehen wurden, daß er ſie ſtatt des Königs für die Verteidigung des Landes inſtand ſetze und dabei ſtatt des Königs, bezw. ſeiner Burgkommandanten, verwalte und führe, iſt die Grenzburgenbevölkerung vor dem Abſinken auf der ſchiefen Ebene der paraſitären Feudalität bewahrt worden!

Wer die Rechtsentwicklung, wie wir ſie im erſten Teil dieſer Abhandlung kurz gekennzeichnet haben, kennt, weiß, daß „libertas', „privilegium" u. dgl. in ſolchen Verleihungsurkunden aus dem Begriff der exemptio fließen, — alſo nicht den Rechtszuſtand des exempten Gebietes kodifizieren, ſondern ihn lediglich gegen den Landeszuſtand abgrenzen, demgemäß nur feſtſetzen wollen, wo und inwieweit derjenige, der die Verleihung erhält, gegenüber den landesüblichen Befugniſſen der Staatsbehörden ausgenommen iſt. Mit den zitierten Worten der hier behandelten Urkunde will alſo geſagt ſein, daß die Rechtsempfänger dieſer Verleihung in dem Gebiet, in dem ſie die Landesverteidigung ſtatt des Königs übernahmen, gleichwie in ihrem Heimatgebiet von jedweder Einmiſchung der Landesbehörden frei ſein ſollten. Das bedeutet: Die Gerichtshoheit, die Verwaltungs- und die Steuerhoheit ſowie die Heerbannführung, — alles unter der Oberhoheit des Königs ſelbſt, „pro nobis et Corona nostra", wie er in der Urkunde ſagt.

---

[22]) J. Bogdan, der beſte Kenner dieſer Frage, gibt die folgende Kennzeichnung dieſer Führer der unter ethniſch bedingtem Eigenrecht lebenden Rumänen, die wir nach ſeiner Abhandlung in den Annalen der Rumäniſchen Akademie, Serie II, Bd. XXVI, Bukareſt 1904, S. 16, in möglichſt wörtlicher deutſcher Ueberſetzung wiedergeben: „Die Verwalter der Dörfer, im Namen der Eigentümer, und die Richter der Bewohner". — In der Grenzzone „mußten ſie die Dienſte . . . überwachen, die die Bewohner dem König zu leiſten hatten: Die Erhaltung und Verteidigung der Burgen und der Waffendienſt im Krieg" . . . Sie hatten dort auch die königlichen Einkünfte einzuheben, die „vor allem aus der „quinquagesima ovium", aus dem Zehnten nach den Schweinen und Bienen ſowie aus einer Abgabe (census) für die benützten Felder beſtanden".

[23]) Die Sachſen haben es bekanntlich verſtanden, die Ausbildung eines feudalen Adelsſtandes unter ſich abzuwehren!

Der Rechtsſtand der Grenzburgenbevölkerung ſtand ja gar nicht zur Erwägung. Der wäre dann umſchrieben worden — auch nur, ſoweit die exemptio gegenüber dem rechtlichen Einflußkreis der Landesbehörden, bzw. Königsbetrauten in Frage geſtanden hätte —, wenn dieſe Grenzburgenbevölkerung darum angeſucht hätte. Etwa wenn ſie, in vorliegendem Fall, ſich gegen Rechtsmißachtungen durch die königlichen Burgkommandanten beſchwert und dagegen die Unterſtellung unter die Sachſen verlangt hätte. Aber dieſer Anlaß wäre in der Urkunde durch Nennung der Petenten und Wiedergabe ihrer petitio dann unbedingt angeführt worden, und es wären dementſprechende Abgrenzungen zum Schutz ihres Rechtsſtandes gegenüber den für den König die Gebietshoheit Vertretenden in die Urkunde ausdrücklich aufgenommen worden. Das geſchah nicht, weil ſie nicht Petenten waren und bei Abfaſſung der Urkunde gar nicht an ſie gedacht iſt. Petenten waren die Vertreter des Rechtsverbandes der deutſchen Siedler, die durch die Einfälle der Türken viel mehr litten als die Gebirgsbevölkerung der Grenzburgengebiete, die ſich in die ſchwer zugänglichen Walddickichte der Gebirge flüchten konnte.

So zeigt ſich denn gerade an dieſem meiſt umſtrittenen Fall erſt recht klar, daß wir die Rechtsverhältniſſe in dieſen Gebieten nie verſtehen werden, wenn wir überſehen, daß es ſich um *Rechtszuſtände von perſonalen Rechtsverbänden handelt*. Sobald man das im Auge hat, löſen ſich ſofort die Rätſel, die zu den ungeheuren Mißverſtändniſſen und den daraus erwachſenen Spannungen geführt haben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Spannungen und Mißverſtändniſſe am ſtärkſten in ſolchen Zeiten hervortreten mußten, in denen kein Sinn für derartig organiſch gegliederte perſonale Rechtsverbände vorhanden war.

Eine ſolche Zeit iſt die ſtaatsrationaliſtiſche Zeit des 18. Jahrhunderts geweſen, wo beſonders Kaiſer Joſef II. alle geſchichtlich gewordenen Verhältniſſe nach ſeinen rationalen Staatsauffaſſungen umſtürzen wollte. Ihm hatte ſonderbarerweiſe in unſerem Fall der Feudalismus des madjariſchen Adels vorgearbeitet, der auch eine Beſeitigung der Sonderrechte des Sachſenlandes mit Neid und Haß betrieb, weil ſie einen lebendigen Proteſt gegen ſeine Vergewaltigung der arbeitenden Bevölkerung in den von ihm beherrſchten Landesteilen darſtellten.

Die Rumänen haben ſich damals als dritte im Bunde dazu geſellt. Ihre Führer empfanden, angeſichts der gegen die ſonſt überall vordringende Feudalitätsunterdrückung behaupteten Selbſtverwaltungshoheit perſönlich freier Menſchen auf den Sachſenboden, zunächſt nur den Gegenſatz ihrer ungünſtigeren Lage. Auf die Maſſe der rumäniſchen Bauern außerhalb des Sachſenbodens wirkte dieſer Unterſchied allerdings gerade lockend. Rumänen ſind nicht nur in der Zeit der Türkenkriege zur Ausfüllung der

dort entſtandenen Lücken zahlreich auf den Sachſenboden gewandert, ſondern ſie haben ſich da auch nachher doppelt ſo ſtark vermehrt als in den übrigen Landesteilen, was einen dauernden Zuzug beweiſt. Weil indes nach Aufhören der Türkenkriege auch die ſächſiſche Bevölkerung ſich ſtark vermehrte,[24]) entſtanden, da die Technik der Bodenbearbeitung nicht entſprechend fortſchritt, Spannungen aus dem Gefühl der Bodenenge und aus dem Wettkampf um den Boden, wie ja denn auch lange die Bodenpreiſe auf Sachſenboden weſentlich teuerer waren als in anderen Landesteilen.

In dieſer Lage entſtand der Eindruck, daß man die Rumänen leicht gewinnen oder ihre revolutionäre Unzufriedenheit wenigſtens ablenken könne, wenn man ihnen Befriedigung ihrer Wünſche auf Koſten der Sachſen in Ausſicht ſtellte. Das haben Vertreter der katholiſchen Kirche getan, denen die lutheriſchen Sachſen ſehr zuwider waren und die gleichzeitig die Rumänen alle zur Union mit Rom zu locken trachteten. Sie gewannen ſchon unter Karl VI. und Maria Thereſia einflußreiche Hofkreiſe gegen die Sachſen. Unter Joſef II. hatten dieſe leichtes Spiel, da er den Plan verfolgte, ein dakorumäniſches Reich unter ſeiner Herrſchaft als Hindernis gegen Rußlands Drängen nach Konſtantinopel zu errichten, weshalb er um die Rumänen warb und z. B. auch etwas Rumäniſch lernte.

Wozu wäre es gekommen, wenn dieſe vereinten Kräfte den Rechtsſtand der Siebenbürger Sachſen zu ſtürzen vermocht hätten? Das Ziel des Kampfes hatten die feudaliſtiſchen Adligen geſtellt: Der Sachſenboden ſollte den Charakter der „Fiskal"-Güter erhalten, die Sachſen und alle Bewohner des Sachſenbodens Zinsbauern der ſtaatlichen Dämonenwirtſchaft werden. Damit wäre vor der großen Bauernbefreiung, die in Siebenbürgen 1848 erfolgte, hier das letzte Gebiet freier Bauern noch raſch gleichfalls in den Zuſtand der Hörigkeit verſetzt worden! Wer weiß, wie „Fiskal"-Güter um jene Zeit behandelt worden ſind, wie häufig es z. B. Adligen gelang, ſie ſich „inſkribieren" zu laſſen, und wie es dann ſolchen, den Adligen „inſkribierten" Gütern erging, der weiß auch, daß die Rumänen beim Gelingen der Pläne dieſer unnatürlichen Bundesgenoſſenſchaft gegen die Sachſen aus dem Regen in die Traufe gefallen wären. — Selbſt der große rumäniſche Patriot Bariţiu gibt zu, daß der rumäniſche Biſchof Moga, als er noch 1837 einſeitig die Sachſen angriff, damit Anregungen madjariſcher Adliger ſtatt gab[25]) (die doch den Aufkampf ſeines Volkes ablenken

---

[24]) Vgl. O. v. Meltzl, Statiſtik der ſächſiſchen Landbevölkerung in Siebenbürgen, Hermannſtadt 1886, S. 22. Dort iſt nachgewieſen, daß die ſächſiſche Landbevölkerung ſich in der Zeit von 1765—1851 weſentlich ſtärker vermehrt hat als der Landesdurchſchnitt.

[25]) G Bariţiu, Parti alese din istoria Transilvanioi etc., Hermannſtadt 1889, Bd. I, S. 605.

und ſchädigen ſtatt fördern wollten). Wie leicht ſich die Rumänen und Sachſen verſtehen konnten, wenn ſie es unter ſich verſuchten, hat nachher der ſiebenbürgiſche Landtag 1863 gezeigt.[26])

Aber ein Zuſammengehen der Rumänen und der Sachſen war den Madjaren, insbeſondere als ſie 1867 das habsburgiſche Herrſcherhaus zum ſogenannten Ausgleich bewogen hatten, durch den ihnen Ungarn mit Siebenbürgen übergeben wurde, ſehr unangenehm; denn Rumänen und Sachſen waren ſeit 1848 gegen dieſe Löſung aufgetreten, ſo daß zur Stärkung der madjariſchen Poſition die Trennung der Rumänen und Sachſen als wichtiges Ziel erſchien. In dieſer Lage wurde von der madjariſchen Publiziſtik die Frage der „Sächſiſchen Nationsuniverſität" aufgegriffen und als Zankapfel zwiſchen Rumänen und Sachſen geworfen. Schließlich ergriff in Ungarn Koloman Tiſza die Regierung, der Führer des madjariſchen Kleinadels; er tröſtete die Adligen über den Verluſt der feudalen Vorrechte, den ſie durch die Bauernbefreiung erlitten hatten, und über ſeine realen Kompromiſſe mit dem habsburgiſchen Herrſcherhaus, die ihre nationalen Ideale ſo ſtark beſchnitten, damit hinweg, daß er ihnen mit parlamentariſchen und pſeudoparlamentariſchen Mitteln die Herrſchaft im Staate, vor allem die faſt ausſchließliche Beſetzung der Beamtenſtellen durch Anwärter aus ihren Reihen ſicherte. Das Land wurde auf dem Umwege über eine mit politiſchen Druckmitteln ihren Willen durchſetzende Beamtenſchaft neuerdings die Domäne des Adels. Abermals widerſtand als geſchloſſenes Gebiet nur das Sachſenland dieſer neuen Machtergreifung des madjariſchen Adels. Darum mußte es zertrümmert werden.

So kam es zur Schaffung des Geſetzartikels XII aus 1876 durch Koloman Tiſza ſelbſt. Der ſächſiſche Selbſtverwaltungskörper wurde vollſtändig aufgelöſt (§ 1 u. 2). Die ſächſiſche Nationsuniverſität erhielt einen ausſchließlich kulturellen Wirkungskreis (§ 3), für ihr Vermögen wurde lediglich kulturelle Verwendbarkeit ausgeſprochen (§ 4). Trotzdem das Geſetz ſelbſt das Eigentumsrecht an dieſem Vermögen ausdrücklich „unberührt" läßt (§ 5), verfügt es über „die der freien Verfügung unterſtehenden Einkünfte" derſelben „zu Gunſten der geſamten, das Eigentum beſitzenden Bewohnerſchaft ohne Religions- und Sprachverſchiedenheit" (§ 6). Dieſem Grundſatz entſprechen auch die Beſtimmungen über die „Generalverſammlung der ſächſiſchen Univerſität", der die Verfügung über das Vermögen im Rahmen des Geſetzes und unter dem Aufſichtsrecht der Regierung übertragen wurde (§ 7 ff.). — Die Gebiete, aus denen Abgeordnete in die Generalverſammlung zu wählen waren — deren Vertreter alſo die Verfügung über das Nationsvermögen erlangten —, wurden ſo beſtimmt,

[26]) G. Baritiu, a. a. O., Hermannſtadt 1891, Bd. III, S. 204 ff.

daß die den Sachſen im 15. Jh. verliehenen Grenzburgengebiete gleich Teilen des urſprünglich den Sachſen zur Beſiedlung übergebenen „fundus regius“ genommen wurden. Als Motiv dafür hat ſicher auch dies mitgewirkt, daß nur ſo Madjaren in einer nennenswerten Zahl zum Mitanſpruch über dieſes Vermögen gelangen konnten; denn auf dem Grenzburgengebiet der Päſſe ſüdöſtlich von Kronſtadt iſt noch vor deſſen Uebergabe an die Sachſen die rumäniſche Grenzbevölkerung z. T. verdrängt und durch madjariſche erſetzt worden.

Damit war ein Gewaltſtreich getan, aber keine rechtliche Löſung gegeben.

III.

Wem ſteht das Eigentumsrecht am Vermögen der „Sächſiſchen Nationsuniverſität“ zu?

1. Rechtsträger der „Sächſiſchen Nationsuniverſität“, und zwar nicht nur in der Gründungszeit, ſondern gerade auch zur Zeit der gewaltigen geſchichtlichen Aufgaben, die zu den großzügigen königlichen Donationen und damit zu den Hauptquellen des nachmaligen Vermögens führten, iſt der perſonale Rechtsverband der deutſchen Siedler auf dem Gebiet der ehemaligen „deserta“, d. i. auf dem ſogenannten Sachſenboden, geweſen. Er allein kommt als Rechtsſubjekt des Vermögens der „Sächſiſchen Nationsuniverſität“ in Betracht.

2. Wenn man die Vermögensbildung der „Sächſiſchen Nationsuniverſität“ nach ihren wirtſchaftlichen Möglichkeiten unterſucht, kann als Ergebnis feſtgeſtellt werden:

a) Die Steuern und Umlagen wurden auf Grund der Steuerhoheit des perſonalen Rechtsverbandes der deutſchen Siedler von dieſem auf Grund von Verhandlungen mit den königlichen Abgeſandten, ſpäter mit den Landſtänden und den Fürſten feſtgeſetzt.[27]) Er war für die Aufbringung verantwortlich und haftete dafür, was eindrucksvoll darin zum Ausdruck kam, daß in beſonders ſchweren Zeiten von der Nationsuniverſität und den ihr nachgeordneten Selbſtverwaltungskörperſchaften oft drückende Schulden aufgenommen werden mußten, um den dem Staat gegenüber übernommenen Verpflichtungen zu genügen. Was alſo aus dieſer Quelle in die Vermögensbildung eingefloſſen ſein mag, entſpringt ganz einem verantwortlichen Tun, das völlig aufs Riſiko des perſonalen Rechtsverbandes der Siedler ging.

---

[27]) Vgl. G. Müller, Die ſächſiſche Nationsuniverſität in Siebenbürgen, a. a. O., S. 120 ff. und 142 ff.

b) Die Erträgniſſe der Donationsgebiete ſtanden ganz zur Verfügung des perſonalen Rechtsverbandes der Siedler. Er hatte jene großen Laſten der Landesverteidigung für den Staat völlig zu eigener Verantwortung übernommen. Die Donationen ſind — wie ſich ſchon daraus feſtſtellen läßt, daß ſie im allgemeinen der Uebernahme der Landesverteidigungslaſten nachfolgten — nicht rechtlich als Aequivalent dafür verliehen worden, ſondern als Ausdruck der Zufriedenheit der Könige mit ihren Leiſtungen und zum Zweck der Mehrung ihrer dem Lande ſo nützlichen Kraft.

Wenn behauptet werden ſollte, die Bewohner der Donationsgebiete, aus denen Erträgniſſe in die Kaſſe der „Sächſiſchen Nationsuniverſität" floſſen (es findet ſich darunter auch eine anſehnliche Zahl ſächſiſcher Gemeinden, die außerhalb des freien Sachſenbodens entſtanden waren), hätten, eben weil die Erträgniſſe aus ihrem Gebiet ſtammten, einen Anſpruch auf das aus einem Teil jener Erträgniſſe ſchließlich angeſammelte Vermögen, ſo wäre das völlig abwegig. Das wird ſofort klar, wenn man fragt, was geſchehen wäre, wenn jene Donationsgebiete nicht den Sachſen, ſondern Adligen als Landgüter oder Burghauptmannſchaften verliehen worden wären und dieſe Vermögen angeſammelt hätten. Gewiß würde das ihren Nachkommen niemand ſtrittig machen. Wenn jemandem ein Gut verliehen wird, ſo daß er über die Erträgniſſe frei verfügen darf, haben daran, was er daraus macht, diejenigen nicht das geringſte Recht, die das Gut etwa bearbeiten.

Uebrigens iſt allgemein anerkannt, daß die Bevölkerung der Donationsgebiete es unter den Sachſen beſſer gehabt hat als die Bevölkerung der Nachbargebiete; ihre Unterſtellung unter die Sachſen brachte ihnen ein erträglicheres Los, als ſie es unter anderer Herrſchaft gehabt hätten, ſo daß ihre Leiſtungen, die ſie auf alle Fälle hätten abführen müſſen, indirekt auch ihnen ſelbſt zugute gekommen ſind.

3. Wiewohl die Donationserträgniſſe den Sachſen zur freien Verfügung ſtanden, haben ſie das in den ſeinerzeitigen Verleihungen liegende königliche Vertrauen auch in der Verwendung dieſer ſtiftungsartigen Werte zu rechtfertigen getrachtet. Aus der Türkenzeit kamen ſie mit ſtarker Verſchuldung[28]) heraus, ſo daß vorher von Vermögensrücklagen nicht die Rede

[28]) Man hat dafür die „Mißwirtſchaft" ihrer Beamten verantwortlich zu machen geſucht. Abgeſehen von wirklichen, als Auswirkung der Türkenzeit zu wertenden, perſönlichen Verfehlungen (am ärgſten diejenigen des berüchtigten Schuller von Rosenthal, der dafür auch vom ſächſiſchen Gericht zum Tode verurteilt worden iſt) handelt es ſich bei den vielſeitigen Anſchuldigungen, die der Haß der Jeſuiten und des Adels aufbauſchte, um Erſcheinungen, die ſich aus Naturalnutzungen in dem noch ſtark naturalwirtſchaftlichen Siebenbürgen ergaben. Die habsburgiſchen Regierungsmänner und Offiziere, die aus einem ſchon

ſein konnte. Die ſtarke Ausſaugung und Lahmlegung der werteſchaffenden Bevölkerung in anderen Landesteilen durch den überſteigerten, paraſitären Feudalismus hatte aber die Wirkung, daß für die Landesſteuern der Sachſenboden unverhältnismäßig überlaſtet wurde. Da ahmte Maria Thereſia das Beiſpiel ihrer ehemaligen Vorgänger nach und verlieh den Sachſen das ſogenannte Fogaraſcher Dominium durch „Inſkription" auf 99 Jahre. Die „Inſkriptions"-Summe und anſehnliche Inveſtitionskoſten durch die die Güter des Dominiums ertragreicher gemacht wurden, erhöhten zwar zunächſt ihre Schulden. Aber der Ertrag dieſer Güter, zuſammen mit den Erträgniſſen der ehemaligen Donationen ſetzte ſie inſtand, die „Sächſiſche Nationsuniverſität" und ihre nachgeordneten Selbſtverwaltungskörperſchaften ſchuldenfrei zu machen. Sobald dies Ziel erreicht war, begannen ſie, die Ueberſchüſſe, die ſie erzielten, für kulturelle Ziele jedweder Art, vor allem für eine entſprechendere Entwicklung des Schulweſens, zu verwenden. Sie nahmen es ernſt damit, daß das ehemalige Vertrauen der Könige ſie verpflichte, ihre Kraft und Leiſtung zum Nutzen des Landes zu entfalten. Wer in den Gegenden des Sachſenlandes und ſeiner Nachbargebiete auch die nichtſächſiſchen Orte mit ſolchen anderer Landesteile vergleicht, kann die Wirkung dieſer Bemühungen der Sachſen, das Vertrauen der Könige beiſpielgebend zu rechtfertigen, an dem weiter entwickelten und blühenden Zuſtand der Orte bei ihnen und in ihrer andersſtämmigen Umgebung noch heute feſtſtellen, trotzdem man ihnen durch Zufügung vielen Unrechts dieſe Aufgabe der Kulturpioniere bitterlich erſchwert und oft ganz unmöglich gemacht hat.

Daß das Beiſpiel der Sachſen Nachahmung gefunden hat, beweiſen z. B. die Vermögenswerte der Nachkommen der ehemaligen (rumäniſchen) Grenzerregimenter. In ihnen kann mutatis mutandis ein ſpätes und in der geſchichtlichen Auswirkung unvergleichlich kleineres Analogon zum perſonalen Rechtsverband der deutſchen Siedler geſehen werden. Ihre Gebiete hat man aber ſelbſt bei der Agrarreform, die den Vermögensſtand der Sächſiſchen Nationsuniverſität ſo arg verminderte, von der Enteignung unberührt gelaſſen, weil der Staat mit Recht Gewicht darauf gelegt hat, daß ſolche Beiſpiele der Gemeinſchaftshaltung bleiben und zum Nutzen des Staates fortwirken.

---

entſcheidend geldwirtſchaftlich orientierten Lande kamen, haben dieſe Erſcheinungen oft mißverſtanden und inmitten des allgemeinen Mißtrauens übertriebene Verdächtigungen nach Wien gemeldet. Die dagegen ergriffenen Sanierungsmaßnahmen der Regierung führten aber gerade zur Steigerung der Verſchuldung, ſo daß man die Sanierung wieder den ſächſiſchen Beamten überlaſſen mußte. Vgl. F. Teutſch, Geſchichte der Siebenbürger Sachſen für das ſächſiſche Volk, W. Krafft, Hermannſtadt 1907, Bd. II, S. 117 ff.

4. Ein letztes Wort bleibt in dieſem Zuſammenhang zu ſagen über die ſogenannten Wälder der Sieben Richter, die bei der Agrarreform unſeres Erachtens widerrechtlich enteignet worden ſind. Man hat den Sachſen ſogar den Vorwurf gemacht, ſie hätten ſich dieſe im Grenzburgengebiet zu Ungunſten der Rumänen unrechtmäßig angeeignet. Dieſes Waldgebiet bildet ſeit ſo alten Zeiten das Eigentum des perſonalen Rechtsverbandes der deutſchen Siedler, daß ſeine Provenienz nicht mehr ſicher feſtſtellbar iſt. Aber ſetzen wir den für die Theſe der Gegner günſtigſten Fall voraus, daß dieſes Waldgebiet bei der Verleihung der Grenzburgengebiete 1453 unter die Verfügung der Sachſen gekommen ſei. War es dann ein Rechtsbruch gegenüber den Rumänen, daß ſie es in ihr Eigentum nahmen? Die älteſten Urkunden bezeugen in dieſen Grenzburgengebieten nicht nur Rumänen als Burgengebietsbevölkerung, die die Burgen unter der Leitung königlicher Burgkommandanten und Dienſtmannen inſtand zu halten und zu verteidgen hatte, ſondern auch Petſchenegen. Es iſt alſo keinesfalls das ganze Gebiet von Haus aus den Rumänen zur Verfügung geſtellt worden. Was der König mit dem Gebiet der Petſchenegen getan hat, als er dieſe, wie es häufig geſchehen zu ſein ſcheint, anderweitig in ſeinem Lande verwendete, entzieht ſich zwar unſerer Kenntnis. Aber jedenfalls hat er, wie es in einem nach ſtrategiſchen Bedingungen (und den dabei oft große Dislozierungen erfordernden Geſichtspunkten) auszuwertenden Gebiet nicht anders geſchehen konnte, ſtets auch entſprechende Gebietsreſerven zu ſeiner unmittelbaren Verfügung behalten. Eben rieſige Waldreſerven, deren Nutzung und Rodung verhindert wurde, waren nach jenem Syſtem der Grenzſicherung gerade auch vor dem eigentlichen Grenzburgengebiet unerläßlich, um das Annähern von feindlichen Kolonnen zu erſchweren.[29]) Dieſe Gebietsreſerven gingen 1453, als die Sachſen das Grenzburgengebiet ſtatt des Königs (pro nobis et Corona nostra) übernahmen, in die Verfügung der Sachſen über. Wie ſehr es ſich um ſonſt ungenützte Reſerven gehandelt hat, zeigte ſich ſelbſt in unſeren Tagen, obgleich die Bevölkerung in den in Betracht kommenden Gemeinden ſich ſehr ſtark vermehrt hat und ein Vielfaches der ſeinerzeitigen beträgt. Trotzdem hat man, als das Waldgebiet anläßlich der Agrarreform enteignet wurde, die große Maſſe desſelben als Staatsreſerve beſtimmt, weil eben die in Frage kommenden Gemeinden entweder genug Wald hatten oder anderweitig mit Wald verſorgt wurden, der für ſie nicht ſo abgelegen war.

[29]) Vgl. oben, S. 48.

IV.

Ergebnis.

Die Sächsische Nationsuniversität ist ein personaler Rechtsverband auf volksrechtlicher Grundlage gewesen. Seine Ausgestaltung und lange geschichtsmächtige Dauer wurde gefördert durch die Aufgabenerfüllung auf dem den allgemeinen Landeszuständen entnommenen Königsboden („fundus regius"), der den Siedlern vom König zur Besiedlung nach Volksrecht verliehen worden war. — Das Eigentumsrecht an dem nach der Entmächtigung der historischen „Sächsischen Nationsuniversität" verbliebenen Vermögen steht nach der rechtsgeschichtlichen Lage zweifellos ausschließlich dem personalen Verband der deutschen Siedler, bezw. ihren Nachkommen zu. Das Vermögen hat einen den Stiftungen analogen Charakter, und seine Erträgnisse wären nach dem freien Ermessen der Vertretung des personalen Verbandes der deutschen Siedler bzw. ihrer Nachkommen — wobei die Regierung ähnlich wie beim Stiftungsnießbrauch nach dem Staatsgesetz das Aufsichtsrecht hätte — für ihre kulturellen Bedürfnisse zwecks Mehrung ihrer Kraft und ihrer Leistungen zum Nutzen des Landes zu verwenden.

Mittel- und Weſteuropa und die Balkanjahresmärkte zur Türkenzeit.

Von Arno Mehlan (Sofia).

Inhalt: I. Das Programm der Studie. 1. Funktion und Bedeutung der Jahresmärkte; 2. Aufbau und Erforderniſſe der Beweisführung; 3. Die Quellenmängel. — II. Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen (15.—17. Jh.). 1. Rückblick auf die vortürkiſche Zeit; 2. Der Zuſammenbruch; 3. Das Wiederanknüpfen. — III. Die Rivalität zwiſchen den Weſtnationen (18. Jh.). 1. Politiſche Bedingtheiten; 2. Träger des Handels; 3. Wege des Handels; 4. Märkte; 5. Waren; 6. Einzelerſcheinungen. — IV. Der Kampf zwiſchen Mittel- und Weſteuropa (19. Jh.). 1. Politiſche Bedingtheiten; 2. Träger des Handels; 3. Wege des Handels; 4. Märkte; 5. Waren; 6. Einzelerſcheinungen. — V. Zuſammenfaſſung des Ergebniſſes.

I. Das Programm der Studie.

1. Funktion und Bedeutung der Jahresmärkte. Das balkaniſche Marktweſen hatte während der Türkenzeit einen dreigliedrigen Aufbau. Die Čaršiji, am treffendſten als „Ladengaſſen" mit Waren jedweder Art zu charakteriſieren, ſowie die Bezisteni, eine Art von Markthallen ausſchließlich für gewerbliche Erzeugniſſe, dienten dem tagtäglichen Umſatz innerhalb der Stadt. Auf dem Wochenmarkt erfolgte, mit Vorzug an Sonn- und Feiertagen, der Austauſch zwiſchen den Dörfern und der ihnen nahen größeren Siedlung. Und die Jahresmärkte waren an beſtimmten Tagen des Jahres die Treffpunkte der Produzenten und Händler aus allen Gegenden des türkiſchen Reiches und erfüllten die Funktion von Zerteilern der inländiſchen agrariſchen und gewerblichen Erzeugniſſe ſowie der ausländiſchen Fabrikate.

Der Begriff „Jahresmarkt" iſt in einem weiten Sinne zu verſtehen, indem ihm beide Arten von regelmäßig ein- oder mehrmals im Jahre veranſtalteten Märkten — Jahrmärkte und Meſſen — zu ſubſummieren ſind. Um ihrer angedeuteten Aufgabe willen waren die Jahresmärkte eine ſtark entwickelte Marktinſtitution. In der Regel hielt ein jeder größere Ort ſeinen eigenen Jahrmarkt ab. Diejenigen unter ihnen, welche Zentren territorialer, verwaltungspolitiſcher oder wirtſchaftlicher Zonen darſtellten, und andere zufolge transport- oder konſumbegünſtigter Lage blühten allmählich zu Meſſeorten von inländiſcher und ſogar zwiſchenſtaatlicher Bedeutung auf. Sie wurden die eigentlichen Austauſchſtellen zwiſchen Außen- und Innenhandel. Die großen internationalen Warenmeſſen dienten den mittel- und weſteuropäiſchen Nationen, welche eine den Balkanmarkt beherrſchende Stellung erringen wollten, als Anſatzpunkte in ihrem Konkurrenzkampf.

Aber dadurch, daß sie eine jede zur Gewinnerzielung sich bietende Gelegenheit wahrzunehmen trachten mußten, übertrug sich ihr Ringen auch auf jene von raumbeschränkterer Bedeutung.

Der Transportweg der fremden Waren von den Erzeugungsländern aus zu den Märkten hin war ein raumweiter, der teils zu Schiff auf dem Meere oder auf dem Binnenstrome, teils durch Wagen auf den Landstraßen erfolgte. Durch solche Verbindungskanäle gelangten die Lieferungen in die Hafen- und Grenzstapelplätze, wo sie umgeschlagen wurden. Die ausländischen Kaufleute selber oder balkanische Importeure oder Zwischenhändler leiteten sie mittels Karawanen auf innerbalkanischen morphologisch[1]) und geschichtlich bedingten Wegen, die ich Handelskanäle nennen möchte, den Messen, entweder unmittelbar zu oder durch Vermittlung alter Handelsstädte. Und auf ihnen wurden sie zer- und verteilt, das will sagen: die herangeführten Waren wurden gelegentlich der jährlichen Markttage von den wandernden und ortsansässigen Kaufleuten übernommen, um auf den Landpfaden von Ort zu Ort angeboten, auf Jahr- und Wochenmärkten, in den Čaršiji und Bezisteni ausgelegt oder in fernere Gebiete der Halbinsel weiterverkauft zu werden, um also durch diese Abzugskanäle den letzten Verbrauchern selbst in den kleinsten Orten zugeleitet zu werden.

2. Aufbau und Erfordernisse der Beweisführung. Wir haben unsere These, daß die balkanischen Jahresmärkte während der Türkenzeit die Zerteiler der Zufuhren aus dem Auslande und die dortigen Warenmessen im besonderen die Kampfplätze der mittel- und westeuropäischen Konkurrenz um den Markt der europäischen Türkei gewesen sind, gewonnen unter Abstrahierung jedweden entwicklungsbedingten Wandels von dem für den ganzen Zeitraum Allgemeingültigen. Wenn wir es unternehmen wollen, den Beweis für sie zu führen, müssen wir, um nicht in einen Hexenkessel von Ueberschneidungen und scheinbaren Widersprüchen zu geraten, nach einer systematischen Aufteilung der fünf Jahrhunderte (1353—1878) trachten, über welche sich bekanntlich die türkische Fremdherrschaft über den Raum der Balkanhalbinsel erstreckt hat. Gehen wir so vor, dann können wir die drei Zeitabschnitte des 15.—17. Jh., des 18. Jh. und des 19. Jh. scharf voneinander trennen: der erste war ausgefüllt mit der langsamen Wiederannäherung zwischen der Türkei und den europäischen Staaten, der zweite erhielt seinen Stempel durch die Rivalität der Westnationen untereinander und der dritte brachte den Höhepunkt im Ringen des Westens gegen Mitteleuropa. In einem besonderen Schlußteil unserer Studie wird dann der Ausgang des Konkurrenzkampfes in den verschiedenen Zeitabschnitten nochmals um klarerer Uebersicht willen zusammenzufassen sein.

[1]) Groß, H.: Südosteuropa, Leipzig 1937, S. 19—22.

Weil alles wirtſchaftliche Geſchehen irgendwie an geſchichtlich Vorangegangenes anzuknüpfen pflegt, können wir eines vergleichenden Rückblickes auf die vortürkiſche Zeit nicht entbehren, wenn wir ein Bild darüber gewinnen wollen, inwieweit die balkaniſchen Außenhandelsbeziehungen infolge des Eindringens der Osmanen als Eroberer in dieſen Raum abriſſen, bzw. fortbeſtanden. Das Wiederanknüpfen war abhängig von außerwirtſchaftlichen Momenten und Einflüſſen verſchiedenſter Art, denen wir als den politiſchen Bedingtheiten nachzugehen haben werden. Dieſe Bedingtheiten liefern uns auch den Schlüſſel zur Beurteilung des Wandels, welcher eingetreten war hinſichtlich der Träger des europäiſch-balkaniſchen Handelsaustauſches, d. h. aller Partner vom ausländiſchen Lieferanten bis zum inländiſchen Uebernehmer, ſowie der Wege des Handels, d. h. der Verbindungs- und Handelskanäle, und der Märkte, d. h. ſowohl der Jahresmärkte in ihrer Rolle von Zerteilern als auch der Handelsſtädte in ihrer Funktion von Stapel- und Umſchlagsplätzen ſowie von Weiterleitern der Waren. Der gleiche Gedankengang wird uns ebenfalls bei den beiden anderen Hauptteilen zu leiten haben, nur mit dem Unterſchiede, daß wir ihn, um die Intenſivierung der Verbindungen bis zum ſcharfen Aufeinanderprallen der Wettbewerber im 18. und 19. Jh. noch eindrucksvoller aufzuhellen, etwas weiter ausbauen wollen durch Hinzufügen eines knappen Ueberblicks über die Arten der gehandelten Waren, der den Hauptzweck haben ſoll, gut fundiert den Einzelerſcheinungen nachzugehen, mit anderen Worten die Ueberlegenheit gewiſſer Fabrikate beſtimmter Nationen aufzuzeigen. Indem wir den Stoff dergeſtalt aufteilen, glauben wir imſtande zu ſein, den Wandel aller Handelserſcheinungen im Verlaufe des geſamten zu behandelnden Zeitraumes beobachten zu können.

3. Die Quellenmängel. Abhandlungen über die Außenhandelsverbindungen des Balkanraumes, welche die ganze Türkenzeit umfaſſen, fehlen bisher gänzlich; lediglich einzelne Zeitabſchnitte oder Teilräume ſind unterſucht worden.[2]) Um dieſe empfindliche Lücke in der Wirtſchaftsgeſchichte, wenn auch nur im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten dieſer Studie, ausfüllen zu können, müſſen wir außerdem zu anderen Unterlagen greifen: zu den Aufzeichnungen zeitgenöſſiſcher Reiſender, zu ſpeziellen länderkundlichen Monographien und ſchließlich zu den in privaten und öffentlichen

[2]) Z. B. durch Beaujour (Schilderung des Handels von Griechenland, Weimar 1801) der griechiſche Handel des 18. Jh.s, durch Niſtor (Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im 14., 15., und 16. Jh., Gotha 1911) die Beziehungen der Moldau im 14.—16. Jh. und durch Sakăzov (Bulgariſche Wirtſchaftsgeſchichte, Berlin 1929) unter Mitteilung vieler leider nur mangelhaft verarbeiteter Quellen die Außenhandelsbeziehungen Bulgariens während der ganzen Türkenzeit.

Archiven aufbewahrten ſchriftlichen Aufzeichnungen von Balkankaufleuten. Dabei ſtoßen wir aber auf mehrerlei Schwierigkeiten.

Es iſt ein mühſeliges Unterfangen, die in den zahlreichen Berichten von Augenzeugen, deren perſönliche Neigungen zumeiſt auf ganz anderen Gebieten gelegen haben, verſtreuten ſkizzenhaften Mitteilungen über den uns intereſſierenden Fragenbereich miteinander hinſichtlich ihrer Glaubwürdigkeit zu vergleichen. Wertvolle Dienſte leiſten bei einer ſolchen Prüfung im allgemeinen die Monographien über die Türkei; jedoch gerade die wertvollſten unter ihnen behandeln ſummariſch die Handelsbeziehungen des ganzen Reiches, ſodaß wir daraus alſo das nur für den aſiatiſchen Raum Gültige zu eliminieren haben; andere beſchränken ſich auf zwiſchendurch eingefügte Angaben nicht ſelten ganz einſeitigen Charakters. Und die kaufmänniſchen Aufzeichnungen reichen kaum weiter als bis 1780 zurück, ſodaß mehrere Jahrhunderte quellenmäßig recht ſchwach zu erhellen ſind. Ueber die Vorzeit können wir uns auf die gründlichen Unterſuchungen von Heyd[3]) verlaſſen, welche allerdings, was Bosnien, Serbien und Bulgarien betrifft, aus den Chryſobullen dieſer Zeit zu ergänzen und zu belegen ſind.

Die Spärlichkeit der Unterlagen hindert auch die Erforſchung der Balkanjahresmärkte. Zwar beſitzen wir von Tafrali[4]) eine gute Studie über die Meſſe von Saloniki im 14. Jh., aber mit den ungefähr derſelben Zeit angehörenden Jahrmärkten in Serbien hat man ſich, obwohl Chryſobullen viel wertvolles Material über ſie enthalten, kaum beſchäftigt, und die rumäniſchen Grenzjahrmärkte haben durch Niſtor[5]) nicht mehr als eine Erwähnung gefunden. Die Informationen, welche wir von Beaujour und Pouqueville[6]) über die Jahresmärkte des 18. Jh. beſitzen, befriedigen mangels detaillierter Angaben nur unzulänglich. Ueber das 19. Jh. entnehmen wir reichhaltigere Nachrichten den Handelsſchriftſtücken einerſeits und den Reiſeaufzeichnungen ſowie Monographien anderſeits. Vor allem Blanqui[7]) und Reden[8]) erwecken durch ihre Gewiſſenhaftigkeit Vertrauen, während im übrigen eine ſtark kritiſche Einſtellung durchaus am Platze iſt. Es iſt z. B. darauf hinzuweiſen, daß Boués[9]) Angaben über die Jahresmärkte wörtlich mit denen Pouquevilles

---

[3]) Heyd, W.: Geſchichte des Levantehandels, Stuttgart 1879.

[4]) Tafrali, O.: Thessalonique au quatorzième siècle, Paris 1913.

[5]) Niſtor, J.: Handel und Wandel in der Moldau bis zum Ende des 16. Jh. Czernowitz 1912.

[6]) Pouqueville, F.: Voyage de la Grèce, Paris 1826—28.

[7]) Blanqui, M.: Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, Paris 1843.

[8]) v. Reden, F.: Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwicklungs-Fähigkeit, Frankfurt 1856.

[9]) Boué, A.: Die Europäiſche Türkei, Wien 1889.

übereinſtimmen; dasſelbe iſt auch bei Heuſchling[10]) und Reden der Fall. Unſere Bedenken verſtärken ſich weiterhin, indem wir feſtſtellen, daß Collas[11]) nicht einmal jene Meſſe erwähnenswert fand, über welche Blanqui ſchon zehn Jahre vorher eindrucksvoll berichtet hatte.

Es gibt bis heute weder eine Geſchichte der Balkanjahresmärkte noch eine zuſammenfaſſende Darſtellung einer Meſſe oder eines Jahrmarktes der neueren Zeit, auch nicht in den Landesſprachen, weshalb ich auf meine[12]) eigenen Arbeiten zu verweiſen gezwungen bin. In ihnen habe ich eingehend auf die Schwierigkeiten aufmerkſam gemacht, welche der Einordnung der einzelnen Jahresmärkte in die Gruppe der Meſſen oder der Jahrmärkte entgegenſtehen: daß die Reiſeberichte und Monographien, obwohl mindeſtens ſeit dem 17. Jh. die Unterſcheidung im Sprachgebrauch und in Fachkreiſen gemacht wird, wohl in Unachtſamkeit oder aus Unkenntnis teils nur von Meſſen und teils nur von Jahrmärkten ſprechen und daß die franzöſiſche und engliſche wie auch die ſlawiſchen Sprachen, in welchen die meiſten für unſer Thema brauchbaren kaufmänniſchen Aufzeichnungen niedergelegt ſind, über nur je einen einzigen Terminus zur Kennzeichnung von Jahrmarkt ſowohl wie Meſſe verfügen (foire, fair, panagjur, panair), mit welchen ſich unſer Oberbegriff „Jahresmarkt" am beſten deckt.

Die Mängel der erreichbaren Quellen hindern die reſtloſe Klarlegung aller in unſerer Studie angeſchnittenen Fragen, beſonders ſoweit ſie die Zeitabſchnitte bis zum Ausgang des 18. Jh. betreffen; erſt für das 19. Jh. geſtatten ſie ſicherere Schlüſſe. Außerdem laſſen ſie es geboten erſcheinen, bei der Beweisführung grundſätzlich nur die verläßlichſten Unterlagen zu zitieren und im übrigen auf die auffallendſten Widerſprüche hinzuweiſen.

II. Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen (15.—17. Jh.)

1. Rückblick auf die vortürkiſche Zeit. Den Drang der Türken gen Weſten hat man mit dem Streben nach Ausbreitung ihrer Macht zu motivieren, zugleich aber auch mit einer gewiſſen Sucht nach jenem Glanz und Reichtum, welcher von dorther zu ihnen herüberſtrahlte. Der Weg nach Zentraleuropa führte über die ſüdöſtliche Halbinſel unſeres Kontinentes, durch Staaten, in denen das wirtſchaftliche Leben ſtark pulſierte. Auf der großen Diagonalfurche, welche ſchon im Altertum eine der

[10]) Heuſchling, X.: L' empire de Turquie, Brüſſel 1860.

[11]) Collas, M.: La Turquie en 1861, Paris 1861.

[12]) Mehlan, A.: Die großen balkaniſchen Jahrmärkte und Meſſen in der Geſchichte. In: Revue internationale des études balkaniques, Beograd 1938 (im Druck); Derſ.: Die großen Balkanmeſſen in der Türkenzeit. In: Vierteljahrſchrift f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte. XXXI. 1, Stuttgart 1938. S. 10/49.

wichtigſten Militär- und Handelsſtraßen geweſen war, vermittelten dank dalmatiniſcher und deutſcher Initiative kaufmänniſche Karawanen unausgeſetzt einen raumweiten Warentransport und die vom Verkehrsband des Meeres umſchloſſenen Süd- und Oſtküſten waren von italieniſchen Frachtſchiffen belebt. Etwa ſeit dem 11. Jh. waren die Balkanländer dem fremden Handel erſchloſſen. Ihn in ſeiner Entwicklung, wenigſtens in großen Zügen, rückſchauend zu beobachten, iſt die Vorausſetzung für ein Erkennen aller während des Zeitraumes der türkiſchen Herrſchaft eingetretenen Veränderungen.

Als erſte hatten die italieniſchen Stadtrepubliken, in denen der weſteuropäiſche Kapitalismus ſchon ausgebildet war, mit Hilfe ihres Kapitals und ihrer Transportmittel die Balkanländer als neue Abſatzmärkte und bisher unerſchloſſene Rohſtoffquellen zum Objekt ihrer Handelsunternehmungen gemacht. Um ihretwillen war es wichtig für ſie, Byzanz, die Brücke zwiſchen den beiden Erdteilen, zu beherrſchen. Aber der Gegner hat, um die Mittlerſtellung im Handel ſeiner Hauptſtadt zu erhalten[13]), dieſen Schlag ſehr geſchickt zu parieren verſtanden; ich meine damit: nach dem Grundſatz divide et impera die Front des Angreifers ſprengend, hat er zuerſt Piſa und ſpäter auch Venedig und Genua für ſich gewonnen, indem er deren Bürger zur privilegierteſten Handelsklaſſe im Reiche machte. Aus dieſer Zeit (Chryſobullen von 1082, 1092, 1148) ſtammt das Eindringen der lateiniſchen kaufmänniſchen Welt in die byzantiniſchen Gewäſſer, von denen aus ſie die Halbinſel erſchloſſen, ſeit dieſe ihnen von Angelos (1185—1203) geöffnet worden war. Ein reger Austauſchverkehr ſetzte ein: aus Italien kamen Stoffe, Gold- und Silberfäden, Kleidung, Waffen, Kolonialwaren, Seife, Wein, Oel und Salz, und dorthin ausgeführt wurden Weizen und Gerſte, Hanf und Leinen, Roſenöl und Balſam, Wein und Wachs, Vieh und Leder, Holzmaterial und Farben.

In den Südteilen des Hämus (Adria, Aegäis) dominierten die Venezianer; 1199 war die Sphäre der ihnen zugeſtandenen wirtſchaftlichen Vergünſtigungen ſogar bis zum Balkangebirge hin erweitert worden.[14]) Die nach Makedonien und Thrakien beſtimmten Waren wurden von ihnen in Küſtenorten am Marmara- und Mittelmeer umgeſchlagen: von Rodoſtos aus ſtanden ſie in ſtändiger Verbindung mit Italien[15]), aber der Mittelpunkt ihres Handels war doch Saloniki, wo außer Venezianern auch

[13]) Heyd, W.: Storia del Commercio del Levante, Torino 1913, S. 183.

[14]) Tafel—Thomas: Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeſchichte der Republik Venedig. In: Fontes rerum Austriacarum, I. S. 246—80.

[15]) Pegolotti: Della Mercatura, Firenze 1766, S. 25; Schaube, A.: Handelsgeſchichte der romaniſchen Völker, München 1906, S. 238.

Piſaner, Genueſen und Lombarden anſäſſig waren[16]). Dort war ſchon um 900 eine Meſſe, die älteſte[17]) der Halbinſel, abgehalten worden, welche aber, infolge des wechſelvollen Geſchickes der Stadt oft auf längere Zeit unterbrochen, erſt um Jahrhunderte ſpäter hat zu einem Treffpunkt der Handelswelt von internationalem Range werden können. 904 war die Stadt nämlich durch die Araber zerſtört worden, nach 1180 durch die Lateiner und Normannen, und nachdem, als das byzantiniſche Reich ſich in einzelne feudale Fürſtentümer auflöſte, gehörte ſie von 1222 an dem Deſpoten von Epirus, bis ſie 1246 wieder an Byzanz fiel und zur wichtigſten Stadt des Kaiſerreiches wurde. Durch die Venezianer, welche ſeit 1265 von Byzanz erneut mit Privilegien ausgeſtattet waren, wurde Saloniki von neuem der Stapelplatz für italieniſche Einfuhrwaren. In ſeinen Mauern trafen ſich im 14. Jh. jedes Jahr am Demetriustage mit den Balkanangehörigen und Aſiaten die Italiener, aber auch Spanier, Portugieſen und Franzoſen[18]) mit ihren Waren, welche ſie über Konſtantinopel oder direkt aus den Erzeugungsländern in die Stadt brachten[19]). Von ihr aus wurden ſie dann in langen Karawanenzügen[20]) nach Makedonien hineingeführt, teils auf der Via Egnatia, teils auf jener anderen längs des Vardarfluſſes laufenden Handelsſtraße, und anderſeits nach Theſſalien, Epirus und Thrakien, bis nach Philippopel[21]). Und zwar bedienten ſich die kapitalkräftigen Venezianer der größeren Sicherheit des Handelsaustauſches wegen der Griechen als Agenten; Eigenhandel trieben ſie verhältnismäßig wenig.

In den Nordgebieten der Halbinſel ſtand Venedig mit Genua fortwährend in ſcharfer Rivalität um den Vorrang des kommerziellen Einfluſſes, bei der anfangs die Venezianer ſiegten, bis 1261 durch Mithilfe an der Wiederherſtellung des byzantiniſchen Reiches die genueſiſche Herrſchaft über das Schwarze Meer aufgerichtet wurde. Als Umſchlagsplatz im Verkehr mit ihrer Heimat diente beiden Konſtantinopel, von wo aus ſie die Seeverbindung mit ihren während des 13. Jh. angelegten Kolonien[22]) rundum an der Schwarzmeerküſte unterhielten. Ueber Cetatea Albă (Akker-

---

[16]) Tafel, G.: Comnenen und Normannen, Ulm 1852, S. 117.

[17]) Mehlan, A.: Geſchichte der Balkanmeſſen. In: Geiſtige Arbeit, III, 19, Berlin 1936, S. 3.

[18]) Heyd, W.: a. a. O. S. 269.

[19]) Tafrali, O.: a. a. O. S. 117—24.

[20]) Mehlan, A.: Die kaufmänniſchen Karawanenzüge über den Balkan in der Geſchichte. In: Geographiſcher Anzeiger Nr. 20, Gotha 1938, S. 465/68.

[21]) Tafel, G.: a. a. O. S. 117, 195, 197.

[22]) Heyd, W.: Die italieniſchen Handelscolonien am Schwarzen Meere. In: Tübinger Zeitſchrift für die geſammten Staatswiſſenſchaften XVIII, Tübingen 1862, S. 653.

man) ſtanden die Genueſen und über Tana die Venezianer mit der Moldau, Polen und Siebenbürgen in Beziehung. Die ſog. walachiſche oder Tatarenſtraße: Chotin—Soroci—Tighinea (Jahrmarkt)—Cetatea Albă galt bis zum Ende des 14. Jh. einerſeits als direkteſter, naturgegebener (Beßarabien geht in das große ruſſiſche Flachland über) Weg von Konſtantinopel nach Rußland und anderſeits, indem ſie in ihrem moldauiſchen Ausgangspunkte Chotin die Chotiner Straße (Suczawa—Dorohoi—Chotin—Kaminiec—Zynkow—Skala—Zlotnik—Lemberg) traf, als die Verbindung mit Polen. In Siebenbürgen hat um dieſe Zeit durch die Sachſen eine Blüteperiode von Handel und Gewerbe eingeſetzt, welche das Bedürfnis nach Einſetzung von Jahresmärkten auslöſte, dem König Ludwig d. Gr. dadurch Rechnung trug, daß er am 24. 4. 1353 der Stadt Biſtritz und am 10. 6. 1364 Kronſtadt das Ofener Jahrmarktsrecht verlieh. Siebenbürger Sachſen gründeten die Städte in der Moldau, führten das Handwerk ein und beherrſchten ſchon im 13. Jh. den Markt bis nach Konſtantinopel [23]).

Die größte Bedeutung als Baſen der pontiſchen Handelsunternehmungen der Italiener hatten Warna (Venezianer), Meſemvria (Venezianer, Genueſen), Anchialos (Venezianer) und Sozopol (Genueſen). Von Warna aus verkehrten ſie auf der alten nach Nikopol führenden Römerſtraße mit Nordbulgarien und über Ruſtſchuk mit der Walachei, von Meſemvria führte ein Handelsweg nach Tŭrnovo [24]), alſo in die Mittelgebiete der Halbinſel, und von Anchialos und Sozopol aus ſtießen ſie nach Thrakien hinein vor [25]).

Die balkaniſchen Kernländer ſind demnach von den Kaufleuten beider Freiſtaaten kaum erreicht worden. Es iſt feſtzuſtellen, daß mit der Belebung des Schwarzen Meeres die Donau verödete. Seit 1204 Konſtantinopel in die Hände der Italiener gefallen war und zwiſchen ihnen und dem Bulgarenzaren Kalojan ein erbitterter Kampf um die Hegemonie auf der Halbinſel ausgefochten wurde, verlor auch die ſeinerzeit von den Römern angelegte Via Singidunum ihre alte Bedeutung [26]) für den Tranſitverkehr. Damals fand der kleine, aber unternehmende autonome adriatiſche Freiſtaat Raguſa, politiſch und wirtſchaftlich von ſeinem in Syrien und im Mittelmeer ausreichend beſchäftigten Oberherrn Venedig

---

[23]) Jorga, N.: Istoria Românilor in chipuri şi icoane, Bucureşti 1905, S. 196; Kaindl, R.: Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern II, Gotha 1907, S. 333 ff., 347 ff., 402 ff.

[24]) Jireček, K.: Pătuvanija po bŭlgarija, Plowdiw 1899 S. 870.

[25]) Primaudaie, E.: Etudes sur le commerce au moyen âge, Paris 1848, S. 210.

[26]) Mehlan, A.: Hiſtoriſcher Ueberblick über die deutſch-bulgariſchen Wirtſchaftsbeziehungen. In: Schmollers Jahrbuch LXI. 1, München 1937, S. 48/49.

begünſtigt (1205—1358), in zunehmendem Maße[27]) freies Feld für ein verſtärktes Eindringen in die Balkangebiete von Weſten her. Ueber Drintal—Prizren—Kjuſtendil und Priſtina—Novobrdo—Trn zogen die Karawanen ſeiner Kaufleute nach Sofia, über Kopaonik—Niš nach Nordbulgarien, Brašov und Beßarabien.[28]) Als Vermittler zwiſchen der Appeniniſchen und der Balkanhalbinſel brachten ſie im Eigenhandel Seiden- und Purpurſtoffe, goldene und ſilberne Gewänder, Beſatz und Schmuck, Mehl und Honig, Wein und Oel, Salz und Waffen mit und tauſchten dagegen Erze und Leder, Wachs, Weizen und Milchprodukte ein[29]). In Brskovo, Prizren, Skoplje, Braničevo und Belgrad hatten die Raguſaner Faktoreien. Vorwiegend war ihr Handel um dieſe Zeit noch auf die großen Erzgebiete Serbiens und Bosniens gerichtet, wo von den Landesfürſten aus Ungarn herbeigerufene Sachſen dem Bergbau zu neuer Blüte verholfen hatten und ſo reges Leben herrſchte, daß die Abbauzentren zu wichtigen Handelsorten (z. B. Brskovo, Rudnik, Srebrnica, Novobrdo) und Städte in ihrer Nähe zu bedeutenden Jahrmarktsorten (z. B. Prizren, Peć, Skoplje, Prilĕp) geworden waren[30]), belebt von raguſaniſchen, griechiſchen und jüdiſchen Kaufleuten. Erſt in der 2. Hälfte des 14. Jh.s, ungefähr ſeit der Pontushandel unter dem „Guerra di Choggia“ zwiſchen Venedig und Genua litt (1294—1381), ſchoben ſie ſich weiter oſtwärts nach Bulgarien hinein vor und machten neben Widin und Sofia auch Tŭrnovo zum Mittelpunkt ihres Balkanhandels.

2. Der Zuſammenbruch. Ungewitter[31]) urteilte 1854, alle alten Handelsverbindungen des Balkans ſeien durch das Hereindringen der Türken vernichtet worden und ſeitdem ſeien „dieſe von der Natur

---

[27]) Schon ſeit etwa 980 beſaß er (durch Baſilius und Konſtantin) das Recht des freien Güteraustauſches auf dem Balkan, hatte ſich aber zwiſchen 1018—1186 auf Bosnien beſchränkt und dort von 1169 an mit der Gründung von Faktoreien begonnen, bis es 1230 von Iwan Aſĕn II. ein Chryſobull erhielt, das ihm freien Handel auch in Bulgarien geſtattete. Raguſa hat ſich rechtlich die ſtärkſte Stellung zu erringen gewußt; denn es genoß Zollfreiheit, während Venedig 3% und Genua 1% auf ihre Einfuhren zahlen mußten. Anderſeits erhielten die Genueſen als die erſten Fremden das Vorrecht der Exterritorialität und die Venezianer als erſte die Befreiung von der ſolidariſchen Haftung ihrer Handelskolonien.

[28]) Miletič, L.: Novi blacho-bŭlgarski gramoti ot Brašov. In: Sbornik na narodni umotvorenija i knižnina, Sofija XIII, S. 46.

[29]) Novaković, St.: Zakonski spomeniki, Belgrad 1912, S. 137, 152, 162, 170, 179, 196, 199, 249, 255.

[30]) Mehlan, A.: Ueber die Bedeutung der mittelalterlichen Bergbaukolonien für die ſlawiſchen Balkanvölker. In: Revue internationale des études balkániqués. III. 6, Belgrad 1938, S. 389.

[31]) Ungewitter, F.: Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, Erlangen 1854, S. 39.

ſo ſehr begünſtigten weiten Landſtriche Jahrhunderte hindurch in Barbarei verſunken, und waren ſelbſt noch am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts der europäiſchen Handelswelt kaum bekannt." Jireček geht mit ſeiner Behauptung, das bulgariſche Volk habe am Anfang des 19. Jh.s erſt wieder neu entdeckt werden müſſen, ſogar noch weiter[32]). Beiden iſt zu widerſprechen. Zweifellos ſchrumpfte der ehemals berühmte Balkanhandel ein, und zwar aus mehrerlei verſchiedenartigen Gründen: als Folge des Eindringens der Türken in Europa ſowie wegen ihrer Einſtellung zu den Ausländern ſowohl wie zu den kaufmänniſchen Unternehmungen und drittens als Wirkung der Verlagerung der Welthandelswege. Aber es läßt ſich doch erweiſen, daß die ganze Türkenzeit hindurch ein Austauſch zwiſchen Weſt- und Mitteleuropa und der Balkanhalbinſel erfolgt iſt.

Es iſt ſogar falſch anzunehmen, während der 176 Jahre (1353 bis 1529), über welche ſich die Beſitznahme durch die Türken erſtreckte, ſei der geſamte Balkanraum für jeden Verkehr von jenſeits der Grenzen her geſperrt geweſen. Vielmehr hat ſich die Behinderung nicht auf alle Teilräume gleichzeitig und gleich lange erſtreckt, ſodaß man lediglich von temporären Unterbrechungen in einzelnen Gebieten ſprechen kann. In Bulgarien mag der Handel am längſten geſtockt haben. Zwar war das Zarenreich, gegen das ſeit 1353 (Murad I.) mit dem Eindringen in Thrakien der Angriff eröffnet worden war, ſchon 1398 erlegen, aber ſolange auf der Via Singidunum mohammedaniſche und chriſtliche Armeen, die einen weiter nach Weſten, Serbien und Bosnien (1459, 1465), bis vor Wien (1529), die anderen im „Kreuzzuge" gegen ſie nach Nikopol (1396) und ſogar bis nach Warna (1444), vorſtießen, blieb das bulgariſche Land militäriſcher Aufmarſch- und Kampfbereich. Zumal auch die Donau den Kriegszügen zu dienen hatte, indem auf ihr türkiſche, ungariſche ſowie öſterreichiſche Fahrzeuge, beladen mit Truppen, Proviant und Heeresmaterial, dahinfuhren, und weiterhin der Pontus ſeit dem Fall Konſtantinopels (1453), der die Schließung des Boſporus und der Dardanellen zur Folge hatte, ein mare clausum bildete, war das geographiſche Zentrum der Halbinſel auf lange iſoliert. Die italieniſchen Koloniſten wanderten ab, ihre Stützpunkte blieben fortan eingeengt auf ein geſchloſſenes Wirtſchaftsleben mit beſchränkten Verbindungen. In ihrem nomadenhaften Mißtrauen allem Fremden gegenüber verſuchten die Türken nicht einmal, das Intereſſe und die Erfahrung dieſer kundigen Kaufleute auch ihrem Reiche zu erhalten.

Günſtiger geſtaltete ſich die Lage in den ſüdlich von der „Kreuzfahrerſtraße" (Via Singidunum) gelegenen weſtlichen Randgebieten des Bal-

---

[32]) Mehlan, A.: Grundriß einer Geſchichte der deutſch-bulgariſchen Beziehungen. In: Germanoſlavica IV, 1—2, Brünn 1936, S. 132/33.

kans; nachdem 1459 Serbien und 1465 Bosnien in die Gewalt der Osmanen gekommen waren, trat dort relative Beruhigung ein, weshalb aus dieſer Richtung her der Handelsverkehr ſich ſchnell wieder anbahnte.

Am meiſten Zeit erforderte die Beſitznahme des Südteils der Halbinſel; 1397 wurde ein Teil Griechenlands dem Sultan untertan, 1423 der Peloponnes und Albanien, 1430 Saloniki, 1446 fielen mit der Eroberung Korinths und Patras weitere Striche des Landes. 1470 entriſſen die Türken der Republik Venedig Euböa, 1479 Skutari, 1499 Morea und 1501 Durazzo. Daß die „Franken" — ſo nannten die Mohammedaner alle chriſtlichen Fremden — ſich auch nachdem noch in der Aegäis und in Saloniki ſtark zurückhielten, dafür waren dieſe Feldzüge ſowie die militäriſchen Ereigniſſe in den anderen Balkanbezirken ihrer Rückwirkungen wegen zweifellos ein Anlaß, aber in noch erheblicherem Maße die Entdeckung der Seewege nach Amerika und Oſtindien, weswegen nämlich die großen über die Halbinſel führenden Wege nicht mehr als die einzigen Verbindungskanäle zwiſchen Orient und Okzident gelten konnten.

Am wenigſten war durch kriegeriſche Unternehmungen der Norden behelligt; zwar wurde die Walachei ſchon 1417 tributpflichtig, aber bereits 1444 ging ſie wieder an Ungarn verloren, und erſt im nächſten Jahrhundert wurden die Fürſtentümer Siebenbürgen, Walachei und Moldau dem Sultan tributäre Schutzſtaaten, ſodaß der Tranſit über das heutige Großrumänien immer nur für kurze Zeit ins Stocken gekommen ſein dürfte.

3. Das Wiederanknüpfen. Aus dieſen hiſtoriſchen Angaben ziehen wir demnach folgende Schlußfolgerung: die Zeit der Beſitznahme verurſachte Unterbrechungen des Balkanaußenhandels, welche zeitlich am kürzeſten in den Nord- und Weſtrandgebieten und am längſten in der Mitte und im Süden anhielten. Deshalb erſcheint es mir zweckmäßig, den Vorgang des Wiederauflebens der Außenwirtſchaftsbeziehungen auf den ganzen Zeitabſchnitt bis zum Ende des 17. Jh. anzuſetzen.

Dieſes Wiederanknüpfen war häufig gehemmt. Im 16. und 17. Jh. wurden kriegeriſche Verwicklungen bereits mehrfach ausgelöſt durch Gegenzüge der chriſtlichen Staaten, in deren Verlauf die Türkei immer mehr in die Defenſive zurückgedrängt wurde. Erfolgreich blieb ſie zwar im Norden und Süden; denn nach einem unbedeutenderen Feldzuge (1620) gegen Polen erzielte ſie durch die Kämpfe von 1660 und 1672/8 ihre größte Nordausdehnung, und auch bei den Seekriegen gegen Venedig gewann ſie an Territorium: 1571/3 Zypern, 1645/69 Kreta, bis dann 1682/99 der Umſchwung eintrat. Der Hauptkampf wurde aber in den Zentralgebieten des Balkans ausgefochten, wo die Hauptlaſt auf Oeſterreichs Schultern ruhte: der Türkenkrieg der Jahre 1591/1606 führte zu einem Vorſtoß ins Innere Bulgariens hinein und hatte die erſten Auf-

ſtände der ſlawiſchen Völker im Gefolge, und nachdem die Osmanen 1660 auf Großwardein und 1683 zum zweiten Male auf Wien vorgerückt waren, holten die chriſtlichen Mächte zum entſcheidenden Schlage aus, zu Waſſer (Venetianer) und zu Lande (Oeſterreicher), und erzwangen 1699 den Frieden zu Karlowitz.

Weiterhin wurde das Wiederanknüpfen behindert durch die allgemeine politiſche Unſicherheit und Peſtgefahr (z. B. 1547, 1555, 1629, 1635, 1653), weswegen die Bevölkerung ihre Siedlungen, abſeits von den großen Verkehrswegen, in den Schutz der Wälder verlegen mußte[33]). Die Ausfuhr im beſonderen litt unter türkiſchen Maßnahmen; z. B. hatte ſich die Pforte in einem Handelsvertrag mit Polen aus dem 15. Jh. das Vorkaufsrecht auf allen Moldauer Märkten, ſpeziell in bezug auf Vieh und Getreide, im Intereſſe der Selbſtverſorgung ihres Reiches vorbehalten und dieſes Privileg auch auf andere balkaniſche Gebiete erſtreckt[34]); und nicht nur das, ſondern darüber hinaus erzwang ſie noch Lieferungen für militäriſche Zwecke.

Zur Vorausſetzung hatte das Wiederanknüpfen einen grundſätzlichen Wandel in der Einſtellung der Türken zu den Trägern des Handels und zum Handel an ſich.

Die Raguſaner, ſeit 1358 unter der Oberhoheit Ungarns, waren die erſten aller Fremden, welche ſich in das Vertrauen der neuen politiſchen Herren einzuſchleichen verſtanden, weshalb man ſie mit dem Spitznamen „Nazione di sette bandiere“ belegte. Bereits 1397 erhielten ſie Handelsfreiheit in der Türkei gewährt. 1430 billigte ihnen Murad II. weitere weitgehende Privilegien zu (z. B. Gleichſtellung mit den Mohammedanern, Konſuln, Steuerbefreiung, faſt vollſtändige Zollbefreiung, Karawanen unter Regierungsſchutz). Das waren die erſten Handelsabkommen der Osmanen! Das Recht freien Handels blieb ihnen auch erhalten, als ſie 1529 der Pforte untertan wurden. Ungefähr gleichzeitig mit ihnen, nämlich ſchon 1439, haben die Polen die Erlaubnis erhalten, in Adrianopel, Bruſſa und Konſtantinopel Kontore zu eröffnen, und 17 Jahre ſpäter auch die Moldauer. Mehr Zeit erforderte es, bis die großen europäiſchen Induſtriemächte die weiten Gebiete der Türkei, in denen die Produktion noch ſchwach und unvollkommen war, in denen fernerhin Transportmittel und Verkehrsgelegenheiten bis ins 19. Jh. hinein ſo gut wie ganz fehlten, wieder als lohnendes Abſatzfeld anzuſehen begannen. Unter Franz I. (1515 bis 1547) hat Frankreich enge, freundſchaftliche Beziehungen zu den Sultanen geknüpft und 1535 Privilegien in Form von Kapitulationen be-

---

[33]) Niſtor, J.: Die auswärtigen Handelsbeziehungen, S. 217/18.

[34]) Cvijić, J.: La péninsule Balkanique, Paris 1918, S. 128 ff.; Kayſer, K.: Weſtmontenegro, Stuttgart 1931; Jireček, C.: Geſchichte der Bulgaren, Prag 1876, S. 456.

willigt erhalten. Des am türkiſchen Hofe in hohem Anſehen ſtehenden franzöſiſchen Geſandten Schutz haben anfangs alle Franken dankbar angenommen. Inwieweit bis zur Mitte des 16. Jh.s die Feſſeln des Handels gefallen waren, darüber hören wir von Dernſchwam[35]): „Item, die juden vnd frembden kaufleute aus Poln, Rewſen, Valachaj, Vngern wiſen noch irem geprauch aus vnd ain zuraiſen. Seind oberall mit irer war frey, wan ſy nur dem kayſer ſeine mauth zallen". Nach und nach hißten auch andere Staaten ihre Flaggen in der Hauptſtadt: 1599 bekamen die Engländer dieſelben Rechte wie die Franzoſen, 1625 die Holländer, welche für die Levante in Amſterdam ein „Collegium directorium" ſchufen, und 1665 die Genueſen. 1669, bei ihrem einen ſehr langen Kriegszuſtand beendenden Friedensſchluß mit Mohammed IV., ſicherten ſich dann die Venezianer ein Monopol auf die Einfuhr ihres Tuches[36]), und kurz darauf ging die Hohe Pforte auch handelspolitiſche Abmachungen mit England ein und erlaubte ebenfalls den Holländern die Schwarzmeerhäfen aufzuſuchen.[37]) Von ihrer die Fremden und deren Handel ablehnenden Haltung waren die Türken alſo ſchon ſtark abgegangen.

Die von Weſten her den Austauſchhandel fortſetzenden Raguſaner trieben Eigenhandel: mit ihren Karawanen brachten ſie dalmatiniſche und italieniſche Manufakturen[38]), wiederum vorwiegend Tuche[39]), Seide, Samt, Leinen, Parfum, Zucker, Gewürz und Oel in das Innere der Halbinſel hinein und nahmen von dort hauptſächlich Häute und Leder, Wolle und Pelze zurück nach Raguſa, Venedig, Florenz und Ankona. Sie hatten dieſe Handelsform am beſten entwickelt, indem ſie in alle wichtigen Städte ihre Kolonien gelegt hatten, von Skoplje aus, das als ihr Hauptſitz galt. Einige Beiſpiele dafür. Ueber Belgrad berichtet Brown[40]) (1668): „Handeln die Kauffleut von Raguſa anhero auch haben die Orientaliſchen Kauff-Leute von Wien eine Factorei allhier in dieſer Stadt." In Sofia zählten, wie wir den Aufzeichnungen Beneto Reſtis der Jahre 1590 bis 1605 entnehmen[41]), Raguſaner zu den rührigſten Bürgern. Selbſt in Philippopel fand Wennern 1616 den Handel in den Händen dieſer dalmatiniſchen Nation. Eigenhandel trieben auch die in den Südgebieten neu in den Vordergrund getretenen Franzoſen und Engländer; ſie verkehrten perſönlich durch Karawanen mit den Märkten oder ließen das durch ihre Faktoren beſorgen.

---

35) Hans Dernſchwam's Tagebuch, München 1923, S. 66.
36) v. Engel, J.: Geſchichte des Freyſtaates Raguſa, Wien 1807, S. 244.
37) Ješirkov, A.: Grad Sofija prez XVII vek., Sofija 1912, S. 47.
38) Jireček, C.: Pätuvanija, S. 25.
39) Fermendžin, P.: Acta Bulgariae. In: MHSM, Bd. 18, Agram 1887, S. 72.
40) Brown, E.: Durch Niederland uſw., Nürnberg 1711, S. 121.
41) Vgl. Wilhelmy, H.: Hochbulgarien, II, Kiel 1936, S. 94/96.

Dagegen unternahmen im Norden, wo die Italiener ebenfalls ausgespielt hatten, die Polen nicht häufiger als früher, alſo nur verhältnismäßig ſelten, die Reiſe nach Süden; zumeiſt machten ſie an den Grenzorten (Lemberg, ſiebenbürgiſche Hauptorte) Halt, wie es auch die Nürnberger Kaufleute taten[42]). Wer beſorgte aber die Weiterleitung der Waren? Die Armenier, eins der älteſten Bevölkerungselemente auf der Halbinſel — im 8.—9. Jh. von Konſtantin V., Leo IV. und Nikephoros zum Schutz der Weſtgrenze des byzantiniſchen Reiches angeſiedelt —, waren in der frühen Türkenzeit ein reges Handelsvolk in allen Balkanſtädten (z. B. allein in Sofia 1553 mehr als 1000 anſäſſig)[43]), ſollen aber um 1550 im heutigen Rumänien einen nicht großen Einfluß gehabt haben[44]); ebenſo die Juden, welche von Saloniki aus[45]) von dieſer Zeit an den inneren Balkan, nachdem ſie ſich erſt vor den Türken zurückgezogen hatten, wieder durchdrangen und 1584[46]) bereits derart „große Gewerb und Kauffmannſchafft" trieben (z. B. in Sofia 1578 ungefähr 300, 1680 etwa 2000 anſäſſig)[47]), daß ſie den Raguſanern ſchärfſte Konkurrenz machten und dieſen ihre verbrieften Rechte entwanden, ja ſpäter ſogar deren Erbe antraten. Es iſt uns überliefert, wie ſie es mit allen Mitteln verſtanden, ſich den Schutz der leicht beſtechlichen Behörden zu ſichern; z. B. war ihr Einfluß in der Moldau ein derart unerwünſchter, daß die chriſtlichen Kaufleute Petru V. den Hinkenden baten, er möchte jenen die Ausübung des Händlerberufes in ſeinen Fürſtentümern unterſagen, was 1579 auch auf kurze Zeit geſchehen iſt[48]). Vor allem Griechen[49]) und Moldauer[50]) bezogen mittel- und weſteuropäiſche Fabrikate über Polen und Siebenbürgen, aber auch unmittelbar aus den Erzeugungsländern. Ueber Polen holten ſie polniſche, flandriſche (Mechelner), italieniſche, engliſche, ſpaniſche, zumeiſt jedoch deutſche (Nürnberger) Stoffe herein und gaben ſie Exportgüter (z. B. Schlachtvieh) nach Nürnberg, Frankfurt a. M. und ſeit Abſchluß des Handelsvertrages mit England (1588) durch Vermittlung Hamburgs oder Danzigs, alſo des Deutſchen Ordens, auch

---

[42]) Niſtor, J.: Die auswärtigen Handelsbeziehungen. S. 78, 82.

[43]) Hans Dernſchwam's orientaliſche Reiſe. In: Globus LII, Braunſchweig, 1879, S. 202.

[44]) Niſtor, J.: Handel und Wandel, S. 56/7.

[45]) Walſh, R.: Reiſe von Konſtantinopel I, Dresden 1828, S. 14.

[46]) Beſold, M.: Deß Wolgebornen Herrn Heinrichs ..., Frankfurt 1595, S. 526.

[47]) Hans Dernſchwam's Tagebuch, S. 253.

[48]) Niſtor, J.: Handel und Wandel. S. 56/57.

[49]) Gologan, N. G. V.: Cercetări privitoare la trecutul comerţului românesc din Braşov, Bucureşti 1928.

[50]) Niſtor, J.: Handel und Wandel, S. 55/56, 58/59.

nach dieſem Lande ab. Und über Biſtritz, Kronſtadt und Hermannſtadt, jene drei ſüdöſtlichſten Ausläufer des deutſchen Wirtſchaftsgebietes, die außer mit mittel- und ſüddeutſchen Handelsſtädten noch mit Ofen, Prag und auch der Adriaküſte ſehr rege Verbindungen unterhielten, bekamen ſie Magdeburger Artikel ſowie Tuche aus Köln, Görlitz, Langwerde, Maſtricht, Löwen, Ofen und Böhmen und auch Siebenbürger Gewerbeerzeugniſſe (Waffen, Wagen, Gold- und Silberarbeiten, Metall- und Lederwaren)[51]).

Daß die Balkanvölker ſich jetzt ſtärker als in früheren Zeiten kaufmänniſch betätigten, hatte ſeine beſonderen Gründe. Vom religiöſen Axiom der türkiſchen Staatsidee leitete es ſich her, daß nur die Mohammedaner Träger politiſcher Rechte ſein konnten. Allen Chriſten aller Völkerſtämme war demzufolge jede Beteiligung an der Verwaltung und Verteidigung des osmaniſchen Reiches grundſätzlich verwehrt; erſt als es bereits dem Verfall entgegenging, treffen wir einige (vor allem Griechen und Albaner, Bosnier und Kroaten) in hohen Amtsſtellungen, ſelbſt in allernächſter Umgebung des Sultans. Das waren jedoch nur Ausnahmen und zumeiſt Männer, welche um der Macht und des Reichtumes willen ſich ihrer angeſtammten Gemeinſchaft ſchnell entfremdet haben (z. B. islamiſierter Adel). Von ſeiner ſoldatiſchen Aufgabe als Mehrer und Verteidiger des Reiches zu ſehr in Anſpruch genommen, ließ der Aga ſeine wirtſchaftlichen Anlagen verkümmern und, ſich zum Herrſchen berufen fühlend, ſchätzte er die ökonomiſche Betätigungsweiſe zu niedrigſtehend ein, als daß er ſich ihr perſönlich widmen könnte[52]). Welche Bedeutung er ihr trotzdem beimaß, erkennt man daran, daß er die Raja, von deren Arbeit er und ſein Staat demnach immer abhängiger wurden, durch Gewährung zahlreicher Arten von Privilegien ſich ihr zuzuwenden anlockte und folglich aus der Maſſe der unterworfenen Bevölkerung eine wirtſchaftlich, ſozial und politiſch ſtreng abgegrenzte Gruppe von Mehrberechtigten heraushob. Für die Landwirtſchaft trifft dies nur in beſchränktem Maße zu. Den Boden, nach dem Koran ausſchließlich dem Khalifen (Sultan) als dem einzigen Vertreter Allahs auf Erden zu eigen, von dieſem jedoch zumeiſt Angehörigen der Kavallerie (Spahi) zur Nutznießung, anſtelle eines Soldes, verliehen, hatte ja der Bauer ſchon kraft des Abhängigkeitsverhältniſſes zu bearbeiten, ſein Eifer

[51]) Derſ.: Die auswärtigen Handelsbeziehungen, S. 11, 15, 171.

[52]) Die Türken widmeten ſich ſelber nur ſolchen Handwerkszweigen, welche wenig Arbeit oder Unternehmungsgeiſt erforderten oder in enger Verbindung mit ihrer halbnomadiſchen Lebensweiſe ſtanden (Gerberei, Hufſchmiede). Ihre Handelstätigkeit erſtreckte ſich auf den Umſatz von Diſtrikt zu Diſtrikt, für weitläufige ausländiſche Unternehmungen waren ſie zu verzagt und gemächlich, uns ins chriſtliche Ausland zu gehen, lehnte der Muſelman ab (d' Oſſon, M.: Tableau générale de l'empire Othoman II, Paris 1790, S. 166.).

brauchte alſo kaum durch Vergünſtigungen noch beſonders angereizt zu werden; im Gegenteil ſtand dem Spahi als dem Lehnsherrn und Rechtgläubigen an ſich ſchon die feudal-religiöſe und zugleich religiös-ethniſche Berechtigung zu, ſich der Arbeitskraft und Perſon des an die Scholle gebundenen Ungläubigen ſowie deſſen Familie zu bedienen. Inſtitute wie z. B. das der Voinigani waren mehr von rein militäriſchen Geſichtspunkten diktiert. Aber jene anderen Zugeſtändniſſe an die Čaltâkči (Reispflanzer), Madendži (Bergbauer) und Kjumurdži (Köhler), um nur einige markante Beiſpiele hervorzuheben, bezweckten nichts anderes als die Nutzbarmachung der wirtſchaftlichen Arbeit der beſiegten Völker für den Sieger. Und auch der Kaufmannsberuf wurde ſo weitgehend privilegiert, daß die ſich ihm jetzt überall auf der Halbinſel zahlreicher als bisher zuwendende Raja Rechte beſaß, welche regulär allein dem Aga zuſtanden[53]): auf prächtig geſatteltem Pferd in Begleitung von zwei Dienern zu reiſen, Säbel und eine Art Zylinder zu tragen, aus einer Bernſteinpfeife zu rauchen, ungehindert in Europa, Aſien und Afrika Handel zu treiben, in ihrem Geburtsort ſowie in Konſtantinopel und in Smyrna Geſchäftshäuſer zu errichten. Ein Zunftrecht war ausgebildet; ſchon Suliman I. (1520—1566) hat Zwangsregelungen in bezug auf Qualität und Preiſe der Waren eingeführt und das um dieſelbe Zeit entſtandene Rechtshandbuch Multeka Ol Elhar hat die Marktverhältniſſe geregelt[54]). In der Moldau haben die dem Sultan tributären Fürſten für die Dauer der Jahrmärkte den Kaufleuten freies Geleit der Wojwoden zugeſichert und außerdem das Recht zu Repreſſalien wegen unbeglichener Forderungen ſowie die Zölle für geltungslos erklärt[55]).

Unter dieſer ſo unduldſamen und doch auch toleranten, der aſiatiſchen Kultur eigentümlichen, trägen Gewaltherrſchaft bildete ſich nun auch in den in der Entwicklung zurückgebliebenen Gebieten des Hämus das ſtädtiſche Leben aus. Die Stadt wurde überall auf der Halbinſel der Sammelpunkt von Handwerk und Handel. Der Abzug der Italiener machte vor allem den Griechen den Platz frei für ein ſtärkeres Vordringen im Handel, für den ſie von Natur aus beſonders geeignet waren. Im 16. Jh. begegnen wir ihnen bereits auch überall in der Moldau. Die Maſſe des Bauernvolkes ſtand dieſer Kaſte von Trägern nicht allein des Handels, ſondern auch des Geldleihgeſchäftes jedoch reichlich reſerviert gegenüber.

Wenden wir uns nunmehr den Handelswegen und Märkten zu, ſo können wir folgende Feſtſtellung voranſchicken: der Vermittlungshandel

---

[53]) Zeitſchrift Minalo I. 1, Sofija 1909, S. 18 ff.

[54]) v. Hammer, J.: Des Osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung I, Wien 1815, S. 135 ff., 154 ff.

[55]) Niſtor, J.: Handel und Wandel, S. 74.

der Moldau durchlief nur die östlichen Küstengebiete der Halbinsel, während der Eigenhandel der Ragusaner den inneren Balkan erschloß.

Von Skoplje aus zogen ihre Karawanen nach Seres, Saloniki, Monastir oder über Sofia, das uns 1502—1663[56]) übereinstimmend als „ansehnliche, von den Kaufleuten gerühmte Gewerb- und Handelsstadt" geschildert wird, Philippopel und Adrianopel, welches „auff dieser Reiß die größte und fürnemste Stadt von Kauffleuten und allerley Handwerken"[57]) war, bis nach Rodostos und Konstantinopel. Ob in der Nähe der Via Singidunum damals Jahresmärkte als Zerteiler gedient haben mögen, das können wir wegen der spärlichen Quellen nicht recht beurteilen. Ein Reisender[58]) berichtet von einem Jahrmarkte, den er am 19. 4. 1586 in Bergamo erlebte, „wo alles voll Leut, daß wir die Nacht auf der Kutsche verharren mußten", und Brown[59]) (1668) nennt die „Kirchwey" von Leskovec ausdrücklich die erste, welche er antraf, sodaß wir also auf die Existenz mehrerer Jahresmärkte werden schließen dürfen, welche jedoch nur als lokal bedeutend einzuschätzen sind. Zufolge der immer wieder neu aufflammenden kriegerischen Ereignisse ist der Handel auf dieser Straße des öfteren behindert gewesen, so z. B. während die Türken das erste Mal gegen Wien zogen (1529). In der anschließenden Ruhe- und Atempause ist er wieder aufgenommen worden. Darauf deuten folgende Angaben Dernschwams[60]) hin (1553): auf dem Wege nach Konstantinopel seien ihm hinter Niš „etliche wegen mit pley begegnet vnd vjll sam roß mit leinwat"; und an anderer Stelle: „Zihen sie in eine karwasaray ein, wo sj wollen, gehen in irer tracht hin vnd wider, vnd mancher hot khaum fur 20 ader 50 fl. war, als vngarische messer, hwethe, preußisch roth leder, geprantten wein aus bier, leinwat etc." Der Verkehr dürfte erneut während der Türkenkriege von 1591—1606 stagniert haben, und die österreichischen Gegenzüge von 1682—1699 brachten dann die Zerstörung Widins und (1689) Skopljes, das 1688[61]) noch „eine Stadt von großem Kauff-Handel und die größeste in diesen Gegenden" genannt worden war, und machten den durch den wachsenden Einfluß der Juden, die Zerstörung Ragusas durch ein Erdbeben (1667) und die veränderte, fremdenfreund-

---

[56]) Petantius, F.: De itineribus in Turciam libellus. In: Rad. jugosl. Akad II, Agram 1879, S. 103 ff.; De rebus gestis hungarorum, In: Monumenta Hungariae Historica, Scriptores II, Pest 1857, S. 315; Beschreibung der Reisen des Reinhold Lubenau, In: Mitt. a. d. Stadtbibl. zu Königsberg, Königsberg 1912, S. 107; Türckische und Ungarische Chronica, Nürnberg 1663, S. 203.

[57]) Ebda. S. 218.

[58]) Große Reisen und Begebenheiten, München 1902, S. 24.

[59]) Brown, E.: a. a. O. S. 158.

[60]) Hans Dernschwam's Tagebuch, S. 15, 68.

[61]) Brown, E.: a. a. O. S. 128.

lichere türkiſche Handelspolitik bereits ſtark geſchwächten Unternehmungen der Raguſaner für alle Zeiten ein Ende.

Bis dahin war deren kommerzieller Einfluß überall in den ehemals ſerbiſchen und bulgariſchen Gebieten vorherrſchend geweſen, das iſt unbeſtreitbar; aber Sakăzov[62]) geht fehl mit ſeiner Behauptung, ſie allein hätten die Verbindung der Balkanhalbinſel mit dem übrigen Europa aufrechterhalten. Er unterſchätzt zweifellos die Bedeutung des Tranſites durch die Moldau, welche bis ins 17. Jh. hinein das nördliche Durchlauf- und Umſchlagszentrum des okzidental-orientaliſchen Warenaustauſches geweſen iſt. Gewiß bedeuteten ſowohl die immer weiter fortſchreitende Ausbreitung der türkiſchen Macht in Europa, welche für die Moldau den Verluſt des direkten Zuganges zum Meere mit ſich brachte, ſowie die erwähnten unmittelbaren Schädigungen des Handels durch türkiſche Lieferungsverlangen, wodurch die Moldau und auch die Walachei, um mit Gerlach[63]) zu ſprechen, zu „des Türkiſchen Kayſers und der Baſſen Meyerhöfen" wurden, ein empfindliches Hemmnis, aber zum Erliegen kam die Vermittlungstätigkeit keineswegs. Zwei Konſequenzen hatten m. E. die neuen Verhältniſſe: einerſeits ſuchten die Moldauer dafür, daß ihre Pontushäfen ihre bisherige Rolle als Eingangspforten für die überſeeiſchen Zufuhren an Konſtantinopel und die Häfen am Aegäiſchen Meere abtreten mußten, ſodaß jetzt den Griechen der Zwiſchenhandel mit ihnen zufiel, eine Entſchädigung darin, daß ſie ihre Beziehungen zu den weſt- und nordweſteuropäiſchen Staaten um ſo mehr auszubauen trachteten, und anderſeits ging der Tranſitverkehr auf andere Handelswege über.

Lemberg im Norden und Biſtritz, Kronſtadt ſowie Hermannſtadt im Weſten waren die Einfallstore und Umſchlagsplätze, inſofern als dieſe Orte für alle jene Händler eine bequeme Tauſchgelegenheit darſtellten, welche den Grenzübertritt vermeiden wollten. Und dennoch dürften ſie in erſter Linie als Durchgangsſtationen zu werten ſein. Darin erſchöpfte ſich auch die Bedeutung der in dieſen Städten oder in noch größerer Nähe der Grenze regelmäßig mehrmals, bis zu ſieben Malen im Jahre, abgehaltenen Grenzjahrmärkte — zu Meſſen konnten ſie nicht heranwachſen[64]) —, trotz ihrer internationalen Beſchickung und trotz weitgehendſter obrigkeitlicher Förderung, während die binnenländiſchen ſogar nur rein inner-moldauiſchen Charakter gehabt haben. Nach dieſen vier Hauptorten und damit nach Oſt- und Mitteleuropa ſtrahlte ebenfalls das relativ leicht über die Gebirgspäſſe gelegte moldauiſche Wegenetz, ſeit es — etwa vom Beginn des 15. Jhs.

---

[62]) Sakăzov J.: a. a. O. S. 168.

[63]) Stefan Gerlach des Aeltern Tagebuch, Franckfurth am Mayn 1674, S. 134.

[64]) Mehlan, A.: Die großen Balkanmeſſen in der Türkenzeit, S. 16/8.

an — den Anſchluß an das polniſche, ſiebenbürgiſche und walachiſche erreicht hatte.

In Suczawa begannen[65]) die über Jaſſy, Lăpuşna und Tighinea (mit Grenzjahrmärkten) nach Cetatea Albă verlaufende Pontusſtraße, ferner die Baierſtraße, welche über Baia nach Biſtritz ging, zwei Orten, in welchen die Kaufmannſchaften der Moldau und des Nöſnergaues abwechſelnd Jahrmarkt hielten, ſowie die ebenfalls nach Biſtritz, aber über Câmpulung gelegte Biſtritzerſtraße. Sie alle und auch die von Adjud aus die Verbindung mit dem Hermannſtädter Gau herſtellende Kronſtädter Straße, an der auf moldauiſcher Seite Jahrmärkte in Adjud ſowie in Trotuş und jenſeits der Grenze in Kronſtadt ſtattfanden, waren Abzweigungen der Serethſtraße. Auf ihr zogen im 15. Jh. alle jene Kaufleute, welche von Lemberg her kamen, ſüdwärts, über Halicz, Kolomea, Sipaniţi, Czernowitz, Sereth, Suczawa, Roman, Bacău, Adjud, Râmnic und Buzău der Donau bei Siliſtra zu und weiter über Prĕslav und Karnobat nach Konſtantinopel[66]). Auf ihrem Wege nahmen ſie teil an den an dieſer Straße gelegenen Jahrmärkten: auf polniſcher Seite in Lemberg ſowie näher der Grenze in Kolomea und Snyatin und auf moldauiſchem Boden an den anfänglich in Botoşani abgehaltenen, ſpäter nach Sipaniţi und Lenţeşti und ſchließlich nach Czernowitz verlegten Grenzmärkten und weiter im Innern des Landes zu Sereth, Roman und Adjud. Noch in der Mitte des 16. Jh. lief über dieſe Straße der geſamte Austauſchverkehr Polens und der Moldau mit der Türkei; erſt nach 1550 ging er ganz auf die, ohne walachiſches Gebiet zu berühren, über die neue Landeshauptſtadt führende, an die Chotiner angeſchloſſene Galaţer Straße über: Lemberg—Skala—Chotin (hatte zeitweilig Grenzjahrmärkte)—Dorohoi—Ştefăneşti—Jaſſy (Jahrmarkt)—Vaslui—Bârlad—Tecuciu—Galaţ—Tulcea—Babadag—Warna—Meſemvria—Anchialos—Konſtantinopel.

Seit den 70er Jahren des 15. Jh.s, nachdem Kilia und Akkerman türkiſch geworden waren, hatte Konſtantinopel die Stelle dieſer beiden Plätze als Hauptſtapelort der Moldau, der Walachei und Polens für überſeeiſche Waren eingenommen. Die Güter, welche von dort bis tief nach Mitteleuropa hinein beſtimmt waren, nahmen entweder ganz den bezeichneten Landweg oder liefen zu Schiff nach Meſemvria Warna an und wurden dann auf Wagen durch die nordbulgariſche Tiefebene über Šumen und wei-

---

[65]) Niſtor, J.: Die auswärtigen Handelsbeziehungen, S. 5, 78, 81, 83; — Derſelbe: Handel und Wandel, S. 11, 13/23, 51, 75/79, 171.

[66]) Jireček, C.: Die Heerſtraße von Belgrad nach Konſtantinopel, Prag 1877, S. 148.

[67]) Brognard, W.: Journal, Wien 1786, S. 36, 42.

[68]) Peyſſonel, M.: Traité sur le commerce de la Mer Noire, bulgariſche Ueberſetzung, Sofija 1897.

ter über Rustſchuk, bzw. Siliſtra durch das moldauiſche, bzw. walachiſche Flachland in ihr Beſtimmungsland geleitet; ſo hören wir aus dem Anfang des 17. Jh.s[67]). Demnach bildete Oſtbulgarien das Durchgangsgebiet, gewiſſermaßen die Brücke zwiſchen den Waſſern des Meeres vor der türkiſchen Hauptſtadt und denen des Binnenſtromes als der Grenzſcheide gegen das übrige türkiſche Europa. Am Weſtufer des Pontus war alſo eine wichtige Handelsſtraße entſtanden, welche allerdings von Ende des 16. Jh.s an kommerziellen Zwecken nicht hat dienen können; denn von 1591 bis 1606, 1620, 1660, 1672/8 war die Moldau militäriſcher Operationsbereich, und erſt nachdem trat einige Beruhigung ein. Trotz aller Störungen hat dieſe Handelsſtraße ihre große wirtſchaftliche Bedeutung behalten, um deretwillen ſie ſpäter (im 18. Jh.) der Gegenſtand ſyſtematiſcher Erforſchung (Peyſſonel[68]), Brognard) der weſteuropäiſchen Regierungen geworden iſt.

Während wir ein Fortleben des Handelsverkehrs von Norden und Weſten her feſtſtellen konnten, waren die Außenhandelsbeziehungen im Süden des Balkans ſo gut wie abgeriſſen, ſodaß in dieſen Gebieten das Wiederanknüpfen einer Neuaufnahme von Verbindungen gleichgekommen iſt.

Zwar bemühten ſich dort die alten Träger des Handels um ſeine notdürftige Aufrechterhaltung, aber ſo recht vermochten ſie ſich doch nicht wieder einzuſchalten, weil ſie in dauerndem Unfrieden mit der Pforte lebten (Venedig) oder durch Unruhen im Innern ihrer Republik gebunden waren (Genua). Als ſie dann gegen Ende des 17. Jh.s wieder aktiver zu werden begannen, waren inzwiſchen ſchon andere Nationen an ihre Stelle gerückt. Zuerſt die Franzoſen, denen ihr großes Anſehen bei der Pforte außerordentlich zuſtatten kam, was die Untertanen anderer Staaten bewog, anfangs unter franzöſiſcher Flagge und Beſchirmung ihren Handel mit der Halbinſel zu treiben. Danach hatte ſich auch England (um 1582) der Türkei genähert, in der Hoffnung, ſie als Verbündete gegen Spanien gewinnen zu können, und 1606 eine Geſellſchaft errichtet, deren Mitgliedern allein das Recht des Warenaustauſches zuſtand, und zwar nur auf den der Kompagnie gehörenden Schiffen. Seit ſie, die Engländer, und auch die Niederländer (1603) freundſchaftliche Beziehungen aufnahmen, habe, ſo ſagt Salmons[69]), der Handel der Franzoſen, ebenſo auch der Italiener ſtark abgenommen. Im Prinzip hat ſich die Rangverſchiebung wohl ſo vollzogen, jedoch war ſie das Ergebnis einer Entwicklung von etwas längerer Dauer. Die reichlich ſtarr gehaltenen Monopolbeſtimmungen ließen die Kompagnie mitſchuld daran werden, daß der engliſche Handel im 17. Jh. noch nicht ſo durchdrang, wie es zu erwarten geweſen wäre, ſolange er

[69]) Salmons—v. Goch: Die heutige Hiſtorie des Türkiſchen Reichs I, Altona 1748, S. 117.

noch keinen allzu ernſthaften Wettbewerb zu überwinden hatte. Denn die Einfuhr Frankreichs war bisher unbeträchtlich geblieben, gering an Umfang vor allem in Anbetracht der traditionellen Beziehungen beider Höfe und trotz aller Bemühungen Richelieus; europäiſche Erzeugniſſe waren in der Türkei noch kaum begehrt. Bis etwa 1700 hat ſich noch kein Franzoſe nach Saloniki begeben, obwohl dort ſeit 1685 eine franzöſiſche Niederlage beſtand.

Immerhin deutete ſich aber am Ende des hier betrachteten Zeitabſchnittes bereits der große Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Rivalen an, der das folgende 18. Jh. beherrſchte, ohne daß damit — darauf muß ſchon hier ausdrücklich hingewieſen werden — geſagt ſein ſoll, daß ſie auch den ausgedehnteſten Handel mit dem Balkanraume gehabt hätten. Aber ſie beide waren es, die durch ihr Erſcheinen und ihren Wettkampf Saloniki ſeinen alten Charakter als eine der wichtigſten Handelsmetropolen eines rieſigen und mächtigen Reiches zurückgaben und es zu einer Kampfſtätte der weſt- und mitteleuropäiſchen Konkurrenz erhoben.

III. Die Rivalität zwiſchen den Weſtnationen (18. Jh.)

1. Politiſche Bedingtheiten. Während des 18. Jh.s verharrte der Türkenſtaat in der ihm durch die früheren Gegenzüge des chriſtlichen Okzidentes, mehr aber noch durch die Morſchheit ſeines inneren Gefüges aufgezwungenen Verteidigungsſtellung. Nur dank der Uneinigkeit und auch Schwäche der Gegner verliefen die eine faſt ununterbrochene Folge bildenden Waffengänge dieſes Zeitabſchnittes noch relativ günſtig für ihn. Dem Kriege gegen Rußland und gegen die mit dem Zarenreiche verbündete Moldau von 1710/1 folgten 1714/8 Kämpfe gegen Oeſterreich und Venedig, welche der Friede von Požarevac mit dem Verluſt Nordſerbiens abſchloß; erſt der Friede von Belgrad, nach neuen Feldzügen (1732/9) gegen Oeſterreich und Rußland, gab dem Sultan dieſe Gebiete teilweiſe wieder zurück. Weit ernſter geſtaltete ſich ſchon die Lage, als 1768/74 ruſſiſche Truppen über die Donau bis nach Bulgarien hinein vordrangen, die Krim verloren ging und im Frieden von Küčük—Kainardji die Moldau und Walachei, wieder als Fürſtentümer, unter den Schutz Rußlands kamen, dem es dann 1782/4 und 1787/92 ſogar gelang, im Frieden von Jaſſy die Grenzen bis an den Dnjeſtr vorzuſchieben. Der Schluß des Jahrhunderts ließ die Türkei zum erſten Male inſofern aufatmen, als ſie bei den im Gefolge der franzöſiſchen Revolution (1789) ausgebrochenen Kriegen (1798 bis 1802) nicht der Angegriffene, ſondern der Verbündete Englands und Rußlands gegen Frankreich war. Der Friede von Campo-Formio beſiegelte

den Untergang Venedigs; Oesterreich (Dalmatien) und Frankreich (Jonische Inseln) teilten sich in die Erbschaft und faßten damit auf der Westküste der Halbinsel Fuß.

Die durch die Friedensschlüsse vorgenommenen territorialen Veränderungen waren, wie wir verfolgen werden, von nicht unerheblichem Einfluß auf die Richtung des Außenhandels. Regelmäßig waren den Abkommen Klauseln über Handelsfragen beigefügt; so z. B. erhielt Venedig 1718 weitere Bevorrechtigungen, wurde 1739 Rußland die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere untersagt und erst 1774 das Recht darauf wieder eingeräumt, und durch den russisch-türkischen Vertrag von 1783 wurden dann die Dardanellen und der Bosporus wieder befahrbar.

Vereinbarungen zum Schutze des Handels erwiesen sich als erforderlich, zumal die Türken ihn auf mannigfache Weise behinderten. Abgesehen von den Kriegszügen und Militärtransporten erhöhten Plünderungen die Unsicherheit nicht unerheblich; man erinnere sich z. B. der Krdžalijen, jener türkischen Räuberbanden, welche 1792/1804 ganz Bulgarien in Schrecken versetzten. Lüdeke[70]) sagt von Saloniki, der Handel könnte dort noch größer sein, „wenn nicht die dortigen Janitscharen mit den gemeinen Türken außerordentlich boshaft wären." Brognard[71]) weist darauf hin, wie hemmend sich die Bedrückungen der Aga gegenüber der Raja ausgewirkt hätten. In Belgrad, Widin und Svištov sollen Schikanen den Binnenschiffahrtsverkehr stark gelähmt haben, und Hammer[72]) teilt uns ein ganzes Zollsystem von Gebühren und Abgaben mit, mit denen er belastet gewesen sein soll.

Je weiter die Türkei in die Abwehrstellung hineingeriet, desto mehr suchte sie sich dafür durch Willkür in ihren Handlungen und Maßnahmen zu rächen, aber desto mehr wurde ihr auch seitens der fremdstaatlichen Umwelt die Bereitschaft zur Tolerierung des Handels abgerungen. 1737 nahm Schweden die freundschaftlichen Beziehungen zur Pforte auf, 1756 folgte Dänemark und 1763 Preußen. Damit hatten nunmehr auch diese Staaten ihren Untertanen freien Handel im Reiche gesichert; denn die Voraussetzung für ihn war ein Friedensbündnis mit der Pforte, wie es bis 1780 nach Lüdeke[73]) folgende Mächte eingegangen waren: der „römisch-deutsche Kaiser, der russische Hof, Frankreich, England, Holland, Dänemark, Schweden, Polen, Preußen, Venedig und Neapel". Die bevor-

---

[70]) Lüdeke, Ch. W.: Beschreibung des Türkischen Reiches I, Leipzig 1780, S. 12.

[71]) Brognard, W.: a. a. O. S. 47.

[72]) v. Hammer, J.: a. a. O. I., S. 290 ff., 316.

[73]) Lüdeke, Ch. W.: a. a. O. S. 102/03.

zugte Stellung hatte noch immer Frankreich inne, beſonders ſeit es 1740 die endgültige Kapitulation erzielt hatte, welche ſeinen Handel vollends ſicherſtellte und es zur Schutzmacht der Katholiken erhob[74]); jedoch der Krieg von 1798/1802 warf es wieder zurück. Vorgenannte Nationen unterhielten in Konſtantinopel diplomatiſche Vertreter; deren Reiſen durch die europäiſche Türkei haben nicht wenig zur Belebung der Austauſchbeziehungen zwiſchen Orient und Okzident beigetragen.

2. Träger des Handels. Die ſich ihrer überlegenen Konkurrenzfähigkeit bewußten europäiſchen Nationen haben im Laufe des 18. Jh.s die zunehmende Schwäche der Türkei dazu benutzt, die „chineſiſche Mauer" Stück um Stück einzureißen oder zu umgehen, um zwecks Warenlieferung und -bezug in die Bereiche dieſes räumlich ſo ausgedehnten Staates hinein vorzuſtoßen und Teil an den orientaliſchen Naturreichtümern ſowie an den ſagenhaften Schätzen zu erhalten.

Bei Salmons[75]) finden wir 1748 als Träger des Handels mit der Levante Frankreich, Italien, Holland und England angegeben, in vollkommener Uebereinſtimmung mit d'Ohſſon (1790)[76]). Im Gegenſatz zu ihnen erwähnte ſchon 1784 Stöver[77]) außer den genannten noch Deutſchland-Oeſterreich und Rußland, und Ferriol[78]) vermerkte 1789 außerdem auch Schweden, das der im allgemeinen durchaus verläßliche Beaujour[79]), der ſich 1787/97 als franzöſiſcher Konſul in Saloniki aufhielt, jedoch wieder unerwähnt ließ. Dieſe auffallenden Widerſprüche ſind leicht aufzuklären: der Türkenhandel Schwedens erſtreckte ſich kaum auf den Balkanraum, wurde alſo von Beaujour deswegen nicht beachtet, und Rußland ſowie die deutſchen Staaten konnten früher als von Stöver nicht in den Liſten der Balkankonkurrenten verzeichnet werden, weil ſie erſt etwa im letzten Fünftel des Jahrhunderts fühlbar in den Handelsaustauſch eingetreten ſind.

Uebereinſtimmend weiſen alle fünf obigen Autoren auf den kommerziellen Einfluß Englands und Frankreichs hin, deren ſcharfer Konkurrenzkampf um den Vorrang m. E. dem ganzen hier zu betrachtenden Zeitabſchnitt ſein Kennzeichen gab. Zuerſt erwies ſich Frankreich überlegen. Von 1714 an erhöhten ſich ſeine Bezüge aus Saloniki von Jahr zu Jahr,

---

74) Maſſon, P.: Histoire du commerce français dans le Levant au XIIIe siècle, Paris 1911, S. 260.

75) Salmons—v. Goch: a. a. O. I. 117.

76) D'Ohſſon, M.: a. a. O. II. Paris 1790, S. 166.

77) Stöver, J. H.: Hiſtoriſch-Statiſtiſche Beſchreibung des Osmanniſchen Reichs, Hamburg 1784, S. 260/63.

78) Ferriol: Abbildung des türkiſchen Hofes, Nürnberg 1789, S. 112/13.

79) Beaujour, F.: Tableau du commerce de la Grèce, Paris 1800, I S. 54, 71, II S. 3, 7 53 55, 92, 98, 124, 126/30, 145, 173/4.

bis dann 1740 die neuen Kapitulationen die Grundlage dafür ſchufen, daß die franzöſiſche Exportinduſtrie, deren Leiſtungskraft der Colbertinismus in allen ſeinen Ausſtrahlungen ganz ungemein geſteigert hatte, eine den Balkanmarkt beherrſchende Stellung einnahm. Dieſe dauerte jedoch nur verhältnismäßig kurze Zeit, höchſtens bis 1789. Allerdings wurde von einem relativen Rückgang ſchon 1748[80]) geſprochen, der jedoch nicht erheblich geweſen ſein dürfte, weil Stöver[81]) 1784 den franzöſiſchen Handel noch dominierend nannte (aus Saloniki: Frankreich für 1546000 Piaſter, England für 310000 Piaſter; nach Saloniki: Frankreich für 2082500 Piaſter, England für 600000 Piaſter). Ungewitter[82]) und Jaranov[83]) machen ſich die Erklärung der Tatſache, warum Frankreichs Einfluß ſchon ſo raſch wieder abſank, etwas ſehr leicht, indem ſie ausſchließlich auf die franzöſiſche Revolution und deren kriegeriſche Folgen verweiſen. Gewiß wurde dadurch Frankreichs Induſtrie desorganiſiert, ſeine Handelsmarine gelähmt und ſeine Beziehungen zur Türkei unterbrochen, aber daß das Intereſſe der Abnehmer ſich bereits vor 1789 mehr den engliſchen Fabrikaten zuwandte, hatte tiefere Gründe, auch als Salmons meint, der angibt, „daß der Mangel an Aufrichtigkeit die meiſte Urſache davon ſei". Sie hängen einesteils mit der Geſchäftspraxis der Levantegeſellſchaften ſowie der falſchen Einſchätzung orientaliſcher Bewertungsmaßſtäbe und anderſeits mit gewiſſen Gründen zuſammen, auf die als Einzelerſcheinungen ſpäter beſonders einzugehen ſein wird. Beaujour[84]) weiſt mit Recht darauf hin, die franzöſiſchen Konſuln hätten, im Gegenſatz zu den engliſchen, nicht die Mittel, mit dem Glanze aufzutreten, nach dem man im Orient den Rang der Nationen zu beſtimmen gewohnt ſei, und die engliſche Geſchäftstätigkeit ſei in wenige Kontore zuſammengefaßt geblieben, während die franzöſiſchen Niederlaſſungen immer wieder vermehrt worden ſeien, ohne daß ein Bedürfnis dafür vorgelegen habe. Ubicini[85]) beziffert das Abſinken des Einfluſſes der Republik auf zwei Fünftel. Der Ausgang des Jahrhunderts brachte Albion das Uebergewicht über Frankreich.

Frankreichs Abſtieg löſte eine Belebung des Handels auch der anderen Staaten aus. Holland, deſſen Exportwirtſchaft das Preisdumping der franzöſiſchen Induſtrie nicht auszuhalten vermocht hatte, zog daraus den geringſten Nutzen, einen beträchtlicheren Italien, dem die verſchiedentlichen Kriege Venedigs mit der Türkei ganz außerordentlich geſchadet hatten, den größten aber die deutſchen Staaten und Rußland.

---

80) Salmons—v. Goch, a. a. O. I, S. 117.
81) Stöver, J. H.: a. a. O. S. 260, 266.
82) Ungewitter, F.: a. a. O. S. 62.
83) Jaranov, D.: La Macédoine économique, Sofia 1931, S. 168.
84) Beaujour, F.: Schilderung. S. 109, 112.
85) Ubicini, M. A.: Lettres sur la Turquie I, Paris 1853 S 405.

Letztere waren die jüngsten Konkurrenten auf dem Balkanmarkte. Das Zarenreich hat, seit es in den Besitz der Nordküste des Schwarzen Meeres gekommen war (von 1774 an) und vertraglich Handelsfreiheit zugesichert erhalten hatte (1783), in einen direkten Verkehr mit den Türken treten können, der verhältnismäßig rasch einen sehr beachtlichen Umfang erreichte. Und der deutsch-österreichische Handel mit der Halbinsel entwickelte sich erst während des österreichisch-türkischen Krieges dieses Zeitabschnittes, besonders aber nachdem der Kaiser in den Besitz Dalmatiens gekommen war, verborgen vor den Augen Englands und Frankreichs und unbeachtet von ihnen. Am Ende des 18. Jh.s war der deutsche kommerzielle Einfluß der größte und ausgebreitetste[86]), 1787/97 ließ er sich bereits auf 1,5 Mill. Piaster Lieferungen und 5 Mill. Piaster Entnahmen beziffern, während er 1776/9 erst 80000 Piaster und 1948000 Piaster betragen haben soll[87]). Dieser große Erfolg ist außer auf das Stocken der französischen Zufuhren noch auf Einzelerscheinungen sowie auf die Durchführung der Geschäfte seitens kundiger Kaufleute zurückzuführen.

Damit stehen wir bei der wichtigen Frage: betrieben die Franken noch Eigenhandel? Die Transporte Englands und Frankreichs besorgten wie früher eigene Schiffe dieser Staaten. In den Küstenhäfen der Halbinsel angelangt, wurden die Waren aber nicht mehr durch eigene Angestellte der Kaufleute dieser Nationen in die Innenbezirke verbracht — und zwar der Kontributionen, Plünderungen und auch Seuchen (z. B. 1773, 1776) wegen —, sondern von inländischen Händlern (Armenier, Juden), deren man sich bediente, weil sie eine genauere Kenntnis von Land und Leuten besaßen und geschickter im Eintreiben der Schulden waren[88]). Der Bezug der Landesprodukte ging ebenfalls nur zum Teil in Form des Selbsteinkaufes in den Hafenorten vor sich, überwiegend erfolgte er in den binnengelegenen Ortschaften durch Kommissionäre oder in den Anbaugegenden durch Handlungsdiener[89]).

Die Franzosen und die Engländer waren die beiden einzigen Nationen, deren Kaufleute in ihren Kolonien in den Handelsorten am Balkan[90]) nach ihren eigenen Nationalgesetzen leben durften, deren Konsuln die Gerichtsbarkeit über alle ihre Kontore zustand. Schon daraus ergibt es sich, daß sie den Handel fester in eigenen Händen hielten. Wohl unterhielten

---

[86]) Beaujour, Schilderung, S. 140.

[87]) Stöver, J. H.: a. a. O. S. 260/63.

[88]) Beaujour, F.: Schilderung. S. 210/11; die Mehrzahl der Kaufleute waren damals Griechen und Armenier (v. d. Driesch, G. C.: Historische Nachricht, Nürnberg 1723, S. 93).

[89]) Beaujour, Schilderung, S. 24, 35.

[90]) Die Ausländer hatten sich hauptsächlich in Konstantinopel, Saloniki und Adrianopel niedergelassen (Lüdeke, Ch.: a. a. O. S. 102).

andere Staaten, z. B. Deutſchland, ebenfalls Konſuln und Faktoreien, jedoch waren dieſe nicht mit derart weitgehenden Vorrechten ausgeſtattet, was ſeinen Grund wohl auch darin hatte, daß nicht Untertanen dieſer Staaten, ſondern Staatsfremde den Handel mit der Halbinſel in der Hand hatten: die Griechen.

Sie waren die erſte Balkannation, welche vom Binnen- zum Außenhandel, von der Küſten- zur Seeſchiffahrt übergegangen iſt und nicht nur in allen bedeutenderen Städten der Türkei, ſondern auch überall in den großen Hafen- und Marktſtädten Europas eigene Geſchäftshäuſer begründet haben[91]). Durch ihre Hände ging der holländiſche Handel. Sie waren in Rußland anſäſſig und beſuchten regelmäßig jedes Jahr die großen Meſſen der Ukraine und Polens und ſchickten die dort aufgekauften Waren in die europäiſche Türkei. Sie waren auch die Träger des Austauſchhandels mit den deutſchen Staaten[92]). Saloniki war die eine Hauptniederlage desſelben, Wien, die damalige Zentrale der Geld- und Wechſelgeſchäfte für ganz Europa, die andere. Ueber Wien gingen die Landesprodukte des Balkans an die griechiſchen Kontore in der Schweiz, in Leipzig, Dresden, Ansbach, Bayreuth und anderen Städten. Was aus Mitteleuropa nach Saloniki beſtimmt war, haben die Inhaber dieſer Handelsbüros auf den Meſſen zu Leipzig oder in Brandenburg, Sachſen, Schleſien, Vorderöſterreich ſowie der Schweiz oder auch bei den Bergwerksverwaltungen zu Altenberg in Sachſen und Schlackenwald in Böhmen aufgekauft. Mit ſolchen Waren beladene Karawanen nahmen nicht ſelten auch engliſches Tranſitgut mit. Auf den Einfluß dieſer Griechen führe ich es zum großen Teil zurück, daß die Waren der deutſchen Staaten in ſo relativ kurzer Zeit durchdringen konnten.

Wir beobachten weiterhin, daß im 18. Jh. auch Balkanſlawen eine gewiſſe, ſchon intenſivere Außenhandelstätigkeit aufgenommen haben. Zeiten einer Fremdherrſchaft ſind dazu angetan, in geſunden, lebenskräftigen Völkern Energien wachzurufen, welche danach drängen, dem von den politiſchen Machthabern ausgehenden Drucke auszuweichen und den ſeeliſchen ſowohl wie phyſiſchen Kräften der Unterdrückten neue, anders geartete Betätigungsmöglichkeiten zu weiſen, in denen ſie ſich freier oder unbehindert durch die gebietende Nation entfalten können. Beſonders guten Nährboden finden ſolche Energien dort, wo alle in das Joch Gezwungenen einmütig und geſchloſſen den Bedrückungen und der Willkür die Stirn bieten, wie es in erſter Linie in den ſlawiſch beſiedelten Teilen der Balkanhalbinſel, cum granu salis, der Fall geweſen iſt. Bei dem Verluſt ihrer

---

[91]) D'Ohſſon, M.: a. a. O. II, Paris 1790, S. 166.

[92]) Beaujour, F.: Schilderung, 16/17, 157.

ſtaatlichen Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit waren zwar die jahrhundertealten Bindungen der Bauern, alſo der Volksmaſſe, an die eigenvölkiſche Adelsſchicht und Prieſterſchaft — feudalrechtliche Hörigkeit — zerriſſen; gleichzeitig waren jedoch wieder neue, entſprechende zugunſten der jetzigen fremdvölkiſchen Oberherren entſtanden. In das Leben der Südſlawen hatte ſonach die Demokratie und größere ſoziale Gerechtigkeit Eingang gefunden, das Schickſal hatte ſie von der Klaſſenhierarchie und folglich auch von dem Hader zwiſchen Adel und Krone ſowie zwiſchen Volk und Adel[93]), welcher den Untergang der Zarentümer mitverurſacht hatte, befreit und aus ihnen eine Gemeinſchaft geformt, deren Glieder im Prinzip ſo gut wie rechtlos den allein bevorrechteten Angehörigen des Staatsvolkes unterſtanden.

Die Chriſten wandten ſich, wie wir während des 17. Jh.s bemerkten, dem Gewerbe zu. Vom 18. Jh. an wurden einzelne Städte der Halbinſel zu berühmten Produktionszentren, zuweilen ſogar zu den einzigen ihrer Art im ganzen Reiche[94]). In ſolchen Orten anſäſſige Händler ergriffen dann auch ſchon um dieſelbe Zeit die Initiative zu einem raumweiten Abſatz. In einer von mir gefundenen bulgariſchen Handſchrift[95]), welche den Jahren 1782/4 entſtammt, iſt z. B. über den Trěvnaer Bürger Daſkalov erwähnt: er habe Koffer aus Nevrokop und Uzundžovo nach Moskau geſchickt. Und Ferrière-Sauveboeuf[96]) ſah, um einen weiteren Beleg anzuführen, ebenfalls 1782 Bulgaren aus Koprivštica und Karlovo in Philippopel einen lebhaften Handel bis nach Oeſterreich treiben. Weil den Griechen beſonders weitgehende Freiheiten ſeitens der Türkei zugeſtanden waren, ihr Patriarch z. B. als das religiöſe Oberhaupt aller orthodoxen Chriſten im Reiche anerkannt war (ſchon 1394), griechiſch überhaupt als „fein" galt, deshalb gräziſierten Slawen aus Kreiſen der Intelligenz[97]) vielfach ihre Namen, ſodaß es alſo ſehr wohl möglich iſt, daß mancher der in den Quellen erwähnten griechiſchen Namen einem Kaufmann anderer Volksangehörigkeit zugehört.

---

93) Melan A.: Pătŭt na bŭlgarija ot aristokracija do demokracija. In: Světoglas I/4. Sofija 1936, S. 3.

94) Vornehmlich Bulgarien nahm eine Sonderſtellung ein; nicht mit Unrecht hat man es die „Werkſtatt des Osmanenreiches" genannt. Während z. B. überall das einheimiſche Handwerk verkümmerte, indem ſeine wichtigſten Zweige den Moslems vorbehalten waren (ſo auch in Serbien und Griechenland), oder wegen Haders und Rückſtändigkeit zugrunde ging (Rumänien), kam es in Bulgarien (weniger ſtark in Bosnien und Makedonien) unter den Türken erſt zur vollen Entwicklung.

95) Nationalbibliothek Sofia II B 720.

96) Ferrière—Sauveboeuf: Reiſen durch die Türkei, Leipzig 1790, S. 211.

97) Im Gegenſatz zur Bauernbevölkerung.

3. Wege des Handels. Auf welchen Wegen die fremden Waren in die europäiſche Türkei gelangt ſind, darüber äußert ſich Beaujour[98]) folgendermaßen: „Die Hälfte dieſer Waaren geht auf der Donau und durch Teutſchland, die andere nimmt den Weg zur See". Seine Formulierung iſt etwas unklar und bedarf neben einer ſtrengeren Syſtematiſierung auch der Ergänzung.

Als Südwege faſſe ich die über das Mittel-, das Adriatiſche Meer und die verlängerte Via Egnatia zuſammen, weil ihnen allen Saloniki als Endpunkt gemeinſam war[99]). Das Mittelmeer war der Verbindungskanal Englands, Frankreichs und Italiens. Den größten Teil des 18. Jh.s hindurch war der Verkehr in der Aegäis durch Seekriege nicht behindert, ſodaß die griechiſchen Küſten Nutzen aus der zeitweiligen Sperrung anderer Handelswege ziehen konnten; erſt die kriegeriſchen Verwicklungen von 1798 machten ihn weniger ſicher und auch teurer. Das weſtliche Küſtenland iſt auf die Adria, alſo gegen Italien gerichtet; vom Meere aus liefen die Zufuhren auf der großen Querverbindung der Via Egnatia weiter nach Saloniki. Stärker belebt, durch deutſch-öſterreichiſche Transporte, wurde die Adria regelmäßig zu Zeiten öſterreichiſch-türkiſcher Kriege, und beſonders ſeitdem Dalmatien, nachdem es 1718 ſchon den Türken entwunden worden, in öſterreichiſchen Beſitz genommen war (1797). Der Friede von Požarevac hatte der nach Norden verlängerten Via Egnatia (Saloniki—Skoplje—Niš—Belgrad) ihre alte Bedeutung als Landweg nach Zentraleuropa zurückgegeben; ſie wurde, weil außerhalb des Bereiches von Störungen gelegen, zum Hauptverbindungskanal der deutſchen Staaten mit der Halbinſel. Von Wien aus über Budapeſt auf Wagen oder auf der Donau bis Semlin und dann zu Lande weiter, ſo gingen die Waren nach Saloniki, welche als Tranſitgut aus England über Holland oder Hamburg kamen, und vor allem die in der Schweiz, in Deutſchland und in Oeſterreich von den dort anſäſſigen Griechen aufgekauften Fabrikate oder dorthin beſtimmten balkaniſchen Landesprodukte. Andere Handelskanäle liefen von Saloniki aus nach Thrakien (Philippopel) ſowie Theſſalien (Lariſſa) hinein.

Auf der Donau und der Via Singidunum als Weſtwegen gelangte man in die balkaniſchen Zentralgebiete. Die große natürliche Straße des Binnenſchiffahrtsweges, der ihr Lauf ſchon die Mitteleuropa und Aſien verbindende Funktion zuweiſt, hat man ſeit der Errichtung von Geſandtſchaften europäiſcher Mächte für kommerzielle Zwecke mehr in Anſpruch genommen. Greifbare Quellenunterlagen darüber beſitzen wir leider nur

---

[98]) Beaujour, F.: Schilderung, S. 205.
[99]) Ebda. S. 81, 139, 149.

ganz wenige; die verläßlichſten Angaben machen Peyſſonel[100]) und Beaujour[101]), welche von Verſchickungen nach Deutſchland und Venezien und Sendungen aus dieſen Ländern berichten. Am Ufer des Stromes ſollen Schlepper und Schiffe mit einem Faſſungsvermögen bis zu 4000 Zentnern bereit gelegen haben[102]). Eine gewiſſe regelmäßige Donauſchiffahrt ſcheint um die Zeit des Abſchluſſes des ruſſiſch-türkiſchen Vertrages von 1783 eingeſetzt zu haben; denn nachdem am 11. 7. 1782 ein öſterreichiſches Frachtſchiff, als erſtes nach Konſtantinopel, abgegangen war, legte zwei Jahre ſpäter ein türkiſches am Wiener Kai an, und Winkler[103]) entnehmen wir, Handelshäuſer in Oeſterreich hätten ſich des Stromes für Verſendungen bis nach Perſien bedient. Allein dieſer wichtige Verbindungskanal hatte den ſehr weſentlichen Nachteil, daß der krumme, gewundene und zahlreiche Klippen bergende Lauf des Fluſſes ſein Befahren langſam, koſtſpielig und gefährlich machte. Ferner ſperrten ihn des öfteren kriegeriſche Verwicklungen, und die erwähnten türkiſchen Schikanen bedeuteten ein weiteres Hindernis, ſodaß der Donauhandel noch nicht zur vollen Entfaltung kommen konnte. Auch auf dem zweiten Weſtweg, der Via Singidunum, hat der Handelsverkehr der öſterreichiſch-türkiſchen Kriege wegen im 18. Jh. ſehr oft ſtagnieren müſſen: 1716/8, 1737/9, 1787/92. Es fragt ſich, ob er in den Zwiſchenzeiten fortgeſetzt worden iſt. Daß Niebuhr[104]) 1767 in Sliven Kaufleuten aus Ungarn begegnete, iſt noch kein bündiger Beweis dafür, weil dieſe mit den ebenfalls anweſenden Polen den Nordweg über den Balkan (Sliven—Türnovo—Rustſchuk) gewählt haben können. Aber dürfen wir wirklich annehmen, daß dieſe ſchon im Mittelalter für den Verkehr mit Mitteleuropa wichtig geweſene Verkehrsader[105]), auf welcher ſich der Drang der Türken weſtwärts vorbewegt hatte, an der ſie ihre Reſidenzſtädte (Konſtantinopel, Adrianopel, Sofia) und wichtigere Bezirksorte (Philippopel, Niš, Belgrad) errichtet hatten, auf der die europäiſchen Geſandtſchaften dahinzuziehen pflegten, im 18. Jh. von den Handelskarawanen ganz unbeachtet gelaſſen ſein kann? Alle Nachrichten, die wir darüber beſitzen, deuten auf das Gegenteil. Die Philippopeler beſchäftigten ſich z. B. 1782 nach dem Zeugnis Ferrière-Sauveboeufs[106]) „faſt insgeſammt mit dem Ungariſchen Han-

---

100) Peyſſonel, M.: a. a. O. S. 164 ff.

101) Beaujour, F.: Schilderung, S. 218.

102) Sakăzov, J.: a. a. O., S. 253.

103) Winkler, J.: Wien und die Entwicklung des Donauhandels. In: Mitt. d. Geogr. Geſ. Bd. 14, Wien 1871.

104) C. Niebuhr's Reiſebeſchreibung III, Hamburg 1837, S. 168.

105) Mehlan, A.: Hiſtoriſcher Ueberblick über die deutſch-bulgariſchen Wirtſchaftsbeziehungen. S. 44/45.

106) Ferrière—Sauveboeuf: a. a. O. S. 211.

del" und beſuchten auch die Leipziger Meſſe. Und im Bericht Peter Bogdans[107]) wird ſie der „Handelsweg" nach Ungarn genannt.

Die Via Singidunum war in ihrem Oſtſtück, weil dieſes in engeren Beziehungen zur türkiſchen Hauptſtadt als zum Weſten ſtand, gleichzeitig auch ein öſtlicher Einfallsweg, und zwar für Weſteuropa. Die Kaufleute Adrianopels fühlten ſich nach Beaujour[108]) als die „Factoren der Hauptſtadt"; ſie lieferten, wie Olivier[109]) bezeugt, beßarabiſche und bulgariſche Landesprodukte nach Konſtantinopel und Frankreich[110]), kleinaſiatiſche Rohſtoffe an die bulgariſchen Handwerkerſtädte im Balkangebirge, welche von dort bis nach Wien weitergingen[111]), und franzöſiſche und venezianiſche Manufakturen in die Walachei[112]). Anderſeits kamen weſteuropäiſche Waren, nicht nur aus der Hauptſtadt, ſondern auch aus Saloniki[113]), über die pontiſchen Küſtenſtädte Bulgariens an die Donau (Šumen—Rustſchuk) und bei Philippopel an die Via Singidunum heran. Von 1475 (Einnahme Kaffas durch die Türkei) bis 1774 (Eroberung der Krim durch die Ruſſen) war das Schwarze Meer ausſchließlich von den Türken beherrſcht geweſen, aber ſeitdem nahm es in erſter Linie Rußland als einen Verbindungskanal nach der Balkanhalbinſel in Anſpruch[114]), den ich zu den Oſtwegen zähle, weil Konſtantinopel der einſtweilige erſte Beſtimmungsort der Transporte war. Seine frühere Rolle als wichtige internationale Handelsſtraße hat der Pontus jedoch nicht wieder ſpielen können, in der Hauptſache blieb er für den Innenaustauſch zwiſchen der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei reſerviert.

Der Nordweg lief über das heutige Rumänien. Aus Rußland und Polen gingen die Waren wie früher (S. 87/8) durch Oſtbulgarien zu Lande bis zur Küſte und dann zu Schiff oder ganz im Binnentransport weiter nach Kleinaſien[115]). Allein um Weine aufzuladen, ſollen jährlich 5000 Wagen die Donau überſchritten haben[116]). Mit Makedonien und Thrakien ſtand Moskau nach der ſchon erwähnten Handſchrift von 1782/4[117]) in Verbindung. Ueber den Balkan liefen die Handelskanäle

---

[107]) Fermendžin, P.: a. a. O. S. 72.

[108]) Beaujour, F.: Schilderung, S. 218.

[109]) Olivier, G.A.: Reiſe durch das Türkiſche Reich I, Weimar 1802. S. 271.

[110]) Sbornik na narodni umotvorenija i knižnina, Sofija IV, S. 433.

[111]) Spisanie na bülg. ikonom. d-vo v Sofija, XXIII, S. 326.

[112]) Sakăzov, J.: a. a. O. S. 253.

[113]) Brognard, W.: a. a. O. S. 31/34.

[114]) Anthoine, M.: Essai historique sur le commerce et la navigation de la Mer Noire, Paris 1820, S. 5, 7/8.

[115]) Brognard, W.: a. a. O. S. 36/37, 42, 47.

[116]) Peyſſonel, M.: a. a. O. S. 172.

[117]) Nationalbibliothek Sofia II B 720.

Rustſchuk—Türnovo, Rustſchuk—Šumen—Karnobat und Provadija—Aitos an die Via Singidunum heran. Den Handel in der Moldau und Walachei hatten noch immer Deutſchland und Oeſterreich inne; 1774[118]) und 1785[119]) wird von regen Austauſchbeziehungen mit Schleſien und Brandenburg berichtet, welche häufig jüdiſche Händler in Polen vermittelten, ja ſogar auch von Lieferungen bis nach England.

4. Märkte. Für die Südwege ſpielte Saloniki die Rolle eines Stapel- und Umſchlagsplatzes; nur die Waren, welche auf der verlängerten Via Egnatia liefen, hat man z. T. bereits in Semlin aus dem Schiff in den Wagen überführt[120]). An der Donau geſchah es in Widin[121]), Nikopol[122]) und Rustſchuk. Letztere Stadt war gleichzeitig auch die Durchgangs- und Sammelſtation für den Nordweg, genauer geſagt nach der Walachei[123]), während Siliſtra dieſelbe Bedeutung für den Verkehr über die Moldau hatte[124]). Die Oſtwege endeten ohne Ausnahme in Konſtantinopel; dort wurden die Waren auf die Laſttiere verfrachtet oder in Schiffe geladen, welche ſie nach Warna, Meſemvria, Burgas oder Sozopol brachten, wo ſie erneut umgeſchlagen wurden[125]).

Von dieſen Orten aus nahmen Karawanen ihren Weg in das Innere der europäiſchen Türkei[126]). Im Binnenlande lagen wichtige Handelsſtädte z. B. unmittelbar an der belebten Weſtoſtſtraße: Adrianopel[127]), Philippopel[128]), Tatar—Pazardžik[129]) und Sofia[130]). Andere Marktorte erfüllten gleichzeitig die Funktion von Jahresmärkten. Boscovich[131]) berichtet über einen Jahrmarkt in Karnobat (1762). 1767 traf Niebuhr[132]) auf dem Jahrmarkt in Sliven Ungarn und Polen. In der bulgariſchen Handſchrift[133]) von 1782/4 ſind die „Panaire“ von Nevrokop und Uzund-

---

118) M. C.: Histoire de la Moldavie et de la Valachie, Jaſſy 1777, S. 182/4.

119) d'Hauterive, G.: Memoriu asupra vechei şi actualei stari a Moldovei 1785, Bukareſt 1902, S. 374/5.

120) Beaujour, F.: Schilderung. S. 3, 139 ,149.

121) Jireček, C.: Heerſtraße, S. 125.

122) Sakăzov, J.: a. a. O. S. 252/3.

123) Ebda.

124) Die Moldau und Walachei ſtanden ſeit 1774 unter ruſſiſchem Schutz; in ihnen war alſo der Einfluß der Pforte bereits weitgehend ausgeſchaltet.

125) Brognard, W.: a. a. O. S. 31/4, 37/47.

126) dto.; Beaujour, F.: Schilderung. S. 218.

127) Ebda.; Olivier, G.A.: a. a. O. S. 271.

128) Ferrière—Sauveboeuf: a. a. O. S. 211; Sbornik, IV S. 433.

129) Ebda. S. 472.

130) Sr. D. C. A.: Voyage de Levant, Paris 1624, S. 77.

131) Des Abt Boscovich Reiſe von Conſtantinopel, Leipzig 1779, S. 31.

132) Niebuhr, C.: a. a. O. III, S. 168.

133) Nationalbibliothek Sofia II B 720.

žovo erwähnt. Sliven, Nevrokop und Uzundžovo (Ogonziova) werden auch von Beaujour[134]) als „foires“ genannt, außer ihnen noch Zeitun und Olooſſon (Elaſſona). Und Pouqueville[135]), welcher ſich ungefähr um dieſelbe Zeit (1798/01) in Griechenland aufgehalten hat, führt in ſeiner Liſte der „panégyries ou foires“ weiterhin Novipazar, Prilĕp, Struga, Mavronoros, Mavrovo, Pharſala, Moskuruli, Janina, Poponiani, Brachori, Orchomene und Sinigaglia auf, allerdings nicht Uzundžovo. Dieſe immerhin erheblichen Unterſchiede haben wir, da es ſich in beiden Fällen um Augenzeugenberichte handelt, auf eine verſchiedene Einſchätzung der Märkte ſowie auf Unklarheit hinſichtlich der Beurteilungsgrundlage zurückzuführen. Die bedeutendſten ſcheinen Sliven (am Wege Burgas—Philippopel), Uzundžovo (Via Singidunum), Nevrokop (Aegäis—Philippopel und Elaſſona (Saloniki—Theſſalien) geweſen zu ſein.

Dieſe Jahresmärkte haben als Zerteiler der fremden Waren gewirkt. Beaujour[136]) informiert uns z. B. darüber, daß die ruſſiſchen Waren „auf den Meſſen zu Selivrea und Ogonziova“ verkauft wurden, „woher ſie durch ganz Rumelien verſchickt werden“; er charakteriſiert die „foires“ der europäiſchen Türkei als die Kanäle, „durch welche die in Salonichi nicht conſumirten Waaren weiter geſchafft werden. Durch die Meſſe zu Zeiton, die zu Anfang Aprils Statt hat, werden die fränkiſchen Waaren durch Theſſalien verbreitet; durch die Meſſe zu Selimia, die im Junius anfängt, kommen ſie in die an der Donau gelegene ottomanniſche Provinzen, und die Meſſe zu Negrocowp, Olooſſon und Ogonziova, die zu Ende Septembers und im Anfang Octobers fallen, verſorgen Servien, Albanien und ganz Obergriechenland mit dieſem Artikel.“ Nehmen wir die Märkte Pouqueville s hinzu, ſo ergibt ſich eine ziemlich dichte Folge von Jahresmarkttagen[137]), beginnend mit einſetzendem Frühjahr und endend Anfang Winters, welche von den Händlern nacheinander aufgeſucht worden ſind[138]), weshalb die Vermutung nicht abwegig ſein dürfte, daß es im 18. Jh. ſpezielle Meſſekaufleute gegeben haben wird.

Günſtige Vorbedingungen für den Tauſchhandel auf ihnen waren die Unſicherheit und Primitivität des Verkehrs ſowie die Ungunſt der Geldverhältniſſe. An ſich waren die Münzen ſchon unzureichend und ihr Wert ſtark ſchwankend; der türkiſche Despotismus hemmte zudem ihre Zirkulation und machte jedes Vermögen unſicher[139]).

---

[134]) Beaujour, F.: Tableau II, S. 173.
[135]) Pouqueville, F.: a. a. O. I. S. 162, III, S. 153, IV, S. 137, 181, 286.
[136]) Beaujour, F.: Schilderung. S. 180/2.
[137]) Pouqueville, F.: a. a. O. IV, S. 268.
[138]) Ebda. III, S. 13.
[139]) Beaujour, F.: Schilderung. S. 211/5; Lüdeke, Ch. M.: a. a. O. 337/8.

5. Waren. Ueber die zwiſchen Mittel- und Weſteuropa und der Türkei vorzugsweiſe ausgetauſchten Waren liegen uns mehrere gute Zuſammenſtellungen vor[140]), nur erſtrecken ſich dieſe auch auf die aſiatiſchen und afrikaniſchen Gebiete. Beaujour macht uns zwar ſpeziellere Angaben, jedoch ausſchließlich für den ſüd- und ſüdweſtlichen Teil des Balkanraumes, d. h. unter Ausſchluß Serbiens, Bulgariens ſowie der Moldau und Walachei. Wollen wir zu einer für die Zwecke unſerer Studie geeigneten Ueberſicht gelangen, ſo haben wir uns demzufolge der Mühe zu unterziehen, die in Reiſeberichten[141]) verſtreuten Bemerkungen zur Ergänzung heranzuziehen. Dabei gelangen wir zu folgendem Ergebnis.

Ausfuhr aus den Balkangebieten: Baumwolle (nach Deutſchland, Frankreich, Öſterreich, Schweiz), Wolle (Frankreich, Deutſchland, Öſterreich, Italien, Holland), Seide (Deutſchland, Italien), Türkiſchgarn (Deutſchland), Abat (Italien, Frankreich), Teppiche (England, Frankreich), Tabak (Rußland), Getreide (Frankreich, Italien), Opium (Italien, Frankreich), Wein (Rußland), Korinthen (England, Holland, Dänemark, Frankreich, Italien, Rußland), Scharlachbeeren (Italien, Frankreich), Kreuzbeeren (England, Frankreich), Färberröte (Italien, Frankreich), Vieh (Deutſchland), Felle (Frankreich, Deutſchland, Oeſterreich, England), Leder (Deutſchland, Rußland), Wachs (Frankreich, Italien), Milchprodukte (Rußland), Eiſen (Rußland).

Einfuhr nach den Balkanländern: Chalontücher (aus England), Leipziger Tücher (Deutſchland), Londres (Frankreich, England, Holland), Neſſeltücher (England), Leinwand (England, Oeſterreich, Deutſchland, Frankreich, Schweiz), Kattun (Oeſterreich, Frankreich), Muſſelin (Deutſchland, Oeſterreich, Schweiz), Seidenwaren (Italien, Rußland), Damaſt (Italien), Samt (Italien, Frankreich), wollene Mützen (Italien, Frankreich, Deutſchland), Erze (England, Deutſchland, Italien, Frankreich), Stahlwaren (Deutſchland, Oeſterreich), Waffen (Italien), Uhren (England, Schweiz, Frankreich), Kupferwaren (Deutſchland, Oeſterreich), Gold- und Juwelierarbeiten (England, Frankreich, Deutſchland), Emaillierarbeiten (Deutſchland), Gläſer (Böhmen, Deutſchland, Frankreich, Italien), Porzellan (Deutſchland, Oeſterreich), Papier (Italien, Frankreich), Pelze (Rußland, England, Deutſchland), Gewürze (Holland, Frankreich), andere Kolonialwaren (England, Deutſchland).

---

[140]) Vgl. Ferriol: a. a. O. S. 112/3; Stöver, J. H.: a. a. O. S. 260/70; d. Ohſſon, M.: a. a. O. II, S. 163/6; Beaujour, F.: Schilderung. S. 3, 199, 218.

[141]) D' Hauterive, C.: a. a. O. S. 374/5; M. G.: a. a. O. S. 182/4; — Ferrière—Sauveboeuf: a. a. O. S. 211; Olivier, G. A. a. a. O. S. 290; Jireček, K.: Pätuvanija S. 25; Peyſſonel, M.: a. a. O. S. 163, 172; Milev M.: Le commerce en Macédoine. In: Le Macédoine, Sofija I, 1; Sbornik IV. S. 433, XI. S. 189. Die Reihenfolge, in der die Abnehmer- und Lieferländer angegeben werden, bringt kein Urteil über deren Rangfolge bei den einzelnen Waren zum Ausdruck.

Ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit zu erheben, ſoll dieſe Ueberſicht in erſter Linie den Zweck haben, tieferen Einblick in die Konkurrenzverhältniſſe während des 18. Jh.s zu vermitteln.

6. Einzelerſcheinungen. Güte der Fabrikate in Verbindung mit niedrigem Preiſe ſowie Einſtellung der Fabrikation und der Art des Warenanbietens auf den Abnehmer waren neben früher genannten Gründen entſcheidend für den Erfolg im Konkurrenzkampf. Einige Beiſpiele mögen dieſe Behauptung belegen. Daß England ſchon vor 1789 Frankreich zu verdrängen begann, iſt m. E. auf folgende Momente zurückzuführen: die niedrigeren Preiſe aus Frankreich angebotener Artikel kamen oft auf Koſten der Qualität zuſtande[142]), während die engliſchen beſſer waren (Tücher, Blei, Uhren), und in England zeigte man ſich bereiter, ſich dem Geſchmack der Konſumenten, beſonders der mohammedaniſchen, anzupaſſen (Uhren). Die italieniſchen Zufuhren erwieſen ſich als verhältnismäßig widerſtandsfähig, weil es ſich bei ihnen um Fabrikate handelte, welche in durch Erfahrung und Fertigkeit verfeinerten Herſtellungsverfahren von hoher Güte und doch — zufolge billiger Rohſtoffe und Arbeitskraft — niedriger Preisgeſtellung nach dem Geſchmack der Verwender angefertigt wurden (Damaſt, Seidenwaren, glatter Samt, Papier, wollene Mützen), denen gegenüber ſich die gleichen Erzeugniſſe der Fabriken anderer Länder immer wieder unterlegen erwieſen. Das alle anderen Konkurrenten überholende Vordringen der deutſchen Staaten führe ich zurück auf die Einſtellung der ganzen Fabrikationsgeſtaltung und Geſchäftspraxis auf den Abnehmer: wenn die Waren auch vielfach Nachahmungen weſteuropäiſcher darſtellten (Tücher) und qualitativ weniger gut bereitet (Leinwand, Goldarbeiten) und gefärbt waren, ſo hatten ſie doch beſonders zuſagende Farbtöne (Tücher) oder Motive (Emaillegegenſtände) oder Formen (Gläſer), waren preiswert (Goldarbeiten, Leinwand) und wurden in Mengen abgegeben, die dem kleinen Kaufmann bequem waren (Gewebe z. B. ſtück-, nicht ballenweiſe). Und Rußlands Einfuhren ſtiegen relativ raſch an, weil ſie nur wenige Artikel umfaßten, welche einem ſtarken Bedarf begegneten und von anderer Seite ſchwach angeboten wurden (Pelze).

---

[142]) Stöver, J. H.: S. 260, 266, führt den Vorrang des franzöſiſchen Handels um 1776 zurück auf „die Wohlfeile der franzöſiſchen Tücher und ihre äußere Schönheit".

IV. Der Kampf zwiſchen Mittel- und Weſteuropa (19. Jh.)

1. Politiſche Bedingtheiten. Im Laufe des 19. Jh.s vollzog ſich der Zuſammenbruch der türkiſchen Herrſchaft über die Balkanhalbinſel; das zu erreichen, war das Ziel der ruſſiſchen Politik dieſer Zeit. In den Anfang des Zeitabſchnittes reichte der ruſſiſch-engliſch-franzöſiſche Krieg gegen die Pforte hinein (1798/1802). 1807/12, nachdem Rußland und England erneut vereint gegen die Türkei gefochten hatten, war im Frieden von Bukareſt der Pruth als Grenze beſtimmt worden. In Adrianopel, wo der ruſſiſch-türkiſche Feldzug von 1828/9 zum Abſchluß gelangte, erhielt Rußland die Donaumündungen, ferner die Schutzherrſchaft über die Donaufürſtentümer, und gleichzeitig wurden die Privilegien des vergrößerten Serbien beſtätigt und Griechenland anerkannt; ſo haben beide, die 1804/17 und 1821/9 um ihre Befreiung aufſtändig geweſen waren, die Selbſtändigkeit als erbliche, aber dem Sultan untertänige Monarchien zugebilligt erhalten. Der Krimkrieg (1853/6) wurde gleichfalls ſüdlich der Donau ausgetragen; er brachte den Donaufürſtentümern die öſterreichiſche Okkupation, bis der Pariſer Friede ſie dem ruſſiſchen Einfluß entzog und 1861 die Moldau und Walachei durch ihre Union ein im weſentlichen unabhängiger Tributärſtaat wurden. Der letzte ruſſiſch-türkiſche Krieg von 1877/8 endete mit der Befreiung des bulgariſchen Volkes, deſſen eigene Kraft, wie die häufig wiederholten revolutionären Erhebungen gezeigt hatten, nicht zur Abſchüttelung der Fremdherrſchaft hingereicht hatte. Von nun an war das türkiſche Europa auf einen Teil des heutigen Griechenland (mit Saloniki) und auf Albanien eingeengt.

Dieſe militäriſchen Ereigniſſe an ſich, nicht weniger aber die von ihnen ausgelöſten territorialen Beſitzveränderungen haben bedeutſam auf den Außenhandel des Balkans eingewirkt. Aehnlichen Einfluß hatten auch ſelbſt ſolche Ereigniſſe wie die Kontinentalſperre und die Revolutionswirren, die ſich nicht unmittelbar auf den Raum der Halbinſel erſtreckten. Weiterhin machten ſich noch als Störungserſcheinungen mehr politiſcher Natur bemerkbar: Bedrückungen, Binnenzölle, Weggebühren[143]) und jene Quarantänen, durch welche die Walachei und Serbien nach ihrer Befreiung von den noch türkiſchen Gebieten und auch unter ſich abgeſperrt waren; über dieſe Praxis beſitzen wir von Müller[144]) eine eindrucksvolle Schilderung.

Anderſeits fielen den Handel bedrückende Hemmniſſe auf dem Wege zwiſchenſtaatlicher Uebereinkommen. 1815 geſtand die Pforte offiziell zu, dem Donauhandel künftig keine Schwierigkeiten mehr bereiten zu wollen,

---

[143]) v. Reden, F.: a. a. O. S. 162/3, 168; Jz archiva na Naiden Gerov II, Sofija, 1914, S. 63, Nr. 1740.

[144]) Müller, A.: Die untere Donau, Regensburg 1841, S. 156, 213, 241.

1829 im Adrianopeler Frieden wurde das Vorkaufsrecht der Türkei endgültig abgeschafft und Rußland freie Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen eingeräumt. Jedoch war ein neuer Friede, und zwar der Pariſer (1856), erforderlich, damit die Einfahrt in das Schwarze Meer endgültig unbehindert blieb. Und Handelsverträge legten den letzten Reſt der „chineſiſchen Mauer" nieder. England war der erſte weſtliche Staat, mit dem die Türkei (16. 8. 1838) einen modernen Handels- und Schiffahrtsvertrag abſchloß, der die Grundlage für die folgenden Vereinbarungen wurde: 1838 mit Frankreich, 1839 mit den Hanſeſtädten und Belgien, 1840 mit dem Deutſchen Zollverein, Oeſterreich und Rußland.

2. Träger des Handels. Der Kreis der am Balkan handelspolitiſch intereſſierten Staaten war derſelbe wie im 18. Jh. geblieben; Menadier[145]) und Huetz[146]) nennen übereinſtimmend Deutſchland-Oeſterreich, England, Frankreich, Rußland, Italien, Holland als die wichtigſten. Am ſchärfſten jedoch rivaliſierten England und Oeſterreich miteinander; deren Konkurrenzkampf iſt das Kennzeichen des 19. Jh.s

Die Rangfolge der Mächte hat ſich im Laufe des Zeitabſchnittes ganz weſentlich verſchoben. Vom Abſchluß der Revolutionskriege (1801/2) an war Frankreich, wenn auch ſeine Kaiſerzeit (1804/14) ganz mit Waffengängen ausgefüllt geweſen iſt, die zerriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen beſtrebt; allein es hatte in politiſcher Hinſicht bei der Pforte ſtark an Vertrauen eingebüßt und war durch ſeine Zollpolitik etwas ins Hintertreffen geraten. Obwohl auch Oeſterreich durch die napoleoniſchen Kriege gehemmt war, ſind ſeine Handelsbeziehungen mit dem Balkan doch vorläufig die verbreitetſten geblieben; denn Menadier (1830) regiſtriert die deutſchen Staaten noch als führend, ebenſo wie zwei Jahre früher Huetz. Hinter Deutſchland-Oeſterreich ſetzt Menadier die mitkonkurrierenden Länder in folgender Reihenfolge an: Frankreich, Rußland, Italien, England und Holland, während Huetz England die zweite Stelle einräumt, vor Frankreich, Italien und Rußland. Beide Autoren belegen uns demnach, daß die deutſchen Staaten bis 1830 dominierten.

Von dann an trat ein grundlegender Wandel ein. England verſtand es geſchickt und zielbewußt, ſeine guten politiſchen Beziehungen zur Pforte zu nutzen. Als erſter Staat verſchaffte es ſich neuzeitliche handelspolitiſche Vorteile und wußte ſich auch die Vorzüge des ruſſiſch-türkiſchen Vertrages von 1840 (allgemeiner Zoll auf aus der Türkei ausgeführte Waren 9%, für Rußland ſpeziell nur 3%) zu ſichern, indem es fortan ſolche Geſchäfte in Arbeits- und Betriebsgemeinſchaft mit einem ruſſiſchen Teilhaber tätigte.

---

145) Menadier, F.: Merkwürdigkeiten aus der Europäiſchen Türkei I, Quedlinburg 1830, S. 56/7.

146) Huetz, J.: Beſchreibung der Europäiſchen Türkei, München 1828, S. 168/70.

Seine Handelswege nach dem Balkan blieben offen, während die der Konkurrenten durch Kriege und Revolutionswehen oft gesperrt wurden. Das Indienststellen der Dampfschiffe stärkte seine Position weiterhin. Um die Zeit des Krimkrieges hatte es die Vorherrschaft im Balkanhandel erneut gewonnen. Folgende Ziffernreihen belegen diese Tatsache am eindrucksvollsten. 1853[147]) hatte die Türkei folgende Austauschbeziehungen: England übernahm für 58 Mill. Frcs. und lieferte für 30 Mill. Frcs, Oesterreich-Ungarn für 41 Mill. Frcs und 56 Mill. Frcs, Frankreich für 32,8 Mill. Frcs und 55 Mill. Frcs, Rußland für 27 Mill. Frcs und 18 Mill. Frcs, Italien sowie Holland und die Schweiz insgesamt für 16.7 Mill. Frcs und 9.5 Mill. Frcs und schließlich Belgien für 7.5 Mill. Frcs und 1.5 Mill. Frcs. Noch klarer geht Englands, bezw. ganz Westeuropas Uebergewicht über Mittel- und auch Osteuropa aus folgender Berechnung[148]) hervor, welche sich auf das Jahr 1861 bezieht: mit Frankreich—England betrug der Handel der Türkei 40% des türkischen Gesamtaußenhandels, mit Oesterreich 15%, mit Deutschland 10%, mit Rußland 5% und mit Belgien 2%. Und 1869 erreichte der britische Import einen Wert von mehr als 8 Mill. Pfund (1827 nur 521000 Pfund und 1830 nicht mehr als 540000 Pfund) = 70% der Gesamteinfuhr in das türkische Reich[149]). Als die Pforte zu einer neuen Verkehrspolitik überging, indem sie 1869 den Wiener Baron Hirsch mit der Ausführung der balkanischen Bahnlinien (Konstantinopel — Adrianopel — Sofia, Saloniki — Priština, Türnovo—Seimen—Jambol, Adrianopel—Dedeagač) beauftragte, verstanden die westeuropäischen Diplomaten, obwohl österreichische Ingenieure das entstehende Schienennetz trassierten und obgleich der Wiener und Berliner Finanz die Einsammlung des Kapitals für dieses Unternehmen sowie die Sorge um die sog. Türkenlose überlassen blieb, es zu erreichen, daß der Bau von Konstantinopel, Enos und Saloniki aus statt vom Westen her begonnen wurde (1870). Die benötigten Materialien kamen zur See aus England, Belgien und teilweise auch aus Westdeutschland; Oesterreich lieferte keine einzige Schiene, von den 86 Lokomotiven nur 10 und ein Drittel der gesamten Wagen[150]) So erfolgte eine weitere Schädigung der Interessen Mitteleuropas, von derart weittragender Bedeutung, daß Kanitz[151]) auf Grund eigener Beobachtungen den Vorrang der westeuropäischen Importe gegenüber den mitteleuropäischen feststellen mußte.

---

147) Ubicini, M.A.: a. a. O. I, S. 401.

148) Collas, M.: a. a. O. S. 124.

149) Enčev, G.: Die Industrie Bulgariens, Zürich 1915, S. 23, 25.

150) v. Schweiger—Lerchenfeld, A.: Unter dem Halbmonde, Jena 1876, S. 42.

151) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien und der Balkan II, Leipzig 1882, S. 215.

Viel trug zu dieſer Entwicklung mit bei, daß die Laſt des Konkurrenzkampfes auf Oeſterreich ganz allein ruhte. Das Intereſſe des Deutſchen Reiches und in erſter Linie gerade das Bismarcks an den Orient- und Balkanfragen war vorerſt ſehr ſchwach, vornehmlich nur ein politiſches: daß durch die Kriſen in dieſem Raume nicht der geſamteuropäiſche Friede gefährdet werde![152]). In einer beſonderen Arbeit über die Geſchichte der deutſch-bulgariſchen Wirtſchaftsbeziehungen[153]) habe ich nachgewieſen, daß, ſolange der geiſtig-kulturelle Einfluß aus der Donaumonarchie nach Weſtbulgarien hineingeſtrömt iſt, die deutſche Ausfuhr ſowohl wie die Einfuhr vorwiegend von Wiener und Peſter Häuſern vermittelt oder von engliſchen Schiffen befördert worden iſt. Erſt nach den Krimkriegen wurde bei deutſchen Wirtſchaftskreiſen ein gewiſſes, ernſthafteres Beſtreben bemerkbar, nunmehr allmählich eigene Verbindungen anzuknüpfen; allein bis zum Ende der Türkenzeit war noch kein ſtarker Wandel eingetreten. Ubicini[154]) ſchätzt (1853) die über Oeſterreich gegangenen mittel- (ſächſiſche, preußiſche) und weſteuropäiſchen (ſchweizeriſche, belgiſche) Waren auf 97 Mill. Frcs und Kanitz[155]) berechnete (1864) die durch dieſes Land nach der Türkei gelaufenen Güter auf 30.5% des geſamten öſterreichiſchen Tranſites.

In Anbetracht des harten Konkurrenzkampfes könnte es verwundern, daß verhältnismäßig recht wenig Ausländer im Balkanraume anweſend waren. Nur vereinzelt wurden ſie von Reiſenden auf Jahresmärkten angetroffen: Urquhart[156]) (1833/5) und Lejean[157]) ſahen je einen Deutſchen und einen Italiener in Albanien und Monaſtir; in Uzundžovo zählte Kanitz[158]) (1868) einige Italiener, Deutſche und Schweizer, Blanqui[159]) (1841) einige Oeſterreicher, und ein bulgariſcher Brief vom 19. 9. 1857[160]) erwähnt dort zwei Ruſſen. Wir finden die Erklärung darin, daß die Fremden ſich der Kommiſſionäre oder, wie die Engländer in den Donaufürſtentümern, eigener Agenten zur Weiterleitung der Waren bedient haben. Kanitz[161]) führt das auf den ſchlechten Zuſtand der Straßen

---

[152]) Melan, A.: Bŭlgarija i berlinskija kongres. In: Světoglas II, 1, Sofija 1937, S. 2.

[153]) Derſ.: Hiſtoriſcher Ueberblick über die deutſch-bulgariſchen Wirtſchaftsbeziehungen. S. 50. — Ein zweiter Einfluß erreichte Oſtbulgarien von Rußland her über die Moldau und Walachei.

[154]) Ubicini, M. A.: a. a. O. I, S. 406.

[155]) Kanitz, F.: Reiſe in Süd-Serbien und Nord-Bulgarien, Wien 1868, S. 2.

[156]) Urquhart, D.: La Turquie II, Brüſſel 1837, S. 299.

[157]) Lejean, G.: Streifzüge in Südoſteuropa, Braunſchweig 1874, S. 262.

[158]) Kanitz, F.: Serbien, Leipzig 1868, S. 280.

[159]) Blanqui, M.: a. a. O. S. 253.

[160]) Brief Gerovs an Stupin. In: Iz archiva na Naiden Gerov II, S. 311. Nr. 2132.

[161]) Kanitz, F.: Serbien, S. 576.

und die Unſicherheit im Lande infolge von Raubüberfällen und bewaffneten Aufſtänden der unterdrückten Völker zurück, welche noch 1861 ſo groß war, daß Reiſende ſelbſt auf der belebten Strecke von Konſtantinopel nach Philippopel bewaffnete Begleitung mitzunehmen für geboten erachteten[162]). Ohne Frage lag in dieſen Verhältniſſen ein gewichtiges Hemmnis für den Beſuch des Binnenlandes durch Fremde, jedoch meine ich, daß außerdem einerſeits die immer wiederkehrende Peſt (z. B. 1811, 1829/30, 1836/7, 1840) abſchreckte und daß anderſeits die fortſchrittliche, auf größere Spezialiſierung im Handelsgewerbe abzielende Entwicklung ſich ſeit dem 18. Jh. deshalb konſtant fortgeſetzt hatte, weil man jetzt noch mehr als früher auf die landes- und menſchenkundigen eingeſeſſenen Kaufleute angewieſen zu ſein meinte.

Vor allem Griechen, Armenier und Juden boten die europäiſchen Waren feil. Seit langem ſaßen ja ſchon Griechen überall in den großen Marktorten der Halbinſel und im ferneren Europa als Träger des Binnenhandels ſowie als Im- und Exporteure, welche ſelbſt nach Unterbrechung die eingelebten Verbindungen ſchnell wieder aufzunehmen in der Lage waren. Sie wie auch die Armenier hatten die Großhandelsſtände auf den balkaniſchen Jahresmärkten inne[163]). Angehörige beider Nationen und Volksgruppen beſuchten z. B. von Adrianopel aus die Meſſe von Leipzig[164]) und ſogar die großen weltbekannten Märkte von Aſtrachan und Niſni—Novgorod[165]). Juden aus Sofia handelten bis nach Sardinien und den Azoreninſeln[166]). Ueber die Israeliten in den Donaufürſtentümern wurde geklagt[167]), ſie hätten ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ſobald ſie ſich für inſolvent erklärten, nur mit ihren rumäniſchen Gläubigern ein Vergleichsabkommen zu treffen, ihre Schulden im Auslande dagegen überhaupt nicht zu begleichen.

Im 19. Jh. ruhte, je unſicherer die Verhältniſſe in den anderen Gebieten der Halbinſel wurden, deſto ſtärker auf den Schultern des bulgariſchen Volkes als der Hauptproduzenten die Verſorgung der geſamten Bevölkerung des weitgeſtreckten türkiſchen Reiches mit der Lebensnotdurft und gleichzeitig die Lieferung der Rohprodukte und Fertigwaren für den Bedarf der ſtändig anwachſenden Staatswirtſchaft. Weil allem Schaffen, jeder ernſten und zielbewußten Tätigkeit des Menſchen der Expanſionsdrang

---

[162]) Brief Moravenovs an Gerov vom 4. 8. 1861. In: Iz archiva na Naiden Gerov II, S. 60, Nr. 1734.

[163]) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien III, S. 291.

[164]) Keppel, G.: Narrative of a journey across the Balcans I, London 1831. S. 257.

[165]) Relation d'un voyage en Romélie, Paris 1834, S. 36, 95.

[166]) Sbornik IV, S. 451.

[167]) Neigebaur, J. F.: Beſchreibung der Moldau und Walachei, Breslau 1854, S. 231, 252/4.

innezuwohnen pflegt, deshalb kann es nicht verwundern, daß die bulgariſchen Handwerker und Händler danach geſtrebt haben, die Grenzen des Staates zu überwinden, zumal der Druck des Fremdjoches den Wunſch nach Ausſprache, Anregung-, Rat- und Hilfeſuchen bei freien Völkern übermächtig werden laſſen mußte. Kaufleute waren es in erſter Linie, die mit Ausländern, vor allem mit Ruſſen, in Fühlung traten, was verſtändlicherweiſe den Argwohn der türkiſchen Behörden geweckt hat[168]). Es entſtanden bulgariſche Großhandelsfirmen, deren Hauptſitz z. B. Karlovo war, von wo aus ſie ſtändige Verbindungen mit Emigranten im heutigen Rumänien unterhielten[169]). Chadži Vŭlčev in Eski Džumaja hatte Zweigniederlaſſungen ſeiner Firma nicht nur in Konſtantinopel, ſondern auch in Mancheſter, welche von ſeinen Söhnen betreut wurden[170]). Und aus Ochrid[171]), Monaſtir[172]) und Kalofer[173]) zogen Händler regelmäßig zum Einkauf auf die Leipziger Meſſe, nach Wien und Odeſſa. Dieſe wenigen Beiſpiele reichen zum Beweiſe aus, daß, was ſich im 18. Jh. allmählich angebahnt hatte, jetzt voll zum Durchbruch gekommen war.

3. Wege des Handels. Die Verſchärfung der Konkurrenz brachte eine Belebung der Handelswege, die zur Halbinſel führten, mit ſich. Im weſentlichen waren es dieſelben wie vordem geblieben, nur mit dem Unterſchiede, daß die Donau, ſeit ihre Mündungen ſchiffbar gemacht waren, auch von Oſten her im See-Fluß-Verkehr befahrbar geworden war. Deshalb erſcheint es als zweckmäßig, ſie zuſammen mit der Via Singidunum, bei der bereits im 19. Jh. ähnliche Verhältniſſe beobachtet wurden, als Weſtoſtwege neben dem reinen Oſtweg des Pontus, dem Nordwege und den Südwegen zuſammenzufaſſen.

Weil Kriegshandlungen während des 19. Jh.s nur den Norden der Halbinſel erſchütterten, ohne den Süden zu berühren, weil ſelbſt der Freiheitskampf der Griechen nicht mehr als eine kurze Störung bedeutete, war der Weg durch das Mittelländiſche und Aegäiſche Meer nicht behindert. Die Kontinentalſperre hat ſich günſtig auf ihn ausgewirkt, weiterhin wirkte belebend die Umſtellung auf Dampfſchiffsverkehr. Die

---

168) Brief Zlatarevs an Ignatievič vom 6. 9. 1865. In: Iz archiva na Naiden Gerov I, S. 633 Nr. 1057.

169) Koppija na razni pisma 1843, S. 7/8, 57, 70/1, 119/20, im Beſitz Ch. Sŭrmadžiev, Sofia; dasſelbe wird z. B. von Gabrovo berichtet, wo Handelshäuſer ſtändige Kontore in Wien, Budapeſt, Moskau, London, Marſeille hatten (Končev, P.: Iz stopanskoto minalo na Gabrovo, Sofija 1929, S. 392/3).

170) Perſönliche Erkundung in Tŭrgovište (heutiger Name von Eski Džumaja).

171) Točkov, D.: Studien über Rauchwarenhandel und Kürſchnerei, Heidelberg 1900, S. 56/8.

172) v. Kloeden, G. A.: Handbuch der Erdkunde II, Berlin 1861, S. 1184.

173) Načov, N.: Kalofer v minaloto, Sofija 1927, S. 33/5.

dadurch herbeigeführte ganz wesentliche Verbesserung der Versandbedingungen stärkte Westeuropas Konkurrenzfähigkeit überall auf den balkanischen Märkten, bis nach Rumänien hinein[174]). Von der Küste aus führten Handelskanäle nach Thessalien (Saloniki—Larissa—Zeitun—Korinth), Makedonien (Drama—Saloniki—Vodena—Prilĕp—Skoplje—Niš—Wien) und Thrakien (Seres—Nevrokop—Philippopel) hinein und auch bis an die Donau herauf (Saloniki—Dupnica—Sofia—Berkovica—Widin—Oršova—Wien). Weniger stark war der Adriaweg als Verbindungskanal in Anspruch genommen. Dessen Ausgangspunkte waren vor allem Triest und Venedig; von den gegenüberliegenden balkanischen Häfen gingen nordwärts Handelskanäle nach Makedonien und Saloniki (alte Via Egnatia), westwärts nach Hochbulgarien (Durazzo—Skoplje—Dupnica—Sofia) und südwärts nach Epirus (Skutari—Alessio—Janina) und Thessalien (Skutari—Janina—Tirhala—Larissa). In erster Linie lief über das Adriatische und Aegäische Meer der italienische und französische Versand[175]); aber wir hören mehrfach[176]), daß dieser Route auch ein Teil des österreichischen und deutschen Handels gefolgt ist. Die Gründe, warum die Transporte über die Adria nicht stärker gewesen sind, sehe ich in den Hemmnissen, die ihm in Albanien entgegenstanden. Das bosnisch-albanische Wegenetz befand sich in einem kaum befahrbaren Zustande[177]), die Paschas nutzten die Binnenzölle, welche ihr Monopol bildeten, weidlich aus[178]) und bedrückten Bevölkerung und Kaufleute stark. Diese Gründe waren es auch, welche die Karawanen veranlaßten, die Via Singidunum oder jene andere Straße Wien—Widin—Berkovica bis Sofia zu benutzen, um dort auf dem über Bansko führenden Querweg Saloniki zu erreichen.[179]). Ihre Bedeutung als Landverbindung bis nach Mitteleuropa hatte die nordwärts verlängerte Via Egnatia jedoch nicht verloren, zumal seit 1814 Dalmatien österreichisch war. Wir erfahren (1828)[180]), daß Karawanen auf ihr nach

---

174) Das beweist ein von mir gefundener Brief aus Bukarest nach Karlovo vom 13. 12. 1854: „Baumwolle zu $8^3/_4$ und sogar zu 8 Groschen kaufen Sie nicht, weil das der hiesigen Marktlage nicht entspricht, weil man sie von Triest aus mit dem Dampfer zu billigerem Preise hierher bringt" (Nationalbibliothek Sofia II B 9102).

175) v. Reden, F.: a. a. O. S. 204, 168.

176) Déscription géographique et historique de la Turquie d'Europe, Paris 1828, S. 137; v. Stein, Ch. G.: Handbuch der Geographie und Statistik III, Leipzig 1826, S. 206; v. Hahn, J.: Reise von Belgrad nach Salonik, Wien 1861, S. 12.

177) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien, S. 294.

178) Müller, J.: Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, Prag 1844, S. 31.

179) Holland, H.: Travels in the ionian isles new II, London 1819, S. 60.

180) Déscription géographique S. 132.

Wien zogen und Händler aus den an ihr gelegenen Städten Leipzig besuchten (nach 1850)[181]).

Auf der Donau ist der Verkehr infolge des Fortfalles der früheren Hemmnisse zwar angewachsen[182]), aber noch 1816 sagte Stürmer[183]): „Selten sieht man hier ein Schiff steuern", und 1829/30 nannte Keppel[184]) den Transport auf dem Strome lediglich „bequem". Besonders sobald die Donaumündungen schiffbar waren (1829), sobald sich die Dampfschiffahrt bis nach Konstantinopel hin erstreckte (1836), und durch den Abschluß der Handelsverträge wurde der Strom wichtiger für den Verkehr mit den deutschen Staaten. Stark hinderten aber immerhin die hohen Tarife sowie der zurückgebliebene, veraltete Zustand des Schiffahrtsweges. Die ungarische Revolution brachte nur eine kurzwährende Störung, langdauernder und weit ernster war der Wettbewerb der Seeschiffahrt, dem erst von 1864, d. h. von der Eröffnung der Bahnlinie Rustschuk—Warna an, welche für Mitteleuropa eine Zeitersparnis von 68 Std. gegenüber der Route Marseille—Triest bedeutete — allerdings mehr theoretisch als tatsächlich — wieder einigermaßen begegnet werden konnte. Ueber die Donau wurden Thrakien[185]), Donaubulgarien[186]) und die Walachei[187]) mit österreichischen und deutschen Waren beliefert, während die Moldau[188]) mehr vom Pontus her unter westeuropäischem, vor allem englischem Einfluß stand. Es ist demnach nicht erfindlich, wie Quitzmann[189]) behaupten kann, England habe sich 1850 des ganzen walachischen Marktes bemächtigt gehabt. Vielmehr hat Boué[190]) mit seiner Feststellung recht: der Strom sei „vorwiegend in den Händen Auswärtiger, der deutschen und österreichischen Unterthanen im oberen Theile, der Walachen, Oesterreicher, Griechen und Engländer im unteren". Von der Donau gingen wichtige Handelskanäle aus, welche in Niš (Widin—Niš) oder Sofia[191]) (Widin-Sofia) oder über Šumen (Rustschuk—Sumen—Aitos, Galaţ — Dobrič — Warna — Šumen — Sliven — Adrianopel) oder Tür-

---

181) v. Hahn, I. a. a. O. S. 105.

182) Von einer Belebung wird 1813 gesprochen (Allgemeine Handels-Zeitung, Nürnberg 1813, Nr. 152 v. 3. 8. 1813, S. 628).

183) v. Stürmer, L.: Skizzen einer Reise nach Konstantinopel, Pesth 1817, S. 107.

184) Keppel, G.: a. a. O. S. 260.

185) Popov, D.: Lom, Lom 1927, S. 158 (bulg.).

186) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien II, S. 24, III, S. 291.

187) Quitzmann, E. A.: Reisebriefe, Stuttgart 1850, S. 297.

188) Ungewitter, F.: a. a. O. S. 92; Müller, A.: a. a. O. S. 262.

189) Quitzmann, E. A. a. a. O. S. 297/8.

190) Boué, A.: a. a. O. S. 88.

191) Popov, D.: a. a. O. S. 158.

novo[192]) (Widin — Plěven — Šipka, Wien — Bukareſt — Ruſtſchuk — Sipka) den Anſchluß an die Via Singidunum herſtellten. In dieſen Handelsweg haben Mittel- und Weſteuropa ſich ebenfalls geteilt. Aus Anlaß von Aufſtänden und Revolutionen, aber nicht mehr von Kriegen, hat der Handel auf der alten Kreuzfahrerſtraße im 19. Jh. mehrfach ſtagnieren müſſen, und die Quarantäne hat den Tranſit durch Serbien ſtark behindert. Trotz alledem war dieſer Weg jedoch mit Kanitz[193]) „die wichtigſte Pulsader für den inneren Verkehr der türkiſchen Provinzen" geblieben, auf der Jireček[194]) Karawanen von Belgrad nach Uzundžovo ziehen ſah. Ungefähr bei Philippopel lag die Grenze des wirtſchaftlichen Vorſtoßes von Weſten her[195]), während Adrianopel[196]) ſchon abhängiger von Konſtantinopel und Enos und damit von England und Frankreich war. Daher rührte auch Weſteuropas beſonderes Intereſſe für den Bau der Bahnen von Oſten her, wodurch es ihnen gelang, als 1873 die Rumpfſtrecken Saloniki—Skoplje und Konſtantinopel—Bělovo fertiggeſtellt waren, ihren Einflußbereich von Oſten und auch von Süden her weiter nach Weſten vorzuſchieben[197]): „Der Import aus Deutſchland—Oeſterreich nach der Türkei hält noch immer dem engliſch-belgiſch-franzöſiſch-ſchweizeriſchen die Wage, öſtlich von Sofia, über Philippopel, Adrianopel, Skopia hinaus aber nicht mehr". Es hatte nunmehr die Möglichkeit, nach Benutzung des billigen Seeweges in den Hafenorten die Sendungen den Zügen zum ſchnellen Weiterverſand ins Innere anzuvertrauen; auch in der Winterszeit, zu welcher den deutſchen Staaten ihre Verbindungswege nur in beſchränktem Maße zur Verfügung ſtanden.

Außerdem bediente ſich Weſteuropa noch des Oſtweges über das Schwarze Meer. In den Küſtenſtädten ſowie in Orten Oſtbulgariens ſah z. B. Kanitz[198]) in den Bezisteni engliſche und franzöſiſche Manufakturen, welche von den Karawanen nach Thrakien (Burgas—Sliven—Pilippopel), Donaubulgarien und den Donaufürſtentümern (Warna—Sumen—Ruſtſchuk) gebracht wurden.[199]). Jedoch ſind die Nachrichten über den Austauſch auf dieſem Handelswege derart ſpärlich, daß man daraus zu ſchließen hat: der Pontus hatte auch im 19. Jh. ſeine frühere Bedeutung nicht im entfernteſten wiedergewonnen.

[192]) Končev, P.: a. a. O. S. 177.
[193]) Kanitz, F.: Serbien, S. 290.
[194]) Jireček, V.: Pătuvanija S. 118.
[195]) Ungewitter, F.: a. a. O. 71.
[196]) Keppel, G.: a. a. O. S. 254.
[197]) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien, S. 215.
[198]) Ebda. S. 203, III, S. 291/2.
[199]) Hommaire de Hell, X.: Voyage en Turquie I, Paris 1854, S. 156; Končev, P.: a. a. O. S. 393; Griſebach, A.: Reiſe durch Rumelien und nach Bruſſa I, Göttingen 1841, S. 25.

Wichtiger war der nördliche Verbindungskanal geblieben. Allerdings war er von allen Handelswegen gerade derjenige, den Kriege recht oft gestört haben; in den Feldzügen dieses Zeitabschnittes waren ausnahmslos der Boden der Donaufürstentümer und Bulgariens die Kampfgebiete: 1807/12, 1828/9, 1853/6, 1877/8. Durch die Walachei oder Moldau (von Lipsani, Ulm oder Benda über Jassy nach Bukarest oder von Faltşi über Galaţ) zogen die Karawanen mit russischen Waren über Šumen nach Karnobat oder über Rustschuk und dann über relativ niedrige Balkanpässe, durch Türnovo, nach Thrakien hinein[200]), bis nach Konstantinopel. Auf diesen Handelskanälen liefen die Sendungen der Gebr. Pulevi in Karlovo und der Gebr. Georgievi in Galaţ und Bukarest, in manchen Jahren mehr als 300 Wagenladungen[201]). Es ist zu vermuten, daß der Handel dieser bulgarischen Großhandelsfirma überwiegend ein bulgarisch-russisches Vermittlungsgeschäft darstellte; denn in einem der von mir gefundenen Briefe vom 30. 8. 1856 heißt es wörtlich[202]): „Was Sie auf den Rand Ihres Briefes über Anis geschrieben haben, davon nahm ich Notiz; aber heute kann ich Ihnen noch keine Aufträge geben, weil ich aus Rußland Nachrichten über diese Ware erwarte. Für den Fall, daß man sie dort nicht kaufen kann, werde ich Ihnen direkt nach Uzundžovo schreiben, damit Sie mir dort kaufen". Ungeachtet des russischen Transites und der englischen Expansion ist in den Donaufürstentümern der Einfluß der deutschen Staaten vorherrschend geblieben. Der Route Kronstadt—Bukarest wurde durch den serbischen Aufstand, die ungarische Revolution und durch die Eingliederung Siebenbürgens in die Doppelmonarchie (1868) neuer Verkehr zugeführt; über sie wurden die großen Jahresmärkte dieses Jahrhunderts mit mitteleuropäischen Industriewaren zu einem nicht geringen Teile versorgt[203]). Aber die unsaubere Geschäftspraxis der Juden schädigte empfindlich. Seit Beginn der Dampfschiffahrt hat sich die Walachei allerdings doch mehr dem Donauwege zugewandt[204]). Im Gegensatz zu ihr frequentierten die Moldauer die Route Czernowitz—Lemberg auf dem Wege nach Mitteleuropa und besuchten regelmäßig jedes Jahr die Messen zu Breslau und Leipzig, weswegen sie die „Leipziger" genannt wurden.

4. Märkte. Der Haupthafen für Westeuropas übers Mittelmeer laufende Transporte war auch zu dieser Zeit Saloniki, die wichtigste Handelsstadt des ganzen türkischen Reiches nach Konstantinopel[205]). An der

[200]) Končev, V.: a. a. O. S 177.

[201]) Brief E. Georgievs an Gerov vom 15. 9. 1853. In: Jz archiva na Naiden Gerov I, S. 88, Nr. 154.

[202]) Nationalbibliothek Sofia II B 9110.

[203]) Quitzmann, E. A.: a. a. O. S. 297.

[204]) Neigebaur, J. F.: a. a. O. S. 231, 252/4; Déscription géographique, S. 23.

[205]) Griechenland und die Griechen, Leipzig 1821, S. 130.

Adria waren Skutari und Durazzo die Hauptumſchlagsplätze für die nördlichen Bezirke (z. B. Skoplje Prilĕp, Monastir) und Korfu für Epirus und Theſſalien (z. B. Janina, Voſchopolis, Tirkhala, Volo, Lariſſa). In Niš oder Belgrad teilte ſich der von Mitteleuropa über die Via Egnatia laufende Verkehr[206]) nach Saloniki oder Sofia. Belgrad wurde ein „entrepôt principal entre l'Allemagne et la Hongrie d'un côté, Constantinople et Saloniqui de l'autre“[207]) genannt. Andere wichtige Handelsplätze an der Via Singidunum waren Sofia[208]), Philippopel, der „Centralpunkt des öſterreichiſchen Handels mit Rumelien“[209]), Adrianopel, „ein herrlicher Handelsplatz“[210]), und ſelbſtverſtändlich Konſtantinopel. Letztere Stadt war der Umſchlagsplatz auch für den weſteuropäiſchen Pontusverkehr, der über Warna[211]) oder über das ſeit 1842[212]) ſtark aufſtrebende Burgas, auf Karawanen umgeladen, den Binnenumſchlagsplätzen Sumen und Sliven zum Weiterverſand zugeleitet wurde oder von Galaţ und Braila aus die Donaufürſtentümer erreichte. Galaţ war einer der bedeutendſten Handelsorte der europäiſchen Türkei, geringer an Bedeutung, aber für aufſtrebend galt Braila[215]. Lom[216]), Svištov[217]) und Rustſchuk[218]) waren für Mitteleuropa wichtige Donauhäfen und Umſchlagsplätze. Und Türnovo ſpielte für den Nordweg die Rolle eines Binnenumſchlagsplatzes.

Es iſt eine eigentümliche, vom vorigen Jahrhundert abweichende Erſcheinung, daß im 19. Jh. wohl relativ viele Handelsſtädte gleichzeitig Veranſtaltungsorte von Jahresmärkten geweſen ſind, die größten Balkanmeſſen dieſes Zeitabſchnittes aber in ausgeſprochenen Kleinſtädten und ſogar Dörfern abgehalten wurden[219]), welche ſtandortlich an das Vorhandenſein von Ebenen (für den Viehantrieb) gebunden waren und an den großen Handelsſtraßen oder im Schnittpunkt mehrerer lagen. An Zahl haben ſie erheblich zugenommen und können als die dieſem Zeitabſchnitt eigentümliche Marktinſtitution eingeſchätzt werden.

---

206) v. Hahn, J.: a. a. O. S. 12, 105; Déscription géographique, S. 132.
207) Ebda. S. 16/7.
208) v. Gruber, C. A.: Das osmaniſche Reich, Wien 1811, S. 174.
209) Ungewitter, F.: a. a. O. S. 71.
210) Chalfa, Chadži: Rumeli und Bosna, Wien 1812, S. 1.
211) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien. S. 203.
212) Hommaire de Hell, X.: a. a. O. S. 156.
213) Müller, A.: a. a. O. S. 246, 262.
214) Menadier, F.: a. a. O. S. 58.
215) Müller, A.: a. a. O. S. 246; Griſebach, A.: a. a. O. I, S. 25.
216) Popov, D.: a. a. O. S. 158.
217) Končev, P.: a. a. O. S. 112, 388/436.
218) v. Stürmer, L.: a. a. O. S. 113.
219) Mehlan, A.: Die großen balkaniſchen Jahrmärkte und Meſſen in der Geſchichte (im Druck).

Die Jahresmärkte des 18. Jh.s ſind erhalten geblieben. Zu ihnen hatten ſich als neue geſellt[220]): Folticzeny (am Wege Suczawa—Roman), Pirot und Maraſia, der Markt von Tatar—Pazardžik (Via Singidunum), Karaſu und Eski Džumaja (Rustſchuk—Šumen), Skoplje (Niš—Saloniki), Monaſtir (Durazzo—Saloniki), Seres und Gjumuldžina (Seres—Konſtantinopel), Kumi (Korfu—Janina). Das waren die bedeutenderen; außerdem nennt als kleinere eine geographiſche Beſchreibung aus dem Jahre 1828[221]) noch Aitos, Bârlad, Botoşani, Boulovan, Elbaſan, Piatra und Ploieşt, und der Almanach von 1850[222]) enthält weiterhin die Orte Ochrid, Tŭrnovo, Balaqli, Kavarna, Quarin Abad, Warna, Gul Panair, Quara Dagh, Ilidja, Cimpoulon, Svištov, Iſtemenak, Doiran, Priština und Eſki Zagra (Stara Zagora). Jeder größere Ort auf der Halbinſel veranſtaltete ſeinen eigenen.

Weil das Netz der Jahresmärkte ſo dicht geworden war, konnte der einzelne Händler jetzt nur noch die zeitlich nicht zuſammenfallenden eines beſtimmten geographiſchen Bezirkes aufſuchen. Ich neige zu folgender Auffaſſung: zu den großen internationalen Meſſen (z. B. Sliven, Uzundžovo, Eski Džumaja, Prilĕp) werden Beſucher von ſehr weit her zuſammengeſtrömt ſein[223]), vielleicht, wie Heuſchling[224]) meint, aus 400 bis 500 km in der Runde; ſonſt hätte man auf ihnen kaum bis 100 000 Beſucher[225]) zählen können. Auf die nationalen Meſſen (z. B. Folticzeny, Maraſia oder Tatar Pazardžik, Seres, Zeitun, Janina, Monaſtir, Pirot) dürften die Kaufleute gezogen ſein, um ſich „für die Hauptmeſſe einige Geldmittel zu beſchaffen"[226]). Ein Vergleich der Veranſtaltungstermine läßt die größeren unter ihnen leicht als Vor- oder Nachmeſſen der internationalen erkennen[227]). Im Gegenſatz dazu haben die kleineren Jahresmärkte (Cimpoulon, Karnobat, Aitos, Warna, Kumi, Pharſala, Ochrid, Elbaſan, Priština) ausſchließlich die Funktion von lokalen Zerteilern gehabt, ohne daß damit geſagt ſein ſoll, daß auf ihnen der Beſuch von weiter her ganz gefehlt habe.

---

220) v. Reden, F.: a. a. O. S. 168; Koppija na razni pisma 1843, S. 235/6; Nationalbibliothek Sofia II B 659, S. 59; Kanitz, F.: Reiſe S. 34; Boué, A.: a. a. O. S. 95; Ungewitter, F.: a. a. O. S. 186; Archiv der Stadt Tŭrgovište o. J. u. o. S.

221) Déscription géographique, S. 3, 19, 23/4, 60, 119, 121.

222) Almanach de l'empire ottoman pour l'année, 1850, Constantinopel, 1850, S. 109/10.

223) Melan, A.: Golĕmitĕ bŭlgarski panairi pres turskoto robstvo. In: Světoglas I/5, Sofija 1936, S. 2.

224) Heuſchling, X.: a. a. O. S. 216.

225) Robert, C.: Die Slawen der Türkei I, Dresden 1844, S. 36.

226) v. Reden, F.: a. a. O. S. 163.

227) Mehlan, A.: Die großen Balkanmeſſen in der Türkenzeit, S. 29.

Da die Verkehrsverhältniſſe ſich kaum gebeſſert hatten, da die Geldſchwierigkeiten ſogar noch gewachſen waren zufolge des Unſteten und Willkürlichen in der Wertbeſtimmung der ſo mannigfachen Münzſorten, was ſtarke Kursunterſchiede zwiſchen Stadt und Land, empfindliche Verluſte und ſehr hohe Leihſätze zur Folge hatte[228]), da weiterhin die Kaufkraft geſtiegen und die innere Lage immerhin durch die Einführung der Gewerbefreiheit (Organiſches Regulament von 1834) ſowie durch andere Reformgeſetze (Hatišerif von Gilhane 1839, Hati Humajun 1856, Agrargeſetz 1858) befriedeter war, hatten die Jahresmärkte noch an Bedeutung gewonnen, und zwar für alle Kreiſe der europäiſchen Türkei ſowohl wie auch für den europäiſchen Exporthandel. Bazar und Jahresmärkte, in der Anordnung der Waren und in der Art des Feilbietens einander gleichend faſt wie ein Ei dem anderen[229]), bedeuteten dem Orientalen dasſelbe wie dem Europäer „Theater, Bälle und Concerte“[230]). Ein jeder wollte zum Panair, auch wer nichts dort zu erledigen hatte[231]). Bis zu den Markttagen verſchoben die Familien den Einkauf allen und jeden Bedarfes, ſofern er nicht ganz dringende Befriedigung erheiſchte. An ihnen deckte das Handwerk ſich mit den Roh- und Hilfsſtoffen ein im Austauſch gegen ſeine Jahreserzeugung[232]). Der Kleinhändler füllte bei dieſer Gelegenheit die Beſtände ſeines Magazins wieder auf[233]). Bis zum Beginn der internationalen Meſſen vertagte der Großkaufmann ſeine Aufkäufe[234]), nach den auf ihnen erzielten Preiſen richtete er ſich das ganze folgende Jahr über[235]), ja zeitweiſe zog er ſogar die Teilnahme an der Uzundžovoer Meſſe dem Beſuch der Leipziger vor[236]).

Spencer[237]) irrt, wenn er aus dem geringen Beſuch der Jahresmärkte durch Ausländer folgert, die Kaufleute, insbeſondere Englands, wüßten von den großen Meſſen der europäiſchen Türkei nichts; aber er hat

---

228) v. Reden, F.: a. a. O. S. 165, 171; Olivier, G. A.: a. a. O. I, S. 264/5.

229) Archiv der Stadt Türgoviſte, o. J. u. o. S.

230) Menadier, F.: a. a. O. S. 140.

231) Brief Čalakis an Gerov vom 8. 9. 1867. In: Iz archiva na Naiden Gerov II, S. 7 Nr. 2715.

232) Končev, P.; a. a. O. S. 96, 108, 126, 131, 168/9, 177, 238, 267, 314, 358.

233) Abrechnungsbuch der Gebr. Jankovi, S. 26, 28/33, 44, 53, im Beſitz A. D. Bakarelſki, Sofia.

234) Brief der Gebr. Pulevi an Ch. Georgiev vom 14. 7. 1844. In: koppija na razni pisma 1843, S. 135/36.

235) Brief der Gebr. Pulevi an Ch. Georgiev vom 25. 9. 1843, ebenda S. 70/1.

236) Brief des Stojanovič in Türnovo vom 22. 8. 1875: dieſes Jahr werde er nach Leipzig anſtelle von Uzundžovo fahren (Punev, Ch.: Ot Uzundžovo do Plovdiv, Plowdiw 1935, S. 16).

237) Spencer, A.: Travels in European Turkey in 1850 II, London 1851, S. 347

insofern recht, als das Interesse, sie persönlich zu sehen, immer schwach geblieben ist.[238]). Die weite, kostspielige und gefahrvolle Reise dorthin haben sie sich auch deshalb gut ersparen können, weil alle großen europäischen Nationen den Verlauf derselben regelmäßig durch ihre konsularischen Vertreter beobachten ließen. Daran daß es diesen pflichtgemäß oblag, sie zu besuchen[239]), erkennen wir am besten das rege Interesse, welches die Staaten an diesen wichtigen Zerteilern ihrer Waren genommen haben. Rußland, Frankreich, England und Oesterreich hatten (1834)[240]) Konsuln in dem Uzundžovo nahgelegenen Adrianopel, und nach dem Krimkrieg hat der Zar ein Vizekonsulat in Philippopel errichtet und dessen Leitung dem Philippopeler Bürger Naiden Gerov anvertraut, auf Wunsch des bulgarischen Volkes, das er sich durch solches Entgegenkommen zu Dank verpflichten wollte. Die Beauftragten Rußlands fühlten sich tatsächlich zu einer politischen Mission berufen; das verrät uns ein Brief vom 6. 9. 1865[241]): auf die Messe müsse man „zum Einziehen von Auskünften und zur Verbreitung unseres Einflusses" gehen. Ganz natürlich, daß Blonda, der Konsul Englands, ein wachsames Auge auf alles richtete, was mit dem großen weltpolitischen Rivalen seines Landes auch nur irgendwie zusammenhing. Zur Zeit der Uzundžovoer Messe von 1861[242]) nahm er z. B. Veranlassung, in Konstantinopel anfragen zu lassen, warum Knijaževski aus Eski Zagra den roten Hut mit der Konsulsfahne trage, obwohl es dort doch kein russisches Konsulat gebe. Er benutzte jede sich nur bietende Gelegenheit, mit Nachdruck und Geschick die wirtschaftlichen Interessen seiner Landsleute auf den Messen wahrzunehmen. Als im genannten Jahre der Zollpächter zwar unrechtmäßigerweise, aber mit Unterstützung der türkischen Behörden eine Weggebühr von den Wagen erhob, erreichte er durch seine Intervention, daß die Engländer von ihr ausgenommen wurden[243]). Aus alledem dürfen wir schließen: auf den großen Jahresmärkten des 19. Jh.s wurde wie schon auf ihren Vorgängern im 18. Jh. der Konkurrenzkampf der europäischen Industrie- und Handelswelt um den Balkanmarkt ausgetragen.

5. Waren. Man teilt uns mit, es habe keine Ware gegeben, welche auf ihnen nicht einen relativ guten Gewinn hätte erzielen können. Lange

---

[238]) Heuschling, X.: a. a. O. S. 216.

[239]) Brief Čalakis an Gerov vom 8. 9. 1867. In: Iz archiva na Naiden Gerov II S. 7 Nr. 2715.

[240]) Relaton d'un voyage en Romélie, S. 77.

[241]) Brief Zlatarevs an Ignatievič vom 6. 9. 1867. In: Iz archiva na Naiden Gerov I, S. 633 Nr. 1057.

[242]) Brief Moravenovs an Gerov, vom 13. 9. 1861, ebda. II, S. 63, Nr. 1740.

[243]) Ebda.

Zeit im voraus nahm man die Bestellungen vor; denn sie waren „tonangebend für die Bedürfnisse vom Auslande", besonders Uzundžovo war der „Hauptmittelpunkt für den Orientalischen Handel"[244]). Um welche Artikel es sich in der Hauptsache gehandelt hat, darüber fehlen uns zusammenfassende Aufzählungen. Noch oberflächlicher sind wir über die Landesprodukte orientiert, welche von den großen Jahresmärkten aus ihren Weg in fremde Länder genommen haben. Im folgenden soll eine Zusammenstellung der verläßlichsten Angaben aller mir verfügbaren Quellen[245]) versucht werden.

Ausfuhr von den Jahresmärkten: Wolle (nach Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich), Baumwolle (Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich, Italien), Seide (Rußland, Oesterreich, Frankreich, Italien), Teppiche (Oesterreich), Vieh (Oesterreich), Häute und Lederprodukte (Oesterreich, Frankreich), Büffelzungen (Frankreich, Italien), Wachs (Rußland, Frankreich, Oesterreich, Italien, England, Holland), Tabak, Anis, Mandeln, Reis u. a. (Oesterreich, Rußland, Frankreich), Oele (Frankreich, Oesterreich, Rußland), Bau- und Tischlerholz (Oesterreich). Die Jahresmärkte waren mehr die Absatzstätten der Ausländer als ihre Einkaufsplätze.

Einfuhr auf die Jahresmärkte: Baumwoll- und Wollstoffe (aus England, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Schweiz, Italien, Holland, Belgien), fertige Bekleidungsstücke (Oesterreich, England, Frankreich, Schweiz), Leinewand (England, Deutschland, Oesterreich, Rußland), Seidenwaren (Deutschland, Rußland, Oesterreich, Frankreich, Italien), Spitzen (England), Garne (England, Frankreich), Lederwaren (Deutschland, Oesterreich, Rußland, Italien), Pferde (Oesterreich), Pelze (Deutschland, Rußland), Erze (Deutschland, England, Schweden, Oesterreich, Frankreich), Metallwaren (Oesterreich, England, Italien, Rußland, Deutschland, Frankreich, Belgien), Uhren (Schweiz, Deutschland, England, Frankreich), Petroleum (Amerika, Rußland), Holzwaren (Oesterreich, Deutschland, Rußland), Papierwaren (Oesterreich, Italien), Bücher (Rußland, Oesterreich, Deutschland, Italien, Frankreich), Glasartikel (England, Oesterreich, Frankreich,

---

244) v. Reden, F.: a. a. O. S. 162, 204.

245) Atanasov, V.: Eski Džumaiskii panair, Sofija 1906, S. 15; Končev, P.: a. a. O. S. 112, 380/436; Kanitz, F.: Donau-Bulgarien II, S. 203, 215, 293, III S. 291/2; Derſ.: Reiſe S. 34; Koppija na razni pisma 1843, S. 7/8, 57, 70/1, 119/20; Menadier, F.: a. a. O. S. 58; Müller, A.: a. a. O. S. 262; Načov, K.: a. a. O. S. 33/4; Olivier, G. A.: a. a. O. I, S. 282; Österreichische Monatsschrift für den Orient, Wien 15. 1. 1876, S. 4/6; Poyet, C. F.: Lettres de la Société de Géogr. Jm: Bull. de la soc. de Géogr, Paris IV, S. 593; v. Reden, F.: a. a. O. S. 164/8, 202, 204/5; v. Stein, Ch. G.: S. 206; Točkov, O.: S. 56/8. Mit denſelben Vorbehalten, wie ſie auf S. 101 und in Fußnote 141 ausgeſprochen wurden.

Belgien), Ton- und Steingut (England, Oeſterreich, Frankreich), Kerzen (Holland, Oeſterreich), chemiſche und pharmazeutiſche Erzeugniſſe (Oeſterreich, England, Frankreich), Mehlprodukte (Oeſterreich), Kolonialwaren (England, Frankreich, Oeſterreich, Deutſchland, Rußland, Italien, Holland), Luxus- und Modeartikel (Deutſchland, Frankreich), Galanterie- und Krämerartikel (Oeſterreich, Frankreich, Italien).

6. Einzelerſcheinungen. In allen Berichten, welche wir über die Jahresmärkte des 19. Jh.s beſitzen, iſt die Rede davon, daß diejenigen ausländiſchen Fabrikate aus dem Konkurrenzkampf ſiegreich hervorgegangen ſeien, welche dauerhaft und wohlfeil zugleich ſowie geſchmacklich auf den Konſumenten ausgerichtet waren[246]); das entſprach ja auch den immer noch ſtark gedrückten Lebensbedingungen auf der Halbinſel. Dieſen Erforderniſſen genügten die engliſchen und ſchweizeriſchen (Uhren) in hohem Maße; ähnliches hören wir aber auch über die deutſchen[247]). Jedoch traten dieſe faſt ausſchließlich in der Gefolgſchaft der öſterreichiſchen auf, waren alſo in ihrem Durchdringen abhängig von der Aktivität der Wiener und Budapeſter Exportkaufleute. In Oeſterreich aber war man unachtſam geweſen, hatte es an genügender Beachtung des Balkanmarktes fehlen laſſen[249]), und ſo war es gekommen, daß am Ende der Türkenzeit Weſteuropa auf den Jahresmärkten den Vorrang hatte.

Eski Džumaja war überſät mit engliſchen Eiſen- und Stahlwaren, franzöſiſchem Zucker, holländiſchen Kerzen uſw.[249]); „aus meinem Studium der Meſſe", ſagt Kanitz 1874[250]), „reſultirte mit voller Gewißheit, daß die öſterreichiſchen Fabrikate eine rieſige Konkurrenz mit der engliſch-franzöſiſchen Induſtrie und ſelbſt mit jener von Deutſchland, Holland und der Schweiz zu beſtehen hatten". In Karaſu[251]) nahmen die „engliſchen gefärbten und geblumten Baumwollſtoffe, Garne und die ſog. amerikaniſchen Leinwanden den erſten Rang ein" (1854). Der Markt zu Maraſia war hauptſächlich mit engliſchen und erſt an zweiter Stelle mit Leipziger und Wiener Manufakturen beſchickt.[252]) In Udzundžovo erreichten die engliſchen Webwaren (vorzugsweiſe bedruckte Stoffe und Garne) etwa 80%

---

[246]) Ungewitter, F.: a. a. O. S. 92. — Abſatzſteigerung erfolgte durch Buntetekieren und Zugaben: vgl. Oeſterreichiſche Monatsſchrift für den Orient, Wien 15. 5. 1876, S. 75, 15. 1. 1876, S. 5.

[247]) v. Reden, F.: a. a. O. S. 166.

[248]) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien III, S. 54. — Der öſterreichiſche Fabrikant war auch nicht geneigt, ſeine Erzeugniſſe dem Geſchmack der fremden Völker anzupaſſen, und es fehlte ihm an geſchickten Agenten (vgl. Ebda. II, S. 293/5).

[249]) Atanaſov, V.: a. a. O. S. 15.

[250]) Kanitz, F.: Donau-Bulgarien III, S. 291/2, II, S. 293.

[251]) v. Reden, F.: a. a. O. S. 165/6.

[252]) Ebda. S. 164.

des ganzen Meſſeumſatzes.[253]) Auf der Meſſe zu Seres befanden ſich 1852 engliſche Waren im Werte von 753 568 Gulden, während die öſterreichiſchen nur 493 145 Gulden und die deutſchen Zollvereinsgüter 485 150 Gulden ausmachten.[254]) Auch bezüglich Zeitun deutet Huetz's Bemerkung[255]): „wo beſonders in Tüchern und Indigo große Geſchäfte gemacht werden" auf weſteuropäiſche Vorherrſchaft hin. Nur in Folticzeny war Oeſterreich noch führend.

V. Zuſammenfaſſung des Ergebniſſes.

Wir faſſen nunmehr das Ergebnis unſerer Studie kurz zuſammen. Das Eindringen der Türken in die Balkanhalbinſel hatte im Verein mit der Verlagerung der Welthandelswege einen Verfall des Levantehandels in ſeiner alten Bedeutung zur Folge. Von den nach dem Balkan laufenden Verbindungskanälen blieben nur die weſtlichen (durch die Raguſaner) und die nördlichen (durch die Polen, Moldauer und Deutſchen) offen, während der Südweg über Saloniki erſt ſpäter (durch die Franzoſen und Engländer) wieder belebt wurde. Das iſt die Epoche der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen während des 15.—17. Jh.s

Das 18. Jh. war erfüllt von der engliſch-franzöſiſchen Rivalität, neben der die Anteilnahme der anderen Weſtmächte und Oſteuropas (Rußland) am Balkanhandel nur geringerbedeutend erſcheinen kann. Aber unbemerkt und unbeachtet von den Konkurrenten gewannen die deutſchen Staaten Mitteleuropas die Vorherrſchaft: Deutſchland — Oeſterreich 1.5 Mill. Piaſter Einfuhr nach Saloniki, Frankreich 1.2 Mill. Piaſter, Rußland 960000 Piaſter, Italien 644400 Piaſter, England 558320 Piaſter und Holland 100400 Piaſter[256]). Auf den verſchiedenſten Verbindungskanälen von Süden, Weſten, Oſten und Norden her liefen die fremden Waren zu Schiff und auf Wagen in die Halbinſel hinein, wurden in den Hafen- oder Grenzplätzen umgeſchlagen, um durch Handelskanäle in die Handelsſtädte und auf Jahresmärkte geleitet zu werden, wo ſie überallhin in Stadt und Dorf verteilt und den letzten Verbrauchern zugeführt wurden.

Das 19. Jh. war die Zeit der großen internationalen Balkanmeſſen, der Treffpunkte des Binnen- und Außenhandels. Auf ihnen begegnete ſich die internationale Konkurrenz. England hat ihre Bedeutung am klarſten erkannt; es hat geſchickte und energiſche Konſuln auf ſie entſandt, welche

---

[253]) Ebda. S. 205.
[254]) Ebda. S. 168.
[255]) Huetz, F.: a. a. O. S. 263.
[256]) Beaujour, F.: Schilderung. S. 203.

die Interessen ihrer Nation unermüdlich förderten. England hat es weiterhin verstanden, sein gutes politisches Verhältnis zur Pforte zu nutzen: durch zwischenstaatliche Vereinbarungen verschaffte es sich gewichtige handelspolitische Vorteile. England wußte auch die neuen Formen des Verkehrs in seinen Kampf um die wirtschaftliche Vormacht einzuschalten: es verbilligte und verschnelligte seine Transporte durch Einstellen der Dampfschiffe in den Seedienst und vermochte als erster Fremdstaat Gewinn aus dem neu entstehenden balkanischen Schienennetz zu ziehen. Ueberdies waren die englischen Waren als außerordentlich preiswert und haltbar gerühmt. Oesterreich dagegen, Albions damals gefährlichster Rivale, war weniger gewandt. Obwohl die Rapporte der konsularischen Vertreter der Donaumonarchie in mancher Hinsicht wertvolle Aufschlüsse über die auf dem Balkan veranstalteten Jahresmärkte vermittelten, war es doch erst den Geograph Kanitz, der 1874 auf den Verlust der Märkte an Westeuropa aufmerksam machen mußte. Mit einer gewissen Unachtsamkeit hatte man in Wien die Entwicklung der Dinge mitangesehen. So war es gekommen, daß England am Ende der Türkenzeit die Handelsvorherrschaft auf der Balkanhalbinsel zurückgewonnen hatte, welche ihm erst im 20. Jh. von den deutschen Staaten wieder entwunden werden sollte, um seitdem bis zum heutigen Tage in deren Händen zu verbleiben.

Die Ortsnamen des Bezirkes Plan bei Marienbad.

Ein Beitrag zur ſudetendeutſchen Ortsnamenforſchung.

Von Joſef Hacker (Bodenbach).

Der politiſche Bezirk Plan ſetzt ſich aus den Gerichtsbezirken Plan und Weſeritz zuſammen und grenzt im Weſten an die Oberpfalz (der nächſte größere Ort iſt da Tirſchenreuth), im Norden an die Bezirke Marienbad und Tepl, im Oſten an Kralowitz und im Süden an Mies und Tachau. In ſeiner heutigen Geſtalt beſteht er erſt ſeit dem 1. Oktober 1902.[1])

Bei der Errichtung der Gerichtsbezirke Böhmens im Jahre 1849 war man vor allem bemüht, die ehemaligen Herrſchaftsgrenzen nach Möglichkeit zu beachten. Der Gerichtsbezirk Plan wurde aus zwei ganzen Herrſchaften, aus einem Teil einer dritten ſowie drei kleinen Gütern gebildet. Der Gerichtsbezirk Weſeritz ſtimmt im weſentlichen mit dem ehemaligen gleichnamigen Herrſchaftsgebiet überein, dem zur Abrundung mehrere Nachbarorte angegliedert wurden. Die hier in Frage kommenden Herrſchaften entwickelten ſich ſeit dem 14. Jahrhundert aus kleinen Anfängen heraus zu jenem bedeutenden Umfang, den ſie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei ihrer Aufhebung aufwieſen. Manche Orte wurden durch Kauf erworben, andere durch Erbſchaft, und ſchließlich wurden mehrere Dörfer erſt vom Grundherrn im Laufe der letzten Zeit angelegt.

Der Gerichtsbezirk Plan zählte 1923 insgeſamt 41 Ortsgemeinden (54 Ortſchaften), der Gerichtsbezirk Weſeritz hatte 50 Ortsgemeinden (65 Ortſchaften), der ganze Bezirk wies alſo 91 Gemeinden bzw. 119 Ortſchaften auf.

I. Zur Bildung der Ortsnamen.

1. Die deutſchen Namen.

Einfache deutſche Ortsnamen ſind im Planer Bezirk nicht allzu häufig: Brand (Feuerrodung), Bruck (nach der Lage am Hammerbach), Gereute (der Hof dieſes Namens, der von 1606[2]) bis 1637[3]) genannt wird, beſteht

[1]) Kundmachung des Min. des Innern vom 11. IX. 1902.

[2]) GLT 180 G 15 (GLT = Große Landtafel, aufbewahrt im Archiv des Innenminiſteriums in Prag).

[3]) Sedláček, Auguſt, Hrady, zámky a tvrze království českého, XIII. Band, Prag 1905, S. 196. Darnach ſoll in dieſem Jahr (1637) der öde Hof g. (pustý dvůr Krajt) an die Herrſchaft Plan verkauft worden ſein. Ein wenige Jahre ſpäter verfaßtes Urbar dieſer Herrſchaft (abgedruckt bei Eduard Senft, Geſchichte der Herrſchaft und Stadt Plan, 2. Auflage, neubearbeitet von Dr. Othmar Lenz, Plan 1932 ff., Band I, Seite 198—213) kennt aber keinen Hof dieſes Namens mehr. Sedláček führt a. a. O. bereits Belege von 1518 und 1528 nach dem Arch. gub. an, jedoch ohne nähere Signaturangabe, ſo daß eine Nachprüfung nicht möglich war.

heute nicht mehr; reuten — roden), Gumplitz [urſpr. Gumpolds[4]), dann aber unter Anlehnung an die Namen auf -ice zum Gumplitz umgeſtaltet; Gumpolds iſt einer von den in Weſtböhmen ſeltenen, in Südböhmen und im benachbarten Oeſterreich häufigen und ſehr beliebten genetiviſchen Ortsnamen, denen Perſonennamen zugrunde liegen], Khoau (ma. khǭə, mhd. gehei „gehegter Wald"), Oeding (ein auf einer öden Stätte errichteter Ort), Plößl (kleine Blöße im Wald), St. Anna und St. Johann ſowie der alte Name des heutigen Stockau: Stockeich [erwähnt 1290[5]): mhd. stoc „Rodung, bei der Wurzelſtöcke in der Erde blieben"].

Gewöhnlich ſind die deutſchen Ortsnamen aus zwei Teilen zuſammengeſetzt.

Von den vier Burgbezeichnungen deutſcher Herkunft enthalten drei das Grundwort „Stein" (Fallſtein, Guttenſtein und Wolfſtein) und eine das Grundwort „Berg": Schwanberg.

Mehr als ein Viertelhundert Namen weiſen an der zweiten Stelle der Zuſammenſetzung „Haus", „Häuſer" und „Häuſeln" auf. Dann folgen der Häufigkeit nach die mit „Dorf" zuſammengeſetzten Ortsbezeichnungen; zwei Siedlungen mit dem Namen Neudorf werden ſchon im 14. Jh. [1330[6]) bzw. 1352[7])] genannt, die übrigen Vertreter dieſer Gruppe erſcheinen erſt im 16. und 17. Jahrhundert: Oberdorf 1523[8]), Naketendörflas 1567[9]), Ober- und Unterdörflas, Hangendorf im Gerichtsbezirk Plan, Neudörfel und Wolfersdorf nennt erſtmals 1654 die Steuerrolle des Königreiches Böhmen[10]), während Hangendorf im Gerichtsbezirk Weſeritz 1638[11]) zum erſtenmal erwähnt wird.

Neben dem ſchon 1254[12]) angeführten Schwanberg ſtehen andere „Berg"-Namen aus einer viel ſpäteren Zeit: Michelsberg (als Bergbau-

---

[4]) So in den Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV., hrg von Clemens Borový, I. Band, Prag 1875, S. 49.

[5]) Auf Seite 643 des II. Bandes der Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae, ed. I. Band K. J. Erben, II.—IV. Band Joſef Emler, Prag 1855 ff. — Das Werk iſt im folgenden immer als reg. abgekürzt.

[6]) reg III 644.

[7]) Auf Seite 72 der Registra decimarum papalium (Verzeichniſſe des Papſtzehentes 1352—1405), hrg. von Wenzel Tomek in den Abhandlungen der kgl. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. VI. Band der 6. Folge, Prag 1878. Das Werk iſt im folgenden als Papſtzehentregiſter angeführt.

[8]) Stocklöw, Joſef. Geſchichte der Stadt Tachau, II. Band, Kulturgeſchichte, Tachau 1878, S. 420.

[9]) Senft, Eduard. Geſchichte der Herrſchaft und Stadt Plan, Plan 1876, S. 83.

[10]) Im Landesarchiv in Prag; 18. Band, S. 529, 546, 536 (699).

[11]) 2. Stadtbuch von Neumarkt (im Landesarchiv in Prag), S. 119.

[12]) reg II 7.

ſtadt um 1505[13]) gegründet), Herrenberg (zuerſt 1612[14]), Sonnenberg und Wolfsberg (19. Jahrhundert).

Seit dem 16. Jh. werden in unſerem Bezirke Ortsnamen auch mit „Hof" zuſammengeſetzt; Karolinenhof tritt uns 1559[15]) als Galtenhof entgegen, Promenhof erſcheint 1606[16]); dem 18. und 19. Jh. gehören Karlshof, Macharzenhof und Neuhof an.

Noch jünger ſind die „Hütten": Glashütten im Bezirk Plan wird 1607[17]) erwähnt, Glashütten im Gerichtsbezirk Weſeritz entſteht ſeit 1698[18]) und Joſefihütte wurde 1838[19]) gegründet.

Eine nähere Unterſuchung verlangen die Ortsnamen Domaſchlag, Wolfersdorf, Waſchagrün, Kieſenreuth und Ottenreuth. Auf den erſten Blick ſcheint es ſich hier um ſchon von Anfang an deutſche Siedlungsbezeichnungen zu handeln. Die Urkunden laſſen dieſe Auffaſſung jedoch als Irrtum erkennen. Die Schreibung Domaſchlag z. B. begegnet uns nämlich erſt 1654[20]), während vorher mehr als 400 Jahre hindurch (ſeit 1227[21])) immer nur von Domaslav die Rede iſt. Aehnlich verhält es ſich auch in den übrigen Fällen: Wolfersdorf 1654[22]) — Olbramov 1237[23]), Waſchagrün 1415[24]) — Výškov 1237[25], Kieſenreuth 1654[26]) — Kříženec 1379[27]), Ottenreuth 1504[28]) — Otín 1352[29]). Die deutſchen Namen mit den ſonſt für die Koloniſation des 13. und 14. Jh.s kennzeichnenden Rodungsendungen

---

[13]) Senft—Lenz (vgl. Fußnote 3), a. a. O. I. Band, S. 74.

[14]) GLT 136 B 5.

[15]) Senft—Lenz, a. a. O. I. Band, S. 204.

[16]) GLT 179 M 13.

[17]) Urbar der Herrſchaft Tachau, S. 34.

[18]) Nach einer brieflichen Mitteilung von Herrn Oberlehrer Krammer, Glashütten.

[19]) Urban, Michel, Zur Heimatkunde des Gerichtsbezirkes Plan. Im Adreßbuch für den politiſchen Bezirk Plan, Plan 1926, S. 176.

[20]) Steuerrolle, Band 18, S. 536.

[21]) reg I 333.

[22]) Steuerrolle, Band 18, S. 536 (699).

[23]) reg I 426.

[24]) Gradl, Heinrich, Die Ortsnamen am Fichtelgebirge und in deſſen Vorlanden. Im „Archiv für Geſchichte und Altertumskunde von Oberfranken". 18. Band, Heft I (1—177), Bayreuth 1890, S. 119.

[25]) reg I 426.

[26]) Steuerrolle, Band 18, S. 449.

[27]) Ein Bernaregiſter des Pilſner Kreiſes vom Jahre 1379, hrg. von Joſef Emler in den Abhandlungen der kgl. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 1875/1876, 8. Band der 6. Folge, Prag 1877, S. 22.

[28]) Listář královského města Plzně a druhdy poddaných osad. Hrg. von Joſef Strnad. II. Teil (1450—1526) Pilſen 1905, S. 475.

[29]) Papſtzehentregiſter S. 72.

=ſchlag, =dorf, =grün und =reuth ſind alſo ſichtlich jünger als die zugehörigen tſchechiſchen. Domaſchlag dürfte eine volksetymologiſche Umdeutung von Domaslav ſein, wobei man beim erſten Beſtandteil anſcheinend an den Perſonennamen Thomas dachte. In ähnlicher Weiſe haben wohl die deutſchen Siedler auch die übrigen tſchechiſchen Ortsnamen, die ſie antrafen, umgeſtaltet, indem ſie die tſchechiſchen Ableitungsſilben -ov, -ín und -ec, von denen ſie fühlten, daß ſie zur Bildung von Ortsnamen aus Perſonennamen Verwendung fanden, durch die deutſchen Grundwörter =dorf, =grün und =reuth erſetzten und den im erſten Teil enthaltenen Perſonennamen dem ungefähren Klang nach beibehielten.

Als Beſtimmungswörter wurden teils Perſonennamen, teils Gattungsnamen, Zeitwörter und Eigenſchaftswörter verwendet.

Die Benennung einer Neugründung erfolgte in alter Zeit oft nach dem Lokator. Da aber im Planer Bezirk ſo früh die ſelbſtändigen deutſchen Gründungen ſelten ſind und noch dazu z. T. anders benannt wurden (Bruck, Stockau uſw.), finden wir außer dem ſchon oben erwähnten Gumplitz (älter: Gumpolds) kein weiteres Beiſpiel dafür, daß ein von deutſchen Koloniſten angelegter Ort nach dem Lokator getauft worden wäre. Dafür kam es in der neueren Zeit des öfteren vor, daß man den Grundherrn, der die Anlegung einer Siedlung zugelaſſen, bzw. ſelbſt angeregt hatte, in ihrem Namen verewigte. Das war der Fall bei Konſtantinsbad (benannt nach dem Fürſten Konſtantin von Löwenſtein, der das Bad 1836 übernahm), bei Joſefihütte (das 1838 vom Grafen Joſef Noſtiz-Rieneck gegründet wurde), bei Karolinenhof und Karolinengrund (zu Ehren der Gattin des eben genannten Grafen Noſtiz benannt) und bei Karlshof (Fürſtin Charlotte von Löwenſtein). Den Namen der Adelsgeſchlechter, von denen die betreffenden Siedlungen errichtet worden ſind, tragen Neuhaimhauſen, Berchembogen und Sinzendorf.

Genauer auf die übrigen Beſtimmungswörter einzugehen, iſt in dieſem Rahmen nicht möglich.

Der älteſte deutſche Ortsname auf unſerem Gebiet iſt Bruck (1243)[30]), es folgen Schwanberg (1254)[31]), Stockau (1290)[31]), die beiden Neudorf (1330[31]) bzw. 1352[31]) und Gumplitz (1364)[31]); Neumarkt erſcheint latiniſiert als Novum Forum ſchon 1273[32]).

2. Die tſchechiſchen Namen.

Bei den tſchechiſchen Ortsbezeichnungen fällt zunächſt auf, daß nur wenige aus zwei ſelbſtändigen Wörtern zuſammengeſetzt ſind. Sie ſind dann faſt durchwegs als Spottnamen aufzufaſſen. Im Planer Bezirk

[30]) Sedláček Auguſt, Slovník místopisný historický, Prag 1905, S. 67.

[31]) S. o. S. 122 ff.

[32]) reg III 334.

begegnen uns Kozolupy „Ziegendiebe“ — d. Kozolup, Mydlovary „Seifensieder“ — d. Müllowa, Štipoklasy „Aehrenabreißer“ — d. Stipokl, Křivoústy „Leute mit einem ſchiefen Mund“ — ein Name, der bloß einmal (1456) in einer Urkunde auftaucht[33]); es läßt ſich heute nicht einmal mehr die ungefähre Lage des ſo benannten Ortes feſtſtellen.

Der überwiegenden Mehrheit nach ſind die tſchechiſchen Ortsnamen entweder von Perſonen- oder Gattungsnamen mit Hilfe verſchiedener Ableitungsſilben gebildet.

Die von Gattungsnamen abgeleiteten Ortsbezeichnungen geben über die Art der Entſtehung Aufſchluß: Lhota (zu tſch. lhůta „Friſt“; den Gründern ſo benannter Orte wurden eine gewiſſe Zeit hindurch Steuer- und andere Erleichterungen gewährt) — d. Elhotten, Lhotka — d. Vogelſang, Ujezdec (zu újezd „circuitus“, durch Umreiten abgegrenztes Stück Land) — d. Raketendörflas, Zhořec (zu hořeti „brennen“) — d. Hurz; ſie nehmen Bezug auf Lage, Umgebung und Bodenbeſchaffenheit: Brod „Furt“ — d. Bruck, Brtná „Waldbienengegend“ (der Ort beſteht heute nicht mehr), Hlinné „Ort auf lehmigem Boden“ — d. Lihn, Hradiště „Burgplatz“ — d. Radiſch, Jamné und Jemnice zu jáma „Grube“ — d. Jamny, Gamnitz, Kamýk und Kamýček zu kámen „Stein“ — d. Kamiegl, Kametſchen, Kořen „Wurzel“ — d. Kurſchin, Křivec zu křivý „krumm“ — d. Krips, Lom „Steinbruch“ — d. Lohm, Ostrov „Inſel“ — d. Woſtrowa, Planá und Plaň zu planý „eben“ — d. Plan und Planes, Polínka zu polina „Gefilde“ — d. Polinken, Poloučany und Loučky zu louka „Wieſe“ — d. Polutſchen und Lutſchkahäuſeln, Sedlec und Sedliště zu sedlo „Sattel“ — d. Zetliſch, Tisvice zu tis „Eibe“ (der Ort wird bloß einmal — 1456[34]) — erwähnt und beſteht heute nicht mehr), Trstěnice zu trstí „Schilf“ — d. Neudorf, Ustí „Mündung“ — d. Truß, Výška „Höhe“ — d. Wieſchka, Vrbice zu vrba „Weide“ — d. Fürwitz, Zádub zu dub „Eiche“ — d. Saduba und Záhoří zu hora „Berg“ — d. Sahorſch.

Oder die Namen beziehen ſich auf die erſten Bewohner: Nové Chody zu Chodové „die Choden“ — d. Hinterkotten, Žernovník zu žernov „Mühlſtein“ — d. Schirnik, Světec „der Heilige“ (vgl. Einſiedel u. ä.) — d. Schwitz, oder auf beſondere Eigenſchaften der Siedlung, wie Stan „Zelt“ — d. Gſtom und Týnec zu týn „Zaun“ — d. Thein. Uterý iſt ein Ort mit einem Dienstagmarkt (tſch. úterý „Dienstag“).

Viel zahlreicher als die von Gattungsnamen abgeleiteten Ortsnamen ſind die vertreten, denen Perſonennamen zugrunde liegen. Die bei ihrer

---

[33]) Sedláček, Auguſt, Slovník místopisný historický, S. 469. — Hoflehentafel (im Archiv des Innenminiſteriums in Prag) 16, 222.

[34]) Sedláček, Auguſt, Slovník místopisný historický, S. 888. Hoflehentafel 16, 222 und 23, 168.

Bildung verwendeten Endungen waren -ov, -ín, -jí, -ice, -ovice u. a. Durch die erſten drei entſtehen beſitzanzeigende Eigenſchaftswörter, die dem deutſchen Wesfall entſprechen. Die Endungen -ice bzw. (durch das eben erwähnte -ov erweitert) -ovice beruhen hingegen auf dem alten Patronymikalformans -itio, das in tſchechiſchen Ortsnamen mit der Endung des erſten Falls der Mehrzahl als -ici erſcheint; dieſes wird dann, indem das i des erſten Falls durch das -e des vierten Falls erſetzt wird, zu -ice. Namen wie Pardubice oder Budějovice (d. Pardubitz, Budweis) bedeuten demnach ſoviel wie „die Leute oder die Verwandten des Pardub, des Buděj".

Die am häufigſten verwendete Endung iſt -ov; im Planer Bezirk ſind nicht weniger als 26 Namen damit gebildet. Ihnen ſtehen je 11 mit -ín und -jí, 8 mit -ovice, 6 mit -ice und 4 andere gegenüber.

Wie überall im ſudetendeutſchen Gebiet, ſo gibt es auch im Bezirk Plan neben den geſchichtlich berechtigten und urkundlich bezeugten tſchechiſchen Ortsnamen heute zahlreiche andere, die nicht älter als der Staat ſelber ſind und erſt von der mit dem Geſetz vom 14. April 1920 ins Leben gerufenen Ortsnamenkommiſſion geſchaffen worden ſind. Dabei gab man einigen Namen ſchon durch eine veränderte Schreibung ein tſchechiſches Ausſehen, andere wieder wurden einfach wörtlich überſetzt.

In die erſte der eben abgeteilten Gruppen gehören in unſerem Gebiet tſch. Hamr für d. Hammer, Kyjov für Khoau (womit die Zahl der Orte dieſes Namens in Böhmen auf fünf ſtieg), Broumov für Promenhof (wodurch unnötig ein Seitenſtück zum tſchechiſchen Namen von Braunau in Oſtböhmen geſchaffen wurde) und Šmelctál für Schmelzthal.

Die zweite, viel umfangreichere Gruppe umfaßt Namen wie Žďár für Brand, Jalový Dvůr für Galtenſtallung, Skelné Hutě und Skelná Huť für Glashütten, Jindřichov für Heinrichshain, Panský Vrch für Herrenberg, Janov für Johannesdorf, Josefova Huť für Joſefihütte, Konstantinovy Lázně für Konſtantinsbad, Michalovy Hory für Michelsberg, Nová Strast für Neuſorg, Nová Víska für Neudörfel u. a. m.

II. Zur Übernahme tſchechiſcher Ortsnamen ins Deutſche.

Die Zahl der tſchechiſchen Ortsnamen iſt nach dem Geſagten in dem hier beſprochenen Gebiet recht beträchtlich. In der weſtlichen Bezirkshälfte ſtehen (wenn wir die Namen der Mühlen und der meiſt erſt im 18. und 19. Jh. entſtandenen Einſchichten weglaſſen) 29 deutſchen 39 tſchechiſche gegenüber, im öſtlichen Teil iſt das Verhältnis gar nur 12 zu 65.

Dieſe tſchechiſchen Namen kamen vielfach ſchon frühzeitig in deutſchen Mund. Manchmal war eine lautgetreue Uebernahme möglich, oft aber

mußte infolge Fehlens eines gleichen deutſchen Lautes Lauterſatz, d. h. Erſatz des den Deutſchen unbekannten tſchechiſchen Lautes durch einen ähnlichen deutſchen, eintreten. Die übernommenen Namen wurden natürlich in den deutſchen Mundarten ebenſo behandelt wie die urſprünglich deutſchen Wörter, ſie zeigen alle Lautveränderungen, die ſeit dem Zeitpunkt der Uebernahme in der betreffenden Mundart vor ſich gegangen ſind. Gelingt es nun, die einzelnen Lauterſcheinungen und Lauterſatzmöglichkeiten zeitlich feſtzulegen, dann iſt es umgekehrt auch möglich, auf die Zeit der Uebernahme fremder Namen und Wörter zu ſchließen.

Im allgemeinen läßt ſich ſagen, daß ſich die der deutſchen Bevölkerung geläufige Form des fremden Namens um ſo weiter von ihrem tſchechiſchen Ausgangspunkt entfernte, je früher die Entlehnung erfolgte.

Bevor auf all das näher eingegangen wird, ſei kurz auf das Schickſal der vorhin erwähnten tſchechiſchen Ableitungsſilbe -ov verwieſen. Dieſe wurde in zweiſilbigen Ortsnamen zu -a abgeſchwächt und noch die Belege aus dem 16. bis 18. Jahrhundert zeigen dieſes -a regelmäßig (tſch. Lestkov, 16. Jh. Leska[35]), tſch. Boněnov, 18. Jh. Bunna[36])); die Mundart hat dieſen zu ə weiterentwickelten Laut bis heute bewahrt, während die neuzeitliche Schreibung unter dem Einfluß der echten -au-Namen dafür -au eingeführt hat (Leskau, Punnau — mundartlich leskə, punə). In den dreiſilbigen -ov-Namen kannte auch die Mundart von Anfang an nur -au. Jedoch nicht alle -ov-Namen machten dieſe Entwicklung durch; im Weſeritzer Gebiet hat ein Teil davon im Deutſchen die Endung -owa. Im Tſchechiſchen wird nämlich verhältnismäßig öfter als der Nominativ der Genetiv (-ova) verwendet (in den Fügungen mit do „nach" und z „von, aus"). So ſind z. B. Girſchowa (tſch. Kršov), Neſchowa (tſch. Něšov), Woſtrowa (tſch. Ostrov) u. a. zu erklären. Uebrigens finden ſich vereinzelt bereits ſeit dem 13. Jh. (vgl. Mammowo für Damnov- d. Damnau, 1251)[37]) und öfter in der Steuerrolle (1654) auch im Tſchechiſchen ſächliche Analogiebildungen auf -ovo wie Leskowo[38]) (d. Leskau) u. ä., die ſogar auf die Namen auf -ín übergriffen, z. B. Ržesyno[39]) (d. Röſſin), Paczyno[40]) (d. Patzin).

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Egerländer Mundart ſchon um 1300, vielleicht ſogar noch früher, in ihrer heutigen Form entwickelt war, denn

---

[35]) Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Prag, 47. Band, 66—84 (z. J. 1559). — Dekanát Tachovský r. 1573 v. P. A. Tingl, im 8. Band der Památky archaeologické, S. 233.

[36]) Mappa choreographica totius regni Bohemiae, exhibit. Joh. Chriſtoph Müller, Augsburg 1720.

[37]) reg I 586.

[38]) Steuerrolle, Band 18, S. 519.

[39]) Ebda. 18, S. 524.

[40]) Ebda. 18, S. 524.

der oberpfälziſche Dialekt der Iglauer Sprachinſel, die ſchon ſeit der Mitte des 13. Jh.s keine Verbindung mehr mit dem Stammgebiet hat, kennt faſt alle egerländiſchen Zwielaute. Haßmann allerdings ſetzt das Ende der Ausbildung der Egerländer Mundart um rund 100 Jahre ſpäter an.[41])

Namen, die nach der genannten Zeit übernommen worden ſind, blieben im großen und ganzen ohne nennenswerte Entſtellungen und Aenderungen. Für die Feſtſetzung der Zeit der Eindeutſchung von Ortsnamen bietet uns dieſe Tatſache ein unerſetzbares Hilfsmittel. Andererſeits gelingt es dabei aber der vergleichenden Namenforſchung des öfteren, Neues über die Ausſprache gewiſſer Laute im Alttſchechiſchen und Mittelhochdeutſchen ſowie über die Ausbildung der Mundart auszuſagen.

Im folgenden ſoll verſucht werden, das Wichtigſte auf dieſem Gebiet zuſammenzufaſſen und zu zeigen, wie ausgiebig ſcheinbar rein ſprachliche Tatſachen auch für die Siedlungsgeſchichte herangezogen werden können.

Tſchechiſches a wird in einer umfangreichen Gruppe von Namen in der Mundart als reines a wiedergegeben; nicht immer dürfen wir allerdings hier wegen des unveränderten a auf verhältnismäßig ſpäte Uebernahme ſchließen. In den Ortsnamen, in denen in der auf das a folgenden Silbe ein i ſtand, mußte nämlich im Deutſchen zunächſt das a zu ä umgelautet werden, das dann wie jedes ſekundäre Umlauts-ä mundartlich wieder zu a wurde (vgl. egerl. wachtə für Wächter). Hierher gehört aus dem Planer Bezirk vor allem der Name Patzin-Pačín, mundartlich patsī, bei dem auch das ts für das tſchechiſche č auf eine Uebernahme vor 1300 weiſt. Für Gamnitz iſt eine ſlawiſche Form jamĭnika anzunehmen; vorausgeſetzt, daß der für das Innertſchechiſche ſeit ungefähr 1125 bezeugte a/ě-Umlaut um 1250 in Weſtböhmen noch nicht durchgedrungen war, iſt die Annahme berechtigt, daß die Deutſchen Jamnica hörten, deſſen a Sekundärumlaut erfuhr und auf die oben beſchriebene Art in der Mundart wieder zu a wurde (mundartlich gāmlətſ). Sollten die Deutſchen aber erſt die umgelautete tſch. Form des Namens Jĕmnicĕ kennengelernt haben, dann wäre die Entwicklung folgende geweſen: Das tſch. ě, das nach dem Verluſt der Jotation zu e geworden war, iſt im Deutſchen genau ſo behandelt worden wie das ſekundäre Umlauts-ä, d. h. es wurde in der Mundart zu a. — Weitere Beiſpiele für dieſen Wandel von tſch. a über mhd. ä zu egerl. a ſind Jamný (-é), mundartl. gāmlin, und Slatina, mundartl. schlādə.

In den anderen früh übernommenen Namen iſt das a bei Kürze zu ǫ (Caltov-Zaltau-tsǫltə) und bei Länge zu ō (Jadruž-Godriſch-gōdresch) verdumpft worden. Dieſes geſchloſſene, lange ō konnte durch einen folgenden

---

41) Haßmann, Hubert, Entwicklungsgeſchichte der Zwielaute in den Mundarten der bayer. Oberpfalz und Weſtböhmens. Teuthoniſta V (1928/29), 180—197.

Naſal zu ǭ geöffnet werden (Damnov=Damnau=tǭnə) und daraus wieder konnte durch Brechung über ōə ein ūə entſtehen: Planá=Plan=plūə, Hanov=Honau=hūənə, Stan=Gſtom=gstūəm.

In den zuletzt angeführten Namen weiſt der dem tſchechiſchen a entſprechende Laut klar auf eine Uebernahme vor 1300. Dieſe Behauptung wird auch dadurch geſtützt, daß wir bei Plan urkundlich ſeit 1251[42]) Beziehungen zu Waldſaſſen feſtſtellen können und daß der deutſche Name Bruck ſchon 1243[43]) in den Quellen begegnet.

Das tſchechiſche e wurde in den vor 1300 eingedeutſchten Namen nach Dehnung zu īə diphthongiert: Bezděkov=Weſigau=wīəsəgau, Bezdružice=Weſeritz=wīəsərets, Sedliště=Zetliſch=tsīəlesch und Čelév (heute Čeliv) — Tſcheliw=tscheliəf. Hierher gehört auch der Name Hostíčkov, deſſen erſtes o durch das folgende i zu ö umgelautet wurde. Dieſes wurde dann zu e entrundet und wie urſprüngliches tſch. e zu īə verzwielautet. In zwei Namen, in denen die Mitlaute auf eine Uebernahme vor 1300 ſchließen laſſen, finden wir allerdings für das tſch. e nicht das erwartete īə, ſondern reines e. Bei dem einen (Řežín = Röſſin = resī) war wohl die Endbetonung und bei dem anderen (Břetislav = Setzlaw = setslāf) vielleicht die auf das e folgende ſchwere Konſonanz der Grund für das Unterbleiben der Dehnung und ſomit auch der Diphthonierung.

Beſonders aufſchlußreich für die Sprach= und Siedlungsgeſchichte iſt die Mannigfaltigkeit der Entſprechungen des alttſchechiſchen ě in der Egerländer Mundart. Ich habe darüber in einem Aufſatz[44]) berichtet, der im Jahresbericht der Bodenbacher Handelsakademie 1935/36 erſchienen iſt. Da es ſich hierbei jedoch um eine bloß in beſchränkter Auflage hergeſtellte und darum ſchwer zugängliche Veröffentlichung handelt, ſei hier einiges wiederholt, obwohl die verwendeten Namen nicht bloß aus dem Planer Bezirk, ſondern aus dem ganzen Egerland ſtammen.

Tſchechiſches ě erſcheint abwechſelnd als äi, ei, ī und einmal ſogar als ai. Eine genaue Erforſchung dieſer Verhältniſſe bringt Ergebniſſe, die nicht nur für die Geſchichte des Egerländiſchen wichtig ſind, ſondern auch etwas über die Ausſprache dieſes Lautes in der alttſchechiſchen Mundart zu ſagen haben, die im 11. bis 13. Jahrhundert bei der ſlawiſchen Bevölkerung des Egerlandes üblich war.

Der heutige egerländiſche Zwielaut äi beruht auf mhd. langem ê (mhd. klê — nhd. Klee — egerl. kläi). Wenn nun in ihrer Herkunft nach tſchechiſchen Ortsnamen, die ein ě enthielten, in der Mundart heute der gleiche Zwielaut auftritt, ſo ergibt ſich daraus, daß zur Zeit der Uebernahme ins

[42]) reg I 587.
[43]) Vgl. oben Anm. [30])
[44]) Zur Uebernahme tſchechiſcher Ortsnamen ins Deutſche.

Deutſche der ĕ-Laut noch nicht ſo wie heute als ie geſprochen wurde, ſondern als langes ē. Ortsnamen, die in ihrer mundartlichen Form heute für ĕ ein äi aufweiſen, müſſen den Deutſchen alſo ſehr bald bekannt geworden ſein, noch zu einer Zeit, da einerſeits das tſch. ĕ noch mit e gleichlautete und andererſeits auch die Verzwielautung des langen ê zu äi noch nicht durchgeführt war.

Läßt ſich dieſe Behauptung von der frühzeitigen Uebernahme der Ortsnamen mit äi für tſch. ĕ nicht auch geographiſch ſtützen? Die Antwort geben die Beiſpiele ſelbſt.[45]) Im Gerichtsbezirk Eger ſind es: Knöba — mundartl. gnäiwə — tſch. Hněvín (bei dieſem Namen weiſt übrigens auch das deutſche g für heutiges tſch. h auf frühe, noch vor 1170 erfolgte Eindeutſchung des Namens) und Treunitz — ma. träits — Drěvnica (die amtliche tſchechiſche Form Dřenice iſt eine Neubildung; die mundartliche Lautung mit äi für erwartetes äi iſt durch den Einfluß des folgenden n zu erklären); im Bezirk Falkenau liegen Prösau — ma. präisə — Březová (atſch. Brězová) und Teſchwitz — ma. täischwəts — tſch. Těšovice, im Gerichtsbezirk Königswart Teſchau — ma. täischə — tſch. Těšov und im Bezirk Elbogen Leßnitz — ma. läisnəts — tſch. Lesnice (atſch. Lěsnica).

Alle Orte, an deren Namen ſich die beſprochenen Lauterſcheinungen feſtſtellen ließen, liegen im engeren Egerland bzw. in ſeiner Nähe, während ſich z. B. in dem weiter ſüdlich gelegenen, aber immer noch dem Egerländer Sprachgebiet angehörenden Bezirk Plan kein einziges Beiſpiel eines in gleicher Weiſe eingedeutſchten ĕ findet. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Die Stadt Eger hatte ſchon unter Friedrich I. Barbaroſſa eine Kaiſerpfalz, was zweifellos ſpäteſtens ſeit der zweiten Hälfte des 12. Jh.s das raſche Deutſchwerden der umliegenden Gebiete förderte. Im Gerichtsbezirk Plan hingegen haben deutſche Siedler kaum vor 1200 Eingang gefunden.

Etwa zwiſchen 1150 und 1250 muß dann die Verzwielautung des tſch. ĕ von e zu ie erfolgt ſein. Lernten nun die Deutſchen nach dieſem Lautvorgang neue tſchechiſche Ortsnamen, die ein ĕ enthielten, kennen, konnten ſie dieſen Laut natürlich nicht mehr durch ihr deutſches ê, das dann zu äi gewandelt worden wäre, erſetzen, ſondern ſie mußten ſich nach einem neuen, beſſer entſprechenden Erſatzlaut umſehen. Für das tſchechiſche ĕ tritt von nun an mhd. ie ein. Wie die heutige Ausſprache des tſch. Lautes zeigt, liegt der Ton auf dem zweiten Teil des Diphthongs (ié), während für das Mittelhochdeutſche aus Gründen, die hier nicht weiter erörtert zu werden brauchen,

---

[45]) Fiſcher, Rudolf, Die ſlawiſchen Ortsnamen des Egerlandes und ihre Auswertung für die Lautlehre und Siedlungsgeſchichte. 1. Teil: Deutung der Namen. Zeitſchrift Germanoſlavica, IV. Jahrgang, S. 43—78.

unbedingt eine Ausſprache ie anzunehmen iſt. Dieſe Betonungsunterſchiede ſind aber offenbar nicht ſo ſtark empfunden worden, daß ſie ſich hätten hindernd beim Erſatz von tſch. ě durch d. ie auswirken können. Mhd. ie ergab in der Mundart des Egerlandes ei (mhd. lieb, nhd. lieb, ma. lei); und den gleichen Laut ei weiſen auch einige Ortsnamen auf, die wie die ſchon erwähnten im Tſchechiſchen ě enthalten haben, jedoch ſpäter als dieſe eingedeutſcht worden ſind.

Zwiſchen Eger und Franzensbad begegnet uns der Name Trieſenhof, in deſſen erſtem Teil ein tſchech. Perſonenname *Trěs ſteckt.[46]) Die Mundart ſagt treisnhūəf. Mit Rückſicht auf die Nähe von Eger, von deſſen frühem Deutſchtum ſchon die Rede war, wird man hier vielleicht annehmen müſſen, daß der Ort erſt ſpät (nach der Verzwielautung von mhd. ê zu äi) gegründet worden iſt, denn ſonſt würde man ja in der Mundart träisnhūəf erwarten. Im Gerichtsbezirk Marienbad liegt am Südabhang des Tepler Hochlandes der Ort Piſtau. Die heutige tſch. Form iſt eine Neubildung nach der ſchriftdeutſchen Namensform; nach Fiſcher[47]) hat man von einem atſch. Pěskov auszugehen. Die Mundart gebraucht peistə. Im Gerichtsbezirk Plan finden wir den Namen Gröna — tſch. Křínov (im Atſch. muß es Krěnov geheißen haben) — ma. greinə.

Damit ſind wir bei einer Erſcheinung der Egerländer Mundart angelangt, die zugleich eines ihrer Hauptmerkmale iſt: bei der Entſtehung der ſogenannten geſtürzten Zwielaute, bei der Entwicklung von mhd. ie zu heutigem ei und von mhd. uo zu heutigem ou.

Gewöhnlich nimmt man an: Das mhd. ie wurde, ausgehend vom md. Sprachgebiet, zu langem ī, das uo zu langem ū verengt.

Die hochdeutſche Schriftſprache hat an dieſer Stufe feſtgehalten (mhd. lieb, nhd. lieb, geſprochen līb; mhd. bruoder, nhd. Bruder), das Egerländiſche trieb aber die Entwicklung weiter bis zur neuerlichen Diphthongierung: Das lange ī wurde zu ei, das lange ū zu ou (dem hd. lieb entſpricht egerl. lei, dem hd. Bruder egerl. broudə), während das Bayriſch-Oeſterreichiſche von dem ganzen Vorgang überhaupt verſchont geblieben iſt, weshalb man dort auch heute noch liab und bruader ſpricht.

Der egerländiſche Lautvorgang war alſo, um das nochmals hervorzuheben: Mhd. ie wurde über ī zu ei, mhd. uo über ū zu ou. Läßt ſich dieſe Anſicht nicht auch durch Ortsnamen beſtätigen?

Wurde ein tſch. Ortsname mit i (í) in der betonten Silbe gerade zu der Zeit übernommen, als im egerl. Wandel von ie zu ei eben die Stufe langes ī erreicht war, ſo war es natürlich möglich, daß dieſer aus dem Tſche-

[46]) Fiſcher, a. a. O. S. 75.
[47]) A. a. O. S. 62.

chiſchen ſtammende i-Laut dieſelbe weitere Entwicklung nahm wie das aus ie entſtandene deutſche lange ī, d. h. daß auch er zu ei wurde.

Folgende Namen weiſen Erſatz eines tſchech. ī durch ei, den mundartlichen Vertreter des mhd. ie, auf: Im Gerichtsbezirk Plan liegen die Orte Wiedowitz — tſch. Vítovice — ma. weidəwits und Lihn — tſch. Hlinné — ma. lei, dazu finde ich bei Schwarz[48]) noch einen dritten Beleg: Biſtritz bei Neuern — tſch. Bystřice — ma. feidrts. Dieſe Feſtſtellung vermag dem Sprachforſcher mehr zu ſagen, als dies auf den erſten Blick ſcheint.

Dazu ſei folgendes vorausgeſchickt: Eine für das Zuſtandekommen des hochdeutſchen Vokalismus ebenſo wichtige Lauterſcheinung wie die vom md. Sprachgebiet ausgegangene Monophthongierung iſt die ſich von Bayern aus nach Norden verbreitende Diphthongierung der mhd. langen Selbſtlaute î zu ai, û zu au und ű (iu) zu eu. Dieſer Wandel vollzog ſich nicht ſchlagartig von heute auf morgen, ſondern benötigte mehr als hundert Jahre, um bis ins md. Gebiet vorzuſtoßen. Im Egerland ſetzte er ſich in der 1. Hälfte des 13. Jh.s durch; der Ortsname Fleißen z. B. wird 1199[49]) noch Flizen, 1224[49]) aber ſchon Vleizen geſchrieben. Wir dürfen annehmen, daß längſtens um 1240 im Egerländiſchen alle mhd. langen î verſchwunden und zu ai geworden waren. Von den Ortsnamen haben an dieſem Lautwandel folgende teilgenommen: Fleißen (Gerichtsbezirk Wildſtein bei Eger) —atſch. Blizna (das amtliche tſch. Plesná wird durch die Belege als Willkürbildung erwieſen[49]) ← ma. flaisn; Thein (Gerichtsbezirke Falkenau und Plan) — tſch. Týn, bzw. Týnec — ma. tāi; Theußau (Bezirk Falkenau) — tſch. Tisová — ma. taisə; hierher gehört vielleicht Waſchagrün (Bezirk Plan) — tſch. Výškov — ma. waschəgrei, das auf Grund eines Beleges Weyschengrün (1415) hierhergeſtellt wird.

Wäre nun auf dem Wege von mhd. ie über ī zu egerl. ei die ī-Stufe ſchon vor dem Abſchluß der Diphthongierung von î zu ai erreicht geweſen (alſo etwa vor 1240), ſo hätten ja auch dieſe ī-Laute, die eben erſt aus ie verengt worden waren, mit zu ai verzwielautet werden müſſen, d. h. wir müßten z. B. heute egerl. für lieb lai ſprechen; mit anderen Worten: Der Wandel von ie zu langem ī erfolgte nicht vor 1240; daraus ergibt ſich wieder, daß die Ortsnamen Wiedowitz, Lihn und Biſtritz (ſiehe oben!) nicht vor dieſer Zeit eingedeutſcht worden ſind.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Zwiſchenſtufe ī im Egerländiſchen nur ganz kurze Zeit, etwa bis 1270, angedauert hat. Auch für dieſe Vermutung gibt wieder ein Ortsname einen Anhaltspunkt

---

[48]) Schwarz, Ernſt, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle, München-Berlin, 1931, S. 319.

[49]) Fiſcher, a. a. O. S. 50.

Im Gerichtsbezirk Plan begegnet uns als Burgbezeichnung der Name Triebl — tſch. Třebel — atſch. Trĕbel — ma. trīwl. Das r für das tſch. ř beweiſt, daß die Uebernahme des Ortsnamens nicht nach 1270 erfolgt iſt. Aus dem langen ī der ma. Form aber ergibt ſich folgende Erwägung: Tſch. ĕ wurde hier nicht als ie — ī — ei übernommen, ſondern unmittelbar als langes ī, und zwar nicht vor der Entwicklung von langem ī zu ei (ſ. o.), denn ſonſt ſpräche man heute treiwl. Daraus folgt weiter, daß zur Zeit der Eindeutſchung des Namens Třebel in der Entwicklung von ie über ī zu ei auch ſchon die Stufe ī überwunden war.

Oben hatte ſich ergeben, daß um 1240 die Stufe ī noch nicht erreicht war, und jetzt zeigte ſich, daß ſie um 1270 ſchon nicht mehr beſtanden haben konnte. Man ſieht daraus, daß von der Ortsnamenforſchung ſehr genaue Auskunft über die zeitlichen Verhältniſſe eines für das Egerländiſche überaus kennzeichnenden Lautwandels zu erhalten iſt.

In dieſem Zuſammenhang ſei auch ein Wort zu dem umſtrittenen Flußnamen Pfreimt (Weſtböhmen—Oberpfalz) geſagt. Die älteren Deutungsverſuche, die teils auf dem Tſchechiſchen, teils auf dem Deutſchen fußten, ſind bei Schwarz[50]) angeführt. Sie ſind ſämtlich unbefriedigend. Liewehr hat dann vor etwa drei Jahren in ſeinen Vorleſungen an der Prager Deutſchen Univerſität eine ebenſo neue wie geiſtreiche Erklärung vorgebracht. Er geht von einem ſlawiſchen Anſatz prĕ-mъda aus: prĕ = „ſehr, überaus" und in mъda liegt der aus den tſchechiſchen Wörtern mdlý „müde, träge", mdloba „Ohnmacht" uſw. bekannte Wortſtamm md — „träge, langſam" vor. Prĕmda, ntſch. Přímda bedeutet demnach „der überaus träge, langſam fließende Bach". Allerdings ſcheinen ſich da zunächſt bei der Beurteilung des deutſchen Namens Pfreimt Schwierigkeiten zu ergeben; denn wieſo konnte aus einem tſch. ĕ ein d. ai werden? Die Deutung Liewehrs braucht aber deshalb noch nicht voreilig über Bord geworfen zu werden. Man ſtelle ſich folgendes vor: Die Deutſchen erſetzten das tſch. ĕ, das ſie allerdings ſchon als Zwielaut hören mußten, nicht wie ſonſt durch ihr deutſches ie, ſondern durch ihr langes ī, das dann wie das mhd. lange î zu ai verzwielautet wurde. Dabei muß jedoch betont werden, daß man das anlautende pf nicht als das Ergebnis einer lautgeſetzlichen Entwicklung anſehen darf; denn die zweite Lautverſchiebung war im 7. Jahrhundert abgeſchloſſen, zu einer Zeit alſo, da auf jeden Fall noch das tſchech. ĕ als e geſprochen wurde, das natürlich im Deutſchen nie ein ai ergeben hätte.

Das tſchechiſche o wurde in dehnbarer Stellung in den früh übernommenen Namen über ō zu ūə: Chody — Hinterkotten — khūən, Domaslav

---

[50]) A. a. O. S. 36 f.

— Domaſchlag — dūəməschlōch, Kočov — Gottſchau — gūətschə, Lhota — Elhotten — lhūən, Lom — Lohm — lūəm und Trhonín — Trahona — trohūənə. Demgegenüber kann Strahov — Strahof — strahūəf auch ſpäter eingedeutſcht ſein, da es ſich hierbei vielleicht um eine volksetymologiſche Umdeutung (im Anſchluß an „Hof") handelt.

Soweit o nicht gedehnt wurde, konnte es zu u gewandelt werden. Eichhorn[51]) ſagt zwar, dieſer Uebergang ſei nur vor l (Wolke — wulkŋ), vor m (kommen — khumə) und in einzelnen anderen Wörtern (z. B. Koffer — khufə) erfolgt, und Gradl[52]) beſchränkt ſeine Regelmäßigkeit auf die Stellung vor l, m, n, r; die übrigen Fälle ſeien ſeltener. Unſere Ortsnamen zeigen dieſe Entwicklung jedoch auch ſonſt; Kořen — Kurſchin, Chodová Planá — Kuttenplan (Kottenplan iſt 1380[53]) und 1432[54]) belegt), Boněnov — Punnau (Ponnau 1654[55]) belegt); Očín — Utzin; für Ottenreuth wird 1504[56]) auch Vttenreuth geſchrieben und der tſchechiſche Name von Hangendorf im Gerichtsbezirk Weſeritz erſcheint im 17. Jh. einmal als Ulešovice[57]).

Wie das lange ī iſt auch das lange ū diphthongiert worden, u. zw. zu au. Auſchowitz (Bezirk Marienbad) — tſch. Ušovice — ma. auschəwits ſei als Beiſpiel angeführt. Einer etwas jüngeren Uebernahmeſchicht gehört im Bezirk Plan der Namen Truß an. Zu ſeiner Etymologie ſei geſagt, daß es ſich um eine ähnliche Bildung wie bei Troppau handelt, das aus der Redewendung „(an) d(e)r Oppa" entſtanden iſt. Dem Ortsnamen Truß liegt die Form Ustí „Mündung" zugrunde; aus „(an) d(e)r Ustí" ergab ſich nach Abfall des -tí Truß. Die mundartliche Form iſt nun merkwürdigerweiſe trous, hat alſo dasſelbe ou wie die deutſchen Wörter mit mhd. uo. Zur Erklärung dieſer Erſcheinung brauche ich nur auf das oben zu den Namen Wiedowitz und Lihn Geſagte aufmerkſam zu machen. Der tſch. Ortsname Ustí wurde gerade in der Zeit (1240 bis 1270) übernommen, als in der Entwicklung mhd. uo — nhd. ū — ma. ou die Stufe ū erreicht war. Das weitere Schickſal des Namens bis zur Entſtehung der Form trous iſt dann klar.

Die Stammvokale ſpäter eingedeutſchter Namen blieben auch in der Mundart unverändert; es ſeien nur wenige Beiſpiele dafür angeführt:

---

[51]) Eichhorn, Otto. Die Südegerländer Mundart, Lautlehre. Reichenberg 1929, S. 44.

[52]) Gradl, Heinrich. Die Mundart Weſtböhmens, Lautlehre des nordgauiſchen Dialekts Weſtböhmens. München 1895, S. 53.

[53]) Mitteilungen des Vereins für Geſchichte in Böhmen, 21, 169.

[54]) Gradl, Heinrich, Die Chroniken der Stadt Eger. Prag 1894, S. 219.

[55]) Steuerrolle, Band 18, S. 446.

[56]) Vgl. Anm. [28])

[57]) 1. Stadtbuch von Neumarkt (Landesarchiv Prag), S. 143.

Plaň — Planes — ma. plānes (vgl. dagegen Planá — Plan — ma. plūə), Zádub — Saduba — ma. sādəwa, Lechov — Lechowa — ma. lechəwa, Lestkov — Leskau — ma. leskə, Šipín — Schippin — ma. schipī, Zliv — Schlief — ma. schlīf, Potín — Pottin — ma. potī, Ostrov — Wostrowa — ma. wǫstrəwa, Chudeč — Kutsch — ma. gutsch usw.

Daß allerdings der Fall nicht ausgeschlossen ist, daß schon im 13. Jahrh. den Deutschen bekannt gewordene Ortsnamen den Stammselbstlaut aus bestimmten Gründen unverändert beibehalten haben, wurde schon oben an zwei Fällen (Rössin, Setzlaw) dargetan. Auch Křivec — Krips — ma. krips ist hierherzustellen, da das d. r für tsch. ř auf eine Eindeutschung vor 1270 weist. Der Grund dafür, daß hier die Diphthongierung unterblieb, dürfte die auf das i folgende Mitlautgruppe (ps) gewesen sein. Bei den Namen, die keinen Konsonanten aufweisen, der für diese Zeitbestimmungen in Frage kommt, kann keine diesbezügliche Entscheidung gefällt werden.

Das heutige tsch. h[58]) hat sich erst im Laufe des 12. Jahrhunderts, etwa seit 1170, aus dem früheren g entwickelt, das vielleicht in einer gewissen Uebergangszeit nicht mehr als reiner Verschlußlaut g, sondern als stimmhafter Reibelaut gesprochen wurde. Haben nun die Deutschen einen Ortsnamen, der diesen Laut enthielt, vor 1170 kennengelernt, so hörten sie noch g oder zumindest einen g-ähnlichen Reibelaut, den sie durch ihr deutsches g wiedergeben konnten. Erst nach der Entlehnung des Namens durch die Deutschen erfolgte dann der tschechische Wandel von g zu h, woraus es sich erklärt, daß wir heute des öfteren einem tsch. h ein d. g gegenüberstehen sehen. Da nun im Planer Bezirk bei den im heutigen Tschechischen mit h anlautenden Ortsnamen (Hradiště, Hlinné, Zhořec) in keinem Fall im Deutschen dafür ein g festgestellt werden kann (Radisch — ma. rādesch, Lihn — ma. lei, Hurz — ma. hǫrts), ergibt sich, daß wir im 12. Jahrhundert wenigstens in den Gebieten des Bezirkes, in denen die genannten Orte liegen, noch nicht mit nennenswerten deutsch-tschechischen Beziehungen rechnen dürfen.

Das tsch. b war und ist auch heute noch stimmhafter Verschlußlaut. Im Bayrischen aber war es im 8. Jahrhundert im Anlaut sowie im In-

---

[58]) Ueber die Rolle, die gewisse Mitlaute bei der Festlegung der Uebernahmszeit von Ortsnamen spielen, handelt insbesondere Ernst Schwarz: Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, Reichenberg 1923; Die germanischen Reibelaute s, f, ch im Deutschen, Reichenberg 1926; Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, München-Berlin 1931; ferner in dem Aufsatz: Probleme alter Sprachinselmundarten: Paul-Braunes Beiträge LVII, S. 116—180. Vgl. dazu: Primus Lessiak in den Beiträgen zur Geschichte des deutschen Konsonantismus, Brünn—Prag—Leipzig—Wien 1933.

laut nach m zu p geworden, kam alſo für den Erſatz des tſch. b nicht in Betracht. Vielmehr verwendete man dafür den nächſtgelegenen ſtimmhaften Laut, nämlich v, das im 8. Jahrhundert aus f entſtanden war und um 1250 wieder zu f wurde. Dieſer Wandel von v zu f erſtreckte ſich natürlich auch auf die fremden Namen, die bis dahin übernommen waren. Tſch. anlautendes b erſcheint alſo im bayriſchen Sprachgebiet bei Uebernahme vor 1250 als f; bei Entlehnung des Namens nach 1250 hingegen wurde meiſt das auch heute noch als bilabialer Laut geſprochene w verwendet.

Die Tatſache, daß im Planer Bezirk nie einem anlautenden tſch. b ein deutſches f entſpricht, beweiſt wiederum, daß die betreffenden Namen den Deutſchen nicht vor 1250 bekannt geworden ſind. Hingegen finden wir einige Beiſpiele für den Erſatz von tſch. b durch w: Bezemín — Weſamin, Budeč — Wutſch, Bezdružice — Weſeritz und Bezděkov — Weſigau. Die beiden zuletzt genannten Namen ſind aber nach früheren Ausführungen wegen ihrer mundartlichen ɪə für tſch e noch vor 1300 eingedeutſcht worden, ſo daß wir hier mit bloß ſprachlichen Erwägungen auf den kleinen Spielraum von etwa 50 Jahren kamen, in dem die Deutſchen dieſe zwei Ortsnamen kennengelernt haben müſſen.

Bis zur zweiten Lautverſchiebung gab es ein ſtimmloſes und ein ſtimmhaftes s. Seit der zweiten Lautverſchiebung hatte bis in die mittelhochdeutſche Zeit hinein das ſtimmloſe s eine sch-ähnliche Ausſprache, während das ſtimmhafte s zu r geworden war. Daneben gab es im In- und Auslaut das aus t durch die zweite Lautverſchiebung entſtandene ſtimmloſe s (z). Der sch-ähnliche Laut wurde je nach der Stellung teils ſtimmhaft, teils ſtimmlos geſprochen. Dieſe eigenartige, zwiſchen s und sch ſtehende Ausſprache dauerte bis ungefähr 1300. Um dieſe Zeit ſetzte ſich die heutige durch, die ſich als Gabelung der alten Verhältniſſe zu erkennen gibt. Anlautendes s wurde vor p, t, l, m, n, w zu reinem sch (Stein, ſprechen, ſchlagen, ſchmal, ſchneiden, ſchwarz), ſonſt zu reinem s (ſein uſw.). Das Tſchechiſche hatte demgegenüber ſchon damals dieſelben s-Laute wie heute: s, z, š, ž, c (ts), č (tš) und šč (štš: heute št'). Dieſe Verſchiedenheiten in den Lautverhältniſſen mußten ſich naturgemäß auch bei der Uebernahme tſchechiſcher Ortsnamen ins Deutſche auswirken. Bis 1300 kannte nach dem oben Geſagten das Deutſche im Anlaut kein reines s; für tſchechiſche Namen mit s (z) in dieſer Stellung konnte vor 1300 das deutſche s wegen ſeiner sch-artigen Ausſprache nicht als der entſprechende Lauterſatz in Betracht kommen; es trat dafür die dem tſch. s näherſtehende Affrikata ts(z) ein.

Aus den hier zu behandelnden Namen kann als Beiſpiel dafür Sedliště — Zetliſch genannt werden, von dem oben ſchon auf Grund des mundartlichen ɪə (tsɪəlesch) geſagt wurde, daß es noch im 13. Jh. übernommen worden ſein muß.

Umgekehrt konnte tſch. š(ž) bis gegen 1300 eben durch dieſen vorhin gekennzeichneten deutſchen s=sch=Laut wiedergegeben werden, der dann, von den erwähnten Stellungen abgeſehen, nach 1300 wieder zu reinem s wurde. Beiſpiele dafür ſind aus dem Planer Bezirk: Kříženec — Kieſenreuth, Pačín — Patzin, Očín — Utzin, Řežín — Röſſin und Bezdružice — Weſeritz (über Weſerſitz durch Diſſimilation des zweiten s=Lautes entſtanden).

Nach 1300 hatte das Deutſche wieder ſowohl s als auch sch, es konnten alſo von nun an fremde Namen ohne weitere Aenderung hinſichtlich der s=Laute eingedeutſcht werden; als Beiſpiel ſei bloß Zádub — Saduba genannt, das bei einer Uebernahme vor 1300 im Anlaut ts haben müßte.

Das ř des heutigen Tſchechiſchen iſt erſt etwa um 1270 aus älterem weichem r entſtanden; bis zu dieſer Zeit war alſo das heutige ř vom gewöhnlichen r nur durch die weiche Ausſprache unterſchieden, die im Deutſchen bei der Uebernahme vernachläſſigt werden konnte; d. h., es wurde bis ungefähr 1270 tſch. ř durch deutſches r wiedergegeben. Im Bezirk Plan war dies bei folgenden Namen der Fall: bei tſch. Křínov — d. Gröna, Křivec — Krips, Řežín — Röſſin, Třebel— Triebl und wahrſcheinlich auch bei Zhořec — Hurz, deſſen r allerdings auch durch Vereinfachung der ſchwer ausſprechbaren Mitlautgruppe rschts (z. B. in der Form ve Zhořci) entſtanden ſein kann.

Nach 1270 wurde ř bereits in der heutigen Weiſe geſprochen; in der Regel erſetzten die Deutſchen dieſen ihnen nicht geläufigen Laut durch die Gruppe rsch. Nun gab es aber bis zum Ende des 13. Jh.s noch die ſchon oben beſchriebenen, in der Ausſprache ſich zwiſchen s und sch bewegenden s=Laute, die bis 1300 regelmäßig beim Erſatz von tſch. š(ž) Anwendung fanden und dann zu reinem s wurden. Namen, die in dieſer Zeit (zwiſchen 1270 und 1300) übernommen wurden, müſſen auf Grund des eben Geſagten ſtatt des tſch. ř im Deutſchen heute ein rs (bzw. mit Abfall des r: einfaches s) aufweiſen. Die Beiſpiele dafür ſind im ſudetendeutſchen Gebiet nicht allzu häufig. Eines findet ſich auch unter den Namen, auf die ſich die vorliegende Arbeit ſtützt; es iſt dies Břetislav — Setzlaw; das tſchechiſche ř erſetzten die Deutſchen zunächſt durch rz; da die Mitlautgruppe brz — jedoch ſchwer ausſprechbar war, fiel das anlautende br — ab und das verbleibende z(s) (sch=artig geſprochen) wurde um 1300 regelrecht zu reinem s gewandelt.

Seit 1300 wurde dann tſch. ř ſtets durch rsch (sch) erſetzt; ſtatt vieler Namen ſei hier wieder nur ein Beiſpiel genannt: Křelovice — Krzelowitz — ma. kscheləwits.

In mehreren Fällen waren die tſchechiſchen Namen im Deutſchen Umdeutungen unterworfen; dieſe beſchränkten ſich teils auf die Schreibung (z. B. Vrbice — Fürwitz, ma. aber ferwəts, Kočov — Gottſchau, ma. gūətschə),

teils wurden ſie aber vom Volke ſelbſt, alſo in der Mundart, vorgenommen, ſo bei Drmaly — (heute tſch. Drmoul) — Dürrmaul — ma. tirmāl, Strahov — Strahof — ma. strahūəf u. a.

Aus den hier gewonnen Ergebniſſen dürfen wir keine falſchen Schlüſſe ziehen; wenn von einem Namen geſagt werden konnte, er ſei ſeit 1270 oder 1300 ſtändig in deutſchem Mund geweſen, bedeutet das noch lange nicht, daß der betreffende Ort ſeit dieſer Zeit auch ſchon deutſche Bevölkerung hatte. Es genügte ſchon, wenn der Name ſtändig den in der Nähe wohnenden Deutſchen bekannt war. Unter Beachtung dieſes Vorbehalts kann bei folgenden Ortsnamen des Planer Bezirkes das 13. Jahrhundert als Zeitraum angegeben werden, in dem ſie eingedeutſcht worden ſind.

a) Nach den Mitlauten beurteilt:
   1) vor 1270 Gröna, Hurz, Krips, Röſſin, Triebl;
   2) zwiſchen 1270 und 1300 Setzlaw;
   3) vor 1300 Kieſenreuth, Weſeritz, Zetliſch, Patzin, Utzin.

b) Nach den Selbſtlauten beurteilt:
   1) Diphthongierung des ī zu ai (längſtens Mitte des 13. Jahrhds.): Thein, Waſchagrün (?);
   2) i, í, ĕ > ī > ma. ei; tſch. ú > ma. ou (etwa zwiſchen 1240 und 1270): Lihn, Wiedowitz, Gröna, Truß;
   3) tſch. a > ma. ǫ, ō, ǭ, uə: Zaltau, Glaſau, Godriſch, Damnau, Plan, Honau, Gſtom;
   4) tſch. e > ma. īə: Tſchelitz, Weſeritz, Weſigau, Zetliſch, Hetſchigau;
   5) tſch. o > ma. ūə: Domaſchlag, Elhotten, Gottſchau, Hinterkotten, Lohm, Strahof und Trahona.

Alle unter 3) bis 5) genannten Namen wurden vor, bzw. um 1300 übernommen.

III. Zur Siedlungsgeſchichte.

Die letzten Ausführungen ſollten zeigen, was die Sprach- und beſonders die Ortsnamenforſchung über Zeit und Art der erſten deutſch-tſchechiſchen Beziehungen zu ſagen hat; daß man bei dem Verſuch, ſich bei der Abfaſſung einer Siedlungsgeſchichte nur an ſprachliche Erkenntniſſe zu halten, ſcheitern muß, bleibt unbeſtrittene Tatſache; die urkundlichen Quellen aller Art darf man dabei in keiner Weiſe vernachläſſigen, ſoll nicht das Ergebnis Lücken aufweiſen. Und gar über die Frühgeſchichte kann in der Regel weder der Sprachforſcher noch der Hiſtoriker Entſcheidendes vorbringen. Hierüber müſſen vor allem Bodenfunde u. ä. herangezogen werden.

1. Die Vorgeſchichte. Dafür, daß die weſtliche Hälfte des Planer Bezirkes ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit beſiedelt war, konnten bisher noch keine ſicheren Beweiſe vorgebracht werden. Ueber die allerdings ebenfalls recht ſpärlichen Funde aus dem Weſeritzer Gebiet berichtet mehrfach Othmar Lenz.[59]) Das Wichtigſte davon ſei hier der Vollſtändigkeit wegen wiederholt.

Vor etwa vier Jahren begann man auf dem Radiſcher Berg bei Konſtantinsbad mit Grabungen, die große Scherbenmengen und zwei maſſive Bronzeringe zutage förderten. Dieſe Funde gehören der ſpäteren Hallſtattzeit (etwa 5. Jh. v. Chr.) an. Ob ſie ſchon von den Kelten ſtammen oder auf eine noch frühere Bewohnerſchaft zurückgehen können, iſt aus dem angeführten Bericht nicht erſichtlich. Jedenfalls iſt aber durch dieſe Ausgrabungen bewieſen, daß die Tſchechen nicht als erſte von dem Gebiet Beſitz ergriffen haben und daß ſchon ein Jahrtauſend vor ihrem Erſcheinen der Weſeritzer Bezirk nicht mehr vollkommen menſchenleer war. Aus der Markomannenzeit (1.—6. Jh.) wurde bisher nichts gefunden.

2. Die tſchechiſche Beſiedlung. Als die Slawen gegen Ende des 6. Jh.s in Böhmen einwanderten, nahmen ſie naturgemäß zuerſt von den fruchtbaren Gebieten des Landes Beſitz. Erſt im Laufe der Zeit breiteten ſie ſich nach den Rändern hin aus. Urkunden aus dieſer Zeit gibt es nicht. Dafür aber ergab ſich bei der genauen Unterſuchung von Scherben, die man bei Ausgrabungen in und bei Schippin (ſüdöſtlich von Konſtantinsbad) fand, daß ſie ſlawiſcher Herkunft ſind und aus dem 7. Jahrhundert ſtammen. Falls dieſes Urteil der Archäologen richtig iſt, wäre damit in dieſer Gegend ſchon ſeit der Zeit mit einer wenn auch recht dünn verteilten tſchechiſchen Bevölkerung zu rechnen. Die große Maſſe der Siedler dürfte jedoch nicht vor dem 11. Jh. erſchienen ſein.

Wie faſt überall, ſo haben ſich auch in unſerem Gebiet die Klöſter um den Landausbau und um die Anlegung zahlreicher neuer Orte verdient gemacht. Bedenkt man nun, daß das Kloſter Kladrau, das Beſitzer faſt der ganzen Südhälfte des Bezirkes war, 1115 und das Stift Tepl, das ſich um die Beſiedlung des Tepler Hochlandes, zu dem der nördliche Teile des Planer Bezirkes gehört, unſchätzbare Verdienſte erwarb, 1193 gegründet wurde, ſo läßt ſich die oben angedeutete Annahme, die große Maſſe der Koloniſten ſei nicht vor dem 11. Jh. erſchienen, auch dann nicht mehr als unbegründet verwerfen, wenn man darauf aufmerkſam macht, daß ſchon im Kladrauer Stiftsbrief aus dem Jahre 1115[60]) mehrere Namen von Orten auch des Planer Bezirkes angeführt werden, die da-

[59]) U. a. Die Vorgeſchichte des Weſeritzer Ländchens: Unſere Heimat, 1935.
[60]) Die Urkunden ſind in reg. I abgedruckt.

mals teils von landesfürſtlicher, teils von privater Seite dem neuen Kloſter geſchenkt wurden, alſo ſchon vor 1115 beſtanden haben müſſen. 1219[60]) beſtätigte Papſt Honorius III. dem Stift Tepl deſſen Beſitzungen. Von den zu Tepl gehörenden Orten des Plan—Weſeritzer Gebietes werden in der Urkunde bloß Krips und Planes genannt. 1233[60]) erwirbt das Kloſter von der Königinmutter Konſtantia durch Kauf Neumarkt und Hangendorf. Als 1273[61]) Gregor X. dem Stift neuerdings eine Beſtätigungsurkunde ausſtellt, werden in ihr außer den genannten Dörfern auf einmal auch Hetſchigau und Wutſch erwähnt. Von beiden dürfen wir nach dem Stand der Dinge annehmen, daß ſie zwiſchen 1219 und 1273 von Tepl aus gegründet worden ſind.

1273[62]) erſcheint in einer Urkunde ein Wisco de Wiscow (Výšek de Výškov = Waſchagrün). Hier haben wir alſo den ſeltenen Fall vor uns, daß zugleich mit dem Ort auch ſein Gründen genannt wird, ein unumſtößlicher Beweis dafür, daß die Siedlung zur Zeit ihrer Erſtnennung noch ſehr jung war.

Die Koloniſation des Weſeritzer Bezirkes war, den bis dahin genannten Ortsnamen nach zu ſchließen, um 1250 bereits abgeſchloſſen. Etwas ſpäter war dies im Planer Gerichtsbezirk der Fall, in dem nur der ſüdöſtliche Teil, der ſich im Einflußbereich von Kladrau befand, damals ſchon in ſeiner heutigen Dichte beſiedelt war. Ein Ujezd und zwei Lhota-Namen, beides Kenn- und Leitworte für die tſchechiſche Beſiedlungstätigkeit im 13. und 14. Jh., kommen hier vor. Auch die Chodenorte (Hinterkotten, Neudorf, Heiligenkreuz, Glaſau und Kuttenplan) dürften nicht lange vorher angelegt worden ſein. Ob die manchmal geäußerte Vermutung, es habe auch deutſche Chodendörfer gegeben, zutrifft, kann wohl nicht einwandfrei bewieſen werden. Die durchwegs tſchechiſchen erſten Namensformen der genannten Orte (Nové Chody, Trstěnice, Staré Chody, Neblažov, Chodová Planá) im Verein mit der verhältnismäßig großen Zahl tſchechiſcher Flurnamen in ihrem Bereich können wohl als Gegenbeweis angeführt werden.

Bis 1251 werden 46 tſchechiſche Ortsnamen urkundlich erwähnt, bis 1400 folgen weitere 50; ein großer Teil von dieſen iſt jedoch erheblich älter als die Erſtnennung dies vermuten laſſen könnte. Daß ſich dieſe Behauptung in vielen Fällen auch ſprachwiſſenſchaftlich ſtützen läßt, wurde ſchon im II. Abſchnitt angedeutet und ſei hier nur mehr durch ein Beiſpiel ins Gedächtnis gerufen. Der Ortsname Setzlaw wird 1379[63]) erſtmals ge-

---

[61]) reg II 334.
[62]) reg I 426.
[63]) Bernaregiſter; vgl. Anm. [27])

nannt, muß aber, wie oben dargelegt wurde, ſchon zwiſchen 1270 und 1300 den Deutſchen bekannt geworden ſein. Der Ort iſt alſo mindeſtens 100 Jahre älter als ſeine erſte Nennung.

Nicht ganz leicht fällt auch die Feſtſtellung, aus welcher Richtung die Einwanderer kamen. Ein erſter Blick auf die Landkarte ſcheint wohl die Behauptung zu rechtfertigen, daß ſie ausnahmslos aus dem Pilſner Becken ſtammten. Das Studium der einſchlägigen Urkunden aus dem 12. und 13. Jh. ſtellt dieſe Annahme aber in Frage. Eine wichtige Rolle ſpielen bei dieſer Entſcheidung zwei aus den Jahren 1183[64]) und 1185[64]) datierte, jedoch Fälſchungen des beginnenden 13. Jh.s darſtellende Schenkungsurkunden des Herzogs Friedrich an die Johanniter und dann ein Schriftſtück, in dem um 1239[64]) Papſt Gregor dem Kloſter Kladrau deſſen ausgedehnten Beſitz beſtätigt. Die beiden zuerſt genannten Urkunden weiſen darauf hin, daß ein Teil des heutigen Weſeritzer Ländchens einſt zum Saazer Kreis gehörte: „villae iam diu fere desertae quondam ad Sathes (Žatec-Saaz) pertinentes". Dieſe Angabe wiederholt ſich 1239 mit den Worten: „in provincia Sattensi: Lomnice, Celeon (Tſcheliw bei Weſeritz), Crasou..." und 1253[65]) finden wir die Nachricht: „Zrinovnik (Žernovník — Schirnik bei Weſeritz), quod jacet in provincia Sathensi". Die Antwort auf die Frage, warum dieſe Dörfer einſt zu Saaz gehörten, kann nur die ſein, daß ihre Gründer Angehörige der um Saaz wohnenden Lutſchaner waren, die auch in ihrer neuen Heimat Beziehungen zu dem Gebiet, von dem ſie ausgegangen waren, aufrechterhielten. Der ſüdliche Teil des Bezirkes verdankt allerdings ſeine Beſiedlung den Bewohnern des Mies—Pilſner Beckens.

3. Die deutſche Beſiedlung. Der Beginn der deutſchen Einwanderung läßt ſich nicht genau angeben. Allgemein iſt bekannt, daß die letzten Przemyſliden die deutſche Koloniſation förderten. Wenn wir alſo das Jahr 1200 als den Zeitpunkt anführen, ſeit dem ſich Deutſche in unſerer Gegend befinden, ſtützt ſich dieſe Annahme nicht zuletzt auf die eben angegebene Tatſache. Allerdings ſtimmen dazu auch die übrigen Erwägungen.

Es iſt als ſicher anzunehmen, daß nicht einzelne deutſche Bauern auf eigene Fauſt einwanderten; es muß vielmehr eine höhere Leitung gegeben haben, die wohl in der Hauptſache geiſtlichen Stellen zuzuſprechen iſt. Das 1193 gegründete Stift Tepl legte (vgl. oben) im 13. Jahrh. zwar die tſchechiſch benannten Orte Hetſchigau und Wutſch an, daneben aber taucht 1273[66]) ſchon der deutſche Name Neumarkt ſtatt des tſchechiſchen Utery

---

[64]) Abgedruckt in reg I.
[65]) reg I 609.
[66]) reg II 334.

ſo 1233[67]) in der Kaufurkunde auf, der ſchon als ſolcher trotz der damals verwendeten latiniſierten Form Novum Forum beweiſt, daß die Bewohner des neben dem alten Utery angelegten neuen Marktes Deutſche waren.

Wichtiger aber ſcheint in dieſer Hinſicht noch die Tätigkeit des Kloſters Waldſaſſen geweſen zu ſein. Beweiſe für die Beziehungen einiger Orte des Planer Bezirkes zu Waldſaſſen ſind vorhanden. Vor allem läßt ſich dies bei Plan feſtſtellen. Am 13. März 1251[68]) übertrug König Wenzel dem Kloſter das Patronatsrecht über die Kirche in Plan. 1275[69]) bedroht der Erzbiſchof alle mit der Exkommunikation, welche die Mönche in dem Beſitz der Kirche und Filialkirche in Plan ſtören. Auch 1281[70]) und 1315[71]) werden Plan und Waldſaſſen in ähnlichen Zuſammenhängen erwähnt. Dann allerdings ſcheint der Einfluß des bayriſchen Kloſters verlorengegangen zu ſein.

Am 17. Februar 1290[72]) übertrug Albert von Seeberg Waldſaſſen die Einkünfte im Betrage von 5 Mark Silber auf ſeinem Dorfe „Stockeich penes Tachawe“ (Stockau bei Tachau). Am 13. April 1391[73]) war bei der Beſetzung der Pfarrei Mähring (Oberpfalz) durch das Kloſter Waldſaſſen der Pfarrer von Heiligenkreuz der „executor“.

Dabei bleibt es natürlich nicht ausgeſchloſſen, daß ſich auch andere Stellen um die deutſche Koloniſation vor den Huſſitenkriegen verdient gemacht haben, wenngleich ſich in den Urkunden keinerlei Anhaltspunkte dafür finden laſſen.

Im 13. Jh. werden bloß 4 deutſche Ortsnamen genannt, bis zum Ausbruch der Kriegswirren am Beginn des 15. Jh.s kommen nur weitere 4 dazu. Man ſieht, wie es das dichte Netz der tſchechiſchen Orte den Deutſchen faſt unmöglich machte, ſelbſtändige Dörfer anzulegen. In den meiſten Fällen ſiedelten ſie ſich in oder unmittelbar neben den bisher von den Tſchechen bewohnten Orten an.

Selbſt die heute noch in Ruinen vorhandenen Burgen ſind trotz ihren deutſchen Namen Gründungen tſchechiſcher Adeliger. Dies geht u. a. daraus hervor, daß die Herren von Guttenſtein Verwandte Hrozňatas, des tſchechiſchen Gründers des Stiftes Tepl, waren, daß ferner die Beſitzer des Wolfſteins Nachkommen derer von Schweißing (tſch. Svojšín) und

---

[67]) reg I 375 f., reg II 1160.
[68]) reg I 587.
[69]) reg IV 733.
[70]) reg II 543.
[71]) reg III 104, 108, 115, 116.
[72]) reg I 643.
[73]) Auf S. 69 des 5. Bandes der Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per dioecesim, hrg. 1. Band von Franz Tingl, Band 2 ff. von Josef Emler, Prag 1867 ff.

Triebl (tſch. Třebel) waren, daß die Schwanberge tſchechiſche Taufnamen (Bušek — Bohuslav, Ratmír, Hynek) beſonders liebten und daß von einem Mitglied dieſer Familie noch um 1500 geſagt werden konnte: „Byl Němcům velmi strašlivý (er war bei den Deutſchen ſehr gefürchtet).[74])

Auch der Bergbau, der in manche Gegenden (Erzgebirge, Kuttenberg) große Mengen deutſcher Bergleute brachte, iſt für das Deutſchtum des Planer Gebietes nur von untergeordneter Bedeutung. Bloß Michelsberg verdankt ihm ſeine Gründung (um 1505).

Das Deutſchwerden des Bezirkes vollzog ſich im Laufe mehrerer Jahrhunderte. Beim Ausbruch des Huſſitenkrieges war zweifellos ſchon der ganze Weſten bis über Plan hinaus deutſch. Die Wirren des Krieges verurſachten dann einen Stillſtand, an manchen Orten (nachzuweiſen iſt dies vor allem bei Neumarkt) ſogar einen Rückſchritt in der Eindeutſchung. Seit 1500 aber ſetzt ſich das Deutſchtum unaufhaltſam durch. Die Reformation vollendete, was noch zu tun übriggeblieben war. Die Tatſache, daß ein Teil, u. zw. die öſtliche Hälfte des Bezirkes, erſt in ſo ſpäter Zeit deutſch wurde, ermöglicht es, den ganzen Vorgang an der Hand der nun ſchon reicher fließenden ſchriftlichen Quellen genauer zu verfolgen.

Die 1569 einſetzenden Aufzeichnungen im Leskauer Stadtbuch[75]) ſind von Anfang an deutſch. Wir dürfen daraus folgern, daß auch das Städtchen Leskau damals ſchon deutſch war. Desgleichen weiſen die Grabſteine von Mitgliedern des Hauſes Schwanberg ſeit 1572 deutſche Aufſchriften auf.

Das 1571 beginnende Stadtbuch von Weſeritz[75]) iſt bis 1580 nur tſchechiſch geführt, ſeit dieſem Jahre treten auch deutſche Eintragungen auf.

Am längſten ſcheinen ſich die Tſchechen in Neumarkt gehalten zu haben. Das ſeit 1612 geführte Stadtbuch[75]) iſt tſchechiſch geſchrieben; die erſte deutſche Eintragung erfolgte 1625, ſeit 1630 nahm auch hier die deutſche Sprache überhand. — Die 1614 beginnende Sterbematrik von Tſchelitz[76]) wurde von allem Anfang an nur deutſch geführt.

Für die übrigen Siedlungen des Weſeritzer Bezirkes fehlt es zwar an ähnlichen für eine derartige Feſtſtellung ſo überaus wichtigen Aufzeichnungen, wir können jedoch mit gutem Recht annehmen, daß ſich die gleiche Entwicklung auch dort vollzog.

Im 16. und 17. Jh. erfolgen dann die Erſtnennungen zahlreicher weiterer Ortsnamen, in den Wäldern an der Grenze werden noch im 18. Jh. ſelbſtändige Dörfer angelegt [Brand ſeit 1727[77]), Neuhaimhauſen

---

[74]) Sedláček, Auguſt, Hrady, zámky a tvrze . . . (vgl. S. 121), S. 46.

[75]) Im Landesarchiv in Prag.

[76]) Im Pfarramt Tſchelitz.

[77]) Urban, a. a. O., S. 147.

vor 1720[78]) und Galtenſtallung 1760[79])]. Der am Anfang des 19. Jh.s aufkommenden Eiſenverarbeitung verdanken Karolinengrund (1836) und Joſefihütte (1838) ihre Entſtehung.

Seit ungefähr vierzig Jahren zeigt ſich wieder eine Zunahme des tſchechiſchen Bevölkerungsteils. Während bei der Volkszählung des Jahres 1880 im Planer Bezirk überhaupt keine Tſchechen feſtgeſtellt wurden, waren es 1890 ſchon 54, 1921 375 und 1930 gar 875, die ſich unter 33 818, 33 375 und 34 205 Einwohnern zum Tſchechentum bekannten.

---

[78]) Der Name tritt erſtmalig auf der Mappa choreographica totiusregni Bohemiae von Joh. Chriſtoph Müller, Augsburg, 1720 auf.

[79]) Sommer, Johann Gottfried, Das Königreich Böhmen, Der Pilſner Kreis, VI. Band, Prag 1838. S. 230.

Ortsnamen und Beſiedlung des politiſchen Bezirkes Biſchofteinitz (in Weſtböhmen).[1]

Von Ernſt Richter (Bodenbach).

Der aus den ehemaligen Herrſchaften[2] Biſchofteinitz, Zetſchowitz, Hoſtau, Ronsperg, Muttersdorf, Stockau, Heiligenkreuz ſowie einigen kleineren Gütern gebildete politiſche Bezirk Biſchofteinitz[3] liegt im weſtlichen Böhmen im Quellgebiet der Radbuſa. Im Norden und Nordoſten grenzt er an die (deutſchen) Bezirke Tachau und Mies, im Weſten bildet die Bezirksgrenze zugleich die Staatsgrenze gegen Bayern und im Süden und Südoſten ſind die (tſchechiſchen) Bezirke Taus und Přeſtitz benachbart.

Der Bezirk Biſchofteinitz — es iſt einer der größten Bezirke Böhmens: die drei Gerichtsbezirke Biſchofteinitz, Hoſtau und Ronsperg, in die er zerfällt, zählen insgeſamt 169 Ortſchaften[4] —, iſt in der Hauptſache deutſch, nur der öſtliche Teil des Gerichtsbezirkes Biſchofteinitz weiſt bereits eine tſchechiſche Mehrheit auf. Die Sprachgrenze verläuft jetzt in nord-ſüdlicher Richtung zwiſchen den (vorwiegend deutſchen) Dörfern Zetſchowitz, Klein-Mallowa, Dobrowa, Semeſchitz, Bliſowa und Weirowa[5] einerſeits und den (bereits überwiegend tſchechiſchen) Ortſchaften Schekarſchen, Stich, Putzlitz, Křenowa, Chotimiř, Přiwoſten und Nahoſchitz andererſeits.[6] Die tſchechiſchen Minderheiten in den Städten und Dörfern links dieſer Grenze

---

[1]) Der vorliegende Aufſatz iſt ein kurzer Auszug aus meiner im Oktober 1936 an der philoſophiſchen Fakultät der Deutſchen Univerſität in Prag approbierten gleichnamigen Diſſertation. — Dortſelbſt alle Angaben über Quellen und Literatur.

[2]) Die Geſchichte der einzelnen Herrſchaften, ihres Entſtehens, ihres Einfluſſes auf die Beſiedlung uſw. harrt noch ihres Schreibers. Nur für die ehemalige Herrſchaft Muttersdorf hat J. Micko in ſeiner „Muttersdorfer Heimatkunde" (10 Hefte, 1922—1933), alles irgendwie Bezugnehmende zuſammengetragen. S. auch K. Pöhnl, Die Entſtehung und Entwicklung des Herrſchaftsgebietes Heiligenkreuz und Weißenſulz, „Unſere Heimat", 1938, S. 11 ff. Zu vergleichen ſind auch A. Sedláčeks Hrady, zámky a tvrze král. českého. Bd. IX., Prag 1893 (2. unveränderte Aufl., Prag 1935).

[3]) Vgl. Karl Liebſcher, Der politiſche Amtsbezirk Biſchofteinitz, 1913 (unzuverläſſig und längſt überholt). — Einiges auch bei K. Pöhnl, Beiträge zur Geſchichte der Stadt Biſchofteinitz, 1936 (aber zahlreiche Irrtümer). — Gelegentliche Aufſätze zur Geſchichte des Bezirkes auch in der Zeitſchrift „Unſere Heimat" (früher „Unſere Weſtböhmiſche Heimat", bezw. „Der Pilſner Kreis") hg. von Dr. L. Bergmann, Plan bei Marienbad, 1929 ff.

[4]) In der Diſſertation — auch die Namen der eingegangenen Orte ſowie zahlreicher Ortsteile wurden herangezogen— ſind an die 300 Ortsnamen behandelt worden.

[5]) Die beiden letzteren Orte allerdings mit einer faſt ſchon zur Hälfte tſchechiſchen Bevölkerung.

[6]) Nahoſchitz mit einer mehr als 40%igen deutſchen Minderheit.

ſind zum größten Teil das Ergebnis der tſchechiſchen Zuwanderung in neuerer Zeit.[7])

An Quellen für die Feſtſtellung der alten, urſprünglichen Namensformen und damit auch für die Feſtſtellung des Vorhandenſeins bzw. erſten Auftauchens der einzelnen Ortſchaften ſind wir für die älteſte Zeit vor allem auf den in zwei Bänden vorliegenden Codex diplomaticus (bis zum Jahre 1230)[8]) und die vier Bände der Regesta Bohemiae et Moraviae (bis zum Jahre 1346)[9]) angewieſen. Für das 14. und beginnende 15. Jahrhundert kommen in der Hauptſache die Kirchenbücher[10]) in Betracht, zu denen dann das Steuerregiſter des Pilſner Kreiſes vom Jahre 1379[11]) tritt. Als die wichtigſten Quellen der folgenden Jahrhunderte ſind die Hoflehentafel[12]) und die Landtafeln[13]) des Königreichs

---

[7]) Nach einer überſichtlichen Zuſammenſtellung über die Bevölkerungszuſammenſetzung in nationaler Hinſicht im neueſten „Statistický Lexikon obcí" 1934, S. 425 waren im Jahre 1880 von je 1000 Einwohnern im Gerichtsbezirk Biſchofteinitz 510,9 Deutſche und 489,0 Tſchechen, im Jahre 1910 nur mehr 474,5 Deutſche und 525,4 Tſchechen und im Jahre 1930 423,4 Deutſche und 575,4 Tſchechen; im Gerichtsbezirk Ronsperg im Jahre 1880 998,2 Deutſche und 1,8 Tſchechen, 1910 989,7 Deutſche und 10,3 Tſchechen und 1930 958,6 Deutſche und 40,0 Tſchechen; im Gerichtsbezirk Hoſtau waren von je 1000 Einwohnern im Jahre 1880 996,8 Deutſche und 3,1 Tſchechen; 1910 995,7 Deutſche und 4,1 Tſchechen; 1930 967 Deutſche und 31,5 Tſchechen.

[8]) Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae, hg. von Guſtav Friedrich, Bd. I-II, Prag 1904 ff. (CB).

[9]) Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae, Bd. I-IV hg. von J. Erben und J. Emler, Prag 1855—1892 (RBM).

[10]) Verzeichniſſe des Papſtzehents 1352—1405, hg. von W. Tomek (tſchechiſch) in den Abhandlungen der kgl. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, 6. Bd. d. 6. Folge, Prag 1878) (Pz).

Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per diocesim, Bd. I-X (1354—1436) hg. von F. Tingl und J. Emler, Prag 1867—89 (LC).

Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV., Bd. I-VII (1358—1407) hg. von Cl. Borový und A. Podlaha, Prag 1875—89, 1927 (LE).

Acta judiciaria consistorii Pragensis. I-VII (1373—1424), hg. von F. Tadra im Historický Archiv 1893—1901 (AJ).

[11]) Ein Bernaregiſter des Pilſner Kreiſes vom Jahre 1379, hg. von Joſef Emler, Prag 1876 (BR).

[12]) Hoflehentafel des Königreichs Böhmen (tabulae curiae regalis, desky dvorské), im Archiv des Innenminiſteriums in Prag. — Im Druck erſchienen bisher: Liber proclamationum primus (1380—1394), Liber proclamationum secundus (1395—1410), Prvni kniha pruhonná z let 1383—1407. Hg. von G. Friedrich (HLT).

[13]) Landtafel des Königreichs Böhmen (tabulae terrae, desky zemské) im Archiv des Innenminiſteriums. — grLT = größere Landtafel, klLT = kleinere Landtafel. (Vgl. auch Relicta tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI igne consumptarum. Bd. I-II ed. Dr. Joſ. Emler, Prag 1870, 1872.)

Böhmen zu nennen, zu denen gelegentliche Urkunden in den örtlichen Stadt- und Herrſchaftsarchiven (Stadtbücher, Urbarien, Rechnungsbücher uſw.) kommen. Maßgebend für das 17. Jh. iſt vor allem die Steuerrolle des Landes Böhmen vom Jahre 1654, für das 18. Jh. ſodann der ſog. Thereſianiſche Kataſter (von 1713 ff.) und der Joſefiniſche Kataſter (von 1785 ff.).[14]) Heranzuziehen ſind fernerhin auch die Tauf-, Hochzeits- und Sterbematrikeln und die Grundbücher der einzelnen Ortſchaften ſowie (ſeit dem Ende des 18. Jh.s) die Topographien der einzelnen Kreiſe des ehemaligen Königreiches Böhmen — (der jetzige Bezirk Biſchofteinitz gehörte zum Klattauer bzw. zum Pilſner Kreis) — von Schaller[15]), Sommer[16]) uſw. und die „Beſchreibung des Königreichs Böhmen")1848) von Fr. Palacký.

I. Die Ortsnamen.

Die in den angeführten Quellen überlieferten Schreibungen der Ortsnamen ſind die erſte und wichtigſte Grundlage nicht nur für die Deutung der Namen, ſondern auch für die Zeichnung eines Bildes der Beſiedlung des Bezirkes. Nicht immer jedoch iſt es leicht und möglich, die richtige und urſprüngliche Lautung eines Namens ſicherzuſtellen, da nicht nur das Schwanken der Rechtſchreibung in den verſchiedenen Zeiten, ſondern auch Schreiberwillküren und -mißverſtändniſſe eine große Rolle ſpielen.

Schon von vornherein zum Scheitern verurteilt ſind die meiſten jener Deutungsverſuche, die nur die jetzige Namensform in Betracht ziehen:

Der heutige Name der Stadt Ronsperg, den z. B. M. Kolař als Raumsperg deuten wollte,[17]) während A. Kotik einen tſchechiſchen Perſonennamen Hron[18]) und A. Bernt das mhd. ron „Baumſtumpf"[19]) in dem erſten Teil der Zuſammenſetzung vermutete, lautete urſprünglich Ramsberg (1366 de Ramsperk) und iſt in dieſer Form ohne weiteres als ſog. Wappenname erkenn- und erklärbar: das Geſchlecht der Ramsperger, nach dem der urſprünglich Poběžovice zubenannte Ort im J. 1502 von

---

[14]) Sämtlich im Landesarchiv für Böhmen in Prag (abgekürzt StR, ThK, JK):

[15]) Topographie des Königreiches Böhmen... Verfaßt von Jaroslaus Schaller. Zwölfter Teil. Klattauer Kreis. Prag und Wien 1789.

[16]) Das Königreich Böhmen; ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt von Johann Gottfried Sommer. Siebenter Band. Klattauer Kreis. Prag 1839.

[17]) Památky archaeologické a místopisné VIII—1869 482, Anm. 9.

[18]) Naše přijmení. Studie od Ant. Kotika. Prag 1894 S. 19.

[19]) Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen. Bd. 56, S. 129.

Dobrohoſt von Ramsperg ſeinen neuen Namen erhielt, hatte einen weißen ſpringenden Widder = mhd. ram im Wappen.[20])

Das jetzige Dorf Podrasnitz = tſch. Podražnice muß urſprünglich Podhradice geheißen haben, wie die urkundlichen Namensformen beweiſen: 1312 Podhradicz, 1543 we wsy Podhradiczych, 1566, 1579 z Podradicz, 1587 Wes Podradicze uſw.; erſt 1622 iſt das jetzige Podrasnitz zum erſten Male belegbar. Es ſteckt alſo weder ein Perſonenname Podražen in dem Ortsnamen, noch auch das tſchechiſche dráha „Weg, Viehtrift", ſondern das tſchech. hrad „Burg"[20a]).

Das Dorf Waſſerau heißt heute im Tſchechiſchen Bezvěrov; der urſprüngliche Name jedoch lautete Ostrov (d. h. „Inſel"), vgl. 1379 in Ostrov, 1400, 1404 in villa Ostrov uſw. Aus der tſchechiſchen dialektiſchen Lautung Vostrov (vgl. 1543 ff. w wostrowie) iſt durch Abſchleifung des -t- und mit Anlehnung an das deutſche „Waſſer" die deutſche Namensform Waſſerau hervorgegangen. Sommer in ſeiner Topographie von 1839 ſchreibt neben Waſſerau auch Weſerow für den Ort, was wohl den Anlaß bildete, daß Fr. Palacký in ſeiner „Beſchreibung" von 1848, von dieſem Weſerow ausgehend und es mit Weſerau=tſch. Bezvěrov (Bezirk Tepl) verwechſelnd, für unſer Waſſerau=tſch. Ostrov nun ebenfalls das tſchech. Bezvěrov einführte, das auch noch in den neueſten amtlichen tſchechoſlowakiſchen „Gemeindelexiken" (von 1923, 1924, 1934) als tſchech. Name des Dorfes Aufnahme fand.

Der größte Teil der Ortsnamen des Bezirkes Biſchofteinitz iſt tſchechiſchen Urſprungs, da ja ein großer Teil des Gebietes anfangs von Tſchechen beſiedelt war.[21])

---

[20]) Richtig verſtanden wurde der Name ſchon von Fr. Bernau, Studien und Materialien zur Specialgeſchichte und Heimatkunde des deutſchen Sprachgebietes in Böhmen und Mähren. Prag 1903, S. 618. Vgl. neuerdings auch G. Schmidt, Ueber Entſtehung u. Bedeutung des Stadtnamens Ronsperg. Pilſner Kreis. 1931, 11 f.

[20a]) S. Schwarz ON. 339 und Franz, Aus der Vorzeit des pB. Biſchofteinitz, S. 33.

[21]) Das grundlegende Werk für die Ortsnamenforſchung der Sudetenländer: Ernſt Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle (Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken, 2. Folge: Quellenforſchung. Zweiter Band), München und Berlin, 1931. (Dortſelbſt Angaben über Einzelliteratur.) — Vgl. auch E. Schwarz, Zur Namenforſchung und Siedlungsgeſchichte in den Sudetenländern (Prager Deutſche Studien, 30. Heft), Reichenberg 1923; und Sudetendeutſches Ortsnamenbuch. Hrg. von Erich Gierach und Ernſt Schwarz. Reichenberg 1932 ff.

Die tſchechiſche Namengebung[22]) wie die ſlawiſche überhaupt unterſcheidet ſich von der deutſchen vor allem darin, daß die zu Perſonennamen gebildeten Ortsnamen (ſog. Beſitzer- und Sippennamen) bei weitem überwiegen, während die ſog. Naturnamen (Flurnamen) ſtark zurücktreten.

Bei ſolchen von Perſonennamen abgeleiteten Ortsnamen können mehrere Bildungsſilben (Suffixe) Verwendung finden. Hier iſt an erſter Stelle das tſchech. Suffix -ov zu nennen, das die Zugehörigkeit des Dorfes oder ſonſt ein Abhängigkeitsverhältnis zu der im Ortsnamen genannten Perſon bezeichnet (vgl. dazu die alten deutſchen genitiviſchen Ortsnamen): tſch. Staňkov z. B. war alſo entweder eine Gründung eines Staněk oder gehörte zu ſeinen Beſitzungen, tſch. Vranov bezeichnete „das Dorf eines Vran" (im Deutſchen jetzt Franowa und Frohnau), tſchech. Valtéřov (deutſch Waltersgrün) das „Dorf eines Valter (= Walter)" uſw.

Dieſelbe Bedeutung hatten auch Bildungen mit dem tſchech. Suffix -ín wie tſch. Drahotín „Dorf, Beſitz eines Drahota" (deutſch jetzt Trohatin), oder Čečín „Dorf eines Čéč(a)" (Zetſchin) uſw. und ſolche mit dem ſlawiſchen Suffix -jĭ, das im Tſchechiſchen nur an der Erweichung des vorhergehenden Konſonanten (ſog. Palataliſation) erkennbar iſt: tſchech. Holubeč „Dorf des Holubek" (deutſch jetzt Holubſchen), Šitboř „Dorf des (Jě) Šitbor" (d. Schüttwa) u. a. m.

Den deutſchen Ortsnamen auf -ing(en), -ung(en) ſind die tſchechiſchen Namen auf -ice und -ovice an die Seite zu ſtellen: vgl. Malonice (mit der Bedeutung „die Leute, das Geſinde, die Nachkommenſchaft des Malon") — d. Malonitz, Jeníkovice („die Leute des Jeník", der Perſonenname Jeník eine Verkleinerung zu Jan „Johann") — Dingkowitz, Tasnovice („Leute des Tasen") — Taſchlowitz uſw.

Zahlreich ſind im Tſchechiſchen auch die Fälle, daß urſprüngliche Uebernahmen der Bewohner, Spottnamen, jetzt als Ortsnamen weiterleben. So bezeichnet z. B. tſch. Mrchojedy „die Aasfreſſer" (deutſch Murchowa), Krchleby „die Linksſchädel", dann auch „die Hinterliſtigen, die Ränkeſchmiede" (d. Stirchlowa), Mezholezy „die Saftlecker" (?) (d. Meßhals) Auch aus urſprünglichen Berufsbezeichnungen konnten Ortsnamen werden: tſch. Skláře (sklář „der Glasmacher") — d. Glaſerau (älter Glaſern, d. h. „bei, zu den Glaſern"), tſch. Štítary (štítař „der Schildmacher") — daraus d. Schüttarſchen (aber 1282 Schilther vgl. u.) uſw., wie ſchließlich auch die Lage eines Dorfes in der Landſchaft Anlaß zur Bildung eines

[22]) Es ſoll in der Folge nicht eine genaue philologiſche Erklärung der einzelnen Namen gegeben werden, dazu iſt hier nicht der Platz, ſondern es kommen nur einige Grundtatſachen der tſchechiſchen Ortsnamenbildung zur Sprache, die zum Verſtändnis des Nachfolgenden notwendig ſind.

Bewohner-, dann Ortsnamens ſein konnte: tſch. Hvožd'any bezeichnet die „Waldbewohner" (d. Hoslau), tſch. Korytany „die Leute, die in einem Keſſel, einem Taleinſchnitt wohnen" (d. Rindl), tſch. Hořesedly „die oben Wohnenden" (ein ehemaliges Chodendorf, eingegangen) uſw.

Von den Namen der zweiten Gruppe, den ſog. Naturnamen, alſo urſprünglichen Fluß-, Berg-, Flurnamen ſeien beiſpielsweiſe angeführt: tſch. Kamenice (eigentlich Kamennice) „Steinbach" (d. Kamenzen), Bystřice „Gießbach" (Wiſterſitz), Bělá (ergänze řeka „Fluß") „Weißer Fluß" (Weißenſulz), Černá Hora „Schwarzer Berg", Slatina „Moor, Sumpf" (Schlattin), Kořen „Wurzel" (Gorſchin), Ostrov „Inſel" und zwar nicht nur Inſel im Waſſer, ſondern auch Inſel in der Landſchaft = Berg (d. Waſſerau, vgl. oben) uſw.

Andere dieſer Namen haben auf die menſchliche Siedlung Bezug: Mlýnec iſt die „kleine Mühle" (Linz), Přívozec eine „kleine Fähre" (Přiwoſten), tſch. Ujezd bezeichnete „das durch Umreiten in Beſitz genommene Land" (vgl. Ujezd Šitboř, der Beſitz des Šitbor", jetzt nur Šitboř — Schüttwa, Ujezd sv. Kříže — Heiligenkreuz uſw.), Týn (Lehnwort aus dem German.) „Umzäunung, befeſtigter Ort, Burg" (Týn Horšovský-Biſchofteinitz) uſw.

Die deutſchen Ortsnamen des Bezirkes ſind bis auf wenige Ausnahmen erſt in neuerer Zeit (ſeit dem 16./17. Jh.) gebildet, wir haben es demnach auch nur mit den um dieſe Zeit üblichen Bildungen zu tun (alſo keine alten genitiv. Namen, keine echten -ing-Namen uſw.).[22a])

Hier müſſen wir unterſcheiden zwiſchen einfachen und zuſammengeſetzten Namen. Einfache Namen ſind z. B. Anger, Berg, Plöß (d. i. Blöße, Waldlichtung, mhd. bloeze), Waier (d. i. Weiher, mhd. wîwaere, wîher) uſw. — Die bei den Tſchechen ſo beliebte Ortsnamenbildung mittels Suffixen ſpielt im Deutſchen eine weit geringere Rolle; zu erwähnen ſind hier etwa Glaſern (ſ. o.), Schilther, Siltar, Syltar u. ä., für tſch. Štítary (jetzt d. Schüttarſchen) zu mhd. schiltaere „Schildmacher" uſw.

Die meiſten Namen aber ſind zuſammengeſetzt, beſtehen alſo aus einem Grundwort und einem Beſtimmungswort. Die häufigſten Grundwörter in unſerem Bezirke ſind „Hütte" und „Dorf": die meiſten der ſeit dem 16. Jahrhundert im Grenzwalde gegen Bayern entſtandenen Dörfer ſind ja entweder aus ehemaligen Glashütten hervorgegangen oder es ſind eben herrſchaftliche „Dorf"-Gründungen. Auch andere Grundwörter bezeichnen die Art der urſprünglichen Siedlung: „Mühl", „Hof" uſw., wäh-

[22a]) Ueber den „unechten" = ing-Namen Metzling vgl. Verf. in „Unſere Heimat", 1937, 43 f.

rend „Berg", „Stein", „Bühl", „Brücke" (bezw. Brückl) uſw. die Lage des Ortes an oder auf einem Berg oder Stein (=Felſen), bei einer Brücke uſw. angeben (vgl. dazu die tſchechiſchen Naturnamen).

Die Beſtimmungswörter, die Verwendung finden, ſind entweder Perſonennamen, ſo beſonders bei den neuzeitlichen Gründungen, wobei mit Vorliebe die Vornamen der adeligen Grundherrn und Beſitzer in den Ortsnamen verewigt wurde (vgl. Friedrichshof, Johanneshütte, Wenzelsdorf uſw.; über die älteren Eindeutſchungen Muttersdorf, Waltersgrün uſw. ſ. unten); oder es ſind andere Wörter: z. B. Bär in den ON Bärntanz, Bernſtein, Fuchs in Fuchsberg, Eiſen in Eiſendorf, Wald in Walddorf, Haſel (mhd. hasel) in Haſelberg uſw.

Auch Eigenſchaftswörter können Beſtimmungswörter abgeben, vgl. Schwarzholz, Weißenſulz, Heiligenkreuz uſw. In anderen Fällen wieder dienen Eigenſchaftswörter zur Unterſcheidung von Orten gleichen Namens, z. B. Alt= und Neu=Pariſau, Althütte, Neubauhütte uſw., wobei nicht immer feſtgeſtellt werden kann, welches eigentlich der ältere bezw. jüngere Ort iſt (vgl. Alt= und Neu=Gramatin, beide 1379 erſtmalig bezeugt). Andere Paare ſolcher Eigenſchaftswörter ſind: groß — klein (Groß=, Klein=Mallowa), ober—unter (Ober=, Unter=Medelzen, Oberhütte, Unterhütte) uſw.

Hirſchſtein und Ramsperg ſind deutſche Burgen= bezw. Wappennamen, wie ſie bei den tſchechiſchen Adeligen im 13. und 14. Jahrh. nach deutſchem Vorbild in Gebrauch waren. — Gibacht (Hirſchſteinhäuſel) und Siehdichfür ſind zwei imperativiſche Ortsnamen (Gib acht! Sieh dich vor!), die auf die Fuhrmannsſprache zurückgehen ſollen.

Die zahlreichen und langwährenden Berührungen zwiſchen Tſchechen und Deutſchen haben nicht nur große Einwirkungen auf Sitte und Brauchtum ſowie die Uebernahme einer großen Zahl ſog. „Lehnwörter" verurſacht uſw., ſie machten vor allem auch das Aufnehmen der fremden Orts= und Flurnamen in den eigenen Sprachſchatz notwendig. Bei dieſer Uebernahme[22b]) der Namen des einen Volkes durch das andere Volk konnte auf verſchiedene Weiſe vorgegangen werden:

1.) Man übernahm den Ortsnamen wörtlich, d. h. in ſeiner jeweiligen (u. zw. mundartlichen) Lautgeſtalt und paßte ihn dem eigenen Sprachgebrauch an. Das iſt ſowohl bei den Deutſchen wie auch bei den Tſchechen der häufigſte Fall der Uebernahme. Es entſpricht alſo z. B. dem tſchech. Semešice das deutſche Semeſchitz, dem tſchech. Čečín das deutſche Zetſchin uſw., ebenſo wie andererſeits tſchech. Ruštejn das deutſche Ruhſtein, tſch. Ronšperk das deutſche Ramsperg, tſch. Heršteјn das d. Hirſchſtein vor-

[22b]) Vgl. dazu Joſ. Hacker, Zur Uebernahme tſchechiſcher Ortsnamen ins Deutſche im „Jahresbericht der Bodenbacher Handelsakademie", 1935/36.

ausſetzen. Dabei werden etwa die im Tſchechiſchen auftretenden Konſonantenhäufungen (vgl. Srby, Krchleby bezw. dial. Skrchleby, Svržno, Mrchojedy uſw.) im Deutſchen durch Vokaleinſchub beſeitigt (Sirb, Stirchlowa, Zwirſchen, Murchowa uſw.), während bei den tſchechiſchen Anlautverbindungen wie Mlýnec, Mračnice, Hlohová uſw. im Deutſchen durch Abſtoßen des einen (meiſt des erſten) Konſonanten eine Ausſpracheerleichterung erzielt wird (Linz, Raſchnitz, Lohowa).

Manche lautlichen Verſchiedenheiten bei dieſer Uebernahme nun geben uns ein Mittel an die Hand, auf die Zeit der Uebernahme und — wenn es ſich um Uebernahme tſchechiſcher Ortsnamen ins Deutſche handelt, — damit auch auf die Zeit des erſten Auftretens des Deutſchtums in unſerer Gegend zu ſchließen. Auf gewiſſe Lautvertretungen (beſ. der tſchech. s-, ř-, ž-Laute) ſowie auf die Betonung der Ortsnamen muß noch unten näher eingegangen werden. Hier ſei z. B. nur auf die Verſchiedenheit der Uebernahme des tſchech. -ý-Lautes im Deutſchen hingewieſen. Dieſes tſchech. -ý-, das in ſeiner Ausſprache dem deutſchen langen -ī- gleichkam, konnte bei früher Uebernahme noch die Diphtongierung des mittelhochdeutſchen -î- zu -ei- (vgl. etwa mhd. zît, nhd. Zeit) mitmachen. Hier iſt Biſchofteinitz, mundartl. taints, tſchech. (Horšovský) Týn anzuführen, das als kirchlicher Mittelpunkt ſowohl wie auch als wichtiger Handels- und Umſchlagsplatz an der Straße nach Bayern ſchon ſehr früh eine Sonderſtellung einnahm und wo ſich ſchon ſehr frühzeitig auch der deutſche Einfluß geltend gemacht haben wird (ſchon 1264 ff. ein deutſcher Propſt Gottfried), wo demnach eine Übernahme des tſch. Týn noch vor der Diphtongierung des mhd. -î- durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt (vgl. auch die vielen Tein-, Teindles-Orte uſw. im übrigen Böhmen). — Der Zeit einer ſpäteren Eindeutſchung gehört der Ortsname Linz an, der eine lautlich genaue Entſprechung des tſchech. Mlýnec darſtellt (über Ml- zu L- vgl. oben), alſo nach Durchführung der deutſchen Diphtongierung, aber zumindeſt noch vor dem 15. Jahrhundert im deutſchen Munde geweſen ſein muß, da im 14./15. Jahrh. in der tſchechiſchen Mundart ebenfalls eine Diphtongierung des -ý- und zwar zu -ej- erfolgte (erſte urkundl. Belege ſchon Ende des 12. Jh.). Dieſes —ej— liegt z. B. vor in dem deutſchen (mundartl.) wejrowa (ſchriftſpr. Weirowa), das eine Uebernahmsgrundlage tſchech. Vejrov (aus Výrov) vorausſetzt. Schon an Hand dieſer Beiſpiele kann auf das Fortſchreiten des deutſchen Einfluſſes in der Weſt-Oſtrichtung (landeinwärts) aufmerkſam gemacht werden: in Biſchofteinitz, dem Mittelpunkt des Bezirkes, und in dem nahe der Grenze im weſtlichen Gerichtsbezirke Ronsperg gelegenen Linz hatte das Deutſchtum ſicherlich ſchon viel früher Eingang gefunden als in dem weiter landeinwärts gelegenen Weirowa.

2.) Als eine zweite Möglichkeit der Uebernahme der tſchechiſchen Ortsnamen iſt der Fall zu erwähnen, daß tſchech. Ableitungsſilben im Deutſchen durch ein Grundwort erſetzt werden: ſo in Muttersdorf — tſch. Mutěnín, Waltersgrün — tſch. Valteřov, uſw. (vgl. auch Weißenſulz — tſch. Bělá)[23]). Es handelt ſich auch hier ohne Zweifel um ziemlich früh übernommene Namen (ſchon 1333 iſt Muttestorf, 1436 Weißenſulz belegbar).

3.) Direkte Ueberſetzung des Ortsnamens liegt vor in Namen wie tſchech. Březí — deutſch Pirk (d. i. Birke), tſch. Hora — d. Berg, tſch. Skláře — d. Glaſern (jetzt Glaſerau) uſw., wobei nicht immer auszumachen iſt, welcher Name der ältere bezw. urſprüngliche iſt (vgl. z. B. das ſchon erwähnte 1282 Schiltḧer, ſpäter Stítary u. a.), während bei den jüngeren (beſonders bei den vor und um 1600 entſtandenen) Orten wie Waier-Rybník, Rindl-Korytany, (auch Münchsdorf-Mnichov ?) uſw. von einer doppelſprachigen Benennung ſchon bei der Gründung auszugehen ſein wird. — Viele tſchechiſche Ueberſetzungen urſprünglich deutſcher Namen wie Pila für Seeg, Křížová Hut' (Kreuzhütte) uſw. ſind allerdings erſt in neueſter Zeit nach dem Umſturz eingeführt worden.

4.) Als vierte Möglichkeit der Namengebung muß auf Beiſpiele wie Stockau—Pivoň(ka), Hoslau-Hvožd'any uſw. verwieſen werden, bei denen deutſche und tſchechiſche Namen verſchiedener Bedeutung und Herkunft ſind. Hier iſt das Namenpaar Poběžovice — Ronsperg zu erwähnen: das urſprüngliche Dorf (ſeit 1424 Stadt) Poběžovice erhielt im J. 1502 durch Umbenennung den Namen Ramsperg—Ronsperg. Vgl. noch Biſchofteinitz — tſch. Horšovský Týn.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſowohl die deutſchen Ortsnamen wie auch die tſchechiſchen im Laufe der Zeit im Munde des Volkes verſchiedene *Anpaſſungen* und *Änderungen* durchgemacht haben (vgl. die ſchon oben erwähnten Mlýnec-Linz, Srby-Sirb uſw.), die ſich je nach Alter, Lautung und und Betonung der Namen verſchieden ſtark ausgewirkt haben. Man ſagt z. B. mundartl. „am parch", d. h. am Berge, „in halinkraits", d. i. in Heiligenkreuz, uſw. das urſpr. Stock lautet jetzt mundartl. štoka, danach auch ſchriftſpr. Stockau, wie denn überhaupt häufig die mundartliche Lautung auf Schriftgeſtalt und Schriftſprache eingewirkt hat, ſo etwa in Namen wie Plöß, Pirk uſw., wo entſprechend der dialektiſchen (egerländiſchen) ſtimmloſen Ausſprache des b- auch p- geſchrieben wird.

Von großem Einfluß ſind auch Angleichungen der Namen an ihre Nachbarſchaft, und nur die Berückſichtigung dieſes Umſtandes geſtattet

---

[23]) Nicht als Grundwort iſt wohl das -mühl in Zeiſermühl aufzufaſſen, das vielmehr als eine volkstümliche Umdeutung des tſchechiſchen Sezemín zu verſtehen ſein wird.

beiſpielsweiſe eine einwandfreie Deutung der deutſchen Bildungen wie (Alt- und Neu-) Gramatin aus tſchech. Kramolín, wo das -tin von Namen wie Natſchetin (tſchech. Načetín), Trohatin (tſch. Drahotín), Schlattin (tſchech. Slatina) uſw. auch hier eingedrungen iſt, wie überhaupt die Endung -in neben -au (und ſeltenerem -en) am meiſten gewuchert hat. Intereſſant iſt, daß ſich ſolche Analogien auch über größere Entfernungen bemerkbar machen: man vergleiche z. B. das deutſche (Hoch-) Semlowitz aus tſchech. Semněvice (Diſſimilation wie in d. Nemlowitz aus tſch. Nemněnice) im Gerichtsbezirk Biſchofteinitz und (Klein-) Semlowitz aus tſch. Záměliče (jetzt tſchech. unrichtig Zámělíč) im Gerichtsbezirk Ronsperg u. a. m.

Vor allem bei den Namen tſchechiſcher Herkunft zeigt ſich hier oft eine noch viel größere Verſchiedenheit gegenüber der urſprünglichen Lautung (vgl. etwa d. Schüttwa—tſch. Šitboř, d. Woſtirſchen—tſch. Bozdíš, d. Woniſchen—tſch. Ohništ'ovice, d. mundartl. maluntſn—tſch. Malonice, mundartl. loftšits—tſch. Hlohovčice uſw.), die häufig auch durch das Beſtreben, unverſtändliche Namen durch Anlehnung an lautlich ähnlich klingende Wörter und durch Unterlegung eines ſolchen Wortes vertrauter und „ſinnvoller" zu machen (ſog. Volksetymologie), bedingt iſt. So ſind Eindeutſchungen wie Waſſerau — tſch. Ostrov (bezw. dial. Vostrov), Muttersdorf — tſch. Mutěnín (zum Perſonennamen Mutina, alſo eigentlich Mutinsdorf), Zeiſermühl — tſch. Sezemín uſw. zu beurteilen.

Nicht immer handelt es ſich hiebei allerdings um im Volke entſtandene Umformungen, oft ſind es Nachbildungen der Schreiber, während die Mundartform eine ganz andere Lautung aufweiſt, ſo z. B., wenn dem tſch. Oplotec im Deutſchen ein ſchriftſprachliches Amplatz und ein mundartl. o(n)plots gegenüberſtehen, oder wenn das tſchech. Mezholezy in der Schrift durch Meßhals (auf der Müllerſchen Karte von 1720 auch Mezholtz, in Schallers Topographie 1789 Metzholtz) und in der Mundart mit mesols wiedergegeben wird uſw.; auch das deutſche Waſſertrompeten aus tſchech. Ostromeč (bezw. Vostromeče) iſt hier zu erwähnen[24]).

In dieſem Zuſammenhang iſt auch auf die häufige Erſcheinung der Ungleichheit ſchriftſprachlicher und mundartlicher Namensform bei deutſchen Namen einzugehen: für das Dorf Haſelberg (Gerichtsbezirk Ronsperg) ſagt man z. B. in der Mundart nur taitšhitn (Deutſchhütte), für Friedrichshof einfach fejchhuaf (Viehhof: nach der anfänglichen Be-

[24]) Sommer in ſeiner Topographie (VII 82, danach auch Liebſcher, S. 363) gibt folgende Deutung des deutſchen Namens: „Der Name Waſſertrompeten ſoll aus dem Dreißigjährigen Kriege herrühren, in welchem hier ein Lager geweſen und das Zeichen zum Tränken an dem einzigen Brunnen der Gegend mit einer Trompete gegeben worden ſeyn ſoll".

ſtimmung des von Friedrich Franz von Wiedersperger erbauten Hofes), für das urſprüngliche Hammersbrunn hat ſich ſchon ſehr früh das volkstümlichere Neubäu durchgeſetzt, für Franzbrunnhütte gilt in der Mundart awerlhitn (d. i. Aberlhütte: beide Namen nach dem erſten Beſitzer der Hütte Franz Abele) uſw. Schon aus dieſen Beiſpielen iſt zu erſehen, daß es ſich in der Regel um ein Nebeneinander von amtlichen, d. h. von der Herrſchaft oder einer ſonſtigen Obrigkeit gegebenen, und volkstümlichen, d. h. im Volke entſtandenen Namen handelt.

II. Die Beſiedlung des Bezirkes.[25])

Wie zahlreiche Funde und Ausgrabungen erkennen laſſen, war das Gebiet des heutigen Bezirkes Biſchofteinitz ſchon in älteſter Zeit (2. Jahrtauſend v. Chr., ſog. Bronzezeit) von Menſchen bewohnt, und auch in den darauffolgenden Perioden, in denen keltiſche und germaniſche Völkerſtämme im übrigen Böhmen und Mähren nachzuweiſen ſind, werden hier in den fruchtbaren Niederungen des Radbuſagebietes wohl ebenfalls menſchliche Siedlungen beſtanden haben, wenngleich ſichere Nachweiſe (Funde aus dieſen Zeiten) noch nicht beigebracht werden konnten.[26])

Die ſeit dem 6. nachchriſtl. Jh. in Böhmen einwandernden Slawen waren auf ihrer Suche nach günſtigen Niederlaſſungsmöglichkeiten, den Flußläufen und alten Verkehrswegen[27]) folgend und gegen den Böhmen umgrenzenden Waldgürtel vordringend, ſicherlich ſchon vor der Jahrtauſendwende in das Quellgebiet der Radbuſa vorgeſtoßen, ſind doch bereits für das 8. und 9. Jh. ſlawiſche Siedlungen auch im angrenzenden Bayern

---

[25]) Ueber den Böhmerwald und ſeine Beſiedlung liegen folgende größere Arbeiten vor: Paul Müller, Der Böhmerwald und ſeine Stellung in der Geſchichte (Diſſ. Straßburg) 1904; Dr. Valentin Schmidt, Verſuch einer Siedlungsgeſchichte des Böhmerwaldes (Schriften zu Gunſten des Böhmerwaldmuſeums in Oberplan), Oberplan-Budweis o. J. (1922); Dr. Hans Muggenthaler, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes. Ein Beitrag zur bayriſchen Koloniſationsgeſchichte (Veröffentlichungen des Inſtituts für oſtbairiſche Heimatforſchung, Paſſau Nr. 10) 1929; Anton Mayer, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes, Wien (Verlag des wiſſenſchaftlichen Inſtituts für Kultur und Geſchichte des Sudetendeutſchtums) 1932. — Kleinere Arbeiten werden unten an den entſprechenden Stellen angeführt.

[26]) Vgl. dazu Dr. Leonhard Franz, Aus der Vorzeit des polit. Bezirkes Biſchofteinitz (Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung. Vorgeſchichtliche Abteilung, Heft 7, Biſchofteinitz 1935.

[27]) Als eine der Hauptverbindungen Böhmens mit Bayern iſt ja (nach Lippert, Socialgeſchichte Böhmens I, 67) die Straße Prag—Pilſen—Staab—Stankau—Biſchofteinitz—Taus—Klentſch—Regensburg bezw. Taus—Neumarkt—Regensburg anzuſehen.

(im Regen- und Schwarzachtal) bezeugt.[28]) War alſo die erſte Landnahme durch die ſlawiſchen Stämme ſchon vor dem Jahr 1000 erfolgt, ſo waren die folgenden fünf Jahrhunderte dem Ausbau der Siedlungen und der Koloniſation auch des weniger ertragreichen Hügel- und Waldgebietes gewidmet.[29])

In raſcher Folge wächſt Siedlung um Siedlung aus dem Boden. Aus der älteſten Zeit zwar fehlen urkundliche Nachrichten, aber ſchon die ſog. Gründungsurkunde des Kloſters Kladrau vom J. 1115 nennt elf Dörfer unſeres Bezirkes: Kamenzen, Dobrowa, Schekarſchen, Podiefuß, Motſcherad, Nahoſchitz, Maſchowitz, Medelzen, Metzling, Mukowa, Haſſatitz — durchwegs Orte in den fruchtbarſten Landſtrichen und meiſt an Flüſſen gelegen, wie denn immer zuerſt die Talungen und dann erſt die ſich landeinwärts erſtreckenden, höhergelegenen und waldreicheren Gebiete beſiedelt werden. Noch im 12. Jahrhundert werden dann erſtmalig erwähnt: 1121 Weißenſulz, 1158—73 Mirſchikau, 1177 Hlas und Mogolzen, 1184—92 Biſchofteinitz, Horſchau und Raſchnitz, 1186 Woniſchen und (das eingegangene) Rokošín, 1196 Elſtin und Mimowa.

Auch viele der erſt im 13. Jh.[30]) und noch ſpäter[31]) urkundlich bezeugten Orte dürften ſchon früher beſtanden haben, wie überhaupt die urkundliche Nennung eines Ortes von Zufälligkeiten abhängig iſt und in der Regel erſt lange nach der tatſächlichen Gründung des Ortes erfolgt.

Schon um 1190 iſt ja auch Biſchofteinitz als Sitz eines Archidiakons ein wichtiger kirchlicher Mittelpunkt, im nahen Horſchau wirtſchaftet ein biſchöflicher Gutsverwalter. Von hier aus wird wohl auch die weitere Beſiedlung des Landes in die Wege geleitet worden ſein, während das im zweiten Viertel des 13. Jh.s gegründete Wilhemiten-, ſeit 1266 Auguſtinerkloſter Stockau vorab noch wenig Einfluß auf die Beſiedlung des Grenzlandes gehabt haben mag.

---

[28]) Vgl. Dr. Marg. Bachmann, Die Verbreitung der ſlawiſchen Siedlungen in Nordbayern, Erlangen 1926 (mit reichen Literaturangaben). Auch Eberl, Die bayeriſchen Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeſchichte (Bayeriſche Heimatbücher II, 1, 2) München S. 74 ff. u. a. m.

[29]) Vgl. vor allem F. Albrecht, Zur Beſiedlung Weſtböhmens durch die Slawen bis zum Einſetzen der deutſchen Koloniſation (Jahresberichte des k. k. deutſchen Staatsgymnaſiums in Pilſen) 1910 und 1911.

[30]) 1233 Zwirſchen und Stankau, 1235 Melmitz, Taſchlowitz und Zwingau, cca. 1239 Wottawa, 1247 Hoſtau, 1248 Schüttwa, 1253 Muttersdorf, 1264 Hoch-Semlowitz, 1271 Autſchowa, 1272 Burg Hirſchſtein, 1286 Schüttarſchen, 1289 Woſtratſchin.

[31]) 1312 Dingkowitz, Niemtſchitz, Peřina, Podrasnitz, Worowitz, 1320 Liebeswar, 1324 Bliſowa, 1341 Semeſchitz, 1352 Heiligenkreuz, 1356 Zetſchowitz, 1357 Lohowa, 1358 Waltersgrün, 1359 Poběžovice (das jetzige Ronsperg), Berg und Wilkenau, 1360 Křakau, 1363 Trubitz, 1365 Trohatin, 1366 Přiwoſten, 1367 Stankau Markt, Strachotin (eingegangen), 1369 Třebnitz, Sadl, 1370 Widlitz und das ſchon 1375 öde Truskov. — Weitere Erwähnungen (ſeit 1379) ſiehe weiter unten!

Wohl aber kommen mit den deutſchen Mönchen — auch die im erſten Jahrzehnt des 12. Jh.s geſtiftete Benediktinerabtei Kladrau und das im letzten Jahrzehnt desſelben Jahrhunderts gegründete Kloſter Chotieſchau waren ja in der Hauptſache mit deutſchen Mönchen beſetzt — deutſche Handwerker und Bauern ins Land, wenn auch die Deutſchen hier neben und unter den mit zahlreichen Freiheiten ausgeſtatteten Choden (Grenzwächtern) nicht jene Bedeutung erlangten wie im Egerland und Plan-Tachauer Gebiet, wo das Deutſchtum ſchon vor den Huſſitenkriegen als Hauptträger einer reichen Bürger- und Städtekultur in Erſcheinung tritt.

Allerdings darf aber nicht überſehen werden, daß ſich auch um Biſchofteinitz, Ronsperg und Hoſtau und um Taus und Mies — (auch der Mieſer Bergbau lockte viel Deutſche ins Land) — zahlreiche Deutſche angeſiedelt hatten, für deren Vorhandenſein zwar urkundliche Belege faſt zur Gänze fehlen, die ſich aber doch durch Orts- und Perſonennamen nachweiſen laſſen. Wenn wir auch von den zu deutſchen Perſonennamen gebildeten tſchechiſchen Ortsnamen wie Valteřov (PN Walter), Meclov (PN Mazili), Puclice (PN Puzili) uſw. abſehen, ſo dürfen wir doch wohl in den Trägern der in den Kladrauer Urkunden von 1115 und 1186 überlieferten deutſchen Perſonennamen wie Gotpoldus, Gumprecht, Hermann, Vdalricus, Cunradus uſw. ſicher Deutſche vermuten. Auch weiterhin ſind deutſche Namen häufig anzutreffen: ſchon genannt wurde z. B. der Propſt Gottfried in Biſchofteinitz 1264 ff. Zahlreiche deutſche Namen finden wir im Urbar des Kloſters Chotieſchau von 1367[32]), auch viele der uns aus den Kirchenbüchern bekannten Geiſtlichen tragen deutſche Namen, z. B. Ziffridus 1368 bis 1371 Pfarrer in Schüttarſchen, Artlebus 1359—52 in Schüttwa, 1358 Lithwinus in Waltersgrün, ?—1380 Meinhardus in Metzling, 1393 Ziffridus Prior in Stockau, 1414—1430 Johannes alias Henzl Pfarrer in Schüttarſchen uſw., ebenſo wie auch viele der adeligen Grundherrn (Wladyken), wie wir ſie beſonders aus dem Bernaregiſter von 1379 kennen, deutſche Namen haben, z. B. Diepold (Mitbeſitzer von Zwirſchen), Kuncz (in Ober-Medelzen), Albert (in Mirſchikau), Adelheyd (Waltersgrün) u. a., nicht zu vergeſſen ſchließlich jenes Johannes Henslini de Sitbor (= aus Schüttwa, geb. um 1350), deſſen Streitgeſpräch zwiſchen

---

[32]) J. Emler, Decem registra censuum Bohemica compilata bellum husiticum praecedente, Prag 1881 (für Stankau z. B. ſind Namen wie Nickl, Conrat, Hartmann, Nikl, Kunczel uſw. überliefert). — Vgl. dazu auch A. Gücklhorn in der Suddt. Ztſchr. f. Volkskunde VIII—1935, S. 144 ff., der aus den älteſten Mieſer Loſungsbüchern ein Vorherrſchen der deutſchen Namen (6:5) feſtſtellt. Vgl. auch G. Schmidt, Wann war die Stadt Mies deutſch? „Unſere Heimat", 1938, 4 ff.

Ackermann und Tod zu den hervorragendſten deutſchen Dichtungen um die Wende des 15. Jahrhunderts gehört.[33])

Hatte ſchon Cosmas in ſeiner Chronik zum J. 1121 von Deutſchen berichtet, die auf einem ſteilen Felſen unweit von Bela-Weißenſulz eine Burg erbauten, welche Herzog Wladislaus dann zerſtörte,[34]) ſo ſpricht eine Urkunde vom 23. Auguſt 1331, in der König Johann den Bürgern von Neuſtadtl (Stráž) gewiſſe Freiheiten einräumt, ebenfalls von Choden und den um ſie wohnenden Deutſchen.[35]) Und laſſen ſchon geographiſche Lage des Bezirkes ſowie gute Wegverbindungen auf alte und innige Beziehungen zwiſchen Böhmen und Bayern ſchließen, ſo hören wir tatſächlich z. B. ſchon im J. 1333 (bezw. 1334) von Gebietsteilen in Bayern (Schönſee, Reicherſtein, Haslach uſw.), die der böhmiſche Adelige Pawlik von Muttersdorf und ſeine Verwandten dem Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg verkaufen,[36]) während andererſeits in Südböhmen z. B. die bayriſchen Grafen von Bogen reiche Beſitzungen um Winterberg und Schüttenhofen ihr eigen nennen. Und ſchon im Urbar von Niederbayern aus dem J. 1282 wird auch (das erſt ſeit 1708 zu Böhmen gehörige) Grafenried im ſüdlichen Teil des großen Grenzwaldes als Wüſtung erwähnt.

Als unzweifelhafte Beweiſe aber für das Vorhandenſein des deutſchen Elementes in jener Zeit müſſen die Ortsnamen des Gebietes, beſonders ihre urkundlichen und jetzigen Mundartlautungen herangezogen werden. So wird z. B. ſchon im J. 1282 ein Zeuge Hartmannus de Schilther genannt, der ſicherlich aus dem jetzigen Schüttarſchen (tſchech. Štítary d. h. Schildmacher = mhd. schiltaere) ſtammt, für das auch im 14. und 15. Jahrhundert Schreibungen wie Siltar, Syltar u. ä. häufig anzutreffen ſind.

In den oben bereits herangezogenen Urkunden von 1333 (und 1334) ſind auch die deutſchen Entſprechungen Muttestorf für tſchech. Mutěnín und Hoſtaw (= Hoſtau) für tſchech. Hostouň erſtmalig zu belegen, während andere urkundliche Schreibungen wie 1325 Schutbor, 1362 ff. Vgezd alias Sudworſt, Sitbor, Schutbar u. ä. deutſche Ausſprache vorausſetzen, da das heutige tſchech. -ř- bei Uebernahme vor 1300 im Deutſchen in der Regel

---

[33]) Bisher bekannter unter dem Namen des Johannes von Saaz. Vgl. Dr. Karl Beer, Neue Forſchungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen" im (3.) Jahrbuch des Vereins f. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Prag 1934 S. 1 ff., Beer, Der Dichter des Streitgeſpräches, „Ackermann aus Böhmen", 1937 S. 527 ff. (mit weiteren Schrifttumsangaben).

[34]) Cosmas Chronik von Böhmen, hrg. von Bretholz in den Monum. Germ. Hist., N.S., T. II, Berlin 1923 S. 220.

[35]) Reg. Boh. et Mor. III 705: „Chodones vero et Theutonici circumsedentes . .".

[36]) Urk. von 1333 (6. IV. und 19. IV.) und 1334 (17. IV.) im Hauptſtaatsarchiv München, Gerichtsurkunden Schönſee, Faſz. I, Gerichtsurk. Leuchtenbrg Faſz. 3 (vgl. Fryberg, Reg. Boica VII 43 und 74 = Reg. Boh. et Mor. III 774, IV 13).

durch einfaches =r= wiedergegeben wurde, wie es auch die jetzigen deutschen Namensformen Garassen (tschech. Skařez) und Parisau (tschech. Pařezov), für die solche urkundliche Belege fehlen, aufweisen. Daß der Name des Dorfes Garassen schon vor 1300 im deutschen Munde war, beweist auch der Umstand, daß das tschech. anlautende s- (Skařez) im Deutschen durch z- (= ts) wiedergegeben worden sein mußte, und nur als solches abfallen konnte (sog. Präpositionsverkennung), während es in d. Zwirschen — tsch. Svržno, d. Zwingau—tsch. Svinná, d. Zeisermühl—tsch. Sezemín als z- erhalten ist, ebenso wie auch in d. Zemschen aus tschech. Třemešná, das ebenfalls zu den alten Eindeutschungen zu rechnen ist, während z. B. dem tsch. Třebnice das viel später aufgekommene deutsche (mundartliche) tšemits gegenübersteht. Auch der Ortsname Blisowa, tschech. Blíž(ej)ov, ist hier anzuführen, der deutsches =s= für tschech. -ž- aufweist, das ebenfalls nur vor 1300 eintreten konnte, und bei dem außerdem das mundartliche lisowa den Uebergang von tschech. b= zu d. w= (das später abfiel) voraussetzt, der auch bei den aus tschech. Buková, Bukovec zu deutsch Mukowa, Mogolzen (über eine Zwischenstufe Wuk=?) gewordenen Ortsnamen vorzuliegen scheint. Auf die Brauchbarkeit der deutschen und tschechischen Verzwielautung des -l- bezw. -ý- auch zur Bestimmung der Zeit der Eindeutschung wurde schon oben hingewiesen. Angeführt seien noch urkundliche Belege wie 1363, 1391 Meczlaw (= Metzlau?, vgl. oben Hostau), 1272 Ctankon, Ztancau u. ä. sowie Mundartformen wie fronao (Frohnau, tsch. Vranov) und nosatits (Nassatitz, tsch. Nasetice) mit Verdumpfung des tschech. -a- (vgl. dagegen etwa Franowa, tsch. Vranov), die ebenso wie zahlreiche Belege aus der näheren und weiteren Umgebung klar erweisen[37]), daß bereits vor den Hussitenkriegen auch in den westböhmischen Bezirken um Taus und vor Pilsen Ansätze einer deutschen Kolonisation vorhanden waren, deren Fortsetzung und Vertiefung allerdings durch die tschechische Reaktion unterbunden wurde.

Wenn auch einige der oben erwähnten Orte — es handelt sich vor allem um Dörfer im westlichen Teil des Bezirkes — erst nach 1300 urkundlich bezeugt sind, so ist es trotzdem möglich, daß sie schon bedeutend früher bestanden haben, denn erst mit dem 14. Jh. treten wir in die Zeit einer verhältnismäßig reicheren Ueberlieferung, die besonders durch das Steuerregister des Pilsner Kreises vom J. 1379 gewährleistet ist. Hier und in den Kirchenbüchern werden neben den schon oben aufgezählten Dörfern

---

[37]) Vgl dazu Schwarz, Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle S. 338 ff. u. ö.

noch über 50 Ortſchaften erſtmalig erwähnt[38]), und ſchon um 1400 ſteht die Siedlungsdichte unſer heutigen nur wenig nach.

Als wichtig allerdings iſt feſtzuhalten, daß die tſchechiſchen Siedlungen nur bis an eine Grenzlinie Stockau—Heiligenkreuz—Weißenſulz reichen, während im großen Grenzwald, der einen Schutzwall gegen feindliche Einfälle darſtellte und deſſen Bewachung den Choden anvertraut war, jede Rodung verboten war.

Nach 1400 finden ſich nur mehr vereinzelt Neugründungen von Ortſchaften: 1401 iſt Weirowa erſtmalig belegbar, 1408 Zetſchin und Dobraken, 1413 Černahora, 1430 Frohnau, 1435 Münchsdorf, 1436 Pöſſigkau und Zemſchen (zu dieſem vgl. das oben Geſagte), 1454 Klein-Mallowa.

An Erſtnennungen des 16. Jahrhunderts[39]) ſind zu verzeichnen (auch manche dieſer Orte werden wohl ſchon vor den Huſſitenwirren des 15. Jh.s beſtanden haben): 1512 Natſchetin, 1528 Meeden, Pirk und Hoslau, 1539 Meßhals, Kotzoura, Rouden, Woſtirſchen, Murchowa, (Alt-)Pariſau und Polſchitz, 1542 Nemlowitz, 1544 Haſchowa, 1567 Wabitz, 1577 Fuchsberg, 1579 Gorſchin, 1587 Zeiſermühl, 1589 Eiſendorf, Rindl und Waier, 1593 Glaſerau, 1597 Schiefernau (dieſe drei zum Kloſter Stockau gehörigen Dörfer ſind ihrer Gründung nach zweifellos bedeutend älter, bei Sezemin-Zeiſermühl z. B. der alte Erſatz des tſch. s- durch deutſch z-, vgl. oben), 1596 Wiſterſitz und Neubau (Hammersbrunn).

Es waren wohl in der Hauptſache kleine Dörfer, deren Bewohner vor allem im Ackerbau und in der Viehzucht ihren Lebensunterhalt fanden. Nur wenige dieſer Orte hatten ſich ſchon frühzeitig als Herrſchaftsmittelpunkte und -ſitze zu Märkten und Städten ausgewachſen: ſo wird z. B. Biſchof-

---

38) 1379 im Gerichtsbezirk Biſchofteinitz: Chotějovice (eingegangen), Chotimiř, Czarlowitz, Franowa, Hořiſedla (eingegangen), Křenowa, Kwitſchowitz, Malonitz, Mallowa, Ober-Kamenzen, Ober-Medelzen, Potzowitz, Putzlitz, Schlewitz, Stich, Stirchlowa, Ujezdec (eingegangen), Waſſertrompeten, Webrowa, Witkowitz (jetzt ein Weiler). Es folgen 1381 Lohowtſchitz, 1391 Nohomirſchen, 1396 Unter-Medelzen, dazu 1386 Strýčkovice (?, eingegangen).

Im Gerichtsbezirk Hoſtau: 1379 Alt-Gramatin, Amplatz, Garaſſen (vgl. oben), Holubſchen, Horouſchen, Křeberſcham, Mirkowitz, Naſſatitz, Přes, Raudnitz (einſt ein Dorf, jetzt Ortsteil von Czernahora), Schlattin, Waſſerau, Witana.

Und im Gerichtsbezirk Ronsperg nennt das Bernarregiſter 1379: Klein-Semlowitz, Linz, Neu-Gramatin, Stockau (vgl. oben), Schilligkau und Wellowitz.

39) Hier wie auch bei den ſpäteren Angaben über die Eindeutſchung des 16. und 17. Jh.s mußten in der Hauptſache bisher ungedruckte Urkunden aus den Archiven des Innenminiſteriums und des Nationalmuſeums in Prag, des Landesarchivs in Prag ſowie den Herrſchafts- bezw. Stadtarchiven in Biſchofteinitz, Ronsperg, Hoſtau, Heiligenkreuz, Taus uſw. herangezogen werden; auf eine genauere Zitierung der einzelnen Stellen im folgenden wird daher verzichtet.

teinitz ſchon 1344 als Stadt (oppidum) bezeichnet, im J. 1424 wird auf Antrag des damaligen Beſitzers Bohuslaus von Horſchau das Dorf Poběžovice (das nachmalige Ronsperg) zur Stadt erhoben, während Hoſtau erſt 1587 von Kaiſer Rudolf II. Wappen und Stadtrecht verliehen wird. Neben dem ſchon 1233 genannten Dorf Stankau findet bereits 1367 auch eine Stadt Stankau (= der jetzige Markt) Erwähnung, wogegen die Erhebung Muttersdorfs und anderer Märkte erſt in neuerer Zeit erfolgte.

Ein neues Aufblühen der Siedlungstätigkeit in dem durch die Kriegswirren ſchwer heimgeſuchten Grenzland bringt erſt das 16. und vor allem das 17. Jh. Es iſt die Zeit der ſog. zweiten deutſchen Koloniſation in Böhmen: Deutſche Adelige (z. B. die bayriſchen Laminger von Albenreuth, das vogtländiſche Geſchlecht der Wiederſperger u. a.) erwerben Güter und Herrſchaften und legen Dörfer an, in die ſie deutſche Bauern rufen; die neu errichteten Glashütten werden von deutſchen Hüttenmeiſtern betrieben, auch die Glasarbeiter ſind in ihrer Mehrzahl Deutſche, und mit ihnen kommen deutſche Handwerker und Kaufleute ins Land.[39a])

Auch über dieſe zweite deutſche Koloniſation können wir aus Orts- und Perſonennamen reiche Aufſchlüſſe erhalten und ſchon ſeit den 30er und 40er Jahren des 16. Jh.s läßt ſich die deutſche Zuwanderung urkundlich verfolgen. Da hören wir z. B. anläßlich der Streitigkeiten um die zu Beginn der 70er Jahre von Valentin Schürer neu errichtete Glashütte unter dem Eiſenberg bei Muttersdorf, daß deutſche Kohlen- und Aſchenbrenner ſchon ſeit den 30er Jahren neben und mit den Tſchechen in den großen Wäldern an der Grenze rodeten. „Niemczy z Sswabsky zemie“ d. h. alſo zugewanderte Deutſche (die nicht immer aus Schwaben kommen mußten) ſind es, wie in einer Zeugenausſage ausdrücklich erwähnt wird, und auch die (allerdings nicht ſehr zahlreich) überlieferten Perſonennamen wie Draxl Mertl, Krumphanzl, Jakub Draxl, Jan Draxl, Bernharth (ſein Sohn heißt Baſtl) uſw. laſſen nicht an ihrer deutſchen Abſtammung zweifeln.

Schon in jenen Tagen wird auch das ſeit dem 13. Jh. öd gelegene Grafenried (zunächſt als Glashütte) wieder aufgebaut, das ſchon im J. 1540 vom Kurfürſten Friedrich dem Glasmacher Georg Thums aus Schönlind in der Oberpfalz als erbliches Eigentum zugeſprochen wird; auch in Anger, Seeg und Haſelberg, die ſpäter mit Grafenried das Gut Grafenried bildeten, ſollen bald darauf Glashütten gegründet worden ſein.

[39a]) Vgl. Verf., Die Anfänge der deutſchen Beſiedlung des Biſchofteinitz-Tauſer Grenzgebietes im 16. Jh., „Unſere Heimat“, 1937, 62 ff.

Sicherlich noch vor 1600 — vielleicht aber ſchon vor den Huſſitenkriegen — waren im deutſchen Munde jene Eindeutſchungen von Ortsnamen aufgekommen, bei denen tſchechiſche Abteilungsſilben durch deutſche Grundwörter erſetzt wurden: Waltersgrün (tſch. Valteřov), Weißenſulz (tſch. Bělá) uſw. und auch Bildungen wie Haslern (jetzt Hoslau), Glaſern (jetzt Glaſerau) und Stockau[40]) ſtammen wohl trotz der verhältnismäßig ſpäten Belege aus früherer Zeit. In Stockau (tſch. Pivouka), das ja eine deutſche Kloſtergründung des 13. Jh.s iſt, iſt z. B. 1555 Prior der Deutſche Andreas Gansperger, der 1573 als Pfarrer in Metzling erwähnt wird (bratr Ondrzej qui antea fuit Prior in Piuonia), 1571 dann Kaſpar Maleſius aus Oppeln in Schleſien, 1572 Auguſt Becinauer (Patzinauer?) aus Landshut uſw. Die Anſicht Reſls, daß Stockau „ohne Zweifel nicht einmal noch im J. 1620 ganz germaniſiert geweſen ſei",[40]) iſt ſchon dadurch widerlegt und ſcheint umſo irriger, wenn wir auch die ſchon um die Jahrhundertwende eingedeutſchten Namen der zum Kloſter gehörigen Dörfer (Glaſerau, Schieferau, Frohnau, Klein-Semlowitz, Schüttwa, Zeiſermühl uſw.) ſowie die Namen der Bewohner dieſer Dörfer, ſoweit ſolche überliefert ſind, heranziehen (aus Münchsdorf kennen wir z. B. aus dem J. 1593: Bog Andrle Rychtarz = Richter, Lynhart Czymrmon, Jan Rottoler uſw.)

Ebenfalls noch aus der Zeit vor und um 1600 ſtammen wohl jene Eindeutſchungen urſprünglich tſchechiſcher Ortsnamen, die im Deutſchen eine Betonungsverſchiebung auf die zweite bzw. dritte Silbe erfahren haben. Es handelt ſich vor allem um die Namen auf -au (aus tſchech. -ov), die beſonders in den Gerichtsbezirken Hoſtau und Ronsperg vorherrſchen (z. B. Frohnáu[41])—tſch. Vranov, Schmoláu—Smolov, Pöſſigkáu—Bezděkov, Wilkenáu—Vlkanov, Pariſáu—Pařezov uſw.), während bei den ſpäter übernommenen Namen der öſtlicheren Gebiete im Deutſchen die Endung -owa für tſchech. -ov (bezw. -ovo) eintrat und die tſchechiſche Betonung (auf der erſten Silbe) erhalten blieb, vgl. Webrowa—tſch. Věvrov, Křénowa—Křenov, Fránowa—Vranov, Wéirowa—Výrov, Mímowa—Mimov u. v. a. Aehnlich iſt beſonders auch bei den Namen auf -in (tſchech. ín oder -ina): Zetſchín—tſch. Čečín, Schlattín—Slatina, auch Gorſchín aus tſch. Kořen u. a., aber auch ſonſt ziemlich häufig (Garáſſen—tſch. Skařez, Schüttárſchen—tſch. Štítary, Wittána—tſch. Vítaní uſw.) dieſe Betonungsverſchiebung, die auch in den Ortsnamen einiger anderer weſtböhmiſchen Bezirke und bei vielen aus dem Tſchechiſchen übernommenen Flurnamen ſowie anderen Lehnwörtern auftritt, feſtzuſtellen.

---

[40]) Joſef Reſl: Poněmčení západních Čech v XVI. století [= Die Eindeutſchung Weſtböhmens im 16. Jahrhundert] in ‚Ročenka Národopisného musea Plzeňska za rok 1928', Pilſen 1929 S. 25.

[41]) „'" bei deutſchen Namen bedeutet Betonung (Frohnáu-, Wébrowa).

All das und noch vieles andere, auf das näher einzugehen ſich hier erübrigt, berückſichtigend, kommen wir alſo zu dem Schluß, daß zumindeſt ſchon um 1600 die Gemeinden Heiligenkreuz, Weißenſulz und Muttersdorf ganz deutſch waren, während auf den Herrſchaften Hoſtau und Ronsperg und dem Gut Stockau — (vorſichtig ausgedrückt) — ſchon zahlreiche Deutſche Aufnahme gefunden hatten.

Zwar wehren ſich manche tſchechiſchen Städte und Adelige gegen den deutſchen Zuſtrom: in Pilſen hatte der Rat ſchon im J. 1500 beſchloſſen, keine Deutſchen in die Stadt aufzunehmen, Taus folgte im J. 1607, und Georg von Guttenſtein, damals Beſitzer der Stadt und Herrſchaft Hoſtau, beſtimmte 1598, daß in das Stadtamt in Hoſtau nur Tſchechen eingeſetzt und ſämtliche Händel und Streitigkeiten nur tſchechiſch verhandelt werden dürften. Aber es war ſchon zu ſpät: gerade in den weſtlichen Teilen des Bezirkes waren die Deutſchen ſchon um 1600 in der Ueberzahl, wie wir aus der bereits deutſchen Ortsnamengebung der Neugründungen erſehen: vgl. das 1577 erſtmalig erwähnte Fuchsberg, 1589 Eiſendorf, Rindl (1601 z. B. pod Korytany aneb Ryndlem), 1596 Hammersbrunn (jetzt Neubau), dazu mehrere von Deutſchen betriebene Glashütten der Herrſchaften Muttersdorf und Pfraumberg (Althütten, Schwanenbrückl, Straßhütte?); auch einige Dörfer mit tſchech. urſprünglich Flurnamen darſtellenden Ortsnamen wie das 1579 genannte Kořen (d. Gorſchin), 1596 Bystřice (d. Wiſterſitz) u. a. dürfen wohl ſchon als deutſche Gründungen angeſprochen werden. (Es folgen im beginnenden 17. Jahrhundert: 1606 Plöß, 1607 Siehdichfür, 1609 Haſelberg, 1614 Neuhof, 1622 Ruhſtein, 1628 Schmolau, 1642 Neubau uſw.). Denn auch in den tſchechiſchen Dörfern hatten ſich immer mehr Deutſche anſäſſig gemacht, ſo daß z. B. in Hoſtau und Ronsperg die Deutſchen ſchon um oder bald nach 1600 in der Mehrheit waren, wie eine Unterſuchung der allerdings oft durch die Willkür der Schreiber ſehr verſtümmelten Perſonennamen in den uns erhaltenen Stadt- (Contracten-) büchern dieſer Städte ſowie den Grundbüchern der Dörfer dieſer Herrſchaften erweiſt, wenn auch Verwaltung und Gerichtsbarkeit noch in tſchechiſchen Händen lagen und in die erwähnten Stadtbücher noch bis tief ins 17. Jahrhundert hinein nur tſchechiſche Eintragungen gemacht werden.

Und ſchnell drängen die Deutſchen auch weiter ins Landesinnere, ſo daß es uns nicht Wunder nehmen kann, daß z. B. ſchon in dem (tſchechiſch geſchriebenen) Urbar der Herrſchaft Biſchofteinitz (und Zetſchowitz) vom J. 1587 unter den hier überlieferten Beſitzernamen in zahlreichen Dörfern auch im öſtlichen Teile dieſer Herrſchaften viele als Namen deutſchen Urſprungs klar zu erkennen ſind, z. B. Hans Hewrle, Georg Stompauch, Honz

Sſmid, Paul Sſtolczar, Honz Hartl, Motl Niemecz (= Němec — der Deutſche) uſw., nachdem überdies ſchon im J. 1567 zwei Biſchofteinitzer Bürger mit Namen Sſebeſtyan Nysler und Arnoſſt Neumann, ohne Zweifel alſo Deutſche, von Kaiſer Maximilian II. in den Adelsſtand erhoben worden waren.

Selbſt die Tauſer, damals Pfandherrn der Choden, legen noch vor 1600, um den Siedlungsvorſtößen und Grenzverletzungen von bayriſcher Seite entgegenzutreten, in dem ſog. Wald „Königreich" mehrere Orte an (Waſſerſuppen, Rindl, Waier u. a.), die ſchon von Anfang an nur mit deutſchen Siedlern beſetzt waren, ſo daß die Choden, in deren elf Dörfern ebenfalls bereits zahlreiche Deutſche Grund und Boden erworben hatten, ſchon im J. 1594 in einer Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer darüber Klage führen, daß die Tauſer „zwei Neue Dörffer in den Wald gebauet, da ſie ihre leibaigne Vnterthanen, ſo lautter Deutſche ſein, haben und hallten".

Als eines für das Fortſchreiten der deutſchen Beſiedlung wichtigen Umſtandes muß hier auch der Reformation gedacht werden. Die dem neuen Glauben Luthers geneigten Adeligen berufen proteſtantiſche Prediger aus Deutſchland: nach Ronsperg z. B. beruft Peter von Schwanberg im J. 1617 den Laien Chriſtoph Pfrendler aus Wittenberg, vor dem ſchon 1587 die Deutſchen Thomas Goltfried und 1573 Johann Wagner im Amte waren; Pfarrer in Muttersdorf iſt 1613 Michael Hopff, der vordem Dechant in Pfreimt in Bayern war, ja ſchon im J. 1573 wird ein Großteil der Pfarreien, inſofern ſie überhaupt beſetzt ſind, als utraquiſtiſch bezeichnet.

Daß es ſich bei den zuwandernden Deutſchen natürlich in erſter Linie um ſolche aus dem benachbarten Bayern, vor allem der Oberpfalz handelt, macht ſchon die geographiſche Lage wahrſcheinlich, auch Weglaßbriefe von Untertanen und andere gelegentliche Eintragungen können dies verdeutlichen. So heißt es z. B. noch im Reviſitationsbericht von 1722, daß Wolf Laminger von Albenreuth, weil er „mit denen alten Böhmiſchen Dorffſchafftsunterthanen die Roboth oder ſcharwerck nicht beſtreiten — folglich ſeine intention mit anlegung mehrerer Mayerhöffen . . . nicht erreichen können, hat er Succeſſive lauther Churbay: Inwohner hereingeziegelt".

Seit ungefähr der Mitte des 17. Jahrhunderts iſt das Tſchechentum faſt ganz zurückgedrängt, nur wenige Dörfer im Oſten des Bezirkes, deren Tſchechen im Pilſen—Taus—Klattauer Hinterland Rückhalt fanden, konnten der Germaniſierung widerſtehen, und wenn Schaller z. B. in ſeiner Topographie von 1789 über die Herrſchaft Biſchofteinitz-Zetſchowitz berichtet: „Die böhmiſche Sprache nahm hier mit dem jüngſtverſtrichenen

Jahrhunderte das Ende, und für jetzt herrſchet um Teinitz nur die deutſche Sprache allein, doch ſind allemal einige Gegenden auf dieſer Herrſchaft, wo die böhmiſche Sprache den Vorzug hat . .", ſo iſt eben jener ſchmale Streifen tſchechiſcher Orte im Oſtzipfel des Bezirkes gemeint, von wo aus das tſchechiſche Element heute wieder gegen den deutſchen Weſten vordringt.

Auf den Herrſchaften Biſchofteinitz-Zetſchowitz und auch Ronsperg war, wie wir geſehen haben, ſchon im 14./15. Jh. ein Höhepunkt der Beſiedlung erreicht worden, Neugründungen von Ortſchaften in ſpäterer Zeit kommen daher nur vereinzelt vor, während die Herrſchaften Heiligenkreuz-Weißenſulz, Muttersdorf, auch Kauth-Chodenſchloß zu gutem Teil erſt aus den ſeit dem 16. Jahrhunderte in den Wäldern des Grenzgebietes neu angelegten Dörfern gebildet wurden. Zu den ſchon erwähnten Neugründungen vor dem 30jährigen Kriege kommen auch noch im 18. Jh. — (die Schrecken und Folgen des Großen Krieges ließen auch in der Rodung und Beſiedlung dieſes Grenzlandes ein Stocken eintreten) — zahlreiche weitere Orte. Wieder ſind es in erſter Reihe Glashüttenſiedlungen, aus denen bald Dörfer hervorgehen, aber auch durch Verkauf von Ackerteilen an Siedlungsluſtige und Gründung von Meierhöfen ſuchen die adeligen Grundherrn ihre Einkünfte zu ſteigern.

Auf der Herrſchaft Heiligenkreuz werden noch im 17. Jh. (1696?) zwei Glashütten gegründet, aus denen dann die Dörfer Karlbach (älter und mundartlich: Karlbachhütten) und Walddorf entſtehen. Ueber letzteres berichtet der Thereſian. Kataſter von 1713: „Außerhalb übern Böhaimber Waldt Befinden ſich Zehen Tripff Häußl Waldt Dörffl genandt Bey einer alten Glaßhütten . . .". Um oder nach 1700 ſoll auch die „grüne Glashütte" bei Eiſendorf, das jetzige Eiſendorfhütte, errichtet worden ſein. 1730 wird „Bern Dantz oder neuen Hauß" (jetzt Bärntanz) erſtmalig erwähnt, 1735 verkauft der damalige Beſitzer der Hft. Heiligenkreuz, Johann Wenzel Zucker von Tamfeld, im ſog. Roſengarten Ackerteile zur freien Beſiedlung, u. zw. „umb Verſchaffung zur Herrſchaft Beſſern Nutzens willen", die neue Siedlung erhält den Namen Roſendorf. Etwa um dieſelbe Zeit dürfte die „weiße Kreideglashütte" gebaut worden ſein, die dann nach dem Glasmeiſter Elias Zahn, der ſie 1743 erwarb, „Alte Zahnhütten" genannt, während das Dorf ſpäter nach der Herrſchaftsbeſitzerin (1781—94) Franziska Zucker von Tamfeld in Franzelhütte umgetauft wurde.[42])

Eine Meierhofgründung — von den Wiederspergern auf Muttersdorf im J. 1670 angelegt — war das Dorf Bernſtein, einem Zollhaus

---

[42]) Eine Einſichtnahme in die Matrikeln der Pfarrei Eiſendorf würde vielleicht eine genauere Datierung der Entſtehung mancher Orte ermöglichen.

verdankt das nachmalige Dorf Mauthaus (seit 1660 belegbar) seinen Namen, einer Mühle das jetzige Schnaggenmühl (1746 Neyder Mühl seu Schnagnmühl), ursprünglich ein „Viehhof" (noch jetzt so mundartlich, vgl. 1706 zum Viehhause) war das später nach seinem Gründer benannte Dorf Friedrichshof. Aus Glashütten gingen die Orte Oberhütte (um 1650) und Unterhütten (1739), Neubauhütten (1706), Franzbrunnhütte (zuerst Aberlhütte genannt), Kreuzhütte (um 1775), Johanneshütte (1776) hervor, hingegen mußte die 1789 errichtete Goldbrunnhütte bei Waier bald wieder aufgelassen werden.

Einige der in den Kriegswirren verwüsteten Dörfer werden wieder aufgebaut: (Alt)-Parisau, Waltersgrün, Stirchlowa usw., oder es werden Meierhöfe an ihrer Stelle angelegt (z. B. St. Georgen, Wellowitz, Hassatitz), während andere vollkommen vom Boden verschwunden sind (Přitulnov bei Zwirschen, Hořisedla bei Elstin usw.)

Von späteren Neugründungen des ausgehenden 18. und 19. Jh.s seien noch genannt: Sichrowa, Wenzelsdorf, Neu-Parisau, Jung-Rindl Neudorf, Walddorf bei Bischofteinitz, Franzdorf und das erst seit 1875 entstandene Paadorf. Dieses Dorf trägt den Namen seines Gründers, des Häuslers Wenzel Paa aus Oberhütten, der im J. 1872 einen Waldteil kaufte, ohne Rodungsbewilligung rodete und ohne Baubewilligung 1875 das erste Haus baute. Sein Beispiel fand Nachfolge und bald stand — trotz Bauverboten und Niederreißungsbefehlen seitens der Behörden — eine Reihe weiterer Häuser im Walde. 1921 waren es bereits 21 und erst damals langte die behördliche Baubewilligung ein.

Die Sprachgrenze hat seit dem 17. Jh. kaum eine merkliche Verschiebung erfahren; ja es müssen auch die oben erwähnten tschechischen Orte im Ostzipfel des Bezirkes eine Zeitlang eine deutsche Mehrheit besessen haben, wie die aus der Rulla von 1654 bekannten Besitzernamen beweisen.[43])

Erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.s erfährt das deutsche Siedlungsgebiet eine tschechische Unterwanderung, und erst die neueste Zeit, der Weltkrieg und die Errichtung der Tschechoslowakischen Republik haben dieser Rückwanderung neue Wege geebnet[44]). In Blisowa z. B., in dem im J. 1880 224 Deutsche und 68 Tschechen gezählt wurden, gab es 1930 194 D. und 188 Tsch.; in Nahoschitz standen sich 1910 200 D. und 60

---

[43]) In Stankau-Dorf z. B. sind folgende Namen belegt: Thomass Schwarcz, Jan Payer, Waczlaw Schubert, Jan Tischler, Woldrzich Schwab, Adam Erb, Jan Kral, Bartolomieg Schwab, Matieg Pelepsky, Lorencz Leuter, Wjt Pawlyk, Matieg Strachuta, Waczlaw Ziarzek.

Tſch., 1921 nur 99 D. und 151 Tſch. gegenüber. Dagegen konnte ſich das kleine Dorf Autſchowa als deutſche Sprachinſel inmitten der tſchechiſchen Umgebung behaupten: hier waren 1880 147 D. und 28 Tſch. und 1930 175 D. und 43 Tſch.

„Die Deutſchen in den Sudetenländern haben die Schreckenszeiten der Huſſitenſtürme überſtanden, ſie werden auch die drangvollen Tage von heute überſtehen.“[45])

---

[44]) Alle Zahlen nach den amtlichen Gemeindelexiken (vgl. auch Anm. 7).

[45]) E. Gierach in „Der Deutſche in Böhmen“ (Erſter Teil: Die Weſthälfte) von Ernſt Ackermann und H. Brewer, Langenſalza 1935.

Tod und Begräbnis bei den Deutſchen im Ofner Bergland.

Von Eugen Bonomi (Budapeſt).

Der Gedanke an den Tod iſt dem Bauern nicht fremd. Er erlebt ja Kommen und Gehen in der Natur; gar oft ſteht er am Grabe eines Dorfgenoſſen. Das gläubige Volk ſieht außerdem im Sterben Gottes Fügung. Mit Ergebung in ſeinen Willen nimmt es den Tod hin. Weil natürlich und gottgewollt, erweckt er ſelten Grauen und Furcht. Es iſt eben nur ein Uebergang zur ewigen Glückſeligkeit. So denkt über das Sterben auch unſer tiefgläubiges katholiſches deutſches Bauerntum im Ofner Bergland. Die Bräuche bei Tod und Begräbnis, die wir im folgenden behandeln,[1]) haben chriſtliches Gepräge. Urtümliche Formen kommen gelegentlich auch zum Ausdruck. Die ſtarken Uebereinſtimmungen im Brauchtum unſerer Landſchaft ſind nicht nur von gemeinſamen Glaubensvorſtellungen herzuleiten. Vieles iſt auch den Beerdigungsanſtalten (Leichenvereinen)[2]) zuzuſchreiben, die dem Volk vielfach gleiche (ſtädtiſche) Beſtattungsformen aufgezwungen haben.

Todesvorzeichen.

Die Vorzeichen[3]), die einen Todesfall ankündigen, ſind zahllos. Faſt alle ungewohnten und unerklärlichen Vorgänge können als Todesvorzeichen ausgelegt werden. Man ſchließt aus ihnen nicht nur auf den eigenen Tod, ſondern auch auf einen Todesfall in der Familie oder in der Gemeinde.

Kinder, die an einem Freitag (beſonders Karfreitag oder ſchmerzhafter Freitag) oder zu einer Zeit geboren werden, wenn ein Grab offen ſteht oder jemand in der Gemeinde tot liegt, die früh Zähne bekommen (fruə ti Zäint, fruə aus ti Häint früh die Zähne, früh aus den Händen), bei denen die oberen[4]) eher kommen als die unteren, die über der Naſe einen „Sarg" (Ader) haben, klug, fromm, immer ſchläfrig ſind, raſch wachſen, leben nicht lange. Wer eine Gewohnheit aufgibt, während der Wandlung (dreimal) nieſt, an Händen oder Füßen blaue Flecken (Totenflecken) hat, ſtirbt bald. Kommt dem Hochzeitszug ein Leichenzug entgegen, ſtirbt jemand von den Brautleuten, und zwar der Bräutigam, wenn der Tote männlichen, die Braut, wenn er weiblichen Geſchlechts iſt. Auf weſſen Seite am Traualtar die Kerzen flackern, wer zuerſt zu Bett geht, ſtirbt eher. Ein Begräbnis vor oder nach der Trauung, ein offenes Grab am Hochzeitstag, läßt auf einen neuen Todesfall ſchließen. Auf dem Wege zur oder von der Kirche ſoll ſich keiner der Brautleute umſehen, ſonſt müßte der andere bald ſterben („man ſieht ſich ſchon nach einem andern um"). Hat die Leiche ein rotes Geſicht, dröhnt der Sarg beim Zuwerfen des Grabes, ſinkt der Grabhügel ein, wird in Bälde noch jemand aus der Familie ſterben.

Wenn ein Hund heult (beſonders gegen die Erde! himmelwärts = Feuer), Löcher gräbt, bedeutet es einen Todesfall im Haus. Ebenſo, wenn ein Maulwurf im Hof (Pilisſzentiván) oder in einem ungebretterten Wohnraum ſtößt. Auch das Erſcheinen eines Igels im Hauſe kündet einen Tod. (Budaörs, Zſámbék). Von den Vögeln iſt in unſerem Gebiet die Eule (Tou[d]nvougl, Wiichtl, Noochtwiichtl) als Todesbote allgemein bekannt. Schreit ſie in der Nähe des Hauſes, ſitzt ſie auf dem Hausdach oder auf dem Zaun, geht dort ſicher der Tod um. Ihren Ruf deutet man: Khum mit, khum mit (allg.) oder khum mit, khum mit, nim täi[n] Truchə[r]l mit (Budajenö, Etyek, Solymár). Nach Krottendorfer Volksmeinung kündet auch die Schwalbe einen Todesfall an, und zwar, wenn ſie in die Stube fliegt und ſich auf einen Spiegel ſetzt. Schlägt die Hausotter in der Mauer, erſcheint ſie in der Stube, ſo wird jemand aus der Familie ſterben.

Geht die Peterſilie nicht auf, ſtirbt, wer ſie gepflanzt hat, binnen Jahresfriſt (Budaörs, Groß Turwal, Zſámbék).

Einen Todesfall bedeutet es, wenn die Uhr plötzlich ſtill ſteht, der Spiegel oder ein Bild von der Wand fällt, etwas herunterfällt ohne zu brechen (z. B. Glas, Flaſche) ein Licht von ſelbſt verlöſcht, das Brot beim Backen einen Riß (= Grab) bekommt oder die Tuchent vom Bett fällt. Das Knarren des Balkens und das Krachen der Möbel gilt ebenfalls als Todesvorzeichen (nicht allg.). Kommt einem Leichenzug ein beladener Wagen entgegen, ſchlägt die Kirchenuhr während der Wandlung, tönen die Glocken, „traurig" (dumpf)[5]) wird es in der Gemeinde bald einen Todesfall geben. Stirbt im neuen Jahr zuerſt ein Mann, ſterben viele Männer uſw.[6]) Einem „luſtigen" Begräbnis (bei Alten) folgt ein „trauriges" (d .h. es wird bald ein Junger ſterben).

Auch gewiſſe Träume ſind Todesboten: der Traum von ſchwarzen Kirſchen, blauen Trauben, Pflaumen, rohem Fleiſch, ausgeriſſenen oder ausgefallenen Zähnen[7]), einer Hochzeit, einem tiefen Graben, Schmutzwaſſer oder ſchwarzem Tuch. Träumt man von Toten, gibt es Regen.

Todesorakel.[8]) In der Weihnachtsnacht, zur Zeit der Mette, ſpricht das Vieh miteinander. Wer ſeinem Geſpräch lauſcht, erfährt, wann er ſtirbt. Am heiligen Abend war es allenthalben Brauch, nach dem Abendeſſen an die Familienmitglieder Nüſſe zu verteilen. Weſſen Nuß leer war, hieß es, müßte im neuen Jahr ſterben. Beliebt war auch das Apfelorakel. Wer beim Zerſchneiden des Apfels einen Kern durchſchnitt (das Verletzen des Kernes legte man als bevorſtehende Krankheit aus), von dem ſagte man, er hätte ſich damit auch den Lebensfaden abgeſchnitten. Auch der war dem Tod geweiht, deſſen Apfel innen zufällig faul war.

Das Sterben.

Iſt ans Aufkommen des Kranken nicht mehr zu denken, ſchickt die Familie um den Prieſter, daß er ihm die Sterbeſakramente ſpende. Im Haus, wo jemand verſehen wird, verſammeln ſich nicht nur die Angehörigen, ſondern auch die Nachbarsleute.

Um das Sterben zu erleichtern[9]), ſprechen die Anweſenden verſchiedene Gebete.[10]) Man reicht dem Schwerkranken die brennende Sterbekerze (kann er ſie nicht mehr halten, hält ſie jemand an ſeiner Statt)[11]), legt ihm ſein Gebetbuch unter den Kopf oder ein Kruzifix auf die Bruſt. Sind im Kopfkiſſen zufällig Hühnerfedern, muß man es austauſchen, ſonſt könnte der Kranke nicht ſterben (das Huhn iſt „zäh", verendet ſchwer). Leichter ſtirbt, wer ſich mit ſeinen Feinden verſöhnt hat. Deswegen läßt man ſie auch oft ans Sterbebett kommen. Sündhaften Menſchen iſt das Scheiden qualvoller als Guten. Das Sterben kann man auch beſchleunigen, indem man das Kopfkiſſen dem Sterbenden plötzlich wegreißt. Lautes Klagen und Weinen[12]) ruft die ſcheidende Seele zurück. In Diósd öffnet man das Fenſter, daß die Seele leichter entweichen könne. Wenn der Sterbende lächelt, ſpielt er mit den Engeln.

Günſtige Todestage: Dienstag (Tag der hl. Anna), Freitag (Sterbetag Chriſti), Sonnabend (Tag der Muttergottes, wer an dieſem Tag ſtirbt, gehört ihr) und die drei letzten Faſtnachttage. An dieſen drei „verworfenen" Tagen iſt es darum gut zu ſterben, weil dann alle in den Himmel kommen (in Pilisſzentiván behauptet man eben das Gegenteil). Die Teufel ſind nämlich auf der Welt ſtark beſchäftigt, können ſich alſo um die Verſtorbenen nicht kümmern (allg.).

Nach dem Eintritt des Todes knien die Anweſenden nieder und beten.[13]) Jemand ſchließt dem Toten die Augen, daß er niemanden nachziehe. Vom Todesfall werden gleich die Nachbarn und die nächſten Verwandten benachrichtigt. Die Todesbotſchaft verbreitet ſich im Dorfe raſch. Gedruckte Todesanzeigen kennt man nur in Promontor, Budakeſzi und Diósd. Starb der Vater oder die Mutter, muß man den Tod auch den Bienen im Hauſe anzeigen. Ein Familienmitglied klopft dreimal am Bienenſtock und ſagt: „Der Hausvater (die Hausmutter) iſt geſtorben." Unterbleibt die Anſage, ſterben die Bienen aus oder ſie fliegen fort. Einſt ſoll in Nagykovácſi auch das Vieh im Stall aufgejagt worden ſein. In Budakalaß und Krottendorf rüttelt man auch den Eſſig, damit die Eſſigmutter nicht abſterbe. In Budakaláß wird außerdem auch noch der Rosmarinſtock berührt, ſonſt würde er zugrunde gehen.

Im Haus hält man alle Uhren an, verhängt die Spiegel mit einem weißen (auch ſchwarzen) Tuch,[14]) das erſt nach der Beerdigung entfernt wird.

Herrichtung der Leiche.

Das Waſchen und Bekleiden erfolgt gleich nach dem Eintritt des Todes, ſolange der Verſtorbene noch nicht erkaltet iſt.[15]) Dies beſorgen ſelten Familienangehörige (bei Kinderleichen ſchon!), ſondern beſtimmte (ärmere) Frauen der Gemeinde, die ſich auf das verlegt haben. Kleider, etwas Geld, eine Kerze und dgl. iſt ihr Lohn. Bei männlichen Toten pflegt man in Etyek, Krottendorf, Nagykovácſi und Piliscſaba ſtatt Frauen auch Männer (Totengräber[16]), Tiſchler) heranzuziehen. Zum Waſchen dient Eſſigwaſſer (der Tote wird eigentlich nur mit einem feuchten Tuch abgerieben). Das Gefäß wird nachher zerbrochen und irgendwo, wo niemand hinkommt, vergraben (im Keller, hinter dem Haus, unter der Dachtraufe, im Garten). Wer die Stelle betritt, heißt es in Diósd und Nagykovácſi, bekommt die Auszehrung; Frauen werden unfruchtbar.

Dem Toten zieht man überall ſein beſtes Gewand an. Aeltere Leute legen ſich ſchon zu ihren Lebzeiten die Leichenkleidung bereit (das Hochzeitsgewand wird gerne aufbewahrt!). Der Brauch, männliche Tote nicht vollſtändig zu kleiden, d. h. ihnen nur eine lange weiße Unterhoſe, ein weißes Hemd und eine ſchwarze Weſte anzuziehen, beſteht nur noch in Etyek (bei den Handwerkern nicht mehr!); anderwärts iſt er mit dem Krieg oder ſchon lange davor abgekommen.[17]) Dasſelbe gilt auch von der Kopfbedeckung (Mütze, Hut, Schlafhaube) und der Fußbekleidung (Stiefel) der Männer.[18]) Weibliche Tote werden, wenn ſie ledig waren, zumeiſt ganz weiß (Waſchgewand), Verheiratete jedoch ſchwarz (blau) gekleidet. Wöchnerinnen bekommen eine weiße Schürze (Pilisſzentiván, Solymár). Schuhe haben nur Kindbetterinnen an (nicht mehr allg), da ihr Weg ins Jenſeits über Diſteln und Dörner führt. Frauen haben ein helles (bei jüngeren) oder dunkles (braun, ſchwarz; bei älteren) Kopftuch auf. Mädchen wird, ebenſo wie Knaben und Burſchen, zum Zeichen ihrer Unberührtheit ein Kränzchen (Wachs, Myrten) aufs Haupt geſetzt.[19]) Kleinen Mädchen löſt man das Haar und kämmt es nach vorne. Wickelkinder (auch totgeborene Kinder) bekleidet man mit einem weißen Hemdchen (Khuttərl). An den Aermeln, zuweilen auch am Hals, iſt es oft mit bunten (blau, ſelten rot) Maſchen oder Bändern verſehen.[20]) Stirbt ein Kind innerhalb ſechs Wochen, wird es im Taufkleid beerdigt. Dem Säugling gibt man hier und dort auch ſeine Windel mit (um den Körper winden, beilegen). Die Strümpfe oder Socken (weiß, ſchwarz) für die Toten bezieht man vom Tiſchler, der den Sarg macht, oder vom Beſtattungsverein. Ueberall beſteht der Brauch, der Leiche Hände und Füße zu binden; auch der Unterkiefer wird emporgebunden.[21]) Wenn der Tote ſtarr geworden iſt, entfernt man die Bänder.

Um die gefalteten Hände des Toten windet man überall einen Roſenkranz,[22]) auf die Bruſt legt man ein Sterbekreuz (nicht allg). Roſenkranz und Kreuz ſollen womöglich von einem Wallfahrtsort ſtammen (beliebt ſind die von Maria Zell). Die ſogenannten Schniə(r)l oder Pandlpeetn (Holzperlen an einer Schnur; ti Peetn-Roſenkranz) ſeien, ſagen die Alten, den neuzeitlichen Khee(d)lpeetn (Perlen auf einer Kette aufgefädelt) vorzuziehen. Chriſtus der Herr ſei nicht mit Ketten, ſondern mit Stricken gebunden worden. Am Kettenroſenkranz — heißt es in Budaörs — hätte nur der Teufel Freude; die armen Seelen könnte er umſo beſſer feſſeln. In manchen Dörfern iſt es Brauch, den Roſenkranz nur an einen Finger zu hängen oder einfach in den Sarg zu legen. Der Tote müſſe freie Hände haben, ſagt man, ſonſt könne er die Himmelspforte nicht öffnen. Jugendliche bekommen kleine Roſenkränze in hellen (weiß, blau, rot), Verheiratete große in dunklen (braun, ſchwarz) Farben. In Piliscſaba gibt man den Kindern, die noch nicht gebeichtet und kommuniziert haben, anſtatt eines Roſenkranzes eine kleine Kerze mit.

Ohrgehänge, Ringe oder ſonſtigen Schmuck legt man den Verſtorbenen nicht an („ſie brauchen keine Hoffart mehr"). Der Schmuck würde ſie am Vorwärtskommen nur hindern; da ſie an Sträuchern vorbeigehen müſſen, könnten ſie ſich leicht verſtricken (Budakeßi).

Wo fertige Särge (ti Soəg Sarg, Tou[d]ntruchə, Truchl Truhe)[22a]) zu haben ſind, wird der Tote nach dem Waſchen und Ankleiden gleich eingeſargt, wo nicht, bahrt man ihn bis zur Fertigſtellung des Sarges auf einem Brett[22b]) auf, das jetzt ſchon der Tiſchler oder der Beſtattungsverein für die Zeit zur Verfügung ſtellt (faltbar; für Ledige blau, für Verheiratete ſchwarz geſtrichen). Früher legte man die Leiche auf eine Bank, auf ein Bügelbrett oder auf einen Tiſch (Kinder jetzt noch).

Der Sarg wird, bevor man den Toten einbettet, mit Weihwaſſer beſprengt. Am Boden des Sarges, ſowie im Sargkiſſen, ſind Hobelſpäne. Bei Jugendlichen Toten pflegt der Tiſchler die Sargwände innen mit Blumengirlanden[23]) zu ſchmücken. Sargbeigaben:[24]) Gebetbuch, manchmal auch Kamm und Raſiermeſſer (nicht allg.), Ehering (ſelten), Heiligenbilder. In Nagykovácſi ſoll man in alter Zeit auch ein Geldſtück mitgegeben haben.[25]) Stirbt das erſte Kind, erhält es den Brautkranz der Mutter (Promontor: daß es etwas von der Mutter bei ſich habe). Die Farbe des Bahrtuches (Jiwətau[n] Übertan) ſtimmt in der Regel mit der des Sarges überein (bei Jungen weiß oder grau, bei Alten ſchwarz). Das Bahrtuch ſpenden bei Ledigen die Paten. An den Ecken, oft auch in der Mitte, zieren es bunte Maſchen.

Der Tote iſt in der beſten Stube aufgebahrt (mit den Füßen dem Ausgang zu). In Budakeßi, Krottendorf und Promontor werden die

Wände ſeit einiger Zeit mit ſchwarz ausgeſchlagen. Anderswo bringt der Tiſchler (Beſtattungsverein) an der Tür zur Stube einen ſchwarzen Vorhang an.[26]) In Nagykovácſi weht ſeit drei-vier Jahren am Giebel des Trauerhauſes eine ſchwarze Fahne. Zu Häupten des Toten ſteht ein Kreuz, daneben, rechts und links, eine Kerze, außerdem ein kleiner Tiſch mit Weihwaſſerkeſſel und Weihwedel.[27]) Manchenorts iſt das Weihwaſſer, nach altem Brauch, in einem Glas; ſtatt Weihwedel gebraucht man Buchs, Rosmarin (nur bei Ledigen), einſt auch leere Aehren (bei Alten). Nach der Beerdigung wird der Reſt des Weihwaſſers ins Feuer gegoſſen. Nach der Aufbahrung betet man.[28])

Totenbeſuch, Totenwache.

Ein Todesfall iſt auf dem Lande nicht nur Sache einer einzigen Familie, ſondern zugleich auch der ganzen Dorfgemeinſchaft. Jeder hält es für ſeine Pflicht, ins Trauerhaus zu kommen und vom Verſtorbenen Abſchied zu nehmen. An der Bahre verrichtet man ein Vaterunſer, beſprengt den Toten mit Weihwaſſer, legt, wo es Brauch iſt, ein Heiligenbild[29]) auf ihn und wendet ſich dann an die Leidtragenden, um ihnen Troſt zu ſpenden.[30])

Abend (mit dem Abendläuten) ſetzt die Totenwache ein,[30a]) die in manchen Gemeinden nur noch bis Mitternacht,[31]) im allg. aber bis zum Morgenläuten dauert. Niemand wird dazu eigens eingeladen; wer kommt iſt gerne geſehen. Verwandte, Bekannte und alle, die mit dem Toten irgend etwas zu tun haben (Leichen-, Windlicht- und Fahnenträger, oft auch der Totengräber[32]) fehlen natürlich nicht. Vor Mitternacht kommen zumeiſt Frauen, nach Mitternacht Männer. Die Zeit verbringt man mit Beten[33]) und Plaudern. Frauen pflegen auch Kränze zu binden (Nagykovácſi: Kranzlnacht) oder, bei Unverheirateten, die Totenkrone zu machen. Wein (gegen Morgen häufig auch Branntwein oder ſchwarzer Kaffee) wird überall aufgetragen.

Das Begräbnis.

Das Begräbnis[34]) findet vormittags (jetzt ſelten) oder nachmittags ſtatt. Läutet man in der Kirche das „Zeichen", beten alle Anweſenden unter der Leitung des Totengräbers oder des Tiſchlers einige Gebete.[35]) Nachher beſprengt man den Toten zum letztenmal mit Weihwaſſer.[36]) Den geſchloſſenen Sarg tragen zwei Leichenträger (oft die Nachbarn)[37]) in den Hof zur Einſegnung (das Kleinkind trägt immer der Tiſchler oder der Totengräber hinaus!)[37a] Die männlichen Familienmitglieder folgen dem Sarg, die weiblichen bleiben, bis auf einige Dörfer, wo auch ſchon die Frauen die Bahre umſtehen dürfen,[38]) noch in der Stube.

Vor oder während der Einſegnung teilt jemand im Auftrage der Familie Kerzen aus.[39]) In der Vorkriegszeit war das noch überall, bei jedem Begräbnis Brauch; heutzutage nur noch bei den „großen" (d. h. bei reichen Leuten).[40]) Kerzen erhalten in der Regel: der Geiſtliche[41]) und der Kantor (ihre ſind zuweilen größer als die der anderen), die Sarg-, Windlicht- und Fahnenträger, die Sänger, manchmal auch die Kranzeljungfern, die Miniſtranten, der Totengräber, der Mesner und hie und da die auswärtigen Trauergäſte (lwəhottəläit Leute außerhalb der Dorfgemarkung). Die Kerzen brennt man zuhauſe für den Verſtorbenen (hie und da ſchon im Leichenzug)[42]) oder ſpendet ſie der Kirche.

Bei ledigen Toten bekommen die Leichen-, Windlicht-, Kreuz -und Fahnenträger Blumenſträuße mit Maſchen (Rosmarin, Buchs, Kunſtblumen), die ſie an einen Rockärmel oder auf die Bruſt heften und dann ins Grab werfen.[43]) In Promontor gab man bis in die 90er Jahre dem Geiſtlichen und dem Kantor eine Zitrone (Orange) worin ein Rosmarinzweig ſtak.[44])

An der Spitze des Leichenzuges ſchreitet ein Knabe[45]) mit dem Grabkreuz (Kräizl)[46]), neben ihm oder dahinter zwei andere mit der Fahne und dem Kreuz des Beſtattungsvereins, dann folgen Burſchen und Männer, die Muſikkapelle[47]) oder ein Geſangverein, die Miniſtranten (einer trägt das Kirchenkreuz) der Geiſtliche mit dem Kantor, die Leiche (gefahren oder getragen), zu beiden Seiten die Windlichtträger, hinter der Leiche die Familienangehörigen[48]) (in vielen Gemeinden nur die leidtragenden Männer, Frauen müſſen den Leichenzug ſchließen!), Mädchen und Frauen. Im Leichenzug betet vielerorts der Totengräber vor.[49])

Wo es einen Leichenwagen[50]) gibt, werden die Toten gefahren (Kinder nicht). Mitgliedern des Beſtattungsvereins ſteht er unentgeltlich zur Verfügung; Nichtmitglieder bezahlen dafür, wollen ſie ihn auch in Anſpruch nehmen. Es gibt aber einige Dörfer, wo man ledige Tote, trotz Wagen, noch immer zu tragen pflegt, da dies „ſchöner" iſt.[51]) Kinder bis zu zwei, drei Jahren werden auf dem Kopf[52]) oder unter dem Arm[53]) zu Grabe getragen. Knaben tragen Knaben, Mädchen tragen Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren. In Promontor und Zſámbék wird das tote Kind, ohne Rückſicht auf ſein Geſchlecht, immer von einem Knaben, in Bia, Krottendorf, Pilisvörösvár und Telki jedoch von einem Mädchen getragen. Als Träger kommen nur Kinder der Paten oder auch Kinder aus der Nachbar- oder Gevatterſchaft in Betracht. Iſt der Friedhof weit, hilft der Totengräber oder jemand anders tragen. Größere Kinder (von zwei bis drei Jahren aufwärts) tragen vier mittlere Buben, Burſchen und Jungfrauen[54]) ſechs Burſchen, Verheiratete aber ſechs Männer.[55])

Windlichter fehlen nur bei Kindern.[56]) Je feierlicher das Begräbnis, desto mehr Windlichter (4, 6, 12, 18, 30). Bei großen Begräbnissen werden nicht nur die des Bestattungsvereins, sondern auch die der Kirche mitgeführt. Windlichter tragen mittlere Buben, Burschen (bei Burschen und Jungfrauen) und Männer (bei Erwachsenen). Eine Ausnahme bildet Promontor und Solymár, wo die Windlichter bei ledigen Toten immer von Mädchen getragen werden (in Solymár erst seit 1928/29). In Budaörs tun sie es nur bei verstorbenen Mädchen.

Die blauen (bei Ledigen) und schwarzen (bei Verheirateten) Fahnen[57]) die wir schon in allen Gemeinden sehen können, sowie auch die blauen und schwarzen Schärpen der Sarg-, Windlicht-, Fahnen- und Kreuzträger führten erst die Bestattungsvereine (Tischler) ein.

Unverheirateten geben Kranzeljungfern („weiße Mädchen") das letzte Geleit. Sie schreiten mit (brennenden Kerzen[58]) in der Hand paarweise (auch zu vieren) vor oder zu beiden Seiten der Leiche neben den Windlichtträgern.

Das Tragen der Leiche, der Windlichter oder der Fahne gilt für Ehrendienst; dazu muß man eigens gebeten werden. Die Kranzeljungfern sind ebenfalls geladen. Die Träger pflegen Männer einzuladen, die Kranzeljungfern Mädchen oder Frauen.

Hier wollen wir auch die Totenkrone[59]) (Krau[n][60]), Kraa[n]l[61]) erwähnen, die bei ledigen Toten[62]) im Leichenzug nicht fehlen darf. Sie wird selbst gefertigt, bei der Dorfputzmacherin, oder manchmal auch in Budapest gekauft (Pflicht der Paten)[63]). Die Totenkrone befestigt man am Sargdeckel[64]) oder es trägt sie ein Mädchen[65]) aus der Gevatterschaft auf einem Teller, der mit einem weißen Tuch (Taschentuch, Spitzentuch) bedeckt ist[66]) im Leichengefolge vor dem Sarg.[67]) Die Totenkrone wird mitbestattet,[68]) auf den Grabhügel gestellt[69]) oder auf das Kreuz gesetzt.[70])

Die Kranz- und Blumenspenden sind verhältnismäßig neu. Mehr als ein bis zwei Kränze (von der Familie und den Paten) gab es vor dem Krieg selten; umso mehr jetzt. Einen Leihkranz gebraucht man noch in Pilisszentiván (bei Armen) und Pomáz (bei Handwerkern)[71]) Fährt man den Toten, hängen die Kränze am Leichenwagen, trägt man ihn, liegt einer auf dem Sarg, die übrigen tragen Mädchen (Kranzeljungfern) im Zug.

Nach der kirchlichen Zeremonie am Grabe wird der Sarg versenkt.[72]) Der Totengräber reicht dem Geistlichen auf einer Schaufel Erde, von der er dann drei Handvoll ins offene Grab wirft. Seinem Beispiel folgen später alle Anwesenden. Inzwischen sagt der Totengräber[73]) — ohne beauftragt worden zu sein — im Namen der Familie, oft auch des Bestattungsvereins[74]), allen Dank, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen haben.[75]) Vielerorts pflegen sich nach dem Totengräber auch Fami-

lienangehörige zu bedanken.[76]) In manchen Dörfern iſt es Brauch, nachdem der Geiſtliche den Friedhof ſchon verlaſſen hat, am Grabe noch einige Gebete zu verrichten.[77])

Man iſt froh, wenn es zur Zeit der Beerdigung regnet („dem Glücklichen regnet es ins Grab, dem Unglücklichen in den Kranz"). Die Regentropfen ſind Engelstränen (Budakaláß, Budaörs). Nach Promontorer und Weindorfer Volksglauben iſt der Regen auch ein Zeichen dafür, daß der Verſtorbene nicht gern heimgegangen iſt („er weint über ſeinen Tod"). Unwetter am Begräbnistag ſtellt den Toten in kein gutes Licht: das muß ſicher ein ſchlechter Menſch geweſen ſein, hört man ſagen.

Nach dem Begräbnis (wenn möglich, ſchon am nächſten Tag oder einige Tage ſpäter) läßt die Familie für den Verſtorbenen ein Requiem leſen. In Üröm und Weindorf (bis zu den 90er Jahren auch in Budakaláß und Etyek) findet das Requiem ſeit jeher vor der Beerdigung ſtatt. Nach der Kirche ziehen die Leute ins Trauerhaus.

Das Leichenmahl.

Das Leichenmahl (Totenmahl)[77a]) hat ſich nur in Budajenö, Etyek Leányvár und Telki erhalten (nicht mehr allgemein!); anderswo iſt es ſchon lange abgekommen.[78]) Der Schmaus (Mittageſſen,[79]), Jauſe[80]), Abendeſſen[81])) fand entweder gleich am Begräbnistag[82]) oder erſt einige Wochen nachher, an einem Sonn- oder Feiertag im Trauerhaus ſtatt.[83]) Zum Leichenſchmaus waren, außer den Nachbarn und nächſten Verwandten, auch die Sarg- und Windlichtträger (bei ledigen Toten auch die Kranzeljungfern) geladen. Das Mahl eröffnete man mit einem Gebet (zumeiſt einem Vaterunſer). Gegeſſen und getrunken wurde reichlich. Die Gänge ſtimmten mit denen der Hochzeitstafel überein.[84]) Das Leichenmahl dauerte in der Regel nur einige Stunden.

Die Trauer.[84a])

Trauertermine ſind nirgends feſtgeſetzt. Um Eltern, Geſchwiſter, Kinder pflegt man ein Jahr, um entferntere Verwandte (z. B. Onkel, Tante, Schwager uſw.) ein halbes Jahr oder gar nur ſechs Wochen zu trauern. Frauen oder Jungfrauen ſind zur Zeit der Trauer ſchwarz (blau) gekleidet. Im Haus tragen ſie aber nur eine ſchwarze Schürze oder ein ſchwarzes Kopftuch. Für Männer gibt es keine Kleidervorſchriften. Der Trauerflor am Arm hat ſich erſt in Budakeſzi und Diósd durchgeſetzt. Männer und Burſchen beſuchen auch während der Trauer das Wirtshaus; am Tanz nehmen ſie aber nicht teil.

Der Friedhof.

Die erſten Friedhöfe unſerer Gemeinden lagen überall bei der Pfarrkirche.[85]) Ende des 18. Jh.s mußten ſie aber verlegt werden. Hier und dort erinnern noch an ſie einige alte Grabſteine an der Kirchenmauer oder das ehemalige Friedhofskreuz. Die nachher eröffneten ſog. „alten" Friedhöfe (im Gegenſatz zu den „ganz alten", d. h. erſten) ſind vielerorts auch ſchon aufgelaſſen. Die Grabflächen werden nicht mehr bepflanzt, die Grabzeichen verſchwinden allmählich. Wer hier ruht, iſt vergeſſen. Leider reicht die Pietät ſelten über die Großeltern zurück.

Wo es die Beſchaffenheit des Geländes zuließ, wurde der alte Friedhof durch Ankauf eines geeigneten Grundſtücks erweitert; wo nicht, legte man den neuen anderswo an. Einer Umzäunung (Mauer, Bretterzaun, Dornenhecke) entbehren nur noch wenige Friedhöfe. Auf jedem Gottesacker finden wir ein großes Steinkreuz, wo man an Totengedächtnistagen gemeinſame Andachten abhält. In den „Totenkammern" (zumeiſt Bretterhäuschen) werden nur Fremde oder Verunglückte aufgebahrt.

Vermögens- und Standesunterſchiede kommen bei der Anweiſung von Grabplätzen nicht zur Geltung. Selbſtmörder, Andersgläubige (wenn es im Ort nur einen katholiſchen Friedhof gibt), ungetaufte und totgeborene Kinder[86]) werden jedoch in der Friedhofsecke, im Zaun, im Graben oder außerhalb des Friedhofes begraben (in der nächſten Umgebung von Budapeſt hält man es nicht mehr ſo genau!). In Pilisſzentiván und Promontor durfte das Grab eines Selbſtmörders bis zum Krieg nicht einmal bezeichnet werden.[87])

Unſere neuen Friedhöfe ſind, abgeſehen von wenigen Ausnahmen, Reihenfriedhöfe. Als Grabzeichen dienen: ſchlichte Holzkreuze, ſchmiedeeiſerne Grabkreuze (ſelten), Steinkreuze, Marmorſteine und verſchiedene neuzeitliche Grabmäler. Während die Holzkreuze ortsanſäſſige Tiſchler herſtellen, ſtammen alle übrigen Grabzeichen aus der Hauptſtadt oder aus den größeren Orten der Umgebung (Bicske, Pilisvörösvár, Zſámbék). Kunſtſinnige Tiſchler begnügen ſich mit der einfachen Beſchriftung der Kreuze nicht, ſondern verzieren ſie auch. Kinder und Unverheiratete haben im allgemeinen weiße oder blaue Grabkreuze, Verheiratete jedoch braune oder ſchwarze.[88]) Ziemlich verbreitet iſt der Brauch, an der Vorder- und Rückſeite Heiligenbilder anzubringen. In einigen Gemeinden ſchmückt man die Bedachung der Kreuze bei Ledigen mit Rosmarin (Buchs) oder einer Blumengirlande.[89]) In Budakeßi, Diósd und Promontor ſind die Grabaufſchriften vorwiegend madjariſch; anderswo deutſch (bei deutſchſtämmigen Intelligenzlern jedoch madjariſch!). An Grabſprüchen fehlt es nicht; ſchöne werden gerne übernommen. Im Gegenſatz zu den Inſchriften älterer Grab-

zeichen, weiſen die neuen ſehr viele Fehler auf (Mundartdeutſch, madjariſche Rechtſchreibung).

Um den Gräberſchmuck[90]) kümmerte man ſich einſt wenig. Erſt vor Allerheiligen wurden die oft mit Gras und Unkraut bewachſenen Grabhügel gereinigt. Heutzutage iſt es anders. Verwahrloſte Gräber treffen wir in den neuen Friedhöfen ſelten an. Die Gräber ſind gepflegt und mit Blumen der Jahreszeit bepflanzt (immergrüne Pflanzen ſind vorherrſchend). Einen Friedhofgärtner gibt es natürlich nicht. Die Grabblumen ſind Eigentum des Toten. Wer an ihnen riecht, verliert den Geruch[91]), wer ſie pflückt, heißt es, wird vom Verſtorbenen in die Tiefe gezogen.

Den beſten Eindruck machen die Friedhöfe zweifellos am „Kirchtag der Toten" (Allerheiligen und Allerſeelen), wo alle Gräber mit beſonderer Sorgfalt gereinigt ſind und reichen Blumenſchmuck tragen.

Sonntag nach der Veſper oder an großen Feiertagen ſucht man jetzt ſchon den Friedhof auf. Palmſonntag iſt es Brauch, auf die Gräber Palmzweige zu tragen.

Die Stelle, wo jemand eines plötzlichen oder gewaltſamen Todes ſtarb, wird auch im Ofner Bergland bezeichnet. Zurzeit gibt es ungefähr vierzig Bildſtöcke und Kreuze, die an ſolche Fälle erinnern.[92])

Glocke und Tod.[93])

Lag jemand in den letzten Zügen, wurde in der Vorkriegszeit das Zügenglöcklein (Zinkkläikl) gezogen. Jetzt gibt man mit dem Sterbeglöcklein nur den Todesfall kund. Tritt der Tod nach dem Aveläuten ein, wird, ſeit dem Kriege, erſt am folgenden Tag nach dem Morgenläuten damit geläutet. Bei Selbſtmördern (allg.), Kindern, die noch nicht gebeichtet haben (allg.) und denen, die den Empfang der Sterbeſakramente verweigert haben (Etyek, Pilisſzentiván) ertönt das Zügenglöcklein nicht. Am Geläut erkennt man das Geſchlecht des Verſtorbenen: in drei Abſätzen läutet man für männliche Tote, in zwei für weibliche. Wenn man das Zügenglöcklein läuten hört, ſagt man: „Herr gib ihm (ihr) die ewige Ruhe".[94]) Viele beten gleich ein Vaterunſer für die Verſtorbenen.

Zwiſchen Tod und Begräbnis läßt die Familie „ausläuten". Dies geſchieht in der Regel dreimal (ſelten viermal); wo man die Koſten ſcheut, nur zweimal oder gar nur einmal (ein Ausläuten pflegt oft der Beſtattungsverein zu zahlen). Zeiten: nach dem Morgenläuten oder nach der Frühmeſſe, nach dem Mittagsläuten, nach dem Abendläuten. Bei Erwachſenen iſt es immer das volle Geläut, d. h. es werden alle Glocken gezogen, bei Kindern nur gewiſſe Glocken.[95])

Das Zaachəläitn („Zeichenläuten") vor dem Begräbnis ſoll die Leute im Trauerhauſe ans Gebet mahnen und auf das Kommen des

Geiſtlichen aufmerkſam machen. Auf dem Weg zum Friedhof wird mit den Kirchenglocken ununterbrochen geläutet (jäiz moochəs in Trou(d)n ən Maarsch jetzt ſpielen ſie dem Toten einen Marſch). Vom Friedhoftor bis zum Grab begleitet den Toten das Glöcklein der Friedhofskapelle. (Ueber den Heilzauber während des Begräbnisläutens vgl. Leiche und Volksheilkunde).

Beim Begräbnisläuten kommen auch die ſozialen Unterſchiede zum Ausdruck. Anders tönen die Glocken bei einem Armen, anders bei einem Reichen:

Armer: Kling, kling, kling, . . .
Reicher: Baum, baum, baum, . . .
(Promontor).

Armer: Säiksiläin[96], Säiksiläin, . . .
Reicher: Fümwə Panknoutn, fümwə Panknoutn, . . .
(Budaörs)

Armer: Kräizə, Fillə[97]), Kräizə, Fillə, . . .
Reicher: Tollə, Tukoo(d)n[98]), Tollə, Tukoo(d)n, . . .
(Promontor).

Armer: Klingl, klangl, tu oəmə Schlangl, . . .
Reicher: Pim, paum, tu räichə Mau(n), . . .
(Pilisvörösvár)

Armer: Pim, paum, Lumpm, Fäizn[99]), Fäizn, Lumpm, . . .
Reicher: Pim, paum, Kold und Süü(l)wə, Kold unt Süü(l)wə, . . .
(Pilisvörösvár)

Armer: Krumpiən[100]) mit Noukl, . . .
Reicher: Kraut mit Fläisch, . . .
(Leányvár)

Armer: Wäissi (leedəni) Housn unt Kepənee[101]), . . .
Reicher: Praampöö(l)z[102]) unt Punda[103]), . . .
(Bia, Budajenö, Csobánka, Pilisszentiván ürröm, Weindorf)

Leiche und Friedhof in der Volksheilkunde.

Weitverbreitet iſt der Glaube, daß man verſchiedene Uebel auf Tote übertragen kann, die ſie mit ins Grab nehmen. Die Leiche und alles, was mit ihr in Berührung gekommen iſt, kann zu Heilzwecken dienen. Auch der Friedhof und die Graberde ſpielt in der Volksmedizin eine bedeutende Rolle.[104]) Im folgenden wollen wir einiges aus unſerem Gebiete anführen, ohne auf die Gedankengänge, die dabei zum Ausdruck kommen, einzugehen.

Ueber den Gebrauch von Leichenteilen (Zähne, Knochen uſw.) wiſſen wir nichts Näheres. Schon den Gedanken weiſt man mit Entrüſtung zurück. Von der Berührung der Leiche mit einem kranken Körperteil hört man

auch ſelten. In Etyek werden Warzen oder Hühneraugen ohne Zwiſchenträger auf die Leiche ſelbſt übertragen. Man faßt die große Zehe des Toten an und ſpricht:

Tu keest jäiz in ti Eewichkhäit, ins tiəfi Kroob,
Nim tu mə mäini Waarzn (Hiənəraugn) op.
Tozu hölfe Kout Voodə, Kout Soon, Kout häilingə Käist.

Fallſüchtige legen unter das Kinn des Verſtorbenen einen weißen Zwirn oder ein weißes Band; mit ſeinem Verfaulen ſchwindet die Krankheit (Solymár). Wer ein Ueberbein loswerden will, lege einen Fetzen, den man vorher mit dem Ueberbein in Berührung gebracht hat, in den Sarg. Während der Leichenzug am Haus vorbeizieht, ſtelle man ſich vors Tor und ſage: „Helfe mir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt“ (Zſámbék).

Die Bänder, womit Hände und Füße des Toten zuſammengebunden waren, gelten allenthalben als gutes Mittel gegen Gicht, Krampf und Gliederreißen. Man bindet ſie um den Arm oder um den Fuß (Strumpfband!). Mit Leichenwaſſer kann man Säufern das Trinken abgewöhnen, indem man etwas in ihren Trunk mengt (Pilisſzentiván). Wer einen Kinderſarg ohne Unterlage (Riəgl) auf dem Kopf trägt, verliert das Kopfweh oder wird nie daran leiden (Krottendorf, Nagykovácſi, Solymár). Nägel (auch Splitter) von Grabkreuzen ſtillen Zahnſchmerzen; in den drei höchſten Namen ſtochere man damit eine Zeitlang am kranken Zahn. In Budajenö und Telki verſpricht man ſich nur dann eine Wirkung, wenn der Nagel um Mitternacht oder vor Tagesanbruch (unbeſchrieen) aus dem Friedhof geholt wurde. Graberde unter das Kopfkiſſen gelegt, hilft gegen Bettnäſſen. Warzen (Hühneraugen) damit eingerieben, trocknen ab. Der Mutter eines verſtorbenen Säuglings ſtreut die Patin Erde vom Grab des Kindes auf den Rücken, daß ihre Milch verſiege. Die Warzen verliert man, wenn man die Schnur, womit die Warzen abgebunden waren, in ein Grab wirft (Groß Turwal, Krottendorf). Bettnäſſer ſollen in ein Grab harnen (Knaben in ein Mädchen- oder Frauengrab und umgekehrt), dann werden ſie dieſes Kinderübel los (Budaörs, Groß Turwal, Peſthidegkút, Solymár). Auch der Sprung über das Grab hilft dagegen. Den muß aber die Mutter des Kindes tun, und zwar zur Zeit des Abendläutens (Groß Turwal, Nagykovácſi, Solymár). Will die Patin ihrem Patenkind das Bettnäſſen abgewöhnen, geht ſie dreimal nacheinander auf den Friedhof und ſpricht vor dem großen Friedhofskreuz drei Vaterunſer (Budaörs, Solymár). Die Gelbſucht verliert, wer acht Tage lang ein gelbes Band um den Hals trägt und es dann ans Friedhofskreuz bindet.

Am häufigſten werden Warzen (Hühneraugen) beim Begräbnisläuten[105]) vertrieben, und zwar ſo, daß man ſie drückt, beſtreicht oder die Hände (in fließendem Waſſer, im Waſchbecken) wäſcht und dabei einen kleinen Spruch herſagt. Auch ſchon der einfache Befehl, ſie mögen mit dem Toten mitgehen, genügt.

Sprüche:

Miə läit, miə läit ən Tou(d)n aus,
(Fiə täi(n) Tou(d)n läitns aus),
Wos i truk, täis pläipt aus. †††

(Csobánka, Piliscsaba)

Si läitn aus unt täin Tou(d)n troogns hinaus.
Wos i undə mäi(n) Fingə hop, täis pläipt aus. †††

(Budaörs, Solymár)

Jäiz läitns in Tou(d)n zən Kroob,
Und wos i kräif, täis nimt op. †††

(Etyek)

Jäiz läitns zə də Läicht,
Wos i schträich, täis wäicht. †††

(Budajenö, Telki, Zsámbék)

Si troogn in Tou(d)n ins Kroob,
(jäiz läitns in Tou(d)n ins Kroob),
I wosch mə mäini Waarzn op. †††

(Krottendorf, Promontor)

S läit fiərə oəmi Söö(l) aus,
pläipt mə mäi(n) Waarzn aus. †††

(Nagykovácsi)

Jäiz käingəs mid ən Tou(d)n naus,
Waarzn, kee aa mit naus. †††

(Pilisszentiván)

Die Armen Seelen.

Voller Teilnahme wendet ſich das Volk jenen zu, die zwar mit Gott verſöhnt geſtorben ſind, für kleinere Vergehen aber noch im Fegfeuer eine Zeitlang büßen müſſen, ehe ſie in das Himmelreich gelangen. Daß man ſich mit dem Fegfeuer und den darin leidenden Seelen gewiſſermaßen mehr beſchäftigt als mit Himmel und Hölle, iſt verſtändlich. Das Fegfeuer kommt ja für jeden in Frage. Auch der Fromme kann mit läßlichen Sünden beladen einen plötzlichen Tod ſterben, muß alſo ebenfalls durchs Fegfeuer. Der Aufenthalt am Reinigungsort ſoll ſich gleich an das irdiſche Leben anſchließen, iſt alſo greifbar nahe.[106])

Die Strafe müſſen die Armen Seelen entweder im Fegfeuer oder, nach dem Volksglauben, auch auf dem Ort ihrer früheren Tätigkeit abbüßen. Sie gehen auf der Erde in verſchiedenen Geſtalten ſolange um, bis ihre Schuld geſühnt iſt, oder bis ſie jemand erlöſt (ſiehe Sagen).[107]) Die Armen Seelen erwarten von den Lebenden Linderung ihrer Qualen und Beihilfe zur Erlöſung. Ihrem Wunſche trachtet man auch zu willfahren. Am wirkſamſten ſind wohl die kirchlichen Mittel: Meſſen, Gebete, gute Werke und dergleichen. Als Linderungsmittel gilt auch das Weihwaſſer. Abends, vor dem Schlafengehen, ſpritzt man auch einige Tropfen Weihwaſſer auf den Fußboden: das ſoll den Armen Seelen Kühlung bringen. Weil ſie Hunger leiden, wirft man Broſamen, Teigſtücke (die zu Boden fallen), in Nagykovácſi oft auch den Anſchnitt des Kuchens und am erſten Faſtenſonntag den erſten Brandkrapfen[108]) ins Feuer, daß ſie etwas zu eſſen haben. In Pomáz und Weindorf werden die Armen Seelen am heiligen Abend mit neunerlei Speiſen geſpeiſt (man überantwortet ſie dem Feuer). Budaörſer Schulkinder legten einſt ihr Brot, wenn ſie es nicht mehr eſſen konnten, unter einen Stein, in dem Glauben, die Armen Seelen würden es wohl verzehren. Verſchüttete flüſſige Speiſen darf man nicht gleich vom Tiſch wiſchen; die Armen Seelen ſollen ſich damit noch ein wenig nähren. Mit ausgegoſſenen Getränken ſtillen ſie ihren Durſt. Die Armen Seelen brauchen aber auch Licht. Die Kerzen und Lampen, die an Allerheiligen und Allerſeelen für ſie entzündet werden, ſollen ihnen in der Finſternis leuchten. Es tut nichts, wenn eine Lampe unnötig brennt: „Sie brennt für die Armen Seelen.“ Manche Vorſtellungen haben eine erzieheriſche Tendenz. Ein Meſſer darf nicht mit der Schneide nach oben liegen, ſonſt müßten die Armen Seelen darauf „reiten“ (Budaörs, Krottendorf, Piliscſaba).[109]) Man tut ihnen weh, wenn man auf Broſamen tritt (allg.) oder ein Meſſer auf dem Brotlaib liegen läßt (Budaörs, Krottendorf, Promontor). Wer Waſſer in den Brunnen zurückgießt, erhöht ihre Qualen (Budaörs, Promontor). Siedendes Waſſer ſoll überhaupt nicht in den Hof gegoſſen werden, ſonſt „verbrennen“ ſie (Budakaláß). Wer nach dem Abendläuten Waſſer ausgießt, begießt die Armen Seelen (Piliſszentiván).

Die Armen Seelen können den Lebenden auch helfend beiſtehen. Sie ſpielen vielfach die Rolle getreuer Hausgeiſter. Für ein Gebet (Vaterunſer) ſchläfern ſie den, der ſchlaflos iſt, ein, wecken den Schlafenden zur gewünſchten Zeit (auch der Bettnäſſer nehmen ſie ſich an!), begleiten den Menſchen uſw. Bevor man etwas unternimmt, iſt es ratſam, für ſie eine Meſſe zu zahlen oder den Roſenkranz zu beten: ihrer Hilfe kann man gewiß ſein.

An Allerheiligen und Allerſeelen gedenkt die chriſtliche Welt der Armen Seelen.[110]) An Allerheiligen, in den Abendſtunden, oder erſt an Aller-

ſeelen (Solymár) zieht man, meiſt unter geiſtlicher Führung, in den Friedhof, wo eine Andacht verrichtet wird.[111]) Nachher ſucht jeder ſeine Toten auf. Auf den Gräbern, die ſchon tags vorher gereinigt und mit Herbſtblumen geſchmückt worden ſind, zündet man Lichter an (das Zindln beſorgen gern Kinder; in Budaörs nennen die Kinder Allerheiligen auch Khiəznpräinnətoog Kerzenbrenntag). Auch im Hauſe brennen Kerzen[112]) und Oellichter. Während für die Armen Seelen geläutet wird (1/4—1 Stde. am Allerheiligenabend und am Morgen des Allerſeelentages)[113]), beten die einzelnen Familien um das Licht verſammelt für die Verſtorbenen.[114])

Sagen von Totengeiſtern.

Nachſtehende Auswahl ſoll nur einen Einblick in unſer Erzählgut gewähren. Einen Ueberblick können wir zurzeit nicht geben, weil das Aufſammeln der Sagen noch im Gange iſt.[115]) Was bisher vorliegt, weicht von den allgemein bekannten Formen der Geiſtererſcheinungen[116]) nicht ab.

1. Tote wandeln im Friedhof zur Zeit des Abendläutens.

Mäi(n) Mau(n)[117]) is kaungə[118]) int Schtot[119]) oəwətn[120]). Haamkhumər isə, s woə siəm Uuə, zən Kepeetläitn. In də Friithoufkoosn isə oowəkhumə. Tozumolst[121]) woə tuət ən oldə Zauə(n), ə kwoksənə[122]). Täis woə voə fufzäi(n) Joən. Unt wiə-r-ə sou hii(n)schaut in täin Friithouf, əf aamol hodə kseegn[123]) träăi Mau(n)spü(l)də: kaunz wäis, katjihousn[124]), Häimət au(n), plousfiəsich, plouskhoupfət, aa(n) hindən au(n)dən sans kräint[125]). No hodə si täingkt[126]), wos khau(n) täis säi(n)? Woət[127]), wau(n)st zən au(n)dən Louch khumst, hodə si täingkt, wääst peissə äinischauə. Äə hot oowə niks mää kseegn.

(Budakeszi, 1936).

2. Tote ohrfeigen einen Burſchen, der um Mitternacht durch den Friedhof geht.

In Wuudikees[128]) is täis kscheegn[129]). Tuət isə Puəsch və säi(n) Kelipti zauskaungə um zwöü(l)fi, tuəchs Friithouf. Nochə hodə träi Oəfäign kriəgt. Wivüü(l) tasə Oəfäign kriəgt hot, isə kfoln. Wäilə zaus is khumə, hodəs säi(n) Muədə vəzöült. Sou is schə oo(b)m pən Fäinztə kweest[130]), tə Käist, unt hot ksokt: „Warum host tu kriəgt, wäil um täərə Zäit teəfmə[131]) nät keen tuəchs Friithouf.

(Budakeszi, 26. 6. 1937.)

3. Ein Geiſt entführt ein Mädchen, weil es ihm einen Aermel vom Hemd riß.

To san[132]) zwaa Maa(d)l kaungə schpinə. Täis woə pə də Noocht. Unt aani is ə lustichi Kree(d)l kweest. Unt is aanə pə də Khiəch kschtauntn, ə Käist, täə hot aa(n) Häimətäəml[133]) hərunt khot. Unt si is schə ə Schtuk kaungə, no is si nomol zuruk und hot ksokt zə iəm: „Wau(n)st aanən həruntn host, khau(n)st in au(n)dən aa rootaa(n)“[134]), unt hodn iəm aa oowəkrisn. No haums fläissich kschpunə unt haum əf koə niks täingkt. No is aanə khumə voəs Fäinztə[135]) unt hot ksokt: „Tee[136]) sul rauskee(n), wou mäi(n) Häimət hot rookrisn!“ Tee hot owə nät rauswöü(l)n. No hodəs nomol ksokt. No hot si tə Hausvoodə aussikfiət. əs san zwaa Khuchltiən kweest unt ti au(n)dəri haums zuəkhot unt ti ouwəri haums aufkmoocht. No hot täə Mau(n) ksokt: „Olli kuədi Käistə loo(b)m täin Häən, wo is äingə Vəlaungə unt Pikäən?“ Unt täə hot si təwiischt unt hot si in ti Liftn knaumə, tas täis Pluət is pə də Khuchltiə rookschprizt və di Waa(d)l raus. Si is vəkhumə.

(Pilisſzentiván, 9. 5. 1937.)

4. Verſtorbene Geiſtliche verfolgen einen Mann.

Tə T. F. is ən oldə Mau(n) kweest, äər is schə pee(d)ln kaungə. Unt wäilə zauskaungər is, tuət in də oəmi Söö(l)n Sutn[137]), tuət is ə Kräiz kschtauntn, unt tuət san laudə Pfoofə[138]) kweest, seiks — simi, unt haum pet. Äə hot koə niks vəschtauntn. Unt no isə fuətkaungə, wäilə hot si kfiəcht. No isə sou kräint in aan Tropp pis haam. Unt aanər is hintər iəm nooch. Äər is kaunz vəschnauft kweest unt hot koə nät ree(d)n khäinə.

(Budaörs, 1935.)

5. Ein Geiſt wirft einen Mann zu Boden.

Pən Lust[139]) hots imə rumkäistət pə də Noocht umə zwöü(l)fi. Mäi(n) Schwiəgəvoodəer is kaungə tuəthii(n) əf täis Koosthaus[140]) um äö(l)fi — zwöü(l)fi. Nochət hot täə Koostkeewər iəm nät wöü(l)n fuətkee(n) loosn, s is nät sauwə, hodə ksokt. Unt äə hot ksokt, äə fiəcht si nät. Jäizən sans fuətkaungə unt tə Koostkeewər is schauə khumə, wos too keei(b)m wäət. Unt əf aamol, sans ə Schtikl fuət kweest, soktə: „Wos liəktn too, wos tuəstn too? Keest weik!“ Unt täis, s woər ə Käist, hotn kschteesn ho iəm təwischt unt hot iəm um ti Eət khaut.

(Peſthidegkút, 2. 6. 1935.)

6. Drei ſchwarze, kopfloſe Männer bei einer Kirchenruine.

Tə P. J. unt mäi(n) Soon woən hindən Lust Wäimpə[141]) hiətn. Unt tuət is olləwäil sou unfräindlich. Unt wiəs auffikaungə san, neewən Wäi(n)koətn, haums ə Sau khäət in Kukuruz. Wäils auffikaungə san, käingə oo(b)m, im Weegl, trääi schwoəzi Mäinə, aan kräissə wiə tə au(n)dəri unt khaanə khən Khoup khot. Unt sans kaungə pis zə də Lustkhiəchn unt tuət sans vəschwuntn. Unt ti Puəm haum ə Schrouk[142]) kriəgt unt san haam.

(Peſthidegkút, 2. 6. 1935.)

7. Drei Männer wollen einen Schatz heben und den ſchatzhütenden Geiſt erlöſen.

Täis woər in di oochzigə Jaarn. No to hot mäi(n) Voodər ə Koosthaus khot. Is aanə khumə, ə Täitschə, unt hot ksokt, äər is ə Näisundoochskhind unt hot ksokt, si suln si määrəri zaumschtöü(l)n unt suln mit iəm zə də Ee(d)n Khiəchə[143]) hii(n)khumə, tuət is ə Schooz zə äəleesn. Unt hodə ksokt, khaanə täəf khə Woət nät soogn. əs wäət iənə voəkhumə, wüldi Tiəre unt olləs Unmeegliche. Owə täis is olləs niks. No umt nochə sans kaungə mit iəm in də Noocht. No san mit iəm kaungə trääi — viiə, unt Suntoog woə. Hət wiə si sou käingə, is olləs meegliche iənə voəkhumə: Schlaungə, wüldi Tiəre; əf aamol sans inə Woossə khumə, pis zə di Kniiə. No sokt aanə, i hop mai(n) näichs Kwaund au(n). No hots ən Rumplə kmoocht, no woə olləs weik. Unt tuət is ə Maa(d)l hərum, pə də Taanə[144]), ti is əm Woossə herumkaungə, ti hetns miəsn äəleesn. Unt wiə täə täis ksokt hot, sans əm Trukənən kschauntn. Nochə wiəs auffikhumə san, haums täin no kschloogn.

(Budakaláſz, 20. 2. 1937.)

8. Ein Mann, der zu ſeinen Lebzeiten Geld vergrub, geht nach ſeinem Tod um, bis ihn eine Magd erlöſt.

Täis hot mäi(n) Schwiigə[145]) vəzöült, tas ə Maa(d)l is pə-r-ən Pauə in Tinst kweest in Solymár. Is holt olwl aanə khumə, wau(n) si kfiədət[146]) hot unt hot ksokt, si sul mitkee(n). Unt si hot si nät traut. Si hot ksokt, si keet nät unt si keet nät. Nə unt isə holt ouft khumə, unt si hot khən Ruuə khot. No hot sis ksokt iəri Läit, tas holt olləwäil aanə khumt. Nochən sans zən Pfoərə kaungə unt haums täin ksokt. Unt täə hot ksokt, si khau(n) mitkee(n), owə waunə iərə wos schoofə tuət, sul si nuə soogn, äə suls moochə. Unt hot iərə wos Kwiichənəs[147]) və də Khiəch keei(b)m. Unt wäilə wiədə khumər-is, hot si ksokt, hat si wäət mitkee(n). Nochən hodə ksokt, si sul ə

Schaufl mitnäimə. No hot si ksokt, äə sul si näimə. No hodə si knaumə unt sans kaungə, midənaund, aussi əm Hottə. No hodə ksokt, si sul au(n)faungə zən kroo(b)m. Unt si hot ksokt, äə suls moochə. No hodər au(n)kfaungkt zən kroo(b)m. Unt hodər ən Kheisl vul Köö(l)d[148]) auskroo(b)m. No hodə ksokt, si suls haamtroogn. Unt si hot ksokt, äə suls troogn. No hodəs haamtroogn. No hodə trääi Täil kmoocht təvau(n): aa(n) Täil hot iərə khäət, unt aa(n) Täil tə Khiəch, unt aa(n) Täil ti oəmi Läit. No hodə ksokt, si wäət iərəs nät prauchə. No hodə si so vüü(l)mol petaungkt, tas si iəm təleest hot. Wau(n) siis nät kmoocht het, hedə miəsn woətn, pis no aa(n)s waar wiədə əft Wöö(l)t khumə souə Khind.

(Pilisszentiván, 1937.)

9. Eine Frau erſcheint um Mitternacht in ihrem einſtigen Heim.

To trunt, in Kholvaaripäəg, täis schtoukhouchi Haus, tuət is aani um zwöü(l)fi äəschiinə. Tee is imə wäis au(n)kleikt äəschiinə. Unt te Läit haum täis Haus weegn täis vəkhauft. Unt kmoocht hot täis näimlichi niks, nuə khumər is si, unt in Zimə auf unt op kloufm[149]), unt kmoocht hots niimaund niks.

(Budaörs, 21. 11. 1935.)

10. Ein Betrüger muß nach ſeinem Tod auf einem feurigen Wagen umherfahren.

S woər in Eedek[150]) ə Mau(n), täə hot ti Waasn[151]) petroogn. No wäilə kschtoəm is kweest. haum nə ti Zurukpliimənə[152]) kseegn, wiərə min fäiringə Woogn is kfoən.

(Klein Turwal, 1936.)

11. Jemand erlöſt einen umgehenden Grenzfrevler, ſtirbt aber plötzlich.

Mäi(n) Krousöü(l)tən haum vəzöült, tas too untn, pən Lust, hod aanə kschriiə: „Wou sul i täin hii(n)taa(n) täin Schtaa(n)?“ „Tuət, woustn knaumə host“, hot aanə nochə ksokt. Täər is owə sofoət kschtoəm. Jäiz hot täə ti Sint[153]) miəsn oppiəsn, wou kschtoəm is. Hots khaasn, äə het iəm suln khə Auntwoət keei(b)m.

(Pesthidegkút, 30. 10. 1935.)

12. Jemand erlöſt einen umgehenden Grenzfrevler.

In Vörösvár, tuət, wou täis Päəgwäək[154]) is, əf tee Akə is aanə pə də Noocht kaungə unt hot kschriiə: „Wou sul i täin hii(n)taa(n) täin Schtaa(n)?“ No haum ti Läit nät auntwoətn traut. Aanə hot owə ksokt: „Tuət, woustn knaumə host!“ No hot täə Käist ksokt: „Vəgöü(l)z Kout, jäiz pin i təleest.“

(Pilisvörösvár, 15. 5. 1935.)

13. Ein Geiſtlicher bannt einen umgehenden Geiſt in einen Teich.

əs is əmol Mülitääə tuəchkraast in Wäərischwaar[155]). No sans mit tə Khassa äi(n)kwotiət kweest pən Richtə, täis woə tə W. Viə Poustn woən tuət. Täini Poustn hodə feist Wäi(n) keei(b)m, no sans psouffə kweest, nochə hodə ti Poustn auskraupt. Tee san nochə təschousn woən. Wiə-r-ə kschtoəm is, isə zurukkhumə, is olwl əf ti Wäi(n)faasl kseisn unt hot kloupft min Haumə, hot Schuəneegl kschtraat. S hot si khə Mäintsch mää nootraut, nuə s Mäintsch[156]). Jäiz sans zuə də Käistlichkhäit kaungə unt haum kfrookt, wiə si iəm louspringə khäinə. See haum ksuəcht sou aa(n), wou kaunz räi(n) is kweest. əf ən au(n)dən Toəf haum si aa(n) kfuntn. Täə Käistlichi hotn nochə raufpaunt[157]) əf ə zuəs[158]) Kholeis[159]) mit viiə Rous. Täin Kutschə, täis woər in W. säi(n) Soon, hodə ksokt, ää sul si nät umschauə. Täə W. woər neebər iəm əf tə Kholeis kseisn. Nochə hodər iəm, in Käistlichn, in Voəwuəf kmoocht: „Tu host kschtuln.“ Soktə, i hop niks kschtuln. Joo, soktə, tu host täi(n) Muədə ə Kräizə rauskschtuln vən Khii(d)lsok[160]). Soktə, täis hoowi əf kuədi Zweik au(n)kwäint: Feedər unt Popiiə khauft. Nochə hodə niks mää soogn khäinə. No sans əm Raakosch[161]). Tuət hodən näi(n)paunt ins Woossə. Kschriiə hodə, tas iəm säi(n) Soon vəpaunə lost, „nedə mol aamol schaust mää täi(n) Voodər aun.“

(Leányvár, 10. 5. 1936.)

14. Ein totes Mädchen erſcheint ſeiner Mutter, ſchlägt ihr ins Geſicht, weil ſie um es weinte.

Täis is in Solymár kweest, tas aani iərə aa(n)zichi Touchtər is kschtoəm unt si hot holt olləwäil zau(n)t[162]). Unt nochən hot si ksokt, si meicht si nuə no aamol seegn. Non is si zurukkhumə in də Noocht unt hot iərə Muədə aufkweikt unt hot ksokt: „Muədə, eis säiz nät wääət, tasi Muədə sog, wäil sou vüü(l) zaunə tiiəz[163]). I pin waaschlnos[164]), i khau(n) mit ti au(n)dəri nät kee(n), i khau(n) khə Fräit hoo(b)m.“ Unt hot iərə Muədə ins Ksiicht äinikhaut unt is vəschwuntn.

(Pilisszentiván, 28. 11. 1937.)

15. Ein Kind, das die Mutter umbrachte und im Graben verſcharrte, weint am Tage der Unſchuldigen Kinder.

To oo(b)m, in Prandl-Sutn-Kroo(b)m, tuət in täin Kroo(b)m hot olli Joor in unschuldingə Khindltoog ə Khind kschriiə, in də Noocht. To haums ksokt, ti Oltn, täis woər ə Khind, wos ti Muədə hot umproocht. Ti Khində mö(l)dn si in täərə Noocht.

(Diósd, 6. 6. 1937.)

16. Ein ungetauft geſtorbenes Kind weint, weil es getauft und erlöſt werden will.

Miə san kaungə, ii unt mä(i)n Pruədə, tuət, wou ti viəzäi(n) Nouthöö(l)fə san, pə di Khööləˡ⁶⁵), sou um ää(l)fi — holwə zwöü(l)fi in də Noocht. In də Windəszäit is täis kweest. Unt no haumə ə klaa(n)s Khind khääət schräjə. Miə haums au(n)kfaungkt zən suuchə unt haums Khind nät kfuntn. No in aundən Toog haumәs tə Muədə vəzöült. No hot ti Muədə ksokt, täis woə souə Khind, wos nät tauft woən is. Unt hot si ksokt, Khində, waun äingg nochəmol täis Khind voəkhumt, sul mə häəkee(n) unt sulməs taufə, in Ketaunkn, no häəts Khind auf zən schräjə unt is vətleestˡ⁶⁶).

(Budaörs, 21. 9. 1937.)

17. Eine tote Mutter kehrt wieder und ſäugt ihr Kind.

To is ə jungəs Wäip kschtoəm min äəschtn Khind. No is si zurukkhumə zə täin Khind tringgəˡ⁶⁷) loosn. Unt see san mundə woən unt täis Khind hot sou zuzlt. Unt in də Fruuə is vən Khii(d)l ti Foəpˡ⁶⁸) əm Pulstə kweest, wiə sə si iwə ti Wiəgn knaagtˡ⁶⁹) hot.

(Pilisſzentiván, 9. 5. 1937.)

18. Ein Toter übt Rache an einem der ihn ſchmähte.

Mäi(n) Voodər unt mäi(n) Muədə haum olwl kschtrii(t)nˡ⁷⁰). Mäi(n) Voodə hot imə iəri Öültə(r)n vəschimpft. No hot mäi(n) Muədə ksokt: „Woət nuə, tuu weeəst schə noch traufzooln mit täi(n) schimpfə, kib ti Tou(d)n ən Ruuə.“ Und richtich, pə də Noocht, əmol, wiə-r-ə kschloofm hot, hodər ən Oəfäingˡ⁷¹) kriəgt. Patschnˡ⁷²) hot mə khäət. Äə hot ən Schraa losn. Olli fimf Fingə woən əm Ksicht. Nochər is ti Zimətiə aufkschprungə, no hodə kschriiə: „Liisiˡ⁷³), schtee auf, miə hod aanər ə Waatschn keei(b)m, unt ti Haund woə wi Äis“. Nochtäim is si aufkschtauntn unt hot ə Liəcht kmoocht. No hot ti Tiiər ən Kroochə kmoocht. Və täərə Zäit hodə khə Woət mäə voəproocht.

(Promontor, 6. 10. 1935.)

19. Ein Toter kehrt wieder, um den Familienzwiſt beizulegen.

Unsə Veittər is in Pülischtschaawəˡ⁷⁴) kschtoəm. Unt ti Kschwiistrichˡ⁷⁵) haum sou vüü(l) kschtrii(t)n midənaund. Taun hot si unsə Muədə in də Noocht in Houf kniiət unt hot sou kruəft täin Voodə, ää sul zurukkhumə, täin si fintn khə Oətnungk. No isə, tə Voodə, in də Noocht khumə zə säinə Touchtə um zwöü(l)fi unt hot si kweikt unt hot ksokt, see suln Uətnungk moochə, täin ää hot khən Ruuə, äər is sou miiət, ää khau(n) nät mäə khumə, ää hot koə niks wiə

Haut unt Paa(n) mäə. əf täis isə fuət. In də Fruuə hot tee Touchtə täis täərə Muədə vəzöült. No haums ksokt, s wäət iərə traamt[176]) hoo(b)m. In zwäitn Toog isə wiədə khumə unt hot si kweikt unt hot ksokt: „Khaadi!“[177]) To is si mundə woən, unt hot ksokt: „Voodə, wos keez täin nät zuə də Muədə?“ Hodə ksokt, äə suəcht si schə koə laungg, äə häət si olwl jaamə(r)n unt fint si nädə. Hodə si nomol pit, si suln Oətnungk moochə. No isə vəschwuntn. Ti Schtuu(b)m woə kaunz höül. In də Fruuə hot sis nomol ksokt täərə Muədə. No wiə si kschaut hot, is täin Voodə säi(n) Haund äi(n)präint kweest in də Tuchət.

(Zsámbék, 11. 3. 1935.)

20. Totengottesdienſt in der Weihnacht.

In də häilingə Noocht san ti Läit friiə int Khiəchə kaungə unt haum khə Uuə khot. Wäils san hii(n)khumə, san tuət laudə Vəschtoəwəni kweest unt tee haum zə iənə ksokt, se suln schauə, tas nauskhumə, sunzt keets iənə nät kuət. Na unt noochə haum sə si holt miəsn äiln, wäil tuət san aa(n) kweest və iənəri Au(n)kehäərigi, ti haum ksokt, si suln schaun, tas nauskhumə sunst wäəns vəriisn.

(Pilisszentiván, 28. 11. 1937.)

21. Ein Toter geht als Hund um.

Mäi(n) Schwiigəvoodə hot kfuəwäəkt[178]). Unt pə də Khapöö(l)n[179]) hot si ə schwoəzə kroussə Hund aufkseizt. Unt ti Rous haum nə schə pold nimmə zaarn[180]) khäinə, sou schwaar isə kweest. Nə wäilə haamkhumər-is, san ti Rous sou noos kweest. Voən Tooər is tə Hund oowəkhupft. Täis woə tə Khiənə[181]).

(Groſz Turwal, 2. 2. 1935.)

22. Ein Toter erſcheint als Ziegenbock.

In Z. H. säi(n) Voodər is Richtə kweest. Unt täin is tə Khiənə ols Kaaspouk äəschiinə in də Koosn, neewə säi(n) Haus, in də Noocht. Täə Mau(n) is kaunz äəschepft unt niədəkschloogn haamkhumə, unt hot ksokt, tas iəm tə Khiənə äəschiinə-r-is.

(Groſz Turwal, 8. 4. 1935.)

23. Der Geiſt eines Toten ſchwebt um das eigene Grab.

Ti oldi P. hot vəzöült, ti is imə əf iən Mau(n) säi(n) Kroob kaunggə. əf aamol wiə si kniiət, hot si ə Wint int Hee kheipt[182]). Si hot au(n)kfaungkt zən ziidən[183]) unt is nimə naus əlaanz[184]).

(Solymár, 23. 5. 1937.)

24. Ein Toter erſcheint als heftiger Wind und fordert die ihm verſprochene Meſſe.

Mäi(n) Pruədər is kaach kschtoəm in 1882. Mitwouch hoowi no mit iəm koəwət in Schtaa(n)pruch. I hop mäi(n) Köld zaumkschpooət, äər oowə nät. I hops zə mäi(n) Schuəsch Veittər in di Schpooəkhassa. Unt wäil mäi(n) Pruədə kschtoəm is, so hoowi əlaanich pə miə täingkt, fiə täis Köld wäəri iəm holt in Krous Tuəwäil pə də Mari hüü(l)f ə Meis zoln. Unt nochə howi täis kaunzi Köld miəsn tə Muədə keei(b)m əf ti Läicht, täin miə woən schtoək oəm. Unt nochə howi olləwäil ksokt, si sulmə täin Kuln keei(b)m, i hob in Michl ə Meis vəschprouchə, s traamt mə olwl və iəm. No hot mäi(n) Muədə ksokt: „Tui nuə petn fiər iəm.“ Asə i tui olləwäil petn, owə miə traamts holt kläi. Täis hot zwaa Joə tauət. Nochər is zə miər ə Puəsch kaungə; täis woə krood in Tinstoog Oo(b)mt. Täə hot ksokt, i sul zə iənə khumə əf Pülischtschaawə əm Khiəritoog; häjə folt tə Tschaamə Khiəritoog[185]) min Mari Aa(n)si(d)lə zaum. Sog i, ii kee nät, i kee əf Mari Aa(n)si(d)l. Unt nochə hodə ksokt: „Pring in Kholäində!“[186]) Unt i hop kweit um ə Kriigl Piiə. Unt i pin äinikaungə und hop täin Kholäində nät kfuntn. Unt schäi(n) Mau(n)tschäi(n)höö(l) woəs traust. Unt mi hot wos zupft əm Janggə[187]). Unt nochə hots mi auslosn unt hots mi nomol kriisn, wiəri hop täin Kholäində viərə-kriisn, əs woən ti Täülə traufkschtauntn. No pin i aussikaungə unt hop mi hii(n)kseizt, hop täis Maunət pən Mau(n)tschäi(n) ksuəcht. Sogi zən Puəschn: „Zint au(n) täi(n) Raiphöü(l)zl, sul mə seegn, wäə kwounə hot. Unt äə zints au(n), unt sogi, siəkst, täis is in Tinstoog unt eis hots iəm in Suntoog.“ Unt pis i täis hop ksokt khot, is mäi(n) Pruədə, täə vəschtoəwəni, əf miə kleegn unt hot sou kschnauft, unt is ə Wint kaungə, tuət haumə Kukuruz unt Paamə khot, tee haum si poogn[188]). Unt ii hop iəm sou au(n)kschaut unt hop ziidət. Unt nochə hodə ksokt: „Los mi aus, täis is tə P. Michl, täə wüü(l) mi təschreikn.“ Unt nochtäim sogi, naa, täis is mäi(n) Pruədə. Unt nochtäim əf aamol woəs vəriiwə, hot si tə Wint kleikt. Unt no howi mi nät äinitraut. No hot tə Puəsch miəsn mit miə äinikeen. No isə aussi, hotn Schliəsl əfs Fäinztə kleikt. In au(n)dən Toog isə mäi(n) Voodər äəschiinə. No hodə ksokt tə Muədə: „Kip täərə täin Kuln, tas si tee Meis zolt, wäil täin Michl howi kseegn, äə khumt zuruk.“ Täis woər in Mitwouch. Unt nochtäim in Tinstoog isə zə mäinə Muədə khumə. Unt wäil si khə Köld hot khot, pin i zə täərə Nochpərin kaungə unt hop iəm vəlaungkt unt hop ti Meis zolt unt hop täin Kuln opkoəwət,

(Klein Teting—Budatétény, 16. 6. 1935.)

25. Ein Toter jammert auf der Stelle, wo er erſchlagen wurde.

To truntn, əf tə Waisnpuəgə Schtroosn[189]) hot mə khäət, iwəhaupt in də Atväintszäit in də Noocht, nochn Kepeetläitn, hod aanə kschriiə; „Och Kout, mäi(n) Khoupf!“ Asə howi täis aa əmol khäət schräjə, no hoowi mäi(n) Voodə kfrokt, wos täis is. So hodə mə ksokt, to woə ə Witibə unt täə hot si no ə jungs Wäip knaumə. Unt nochtäim, säi(n) Suu(n), hot si vəliəpt in täə Schtiəfmuədə. Unt täis woərə räichə Pauə. No tee san int Schtoot kfoən unt haum ollə-haund äinikfiiət. Unt nochtäim, täis woə schə zaumkreet, täə Suu(n) unt tee Schtiəfmuədə. Unt to woə souə Aa(n)schicht, to untn, to woən seiks—siəm Häisə in Klaa(n)-Teting, Preishäisə. Unt no sans opschktiign unt haum täin Oltn too təschloogn unt haum ə Louch kmoocht unt haum nən too äi(n)kschäət[190]). Jäiz haums si kfrokt, wou iənə Voodər is. Haums ksokt, äər is vəkhumə. No haumsəs owə feist pokt unt haum ksokt, see miəsns wisn, se san mit iəm fuət kfoən (Wäil ti Läit haum schə kseegn, tos tee zwaa midənau(n)d ə Kschiicht haum). Sou is täis nochər aussəkhumə, tas iəm haum təschloogn. No haums täin Kheəpə aussəknaumə unt haum nən uəndlich peäədicht. Unt nochtäim, täə Suu(n) is aufkhäinkt woən unt si is kheipft woən.

(Klein Teting, 16. 6. 1935.)

26. Ein Mann erlöſt drei Seelen, die zur Strafe in einem Feuer ſitzen mußten.

Täis is pə mäi(n) Pruədə əf tə Koosn kweest, pən W. untn. Tuət woər aa in də Noocht ə Fäjə əf tə Koosn, in də Noocht zwischn äö(l)f-zwöü(l)f Uuə. Tə oldi W. is vən Wiəzaus khumə. Äər woər ə pisl psoufm kweest. Jäiz hodə kseegn täis Fäjə. Souə klaa(n)s Fäjə woəs. Jäiz hodə säi(n) Wäip aufkweikt unt hot ksokt, si sul schauə, tuət präint wos, ə Schooz. Sokt si: „Joo, tuu pist tə Schooz!“ unt hot mit iəm holt kschtrii(t)n. To isə toch aussikaungə unt is zə täin Fäjə hii(n)kaungə unt hot kseegn trääi Fraunzimə trinə sizn in täin Fäjə. Unt ti haum pittəlich um iəm klaungkt unt haum iəm pit unt haum Hüü(l)f vəlaungkt. To hodə ksokt: „Ii khau(n) äingg nät höö(l)fə, höö(l)f aingg Kout Voodə, Kout Soon, Kout häilingə Kaist!“ Unt nochən is täis Fäjə vəloschn[191]).

(Budajenö, 7. 4. 1935.)

[1]) Ich erfaſſe das Brauchtum nachſtehender Gemeinden: Bia, Budajenö, Budakaláſz, Budaörs, Cſobánka, Diósd, Etyek, Groß Turwal-Törökbálint, Klein Turwal, Torbágy, Krottendorf-Békásmegyer, Leányvár, Nagykovácſi, Peſthidegkut, Piliscſaba, Pilisſzentiván, Pilisvörösvár, Pomáz, Promontor, Solymár, Telki, üröm, Weindorf-Pilisborosjenö, Zſámbék. Den Budajenöer und Telkier Stoff ſammelte Mittelſchullehrerin Frl. Chriſtine v. Dobrzyniecki, den Leányvárer Univerſitätsaſſiſtentin Frl. Dr. Eliſabeth Hartnagel. Für die freundliche Mitarbeit ſpreche ich beiden meinen innigſten Dank aus. — Einſchlägiges Schrifttum: Eugen Bonomi, Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában tekintettel Budaörs környékére (Das Kirchenjahr in Sprach und Brauch der deutſchen Gemeinde Budaörs mit Rückſicht auf die Umgegend). Budapeſt 1933, S. 61 ff. (Allerheiligen). — Derſelbe, Deutſches Burſchenleben im Ofner Bergland: SOFF. II (1937), S. 354 f. (Tod) — Franz Baſch, Deutſcher Volksglaube in Ungarn: DUHBl. VII (1935), S. 10 ff. (Todesvorzeichen). — Franz Greßl, Die Grabinſchriften im Etyeker Friedhof: Sonntagsblatt vom 6. November 1927. — Konrad Hartmayer, Im Friedhof zu Budaörs (Grabinſchriften): Sonntagsblatt vom 1. November 1931 — Rudolf Hartmann, Deutſche Volkskunde in Ungarn: Ungarn, Das Deutſchtum im Ausland, hg. von Karl Bell. Dresden. S. 212 (3 Etyeker Grabinſchriften). [2]) Gründungsjahre der Beſtattungsvereine: Budajenö: um 1900, Budakaláß: 1890 (Die orthodoxen Serben gehören dem deutſchen Verein auch an), Budakeßi: 1890, Budaörs: 1890, Etyek: 1896, Groß Turwal: 1896, Klein Turwal: 1908, Krottendorf: 1889 der erſte, einige Jahre ſpäter der zweite (Konkurrenz!), Leányvár: vor 30 bis 32 Jahren, Nagykovácſi: 1886, Peſthidegkút: 1888, Pilisſzentiván: 1886 (auch die Bergleute haben einen Beſtattungsverein), Pilisvörösvár: 1884, Pomáz: 1897, Solymár: 1882, Telki: vor einigen Jahren gegründet, üröm: 1891 der erſte, 1937 der zweite, Weindorf: 1935 (davor Filiale von üröm), Zſámbék: 1883. In Bia, Diósd und Promontor gibt es noch keinen Beſtattungsverein. — Mit 12 Jahren kann man ſchon dem Verein beitreten. Die Mitglieder zahlen monatlich, jährlich oder nach den einzelnen Todesfällen einen beſtimmten Betrag in die Vereinskaſſe. Stirbt ein Mitglied, beſorgt der Verein das Begräbnis oder zahlt den Angehörigen des Verſtorbenen eine gewiſſe Summe aus (90—120 Pengö). Der Leichenwagen, die Trauerfahne, die Windlichter, die Schärpen und das Vereinskreuz ſteht jedem Mitglied unentgeltlich zur Verfügung. [3]) Handwörterbuch des deutſchen Aberglaubens (HwbAbgl) 8, Sp. 993 ff. [4]) Man ſagt: ti schauə ins Kroob die ſchauen ins Grab, ti kroo(b)m iənə ə Kroob die graben ſich ein Grab, ti taan oowizusich kroo(b)m die graben nach unten. [5]) Tönen die Glocken dumpf, ſtirbt ein Armer, tönen ſie hell, ſtirbt ein Reicher (Budaörs). [6]) HdwbAbgl. 6, Sp. 1071 ff. [7]) Budakaláß: ſchmerzt der Zahn, ſtirbt jemand in der Verwandtſchaft, blutet er, ſtirbt man ſelb, Diósd: blutet der Zahn nicht, bedeutet es einen Tod, Pomáz: ſchmerzt der Zahn, ſtirbt jemand in der nächſten Verwandtſchaft, ſchmerzt er nicht, ſtirbt jemand in der ferneren Verwandtſchaft, Zſámbék: ein wenig blutender Zahn bedeutet Freude, ein ſtark blutender, Tod. [8]) HdwbAbgl. 6, Sp. 1255 ff. [9]) HdwbAbgl. 8, Sp. 438 ff. Für ſterben und tot ſein haben wir eine Fülle volkstümlicher, oft ſcherzhafter Ausdrücke. Beliebt ſind die Umſchreibungen. Sterben: schtäə(b)m ſterben, raasn reiſen, opkrozn abkratzen, opfoən abfahren, äi(n)rukn einrücken (beſonders von Burſchen geſagt), (weik)maschiiən (weg)marſchieren, ausmoochə ausmachen, zuətraan zudrehen, aufschnopm aufſchnappen (= ſterben: Andreas Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch, München 1872—77. 2, Sp. 576 f.), umschteen umſtehen, (= ſterben: Schmeller a. a. O. 2. Sp. 714), umikeen hinübergehen, umihatschn hinüberhatſchen, (hätſchen hadſchn = einen

ſchleppenden, ſchleifenden Gang haben: Schmeller, a. a. O. 1, Sp. 1191 f.), umirukkkə hinüberrücken, ausschpaunə ausſpannen, opstrangə losbinden ... Sterben umſchrieben: ins Kroos päisn ins Gras beißen, ti Paatschkərl ausschtreikn die Füße ausſtrecken (der Patſcher, die Patſchen = Fuß: Schmeller a. a. O. 1, Sp. 415), Kroos freisn Gras freſſen, Plumə schmeikə Blumen riechen, Loo(d)n haundln Brett(er) verkaufen, Pree(d)l rutschn keen Brett rutſchen gehen (Anſpielungen auf die Aufbahrung auf dem Brett) ... Ausdrücke für ſterben mit Anſpielungen auf Lage, Beſchaffenheit und Umgebung der einzelnen Friedhöfe unſeres Gebietes: man geht Woosn Waſen (Klein Turwal: neben dem Friedhof iſt ein großer Raſen), Kroos Gras (Nagykovácſi), Klee (Budakeſzi: in einem Teil des neuen Friedhofes wurde eine Zeitlang Klee gebaut, Budaörs: der neue Friedhof wurde auf einem Kleeacker eröffnet), Kukuruz, Mais (Diósd: der neue Teil des Friedhofes war einſt ein Maisacker), Kansl Gänſe (Budakaláſz: der Friedhof liegt am Mühlgraben, wo ſich immer viele Gänſe aufhalten. Krottendorf: der neue Friedhof wurde auf dem Khooznriəgl Katzenhügel (ſeit 1869 Johannisberg), auf der ehemaligen Kanslwaad Ganswieſe angelegt. Solymár: der neue Teil des Friedhofes hieß einſt Kaunzwiisn Ganswieſe, hieher trieb der Gänſehirt die Gänſe aus), Poukl Truthuhn (das Bockarl = der indianiſche Hahn: Schmeller a. a. O. 1, Sp. 204). Csobánka, Leányvár, Piliscſaba, Pomáz: nur eine Redensart. Üröm: nur vom alten Friedhof geſagt, und zwar darum, weil die Truthühner der Friedhofaufſeherin (der ruſſiſchen Kapelle) ſich mit Vorliebe im Friedhof aufhielten. Hiənə (in Joukl iənə) Hühner. (Pilisſzentiván: Jakob Engerts Haus ſteht neben dem Friedhof) Schpozn Spatzen (Nagykovácſi: der Friedhof liegt bei den Scheuern, wo es immer viele Spatzen gibt) Tepoo (depôt) hüten (Piliscſaba: die Holzniederlage Erzherzog Joſephs befindet ſich neben dem Friedhof). In Zſámbék geht man in den Kukuruzkoətn, in Pilisvörösvár in die Schaflə (beim alten Friedhof lagen die Schaffler'ſchen Weingärten) oder auf die Akərl (der neue Friedhof wurde auf den „kleinen Äckern" eröffnet), in Pomáz in die Klisa (ſo heißt die Flur beim alten Friedhof), in Peſthidegkút auf den kriənə Okə (der mittlere Friedhof) — Von Alten (Kranken) die ſchlecht ausſehen und vorausſichtlich nicht mehr lange leben, ſagt man: täin schaut tə Toud pə di Augn aussə dem ſieht der Tod zu den Augen hinaus, täə (ti) hot aa nimə laungg ti Weegschtäjə der (die) hat auch nicht mehr lang das „Wegſteuer", keet aa əf ti leiztn Fiəs geht auch auf den letzten Füßen, weət nimə laungg rumkrozn wird nicht mehr lang „herumkratzen", is aa schə äi(n)täilt iſt auch ſchon eingeteilt, weət pold niiwəkhult wird bald hinübergeholt, schteet mit aa(n) Fuəs in Kroob ſteht mit einem Fuß im Grab, is fiətich iſt fertig, tuət nimə laungg mit tut nicht mehr lang mit, is zaumkricht zuə-r-ən Maarsch iſt marſchbereit, räint schə əm Pfoərə säi(n) Poo(d)n umə geht ſchon auf dem Boden des Pfarrers umher (Pomáz), häət in Kuku aa nimə schräjə hört den Kuckuck auch nicht mehr ſchreien, frist khən Khilə Solz mäə ißt kein Kilogramm Salz mehr, is aa schə əf tə Raas iſt auch ſchon auf der Reiſe, täin sizt tə Toud əf tə Zungə dem ſitzt der Tod auf der Zunge, mit täin haum ti Wiəm aa nimə laungg z'taan mit dem haben die Würmer auch nicht mehr viel zu tun (von Mageren) ... Von Toten ſagt man im Scherz: täə weət sis miiəgə der wird es ſich merken, is vən Prout weik iſt vom Brot weg, praucht khə Prout mäə braucht kein Brot mehr, hot si aufkraamt iwən Wində iſt aufgehoben über den Winter (wenn jemand im Winter ſtirbt), täis is iəm (iə) aa no nät possiət das iſt ihm (ihr) auch noch nicht paſſiert, isəs leiztimol possiət iſt zum letzten mal paſſiert, is säi(n) (iərə) leiztes tuməs Schtikl iſt ſein (ihr) letzter dummer Streich (die Hochzeit iſt nämlich der erſte dumme Streich) aa(n) Proutschpoərə wäinichə um einen „Brotſparer" weniger, täin (ti) hot tə Schnophansl khult den die hat der „Schnapphans" geholt (Pilisſzentiván), jäiz weəts Khupfə täjrə jetzt wird das Kupfer teurer (von Trinkern geſagt, die eine kupferrote Naſe hatten), jäiz weət tə Schnops püülichə jetzt wird der

Schnaps billiger (von Schnapstrinkern), ti Kuədi käingə fuət, ti Schleichti pläi(b)m die Guten gehen fort (sterben), die Schlechten (Bösen) bleiben ... Folgen auf das Begräbnis eines fleißigen Mannes heiße Tage, so heißt es: täə tuət häit Hulz troogn der trägt heute Holz (d. h. Brennmaterial für den himmlischen Ofen), täə leikt auf der heizt, is tuət no fläissich ist auch dort fleißig ... Ziehen Wetter herauf, sagt man: täə weət fläissich au(n)schii(b)m der schiebt fleißig an (d. h. die Wolken), täə weət pə di Kwulkəschiəwə säi(n) der ist sicher bei den Wolkenschiebern (Solymár) ...[10]). In der Regel betet man bis zum Eintritt des Todes ununterbrochen. Außer den Gebeten für Sterbende (s. Gebetbuch) werden noch mehrere Vaterunser, das Credo manchmal auch die Allerheiligenlitanei verrichtet. Budaörs: dreimal den Engel des Herrn, ein Vaterunser für die scheidende Seele, daß sie unser Herrgott ins Himmelreich aufnehme, ein Vaterunser zum hl. Petrus, daß er die Himmelspforte öffne, ein Vaterunser zum Namenspatron, ein Vaterunser zum Schutzengel. Ein Vaterunser zu unserem Herrgott auf der Rast, daß er die arme Seel' nicht verlaßt, ein Vaterunser zu unserem Herrgott auf der Wies', daß er die arme Seel' nicht vergißt, ein Vaterunser zum heiligen Geist, daß er die arme Seel' in den Himmel (auf einen guten Weg) weist: Budakalász, Nagykovácsi, Pilisszentiván, Weindorf. Die Pilisszentiváner beten auch ein Vaterunser zum hl. Franz Xaver, daß er die Seele vors Gericht Gottes führe. Fünf Vaterunser und das Credo: Budajenö, Etyek, Groß Turwal, Klein Turwal, Leányvár, Zsámbék. (in Zsámbék noch ein Vaterunser für die arme Seele, ein Vaterunser zum Namenspatron, ein Vaterunser zum heiligen Geist, daß er die Seele in den Himmel weise). Will man wissen, ob der Schwerkranke tatsächlich stirbt, spreche man: „Kehrst zur Buß', so rühr deinen Fuß, kehrst zum End', so rühr' deine Händ'!" Aus dem Bewegen der Hände oder der Füße schließt man dann auf Leben oder Tod. [11]) Die Kerze, die man sich für das Sterben bereitlegt, läßt man oftmals weihen („nachweihen"). [12]) Um einen Toten, heißt es im allg., soll man überhaupt nicht weinen, sonst müßte er in den vergossenen Tränen „naß" liegen (s. Sage Nr. 14). [13]) Vgl. Anm. 10. In Bia, Csobánka, Diósd und üröm betet man noch ein Vaterunser. [14]) Budakalász, Pilisszentiván: bei ledigen Toten mit einem weißen, bei Verheirateten mit einem schwarzen Tuch. HdwbAbgl. 5, 1113 ff. [15]) In Pomáz gibt es eine alte Frau, auf deren Gebet, die starren Glieder eines Toten angeblich wieder biegsam werden. In Budaörs heißt es, der Tote würde nach 24 Stunden wieder lumperich (lebtig, lemptig, lempig = lebendig; Schmeller a. a. O. 1, Sp. 1408), könnte also, sollte er inzwischen steif geworden sein, auch dann gewaschen und gekleidet werden. [16]) Ursprünglich mußte der Nachtwächter zugleich auch das Amt des Totengräbers versehen. In Budajenö, Csobánka, Nagykovácsi, Pesthidegkút, Pilisszentiván, Pilisvörösvár, Solymár, Telki, üröm, Weindorf, und Zsámbék ist es noch immer so. Einen Berufstotengräber gibt es schon in Bia, Budakalász (seit dem Krieg), Budakeszi (seit den 90er Jahren), Budaörs (seit 1906), Diósd (seit dem Krieg), Etyek, Groß Turwal (seit den 90er Jahren), Klein Turwal, Piliscsaba (seit 1933), Pomáz (seit dem Krieg), Promontor (seit etwa 50 Jahren). In Leányvár (bis 1931/32), Pilisszentivá (bis 1885) und Promontor (bis zu den 60er Jahren) mußten die Leichenträger auch das Grab schaufeln. Der Totengräber hat in Groß Turwal ein Monatsgehalt; anderswo erhält er für jedes Grab, das er schaufelt, einen festgesetzten Lohn (kleines Grab 2—4, großes Grab 4—10 Pengö). In Bia, Budajenö, Budakalász, Diósd, Leányvár, Piliscsaba, Pilisszentiván, Promontor gehört das Friedhofgras dem Totengräber. [17]) Budakalász (vor ung. 40 Jahr.), Budaörs (m. d. Krieg), Groß Turwal (vor ung. 100 Jahr.), Leányvár (vor ung. 60 Jahren), Nagykovácsi (vor ung. 40 Jahren), Pilisszentiván (vor ung. 40

—50 Jahren), Pilisvörösvár (vor ung. 30—40 Jahren), Zsámbék (vor dem Krieg). In den übrigen Gemeinden wurden die Toten immer vollständig gekleidet. [18]) HdwbAbgl. 7, Sp. 1333 ff. [19]) Otto Lauffer, Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1916, S. 225 ff. HdwbAbgl 5, Sp. 417 ff. [20]) In Üröm haben Knaben rote, Mädchen blaue Bänder an den Aermeln. [21]) Auf dem Wege zur Kirche ist es nicht ratsam zu essen, sonst bleibt einem, wenn man stirbt, der Mund offen. [22]) HdwbAbgl 7, Sp. 786 f. [22a]) HdwbAbgl 7, Sp. 942 ff. [22b]) HdwbAbgl 8, 1056 ff. [23]) Budakaláß, Buda.rs, Groß Turwal, Klein Turwal, Piliscsaba, Pilisvörösvár. [24]) HdwbAbgl 2, Sp 1082. [25]) HdwbAbgl 3, Sp. 615 ff. [26]) Budakaláß (seit dem Krieg), Groß Turwal (seit einigen Jahren), Klein Turwal (seit 3—4 Jahren), Piliscsaba (seit 2—3 Jahren), Pomáz (seit 7—8 Jahren, zu Häupten auch ein schwarzes Tuch), Solymár (seit März 1937), Üröm (seit 6—7 Jahren). [27]) Das Weihwasser im Weihwasserkessel heißt auch trukənəs oder laarəs Wäichwoossə trockenes, leeres Weihwasser. Im Weihwasserkessel ist nämlich schon oft kein Weihwasser mehr und dennoch schwingt man den Weihwedel (leer, trocken). [28]) Ein Vaterunser: Diósd, Etyek, Promontor. Drei Vaterunser (zu unserem Herrgott auf der Rast, auf der Wies' und zum heiligen Geist) und das Credo: Budajenö, Budakaláß, Csobánka, Nagykovácsi, Pilisszentiván, Solymár. Fünf Vaterunser und das Credo: Bia, Budaörs, Groß Turwal, Klein Turwal, Piliscsaba. [29]) Die meisten Bilder bekommen die unverheirateten Toten; man legt sie zumeist auf die Brust. Manche sind mit Heiligenbildern ganz bedeckt. In Promontor und Üröm pflegt man den Toten, seit dem Kriege, keine Bilder mehr zu bringen. [30]) Die städtische Beileidsformel, mein (innigstes) Beileid, hört man nur in Budakeßi und Promontor. Anderswo sind noch verschiedene Trostformeln im Umlauf, die großenteils religiöse Färbung haben. Die Eltern und Angehörigen verstorbener Kinder tröstet man z. B. mit folgenden Worten: Tə (unsə) Häə(kout) hots holt liəwə khot wi eis der (unser) Herr(gott) hat es halt lieber gehabt als ihr, ə schäinə Äinggl in Himl, täə weət äingg entkeegn khumə, waun eis schtiəpz ein schöner Engel im Himmel, der wird euch entgegen kommen, wenn ihr sterbet, treesz äingg, ən Äinggl mäər in Himl, täə wou fiər äingg pit tröstet euch, um einen Engel mehr im Himmel, der für euch bittet, täis weət jäiz ən Äinggl, keet mit tə Äingglschooə das wird jetzt ein Engel, der zieht mit der Engelschaar, wäə waas, wos mit täin no kscheegn waar wer weiß, was mit dem noch geschehen wäre, is schə kuət aufkheipt, miə miəsn woətn eəscht ist gut aufgehoben, wir müssen noch warten, wäə waas, wos fiərə Unklik hots auskwiichə, wer weiß welchem Unglück es entgangen ist, lostsəs keen, s is və olln pefräit, is olln Unklik auskwiichə, kuət vəsoəkt lasset es (in Ruhe), es ist von allem befreit, ist allem Unglück ausgewichen, ist gut versorgt (aufgehoben), vəläicht keets iəm peissə wi unz too, miə haum jo niks kuəts əf täərə Wöö(l)t vielleicht geht es ihm besser als uns da, wir haben ja nichts Gutes auf dieser Welt ... Wenn jemand vor dem Tod viel leiden mußte oder lange krank war: Unsə Häəkout hot ə kuəts Wääk tau(n) unser Herrgott hat ein gutes Werk getan, täə weət tuət nimə vüü(l) zən oppiəsn hoo(b)m, täə hot schə klii(d)n knuə der wird dort (im Jenseits) nicht mehr viel abbüßen müssen, der hat hier schon viel (genug) gelitten, täər Oəmi is vətleest, auskschpaunt der Arme ist erlöst, ausgespannt ... Bei Alten: is kuət aufkheipt ist gut aufgehoben, sai(n) (iərə) Zäit is holt vəriiwə (too) kweest, seine (ihre) Zeit war vorüber (verstrichen), da, täə hot säi(n) Zäit auskleipt, knoosn der hat seine Zeit ausgelebt genossen, täis muəs sou säi(n), miə khumər aa ən di Schooə das muß so sein, wir kommen auch an die Reihe (madjarisch sor = Reihe), əs miəsn jo olli hääə, fruə owə schpoot es müssen ja alle dorthin, früher oder später, täər hots hinter

iəm (iwəschtaundn) der hat es hinter ſich (überſtanden) . . . **Plötzlicher Tod:** peissər is, waunə sou schnöll kaungər is, wi waunə het läi(d)n miəsn es iſt beſſer, daß er ſchnell gegangen iſt, als daß er noch lange hätte leiden müſſen, täə hot Klik khot, tasə kaach kschtoəm is der hat Glück gehabt, daß er plötzlich geſtorben iſt, unsə Häəkout hot iəm kuət auskschpaunt, wäilə ən läichtn Toud khot hot unſer Herrgott hat ihn gut ausgeſpannt, daß er ihm einen leichten (nicht qualvollen) Tod hat zuteil werden laſſen, wäə waas, weegə wos unsə Häəkout iəm sou kaach knaumə (äəleest) hot, wer weiß, warum unſer Herrgott ihn ſo ſchnell genommen (erlöſt) hat, wäə waas, wosə no het mitmoochə miəsn, waunə əm Lei(b)m plii(b)m waar wer weiß, was hätte er noch alles mitmachen müſſen, wenn er am Leben geblieben wäre . . . [30a]) HdwbAbgl 5, Sp. 1105 ff. [31]) Bia, Budajenö, Groß Turwal. In Diósd (ſeit dem Krieg), Promontor (ſeit etwa 40 Jahren) und üröm (ſeit den 90er Jahren) gibt es keine Totenwache mehr. [32]) In Etyek kommt der Totengräber um 10 Uhr abends ins Trauerhaus. An der Bahre betet er, nach ſeiner Ankunft und bevor er fortgeht, fünf Vaterunſer und das Credo. Alle beten mit. In Zſámbék kommt der eine Totengräber vor Mitternacht, der andere nach Mitternacht ins Haus. Unter ihrer Leitung beten die Anweſenden den Engel des Herrn, das Credo, ein Vaterunſer zum heiligen Geiſt, daß er den Verſtorbenen in den Himmel weiſt und ein Vaterunſer zum Namenspatron des Toten. Sowohl in Etyek als auch in Zſámbék werden die Totengräber reichlich bewirtet. [33]) Zu Beginn und zum Abſchluß der Totenwache wird überall gemeinſam gebetet (Engel des Herrn zur Zeit des Abend- und Morgenläutens oder einige Vaterunſer). In Diósd betet man zu Beginn: ein Vaterunſer für den Toten, ein Vaterunſer, daß er das Himmelreich erobere, ein Vaterunſer, daß Gott die verſchwiegenen Sünden des Toten verzeihen ſolle. Solymár: ſchmerzhafter Roſenkranz, Allerheiligenlitanei, ein Vaterunſer zu allen Heiligen, daß ſie den Toten zur himmliſchen Prozeſſion begleiten, ein Vaterunſer zu ſeinem Namenspatron. [34]) HdwbAbgl 1, Sp. 976 ff. und 5, Sp. 1123 ff. [35]) Ein Vaterunſer: in Budaörs, Cſobánka, Diósd, Solymár (bei Kindern!). Drei Vaterunſer und das Credo Budajenö, Budakaláß, Budakeßi, Etyek, Nagykovácſi, Peſthidegkút, Pilisvörösvár, Pomáz (oft noch ein Vaterunſer zum himmliſchen Hofrat, daß die Seele ein gutes Urteil erlange), Solymár. Fünf Vaterunſer und das Credo: Bia, Klein Turwal, Leányvár, Piliscſaba, Zſámbék. In Groß Turwal, Krottendorf, Promontor, üröm und Weindorf wird nichts gebetet. [36]) Der Tiſchler (Totengräber) ſagt: „Hausläit, Wäichwoosə keei(b)m, miə moochə zu“ Hausleute, gebet Weihwaſſer, wir machen (den Sarg) zu. [37]) Die beiden Leichenträger (in Budaörs, Nagykovácſi, Pilisvörösvár der Totengräber) ſagen, wenn ſie den Sarg aus der Stube tragen: „Jäiz käimə im Koutes Jeesus Naumə, keloupt säi Jeesus Kristus!“ (Jetzt gehen wir in Gottes Namen, gelobt ſei Jeſus Chriſtus!), worauf die Anweſenden mit Amen antworten (in Budaörs und Leányvár: im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit). In Pomáz ſagen die Leichenträger, ſtatt des Toten (nur bei einem Burſchen oder einem Mädchen!): „Jäiz soogmə vəgöü(l)z Kout fiə di kristlichi Äəziung“ jetzt ſagen wir vergelts Gott für die chriſtliche Erziehung. [37a]) Wenn der Sarg aus dem Haus getragen wird, kippt man die Sargböcke um. [38]) Budakaláß (ſeit dem Krieg), Diósd (ſeit jeher), Groß Turwal (ſeit dem Krieg), Pilisſzentiván (ſeit einigen Jahren), Promontor (ſeit dem Krieg), Solymár (ſeit einigen Jahren). [39]) Bia: die Tiſchlersfrau, Budajenö: jemand aus der Gevatterſchaft, Budakaláß: bei ledigen Toten Mädchen, bei Verheirateten junge Frauen, Budakeßi: ein Mann oder eine Frau aus der Verwandtſchaft, Budaörs: ein großes Mädchen aus der Verwandtſchaft, Cſobánka: eine Frau aus der Verwandtſchaft. Diósd: die Tiſchlersfrau, Etyek:

der Tiſchler, Groß Turwal: vor dem Krieg der Tiſchler, jetzt der Wachszieher, Klein Turwal: ein Mädchen oder eine Frau aus der Verwandtſchaft, Krottendorf: bei Ledigen eine Kranzeljungfer, bei Verheirateten Frauen aus der Verwandtſchaft, Leányvár: jemand aus der Verwandtſchaft (bei Alten oft die Enkelkinder), Nagykovácſi: jemand aus der Verwandtſchaft, Peſthidegkút: bei männlichen Toten Burſchen oder Männer aus der Verwandtſchaft, bei weiblichen Mädchen oder Frauen aus der Verwandtſchaft, Piliscſaba: eine Frau aus der Verwandtſchaft, Pilisſzentiván: Männer oder Burſchen aus der Verwandtſchaft, Pilisvörösvár: Burſchen, Mädchen oder Frauen aus der Verwandtſchaft, Pomáz: Mädchen oder junge Frauen, Promontor: der Tiſchler oder Leichenbeſtatter (bis zu den 90er Jahren) noch Mädchen), Solymár: ein Mann aus der Verwandtſchaft, Telki: jemand aus der Verwandtſchaft, üröm: bei Burſchen Burſchen, bei Männern Männer, bei Kindern und Mädchen Mädchen, bei Frauen Frauen, Weindorf: bei Ledigen Kränzeljungfern, bei Verheirateten junge Frauen (bei Alten die Enkelkinder), Zſámbék: eine Frau aus der Verwandtſchaft. [40]) In Etyek und Nagykovácſi iſt der Brauch mit dem Krieg abgekommen, und zwar darum, weil das Spenden von Kerzen ziemlich koſtſpielig war und oft auch zu Feindſeligkeiten führte (gar mancher war beleidigt, wenn man ihm keine Kerze zukommen ließ!). [41]) Den Geiſtlichen begrüßt man mit Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! küßt ihm, bevor man die Kerze überreicht, die Hand oder auch das Kreuz. [42]) Groß Turwal, Klein Turwal, Nagykovácſi (einſt), Pilisſzentiván. [43]) Diósd: bis zu den 80er Jahren Promontor (bis zum Krieg). In Budakaláß ſoll dieſer Brauch angeblich nie beſtanden haben. [44]) Albert Becker, Beſtattungsbrauchtum vom Rhein zur Saar: Volk und Volkstum 2 (1937), S. 78. [45]) Immer aus der nächſten Verwandtſchchaft bei Großeltern zumeiſt die Enkelkinder), Gevatterſchaft oder Nachbarſchaft (Budajenö, Piliscſaba, Solymár). Das Tragen des Kreuzes bringt dem Kräzlpuə („Kreuzbube") manchmal auch ein paar Heller ein. [46]) Am Kreuz (oft auch an dem des Beſtattungsvereins oder der Kirche) pflegt man in den Farben des Bahrtuches einen Flor (Schleier) anzubringen. [47]) Vorwiegend bei Jugendlichen. Zu einem „ſchönen" Begräbnis gehört auch die Muſikkapelle. In Nagykovácſi ſpielte die Muſikkapelle nach der Beerdigung vor dem Gemeindehaus drei Märſche (vor dem Krieg). [48]) Bia (die Frauen erſt ſeit dem Krieg), Budakaláß (die Frauen ſeit 17 Jahren), Budakeßi, Cſobánſa, Diósd,, Groß Turwal (die Frauen ſeit dem Krieg), Leányvâr, Peſthudigkút (die Frauen ſeit 30—40 Jahren), Pilisſzentiván (die Frauen ſeit 2—3 Jahren), Pomáz, Promontor, Solymár (die Frauen ſeit 10 Jahren). üröm (die Frauen ſeit dem Krieg), Budajenö, Budaörs, Etyek, Klein Turwal, Krottendorf, Leányvár (nur bei Kindern!), Nagykovácſi, Pilisvörösvár, Weindorf, Zſámbék. [49]) Etyek, Nagykovácſi, Pilisſzentiván, Pilisvörösvár, Solymár, Zſámbék (ſeit 1928). [50]) Bia (ſeit ungefähr 10 Jahren), Budakaláß (ſeit ung. 10 Jahren), Budakeßi (ſeit 1890), Budaörs (ſeit den 80er Jahren), Etyek (ſeit 1898/99), Groß Turwal (ſeit 1896), Klein Turwal (ſeit 1938), Krottendorf (ſeit dem Krieg), Leányvár (ſeit ung. 6 Jahren), Peſthidegkút (ſeit 1903), Piliscſaba (ſeit 5—6 Jahren), Pilisvörösvár (ſeit 1924), Pomáz (ſeit ung. 25 Jahren), Promontor (ſeit dem Krieg), Solymár (ſeit 1892), üröm (ſeit 1923—24), Zſámbék (ſeit 1884). [51]) Bia, Pilisvörösvár, Pomáz und Zſámbék. [52]) Budajenö, Budakaláß, Budakeßi, Budaörs, Cſobánka, Etyek, Groß Turwal (bis vor etwa 30—40 Jahren), Klein Turwal (bis zum Krieg), Krottendorf, Leányvâr, Nagykovácſi, Peſthidegkút, Pilisſzentiván (bei den Bauern!), Pilisvörösvár, Pomâz (bis vor 5—6 Jahren), Solymár, Telki, üröm, Weindorf, Zſámbék (bis zum Krieg). [53]) Bia, Diósd, Groß Turwal, Klein Turwal, Piliscſaba, Pilisſzentiván (bei den Bergleuten), Pomáz, Promontor, Zſámbék (ſeit dem Krieg in

Zſámbék (bis zum Krieg). [53]) Bia, Budafok, Diósd, Groß Turwal, Klein Turwal, Piliscſaba, Pilisſzentiván (bei den Bergleuten), Pomâz, Zſámbék (ſeit dem Krieg in den Armen oder auf der Schulter). [54]) In Bia wird ein totes Mädchen von Burſchen und Mädchen abwechſelnd getragen: aus dem Haus tragen den Sarg die Mädchen, vom Trauerhaus bis zum Eingang des Friedhofes die Burſchen, vom Friedhofstor bis zum Grab wieder die Mädchen. Ein verſtorbenes Bädchen trugen in Budajenö früher auch Mädchen zu Grabe (bis 1912/13). [55]) HdwbAbgl 5, Sp. 1138. [56]) In Nagykovácſi ſchreiten zu beiden Seiten des Sarges Knaben mit Kerzen in der Hand. [57]) In Budakeßi, Piliscſaba und üröm hat der Beſtattungsverein nur eine ſchwarze (bei ledigen Toten verſieht man ſie mit einem blauen Band) in Cſobánka nur eine blaue Fahne (bei Verheirateten bringt man ein ſchwarzes Band daran an). In Leányvár führt man bei Ledigen eine gelbe, in Zſámbék eine weiße Fahne mit. [58]) In Pilisſzentiván (bis zu den 90er Jahren), Pilisvörösvár und Promontor müſſen die Kranzljungfern ihre Kerze mitbringen. In Bia, Budaörs, Krottendorf, Peſthidegkút und Zſámbék bekommen ſie ſie im Trauerhaus. Die Kerzen zieren Bänder und Kunſtblumen. In Pomáz und Weindorf tragen die Kranzeljungfrauen ſtatt Kerzen Blumenſträuße im Leichenzug, die ſie dann is Grab werfen. [59]) Unbekannt: Leányvár, Peſthidegkút, Telki üröm. Abgekommen: Bia (mit dem Krieg), Budakeßi (mit dem Krieg), Diósd (bereits in den 90er Jahren). [60]) Bia, Budakeßi, Budaörs, Etyek, Groß Turwal, Klein Turwal, Nagykovácſi, Piliscſaba, Pilisvörösvár, Promontor, Solymár, Weindorf' [61]) Budajenö, Budakaláß, Cſobánka, Diósd, Krottendorf, Pilisſzentiván, Pomáz, Zſámbék. [62]) Hdwb Abgl 8, Sp. 1078 f. In Budakaláß ſeit dem Krieg, nur noch bei kleinen Kindern, in Pilisvörösvár nur bei Kindern bis zu 8—10 Jahren gebraucht. In Zſámbék erhalten nur Knaben oder Burſchen eine Totenkrone. [63]) Die Totenkrone iſt ein Draht- oder Holzgeſtell (oft wird es aus Weidenruten gemacht), an dem Rosmarin, Buchs, Eichenlaub, Blumen der Jahreszeit, Kunſtblumen, manchmal auch Seidenbänder angebracht ſind. In Promontor werden nur noch Leihkronen verwendet, [64]) Budakaláß (ſeit etwa 40 Jahren), Budaörs, Klein Turwal, Krottendorf, Nagykovácſi (hier bekommen die ledig verſtorbenen zwei Totenkronen: die gekaufte wird an den Sarg genagelt, die man zuhauſe macht, trägt ein Mädchen im Leichenzug), Pilisſzentiván, Pilisvörösvár, Solymár. [65]) In Budakeßi und Diósd trugen ſie bei verſtorbenen Knaben oder Burſchen immer ein Knabe. [66]) In Promontor auf einem Kiſſen, in Klein Turwal auch auf einem Pappendeckel. [67]) Nur in Zſámbék trägt man ſie hinter dem Sarg. [68]) Budajenö, Budakaláß, Budakeßi, Budaörs, Diósd, Klein Turwal, Nagykovácſi (die gekaufte), Pilisſzentiván, Pilisvörösvá, Pomáz, Promontor (bis vor ung. 40 Jahren, nachher kamen die Leihkronen auf), [69]) Solymár, Zſámbék. [70]) Bia, Budakaláß (noch vor ung. 40 Jahren), Etyek, Groß Turwal, Nagykovácſi, Piliscſaba, Weindorf. [71]) Einen Leihkranz gab es auch in Budakaláß (bis 1919/20), Etyek (in der Vorkriegszeit), Krottendorf (vor dem Krieg), Piliscſaba. [72]) In Budaörs und Zſámbék waren die Särge alter Leute einſt in ein ſchwarzes Tuch gehüllt, das erſt vor dem Verſenken entfernt wurde. [73]) In Budakeßi, Cſobánka, Piliscſaba, Pomáz und Promontor muß der Totengräber ſich für die Teilnahme am Leichenbegängnis nicht bedanken. [74]) Budakaláß, Etyek (ſelten der Totengräber, in der Regel ein anderer Mann), Pilisvörösvár Solymár (nicht der Totengräber, ſondern jemand anders). [75]) Nachſtehend einige Formeln: Ti Famüli (ti X) lost vəgöü(l)ts Kout soogn olli Läit, wou in Y peeətikt haum die Familie läßt allen vergelt's Gott ſagen, die Y beerdigt haben (Budaörs), ti X losn vəgöü(l)ts Kout soogn, tas haum täin Tou(d)n khulfə zə də Eətn pəkläitn X laſſen

vergelt's Gott ſagen den Leuten, daß ſie geholfen haben den Toten zur Erde begleiten (Diósd), ti T soogn olli vüü(l)mol vəgöü(l)ts Kout, tas iənə Voodə (Muədə, Khind . . .) zən läiztn (eewichn) Ruepeit pegläit haum X ſagen allen vielmals vergelt's Gott, daß ſie ihren Vater (Mutter, Kind . . .) zum letzten (ewigen) Ruhebett begleitet haben (Piliſſzentiván, Pilisvörösvár), ti Au(n)kehäärign və täin Tou(d)n losn si reicht schäi(n) pitaunkn pə olli, wos pə də Läicht woən (san kweest) die Angehörigen des Toten laſſen ſich bei allen, die beim Begräbnis waren, recht ſchön bedanken (Üröm), tə Vəschtoəwənə iərə Mau(n) lost si petaunkn pə olli Noochpən, Kvottəsläit, Pəkhaunti unt Vəwaunti unt pə unsən keeətn Vəräi(n)svoəschtaund, Mitkliədə unt auch pə olli ti jäinichi, ti haum khulfə si pekläitn; schteez häit odə moəgn mit schuldign Taungk opzuschtatn der der Verſtorbenen läßt ſich bei allen Nachbarn, Gevattersleuten, Bekannten (und) Verwandten, und auch bei unſerem geehrten Vereinsvorſtand und den Mitgliedern (des Beſtattungsvereins) und bei allen bedanken, die ſie begleitet (begleiten geholfen) haben; ſtets heute oder morgen mit ſchuldigem Dank abzuſtatten (Nagykovácſi). [76]) Budajenö, Budakaláß, Budakeßi, Budaörs, Cſobánka, Krottendorf, Peſthidegkút, Pilisvörösvár, Pomáz, Promontor, Weindorf (manchmal), Zſámbék (bei „beſſeren Leuten" nicht!). [77]) Ein Vaterunſer: Klein Turwal, Solymár (bei Kindern!). Drei Vaterunſer und das Credo: Etyek (eine Frau betet vor), Groß Turwal (der Totengräber betet vor). Peſthidegkút (der Totengräber oder der Leichenbeſtatter betet vor), Solymár (der Totengräber betet vor), Zſámbék (der Totengräber betet vor). Fünf Vaterunſer und das Credo: Leányvár (bei männl. Toten betet ein Mann vor, bei weibl. eine Frau), Piliscſaba (ein Mann oder eine Frau betet vor). [77a]) HdwbAbgl 5, Sp. 1081 ff. [78]) Budakaláß (vor etwa 30 Jahren), Budakeßi (vor etwa 50 Jahren), Budaörs (bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts), Cſobánka (in den 70er Jahren), Diósd (1916), Klein Turwal (in den 90er Jahren), Krottendorf (in den 80er Jahren), Nagykovácſi (vit dem Krieg), Peſtsidegkút (mit dem Krieg), Piliscſaba (mit dem Krieg), Piliſſzentiván (um die Jahrhundertwende), Pilisvörösvár((vor etwa 40 Jahren), Pomáz (in den 60er Jahren), Promontor (mit dem Krieg), Solymár (in den 70er Jahren) Weindorf (in den 60er Jahren), Zſámbék (1885). — In Bia, Cſobánka, Groß Turwal und üröm gab es nie ein Leichenmahl. [79]) Budakaláß (oder Abendeſſen), Budakeßi, Cſobánka, Etyek, Klein Turwal, Piliscſaba (oder Jauſe), Piliſſzentiván, Pomáz (oder Abendeſſen), Solymár, Weindorf, Zſámbék. [80]) Budajenö, Diósd (für Ledige!) [81]) Diósd, Etyek, Krottendorf, Leányvár, Nagykovácſi, Peſthidegkút, Pilisvörösvár, Promontor, Telki. [82]) Budajenö, Budakaláß, Diósd (für Ledige), Krottendorf (zumeiſt ſchon am Vorabend!), Leányvár, Peſthidegkút, Promontor, Telki. [83]) Drei Wochen nachher: Cſobánka, Etyek (manchmal auch 3 oder 6 Monate nachher), Solymár, Weindorf. Sechs Wochen nachher: Budakeßi (auch 8 Wochen nachher), Diósd, Klein Turwal, Nagykovácſi, Piliſſzentiván, Piliscſaba, Pilisvörösvár, Zſámbék (bei Kindern oft ſchon nach einer Woche). [84]) Rind- oder Hühnerſuppe, Rind- oder Hühnerfleiſch mit Sauce, Kraut mit Selchfleiſch oder Wurſt, Braten und Salat, Bäckereien. [84a]) HdwbAbgl 8, Sp. 1130 ff. [85]) Vgl. Visitatio Canonica Districtus Budensis 1747 im Diözeſanarchiv zu Weßprim und die Kirchenviſitationen aus dem 18. Jh. im Stuhlweißenburger Diözeſanarchiv. [86]) Totgeborene Kinder werden in eine Schachtel, in ein Kiſtchen oder auch in einen kleinen Sarg gelegt und abends auf den Friedhof getragen (Budaörs: s hot ə Noohctläicht kriəgt es hat ein „Abendbegräbnis" bekommen). In Cſobánka, Diósd und Piliſſzentiván trägt es der Vater, anderswo der Totengräber hinaus. [87]) Selbſtmördern iſt das Begräbnis mit kirchlichen Ehren verſagt. In Solymár haben Selbſtmörder kein Anrecht auf den Leichenwagen. [88]) HdwbAbgl 3, Sp. 1106 ff. [89]) Budaörs,

Etyek, Klein Turwal, Nagykovácsi, Pilisszentiván, Solymár, Zsámbék. [90]) HdwbAbgl 2, Sp. 1103 ff. [91]) Diósd, Nagykovácsi: man riecht den Toten. [92]) Ein Aufsatz über die „Marterln" unseres Gebietes ist in Vorbereitung. [93]) Paul Sartori, Das Buch von deutschen Glocken. Berlin und Leipzig 1932, S. 92 ff. [94]) Auf die Grußfrage: wäər is kschtoə(b)m? wer ist gestorben? antwortet man im Scherz: tə Proutschpoərə (der Brotsparer), täə wou khə Prout mäə braucht (der kein Brot mehr braucht), täə nimə hot leei(b)m wöü(l)n (der nicht mehr hat leben wollen). [95]) Für das Ausläuten und Begräbnisläuten bestehen, nach dem Alter und dem Geschlecht des Toten, verschiedene Vorschriften. Ausführlich werde ich darüber in meinem Aufsatz über die Glocken handeln. [96]) Sechserl (Geld). [97]) madjarisch fillér = Heller. [98]) Dukaten. [99]) Fetzen. [100]) Kartoffeln. [101]) Madjarisch köpeny, köpenyeg = Mantel. [102]) Das Bräm (Brám) = haarige Einfassung, Sammet oder Pelzstreifen am Rande eines Kleidungsstückes, Gebräme: Schmeller, a. a. O. 1, Sp. 355; pöö(l)z = Pelz. [103]) madjarisch bunda = Pelzmantel. — [104]) Vgl. Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, Berlin und Leipzig 1934, S. 129 ff., 153 ff. [105]) HdwbAbgl 1, Sp. 584 ff. [106]) HdwbAbgl 1, Sp. 584 ff. und Max Rumpf, Religiöse Volkskunde. Stuttgart 1933, S. 179 ff. [107]) Fällt ein Stern vom Himmel oder sprechen zwei Leute zufällig dasselbe Wort aus, so heißt es, jetzt ist eine Arme Seele erlöst. [108]) Ueber die „Brandkrapfen" vgl. Bonomi, Kirchenjahr a. a. O. S. 4 2und 73. [109]) HdwbAbgl 6, Sp. 199 f. Bia: die Muttergottes setzt sich darauf, Csobánka: der Teufel reitet darauf, Diósd: die Muttergottes weint und muß darauf knien, Etyek: siehe Bia, Klein Turwal: siehe Csobánka und Promontor, Nagykovácsi: Gott fällt darauf, Pilisszentiván: es stirbt jemand, Piliscsaba: auch Pilisvörösvár: die Hexen reiten darauf, Pilisvörösvár: man schneidet dem Schutzengel die Flügel ab, der Schutzengel sitzt darauf, Promontor: die Muttergottes fällt darauf, Solymár: die Muttergottes kniet darauf, Weindorf: siehe Piliscsaba, Zsámbék: die Muttergottes weint. Es bedeutet Not: Pesthidegkút, Pilisszentiván (zieht die Not), Unglück: Groß Turwal. Streit: Bia, Budajenö, Budakaláß, Budakeßi, Krottendorf, Piliscsaba, Pilisszentiván, Pilisvörösvár, Pomáz, üröm, Weindorf. — [110]) HdwbAbgl 1, Sp. 267 ff. — Der verstorbenen Eltern des Bräutigams oder der Braut erinnert man sich auch auf der Hochzeit. Sie werden in den verschiedenen Sprüchen erwähnt, manchenorts betet man auch für sie bei der Hochzeitstafel. Den Toten zu Ehren spielt die Musik, fast in allen Gemeinden, ein Stück. Getanzt wird nur in Budajenö und Telki, anderswo nicht. [111]) Auf alle Friedhofandachten können wir hier nicht näher eingehen. Als Beispiel führen wir nur die Solymárer Andacht an. An Allerheiligen, abends um 6 Uhr, wenn man für die Armen Seelen zu läuten beginnt, finden sich die Solymárer im Friedhof ein, wo sie unter der Leitung eines Vorbeters folgende Andacht verrichten: Engel des Herrn, Rosenkranz für die Verstorbenen, Allerheiligenlitanei, ein Vaterunser für alle Christgläubigen, die am Gottesacker ruhen, ein Vaterunser für die verstorbenen Eltern, ein Vaterunser für die verstorbenen Großeltern, ein Vaterunser für die verstorbenen Geschwister, ein Vaterunser für die verstorbenen Verwandten und Freunde, ein Vaterunser für die gefallenen Krieger, ein Vaterunser für die verstorbenen Wohltäter, ein Vaterunser für die Armen Seelen, an die niemand mehr denkt. Dann folgen zwei Lieder: 1. Schwere Gotteshand, das Schicksal tut keinen verschonen... 2. Mensch, betracht' die Welt. Nach der Andacht ziehen alle zum Vendelin-Bildstock, wo ein Vaterunser gebetet und das Lied O Jesus, Mittler, der du thronest... gesungen wird (Ein jeder, der an Allerheiligen in den Friedhof geht, legt am Vendelin-Bildstock ein Kränzchen nieder). [112]) In Pesthidegkút und Solymár brennt während des Läutens für die Armen

Seelen für jedes verſtorbene Familienmitglied eine Kerze. [113]) Sartori, a. a. O. S. 181 ff. [114]) Jedes tote Familienmitglied fordert ein Vaterunſer. Unter anderem betet man auch mehrere Vaterunſer für die Armen Seelen an die niemand mehr denkt, die noch lange zu leiden haben, die die größte Pein leiden müſſen, die in der Finſternis ſind, die der Erlöſung nahe ſind uſw. [115]) Sagen-Veröffentlichungen: Eugen Bonomi, König Matthias und Solymár: NHBl. I (1936), S. 303 ff. — Derſelbe, Die Sage vom wilden Jäger und der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen; SODF. I, (1936), S. 275 ff. [117]) Mann [118]) gegangen [119]) in die Stadt (nach Budapeſt) [120]) arbeiten [121]) dazumal [122]) gewachſener (lebender) [123]) geſehen [124]) madjariſch gatya = Unterhoſe [125]) gerannt [126]) gedacht [127]) warte [128]) mundartliche Form für Budakeszi [129]) geſchehen [130]) geweſen [131]) darf man [132]) ſind [133]) Hemdsärmel [134]) herunter tun [135]) Fenſter [136]) die [137]) Arme-Seelen-Sutte (Sutten Lache, Pfütze = kleiner ſumpfiger Platz: Schmeller, a. a. O. 2, Sp. 339). Einſt ſoll hier ein Friedhof geweſen ſein; viele Spukgeſchichten ſpielen hier. [138]) Pfaffen. [139]) Die Kirche im Luſt (Luſt-Kirche oder auch Luſt genannt; Luſt heißt übrigens die Flur) war die erſte Kirche von Peſthidegkút. Als 1720 die jetzige Pfarrkirche erbaut wurde, ſchloß man die Luſtkirche und überließ ſie ihrem Schickſal. Heute ſtehen nur noch einige Mauern. An dieſe Kirchenruine knüpfen ſich viele Geiſterſagen. Ueber die Luſt-Kirche vgl. u. a. Rudolf Poós, Mária Remete rövid története (Kurze Geſchichte von Maria Einſiedel). Budapeſt (1914), S. 9 ff. [140]) Gaſthaus (in der Nähe der Luſt-Kirche) [141]) Trauben [142]) Schrecken [143]) Die Ee(d)n (öde) Kirche iſt eine Kirchenruine an der Donau (Geiſterort!) Näheres über dieſe Ruine: Joſeph Navarra, Budakalász: Buda és Vidéke vom 5. November 1893. — Árpád sírok az óbudai határban (Arpadengräber in der Altofner Gemarkung): Buda és Vidéke vom 11. Dezember 1898. [144]) Donau [145]) Schwiegermutter [146]) gefüttert [147]) Geweihtes [148]) Geld [149]) (gelaufen (gegangen) [150]) mundartliche Form für Etyek [151]) Waiſen [152]) Zurückgebliebenen [153]) Sünde [154]) (Kohlen)bergwerk [155]) mundartliche Form für Pilisvörösvár [156]) Magd [157]) heraufgebannt [158]) geſchloſſen [159]) Kaleſche [160]) Kittelſack [161]) das berühmte Rákoſer-Feld bei Budapeſt; hier iſt vom ſumpfigen Teil die Rede [162]) geweint [163]) tut [164]) waſchnaß: Schmeller, a. a. O. 2, Sp. 1039. [165]) Kellern [166]) erlöſt [167]) trinken [168]) Farbe [169]) geneigt [170]) geſtritten [171]) Ohrfeige [172]) klatſchen [173]) Eliſabeth [174]) mundartliche Form für Piliſcaba [175]) Geſchwiſter [176]) geträumt [177]) Katharina [178]) „fuhrwerken" = etwas fahren [179]) die Maria-hilf Kapelle in Groß Turwal [180]) ziehen [181]) Kühner. Anton Kühner († um 1840), der Hofrichter des Groß Turwaler Gutsherrn Graf Johann Majláth ſteht beim Volk in keinem guten Andenken. Von ſeiner Strenge und Härte wiſſen die Leute auch heute noch vieles zu erzählen. Im Laufe der Zeit iſt er zu einer Sagengeſtalt geworden. [182]) gehoben [183]) zittern [184]) allein [185]) Piliscſabáer Kirchtag [186]) Kalender [187]) Rock [188]) gebogen [189]) Weißenburger Straße [190]) begraben [191]) Dieſe Sage ſtellte mir Handelsſchullehrerin Frl. Anna Loſchdorfer zur Verfügung.

Güterteilung und Übervölkerung tiroliſcher Landbezirke im 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Von Hermann Wopfner (Innsbruck).

1.

Im Folgenden ſoll verſucht werden, mit Hilfe zweier älterer Zählungen (1427 und 1615) ſowie durch Berückſichtigung der Haus- und Güterteilungen für einige tiroliſche Landbezirke die gewaltige Bevölkerungszunahme, wie ſie ſeit dem 15. Jahrhundert ſtattfand, darzulegen. Bereits im 16. Jahrhundert war in ganz Oberdeutſchland die Volksziffer gewaltig angewachſen. Sebaſtian Franck äußert als Zeitgenoſſe für die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts die Meinung, es ſei kein Land auf Erden „ſo fruchtpar (an Menſchen) und wohl beſetzt" als Deutſchland und hier erſchienen ihm Schwaben und Bayern als beſonders volkreich.[1]) Auch Joh. Thurmair, der bayeriſche Geſchichtsſchreiber, ein Zeitgenoſſe Francks, rühmt den Volksreichtum Deutſchlands und hebt noch beſonders den Kinderreichtum der Bayern hervor.[2]) Dabei iſt zu beachten, daß im Gegenſatz zu heute es hauptſächlich die Landbevölkerung war, die vom 15. bis zum 18. Jh. ſtark anwuchs, während die Bewohnerſchaft der Städte in dieſer Zeit vielfach nur ein mäßiges Anwachſen oder geradezu einen Stillſtand zeigt. Der dreißigjährige Krieg hatte dann freilich auch eine Verödung vieler Landbezirke zur Folge gehabt. Nur im Süden, in der deutſchen Schweiz und in öſterreichiſchen Alpenländern, welche der dreißigjährige Krieg nicht unmittelbar berührte, iſt eine Minderung der Bevölkerung in ſolchem Ausmaß nicht eingetreten. Die gewaltigen Seuchen, welche auch in dieſen Landſchaften zur Zeit des Krieges auftraten, ſind in ihren Folgen — ſoviel erſichtlich wird — verhältnismäßig raſch überwunden worden. Am Land um Zürich hat ſich die Volkszahl in der Zeit von 1467 bis 1671 ungefähr vervierfacht.[3]) In der Landſchaft Freiburg in der Schweiz wuchs die Bevölkerung in der Zeit von 1447 bis 1811 von 4610 auf 7653, nahm alſo um 66% zu. In der Stadt Freiburg hingegen iſt im ſelben Zeitraum die Zunahme eine weit geringere, von 5800 auf 6186.[4]) Die Stadt Eger zeigt ſogar in der Zeit von

[1]) Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaft von Conrad uſw., 3. Aufl. I. 932. (Bevölkerungsweſen). Ueber ähnliche Aeußerungen in Franck's Deutſcher Chronik (1538) und bei anderen Zeitgenoſſen. Vgl. W. Abel, Agrarkriſen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa (1935), S. 48 f.

[2]) Vgl. Riezler, Geſch. Bayerns I.² S. 140.

[3]) Vgl. W. Schnyder, Schweizer Studien zur Geſchichtswiſſenſchaft. 14. B., 1. Heft. (1925), S. 108 f.

[4]) Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften II³. 889 f.

1446 bis 1758 eine Abnahme der Bevölkerung und zwar von 7340 auf 6900.[5]) So gut wie unverändert blieb die Volkszahl im vorarlbergiſchen Bregenz; in der Zeit von 1522 bis 1693 ſtieg ſie von 1236 nur auf 1276.[6]) Innsbruck wies in den annähernd 100 Jahren von 1567 bis 1655 nur eine mäßige Zunahme auf: von 5050 Einwohnern (ohne Klöſter und Hofſtaat) auf 5746.[7])

Stehen für die Volkszahl der Städte immerhin einige brauchbare Quellen zur Verfügung, ſo ſtellen ſich einer verläßlichen Berechnung der Landbevölkerung große Schwierigkeiten entgegen. Amtliche Zählungen ſtehen nur ganz ausnahmsweiſe zu Gebote. Eine verläßliche Quelle bieten die Kirchenbücher, ihre Verwertung iſt aber mit großem Arbeitsaufwand verbunden und bisher erſt in wenigen Fällen erfolgt. Für Tirol iſt dieſe Quelle bisher noch nicht für ſolche Fragen der Bevölkerungsbewegung ausgewertet worden.

Es ſoll nun vorerſt verſucht werden, auf einige Erſcheinungen hinzuweiſen, die mit der ſtarken Zunahme der Volkszahl zuſammenhängen und andererſeits jene älteren Angaben über die Bewohnerzahl in einzelnen ländlichen Bezirken zu verwerten. Vielleicht gelingt es doch, mit den vorhandenen Quellen einige Züge der Volksbewegung, wie ſie ſich am Lande vom 15. bis zum 19. Jh. geſtaltete, darzuſtellen. Es wird dabei unter anderm die beachtenswerte Erſcheinung feſtzuſtellen ſein, daß im weſtlichen Tirol wie in einigen Landſchaften des tiroliſchen Oſtens in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jh. eine Uebervölkerung eingetreten iſt.

2.

Kennzeichnend für die allgemeine Bevölkerungszunahme und ihr Anſchwellen zur Uebervölkerung iſt die ſtarke Aufteilung ja Zerſplitterung der alten bäuerlichen Beſitz- und Betriebseinheiten. Zunächſt erfolgte bereits im 14. und 15. Jahrhundert eine Aufteilung der großen Urhöfe. Dieſe wurde in die Wege geleitet durch die Auflöſung der alten Beſitzgemeinſchaften oder Ganerbſchaften, die auf den einzelnen Höfen aus ſtammverwandten Familien ſich gebildet hatten. Solche Beſitzgemeinſchaften treten noch in Urkunden des 16. Jh.s häufiger in Erſcheinung; auch die Landesordnung von 1532 (ſ. unten) gedenkt ihrer. Das Streben nach Auflöſung dieſer Beſitzgemeinſchaften durch Realteilung führte gelegentlich zum Rechtsſtreit zwiſchen den Erbbauleuten, welche auf den Gütern ſitzen, und Grundherren, welche ſich der Teilung widerſetzen. So führte das Stift Innichen (Puſtertal) im Jahr 1466 Klage vor dem

[5]) A. a. O. 888.

[6]) A. Helbok, Die Bevölkerung der Stadt Bregenz. Forſchungen zur inneren Geſchichte Oeſterreichs. Hggb. v. A. Dopſch 7. (1912), S. 252.

[7]) C. Fiſchnaler, Chronik von Innsbruck 4. (1930), S. 248 f.

Gericht zu Sillian gegen vier Brüder, welche den Kaufhof in Innervillgraten ohne grundherrliche Bewilligung unter ſich aufgeteilt hatten. Der „Baurechtsbrief" (Verleihungsurkunde), auf welche ſich der Beſitz der vier Brüder begründete, mußte dem Gericht vorgelegt werden. Da zeigte ſich, daß der Hof den Brüdern zu gemeinſamem Beſitz verliehen war „und wär kainer unter inn (den Brüdern) nicht geſundert."[8]) Aehnlich war das Gut Gries in der Wildſchönau bei Rattenberg (Unterinntal) 1416 gemeinſamer Beſitz zweier Bauern. 200 Jahre ſpäter iſt es aufgeteilt.[9]) Die Tiroler Landesordnung von 1532 (Buch 5, Tit. 3, Bl. 56) erwähnt den Fall, daß zwei oder mehrere Erben „auf ainem Gut ſitzen" und verbietet hier Teilung ohne Vorwiſſen des Grundherren. Im Bezirk Matrei in Oſttirol (früher Windiſch-Matrei), einem Gebiet, das im frühen Mittelalter teilweiſe von Slawen beſetzt war, gab es noch bis herab in die erſte Hälfte des 19. Jh.s Beſitzgemeinſchaften mehrerer bäuerlicher Familien an einem Gut, ſogenannte „Mithauſereien".[10])

Bereits im 15. Jh. iſt die Aufteilung der Urhöfe häufig geworden; oft ſind 2—4 Bauerngüter aus einem Urhofe hervorgegangen. Die Zunahme der bäuerlichen Betriebe, wie ſie ſich aus den Teilungen ergab, ſucht Tabelle 3 für einige Gemeinden des Wiptales darzulegen. Durch Teilung der Urhöfe vollzieht ſich hier vom 14. bis zum 17. Jh. eine Vermehrung der ſelbſtändigen landwirtſchaftlichen Betriebe auf das Zwei- und Dreifache.

In der Zeit vom 16. bis herab ins ausgehende 18. Jahrhundert, zum Teil noch darüber hinaus, iſt die Güterteilung ſtändig fortgeſetzt worden. Sie war eine Begleiterſcheinung der zunehmenden Aufſtauung der Volksmenge in den Landbezirken; es bot ſich der vermehrten Volksmenge nicht genügende Gelegenheit, anderwärts ein ausreichendes Unterkommen zu finden. Handel und Gewerbe in Stadt und Land waren nicht in ſolchem Stand, daß ſie den Ueberſchuß der bäuerlichen Bevölkerung aufnehmen konnten. Der Druck der Uebervölkerung führte nun allerdings ſchon frühzeitig zu Auswanderungen. Aus den Gerichten des Oberinntals und des Lechtals, Gebieten alter Uebervölkerung, wanderten 1628 und 1629 mehr als zweihundert Perſonen nach Oeſterreich. Die Gerichtsbehörden bezeichnen als Urſache die große Not des Volkes, die namentlich in Jahren ſchlechter Ernten die Lage der ärmeren Landbevölkerung unerträglich mache.

---

[8]) Vgl. Wopfner, Eine ſiedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten. Zeitſchr. d. Deutſchen Alpenvereins 1931, S. 254.

[9]) Vgl. Bachmann, Beſiedlung der Wildſchönau, handſchriftl. Diſſertation (Innsbruck), S. 17, wo noch ein weiterer Fall ſolcher Beſitzgemeinſchaft angeführt wird.

[10]) Vgl. Wopfner, Das Freiſtiftrecht. Forſchungen und Mitteilungen zur Geſchichte Tirols und Vorarlbergs 3. 1906, S. 41.

Den tieferen Grund der Not und der von ihr erzwungenen Auswanderung nennt der Pfleger (Amtsvorſtand) des oberinntaliſchen Gerichtes Hertenberg: Es ſei „aller Orten dermaßen ſoviel Volks, daß auch bei heurigen (1629) von den Gnaden Gotttes aller Orten reichlich erwachſenen Früchten ſo gar keine Wohlfeile oder Ergiebigkeit folgen oder verſpürt werden will.“ Eine größere Entlaſtung iſt jedoch durch Auswanderungen nicht erfolgt. Sie ſcheinen nur fallweiſe und in beſchränktem Umfang aufgetreten zu ſein.[10a]) So war die am Land aufgeſtaute Bevölkerung gezwungen, ihren Unterhalt in der Landwirtſchaft zu ſuchen. Wer immer über einige Mittel verfügte, ſuchte ein Stück Land zu erwerben; ein gewaltiger Landhunger tritt an den Tag. In manchen Tälern kam es zu einer völligen Auflöſung der alten Höfe. Neben halben, Drittel- und Viertel-Höfen erſcheinen bald noch kleinere Bruchteile von Höfen. Im Hochtal Villgraten (einem Nebental des oberſten Drautales, Oſttirol), einem Gebiet weitgehender Teilung, ſind die alten Höfe in eine Reihe von Teilſtücken aufgelöſt worden, im 18. Jahrhundert beſtehen die 57 Höfe Inner-Villgratens aus 212 ſolchen Stücken.[11]) Uebrigens zeigen ſich ſchon auf dem engen Gebiet dieſes Hochtales Unterſchiede im Ausmaß der Teilung. Im vordern Tal, in Außervillgraten, iſt die Teilung weniger weit vorgeſchritten, viele der alten Höfe wurden nur in zwei Teile aufgeteilt, in Innervillgraten hingegen iſt die Zahl der kleinen Hofteile weit größer; $^1/_{24}$, $^1/_{36}$, $^1/_{48}$, $^1/_{70}$, $^1/_{96}$ eines Hofes werden bei auffallender Begünſtigung der Zwei- und Vierteilung — als Teilſtücke angeführt. Solche Hofteile konnten freilich nicht mehr Grundlage für einen ſelbſtändigen bäuerlichen Betrieb bilden; ſie wurden vielmehr mit andern Teilſtücken zu einer bäuerlichen Betriebseinheit zuſammengeballt oder wurden zur Grundlage von Kleingütern, ſogenannten Söllgütern, deren Inhaber — die Sölleute oder Kleinhäusler — auf einen Zuſatzverdienſt als Taglöhner oder Gewerbetreibende angewieſen waren.

Zur Vermehrung der Güterzerſplitterung und der landwirtſchaftlichen Kleinbetriebe trug unter anderm auch das Aufkommen größerer

---

[10a]) Eine ſyſtematiſche Geſchichte der Auswanderung beſitzen wir leider nicht. Einen wertvollen Beitrag zu einer ſolchen bietet J. Kraft, Eine Auswanderung von Tirol nach „Oeſterreich“ 1628/29. Tiroler Heimatblätter 5. 1927, S. 135—139 und 208—211. Dieſer Abhandlung ward auch die obige Angabe des Hertenberger Pflegers entnommen (S. 210).

[11]) Steuerkataſter 1775—1780, Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck, Abt. Kataſter 117/13 und 117/14. Weitere Beiſpiele von Güterteilungen unter anderen bei M. Gaßner, Beiträge zur Siedlungs- und Wirtſchaftsgeſchichte des inneren Selraintales. Veröffentlichungen des Muſeum Ferdinandeum in Innsbruck, Heft 4, 1925, 27 f., 75 f. — H. Holzmann, Die Hochſiedlung Egg bei Vinaders. Veröffentlichungen des Muſeum Ferdinandeum 16. 1936, S. 327 ff.

gewerblicher Betriebe am Lande bei. So entſtanden ſeit dem 16. Jh. in verſchiedenen Teilen des Landes eine Reihe von Betrieben für Metallverarbeitung. Die Leute, die in dieſen Betrieben tätig waren, bemühten ſich, Land zu erwerben, um auf dieſe Weiſe einen gewiſſen Grad von Selbſtverſorgung zu erreichen und ihr Anſehen beim bodenſtändigen Bauerntum zu vermehren. Gewerbebetrieb am Land und Zerſplitterung des Grundbeſitzes haben ſich übrigens wechſelſeitig bedingt. Dort, wo Beſitzzerſplitterung und Uebervölkerung bereits vorhanden waren, gab es zahlreiche Arbeitskräfte für die Induſtrie und ward dadurch ihr Aufkommen in ſolchen Bezirken erleichtert. Umgekehrt hat die in der Induſtrie tätige Bevölkerung mit ihrem Streben nach Grundbeſitz die Beſitzzerſplitterung gefördert. Starke Verbreitung der landwirtſchaftlichen Kleinbetriebe läßt ſich beſonders in jenen Bezirken feſtſtellen, die einſtens (vor allem im 15. und in der erſten Hälfte des 16. Jh.s) blühende Bergbaue aufzuweiſen hatten. Die zweite Hälfte des 16. Jh.s brachte bereits einen ſtarken Niedergang des Bergbaues; die Bergleute fanden im Bergbau nicht mehr ausreichenden Unterhalt, andererſeits konnten oder wollten ſie nicht ihre Heimat verlaſſen. Je ſchlechter das Einkommen aus der Arbeit im Bergwerk wurde, deſto mehr ſuchten jene unter den Bergleuten, die noch über einige Mittel verfügten, durch Erwerb von Grundbeſitz einen wirtſchaftlichen Rückhalt zu gewinnen. So entſtand eine große Zahl kleinbäuerlicher Betriebe, die ihren Inhabern nur einen dürftigen Lebensunterhalt gewähren konnten oder überhaupt einen Zuſatzverdienſt ihres Inhabers heiſchten. Tabelle 3 läßt für das Bergbaugebiet von Goſſenſaß und Pflerſch bereits zu Anfang des 17. Jh.s eine große Zahl von Kleingütern erkennen.[12]) Dieſe Vermehrung der kleinen landwirtſchaftlichen Betriebe iſt auch in andern Bezirken alten Bergbaues, ſo im berühmten Bergbaubezirk von Schwaz nachweisbar.[13]) Aber auch in rein bäuerlichen Gemeinden nimmt die Zahl der Söllgüter vom 17. Jh. an ſtark zu. Für ſich betrachtet iſt jedoch ihre Anzahl in ſolchen Gemeinden immer niedrig.

Bereits im 16. Jh. war die Güterteilung im Weſten und Süden Tirols weit gediehen. Das Kloſter Frauenchiemſee hatte für ſeinen grundherrlichen Beſitz im Oetztal ſchon im 15. Jh. verfügt, daß „füran kain guet mer getailt werden" ſoll.[14]) Bereits 1551 ſtellt die Innsbrucker Regierung in einem Erlaß an die Gerichtsobrigkeiten in Landeck und Laudeck feſt, daß die Bauleute ihre Baurechtsgüter „in weitte Taillung komen

---

[12]) Ueber Pflerſch als eine Landſchaft kleiner Bauerngüter vgl. Beda Weber, Land Tirol 3. 1838, S. 315.

[13]) Vgl. B. Weber, a. a. O. 1. 1837, S. 501.

[14]) Tiroliſche Weistümer 2. 76, Zeile 8. Heute bietet das Oetztal ein Bild ſtarker Beſitzzerſplitterung.

laſſen".[15]) 1571 rügt die Regierung ganz allgemein die Zerſplitterung des bäuerlichen Beſitzes in Tirol. Viele Güter ſeien ſo zerſtückelt, daß keine Familie mehr darauf den ausreichenden Unterhalt finde.[16]) Im Gericht Heunfels (Sillian, Oſttirol) weiß der Pfleger bereits 1515 zu berichten[17]), daß „dies Gericht, wie offenbar und am Tag, auch männiglich wohl bewußt, mit Mannſchaft, die ſich von Tag zu Tag noch mehr hauft und mehrt, dermaßen erſetzt (überſetzt oder überfüllt iſt), daß mancher und viel Höf in zehn, zwölf und noch mehr und kleine Teile geteilt iſt, ſo iſt derhalben unmöglich, daß ſich bei ſowenig und unfruchtbaren Grund und Boden eine ſolche Menge Volks ernähren und unterhalten könnt oder möcht, ja könnten oder möchten auch ſich, ihre Weib und kleine Kinder von dem blutigen Hunger ſchwerlich und mit großer Müh und Arbeit zu erretten, zu geſchweigen, daß ſie der Grund- und Gerichtsherrſchaft ihre Zins und Dienſtbarkeiten, ſo auf den Gütern liegen, ausrichten ſollten". In dem zum Gericht Heunfels gehörigen Hochtal Villgraten bedrohte die Teilung der Zinsgüter, welche der Grundherrſchaft des Stiftes Innichen unterſtanden, bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s die Lebensfähigkeit der bäuerlichen Betriebe. Einer der grundherrlichen Beamten richtete an das Stift die dringende Mahnung, dem Drängen der Bauern nach Güterteilung Widerſtand zu leiſten und dahin zu wirken, daß Teilgüter wieder zuſammengelegt werden. Aus den Teilungen, führt er aus, erwachſen dem Stift als Grundherren „merklicher Nachtail", aber auch den „Pauleuten nur Verderben, Armuet und Unrue."[18]) Im 18. Jh. iſt in vielen Gemeinden des weſtlichen Tirol die Teilung bis zur Zerſplitterung des Beſitzes vorgeſchritten. Als Beiſpiel ſei hier das vordere Paznaun (Nebental des Stanzertales) angeführt. In der Gemeinde Kappl hatte die Zahl der Teilſtücke (Parzellen) von annähernd 2078 im Jahre 1628 — was an ſich ſchon einen hohen Stand der Zerteilung bedeutet — auf 5679 in der Zeit um 1780 ſich erhöht.[19]) Eine ähnliche Zunahme der Zerſplitterung zeigt das folgende Verzeichnis einiger Güter in dem Paznaun benachbarten Stanzertal:

---

[15]) Mandat im Urbar Landeck 1551. Arch. d. Tir. Landesreg. Abt. „Urbare".

[16]) Mandat Erzherzog Ferdinand II. vom 24. Juli 1571, angeführt bei J. Fiſcher, Tirols Getreidepolitik 1527—1601. Forſchungen zur inneren Geſchichte Oeſterreichs, hggb. v. A. Dopſch 13. (Innsbruck 1919), S. 87.

[17]) O. Stolz, Geſch. von Oſttirol im Grundriß (1925), S. 196.

[18]) Wopfner, Villgraten in Zeitſchr. d. Deutſchen u. Oeſterr. Alpenvereins 1931, S. 255.

[19]) J. Zangerle, Entwicklung der Siedung- und Beſitzverhätniſſe im Unterpaznaun. Tiroler Studien, Heft 3, Innsbruck 1934, S. 47 u. 50.

Bauerngüter, die der Grundherrſchaft des Kloſters	Inhaberzahl	
Stams unterſtehen[20]):	1694	1784
Pregenzerhof in Pians	10	13
Tiſſerhof in Pians	1	7
Krismer-, jetzt Willehof in Grins	17	18
Erhardshof in Grins	29	43
ein nicht näher bezeichnetes Baurecht zu Stanz .	2	5
ein „Lehen" zu Stanz	4	4
Lochhof (früher Caſteltat)	7	12

Nach der Zählung der landwirtſchaftlichen Betriebe von 1902[21]) erſcheinen als Gegenden ſtärkſter Zerſplitterung das Oberinntal, das tiroliſche Lechtal, der obere Vinſchgau (alle im Weſten Tirols), ſodann im Oſten Südtirols und in „Oſttirol" das Tal Gröden[22]), Enneberg[23]), Virgen[24]) und Defereggen[25]). Noch heute ſind die meiſten Grundbeſitzer in St. Jakob in Defereggen Kleinbauern mit 1—3 Stück Großvieh, nur etwa acht Güter ſind ſo groß, daß eine fünfköpfige Familie auf ihnen den Lebensunterhalt finden kann.[26])

Die zunehmende Übervölkerung ſteigerte, wie geſagt, den Landhunger und hatte unter anderm zur Folge, daß noch im 16. bis 18. Jahrhundert zahlreiche Rodungen vorgenommen wurden.[27]) Die Vergrößerung, welche die Bauerngüter dadurch erfuhren, reichte jedoch nicht aus, die Güterzerſplitterung und Entſtehung von Kleingütern aufzuhalten.

Zwiſchen den einzelnen Landſchaften iſt ein auffallend ſtarker Gegenſatz im Ausmaß der Güterteilung feſtzuſtellen. Bezirke ſtärkſter Beſitzerſplitterung und Bezirke, in welchen Bauerngüter von ausreichender Größe überwiegen, grenzen unmittelbar aneinander. Die Verſchiedenheit läßt ſich jedenfalls nicht aus einer einzigen Urſache erklären. Einen gewiſſen Einfluß auf das Ausmaß der Güterteilung hat zunächſt die Wirtſchaftsweiſe. In Tirol wie anderwärts zeigt ſich die Beſitzerſplitterung beſonders ſtark

---

[20]) Beſchreibung des Wolkenſteinſchen Amtes 1697 (Archiv des Kloſters Stams).

[21]) Vgl. Wopfner, Tiroliſche Volkskunde, Teil des vom D. u. Oe. Alpenverein herausgeg. Werkes „Tirol" (München 1934), S. 251.

[22]) Beda Weber, Land Tirol 13. 133.

[23]) Vgl. Wopfner, Volkskunde a. a. O. 252.

[24]) B. Weber, a. a. O. 3. 152.

[25]) B. Weber, a. a. O. 3. 159. — Vgl. ferner P. Paßler, in Oſttiroler Heimatblätter 1927, S. 91.

[26]) Für dieſe Angabe habe ich dem hw. Herrn Kooperator Dr. Unterkirchner zu danken.

[27]) Vgl. Wopfner, Volkskunde a. a. O. 214 f.

bei den Weingütern. Der Weinbau ſtellt die intenſivſte Form landwirtſchaftlichen Betriebes dar; er braucht viel Arbeit, wirft aber auch in guten Jahren einen großen Ertrag ab. Beim Weinbau kann auf verhältnismäßig kleiner Bodenfläche der Unterhalt für eine Familie gewonnen werden. So konnte in den Weinbaugebieten der Boden weitgehend zerteilt werden. Doch hat in Deutſch-Südtirol immerhin die Beſitzzerſplitterung in den Gebieten des Weinbaues nicht ſolchen Umfang angenommen wie anderwärts. In Deutſch-Südtirol war der Bauer nicht einſeitig auf den Weinbau eingeſtellt, ſondern er trieb zugleich einen nicht unerheblichen Ackerbau ſowie auch Viehzucht. Die Frage wäre ſodann, wie weit der Ackerbau die Güterteilung begünſtigte. Wenn der tiroliſche Nordoſten als Gebiet größerer Bauerngüter zum Weſten mit ſeinem Kleinbeſitz in ſtarkem Gegenſatz ſteht, ſo mag hier — wenigſtens zum Teil — die verſchiedene Art der Bewirtſchaftung hereinſpielen. Der niederſchlagsreiche Nordoſten iſt ein Gebiet überwiegender Viehzucht, der Weſten ein Gebiet verhältnismäßig ſtarken Getreidebaues. Der Getreidebau als Form intenſiverer Bodennutzung vermag auf kleiner Bodenfläche einen — wertmäßig — größeren Ertrag zu erzielen, ſo daß auf kleinerer Fläche mehr Menſchen leben können als in Landſchaften überwiegender Wieſen- und Weidewirtſchaft. Im unteren Paznaun zeigt ſich bereits 1628, daß das Ackerland die ſtärkſte Zerſplitterung erfahren hat. Nach dem Ackerland ſind es die ſogenannten Angermähder, welche am ſtärkſten zerteilt wurden[28]); die Angermähder, die den Siedlungen zunächſt gelegenen Wieſenflächen, wurden im Vergleich zu anderen, entfernter liegenden Wieſen, intenſiver bewirtſchaftet.

Im weſttiroliſchen Vinſchgau mit ſeiner ſtarken Beſonnung des auf Schuttkegeln und Hängen gelegenen Kulturlandes und ſeiner Armut an Niederſchlägen iſt die Bevorzugung des Ackerbaues klimatiſch begünſtigt und bildet hier die Vorausſetzung für die weit gediehene Güterteilung. In andern Landſchaften iſt jedoch der ſtarke Ackerbau nicht eine Vorausſetzung oder Urſache der Beſitzzerſplitterung ſondern deren Folge. Die zunehmende Verkleinerung der einzelnen Betriebe zwang zu intenſiverer Ausnützung in der Form des Ackerbaues.

Es läßt ſich aber auch feſtſtellen, daß dort, wo der Ackerbau ganz zurücktritt, gleichwohl die Güter ſtark zerteilt ſind. Im Lechtal, einer weſttiroliſchen Landſchaft, wird weit einſeitiger als im tiroliſchen Nordoſten Wieſenbau und Viehzucht betrieben; das Lechtal weiſt in dieſer Hinſicht dieſelben Verhältniſſe auf wie Allgäu und ein Großteil Vorarlbergs, zeigt aber doch wie dieſe Landſchaften eine übertriebene Güterteilung. Die

[28]) Zangerle, a. a. O. 47.

Bewirtſchaftungsart — Ackerbau oder Wieſenbau — ſteht alſo jedenfalls mit dem Ausmaß der Beſitzerſplitterung in keinem allgemein feſtſtellbaren, regelmäßigen Zuſammenhang.

Flur und Siedlungsform beeinfluſſen das Maß der Güterteilung nicht zwangsläufig, ſondern nur in dem Sinn, daß ſie nach der einen oder andern Richtung günſtige Bedingungen ſchaffen. In alten Dorfſiedlungen beſtand der Beſitz des einzelnen Bauern von Anfang an aus einer Mehrheit von Teilſtücken, die im Gemenge mit den Teilſtücken der übrigen Dorfbewohner lagen (Gewannflur). Da beſtehen von vorneherein zufolge der bereits gegebenen Auflöſung des Beſitzes in verſchiedene Teilſtücke günſtige Bedingungen für eine Aufteilung unter eine Mehrheit von Beſitzern. Alte Dorfſiedlungen ſind denn auch in der Tat bevorzugte Gebiete der Güterteilung. Andererſeits iſt die Siedlung im Einzelhof und die damit verbundene Einödflur der Erhaltung des Hofes als einer geſchloſſenen Einheit günſtig, doch läßt ſich keineswegs allgemein ein Zuſammentreffen von Einzelhofſiedlung und unzerteiltem Beſitz feſtſtellen. Das zeigt ſich unter anderm im vordern Paznaun, einem Gebiet ſtärkſter Beſitzzerſplitterung. Die Urſiedlung beſtand hier aus Einzelhöfen, die jedoch im Laufe der Zeit derart zerteilt wurden, daß an der Stelle des Urhofes ein Weiler mit einer größeren Anzahl ſelbſtändiger landwirtſchaftlicher Betriebe und einer großen Zahl von Teilſtücken entſtand. Immerhin trägt eine Anſiedlung in geſchloſſenen Höfen in höherem Maß die Fähigkeit in ſich, im Zuſammenhang mit andern Kräften, welche einer Teilung entgegenwirken, die Geſchloſſenheit des Beſitzes zu wahren.

Einen gewiſſen Einfluß auf das Ausmaß der Aufteilung konnte die Beſchaffenheit des Beſitzrechtes nehmen. Die meiſten Bauerngüter Tirols ſtanden bis 1848 im Obereigentum einer Grundherrſchaft. Ihr ſtand gegenüber ihren Erbpächtern (Erbbauleuten) das Recht zu, daß dieſe die Güter (Erbbaurechte) nur mit grundherrſchaftlicher Zuſtimmung teilen durften. Das war ſowohl in den Verleihungsurkunden (Baurechtsbriefen) als auch im Landesgeſetz, ſo in der Landesordnung von 1532 (5. Buch, 3. Titel), ausgeſprochen. Das Erbbaurecht war bis 1848 das in Deutſchtirol weit verbreitetſte bäuerliche Beſitzrecht. Man ſollte nun glauben, daß dort, wo dieſes Beſitzrecht mit ſeiner Teilungsbeſchränkung herrſchte, die Beſitzzerſplitterung weniger weit gediehen ſei als dort, wo der Bauer als Eigentümer frei über ſein Gut verfügen konnte. Gewiß iſt im vordern Paznaun, einem Tal, in welchem der bäuerliche Eigenbeſitz 65 vom Hundert der geſamten Kulturfläche umfaßte[29]), eine weitgehende Beſitzzerſplitterung feſtzuſtellen, aber andererſeits iſt in Gebieten, in welchen der bäuerliche Beſitz zum größten Teil einer Grundherrſchaft unterſtand, wie bei-

[29]) Zangerle, a. a. O. 34.

ſpielsweiſe im Enneberg oder in den Nebentälern des Iſeltales in Oſttirol, ebenfalls die Güterteilung bis zur Beſitzzerſplitterung gediehen. Die Grundherrſchaft vermochte dem Druck der landhungrigen Bauern gegenüber ihre Teilungsverbote gar nicht zur Geltung zu bringen; ſeit dem 16. Jh. lag es aber zumeiſt überhaupt nicht mehr in ihrer Abſicht, den Teilungen entgegenzutreten. Sie fand ſich mit den Teilungen, die ihre Bauleute vornahmen umſo leichter ab, als ſie ja von den Teilungen eine Vermehrung ihres Einkommens erwarten durfte. Die Güterteilungen führten zu vermehrten Abgaben an den Grundherren aus dem Titel der Beſitzänderung. Häufig verlangten die Grundherren für ihre Einwilligung in die Teilung eigene Teilzinſe. Der früher angeführte Regierungserlaß von 1571 macht denn auch den Grundherren den Vorwurf, daß ſie aus Eigennutz in die Güterteilung willigen. Der Landesfürſt als größter Grundherr im Lande bewies in dieſer Frage allerdings mehr Weitblick als die privaten Grundherren, die vor allem die Erhöhung ihres Einkommens anſtrebten. Kaiſer Maximilian I. gab als tiroliſcher Landesfürſt ſeinen Amtleuten den Auftrag, nicht zu geſtatten, „das die Hof und Gueter getailt werden . . . . , damit die Gueter die Zins deſtpas ertragen.“[30])

Allgemeine wirtſchaftliche und ſozialpolitiſche Geſichtspunkte vertrat das Tiroler Landesgeſetz, die Landesordnung von 1532 (Buch 5, Tit. 3), wenn ſie eine Teilung grundherrlicher Güter nur dann für erlaubt erklärte, wenn ein „Hof oder gut ſo anſechlich wäre, daß der Pawmann ſeiner Kinder mer dann ains darauf ſetzen oder verheyraten möcht.“

Aber ſo ſtark war das Drängen der Bauern nach Teilung, daß auch die landesfürſtliche Regierung in der Teilungsfrage ihren Standpunkt nicht allgemein zur Geltung bringen konnte. Die landesfürſtliche Verurteilung der Güterteilung blieb in der Hauptſache auf dem Papier, einen weſentlichen Einfluß auf die Geſtaltung der Dinge hat ſie nicht gewonnen. Die Erkenntnis der Nachteile, welche die Beſitzzerſplitterung Bauern wie Grundherren bringen mußte, blieb allerdings nicht auf die Kreiſe der Regierung beſchränkt.

Auch einzelne private Grundherren ſuchten der Güterteilung entgegenzutreten. Das Damenſtift zu Hall (Unterinntal) wies ſeine Beamten 1653 an, die Teilung der Höfe ſtreng hintanzuhalten; wenn aus beſonderen Gründen die Erlaubnis zu Teilungen gegeben werde, ſo ſoll ſie doch nur auf beſtimmte Zeit erteilt werden. Die Stiftsleitung vertritt die Anſicht, daß durch die Teilungen nur die „Armuetei merklich gemert“ werde.[31])

---

[30]) Konzept im Archiv der Tir. Landesregierung in Innsbruck, Abt. Maximiliancea VII 18.

[31]) Graß, Das königliche Stift in Hall (handſchriftl. Innsbrucker Diſſertation) S. 160.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jh.s ſuchte die Geſetzgebung ganz allgemein, ohne zwiſchen bäuerlichen Eigengütern und grundherrlichen Gütern zu unterſcheiden, die Güterteilung zu beſchränken[32]), um einen leiſtungsfähigen Bauernſtand zu erhalten. Sie hatte aber in den Gebieten, in denen ſeit alters die Güterteilung gebräuchlich war, anſcheinend keinen Erfolg. Nur dort, wo der im Volk geltende Erbrechtsbrauch der Erhaltung geſchloſſener Güter entgegenkam, vermochten ſolche Geſetze eine durchgreifende Wirkung zu erzielen.

Wie weit iſt nun die im Volk lebende Erbſitte mit beſtimmter Volks- oder Stammeseigenart in Zuſammenhang zu bringen? Art und Maß ſolcher Einwirkung völkiſcher Eigenart verläßlich zu erfaſſen und zu umſchreiben, iſt ſchwierig. Die Verbreitung der Teilungsſitte einerſeits, des Anerbenrechtes andererſeits über verſchiedene Landſchaften kann da einen Hinweis geben. Im Weſten Tirols, in jenen Gebieten, die durch die Straße über Reſchen-Scheidegg und Fernpaß in lebhafter Verbindung mit dem ſchwäbiſch-alemanniſchen Gebiet Süddeutſchlands ſtanden und ohne Zweifel eine ſtarke alemanniſche Durchſiedlung erfahren hatten, iſt die Aufteilung des Beſitzes unter die Erben des Beſitzers alter Brauch. Der Weſten Tirols iſt zugleich ein Gebiet, in welchem die romaniſierte Urbevölkerung Tirols verhältnismäßig länger neben den Baiern und Alemannen ſich behauptete und Recht und Sonderart beſſer zu wahren vermochte. Auch ſie neigt zur Güterteilung, die ja bei den Rätoromanen der Schweiz noch heute feſtzuſtellen iſt. Beim Baiern iſt ſeit alters eine gewiſſe Neigung zur Siedlung im geſchloſſenen Einzelhof feſtzuſtellen, die immerhin der Aufteilung weniger entgegenkommt als die Dorfſiedlung mit Gewannflur. In der Tat iſt in Landſchaften älteſter bayeriſcher Siedlung wie im Unterinntal und in ſeinen Nebentälern heute das Anerbenrecht herrſchend. Doch iſt für ältere Zeiten auch hier die Güterteilung nachweisbar. Güterteilungen in der Wildſchönau wurden bereits oben erwähnt.[33]) Im Gericht Zell im inneren Zillertal erſcheint 1590 die Ainedtſchwaige in ſechs Teile geteilt und werden $1^1/_2$ Viertel eines anderen Hofes als Zubehör eines Bauerngutes erwähnt. In Lanersbach (Vordertux) erſcheinen als Beſtandteile eines Bauerngutes eine halbe Schwaige, zwei Sechſtel einer Schwaige, weiters ein Sechſtel und ein Achtel anderer Schwaighöfe.[34]) Am Weerberg (Unterinntal) iſt ein Schwaighof im 17. Jh. bereits in

[32]) Geſetze von 1770 und 1795 bei J. G. v. Wörz, Geſetze und Verordnungen in Bezug auf die Kultur des Bodens in der Provinz Tirol und Vorarlberg. II. Teil (1835), S. 37 ff. — Vgl. ferner Wopfner, Volkskunde, a. a. O. 250 f.

[33]) S. 204. Vgl. auch die Angaben über die Teilung des Schwaighofes Schönau in der Wildſchönau. Tiroler Heimatblätter 1926, S. 148.

[34]) Nach den Inventaren des Gerichtes Zell von 1590. Landesregierungsarchiv Innsbruck, Abt. Verfachbücher.

Viertel aufgeteilt.[35]) In Kundl, einer alten unterinntaliſchen Dorfſiedlung mit Gewannflur hat die Teilung zur Entſtehung von Drittel- und Viertellehen geführt.[36])

Es iſt demnach in älterer Zeit auch im Unterinntal häufig zu Güterteilungen gekommen. Andererſeits läßt ſich allerdings im Unterinntal ſchon ſeit geraumer Zeit eine Bewegung beobachten, welche auf Zuſammenlegung von geteilten Gütern und Gutsſplittern hinzielt. In den Steuerbüchern (Kataſtern) des Gerichtes Kufſtein aus den Jahren 1675 und 1750[37]) werden zwar halbe — und vereinzelt ſelbſt Drittelgüter erwähnt, nach den Ausweiſen der beiden Steuerbücher ſowie der Getreidebeſchreibung von 1615[38]) hat jedoch die Teilung in der Zeit des 17. und 18. Jh.s nicht nur keine Fortſchritte gemacht, ſondern nach dem Steuerbuch von 1750 iſt eine Anzahl von früher ſelbſtändigen Gütern zu Zugütern geworden und hat ſo zur Vergrößerung der Güter, denen die Zugüter angefügt wurden, beigetragen. Die Vergrößerung beſtehender Güter durch Zugüter iſt ſchon alt und fand wohl im ganzen Lande ſtatt. Gegen die Umwandlung bisher ſelbſtändiger Güter in Zugüter wandte ſich bereits die Landesordnung von 1532 (im 5. Buch, Titel 2), weil der Geſetzgeber mit Recht eine Verödung des Landes als Folge einer allgemeinen und wahlloſen Vermehrung der Zugüter befürchtete. Es dürfte aber hier im Unterinntal als einer Gegend mit ſtarker Viehzucht das Aufkaufen bisher ſelbſtändiger Güter zur Vergrößerung anderer beſonders häufig vorgekommen ſein. In Zeiten hoher Viehpreiſe lag eine Vergrößerung der beſtehenden Betriebe nahe. Die Bevölkerung nahm im 16. Jh. raſch zu, namentlich in den Bergwerksgebieten hatte ſich eine größere Menge von Verbrauchern angeſammelt. Den Fleiſchbedarf der vermehrten Volksmenge vermochte die inländiſche Viehzucht nicht mehr vollauf zu decken, ſo daß auswärtiges, z. B. ungariſches Vieh, eingeführt werden mußte.[39])

---

[35]) Ueber dieſe und andere Güterteilungen in Weer und Weerberg vgl. A. Gaisböck, Beiträge zur Wirtſchafts- und Siedlungsgeſchichte des Unterinntals. „Tiroler Heimat", Neue Folge 6. 1933, S. 109 ff.

[36]) Tiroliſche Weistümer 2. B. (Weistum von 1730), S. 363, Z. 40 f. Vgl. auch Juffinger, Kundl. Geſch. eines Dorfes. 1902, S. 226.

[37]) Landesreg.-Arch. Abt. Kataſter 5/1 und 5/3.

[38]) Ueber dieſe vgl. Anm. 2 zu Tabelle 1.

[39]) Ueber den hohen Fleiſchbedarf und die Vieheinfuhr von auswärts vergl. Wopfner, Die Lage Tirols zu Ausgang des Mittelalters. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geſch. 4. Heft, Berlin 1908, S. 27. — H. Braun, Beiträge zur Geſch. Bozens. Schlern Schriften 33. (1936), S. 115. — J. C. Hauckh, Leitfaden zu dem Kenntniſſe der gefürſteten Grafſch. Tyrol (Innsbruck 1793) hebt auch für ſeine Zeit den hohen Preis von Fleiſch, Butter und Schmalz in Tirol hervor (S. 67). Ueber auswärtige Vieheinfuhr nach Tirol im 15. u. 16. Jahrh. vgl. ferner F. Plaſeller, Die tirol. Innſchiffahrt. „Tiroler Heimat", 9./10. B., 1936/37, S. 84 ff.

Wenn ſolche Einfuhr aus weiter Ferne bei den damaligen Verkehrsverhältniſſen ſich lohnen ſollte, mußten die Viehpreiſe jedenfalls ſo hoh ſein, daß für den inländiſchen Viehzüchter gute Gewinnausſichten beſtanden. Daß auch noch im 19. Jh. dieſes Streben nach Vergrößerung der Bauerngüter fortbeſtand, bezeugt Beda Weber (Land Tirol I. 1837, S. 446). „Der Güterumfang, das Geſinde einzelner Beſitzer, vergrößert ſich fortwährend, ein Wachſen und Auseinandergehen des Wirtſchaftsbetriebes wird überall ſichtbar, abhold aller Zerſtückelung der Gründe, aller Zerſplitterung der häuslichen Kraft und Stärke.“ Die Siedlung im Einzelhof mag im Zuſammenwirken mit der Einſtellung des Unterinntales auf Viehzucht der Erhaltung der beſtehenden Gütergröße förderlich geweſen ſein. Unter ſolchen Verhältniſſen vermochten ſich grundherrliche und geſetzliche Verbote der Güterteilung leichter durchzuſetzen. Schließlich iſt es immerhin möglich, daß auch alte Rechtsanſchauungen von der Bedeutung des Familiengutes der hemmungsloſen Güterteilung entgegenwirkten, wenn ſie auch nicht ſtark genug waren, ſie unbedingt zu verhindern.

Der Stillſtand, ja Rückgang der Güterteilung, wie er in einem Teil der tiroliſchen Landſchaften während der letzten Jahrhunderte zu beobachten iſt, war mit einer geringeren Zunahme der in der Landwirtſchaft tätigen Menſchen verbunden. Im Gericht Kufſtein, für das uns Angaben über ſeine Bewohnerzahl aus dem Jahre 1615 zu Gebote ſtehen (ſ. unten S. 225) iſt die Bevölkerung ſeit dem 17. Jahrhundert in weit geringerem Maße angewachſen als in Landſchaften mit ſtarker Güterteilung. Jüngere Geſchwiſter blieben unverehelicht auf dem Gute des Bruders und leiſteten dort Arbeit gegen eine Entſchädigung, die hinter dem ortsüblichen Arbeitslohn zurückblieb.[40]) Eine andere Auswirkung des Stillſtandes der Güterteilung zeigt ſich gelegentlich in der zunehmenden Zahl unehelicher Kinder. „Wo das Erbe ungeteilt — meiſt auf den älteſten Sohn — übergeht, da ſind die Heiratsausſichten für die nachgeborenen Kinder gering, da kann — muß aber nicht — die Unehelichen-Quote groß ſein.“[41]) Zählungen von 1811/12 bringen den Anteil der unehelichen Geburten an der Geſamtzahl der Geburten.[42]) In den folgenden Gerichten, in welchen die Güterteilung allgemein verbreitet iſt, erſcheint 1811/12 ein ſehr geringer Hundertſatz der unehelichen Geburten ausgewieſen: Naudersberg 0.6, Imſt 2, Landeck 2.2, Glurns 2.5, Laudeck-Ried 2.7. In der Kuratie Außer-Vill-

---

[40]) Vgl. Wopfner in Veröffentlichungen des Ferdinandeums 12. (1932), S. 22.

[41]) A. Günther, Südbayern und Weſtöſterreich. Eine bevölkerungs- und ſozialſtatiſtiſche Darſtellung. Schriften des Inſtituts für Sozialforſchung in den Alpenländern an der Univerſität Innsbruck, hggb. v. K. Lamp, 10. Folge, Innsbruck 1933, S. 101.

[42]) Günther a. a. O. 103.

graten, einem Gebiet der Güterteilung waren nach Ausweis der Taufbücheer von 4716 Kindern, die von 1680—1824 getauft wurden, nur 62 (1.3%) unehelich. In den Gegenden des Anerbenrechtes, in den Gerichten Kufstein und Rattenberg steigt der Hundertsatz der unehelichen Geburten gewaltig an: Kufstein 10.4, Rattenberg 7.2 (1811/12). Andererseits darf nicht übersehen werden, daß im Bezirk Bruneck, in welchem das Anerbenrecht stark verbreitet ist, der Hundertsatz 1811/12 nur 0.8 beträgt, während er im Sarntal, einem Gebiet der Einzelhofsiedlung und geringer Neigung zur Güterteilung, auf 7 ansteigt. Es müssen also außer dem Anerbenrecht auch andere Ursachen auf die Gestaltung der Unehelichen-Zahl Einfluß nehmen. Auch hier wieder könnte man an Stammes- und Volkseigenart denken. Auch der Verkehrslage eines Gebietes kommt eine gewisse Bedeutung zu. Mit Recht weist Günther[43]) auf die Erscheinung, daß in abgeschlossenen Talschaften die Zahl der Unehelichen im allgemeinen niedriger ist. Natürlich wirkt auch die Abschließung eines Gebietes nicht unbedingt, wie der hohe Hundertsatz im Sarntal erkennen läßt.

3.

Mit der Güterteilung Hand in Hand ging eine Teilung der zu den Gütern gehörigen Häuser. Auch in dieser spiegelt sich die Bevölkerungszunahme und die ihr in vielen Gegenden folgende Uebervölkerung. Viele Bauernhäuser, in denen heute nur je eine Familie lebt, waren vor alters unter drei und mehr Familien aufgeteilt. Zu Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jh.s hat dieser Zustand in Westtirol vielfach seinen Höhepunkt erreicht. Ein Beobachter derselben schrieb 1806[43]): In manchen Tälern Tirols, besonders des Oberinntals und der wälschen Confinen (südlichster, von Italienern bewohnter Teil Alttirols) sind „die kleinsten Häuser zwischen zwei, drei und vier Familien verteilt, die in der ärmlichen Küche ihre Nahrung bereiten und zur Winterszeit in der nämlichen Stube in Bezirken, deren Grenzen mit Kohle bezeichnet sind, Tag und Nacht zubringen." Noch dreißig Jahre später konnte Staffler[44]) berichten: „Vergleicht man die Häuserzahl mit der Volksmenge, so ergibt es sich, daß jene beinahe um ein Drittel kleiner ist als die Familienzahl, und daß im Durchschnitt in einem Hause 7 Menschen wohnen. Wird dabei berücksichtigt, daß die meisten Wohnungen auf dem Lande sehr klein, nur eine Stube und 2 oder höchstens 3 Kammern und eine Küche enthalten, so läßt es sich kaum erklären, wie so viele Menschen auf dem Lande in so engen

---

[43]) Zeitschrift „Der Sammler" I. (Innsbruck 1806), S. 169.

[44]) Tirol und Vorarlberg, statistisch und topographisch, I. Teil (wir führen ihn später kurzweg als „allgemeinen Teil" an), S. 138.

Räumen Unterkunft finden. Es ist in der Tat auch nur mit der größten Beschränkung möglich; denn in mehreren Landesgegenden, besonders aber im Oberinntale, wo sich im Durchschnitte fast 8 Personen auf ein Haus berechnen, gibt es Häuser von 3 und auch 4 Familien bewohnt. In mancher Stube sieht man den jeder einzelnen Familie angehörigen Platz mit Farbstrichen auf den Fußboden gezeichnet." Amtliche Berichte von 1759 und 1764 schildern ähnliche Zustände in dem übervölkerten Defereggen (Osttirol): „Durch das vorhero allzu vielfältig gestattete Heiraten ist das Personale (d. die Bevölkerung) dermaßen unglaublich angewachsen, daß nunmehr in teils Häusern zwei oder drei Eheleut in einer Kammer beisammen ihre Liegestatt nehmen müssen und zu einer Absonderung keine Gelegenheit ausfindig zu machen ist.[45])

Auch in der Schweiz hatte die starke Zunahme der Bevölkerung zu so weitgehender Teilung der Bauernhäuser geführt. Im Gebiet von Zürich hatte die Bevölkerung allein in den Jahren 1773—1785 um 20 000 zugenommen. Die Hausteilung war hier sehr weit gediehen. Ein zeitgenössischer Beobachter traf auf Bauern, welche wehmütig wünschten, daß sie nur einmal in ihrem Leben dazu kommen möchten, mit ihren Kindern ein Winklein, so klein es auch wäre, allein bewohnen zu können, um ihren Pflichten als Väter und als Christen Genüge leisten zu können.[46])

Tabelle 1 läßt bereits für die Zeit 1627/28 die Stärke der Hausteilungen in Westtirol erkennen. Diese äußert sich einerseits in einer hohen Durchschnittszahl der Hausbewohner und ebenso in der Zahl der Familien, die im Durchschnitt auf ein Haus entfallen. Es sollen diese Durchschnittszahlen nach dem Vorbild Günther's[46]) als „Wohnhausdurchschnitt" und „Wohnhausdichte" bezeichnet werden. In größeren Städten sind die Werte für Wohnhausdurchschnitt und Wohnhausdichte am höchsten. In Innsbruck beliefen sie sich 1811/12 für ersteren auf 15.1, für letztere auf 3.95, stehen also hoch über dem Durchschnitt des ganzen Innkreises (des größten Teiles von Deutschtirol), in welchem die betreffenden Werte auf 7.10 bzw. 1.43 sich belaufen. In Kleinstädten mit einer zum Teil bäuerlichen Bevölkerung sind die Zahlen niedrig, in Brixen z. B. 7.2 und 1.30. In den größeren Städten sind es die Miethäuser mit einer Mehrzahl von Mietparteien, welche die Zahlen hinauftreiben. In Landbezirken ergeben sich dort, wo die Güterteilung nicht allgemein üblich ist, niedrigere Wohnhausdurchschnitte, da hier die Häuser nur einer einzigen bäuerlichen Familie als Wohnsitz dienen. Die Familiendichte ist unter diesen Umständen

---

[45]) O. Stolz, Osttirol 194.

[46]) G. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. 2. Bd. (Bern 1932), S. 98 Nr. 208.

[46]) A. a. O. 69.

gleich eins oder nur wenig darüber. Wo Güterteilungen ſtattfanden, kam es häufig auch zur Teilung der Häuſer; dementſprechend erhöhten ſich die Zahlen des Wohnhausdurchſchnittes und der Familiendichte.[47]) Es kommt wohl auch in Gegenden, denen die Güterteilung fremd iſt, vor, daß ein Bauer die Familie eines Taglöhners oder eines Gewerbetreibenden als Mieter aufnimmt, aber im allgemeinen gehört dies in rein landwirtſchaftlichen Bezirken doch zu den Ausnahmen und vermag daher die genannten Zahlen nicht weſentlich zu erhöhen.

Zeigt eine hohe Ziffer des Wohnhausdurchſchnittes eine ſtarke Zerteilung der Häuſer und der Güter ſowie eine größere Bevölkerungsdichte an, ſo darf umgekehrt aus einer niedrigen Ziffer nicht immer auf geringere Güterteilung und Bevölkerungsdichte geſchloſſen werden. Völkiſche Eigenart ſpielt da gelegentlich herein und verändert das Bild. So hatte im Lechtal die Zunahme der Bevölkerung zur Uebervölkerung geführt und die Lechtaler gezwungen als Arbeiter, Gewerbetreibende und Händler in großer Zahl im Ausland während eines Teiles des Jahres dem Erwerb nachzugehen. Die Übervölkerung hatte eine weitgehende Beſitzerſplitterung zur Folge. Gleichwohl iſt es nicht zu Hausteilungen in dem Maß, wie ſie ſonſt in Weſttirol zu beobachten ſind, gekommen; ja die Ziffer für den Hausdurchſchnitt iſt 1811/12 geradezu die niedrigſte in Tirol, ſoweit es damals unter Bayern ſtand. Dieſe merkwürdige Erſcheinung hängt mit einem ſtarken Sinn der Lechtaler für Wohnkultur zuſammen. J. A. Schöpf, ein guter Kenner weſttiroliſchen Volkstums ſchreibt über die Lechtaler ſowie ihre ſüdlichen Nachbarn, die „Ausferner“[48]): „Lieber möchten ſie Hunger leiden als mit ſimplem Gewande zur Kirche gehen und ein honnettes zierliches Haus geht ihnen über eine wohleingerichtete Bauernhütte.“ So mochte dem Lechtaler wohl auch nur ein eigenes Haus, das ausſchließlich von ſeiner Familie bewohnt wurde, als würdiger Familienſitz erſcheinen.

Aus den Wohnhausdurchſchnitten der Tabelle 2 ſowie den Günther'ſchen Tabellen[49]), die ſich auf den größten Teil Deutſchtirols beziehen und den Zählungen von 1837 und 1811/12 entſtammen, wird klar erſichtlich, wie ſehr die Hausteilungen in Weſttirol gegenüber dem tiroliſchen Oſten vorgeſchritten ſind. Eine Ausnahme bilden nur einige Gebiete im tiroliſchen Südoſten, im Puſtertal und in den Nebentälern des tiroliſchen

---

47) Vgl. Günther a. a. O. Tab. 6 u. 7. Die Tabellen beziehen ſich auf ganze Gerichte (nicht auf Gemeinden). Die niederſten Zahlen für Familiendichte weiſt der tiroliſche Nordoſten auf. Gericht Schwaz. 1.09, Gericht Kitzbichel 1.03; vgl. Günther a. a. O. Tab. 6 u. 7 von 1811/12.

48) Das einundneunzige Leben und Wirken des Frühmeſſers, vulgo Höflichkeitsprofeſſors Chriſtian Falkner, 2. Aufl. Salzburg 1856, S. 31.

49) A. a. O. 71 f. und Tab 6.

Drautales. Hier fallen die Gerichte Enneberg, Taufers und Windiſch-Matrei (heute Matrei in Oſttirol) durch ihre hohe Ziffer des Wohnhausdurchſchnittes auf. In Enneberg beträgt der Wohnhausdurchſchnitt z. B. 1811/12: 9, um dann 1837 auf 8.6 herabzuſinken.

Für einige Gemeinden Weſttirols iſt es möglich auch für ältere Zeiten Wohnhausdurchſchnitte aus einigermaßen verläßlichen Quellen zu errechnen (Tab. 1 und 2). Die wenigen Angaben aus dem Jahre 1427 erweiſen für die betreffenden Gemeinden Durchſchnittsziffern, die dem niedrigſten Wohnhausdurchſchnitt von 1811/12 — 5.3 für Gericht Reutte[50]) — teils gleichkommen, teils noch hinter ihm zurückbleiben (Tab. 1). 1754/55 iſt in dem alten Straßendorf Grins (Stanzertal) bereits ein Höhepunkt mit dem Wohnhausdurchſchnitt 10 erreicht. Die 1754/55 für Stanz ausgewieſene hohe Ziffer des Wohnhausdurchſchnittes — 9.3 — hängt damit zuſammen, daß damals die Talſiedlung von Landeck zu Stanz gezählt wurde; Landecks Bedeutung als Verkehrsſiedlung an der Straßengabelung Reſchen Scheidegg und Arlberg mag zur Zuſammenballung einer größeren Bewohnerzahl in den einzelnen Häuſern geführt haben; die rein landwirtſchaftliche Siedlung auf der Hochterraſſe von Stanz am Eingang des Stanzertales würde kaum zu einer ſo hohen Ziffer des Wohnhausdurchſchnittes gelangt ſein. Die ſpärlichen Angaben, die für die Entwicklung der Ziffern des Wohnhausdurchſchnittes für einzelne Gemeinden zur Verfügung ſtehen (Tab. 1), laſſen immerhin erkennen, wie mit der Bevölkerungsziffer die Hausteilungen und mit ihnen die Ziffern des Wohnhausdurchſchnittes zunehmen und im allgemeinen an der Wende vom 18. zum 19. Jh. ihren Höhepunkt erreichen. In einzelnen Gemeinden, ſo in dem bereits erwähnten Grins, erreicht der Wohnhausdurchſchnitt um das Jahr 1837 die Ziffer 11 (Tab. 1).

Ganz anders liegen die Dinge im Nordoſten Tirols, in den Gerichten Kufſtein, Kitzbühel und Rattenberg. Wie ſchon früher dargetan wurde, werden hier Güter- und Hausteilungen für die jüngere Zeit — etwa ſeit dem 17. Jh. — ſelten.

	Wohnhausdurchſchnitt		
	1792[51])	1811/12[52])	1837[52])
Kufſtein	6.4	6.6	6.5
Kitzbühel	—	6.6	6.3
Rattenberg	—	6.3	6.4

[50]) Günther, a. a. O. 71.

[51]) Amtliche Zählung, Landesregierungsarchiv Innsbruck, Abt. Peſtarchiv IX, 166.

[52]) Günther, a. a. O. 71.

Vergleicht man dieſe Ziffern mit jenen des Gerichtes Landeck im tiroliſchen Weſten, ſo wird ſofort der große Unterſchied im Ausmaß der Hausteilungen in den hohen Ziffern des Wohnhausdurchſchnittes erſichtlich, andererſeits wird hier (vgl. auch die Angaben der Tabelle 2 für andere Gerichte Weſttirols!) der Rückgang der Hausteilungen in der jüngſten Vergangenheit ſichtbar.

	Wohnhausdurchſchnitt				
Landeck	1754/55	1791	1811/12	1837	1923
	8.4	9.3	8.1	8.6	6.9

Wie der Wohnhausdurchſchnitt ſo läßt auch die Wohnhausdichte die Stärke der Hausteilungen erſehen. Leider iſt für die ältere Zeit die Anzahl der Familien, die ein Haus bewohnen, nur ausnahmsweiſe feſtzuſtellen.

Nur für einige Gemeinden im weſtlichen Tirol vermag Tabelle 1 Angaben für 1427 zu bringen. Die hohe Ziffer, die hier für Galtür ausgewieſen wird, ſtellt eine Ausnahme dar und weckt große Zweifel an der Richtigkeit der zu Grunde liegenden Quellenangaben. Vergleichen wir die niedrigen Ziffern der Wohnhausdichte von 1427 mit der durchſchnittlichen Wohnhausdichte, wie ſie für das ganze Gericht Landeck und Laudeck für 1811/12 berechnet wurde[53]), ſo wird neuerdings der große Fortſchritt der Hausteilungen im Verlauf der Jahrhunderte erkennbar. In den drei Gemeinden Grins, Stanzertal und Kappl des Gerichtes Landeck betrug 1427 die Wohnhausdichte im Durchſchnitt 1.18, in den Gemeinden Ladis, Serfaus, Fendels und Prutz im Gericht Laudeck betrug ſie im Durchſchnitt 1.15, während die entſprechenden Durchſchnittsziffern für die ganzen Gerichte Landeck und Laudeck 1811/12 auf 1.94, bzw. 1.93 ſich belaufen.[53]) Da die angeführten Gemeinden in Sachen der Hausteilung ſicher keine Ausnahmeſtellung einnehmen, iſt ein Vergleich der für die Gemeinden ermittelten Ziffern mit den Durchſchnittszahlen der Gerichte wohl ſtatthaft. Die Zahlen 1.15 und 1.18 für die Gemeinden laſſen erkennen, daß doch ſchon vor 1427 Hausteilungen, wenn auch noch im geringen Ausmaß, ſtattgefunden haben müſſen. Mit großer Sorgfalt hat mein Schüler Dr. Ignaz Zangerle an der Hand der Hausteilungen das Anwachſen der Bevölkerung zur Uebervölkerung in der Gemeinde Kappl (im untern Paznaun) für die Jahre 1628 bis 1775 dargelegt. Die Zahl der Wohnhäuſer hat ſich in dieſem Zeitraum von ungefähr 150 Jahren um 29%, jene der der Beſitzer aber um 162% erhöht.[54]) 43% aller Häuſer waren geteilt;

---

[53]) Günther, a. a. O. Tab. 6.

[54]) Zangerle, Entwicklung der Siedlungs- und Beſitzverhältniſſe im Unterpaznaun, a. a. O. 71.

ein Haus wies im Durchſchnitt 1.55 Beſitzer auf.[55]) Im kurzen Zeitraum von 1749/50 bis 1775 machte die Hausteilung in der Gemeinde See (Unterpaznaun) erhebliche Fortſchritte. Während 1749/50 auf ein Haus durchſchnittlich 1.3 Beſitzer entfielen, traf es 1775: 1.7 Beſitzer auf ein Haus.[56])

Allgemein iſt ein ſtarkes Anſteigen der Zahl für Wohnhausdurchſchnitte und Wohnhausdichte bis zur Mitte ja noch hinein in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts in Weſttirol zu beobachten. Die zweite Hälfte des 18. Jh.s bedeutet den Höhepunkt der Häuſer- und wohl auch der Güterteilungen. Vom Beginn des 19. Jh.s ſetzt ein Rückgang der Wohnhausdurchſchnitte ein.[57]) In einer nicht unbedeutenden Zahl von Gerichten iſt allerdings ſogar noch bis 1835 eine Erhöhung der Ziffern des Wohnhausdurchſchnittes zu erſehen. Im allgemeinen begann aber doch ſchon in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Löſung der mit der Uebervölkerung vieler Landbezirke zuſammenhängenden Spannung in dem Rückgang der Hausteilungen ſich kundzutun. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s beginnt dann eine Umkehrung der Verhältniſſe einzutreten; an die Stelle der Uebervölkerung tritt Bevölkerungsabnahme und Landflucht, an die Stelle der Hausteilungen Verödung vieler Häuſer auf jenen Gütern, die ihre wirtſchaftliche Selbſtändigkeit verloren haben und zu Zugütern herabſinken.

Die Hausteilungen ſind allerdings nicht bloß in der Güterteilung begründet ſondern ſtehen auch in Zuſammenhang mit der feindſeligen Stellung, welche Gemeinde und Staat (Land) gegen die Errichtung neuer Häuſer einnahmen. Die Gemeinde hegte Befürchtungen, daß die Inhaber neuer Häuſer als haushäbige Gemeindeinſaſſen Anteil an der Allmendnutzung dem Recht oder der Tat nach beanſpruchen würden. Sie ſuchte die Errichtung neuer Häuſer zu verhindern, um eine Vermehrung der Nutznießer der Allmende, d. h. des Gemeindewaldes und der Gemeindeweide abzuwehren. Sie wollte dieſe Nutzungsrechte, die als Realrechte mit einer genau feſtgelegten Zahl alter Häuſer verbunden waren, den Inhabern dieſer Häuſer gewahrt wiſſen und ſo die Zahl der Nutzungsanteile unverändert erhalten; ſie argwöhnte, daß die Inhaber der neuen Häuſer über kurz oder lang ähnliche Rechte wie die Beſitzer der alten beanſpruchen könnten. Aus ſolchen Gründen bedrohte beiſpielsweiſe die Gemeinde Naſſerein (St. Anton) im Stanzertal um die Mitte des 17. Jh.s das Errichten neuer Häuſer mit hoher Geldſtrafe und Abbruch des Neubaues.[58]) Die

---

[55]) A. a. O. 65.

[56]) A. a. O. 72.

[57]) Vgl. Günther, a. a. O. 71 f.

[58]) Tiroliſche Weistümer II. 254, Zeile 4. Vgl. ferner Tiroler Weistümer II. (Telfs 1631), S. 11, Z. 17; II. (Inzing 1616), 22, Z. 7.

landesfürſtliche Regierung ſchritt gegen den Bau neuer Häuſer ein, um eine Steigerung des Holzverbrauches zu verhindern; auch polizeiliche und bevölkerungspolitiſche Geſichtspunkte mögen Einfluß auf ihre Haltung genommen haben. So verbot die Waldordnung für das Ober- und Unterinntal von 1685 die Verleihung von Bauplätzen auf Gemeindegrund. Die Regierung ſehe ſich zu ſolchem Verbot veranlaßt, weil ihr zu Ohren gekommen ſei, daß ſich in ſolchen neu errichteten Häuſern zum Teil böſe, zum Teil „arme Leut, ſo den Unterthanen . . . in mehr Weg beſchwärlich" ſind, Wohnung nehmen. Auch würden in der Folge „die Wäld, Hölzer und Maiſſen (Holzſchläge) mehres verſchwendt" (d. h. durch Schwenden = Beſeitigen des Jungholzes zum Zweck der Gewinnung von Weide, geſchädigt). Da die Errichtung neuer Häuſer auf dieſe Weiſe erſchwert wurde, lag es nahe, der Wohnungsnot für den Bevölkerungszuwachs durch Teilung der beſtehenden Häuſer ſchlecht und recht abzuhelfen. Die Regierung — die beſtehenden Folgen der Uebervölkerung nur an ihren Symptomen bekämpfend — verbot in der vorhin erwähnten Waldordnung auch die Hausteilungen, freilich ohne Erfolg.

4.

Unmittelbare Angaben über die Bevölkerungsbewegung, vermittelt durch ſtaatliche Volkszählungen, ſetzen erſt unter der Kaiſerin Maria Thereſia ſeit 1754 ein.[59]) Leider beziehen ſich die veröffentlichten Ergebniſſe nur auf größere Einheiten bis herab zu den Gerichtsbezirken. Die Zahlen für die einzelnen Gemeinden ſtehen leider nur ausnahmsweiſe zu Gebote. Die Verwertung der Kirchenbücher, aus denen wir — freilich nur in mühſeliger Arbeit — verläßliche Angaben über die Volksbewegung in den Pfarreien entnehmen können — iſt für Tirol noch nicht durchgeführt.[60]) Immerhin ſtehen uns vereinzelt für die ältere Zeit Quellen zu Gebote, die unmittelbar ſtatiſtiſche Angaben für eine Ermittlung der Bevölkerungsziffer darbieten. Es ſind dies das Verzeichnis der Eigenleute des Tiroler Landesfürſten von 1427, das in einigen Gemeinden ſämtliche Bewohner einer Gemeinde aufzählt[61]) und die Beſchreibung der Getreide-

---

[59]) Vgl. hierüber und zum Folgenden A. Günther, a. a. O. 10 ff. und das hier angeführte Schrifttum. Vgl. ferner H. Schünemann, Oeſterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Thereſia. Veröffentlichungen des Inſtituts zur Erforſchg. des deutſchen Volkstums im Süden. 1. (Berlin, o .J.) 55 ff.

[60]) Ich bemühe mich, meine Schüler für ſolche Arbeiten, die für die Bevölkerungsgeſchichte von grundlegender Wichtigkeit ſind, zu gewinnen. Brauchbare methodiſche Winke gibt unter anderem J. Bredt, Volkskörperforſchung, Breslau 1930.

[61]) Ueber dieſe Quelle vgl. die Angaben der Anm. 1 zu Tabelle 1.

vorräte von 1615.[62]) Die Getreidebeſchreibung gibt die Zahl der Haushaltungen und der in ihnen lebenden Perſonen an. Dieſe Angaben wurden ſeitens der Regierung eingefordert, weil man nach dem Ergebnis dieſer Zählung und dem Ausweis über das vorrätige Getreide das Ausmaß des von den Bauern abzuliefernden Getreides feſtlegen wollte. Gewiß waren die einzelnen Haushaltungsvorſtände geneigt, die Anzahl der in ihren Haushalten lebenden Perſonen möglichſt hoch anzugeben; andererſeits darf aber doch den Angaben erhebliche Glaubwürdigkeit beigemeſſen werden, weil ja falſche Angaben unſchwer durch die Behörden feſtgeſtellt werden konnten. Wurden doch alle Angaben im Kreiſe der Gemeindegenoſſen bekannt, ſo daß falſche Angaben, etwa über die Zahl der im einzelnen Haushalt zu verſorgenden Perſonen den Behörden leicht zur Kenntnis kommen konnten. Da zudem alle Angaben unter Eid gemacht werden mußten, war eine bewußte Irreführung der Behörden doch eine recht gewagte Sache. Leider liegen heute nur mehr für einen Teil der Gerichte und Gemeinden die damals gemachten Angaben noch vor. Die Unterſchiede der Volksbewegung im Oſten und Weſten Tirols ſowie die Verſchiedenartigkeit der einſchlägigen Verhältniſſe in den einzelnen Gemeinden und Talſchaften werden trotz der Unvollſtändigkeit unſerer Quelle erſichtlich.

In Tabelle 1 werden nach dieſen beiden Quellen und auf Grund der ſeit der Mitte des 18. Jh.s einſetzenden Volkszählungen Angaben über die Bewohnerzahlen einzelner Gemeinden gebracht; ſie beziehen ſich auf Weſttirol und zwar auf das oberſte Inntal, auf Paznaun und das Stanzertal ſowie auf Kaiſers, das jenſeits des Kammes der Lechtaler Alpen in einem Nebental des Lechs liegt, aber vor alters zur Großgemeinde Stanzertal gehörte. Die Tabelle läßt erſehen, daß die ſtärkſte Bevölkerungszunahme in den Gemeinden Grins im Stanzertal und in den Gemeinden Ladis, Serfaus, Fendels und Prutz im oberſten tiroliſchen Inntal in der Zeit von 1427 bis 1615 ſich vollzieht. Es handelt ſich hier um alte, ihrer Entſtehung nach in die vordeutſche Zeit zurückreichende Gemeinden auf den von der älteſten Siedlung bevorzugten Hochflächen und Schuttkegeln. In den einzelnen Gemeinden hat ſich in dieſem Zeitabſchnitt die Bevölkerung verdoppelt bis verdreifacht. In den fünf Gemeinden iſt die Bevölkerung von 1427 bis 1615 von insgeſamt 778 Bewohnern auf 2092 angewachſen (168%), in der Zeit von 1615 bis 1837 von 2092 Bewohnern auf 2962 (41.6%), um dann von 1837 bis 1900 von 2962 auf 2169 (26.1%) herabzuſinken. Für den ganzen Zeitraum von 1427 bis 1900 iſt eine Zunahme von 1391 Bewohnern (179%) feſtzuſtellen. Für die Zeit von 1427 bis

---

[62]) Vgl. Anm. 2 zu Tabelle 1, ferner S. Sterner—Rainer, in „Tiroler Heimat", 9./10. Bd., 1936/37, S. 19 f.

1837, alſo für die Zeit eines im Weſen ununterbrochenen Anwachſens — von 778 auf 2962 — beträgt die Zunahme 2184 oder 280.7%.

In der Gemeinde Stanzertal oder Naſſerein ſowie — im vordern Paznaun — in der Gemeinde Kappl vollzieht ſich der ſtarke Anſtieg der Volkszahl erſt in der jüngeren Zeit, d. h. nach 1615. Von 1427 bis 1615 vermehrte ſich die Bevölkerung in beiden Gemeinden von 910 auf 1211 Bewohner, alſo nur um 33 %, im Zeitraum von 1615 bis 1754 hingegen von 1211 auf 2584, alſo um 113%. In den 80 Jahren von 1754/55 bis 1837 erfolgte nur mehr eine Zunahme von 16%. Für den Zeitraum 1615 bis 1900 iſt die Bevölkerung von 1211 auf 2493, das iſt um 106% gewachſen, für den ganzen Zeitraum 1427 bis 1900 iſt eine Zunahme von 190% erweislich. In der Gemeinde Kappl hat die Bevölkerung von 1427 bis 1615 um 49% (?), von 1615—1837 um 177% (?) zugenommen. In der Gemeinde Stanzertal iſt die Volkszahl 1427 bis 1615 um 19%, von 1615 bis 1900 um 104%, im ganzen Zeitraum 1427 bis 1900 um 144% angewachſen. Für die Gemeinde See (Unterpaznaun) konnte Zangerle[63]) für die Zeit von 1615 bis herab in die erſte Hälfte des 19. Jh.s eine Zunahme von ungefähr 100% feſtſtellen. Die Bevölkerung des ganzen Gerichtes Landeck nimmt für die Zeit von 1811/12 bis 1837 von 12846 auf 13845 zu, in einzelnen Landgemeinden ſetzt aber der Rückgang der Volkszahl bereits vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ein.[64]) Im weiteren Verlauf ſind es gerade die einſtens übervölkerten Gebiete, welche in der Zeit nach 1837 den ſtärkſten Rückgang der Bevölkerung zu verzeichnen haben. Im tiroliſchen Lechtal ſowie im Oberinntal, einem Gebiet, das ſchon im 16. Jh. Spuren einer relativen Uebervölkerung aufweiſt, haben in der Zeit von 1837 bis 1923 nicht weniger als 90 von insgeſamt 102 Gemeinden einen Rückgang ihrer Volkszahl erlitten.[65])

Die alten Siedlungen hatten bereits in der Zeit vor dem 17. Jh. den ihnen zu Gebote ſtehenden Raum ſtark ausgebaut, ſo daß eine Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung bei gleich bleibender Technik der Landwirtſchaft nur ſchwer erfolgen konnte. Dementſprechend vollzieht ſich das ſtarke Anwachſen der Volkszahl hier in der Zeit vor dem 17. Jh. Anders geſtaltet ſich die Bevölkerungszunahme im Bereich der jüngeren Siedlung. Hier iſt der verfügbare Raum erſt in der Zeit nach 1600 voll ausgenützt worden; das ſtarke Anwachſen der Bevölkerung ſpielt ſich dementſprechend

---

[63]) A. a. O. 58.

[64]) Vgl. Zangerle, a. a. O. 59.

[65]) Vgl. F. Ulmer, Höhenflucht, eine ſtatiſt. Unterſuchung der Gebirgsentſiedlung Deutſchtirols. Schlern Schriften 27. (1935), S. 90 f. Ueber den Siedlungsrückgang und ſeine Urſachen vgl. auch H. Wopfner, Der Rückgang bäuerlicher Siedlungen in den Alpenländern. Innsbruck 1917.

in der Zeit nach 1600 ab. Vergleichen wir die Angaben über die Gemeinden im Stanzertal, Paznaun und oberſten tiroliſchen Inntal mit denen, die uns über das Unterengadin (Graubünden) zur Verfügung ſtehen, eine Landſchaft, die in Volkstum, Kultur und äußeren Lebensbedingungen weitgehende Aehnlichkeit mit dem oberſten tiroliſchen Inntal aufweiſt, ſo weiſt hier die Entwicklung der Volkszunahme ähnliche Züge auf wie jene der jüngeren Siedlungen im tiroliſchen Weſten. Die Bevölkerung wächſt 1427 bis 1615 nur mäßig, um ein Drittel bis ein Viertel, während ſie in der Zeit vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis 1900 um annähernd das $2^1/_2$fache zunimmt.

	Volkszahl[66])		
	1427	Anf. 17. Jahrh.	1900
Unterengadin	1800—2000	2500	6275

Im Engadin handelt es ſich um ein Gebiet alter Siedlung wie im oberſten tiroliſchen Inntal. Allerdings hat die Siedlung hier durch ſtarke Rodetätigkeit in der Zeit des ausgehenden 15. und des 16. Jh.s noch eine erhebliche Ausdehnung erfahren.[67]) Wenn hier die ſtärkſte Zunahme der Bevölkerung in das 17. bis 19. Jh. fällt, ſo mag — abgeſehen von der eifrigen Rodung — das Anwachſen der Bevölkerung auch aus einer Zunahme der vom Verkehr lebenden Perſonen ſich herleiten. Immerhin bleibt auch dann noch die Tatſache beſtehen, daß vom 15. bis zum 17. Jh. die Bewohnerzahl nicht ſtärker anwächſt als in jenen tiroliſchen Gemeinden, die der jüngeren Siedlung zuzuweiſen ſind.

Ein Gebiet jüngerer Siedlung ſtellen die Hochtäler im Norden und Süden des Brenner dar, über welche Tabelle 3 einigen Aufſchluß gibt. Sie kann zwar keine Angaben über die Volkszahl für die Zeit vor 1600 bringen, aber das Anwachſen der Bevölkerung in der Zeit von 1615 bis zur Mitte des 19. Jh.s auf das Doppelte, ja $2^1/_2$fache legt den Schluß nahe, daß die Zeit vom Beginn des 17. Jh.s bis zum Beginn des 19. Jh.s das ſtärkſte Wachstum der Bevölkerung ſah. Auch hier ſetzt der Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung bereits vor der Mitte des 19. Jh.s ein.

Eine Mittelſtellung zwiſchen den Gemeinden älteſter Siedlung und den Gemeinden junger Siedlung nehmen einige Gemeinden im mitttleren Inntal (öſtl. Innsbruck) ein, deren einſchlägige Verhältniſſe Tabelle 4 darzulegen verſucht. Die fünf Gemeinden Rum, Mils, Baumkirchen, Fritzens, Terfens liegen auf einem Boden alter Beſiedlung, wie vorgeſchichtliche Funde erweiſen, doch mag der Ausbau in der Hauptſache erſt

66) Nach G. Stolz, Beiträge zur Geſch. des Unterengadins. 53. Jahresbericht der hiſtor. antiquar. Geſellſchaft von Graubünden. Jg. 1923, S. 61.

67) Stolz, a. a. O. 109—113.

im Verlauf des Mittelalters durchgeführt worden ſein. In Gnadenwald, auf einer ſonnſeitigen Terraſſe des Inntales gelegen, wird bereits im 11. Jh. ein Bauerngut genannt.[68]) Die durchſchnittliche Zunahme der Bevölkerung dieſer ſechs Gemeinden für die Zeit von 1615 bis 1900 beträgt 71% der für 1615 errechneten Zahl.

Von beſonderer Art iſt die Volksbewegung in einem Tal des ſüdlichen Tirol, in Villgraten (heute zum Verwaltungsbezirk Oſttirol gehörig). Villgraten iſt ein Gebiet jüngerer mittelalterlicher Siedlung, der größte Teil des inneren Tales (Gemeinde Inner-Villgraten) ward erſt ſeit der Mitte des 12. Jh.s beſiedelt.[69]) Eine bereits im 16. Jh. ſehr weit getriebene Zerſplitterung der Güter ermöglichte eine ſtarke Verdichtung der Bevölkerung in dieſem Tale, ſo daß die Volkszahl im Jahre 1615 bereits auf 1908 Perſonen in den beiden Gemeinden Außer- und Inner-Villgraten angewachſen war und damit damals ſchon einen höheren Stand als um die Mitte des 19. Jh.s erreicht hatte (1837: 1827 Einw., 1900: 1470 Einw.).

Im Nordoſten Tirols, im Bereich des Anerbenrechtes und überwiegender Einzelhofſiedlung iſt im Vergleich zum Weſten und zum mittleren Inntal die Volkszunahme in der Zeit von 1615 bis 1837 außerordentlich gering: 12%. Man geht kaum fehl, wenn man die Verhältniſſe

	Bewohnerzahl			
	1615	1792[70])	1811/12[71])	1837
Landgericht Kufſtein	11969	12756	14669	13438

im Gericht Kufſtein als typiſch auch für die Zuſtände im benachbarten Gericht Kitzbühel und teilweiſe auch im Gericht Rattenberg anſieht. Wie ſchon oben bemerkt wurde, iſt in dieſem Teil Tirols die Güterteilung bereits in der Zeit um 1600 zu einem gewiſſen Stillſtand gekommen, Hausteilungen gehören hier zu den Ausnahmen. Das ſich durchſetzende Anerbenrecht iſt jedenfalls eine der Urſachen für die geringe Zunahme der Bevölkerung. Es wirkt der Güterteilung entgegen und erſchwert damit das Anwachſen der Landbevölkerung. Es fehlt aber auch hier im Nordoſten nicht an Landſchaften, die eine relative Uebervölkerung aufzeigen. Dazu gehört das Zillertal. Einzelne Beiſpiele ſtarker Güterteilung im innern Tal wurden bereits angeführt. Auf ſolche Uebervölkerung weiſt Beda

[68]) Acta Tirolenſia 1. Nr. 393 und 400.

[69]) Vgl. Wopfner, Siedlungsgeſchichte. Teil von „Das Villgrater Gebirge", im „Bericht des akademiſchen alpinen Vereins", 1928—30, S. 28 ff.

[70]) Archiv der Tir. Landesreg. Innsbruck, Abt. Peſtarchiv IX 166 (ſtaatliche Volkszählung).

[71]) Günther, a. a. O. Tab. 2.

Weber[72]) im Jahre 1838 hin. Er berichtet von mannigfacher Betätigung der bäuerlichen Bevölkerung, auch ſolcher hausinduſtrieller Natur. „Da das alles nicht hinreicht, die eingeborne Bevölkerung zu ernähren, ſo verlegen ſich viele Zillertaler auf den Kleinhauſierhandel und durchwandern oft als ſogenannte einfältige Tiroler die Gegenden des deutſchen Reiches.“

Zuſammenfaſſend ſoll über die Zunahme der Landbevölkerung Folgendes feſtgeſtellt werden: Der Anfang des 19. Jh.s und wohl auch noch die Zeit bis 1837 ſtellen einen Höhepunkt im Anwachſen der Landbevölkerung dar. Bei all den neun Gemeinden, für welche Tabelle 1 Angaben über die Volkszahl im Jahre 1427 bringt, iſt dieſe 1837 $3^1/_2$ mal ſo hoch wie 1427.[73]) In drei Nebentälern des nördlichen Wiptales hat die Zahl der Bewohner von 1615 bis 1837 auf das $2^1/_4$fache ſich erhöht. Im mittleren Inntal ſchwankt die Zunahme in den einzelnen Gemeinden der Tabelle 4 zwiſchen $^1/_4$ und der Verdoppelung der Zahl von 1615.

In der Teilung der Güter und Häuſer in Weſttirol, zum Teil auch in Deutſch-Südtirol und Südoſttirol erkennen wir Begleiterſcheinungen der Uebervölkerung. Teilung und Uebervölkerung bedingen ſich wechſelſeitig. Mannigfach ſind nun die ſonſtigen Auswirkungen der Uebervölkerung, wie ſie im tiroliſchen Volkstum zutage traten. Eine der Folgen des Anwachſens der landwirtſchaftlich tätigen Menſchen war die Verbilligung der Arbeitskräfte, derer die Landwirtſchaft bedurfte. So war es möglich, viel Arbeit auf die Bearbeitung von Grund und Boden zu wenden, d. h. ihn intenſiv zu bewirtſchaften. Zu Ausgang des 18. Jh.s wird der außerordentliche Fleiß der Tiroler Bauern bei der Bebauung ihres Bodens wiederholt von auswärtigen Beobachtern beſtaunt. Mit dem Streben nach möglichſter Ausnützung des verfügbaren Bodens und der großen Zahl billiger Arbeitskräfte, die verfügbar waren, hängt auch eine — im Verhältnis zu heute — größere Ausdehnung des Ackerbaues im Verhältnis zum Futterbau zuſammen. Der Landhunger in den dicht bevölkerten Gebieten war ſo groß, daß man auch im 16. bis 18. Jh. die Vermehrung des Kulturlandes durch Rodung eifrig fortſetzte. In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s hat die Regierung ſelbſt mit größtem, zuweilen allzugroßem Eifer den Ausbau des Landes gefördert. Die Fülle billiger Arbeitskräfte erleichterte ſolche Vermehrung des Kulturlandes. Aber trotz der Gewinnung neuen Kulturlandes und ſeiner Verwendung zur Vergrößerung der beſtehenden landwirtſchaftlichen Betriebe vermochten dieſe ihren Inhabern nicht das Nötige zum Unterhalt zu gewähren. So waren die Inſaſſen der übervölkerten Gebiete gezwungen, einen Zuſatz-Verdienſt anzuſtreben. Zeitweiſe Abwan-

[72]) Land Tirol III. S. 537 f.

[73]) Für das Unterengadin ſtellt Stolz a. a. O. 61 feſt, daß die Volkszahl im Jahre 1900 das Dreifache, der Zahl von 1427 beträgt.

derung in Nachbarländer, namentlich in die angrenzenden ſüddeutſchen Landſchaften, aber auch in entfernte und fremdvölkiſche, franzöſiſche, italieniſche, ſlawiſche Gebiete führte den kräftigſten Teil der männlichen Bevölkerung während des Sommerhalbjahres aus der Heimat fort. Als Holzknechte, Zimmerleute, Maurer, Stuckarbeiter, Bergarbeiter, Wanderhändler ſuchten viele im Ausland Verdienſt. Selbſt Knaben im Alter von 10 bis 15 Jahren verdingten ſich während der guten Jahreszeit als Hirten („Hütkinder") ins ſchwäbiſche Süddeutſchland. Die Zurückgebliebenen, ältere Männer, Frauen und Kinder, beſorgten daheim die landwirtſchaftliche Arbeit. Durch hausinduſtrielle Betätigung ſuchte ein anderer Teil der Bevölkerung das hinzuzuerwerben, was die ſchmalen Güter für den Lebensunterhalt nicht zu liefern vermochten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann ſich dieſer Druck in den übervölkerten Landbezirken zu lockern. Induſtrie und Verkehr zogen einen Teil der Landbevölkerung in die Induſtrieorte und Verkehrsmittelpunkte, namentlich in die Städte. Die Erſcheinung, welche man Landflucht nennt, ſetzt nunmehr ein. Viele kleine Güter hören auf, ſelbſtändige landwirtſchaftlichee Betriebe zu ſein und werden, mit andern Gütern vereinigt, deren Zugüter. Allmählich und zum Teil ward ſo die übermäßige Güterteilung aufgehoben. Ja bereits ſetzt gegenüber der früheren, allzudichten Beſiedlung ein Siedlungsrückgang ein, der zur Verödung von Gütern führt, die an ſich recht wohl einer Familie den Lebensunterhalt zu bieten vermöchten. Ueber all dieſe Dinge, die mit der Uebervölkerung und der folgenden Entvölkerung der Landbezirke zuſammenhängen, will ich eingehender im zweiten Teil meines Werkes: „Von der Ehre und Freiheit des Tiroler Bauernſtandes", das — wo möglich — in dieſem Jahre erſcheinen ſoll, berichten.

Tabelle 1.

Familien-, Einwohner- und Häuserzählungen in den Gerichten Landeck und Landeck-Ried 1427—1900.

Gemeinden	Anzahl der Familien	Bewohnerzahl					Feuerstättenzahl	Ungeteilte Häuser		Halbe Häuser und Hausteile über 1/2	
		1427 [1]	1615 [2]	1754/55 [3]	1837 [4]	1900	1427	1627/28 [9]	1697 [6]	1627/28	1697 [6]
1. Stanz (mit Perjenn, Perfuchsberg, Brug-gen)	—	(253) [8]	(382) [2]	753	—	—	46	32	—	19	—
2. Grins	56	219	(572) [2]	681	831	644	42	?	—	—	—
3. Pians	—	—	(702) [2]	698	992	941	42	49	—	23	—
4. Rals (Strengen und Flirsch)	—	—		974	1296	1272	35 [9]	86	—	12	—
5. Pettneu	—	—	(248) [2]	769	779	786	120 [9]	—	—	—	—
6. Stanzertal (Naffe-rein)	72	360	(429) [2]	724	882	877	65	88	—	31	—
7. Kaifers	—	(55) [8]	—	120	176	107	10	18	—	3	—
8. Kappl	96	523-550 [10]	(782) [2]	1860	2165	1616	87	175	—	29	—
9. See	—	—	ungefähr 250 [11]	—	491	368	—	—	—	—	—
10. Ischgl	—	—	—	—	599	661	—	—	105	—	42
11. Galtür (und Mathon ?)	81	438 [12]	—	—	388 [12]	292 [12]	48	—	—	—	—
12. Ladis	21	87	(317) [2]	—	437	274	19	—	—	—	—
13. Fiß	35	(215) [8]	(467) [2]	—	538	380	39	—	—	—	—
14. Serfaus	42	215	(582) [2]	—	743	577	42	—	—	—	—
15. Fendels	19	82	(174) [2]	—	242	168	18	—	—	—	—
16. Prutz	49	175	(447) [2]	—	709	506	34	—	—	—	—

Gemeinden	Hausteile unter 1/2 1627/28	Gesamtzahl der Häuser 1754/55	Wohnhausdurchschnitt 1427	Wohnhausdurchschnitt 1754/55	Wohnhausdurchschnitt 1837	Wohnhausdichte 1427	% der Bevölkerungszunahme 1427—1615	% der Bevölkerungszunahme 1427—1754/55	% der Bevölkerungszunahme 1427—1837	% der Bevölkerungszunahme 1615—1754/55	% der Bevölkerungszunahme 1615—1837
1. Stanz (mit Perjenn, Perfuchsberg, Bruggen)	14	81	—	9.3	—	—	(51)[2]	—	—	—	(97)[2]
2. Grins	—	67 5/6	5.2	10	11	1.33	(161)[2]	211	279.5	(19)[2]	(45)[2]
3. Pians	3	80 1/2	—	8.7	8.5	—	—	—	—	—	—
4. Rals (Strengen und Flirsch)	12	146[9]	—	6.7	8	—	—	—	—	—	—
5. Pettneu	—	85[9]	—	9	7.1	—	—	—	—	—	—
6. Stanzertal (Nasserein)	12	109	5.5	6.6	7.2	1.1	(19)[2]	101	145	(69)[2]	(106)[2]
7. Kaisers	—	—	(5.5)[8]	—	5.5	—	—	(118)[9]	220	—	—
8. Kappl	7	250	6	7.4[10]	6.4	1.1	—	255 (238)	304	(138)[2]	(177)[2]
9. See	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	ungefähr 100[11]
10. Ischgl	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Galtür (und Mathon ?)	—	—	9.1(!)[12]	—	—	1.7 (?)	—	—	—	—	—
12. Ladis	—	—	4.6	—	9.9	1.1	(264)[2]	—	402.2	—	(38)[2]
13. Fiß	—	—	—	—	8.3	—	(117)[8]	—	150.2	—	(15)[2]
14. Serfaus	—	—	5.1	—	7.7	1	(171)[2]	—	245.5	—	(28)[8]
15. Fendels	—	—	4.6	—	7.6	1.1	(112)[2]	—	195.1	—	(39)[2]
16. Prutz	—	—	5.1	—	9.2	1.4	(155)[2]	—	305.1	—	(59)[2]

[1]) Die Zahl der Familien wie die Einwohnerzahl von 1427 wurden dem Verzeichnis der ſogenannten Eigenleute (beſſer Herrſchaftsleute) des Tiroler Landesfürſten (Innsbruck, Archiv der Tiroler Landesregierung, Codex 12 von 1427) entnommen. In jenen Fällen, in welchen die Zahl der an derſelben Stelle (Cod. 12) angeführten Feuerſtätten innerhalb einer Gemeinde gleich oder kleiner war als die Anzahl der im Verzeichnis angeführten Familien, durfte angenommen werden, daß das Verzeichnis der Eigenleute annähernd ſämtliche Bewohner des Ortes umfaſſe. In ſolchen Fällen wurde die im Verzeichnis angeführte Zahl der Eigenleute als Bewohnerzahl in die Tabelle eingeſetzt. Ueber das Verzeichnis der Eigenleute vgl. O. Stolz, Geſch. d. Gerichte Deutſchtirols. Archiv f. öſterr. Geſch. 102/1. (1912), S. 136. — Derſ., im 53. Jahresbericht der hiſtor. antiquar. Geſellſchaft von Graubünden (Chur 1923), S. 56 f. Ueber das Verzeichnis der Feuerſtätten, das ebenfalls 1427 angelegt wurde, vgl. Stolz im 53. Jahresber. der hiſt. antiqu. Geſellſchaft von Graubünden 53, S. 56 f. Für 1427 darf wohl Feuerſtatt und Haus gleichgeſetzt werden. Wo mehr Familien als Feuerſtätten in einer Gemeinde genannt werden, iſt eine Hausteilung bei gemeinſamem Herd anzunehmen, allenfalls wäre auch Beſitzgemeinſchaft (Gemeinderſchaft) denkbar.

[2]) Dieſe Angaben über die Bewohnerzahl der Gemeinden wurden im Zuſammenhang mit einer Aufnahme der Getreidevorräte im Jahre 1615 amtlich erhoben. Es ſollte im Zuſammenhang mit der Vorratserhebung feſtgeſtellt werden, wieviel die einzelnen bäuerlichen Grundbeſitzer für die Ausſaat und die Verſorgung der in ihrem Haushalt lebenden Perſonen benötigen. In einzelnen Gerichten ſuchte die unter Leitung der Gerichtsobrigkeit vorgenommene Erhebung die geſamte Bewohnerzahl zu ermitteln. In den Gerichten Landeck und Landeck-Ried, in welchen faſt alle in der Tabelle angeführten Gemeinden liegen, wird nicht genau erſichtlich, ob die ganze am Land lebende Bevölkerung erfaßt wurde; es wäre möglich, daß die ſogenannten Sölleute, Leute ohne Grundbeſitz wie Taglöhner und Handwerker bei der Zählung unberückſichtigt blieben. Den Angaben kommt aber auch beim Ausfall der Sölleute gleichwohl Bedeutung für die Feſtſtellung der Volkszahl zu, weil ſie wenigſtens eine untere Grenze der Volkszahl feſtzuſtellen geſtatten. Dieſe untere Grenze wird zumeiſt der tatſächlichen Einwohnerzahl nahekommen, die Anzahl der in die Zählung nicht einbezogenen Sölleute darf wohl nicht hoch gewertet werden. So nennt z. B. die Beſchreibung von 1615 für die Gemeinde See 207 Perſonen. Ignaz Zangerle, (Entwicklung der Siedlungs- und Beſitzverhältniſſe im Unterpaznau, Tiroler Studien, Heft 3, Innsbruck 1934, S. 56 f.) errechnet für See 10 Söllhäuſer und nimmt im Durchſchnitt vier Bewohner für je ein Söllhaus an. Die Ziffer von 207 Einwohnern würde ſich alſo auf rund 250 erhöhen; der Fehler bei Nichtberückſichtigung der Söllleute würde ſich auf 19% der im Verzeichnis angegebenen Bewohnerzahl belaufen. Die Ziffern des Verzeichniſſes, bei welchen die Berückſichtigung der Sölleute unſicher iſt, wurden in der Tabelle eingeklammert. Ueber die Zählung von 1615 (Cod. 1175 des Archivs der Tiroler Landesregierung) vgl. H. Hochenegg, Studien zur tirol. Siedlungs- und Wirtſchaftsgeſch., veröffentl. „Tiroler Heimat", Neue Folge, 1. B. 1928, S. 154 und die oben S. 221 f. gemachten Bemerkungen.

[3]) Nach J. Kraft, Die Volkszählung von 1754/55 in Tirol und ihr Ergebnis im Gericht Landeck. Forſchungen und Mitteilungen zur Geſch. Tirols und Vorarlbergs 15. 1918, S. 84 ff. J. Zangerle, a. a. O. (ſiehe vorige Anmerkung) S. 56 f. verweiſt darauf, daß bei dieſer Zählung wie bei den von Staffler (ſ. Anm. 4) angeführten Zählungsergebniſſen kein Unterſchied gemacht wurde zwiſchen ortsanweſenden Perſonen und ſolchen, die im betreffenden Ort nur ihren ſtändigen Wohnſitz hatten (dorthin „zuſtändig" waren).

[4]) Nach Staffler, Tirol und Vorarlberg, 1. Band des II. Teiles (Innsbruck 1847) Stafflers Angaben der Bewohnerzahl beruhen auf einer Zählung von 1837. Vgl. Ulmer, Höhenflucht. Schlern Schriften 27. (1935), S. 89, Anm. 2.

[5]) Nach den Katastern von 1627 und 1628 der Gerichte Landeck und Landeck-Ried, Archiv der Tiroler Landesreg. Innsbruck, Abt. Kataster.

[6]) Nach dem Kataster des Gerichtes Naudersberg, a. a. O.

[7]) Die Zahlen für den Wohnhausdurchschnitt ergaben sich aus der Division der Bewohnerzahl durch die Häuserzahl, jene für die Wohnungsdichte aus der Division der Familienzahl durch die Häuserzahl. Vgl. Günther, a. a. O. 69. Es wurde angenommen, daß die nicht einem Familienband zugehörigen Personen, deren Zahl kaum erheblich war, in fremden, nicht in eigenen Häusern lebten. Diese Annahme wird in den allermeisten Fällen zutreffen.

[8]) Diese Ziffer ist nicht im Verzeichnis der Herrschaftsleute von 1427 angegeben, sondern wurde in folgender Weise errechnet: Es wurden in 7 Gemeinden (Grins, Stanzertal, Kappl, Ladis, Serfaus, Fendels, Prutz), in welchen die Zahl der 1427 aufgezeichneten Herrschaftsleute annähernd die Bewohnerzahl darstellt, die Bewohnerzahlen addiert und durch die Zahl der Feuerstätten, wie sie das Verzeichnis von 1427 bietet, dividiert. Das ergab für die Feuerstätte eine durchschnittliche Bewohnerzahl von 5,5. Man wird kaum allzuweit fehlgehen, wenn man diese für jede Feuerstätte (= Haus) errechnete Durchschnittszahl auch für andere Orte der beiden Gerichte Landeck und Landeck-Ried gelten läßt. So wurde für die Gemeinden Stanz, Kaisers und Fiß durch Multiplikation ihrer Feuerstattziffer mit dieser Durchschnittszahl die Bewohnerzahl errechnet und — in Klammern — in die Tabelle eingesetzt.

[9]) Die Angaben von 1427 und 1754/55 bieten keine verläßliche Grundlage für einen Vergleich, da anscheinend die Abgrenzung von Rals und Pettneu in der Zeit von 1427 und 1754/55 nicht die gleiche war.

[10]) Vgl. Zangerle a. a. O. 55 und 58.

[11]) Vgl. Zangerle a. a. O. 59 f.

[12]) Die Zahl 438 für die Gemeinde Galtür ist sicher unzutreffend, wenn Galtür in seinem heutigen Umfang gemeint wäre. Es ist ausgeschlossen, daß Galtür 1427 bevölkerter war als 1837. Die Zählung von 1427 bezog sich jedenfalls auf ein weiteres Gebiet, als es die heutigen Gemeindegrenzen von Galtür umfassen. Die Zahl der Feuerstätten — 48 — gegen deren Richtigkeit für 1427 nichts einzuwenden ist, steht ebenfalls im Widerspruch zu einer so hohen Bewohnerzahl. Das Zählungsgebiet der Feuerstätten dürfte mit dem Gemeindegebiet von heute zusammenfallen.

Tabelle 2. **Wohnhausdurchschnitt.**[1])

Gericht	Wohnhausdurchschnitt				
	1754/55	1791[2])	1811/12[3])	1837	1923
Landeck	8.4	9.3	8.1	8.6	6.9
Landeck-Ried	—	—	8.2	8.6	5.8
Rattenberg	—	—	6.3	6.4	5.2
Kufstein	—	6.4 (1792)	6.6	6.5	6.3[4])

[1]) Vgl. oben Anm. 7 bei Tabelle 1.

[2]) Vgl. J. Kraft in Forschungen und Mitteilungen 15, S. 87 und Archiv der Tiroler Landesregierung. Innsbruck. Abt. Pestarchiv IX 166 von 1792.

[3]) Nach Günther a. a. O. 71.

[4]) Ohne die Stadt Kufstein.

Tabelle 3. Güter und Einwohnerzahlen im Wiptale.[1]

Gemeinde	Höfe u. ſtändige Bauerngüter im 14. Jhrh.	Bauerngüter 1627 u. 1638[2]	Söllgüter[3] 1627 u. 1638[1]	Bauerngüter um 1780 (1750)	Söllgüter um 1780 (1750)	Einwohnerzahlen 1615[4]	1778	1784	1837	1910	Bevölkerungszunahme in % 1615-1778	1615-1837
Schmirn Vals	65	138	13	180	28	486[5]	1263	1328	1212	1118	160[5]	149[5]
Brenner	34	50	6	53	8	—	232	211	376	461	—	—
Goſſenſaß Pflerſch	50	68	98	58[6]	55[6]	—	1360	1424	1084	1370	—	—
Pfitſch	37	104	?	97	26	—	933	940	901	806	—	—
Navis	—	—	—	—	—	455	—	—	890	—	—	96

[1]) Nach Tabelle bei Wopfner, Beſiedlung unſerer Hochgebirgstäler; Zeitſchr. d. Deutſchen u. Oeſt. Alpenvereins 51. B. (1920), S. 80.

[2]) Nach den Kataſtern des Ger. Steinach.

[3]) Häuſer mit gewerblichem Betrieb ohne Verbindung mit einem Bauerngut, wurden zu den Söllgütern gezählt.

[4]) Nach Getreideſchreibung 16115; ſ. oben Anm. 2 zu Tab. 1.

[5]) Soviel ich ſehen konnte, ward Hintertux, das zur Gem. Schmirn gehörte, nicht mitgezählt. Der Weiler Hintertux hatte 1845: 90 Bewohner; nehmen wir 40 für 1615 an, ſo würde ſich die Bewohnerzahl Schmirn-Vals auf 526 erhöhen; die Zunahme 1615—1778 würde dann 152% betragen; für 1615—1845: 130%.

[6]) Nach dem Kataſter des Gerichts Sterzing von 1750.

Tabelle 4.

Gericht Thaur	Bewohnerzahl 1615[1]	1679[1]	1837[1]	Zunahme in % 1615—1837
Mühlau und Arzl	707	—	1133	60
Thaur	376	—	1290	243 ?[2]
Rum	367	—	594	62
Abſam	805	—	1385	72
Mils	210	—	547	160 ?[2]
Baumkirchen	207	—	259	25
Fritgens	168	—	222	32
Terfens	234	—	462	97
Gnadenwald	224	—	305	36
Lans	—	253	262	3.6 (von 1679—1837)

[1]) Die Ziffern für 1615 und 1679 entnommen aus Hochenegg, a. a. O. Tir. Heim. NF. (1928), S. 155, die Ziffern für 1837 aus Staffler a. a. O., S. 578 ff.

[2]) Dieſe ganz aus dem Rahmen fallenden Angaben hängen wohl mit einer Verſchiedenheit in der für die Zählung von 1615 und 1837 geltenden Grundſätze zuſammen. Ich möchte annehmen, daß man beſtimmte Bevölkerungsgruppen, etwa Arbeiter im Salzbergbau und in der Halle-Saline 1615 nicht mitzählte.

Kleine Mitteilungen.

Zur Geſchichte Dabergs.

Die Huſſitenſtürme des 15. Jahrhunderts haben neben vielen anderen Dörfern und Höfen die Grenzorte Tangelsried, Klöpfelsried und Seichau bei Furth i. W. gänzlich veröden laſſen. Erſt ſeit 1796 entſtand auf dieſem Platze allmählich wieder eine Siedlung: Daberg.[1]) In die mittelalterlichen Verhältniſſe Tangelsrieds gewährt uns eine Salbuchaufzeichnung der dortigen Einkünfte des Kloſters Reichenbach vom Jahre 1404[2]) Einblick:

„Taegensrewt.

Ibidem 4 curie sunt et 1 molendinum et 11 feoda et 1 pratum infirmarie serviencia.

Prima curia, quam habuit Veirll, solvit 6 solidos Ratisbonensium denariorum. Reliqui tres curie equalem persolvunt censum, id est quelibet curia solvit 6 solidos Ratisbonensium denariorum.

Molendinum et 1 feodum ad hoc adpositum solvit 10 solidos Ratisbonensium denariorum. Item Nikel Radel 3 solidos Ratisbonensium et 4 Ratisbonenses [denarios]. Item Steffel Raedel 3 solidos et 4 Ratisbonenses. Item Hanns Neussel 5 solidos minus 4 Ratisbonenses. Item Jacob Raedel 3 solidos et 4 Ratisbonenses. Item Pesel Eisenreich 60 Ratisbonenses. Item Conrad 60 Ratisbonenses. Item Fridrich Mair, des Pesleins sun, 85 Ratisbonenses. Item Rewchel ½ libram Ratisbonensium minus 9 Ratisbonenses denarios. Ibidem duo feoda ad invicem posita solvunt 6 solidos Ratisbonensium minus 6 denarios, que habet Sne de Furt.

Item unum pratum, quod habet Pingartnerinn, servit 12 Ratisbonenses."

Nachtrag vom Jahre 1525:

„Nachdem wir Otto abt von diſer ödlent die zinß nit volkhumblich mogen einbringen, haben wir ſy mit bewilligung des ordinary und convents umb achzig gulden verkhauft und dasſelbe gelt widerumben dem gotzhaus zu gueth an dem newen weier zu Chamb angelegt.

Vier Höfe, eine Mühle und elf Lehengüter ſowie eine eigens verliehene Wieſe befanden ſich alſo 1404 in Tangelsried, ein wirklich anſehnlicher Güterbeſtand für ein Grenzdorf, das nicht geringe Abgaben der Infirmarie des Kloſters Reichenbach lieferte. Aus den vorkommenden Namen der Einwohner, die alle deutſch ſind, erſehen wir, daß mehrere Angehörige derſelben Familie (Rädel, Peſel) auf verſchiedenen Lehengütern anſäſſig waren. Auch ein Further namens Schnee hat zwei aneinander liegende Güter inne. Hier bahnt ſich ſchon damals ein Zuſtand an, der nach der Verödung des Ortes und vor Errichtung der heutigen Siedlung Daberg dort üblich war: Das ganze Gebiet diente den Furthern als Zubauland. Die nachträglich angefügte Bemerkung des Abtes Otto vom Jahre 1525 über den Verkauf der infolge der wiederholten Huſſiteneinfälle gänzlich verlaſſenen Ortſchaft iſt ein beredtes Zeugnis für die Schädigungen, die dieſes nordbairiſche Grenzgebiet durch jene Raubſcharen erleiden mußte. Erſt ſeit 140 Jahren blüht dort wieder neues Leben, ringt deutſcher Fleiß dem Boden Frucht ab für die Volksernährung.

München. Karl Dinklage.

---

[1]) Vgl. K. Dinklage, Daberg, eine Grenzlandſiedlung des 19. Jahrhunderts: Südoſtdeutſche Forſchungen II (1937), 208 ff.

[2]) Hauptſtaatsarchiv München, Kloſter Reichenbach Lit. Nr. ½ E. 294'.

Wiener Neuſtadt und ſeine Bedeutung für den Leitha-Grenzraum.

Wiener Neuſtadt, einſt eine Grenzfeſtung des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation und unter Friedrich III. die Kaiſerſtadt des Abendlandes, wird ſeines Namens wegen meiſt als Stadtteil (Neuſtadt) von Wien aufgefaßt und iſt alſo weiteren Kreiſen ein gänzlich unbekannter Begriff. Geſchichte und Antlitz der etwa 45 km ſüdwärts Wien an der Südbahn und Reichsſtraße über den Semmering nach Italien gelegenen Stadt verdienten aber wohl ſtärkere Aufmerkſamkeit, insbeſondere muß im Zuſammenhang mit der Erforſchung des ungarländiſchen Deutſchtums und des Burgenlandes dieſer Stadt ſtarke Beachtung geſchenkt werden.[1])

Schon die Gründung des einſtigen feſten Platzes und Handelsmittelpunktes iſt ein Stück Reichsgeſchichte: Als das öſterreichiſche Herzoghaus der Babenberger auch das Herzogtum Steyr (Steiermark) übernahm (1192), kam die ehemalige Pittener (Püttener) Mark, die nordwärts bis an die Pieſting reichte, an jenes Geſchlecht.[2]) Da nun die Madjaren, auch nach ihrer Abdrängung an und über die Leitha mit geringer Mühe bis an die Randberge der Thermalalpen vordringen und ſo die wichtige Handelsſtraße von Wien über Sollenau, Fiſchau, Neunkirchen nach Kärnten und Italien, bezw. nach Graz und Trieſt gefährden konnten, erwies ſich die Anlage einer Feſtung nächſt der Einbruchslücke zwiſchen dem Roſalien- und Leithagebirge, der ſogenannten Ebenfurter oder Wiener-Neuſtädter Pforte als dringend geboten. Aber erſt ein Landesfürſt, der Oeſterreich und Steiermark in einer Hand vereinigt hatte, konnte dieſen Plan ausführen und ſo entſtand Wiener Neuſtadt nach 1192 als künſtliche Gründung, was noch der heutigen Stadtanlage anzumerken iſt. Die Bewäſſerung der Stadtgräben— die ganze Stadt iſt eine große Waſſerfeſtung ohne die geringſte Bodenerhebung, die genutzt hätte werden können — der Zuzug und die Erhaltung einer genügend zahlreichen Bewohnerſchaft, außergewöhnliche Handelsvorrechte für die ganz auf Handel und Gewerbe angewieſene Stadt, deren Landwirtſchaft nur weitab, insbeſondere auf ungariſchem Boden betrieben werden konnte (Weinbau), bildeten hinfort eine ſtändige Sorge der Landesherren: der letzten Babenberger, des Böhmenkönigs Przemyſl Ottokar und der Habsburger. Spielte die junge Stadt in der ſchweren Fehde Herzog Friedrichs II., des letzten Babenbergers, mit dem gleichnamigen deutſchen Kaiſer die Rolle einer Zufluchtsſtätte des Landesfürſten (möglicherweiſe geht ihr dichteriſcher Beiname „Allezeit Getreu" ſchon auf dieſe Tage zurück, während des Kuruzzenkrieges wurde er 1704 förmlich verliehen), ſo diente ſie doch ſchon zur Babenbergerzeit auch ihrer Hauptaufgabe als militäriſcher Stützpunkt gegen Oſten; in ihrer unmittelbaren Nähe fiel Herzog Fried-

---

[1]) Außer zahlreichen verſtreuten Aufſätzen gibt es folg. Geſamtdarſtellungen der Stadtgeſchichte: Boeheim, Ferdinand Karl, Chronik von Wr. N., 1830, neu herausgegeben von Boeheim, Wendelin, 1863; Mayer, Joſef, Geſchichte von Wr. N., 4 Bde., 1924 ff.; als Fremdenführer gedacht ſind: Aull, Otto, Die Kunſtdenkmäler von Wr. N. (Oeſterr. Kunſtbücher); Führer durch Wr. N., 1928; Beſondere Anfragen könnte das Stadtarchiv oder der Verfaſſer, beide in Wiener Neuſtadt, beantworten. (Rückmarke!).

[2]) Die Mark Pitten umfaßte die ſogenannte Bucklige Welt, Teile von Niederöſterreich und Steiermark, mit der Burg Pitten als Mittelpunkt (die heute noch beſteht); ſie fiel nach dem Heldentode des Markgrafen Egbert von Pitten vor Mailand (auf Kaiſer Friedrichs I. Zug) an deſſen Schwiegerſohn, den Markgrafen (ſpäteren) Herzog von Steiermark. Wiener Neuſtadt wurde auf ehemals Pittener Boden erbaut. Quellen hierüber u. a. das „Landbuch von Oeſterreich und Steier" des Janſen Enikel, deſſen „Fürſtenbuch" und zahlreiche Chroniken (in jeder öſterreichiſchen Landes- bezw. Reichsgeſchichte nachzuſchlagen).

rich II. in der Schlacht an der Leitha 1246, wobei der Beſitz der Leithagrenzgebiete, etwa des heutigen Burgenlandes, der Kriegsgrund mit Ungarn war.[3])

Damals ſchon haben wir uns die Stadt als achtunggebietende Feſtung vorzuſtellen, wenn auch die gerne als „Babenbergerburg" bezeichnete heutige Thereſianiſche Militär-Akademie an der Südoſtecke der Stadt erſt in die Habsburgerzeit zu verlegen iſt.[4]) Doch beſtanden ſchon damals, als über Oeſterreich in beſonderem Sinne die kaiſerloſe Zeit hereinbrach und das Land Spielball zwiſchen dem nördlichen und öſtlichen Nachbarn, Böhmen und Ungarn, wurde, die zum Teil bis heute erhaltenen Stadtbefeſtigungen, die das beiläufige Rechteck der Altſtadt umgaben: ſie wurden auch aus dem babenbergiſchen Anteil am Löſegeld für den engliſchen König Richard Löwenherz errichtet. Dieſer Parteigänger der Welfen war bekanntlich auf öſterreichiſchem Boden gefangengenommen und Kaiſer Heinrich VI. als Staatsgefangener übergeben worden. Daß gerade Wiener Neuſtadt neben Wien, Hainburg und anderen öſterreichiſchen Plätzen aus dieſer wichtigen Reichsangelegenheit Nutzen ziehen durfte, zeigt deutlich, daß dem ſtaufiſchen Kaiſerhauſe nicht nur die Italienpolitik, ſondern auch die Oſtpolitik am Herzen lag.[5])

Przemyſl Ottokar wendete der Stadt umſomehr ſeine volle Aufmerkſamkeit zu, als ſie ja eine Schlüſſelſtellung für das damalige Steiermark in ſich trug: als daher der Böhme dieſes ehemals babenbergiſche Land Bela IV. von Ungarn überlaſſen mußte, wußte er das damals ſteiriſche Wiener Neuſtadt mit deſſen Umgebung nördlich des Semmerings durch einen beſonderen Grenzvertrag für ſich zu behaupten (1253)[6]); als dann auch Steiermark böhmiſch geworden war, benützte der König das Steinfeld als Aufmarſchraum bei ſeinen Unternehmungen in Weſtungarn, mit denen er die unmittelbare politiſche Nachfolge des letzten Babenbergers antrat, der auch ſchon etwa das heutige Burgenland an Oeſterreich-Steiermark hatte angliedern wollen.[7])

Dieſe Pläne nahmen die Habsburger als Landesherren der beiden Herzogtümer ſogleich wiederum auf. Wiener Neuſtadt war hiebei wieder zeitweiliger Ausgangspunkt für Unternehmungen im heutigen Burgenland, den damaligen Grenzgeſpanſchaften Wieſelburg, Oedenburg und Eiſenburg, in denen die Burgen von Mattersdorf, Bernſtein und Güns eine beſondere Rolle ſpielten.[8]) Hatte nämlich

---

[3]) Ein Bildſtock nächſt der gegenwärtigen Akademieparkmauer gilt als Todesmal des Herzogs. Quellen über 1246 u. a. das unter 2 erwähnte Fürſtenbuch und der „Frauendienſt" des Ulrich von Liechtenſtein.

[4]) Die einſtige Herzogs- und Kaiſerburg wurde 1751 von Kaiſerin Maria Thereſia zur Offiziersakademie umgeſtaltet und trägt zur Erinnerung dieſen Namen; mit einer kurzen Unterbrechung nach 1918 iſt dieſe Wiener-Neuſtädter Anſtalt die größte und wichtigſte, derzeit einzige Offiziers-Ausbildungsſtätte der öſterreichiſchen (früheren öſterreichiſch-ungariſchen) Armee. Sonderwerk: Jobſt, Johann. Die Neuſtädter Burg u. k. u. k. Thereſianiſche Militärakademie 1908.

[5]) Quellen hiezu u. a. die unter Anm. 2 erwähnten. Am erhaltenen Eckturme der Stadt, dem ſogenannten Reckturm, befindet ſich eine diesbezügliche Gedenktafel.

[6]) „. . . quidquid esset de terra Stiriae ultra montem Semernicum (Semmering) remaneret Bohemo cum tota Austria. Unde exortum est quod isti in Nova Civitate et circum quaque dicuntur Australes, cum tamen eadem civitas sit sita in terra Stiriae . . ." (Script. rer. Austr. ed. Pez I.)

[7]) Vgl. hierüber die überſichtliche Darſtellung: Aull, Otto. Die polit. Beziehungen zw. Oeſterr. und Ungarn in ihrer Auswirkung auf das Burgenland, Bgld. Vierteljahresheſte III. Jg. — Quelle u. a. „Oeſterr. Reimchronik".

[8]) Schon damals waren die Burgherren die wahren Machthaber im Lande, unter denen die Grafen von Mattersdorf (jetzt Mattersburg genannt) und von Güſſing die weitaus mächtigſten waren; das burgenländiſche Landeswappen knüpft

Rudolf von Habsburg im Intereſſe ſeiner kaiſerlichen Stellung die Bundesgenoſſenſchaft Ungarns wider der Böhmen auch durch Preisgabe von deſſen Eroberungen im March- und Leithagrenzraum erkauft, ſo nahm deſſen Sohn Herzog (ſpäter Kaiſer) Albrecht I. die babenbergiſch-ottokariſche Ungarnpolitik ſogleich wieder auf und gedachte, wie nach ihm ſo viele Habsburger, ſelbſt König von Ungarn zu werden, wozu die Eroberung weſtungariſcher Grenzgebiete wiederum das Sprungbrett abgeben ſollte.

Albrecht I. hatte aber mit ſeinen kriegeriſchen Unternehmugen gegen die Grafen von Güſſing (nach ihrer Stammburg im Südburgenlande benannt) keinen nachhaltigen Erfolg; dieſe Magnaten wußten als die eigentlichen Herren des Landes auch die Thronfolge des Hauſes Habsburg nach dem Ausſterben der Arpaden in Ungarn zu verhindern. Immer wieder aber bemühten ſich die öſterreichiſchen Herzoge von Wiener Neuſtadt aus nach Oſten auszugreifen; ſo wurde das heute niederöſterreichiſche Schwarzenbach entgegen einem in mehreren Staatsverträgen niedergelegten Verlangen Ungarns nach Rückgabe des vormals ungariſchen Platzes behauptet[9]) und auch die Grenzherrſchaften zwiſchen der Leitha und dem Leithagebirge bei Mannersdorf, die einſtmals ungariſch geweſen waren, blieben niederöſterreichiſch,[10]) lauter Dinge, die ohne das Vorhandenſein einer ſtarken Feſtung, wie es Wiener Neuſtadt war, undenkbar geweſen wären.

Von hier aus unternahm auch Herzog Wilhelm einen Feldzug gegen Sigismund von Ungarn (1405/06).[11]) Inzwiſchen war Wiener Neuſtadt nämlich Reſidenz des leopoldiniſchen Zweiges der Habsburger geworden und alſo zu einem Trutz-Wien, wo die Albertiner ſaßen, aufgerückt. Hierher flüchtete Eliſabeth, die Witwe Kaiſer Albrechts II., der als Nachfolger des Luxemburgers Sigismund auch König von Böhmen und Ungarn geweſen war, nach deſſen Tode (1439) die heilige Stefanskrone, von der nach dem Glauben der Madjaren der wahre Schimmer der Königsherrſchaft ausgeht („Ubi corona, ibi regnum")[12]) und hier lebte dann der letzte Albertiner, Ladislaus Poſtumus, in der Obhut ſeines Vormundes, des Herzogs und Kaiſers Friedrich III., dem der königliche Knabe durch eine förmliche Belagerung von Wiener Neuſtadt 1452 gewaltſam entriſſen, worauf er unter die Obhut ſeiner „Untertanen", der ſtändiſchen Herren von Böhmen, Ungarn und des albertiniſchen Oeſterreich gebracht wurde.[13]) Während der Reichsverweſerſchaft des Johannes Hunyadi in Ungarn gelang es Kaiſer Friedrich III. trotz ſchwerer Fehde im eigenen Lande, insbeſondere mit ſeinem Bruder, Herzog Albrecht VI., mehrere wichtige Grenzburgen und -herrſchaften jenſeits der Leitha an das Haus Habsburg und damit tatſächlich unter niederöſterreichiſche Herrſchaft zu bringen, ſo insbeſondere die Gegend zwiſchen Neuſiedlerſee und Leitha, den Raum zwiſchen Wiener Neuſtadt und Oedenburg ſamt dieſer ungariſchen Feſtung — der Gegenſpielerin Wiener Neuſtadts! — ſowie den Raum des Bernſteiner und Rechnitz-Günſer Gebirges bis etwa

---

an die dieſer beiden Geſchlechter an. Ihre Nachfolger wurden ſeit etwa 1600 die z. T. noch heute im Burgenlande ſehr begüterten Magnatengeſchlechter Eſter házy, Bathyány uſw.

[9]) Vgl. insbeſondere Groß, Lothar. Zur Geſchichte der öſterr. ungar. Grenzverhältniſſe im 14. Jh. Bgldiſche Heimatblätter I. Jg.

[10]) Dieſe Gebiete wurden von madjariſchen Eiferern vor dem Kriege zurückgefordert, ja ſogar in unſeren Tagen gibt die Irredenta-Preſſe in der ungariſchen Provinz noch ſolchen Rückforderungsartikeln Raum.

[11]) Vgl. hiezu Aull, Otto, Eiſenſtadt, 1931.

[12]) Vgl. Denkwürdigkeiten d. Helene Kottanerin, hgb. v. St. Endlicher 1846.

[13]) Ausführlich in Werken über Wiener Neuſtadt, auch in Landes- und Reichsgeſchichten (ſ. Anm. 1).

zur mittleren Pinka.[14]) Wieder ſollte all das Sprungbrett für die Krönung zum König von Ungarn ſein. Darum wollte ja der Kaiſer den Knaben Ladislaus ſo lange nicht herausgeben, darum behauptete er, als dieſer ihm entriſſen war, immer noch dieſe Grenzherrſchaften und die heilige Krone. Als aber der Scheinkönig Ladislaus 1457 geſtorben war, trat Friedrich III. ſelbſt als Thronanwärter auf, ließ ſich in dem ſüdburgenländiſchen Burgorte Güſſing von vorwiegend nord- und weſtungariſchen Magnaten wider den nationalmadjariſchen Kandidaten Matthias Corvinus, den Sohn des Johannes Hunyadi, zum König von Ungarn wählen und in der von ihm erbauten St. Georgskirche ſeiner Reſidenz, der Burg von Wiener Neuſtadt, mit der heiligen Stefanskrone krönen. Wohl war nach ungariſchem Recht dieſe Krönung als im Auslande vollzogen ungültig, immerhin war die echte Krone in des Kaiſers Hand. Freilich entſchied in dieſer Frage der Erfolg der Waffen und dieſen wußte Matthias Corvinus zu gewinnen: ſo mußte der Kaiſer 1463 die ungariſche Feſtung Oedenburg und die Krone des Heiligen Stefan herausgeben, doch behielt er den Königstitel und die übrigen während der ungariſchen Wirren erworbenen Grenzherrſchaften.[15]) In einem weiteren Kriege freilich gingen alle dieſe, ja auch Wien, Hainburg, Wiener Neuſtadt und weite Teile von Niederöſterreich, an den ſiegreichen Ungarkönig verloren. Erſt nach deſſen Tode (1490) ſtellte Maximilian I., damals noch Römiſcher König (Kronprinz), die alte Lage wieder her. Blieben ſeine Hoffnungen auf den ungariſchen Thron auch unerfüllt, behauptete er doch wiederum die 1463 bei Oeſterreich verbliebenen weſtungariſchen, dem von Wiener Neuſtadt aus militäriſch beherrſchten Raum zuzurechnenden Grenzherrſchaften.[16]) Alle dieſe hatten dann, die letzten 1647, das Schickſal, ſeitens ſpäterer Habsburger zur Beſchwichtigung der ungariſchen Stände wieder an Ungarn zurückgegeben zu werden.[17]) Denn ſeit 1526 war ja, zunächſt der Norden und Weſten, ſpäter auch die Mitte Ungarns in habsburgiſchem Beſitz, die Leitha eine Binnengrenze, daher die Frage, ob eine Herrſchaft dem Kaiſer als Landesherrn von Niederöſterreich oder aber als König von Ungarn unterſtehe, zweitrangig. Wiener Neuſtadt, inzwiſchen aus einer ſteiriſchen Stadt tatſächlich zu einer niederöſterreichiſchen geworden, indem ſich nämlich die geographiſch klare Semmering-Wechſel-Grenze an Stelle der früheren Pieſting-Grenze durchgeſetzt hatte, war nunmehr eine Binnenfeſtung im habsburgiſchen Herrſchaftsgebiet, wenn man auch noch immer ſtreng daran feſthielt, daß hier das Deutſche Reich zu Ende und alles, was öſtlich vor ſich gehe, nicht Reichskrieg, ſondern Privatkrieg des Hauſes Habsburg ſei.[18]) Erſt nach 1660 und insbeſondere unter dem Reichsfeldherrn Prinzen Eugen von Savoyen ſetzte ſich ein weitſichtigerer Standpunkt durch. Die Ungarn natürlich, die ja nie bloße Provinz, ſondern ein eigener Staat ſein wollten, ſahen in Wiener Neuſtadt noch immer eine ausgeſpro-

---

[14]) Vgl. hierüber Anm. 7, weiters den Abſchnitt Burgenland im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums; namentlich genannt werden (von Nord nach Süd) die Herrſchaften Eiſenſtadt, Hornſtein, Forchtenſtein, Kobersdorf, Güns, Bernſtein und Rechnitz, dazu die Stadt Oedenburg.

[15]) Vgl. Quellenauszüge in Burgenland-Vierteljahresheften Jg. III Friedensverträge, die das Bgld. betreffen.

[16]) Friede von Preßburg (worin auch die Erbfolge des Hauſes Habsburg vorgeſehen iſt), Auszug wie Anm. 15.

[17]) Wie Anm. 14, bez. Eiſenſtadt vgl. Anm. 11; dort auch näheres über die unklare, ſchwankende Haltung beſ. der Niederöſterreicher in der Sache.

[18]) Dies wirkte ſich 1532 am deutlichſten aus, als das Reichsheer bei Wien unverrichteter Dinge auseinanderging, ohne den Türken nach Ungarn entgegen- oder nachzurücken.

chene Grenzſtadt. Daß die Türken 1529 und 1532 bis hierher vorrückten, iſt allgemein bekannt, weniger aber, daß der Grenzraum beiderſeits der Leitha, alſo etwa zwiſchen Oedenburg und Wiener Neuſtadt, auch ſtändiger Schauplatz der ungariſchen Aufſtände des 17. Jahrhunderts war: des Stefan Bocskay, Gabriel Bethlen, Georg I. Rákóczy und dann, nach dem großen Kriege von 1683 wider die Türken, des ſogenannten Kuruzzenkrieges Franz II. Rákóczys. Während dieſer Zeit ſpielte Wiener Neuſtadt auch eine paſſive Rolle innerhalb der kaiſerlichen Ungarpolitik: die beiden Malcontenten Zrinyi und Frangipani wurden hier 1671 enthauptet, Prinz Franz Rákóczy hier gefangengehalten, doch entfloh er 1701 aus dem ſeither nach ihm benannten Burgturme, was den Beginn des großen Kuruzzenkrieges bedeutete. In dieſem verdiente ſich Wiener Neuſtadt den förmlichen Beinamen „semper fidelis“ als Grenzfeſtung gegen Ungarn hatte es fürderhin keine Rolle mehr zu ſpielen. Nur während der ſogenannten Burgenlandkriſe des Jahres 1921 ſtand es im Mittelpunkt der politiſchen und militäriſchen Ereigniſſe. Die burgenländiſche Landesverwaltung hatte anfangs ihren Sitz in Wiener Neuſtadt, dann übergangsweiſe in deſſen Vorort Sauerbrunn auf burgenländiſchem Boden vor der endgültigen Einrichtung in Eiſenſtadt.

Dies wäre in kurzen Strichen die politiſche Bedeutung von Wiener Neuſtadt für den Leitharaum, alſo im weſentlichen für das heutige Burgenland und vormalige Deutſchweſtungarn. Auch gegenreformatoriſche Maßnahmen im Raume um Oedenburg gingen von Wiener Neuſtadt aus, deſſen Evangeliſche aber auch aus dem Vorhandenſein ſolcher Gemeinden im benachbarten Ungarn zeitweilig Nutzen zogen.[19]) Es kann nicht Wunder nehmen, daß die künſtleriſchen und wirtſchaftlichen Ausſtrahlungen dieſer Stadt und zeitweiligen Kaiſerreſidenz nach Weſtungarn ſehr bedeutend ſind, ja bis etwa 1800 bedeutender als die Wiens.

Schon während des 14. Jh.s ſchmückte ſich Wiener Neuſtadt mit zahlreichen bemerkenswerten gotiſchen Bau- und Kunſtdenkmälern. Im Laufe des 15. Jh.s, als in ganz Oeſterreich die Spätgotik blühte, war die Stadt Sitz herzoglicher und ſpäter kaiſerlicher Hofkünſtler, unter denen ſich unter Friedrich III. ſolche von europäiſchem Range befanden, wie der Maler Hans von Tübingen, der Bildſchnitzer Lorenz Luchsperger, der Steinmetz und Bildhauer Niklas van Leyden, weiters der Schöpfer des als hervorragendes Kunſtwerk bekannten Corvinus-Bechers, eines Prunkpokales, deſſen Meiſter wahrſcheinlich Wolfgang Zulinger in Wiener Neuſtadt war, und der Leiter der kaiſerlichen Bauhütte Peter Puſica, deſſen Nachfolger Sebald Werpacher hieß.[20]) Unter dieſen Hofkünſtlern gab es neben einheimiſchen Meiſtern ſolche aus Weſt und Oſt, Deutſche, Niederländer, Italiener — ein ſolcher war auch der überſchwengliche Schilderer der damaligen Kaiſerreſidenz, Enea Silvio Piccolomini, Geheimſekretär Friedrichs III., ſpäterer Papſt Pius II. — und Ungarn, was damals als Herkunfts-, nicht Volksbezeichnung zu verſtehen iſt. Insbeſondere die kaiſerliche Bauhütte wirkte beiſpielgebend auf die nahe und weitere Umgebung der Stadt, ſie zog auch Oedenburg in ihren Bann gleich vielen kleineren Orten öſtlich der Leitha; die Bauten des kaiſerlichen Günſtlings und ſpäteren Feindes, des Andreas Baumkircher im Raume von Schlaining — Mariasdorf — Hannersdorf

---

[19]) Ein eigener Aufſatz hierüber wird folgen; vorderhand ſei auf das Handwörterbuch (Anm. 14.) verwieſen.

[20]) Außer Werken unter Anm. 1 vgl. Oettinger, Karl, Lorenz Luchsperger, Forſchungen z. deutſchen Kunſtgeſchichte Bd. 12, mit weiteren Lit. Angaben.

bilden hier eine beſondere Gruppe.[21]) Zahlreiche Bildſtöcke, Grabſteine und verſchiedener Zierat erzählen noch heute von Einflüſſen der Steinmetzkunſt, während die Spuren damaliger Malereien, etwa der ſo beliebten Chriſtophorus-Fresken, öſtlich der Leitha durchwegs verloren und nur hie und da urkundlich aufzugreifen ſind. Wohl war nach dem Zwiſchenſpiel der Wiener-Neuſtädter Kaiſerzeit die Höhe ſolchen künſtleriſchen Einfluſſes dahin, in der Barockzeit überragte Wien alle anderen Orte Oeſterreichs derart, daß daneben kein zweites namhaftes Kunſtzentrum aufſtehen konnte; auch nach Ungarn zogen Wiener Barockmeiſter.[22]) Immer noch erhielten aber auch Wiener-Neuſtädter Orgelbauer, Bildſchnitzer, Uhrmacher uſw. Aufträge aus ungariſchen Orten. In Glockenlieferungen, Orgelbauten und ähnlichen Geſchäftsbeziehungen künſtleriſcher Art leben ſolche Zuſammenhänge ſeit dem Anſchluſſe des Burgenlandes wieder auf. Auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete bedeutet Wiener Neuſtadt einen wichtigen Verbindungspunkt zwiſchen dem Leitha-Grenzraum und dem übrigen deutſchen Sprachgebiet; es iſt wohl kein Zufall, daß der neue große Burgenlandatlas hier ausgearbeitet und hergeſtellt wird. Zahlreiche burgenländiſche Schüler beſuchen die Wiener-Neuſtädter Unterrichtsanſtalten, ſo auch die dortige Lehrerakademie. Zwiſchen den wiſſenſchaftlich-volkskundlichen, muſikaliſchen, künſtleriſchen und touriſtiſchen Vereinigungen des Burgenlandes und Wiener Neuſtadts beſtehen ebenſolche Wechſelbeziehungen wie zwiſchen verſchiedenen ähnlichen in Oedenburg und Wiener Neuſtadt; dies zeigt ſich bei gemeinſamen Konzerten, Ausſtellungen und ähnlichen Gelegenheiten.

Beſonders eng waren aber die wirtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Wiener Neuſtadt und dem Leitha-Grenzraume in älterer Zeit. Ein Großteil der weſtungariſchen Zünfte entſtand durch Abſpaltung von Wiener-Neuſtädter Zünften (Zechen und Hauptladen), zahlreiche Gewerbetreibende jenſeits der Leitha, die keine eigenen Zünfte bilden konnten, gehörten bis ins 17., zum Teil ſogar 18. Jh. zu Wiener-Neuſtädter Zünften; um 1600 griffen von da 15 Zünfte auf das Gebiet zwiſchen Preßburg, Raab und Rechnitz aus.[23]) Die Loslöſung von dieſen hing ſeit etwa 1620 mehrfach mit dem Beſtreben der im Grenzraume mächtigen Magnaten zuſammen, dieſe Beziehungen zu unterbinden. Nur das Gewerbe der Stiefelſchuſter (Tſchiſchmenmacher) griff in ſeiner Einrichtung vom Oſten der Leitha nach Niederöſterreich herüber.[24]) In gleicher Weiſe wurde das heutige Burgenland in das niederöſterreichiſche Sanitätsweſen eingegliedert, der „Doktor für das Viertel unter dem Wienerwald", dem die verſchiedenen Bader und die Sanitätsaufſicht unterſtanden, hatte in Wiener Neuſtadt ſeinen Sitz, große Teile des Burgenlandes gehörten bis ins

---

[21]) Es ſei hier im voraus auf die entſprechenden Karten in dem in Herausgabe begriffenen Burgenland-Atlas verwieſen. Ueber Baumkircher vgl. öſterr. Reichsgeſchichten. Ein anderer Bauherr der Zeit war in Eiſenſtadt (vgl. Anm. 11) der kaiſerliche Küchenmeiſter, nachmalige Großmeiſter des von Friedrich III. gegründeten St. Georgs-Ritterordens, Johannes Siebenhirter.

[22]) Einige Daten hiezu in Thirring, Guſtav, Führer durch Sopron (Oedenburg) und die ungar. Alpen, deutſche Ausgabe 1911, und Frey, Dagobert, Das Burgenland, ſeine Bauten und Kunſtſchätze, 1929; der Burgenland-Atlas wird Karten bringen (Anm. 21).

[23]) Sämtliche ungariſche Zünfte waren nach weſtlichem Vorbilde eingerichtet; 1873 wurden ſie in Ungarn aufgehoben. Vgl. Aull, Otto, Zur Entwicklung des Zunftweſens im Burgenland u. in Weſtungarn, Neue Heimatblätter (Budapeſt), 2. Jg. 1/2.

[24]) Vgl. Eiſenſtadt (Anm. 11) und Aull, Otto, Die Freiſtadt Ruſt am Neuſiedlerſee, 1933. Ungariſche Tſchiſchmenmacher ließen ſich u. a. in Wien und Wiener-Neuſtadt nieder; ſie ſchieden ſich ſcharf von den gewöhnlichen Schuſtern

17. Jh. zu seinem Amtsbereiche.[25]) Eine Quelle ständiger Streitigkeiten bildete der umfangreiche Weingartenbesitz von Oesterreichern, in erster Linie Wiener-Neustädtern jenseits der Leitha, ihre diesbezüglichen Vorrechte in der Weinfuhr und hinsichtlich der Besteuerung hüben und drüben. Einen Höhepunkt erreichten diese Besitzverhältnisse im 16. Jh., seither wurden die österreichischen, insbesondere Wiener-Neustädter Weingartenbesitzer von Seiten der ungarischen Behörden, insbesondere der Gutsverwaltungen der Magnaten (vor allem der Fürsten Esterházy) planmäßig hinausgeekelt, indem man der Bewirtschaftung und der Weinfuhr immer neue Hindernisse in den Weg rückte.

Um 1848 waren diese wirtschaftlichen Beziehungen so gut wie erloschen.[26]) Seit der Angliederung des Burgenlandes wurde Wiener Neustadt in neuzeitlichem Sinne wiederum ein wirtschaftlicher Vorort des Burgenlandes, insbesondere der Bezirke Mattersburg und Oberpullendorf. Auch der burgenländische Fremdenverkehr hat hier ein wichtiges Einfallstor.[27])

Nachbemerkung zu diesem vor über Jahresfrist geschriebenen, unverändert gebliebenen Aufsatze: als Folge des Anschlusses der Ostmark an das Reich wird sich die Bedeutung des Wiener-Neustädter Flughafens und Fliegerhorstes viel nachdrücklicher als bisher auswirken, auch wird zu der Stellung der Stadt als Eisenbahn- und Straßenknotenpunkte auch des Burgenlandes und Westungarns die neue Tatsache hinzutreten, daß hier viele Straßen auch aus Osten Anschluß an die Reichsautobahn Wien—Graz finden werden. Das nördliche und mittlere Burgenland wird nunmehr dem Gau Niederdonau (bisheriges Land Niederösterreich) angegliedert und damit ein der Zeit von etwa 1440 bis nahe an 1650 ähnlicher enger wirtschaftlicher und verwaltungspolitischer Zusammenhang hergestellt und die Bedeutung Wiener Neustadts für das östlich der Leitha gelegene Reichsgebiet sehr erhöht werden.

Wiener-Neustadt. Otto Aull.

---

[25]) Vgl. Senfelder, F., Das niederösterr. Sanitätswesen und die Pest im 16. und 17. Jh., Blätter d. Ver. f. Landeskunde XXXIII, u. Aull, O., Eisenstadt (Anm. 11).

[26]) Vgl. insbesondere die einzelnen Abschnitte der Geschichte von Mayer (Anm. 1) und Karten im Burgenlandatlas.

[27]) Bahnlinie Wien-Wiener Neustadt-Oedenburg, Wien-Wiener Neustadt-Aspang-Südburgenland, zahlreiche Autolinien in das nördliche, mittlere und südliche Burgenland.

Namensverzeichnis der Ofener Bürgersfamilien, 1686—1789.

Die Grundlage nachstehender Zusammenstellung sind die „Matricula civium Budensium“ (B. J. ab anno 1686—1789). Sie stellt die Fortsetzung meiner Verzeichnisse über „Familiennamen der Hausherren der Festung Ofen im Jahre 1696.“[1]) und „Namensverzeichnis der Hausherren und Bewohner der Festung Ofen im Jahre 1714“ [2]) dar.

Das Namensverzeichnis der Ofener Bürgerfamilien enthält den Namen der einzelnen Bürgerfamilien nach Möglichkeit den Originaleintragungen entsprechend. Doch konnte dies nicht durchgeführt werden, wo sachliche Schwierigkeiten vorlagen.

Die Namen sind nach ihren Anfangsbuchstaben alphabetisch angeordnet. Innerhalb der einzelnen Buchstaben sind sie jedoch in zeitlicher Reihenfolge angeführt. „U“ und „V“ wurde mit Rücksicht auf die schwankende Rechtschreibung der Zeit zusammengelegt.

Ein großes Hindernis der Feststellung der Namen war der Umstand, daß die Protokollführer selbst nicht alle vorkommenden Sprachen kannten, bezw. auch durch ihren Dialekt beeinflußt waren.

Zweck dieser Zusammenstellung ist, die Materie derselben den in- und ausländischen Familiengeschichtsforschern zugänglich zu machen, ferner als Quellenmaterial für Familien- und Sippengeschichte zu dienen. Darüber hinaus ist sie auch für die Geschichte Ofens nicht ohne Wert.

Im Namensverzeichnis bedeuten die Jahreszahlen das Jahr der Aufnahme der einzelnen Familienmitglieder in die Bürgermatrikeln.

* * *

Albich, Abisch, Amuth, Armenier, Arbritt, Amonoviz, Aichinger, 1692. Aurisch, 1693. Antonius, 1702. Angerer, 1703. Aichinger, 1707. Aidinger, Alßinger, 1709. Agner, Altendorffer, Amini, 1711. Aigner, Armenier, 1713. Albrecht, 1714. Althueber, Aichholtzer, Angerbaur, Affrahamoviz, Albrecht, 1715. Albich, 1717. Adler, Alitor, Arutin, 1718. Arnold, Auer, 1719. Aurisch, Abdi. 1720. Arnold, Achsomanoviz, Albertshoffer, 1721. Aigner, 1722. Auer, 1724. Aemon, Armener, 1725. Albrecht, Abbt, Agichz, Auer, 1726. Arbes, 1727. Apostolovichz, 1729. Aichinger, 1732. Artman, 1733. Agico, Amberger, Antonovics, Auer, Aigner, 1736. Adamicz, Apostolovich, 1737. Altmann, 1738. Arthner, Arthoffer, 1739. Amblacher, 1740. Andreics, Altmann, Auhueber, Agics, Aberts, 1741. Altmann, Ambrósſy, 1743. Antonovics, Aichmayr, 1747. Aigner, Alber, 1748. Antonovicz, 1749. Abt, 1750. Althueber, 1754. Ander, Albrecht, 1755. Apostolovics, 1757. Amberger, Arlt, Atlizer, 1758. Albert, Aßling, 1759. Aumann, Axamathi, Auerhamer, 1760. Amerin, Andort, 1762. Andreics, 1763. Attinger, 1765. Abertshauser, 1766. Altenburger, Affhalter, 1767. Arvaj, Antonovics, 1769. Andorth, 1771. Adlitzer, 1774. Alexander, 1775. Abele, Arvaj, 1778. Aszoly, 1779. Ashb, Althuber, 1780. Adler, Antenovich, 1781. Andreics, 1784. Arnoldt, Apler, Adametz, 1886. Aigner, 1787. Adamek, Altenburger, 1788. Achendorfer, Ayweck, 1789. Appl, Axamethy.

Baader, Brentano, Bischoff, Bemisch, Balthasar, Binder, Binhausen, Bilanski, Bendl, Böckhel, Bittermann, 1700. Bibalj, Bodling, Baemel, Buchinger, Bernhardt, 1701. Bonovski, Berghoffer, 1702. Budaj, 1703. Brazulovich, Bauer, 1704. Burger

---

[1]) Familiengeschichtliche Blätter. Jahrg. 1928.

[2]) Budapest. Pesti könyvnyomda r. t. 1927.

1705. Büren, 1707. Baur, 1711. Berger, Beyrl, Burkhardt, Bachſchneider, 1712. Bieland, Bohſili, Batzinger, Biß, 1713. Burhhardt, Baemel, Billanski, Burchhardt, 1714. Böhm, Bellin, 1715. Biſchoff, Boſany, 1716. Blaſi, Böhm, 1717. Breyer, Bung, Bogner, 1718. Bohſa, Buttrl, Böltl, Bulla, Bahlauf, Berger, Böhrimb, Bugg, Bößwald, 1719. Bahr, Büller, 1720. Biſchoff, Blaſi, Bosnedj, 1721. Baittay, Bruckh, 1722. Bekh, Baader, Brickhl, Babitſch, 1723. Burkhtaller, Brandt, 1724. Borſay, Bodhorsky, 1725. Bugon, 1726. Bilansky, Bachmann, 1727. Balogh, Bodling, Bachmann, Banichz, 1728. Baics, Brandvogl, 1729. Buggel, Brauſteiner, Bummer, Berger, 1730. Buttinger, Bavianovits, Burchner, 1731. Boldt, Baumberg, Binder, 1732. Baumgartner, Boſics, 1733. Bernhard, Baralics, Berger, 1734. Bernucco, Bagdalics, Biſchoff, Blasl, 1735, Braſulevics, 1736. Bölſterl, 1737. Baeßlinger, Billard, 1738. Bennin, Bittner, 1740. Bundſack, Binder, Bunivacz, Buchner, 1741. Bellan, Benjo, 1742. Boſch, Bogdanivics, Beygler, 1743. Blaskovics, 1744. Baſilievics, 1745. Boda, 1746. Bſcherer, Baur, 1747. Blaſevics, Bellia, 1748. Baumaiſter, Baumhaeckl, 1749. Balaſy, 1750. Bruder, Blaſovics, Bohcili, 1751. Buchon, Bottka, 1752. Baldauf, Boda, Biechler, 1753. Baumann, Bernwallner, 1754. Biriſics, Büchler, 1755. Bichler, 1756. Braunſteiner, Binder, 1759. Bernwallner, 1760. Bogeſics, Bernaczky, 1761. Blaſi, 1762. Blakometh, Bakany, Boros, 1763. Babics, Bergmayer, Balics, 1764. Bindter, 1765. Bukhl, 1766. Barbacſy, Berdolt, Barthelt, 1767. Bürckner, Büglbauer, Bahrleüthner, Baar, Bohſidovics, Bogdanovics, Beakovics, 1768. Blöchl, 1769. Bonivácz, 1771. Bauer, Boſznyakovics, Baumwohl, Bauer, Blaſovics, 1722. Brandl, Bünner, Baky, Berghoffer, Bergmayer, 1773. Bremßl, 1774, Bihall, 1775, Bakics, 1776. Bikich, 1777. Böhme, Beck, Binder, Baláſy, Berger, 1779. Blömlhuber, Brauſch, Blasko, Bauer, 1780. Belanovich, 1781. Braun, Boriß, 1782. Bellicza, Burghard, 1784. Baldi, 1785. Brocsko, Billing, 1786. Brunner, Burweger, Baumgartner, 1787. Blasko, Blobberth, Buſchmann, Beranek, 1788. Blau, Burger, 1789. Brodfiſch, Bruckner, Brunner, Brunszvik, Bauer, Braun, Brav, Bulbaum, Bahner, Breßmayer, Bosnyák, Butz.

Ceroſta, Chriſtian, Carvalj, Croath, Camerlohr, Chriſten, Coronoviz, Conſtantin, Caſpar, Canevale, Chaerl, 1701, Cetto, 1712. Campioni, 1713, Caſpar, 1714. Chriſtoviz, 1720. Cahſin, 1721, Crines, 1723. Chriſt, 1726. Cetto, Crabath, Cſuzy, 1727. Cloſterbaur, 1728. Cſakmacovics, 1730. Cſapo, Chriſten, 1732. Corand, 1734. Conrad, 1736. Capellner, Cuttics, 1738. Capuy, 1739. Cſismadia, 1741. Cetto, 1745. Caſpar, 1747. Cſontos, 1748. Cſolos, 1752. Creützer, 1758. Chriſten, Cſolos, 1760. Cſekele, 1761. Crinos, Cſekö, Conſtantin, 1769. Czik, 1771. Caenell, 1772. Cloſterbauer, 1774. Cſchick, 1777. Czillich, 1778, Czobor, 1785. Conrad, 1786. Cſerni, 1788 Cſonka.

Dommicus, Doll, Doſchano, Dörcku, Dulium, Durchwald, Dillet, Dambach, Dropenſtperger, Divan, Donaſiski, Dollmach, 1704, Dollan, 1707. Dörr, Dolles, Draeher, Donik, 1711. Droburh, 1714. Deppre, Donner, Droburh, Demitri, Dodoroviz, Domik, 1715, Domeyr, 1716. Dillmann, 1717. Despotoviz, 1718. Doll, 1719. Deml, 1720, Durchholz, Dötſch, Deichl, Donner, 1723. Donner, 1725. Dewold, 1726. Donavichz, Dumberger, 1727. Drngler, Dimitſh, Domianovichz, Dimitſh, 1728. Dinkhl Dimitſh, Davidovics, Dodravics, 1729. Daum, 1730. Davidoviz, Dragulinovics, 1733 Derſch, Denckmayring, 1735. Dillger, 1737. Dürr, Deſovics, 1738. Dörr, 1740. Deichmann, Demmel, Dietz, Davidovics, Damianovics, Dacſics, 1741. Doſics, Darady, 1742. Dervodelics, 1744. Duſics, 1747. Damaskovics, 1750. Davidovics, 1752. Dragoslav, Damianovics, 1754. Dewagner, 1756. Davidovics, 1757. Dimitrovics, 1758. Dominik, Devics, 1759. Dimſics, 1760. Draskovics, 1762. Dieſtdinger, Domian, Dami-

anovics, 1761. Deminger, 1764. Demeter, 1766. Dosics, 1767. Dollinger, 1769. Draexler, Draskovics, 1771. Dimich, 1772. Ditl, 1773. Dossenreütter, 1775. Deladamj, Dahlmiller, 1777. Deminger, Distinger, Danzinger, 1778. Dudiovszky, 1779. Dolleschl, Dimich, Danzinger, 1780. Dojasar, 1781. Dietl, 1784. Ditte, Dichler, 1785. Dorner, Dehovich, 1786. Danko, 1787. Deindl, Drittenwein, Denefle, 1789. Dubowszky, Denefle.

Eckher, Eybel, Eberl, Everling, 1692. Edl, Eckhardt, Eschner, Entzinger, Erhardt, Eckherr, Erdinger, Empacher, Eckher, Eder, Eckher 1700. Eckhmann, 1702, Eckher, 1704. Exner, 1709. Epner, 1710 Eytner, 1712. Eri, 1713. Ebenböch, 1714. Ebermann, 1716. Eckher, 1717. Erßl, Edlinger, 1718, Ehrenreich, 1719. Edl, 1722. Eichmayr, Eichmayr, 1723. Enders, Eitzinger, 1726. Eckhermann, 1727. Eisreich von Eisenthall 1728. Ekher, Egics, 1733. Ebner, 1735. Eyllenstein, Ernest, 1736. Ergötz, 1740. Ebenhöch, Eliasevics, 1741. Enyingy, Ebmer, 1743. Ederstorffer, 1745. Ebenhöch, 1748. Eckermann, 1750. Ebenhöch, 1752. Erhard, 1753. Echterling, 1754. Eberhardt 1756. Eberhard, 1757. Endl, 1759. Eder, 1760. Eberhardt, 1765. Eckl, Egr, 1764. Egyed, 1768. Ellmann, 1769. Eyböck, 1771. Ehrenwürth, 1772. Engl, Ebenhöch, Ekl, 1773. Erhardt, 1774. Eckert, 1776. Eberhard, 1777. Ehmann, Enderer, 1779. Erlinger, 1783. Edlsperger, 1784. Eiller, Eger, 1785. Eberling, Eibeck, 1786. Eberlling, Eickhardt, 1787. Eberl, 1788. Ekl, Ertl, 1789. Eningi, Ebner, Erndl, Ertl, Eholdt.

Faeber, Foretti, Fürstenwald, Freymuth, Fürster, Franzin, Filtz, Folto, Föckhl, Fechter, Fuchs, Fasching, Fuhrmann, Fröhlich, Fürstenwadl, Fraessaen, Franziscoviz, 1700. Fleischmann, Franko, 1701. Fuchs, 1702. Falckhomer, Fuchs, 1705. Funckh, 1704. Flor, 1707. Fellinger, Fleischbaur, Fridl, 1709. Frankh, 1710. Fuchs, 1711. Finkh, Felber, Fürlinger, Fuchs, 1713. Frickh, Fillinger, Fraessan, Franziscoviz, 1714. Fritsch, Freydenreich, 1715. Forstner, 1716. Friderich, 1717. Funkh, Fritz, 1718. Freyhardt, Fischer, Faest, 1720. Fidler, Führinger, Fettermayr, Fuchs, 1721. Franziscoviz, Fridlein, 1722. Fidler, Frantz, 1723. Fischer, Fürst, Flaich, Funkh, 1724. Fleiß 1725. Ferenc, Fuchs, 1726, Ferbert, 1927, Fuchs 1728. Fidler, Falckhidi, 1729. Feicsler, 1730. Falconeur, 1731. Forstner, Fridl, Fischer, 1732. Fuchs, 1733. Funck, Fleischbaur, Frölich, 1734. Frick, Fruhewürth, 1736. Forttner, Frunsberger, 1737. Forell, Führinger, 1738. Fidler, 1741. Frank Fecker, Forgács, Führinger, 1745. Fellinger, Fischer, Franciscovics, Forster, Förderer, Ferentschik, 1748. Fux, Frank, Fauth, Frieß, 1749. Funkh, Franciscovics, Fahra, Fischer, 1750. Fidler, Forstmayer, Fuchs, 1751. Fiola, 1752. Franck, 1754. Franckh, Federmayr, Fischer, 1755. Franjul, Fischer, 1756. Fridlein, Felix, 1757. Frassion, Frank, 1758. Forstmayer, Funkh, 1759. Fridlein, 1761, Falkoner, 1762. Fickel, 1763. Fühl, Fridl, 1764. From, Fidler, 1765. Federspiel, Fickl, 1766. Falk, Funck, 1767. Frumb, Funck, Freydhoffer, 1768. Fickl, Freud, 1769. Fitz, Fruwirth, 1770. Fux, Farkas, 1771. Farkas, 1772. Fühl, Fleischmann, 1773. Fröhlich, 1774. Fröschl, 1776. Füslinger, 1777. Freyß, 1778. Fischer, Frid, Fausser, 1780. Fitos, Finck, 1781. Felsmann, Fuchs, Fischer, Fastl, Frauen, 1782. Frickman, Forstmayer, 1783. Foriß, 1784. Faßl, Forsatz, Fidler, Feind, 1785, Franck, Fohrmann, Fineisen, Fetig, Fuchs, 1786, Fimpl, Fischer, Frustuck, 1787. Faecher, 1788. Fory, Forstmayer, Frölich, Fegerl, 1789, Fischer, Fuchs, Fidler, Füll.

Grueber, Gering, Gall, Götz, Griener, Grobanovich, Glasser, Gartner, Geitter, Gogner, Glabatan, Ghor, Gerardin, Grueber, 1692. Graff, 1693. Gregorius, Glatz, 1700. Graloviz, Goschitz, 1702. Groner, Gionoviz, 1703. Grim, 1712. Geißler, 1713. Gerstorsser, Ganglhoff, 1706. Gastinger, 1707. Görgal, Gollkitzer, Grb, 1709. Gyerkoviz, Großmann, 1710. Gleixner, 1711. Grazoviz, 1713. Gaudinus, Götter, Gangl-

Hoff, Gehrwald, Gerſtorffer, Gelicz, 1714, Geißler, Glatz, Grienauer, Groſſer, 1715. Grueber, Grupp, 1717. Geiger, Grader, Glöckhner, 1718. Glatz, Glaſſer, Groſſer, 1720. Göllermayer, 1721. Gretſchner, Geſchiz, Gemeiner, 1722. Göltl, Grisko, Gebhardt, Goll, 1723. Greißler, Garttner, Gömoyr, Graeßl, 1724. Gloß, 1725. Genigen, 1726. Gebhardt, 1727. Greller, Gabvilovichz, Graichz, Gusncanovichz, 1728. Gabrilovics, Georgevics, Gollmayr, 1729. Gyriſch, Graß, Gruszly, 1730. Györffy, Grueber, 1732. Glöckner, Gandolffy, Gimeſch, 1733. Gaenßl, Graf, 1735. Gerſthans, 1736. Glier, 1737. Glavadan, Gall, Grho, 1738. Gründl, Gallant, 1739. Gaiml, Grobetty, 1740. Gyukics, Grießlbaur, 1741. Gyurcsanszky, Giellich, Geringer, Gludovacz, 1742. Glaß, Galle, 1743. Gaſtberger, Georgovics, 1744. Gegenhüeber, Gel, Gebey, Guttmann, Geiger, 1745. Gotthardi, Glier, 1746. Geißler, Gleixner, Gehenwald, 1747. Ginics, Gaſtinger, 1748. Gaſtegger, Gaſſeck, 1749. Groß, Georgevics, Guglenderovics, Geßke, 1750. Greß, Gimpl, Gabriel, Gigerseder, 1751. Grieglſtein, 1752. Golz, Groman, 1753. Grailler, Gabriel, Granabitter, 1755. Grabmayer, 1758. Graber, Gutſchwager, Gubo, Gommzky, 1759. Gebhart, Georgovics, 1760. Gimpl, Gello, Gibis, Gaemel, 1762. Goldhamer, Glöckl, Gimpl, Gaics, Gaengl, 1763. Gehr, 1764. Gergelovics, 1765. Guldi, 1766. Groll, 1767, Gimpl, Groh, Georgovics, Gigel, 1769. Gammel, Gmeiner, Gözy, 1670. Grundner, Gyra, György, Geyer, 1771. Galdy, 1772. Glier, Griesbacher, Gartner, 1773. Göller, Gergencz, Gál, Groshauſer, 1774. Grafl, Grabner, Györffy, 1775. Grobety, 1776. Göl, 1777. Gebl, Gröſſinger, 1778. Gaeuſſer, Graf, Gulrich, 1779. Gallbrun, Glaſſer, Garray, Gruber, Gromann, Gilly, 1780. Griemmann, Gragoevich, Gindl, Göſzi, 1781. Gabriel, 1782. Götz, 1784. Gara, Gyumlaj, Gebhardt, 1785. Galiard, 1786. Gaißler, Grach, Graf, 1787. Gatter, 1788. Graics, Gorfy, Gebhard, 1789. Gyukics, Graeffl.

Haun, Holdermann, Hueber, Heurer, Hilwerth, Haßlmayr, Herrdegen, Höfele, Hueber, Hausruckher, Hueber, Heinner, Hueber, Happacher, Hirſchl, Halſch, Hoffmann, Hausruckher, Haffner, Hackkritter, Hueber, de Hage, Hirſchallner, Hoffmann, Haffner, Hölbling, Hans, Hauſchild, Hanſekits, Hafner, Honauß, Hörmann, Hueber, 1700. Hebenſtein, Hochennkreitter, Holtzheu, 1703. Humpel, Hoppe, 1705. Huetterer, Hartmann, 1706. Heinrich, Honauer, Horváth, Hauer, Hueber, 1707. Hamer, Hilleprand, 1708. Halazki, Heyberger, 1709. Hierts, 1710. Haluſch, Hohenwartter, Hoher, Hoffmann, Haeckhl, Hueber, 1711. Hüm, Hauſſer, 1712. Hennekhr, Hart, Hoffmann, 1713. Haeußler, Hörger, Hoffmann, Holl, Hoſſer, 1714. Hausruckher, Helmſtritt, Haffner, Hallmayr, Hüttner, 1715. Hueber, Haaß, Haenßl, Haller, Hausruckher, 1716. Horvát, Heimſinger, 1717. Hamer, Hoffinger, Hueber, 1718. Huebinger, Hetz, Hilleprand, Hueber, Honauß, Haaß, Haeckhl, Hoffmann, 1719. Heygl, Haußner, 1720. Harttinger, 1718. Hader, 1720. Hanneberger, Heimb, Höltzl, Halbwachß, 1721. Hackher, Hoffmann, Hillebrandt, Hintzmann, Heydl, 1722. Horváth, Hüttenbacher, 1723. Hans, Hann, 1724. Hördt, Heydemüttinger, Hueber, 1725. Hölzer, 1725. Haas, Holtzmayer, Hauer, 1726. Haagen, Hocheder, Haendler, Hörmon, 1727. Hürtt, 1728. Horvát, Hueſt, Hamekhe, Hoffmann, Heydl, Hoffmann, 1730. Hanicſek, Hartnagel, Haas, 1731. Hueber, Heinrichloſſer, Heinzmann, Hoffmann, 1732. Haeußler, Hermann, Huntfleiß, Heylland, Horvát, Hoffweyer, Halbighaus, Haenſchl, 1733. Haman, Holzer, Hueber, 1734. Hvisdak, Hauch, Harttmann, Harer, Harttmann, Haenrich, 1735. Hoffer, 1736. Hecht, Hueber, 1737. Herbſt, Huebmer, Heükroth, Hochberg, 1738. Hönauer, Hlatky, Haß, Hailler, 1740. Hügl, Högl, Hinger, Haufſenblaß, Hoch, 1741. Hoffmann, Hillebrandt, Hubert, Harminczar, 1741. Hubert, Hoſenreither, Hoffmann 1742. Haraſti, Hacker, 1743. Hueber, 1744. Haedinger, Hagen, Haffner, 1745. Hoſtmann, Hübler, 1746. Herwartter, Hauck, 1747. Hürth, Hertzög, Hoffmann, Haengl,

Haderer, 1748. Handelsberg, 1749. Hausſtaetter, Haufner, 1750. Hüeber, Hörmann, Hadnahdjovics, Hölzl, 1751. Heiß, Hörgſt, 1752. Haenckl, 1753. Hochaloſch, Herdlrich, 1754. Hoffbauer, Harrer, 1755. Heß, Hinterauer, 1756. Hillebrand, 1757. Horváth, Hürth, Hupauer, Höger, Heermann, Heß, Hausrucker, 1758. Häüßler, Habendanz, Hannesland, 1759. Haider, Haßlinger, Hackſtockh, 1760. Hoffmann, Horváth, Hueber, Hertl, Hermann, Hamon, 1761. Hoffmann, Hörmann, Herbkh, Hölblinger, 1762. Horváth, Hainrich, Heim, Hofwahrer, 1761. Haller, Heß, Hackinsfleiſch, 1763. Hoffmann, Holkovics, Hieſtel, Hürth, 1764. Holzer, 1765. Haindl, Habermüller, 1766. Hrabovszky, Hierwarther, Höfner, 1767, Hölbling, Hörmann, Huns, 1768. Hibner, Haigl, Hackelsperger, Harn, 1769. Holl Herta, Holzbach, 1770. Hackenhofer, Handl, Holzer, 1771. Horváth, Haberl, Hofhansl, 1772. Hirth, Hürſchmann, Haſelbeck, Haeder, Höck, Hauſenblaß, 1773. Higl, Hübner, Hirſch, Hopfenmüller, Haßmann, Hakker, 1774. Holzbach, Hirth, Hirth, Hueber, Hofbauer, Haltya, 1777. Haßlinger, Hauswürth, Haman, Hieß, Haſelbeck, Höht, Hiebl, Horváth, Hebauer, 1778. Haeusler, Held, Haimann, 1779. Huppauer, Hellffer, Hirſch, 1780. Haslinger, Helzl, 1781. Hainrich, Hainrich, Hafmann, Hanckl, Haller, 1783. Hadnyajovich, Haillingendhall, Heinz, 1784. Hamon, Habertanz, Hausler, Holtſch, Hueber, Haurer, Hitzinger, 1785. Höff, Hübler, Hofmann, Hauer, Hauer, Horecsny, Haterspruner, Handl, Haeuchler, Huber, Höbartner, Heiß, 1786. Huber, Hefner, 1787. Hölzl, Hirſchmann, Hacker, Hauerſtorfer, Hartmann, 1788. Hopfl, Höpfinger, Holzer, Huber, 1789. Haßlbeck, Heim, Handl, Hangl, Hazlinger, Hueber, Haberſtroh, Hawer.

Jalovski, Jellmann, Jrackh, Johr, Janiſch, Ivankovics, Javich, Jaerſchin, Janoſch, Juriziz, 1700. Jaehring, 1701. Janoſch, 1702. Ivanoviz, Jurkovic, 1705. Jellmann, 1706. Jurkovics, Janizics, Jurkovics, 1707. Jurkovics, 1709. Jakobek, Jukoſchiz, 1711. Janoviz, Imkoviz, Janſchiz, 1712. Jaeß, 1713. Jurko, Jellmann, Jurziz, 1714. Jenner, Jorkicz, Jankoviz, Illik, Illiz, Ivanoviz, Jauß, 1718. Jgl, 1719. Ivanoviz, Iſakovics, 1720. Jeſka, Jungwürth, Ivanoviz, Jecoviz, Jagiſch, 1722. Jacoſchiz, 1723. Joſhicz, Jordan, Jurkovitſch, 1724. Jakotshevichz 1725. Jacoſchiz, Jenichen, 1726. Janſohn, Jungbaur, Jenes, Jurichz, 1727. Jovanovichz, Jurkichz, Imho, 1728. Jeremias, Jancovics, 1729. Jahiz, 1732. Ivanovics, Illiaſevics, 1734. Jurics, 1735. Infanti, 1736. Jaenn, Jaeß, 1737. Jurics, 1738. Jaeger, 1740. Jakocſevics, Jaeger, 1741. Jgl, Jaeger, Jaeger, Jglai 1742. Jakocſevics, Inderwies, 1746. Jörg, 1747. Jankovics, 1748. Johaenn, Jilka, Jacob, 1749. Jeniger, Ivanovics, 1750. Jalics, Jenemics, Joanovics, Jaudes, 1751. Jacob, 1753. Joviſcicz, Jungmeiſter, 1754. Jaentſchky, 1756. Juriſics, 1758. Janſon, Jungbauer, 1760. Iſpan, 1762. Jocher, Judenburger, 1763. Jordan, Jeremics, Jankovics, Jgl, 1764. Illiaſevics, 1765. Joſephus, 1766. Jennig, 1767, Joſſics, 1769. Jglaj, Jakocſevics, 1770. Jaeger, 1771. Jorgovich, 1773. Jukics, Jorgovich, Jaſko, 1774. Jovanovich, 1775. Joanovich, 1776. Jgl, 1777. Jovanovics, Intervis, 1778. Jnzl, 1779. Jungmeiſter, Job Jorgovics, 1783, Jörgy, 1785. Intereß, Juraſſovich, 1788. Jelineck, Jankovics, 17 89. Jetſchka, Jacob.

Krempl, Kurtz, Kayſſer, Koven, Klauß, Klauber, Kahr, Kneißl, Kalchner, Kautnikh, Krauß, Koch, Kahanekh, Kundorf, Klinglmayer, 1694. Kleckhner, Kaerner, Kneißl, Kraetzer, Klauber, Kaerner, Kornfeyl, Knackher, Kovazovich, Klinger, Kinßl, 1713. Keller, 1700. Kramer, Kreſchbaumer, Kogler, 1702. Krempl, Kleckhler, 1707. Kraemann, Kereſti, 1709. König, 1710. Kornfeyl, 1711. Kühlhoffer, Küſtler, Kaerner, Klinglmayr, Keppler, 1712. Klauß, Kollmann, 1713. Keyl, Keller, Kleynod, 1714. Kenberger, Kuſmanoviz, Kriſtik, Kneſovic, Kugl, 1715. Kramerlauf, Kratzmayr, Krifka, Kokal, 1716. Kuttler, Kleßdorfer, 1717. Kaſſenmüller, Kraehamer, Kindler,

König, Kramer, Kuhn, Kaerner, Kühlhoffer, Keckh, Krempl, Kyrall, 1718. Kracher, Knoll, König, Koch, Katzian, Kuſar, Kellner, 1719. Kneiffl, Kayr, Kandl, 1720. Keminik, 1721. Kramer, Kreyßler, 1722. Koller, 1723. Künerffreger, Kramer, Körner, Koller, Krempl, Koval, 1724. Kleynod, Kitzler, 1725. Kneißl, Kuntzt, Kuhn, 1726. Knecht, Kubani, Koller, Killinger, Kopflberger 1727. Kintzi, 1728. Kramer, Koſt, Kohr, 1730. Kaar, 1731. Krauß, Kienzl, 1732. Kucſerka, Kroicher, Koſnis, Koch, Klar, 1733. Knotz, 1734. Kralovics, Keck, 1736. Klampfleüthner, Kopf, Kraener, Klettenhammer, Keck, Klampfer, Koſtics, 1737, Kraics, Kolbnutz, Kayſer, 1738. Knopf, Kugler, 1740. Knor, Kaufmmann, Kovacſevics, Kuntner, Kuglgrueber, 1741. Kolb, Kirchmayr, Klauber, Kuntzl, Kuglbaur, Köpflberger, Klauß, Kollmann, Klinglmayr, 1742. Köſyi, Kibling, Kiricſics, Klimm, 1743. Keybl, Kneſovics, Kapo, Knoll, Kahr, 1744. Kramerlauf, Keller, Kirchner, Kiß, 1745. Knotz, Klirgl, 1746. Klepfer, 1747. Knotz, Kremmer, Kuliffay, 1748. Kohſics, Koller, 1749. Kokics, Krauß, Krauthau, Khürlaender, 1750. Kovács, Kriſtics, Kopf, 1751. Klein, Klell, 1752. Kaſtner, 1753. Knechtl, Kramerlauf, Kludovacs, 1754. Knauer, Kriechenbaumb, Kramer, Kleinod, 1755. Köller, Kick, König, Kraepl, 1756. Klampferer, Kluakovics, 1757. Kneſovich, Kramer, Kölbl, Krezer, Király, Kramerlauf, 1758. Koller, Kayſer, Krenipl, 1759. Krſtics, Koller, 1760. Keſics, Krcſál, 1761. Kolovics, 1762. Kraics, Kolb, 1761. Kaeßmann, Klauß, 1763. Kaeß, Kubany, Körner, Kollmann, 1764. Klampaczky, Kehics, Klauber, Kramer, 1765. Kirnbauer, Kleinod, Kermer, Kyran, Kreß, 1760. Kneſovics, Kapelberger, 1766. Kundſy, Kazian, 1767. Kern, Krempl, Kobacſik, Kayß, Knol, Koſta Kibling, Klobizer, 1768. Knacſovics, Klampaczky, Kriffka, Kopperger, 1769. Kuglbauer, 1770. Knauer, Klaka, Kunſt, Knapp, 1771. Kupach, Krays, 1772. Klampper, Kapelner, Khüpling, Kunhardt, Khayll, Kaenzl, Klops, Koſthán, 1773. Kyrics, Krauthan, Keller, 1774. Kuklenderovich, Kretſchmayer, Kollerich, Kern, Knopf, Kling, Köſtner, 1775. Kovách, 1776. Kaetzler, Krobath, 1777. Kollovics, Koller, Köſtner, Kner, Koſſarek, Kriesbach, Khar, 1778. Knotz, Kolbeck, Koller, Knöbel, Kranz, Keller, Krauß, 1779. Kravath, Königh, Kayſſer, Kuſnyák, Koncſancſik, Kratz, Kremerer, Kiſch, 1780. Kraller, Kugler, Kremer, Kriſten, Kretzer, Koch, Krones, Kausky, Közy, 1781. Kerpher, Kralavacs, Kneſovics, Khietreiber, Keglevich, Knoll, Kempf, 1782. Kriſák, Krammerlauf, Killender, 1783. Krper, Krems, Konſtanczer, Kulics, Kratanſics, Kratanſics, Koſznics, 1784. Kapelberger, Kramer, Kerner, Kolb, Kopfmiller, Kaur, 1785. Kraill, Kéry, Krayß, Kuttlwaſcher, Kaesmann, Kovacſevich, 1786. Kolb, Kovács, Klanner, Knechtl, Khünell, Kretzer, Kriesbacher, 1787. Krackovitzer, Komolcſak, Köſtler, Kléberger, Koller, Kolbe, Krepal, Kno", Knapp, Koltay, Keller, 1788. Kaſtl, Knotz, Kuglbauer, Kenns, Krabacs, Kloſtermayer, 1789. Kern, Koller, Krammer, Krad, Köſtler, Kitzinger, Kietreiber, Kelepcs, Kuncz, Krieglſtein, Kovács, Kramer, Koller, Kunſt, Keller, Krener, Kriegsmund.

Leſſier, Lueger, Laux, Lang, Lorago Lasko, Leiſchner, Lukazoviz, Lampa, Landvay, Lang, Linier, Leidl, Lercher, Langhauſſer, Lucas, Lambekh, Lang, Laempl, Laermir, Lang, Lepp, Laſchiz, Lanſſendorffer, Limbekh, Lechmann, Lill, 1693. Lukazi, 1701. Landtrachtinger, 1702. Landſchin, 1703. Luttermayr, 1704. Lintner 1706. Langeckher, 1709. Langin, Laſchiz, 1711. Lenner, Lichtenplan, Leyrer, Leutner, 1712. Lukics, 1713. Lichtenwartter, Liſka, 1715. Lang, 1716. Laußmann, Leithner, 1717. Lachner, Landſtorffer, 1718. Leidl, Lasko, Lukhner, Lichtenauer, 1719. Lazkoviz, Lang, Lingmann, Lalics, 1721. Löffler, Lihmer, 1722. Leitting, 1718. Lang, 1724. Langekher, Lueber, Leonhardt, 1725. LLukacſi, 1726. Leber, 1727. Laux, Lanſovichz, 1728. Lukics, Limbruner, Löffler, Lang, 1729. Laembl, 1730. Lazuſka, 1732.

Liſka, 1733. Lecker, 1734. Laimber, 1735. Lohr, Laußmann, 1736. Lederer, 1737. Langmayr, Lang, Lang, Lukacſy, Ludwig, Lekics, 1739. Löcker, 1741. Lieſchky, Leyrer, Lukacſevics, Leyrer, 1742. Litriſics, Leüthner, Laſarovics, 1744. Lackner, 1745. Lechner, 1747. Landfeld, Lalics, Lang, Laborecz, 1748. Leſka, Lupperber, 1749. von Löfflern, 1750. Leib, Löffler, Lubicſics, 1751. Lindmayer, Lazarovics, 1752. Lukics, 1753. Lorenz, 1754. Lang, 1755. Lackner, Leßner, 1757. Landerer, Lang, Leiner, 1758. Lengyel, Locadelli, 1760. Ludwig, Lazarovics, 1761. Liebl, 1762. Landinger, Lindemayer, Lukics, Leüthner, 1761. Liebl, 1763. Limbrunner, Lautenbach, Leiner, 1765. Langino, 1766. Liechtenberger, 1767. Ludwig, Lackner, Lukacſevics, 1768. Linka, Linka, Lrchenbauer, Lang, Lencker, Linka, Lindenmayer, 1769. Lang, 1770. Leiner, Linck, Laſzlovszky, Laibl, 1771. Lipp, 1772. Linſenbulz, Linſneder, Landſtorfer, Lupperger, 1773. Linck, Lechner, 1774. Lahar, Linſenholz, Lang, 1775. Linſenholz, 1776. Locatelli, Laeſtar, Lubner, 1779. Leſſner, Liſzka, Limbruner, 1780. Landinger, Lenz, 1782. Lackner, Leowold, Linseder, Lang, 1783. Loſert, Lechner, Lezer, 1784. Liſt, Lazarovich, Lauffer, Luſtig, 1785. Lechner, Liebl, 1786. Leithauſer, 1787. Laborácz, 1788. Liebenberger, 1789. Lichtenſtern, Lamrig, Löb.

Merkhl, Mayr, Mildumb, Menigati, Maderni, Müller, Mayer, Matthi, Marinoviz, Mikloſch, Marökher, Mayer, Mertz, Maetzinger, Milpach, Mayer, Mataſkoviz, Müllner, Mohr, Müller, Marx, 1700. Mattaſoviz, Müller, Matthai, Mettoviz, Meyner, Marx, 1701. Müller, 1702. Müller, Multzer, 1703. Müller, 1704. Mundbrod, Mießer, 1706. Mihal, Marianoviz, Mihaloviz, 1707. Mertz, Müller, Mayerhoffer, 1708. Makdermotroj, 1709. Meminger, Mahr, 1710. Mittagh, 1711. Millberger, Mihailoviz, Mathy, Mohr, Mahanek, 1712. Mößl, Multhauff, Muckh, 1713. Müller, Müller, 1714. Moll, Mayr, Miloſoviz, Mihaloviz, Matthiaſoviz, Markoviz, 1715. Mayfels, 1716. Manik, Maurer, von Mayerberg, 1717. Mihal, 1718. Mündtner, Maurer, Moßauer, Maeſchol, Meydl, Maricſevics, 1719. Mayr, Mößl, Meyrhold, Mößl, Müntzer, 1720. Marianoviz, Mayr, Miklo, Marquard, Müller, Melankowics, Murß, Mirdlhamer, Marchiz, Maerkhl, Micholzky, 1721. Maendl, Mathy, 1723. Mattahſovich, Moraldo, Michalsky, 1724. Moßleutner, Maucher, 1725. Marizovichz, Mundbrod, Meyr, Maurer, Mettokovichz, 1726. Müller, Manuc, Mattkovichz, Meindl, Maurer, Michl, Müner, Mohr, 1727. Mayer, Miloſovichz, Miloſablevichz, 1728. Milinkovics, Markovics, 1729. Müller, Mölckh, Mentzl, 1731. Müſtl, 1732. Mayer, Martinovics, 1733. Mielich, Müllner, Margics, Meinharder, Moſſer, 1734. Minaſevics, Mödlhammer, 1735. Müllner,, Mayr, 1736. Müller, Müllner, Marcktmühler, Milics, Mayer, Müntzer, 1737. Mikſchitz, Murbach, Meix, Mihics, 1738. Mannek, Montabon, Marco, 1739. Mayerhoffer, Mertz, 1740. Mertz, Mattern, Miller, Markovics, Mayer, Marics, Madlag, 1741. Mohr, Miloſſovics, Mirdonner, Mihics, Meißner, Martinovics, 1742. Mayr, Milicſovics, 1744. Multhauſch, Milliovics, Meindl, Marblſtein, 1745. Mitterer, Marianovics, Mirdoner, 1746. Makay, Muckenhueber, Mihalko, 1747. Maenhard, Mayer, 1748. Mößner, Miſkovics, Mayer, Maringgele, Miller, 1749. Milacher, Miſtl, 1750. Maurer, Millonovics, Meißner, Molli, 1751. Marnoſovics, 1752. Marics, Mayer, 1753. Miller, Milinkovics, Mangold, Mayrſchütz, Mintner, 1754. Mayerberg, Meyndl, 1755. Maenner, Milok, Mayer, Mann, 1756. Miloradovics, Manokovics, 1757. Muſanics, Molterer, Mathy, Mödlhamer, 1758. Martinovics, Merz, 1759. Malz, Mayer, Martonovics, Malike, 1760. Miatovics, 1761. Mayrhold, Maneck, 1762. Minas, Mihailovics, Markovics, Mößner, 1763. Meſzáros, Miller, Müller, Melicſek, 1764. Müller, 1765. Mihalko, Miſtl, 1766. Makacs, Müller, 1767. Mundinger, Maneck, Mayer, 1768. Marmerics, Mayr, Mencſik, 1769. Müller, Max,

Mayerhoffer, Maurer, Mezker, 1770. Minaſovich, Mihailo, Martelſchlaeger, 1771. Manokovics, 1772. Mikſics, Maltzer, May, 1773. Milinkovich, Moſt, Mitky, Moricz Martelſchlaeger, Mats, 1774. Mick, Monaſterli, Mayer, Meyſchitz, Magatty, Mihalko, 1775. Milutinovich, Meisner, 1776. Miller, Mihich, 1777. Maindl, Millacher, Marmelſtein, Margo, Mayerholdt, 1778. Meindl, Maák, Murbeck, Milinkovics, Meißner, Millhoffer, 1779. Macſj, Mandel, Millner, Mettendorfer, Mößner, Marinkele, Miller, Mayer, 1780. Momirovich, Meßner, Miller, Milunovics, Mayerholdt, Martinkovich, Miller, 1781. Mayer, 1782. Mundlinger, 1783. Metſch, Minichhoffer, Morhardt, Milok, 1784. Mangold, Manner, Momirovich, Mayer, Miller, Miller, Mundlinger, Magnus, 1785. Mayer, 1786. Matejovics, Mauthlechner, Moſt, 1787. Müller, Molly, Montag, Mayer, Mangold, 1788. Mayer, Muſtel, Milloch, Mikſchitz, 1789. Münzberger, Maenner, Miloſzavlevics, Markovics, Müllner, Mayer, Muhbaintner, Margolich.

Niemeyr, Negele, Neuhaeuſer, Neuhold, Naziesta, Novi, 1699. Nidermayr, 1702. Nattermann, Nußbaumer, 1705. Neutra, 1704. Novanzki, 1709. Nuſſer, 1712. Nigl, 1713. v. Neſſern, 1714. Nicoliz, 1715. Nagl, Neuner, Neumarkher, 1716. Niderkürchner, 1719. Naſſau, 1720. Neuhold, Neckhamer, Neißl, Neſcoviz, 1723. Niſtler, Naglſtaetter, Nicolitſh, Neuhaeuſer, 1725. Neuperth, 1726. Noldt, 1727. Nitlauff, Nenadovichz, 1728. Nicolitſch, 1729. Neſkovics, 1731. Nieſſack, Neühauſer, 1732. Naſy, 1733. Nieſſack, 1734. Neühold, 1735. Neüburger, Neümann, 1736. Naſe, Nikolics, 1737. Neüſtaetter, 1738. Negele, 1740. Niketics, Nicolics, 1742. Novak, Nebl, 1743. Naſe, 1744. Németh, Nedelkovics, Novincſek, 1746. Nittlauf, 1748. Nikolics, 1749. Nebauer, 1750. Nikolics, 1756. Neüſchl, 1758. Neühauſer, Nottenſtein, 1760. Neühold, 1761. Nickh, Nikolics, Neſtorovics, 1763. Nickh, 1764. Nano, 1765. Necsherny, Niedermayer, Neüburger, 1766. Neühold, 1767. Nierer, 1768. Nano, 1769. Needer, 1770. Naglſtaetter, 1771. Niſak, Naſtics, Naſe, 1773. Nicolich, 1774. Niedermayer, Nikolich, 1776. Nemeß, Nickl, 1777. Maindl, Niedermayer, Niedermayer, 1778. Nemes, 1779. Natyeſzta, 1870. Nalbanovics, 1781. Nebuczky, 1782. Niedereder, Novák, 1784. Niſak, Nebuczky, 1786. Neſkovics, Niederdorfer, Nikolics, Nick, 1787. Neuhold, Nollenſtein.

Ober, Oth, Obendorfer, Oberauer, Ozovay, 1703. Orthner, 1702. Opitz, 1711. Ott, Oefner, 1714. Oſtojaviz, 1715. Oeffner, Ofner, 1716. Obermayer, 1716. Oberhoffer, 1717. Oſtiani, 1718. Olitor, 1725. Ott, 1726. Orafka, 1729. Obergruber, 1732. Orban, 1740. Olitor, 1742. Oſtoics, 1746. Oefner, 1751. Ofner, 1752. Odorján, 1755. Oratſek, 1758. Orſenico, 1760. Ottmayer, Ott, 1762. Opler, 1766. Ockenfuß, 1768. Ottova, 1769. Oſterdinger, 1770. Olaſz, 1773. Oſztoics, 1774. Omrein, 1775. Öfner, 1777. Oberrecker, 1778. Ott, Oſterlechner, Ott, 1784. Olicſni, 1785. Oswaldt, 1786. Oſtoics, 1787. Orczy, 1788. Orſonics, 1789. Oliva, Oth.

Pöſſinger, Pauckhenheider, Pöſſenbacher, Poraviz, Praunseißen, Paur, Preſcher, Payr, Pohſehſi, Poſch, Priveli, Pohſaiz, Pocho, Pekher, Poſchla, Preminger, Preymayr, Petrazek, Pankin, Pabſt, Pabſt, Pavianoviz, Prunnhuber 1692. Prunner, Piſtolla, 1693. Pirnbaum, 1694. Pöſſinger, Plöckhler, Pöckh, Paſſani, Perger, Pappenberger, Perger, Prauß, Piffl, Paekh, 1709. Pölſterl, 1712. Pöltzl, 1700. Perkoviz, 1701. Pabſt, Prink, 1702. Pöller, Pejoviz, 1705. Proßmann, Pogensperger, Pichler, Praenkhl, 1706. Pauloviz, 1709. Pauloviz, 1710. Pavianoviz, 1711. Peſtaluz, Poſch, Paſka, Pröbſtl, 1712. Pochmajoviz, Pfeiffer, Paviz, Paulinoviz, Petalofski, Peſtaluz, Pokh, Panter, Pigino, Prokeſch, Paur, 1713. Paur, 1714. Paembler, Praendl, Paur, Popoviz, Pettoviz, Paſloviz, 1715. Pixenſchmied, 1716. Plinus, Printzing, 1717. Paeßl, Peyr, Pößl, Peyrl, Prauner, Praendl, 1718. Pribile, Popp,

Perkovics, Pichler, Pössenbacher, Peduzi, 1719. Pfeffer, Perger, Pertl, Petroviz, 1720. Paffrej, Pettovics, Prauß, Preradovics, 1722. Prömer, 1723. Perger, Piller, Panner, Perbinger, Petit, 1722. Peisser, 1723. Paur, 1724. Pistolla, 1725. Pur, Pundian, 1726. Peyrl, Peyr, Paur, 1727. Prödl, Petrovichz, Petrovichz, Prancovichz, Petrovichz, Poppovichz, Poppovics, 1728. Poppovics, Palm, Praeradovics, Pandelevics, Putz, Pertl, 1729. Petrotten, 1730. Podling, Paur, 1731. Paur, Pappenberg, Perkovics, 1732. Pock, Pribely, Purtscher, Prauß, 1733. Paar, Paumann, Preradovics, Pölsterl, 1734. Prinzing, Prunner, Preyer, Pfilip, Pingezer, Prümer, 1735. Perger, Pacher, Paur, 1736. Pundtsack, Pfeister, Pejakovics, Prohaska, Peics, 1737. Pracsko, Popovics, Pratty, 1738. Pauter, Prinzeder, Pappenberger, Paur, Praenckl, 1740. Pönnöl, Poloni, Pavlevics, Papperdy, Preyzty, Panschab, Peics, Paur, 1741. Peitz, Pfeyffer, Pairics, Paur, Perschmann, Peyer, Plüemel, Pereczky, Pavianovics, Perics, Pentz, Perklacsics, 1742. Purckhart, Peyerl, Pischoff, Pratty, Polack, Pavics, 1743. Pössenbacher, Paradeys, Peyer, Paska, 1744. Prodanovics, 1745. Plechner, Pigino, 1746. Pald, Puchmayr, Paur, 1747. Pribili, Puckl, Peyerl, Paulovics, Priedl, 1748. Partberger, Pejß, 1749. Plaezer, 1750. Parr, Prey, Pantelics, Poliakovics, Pusch, Pollermann, 1751. Pauer, Peverada, Praittenacher, 1752. Putz, Pavics, Perger, Pop, Philipp, 1753. Pauer, Pittner, Pur, Pavianovics, 1754. Postarovics, Perger, Püller, Petraj, Pruckschlögl, Pach, 1755. Pusch, Pavianovics, Povovics, Peyerl, Pokorny, 1756. Preyer, Peyer, Planck, Plapert, Popovics, 1757. Petrák, Pollermann, Pogacs, 1759. Paunovics, Pichler, Pald, Panics, 1760. Petrovics, Pecker, Pianovics, Papics, Popovics, Perger, Petrovics, Pabstmann, Pöschl, 1761, Popin, Plasserer, Puz, 1762, Peer, Putz, Pauer, 1763. Prunner, 1764. Pannacz, Pichlbauer, Petrotta: Pischof, Pereczky, 1765. Pizer, 1766. Plumer, Prauß, Parzer, Pauter, 1767. Pinisch, Petrovics, Preuzky, Persa, Pfeiffer, 1768. Popovics, Pauer, Piglbauer, Peyer, Penz, Pabler, Pfeiffenberger, 1769. Perschmann, Perschmann, Prach, Peütter, Poloni, 1770. Pruck, 1771. Peck, Plapperger, Pullovich, Pinnerth, Pavlovich, Paumwohl, 1772. Pulovich, Pavkovich, Pürschl, Pohl, 1773. Perger, Prenessel, Perschmann, Pixis, Pogner, Pauer, Pantasich, Pauer, 1772. Paschgall, 1774. Pirzelmayer, Pscherer, Pavianovich, 1775. Popovics, Popovics, 1776. Plohl, Paulovics, Pereczky, Popovics, 1777. Pollermann, Parnickl, Pantasics, Penneder, Pinaghel, Peics, 1778. Pfeiffer. Pauer, Pach, Payerl, 1779. Pavlovics, Pocz, Pallinger, Petrovich, Pajcics, 1780. Pserer, Pfundtner, Pfarer, Pauer, 1781. Peller, Puhr, Peller, Pusob, Petko, Pavianovich, 1783. Pencz, Peter, Pallovics, 1784. Perwallner, Püglmayer, Pietenberger, Preysner, Perschmann, Pacsadj, Purckman, 1785. Pauer, Pauer, Popovics, Populus, Peilesauer, Pfeiffer, Pichler, Panzer, Piller, Peesty, Pauer, 1786. Petöcz, Puchner, Paulovics, Pacher, Purweger, Pittner, Platzer, Paumgartner, 1787. Prey, Pantelics, 1788. Pellert, Prohaczka, Ponier, 1789. Pescosta, Paulik, Pacher, Pfeiffer.

1707. Quasta. 1789. Quaebl.

Reisinger, Reinhold, Rost, Riemer, 1686. Rodl, Redl, Rapold, Rieder, Tadics, Reim, Ropenberg, Rother, Rost, Rempe, 1713. Riedl, 1700. Roithner, 1703. Riedl, 1701, Reitter von Rittersheimb, 1706. Rudics, Rudolf, 1707. Reitter, 1709. Rest, 1712. Radinkoviz, Rott, 1713. Riedl, 1714. Raedl, Radojoviz, Ratkoviz, Raschik, Rakiz, Radischiz, Renner, 1715. Riß, Ringberger, 1716. Radics, 1717. Ruckh, Rauch, Raitt, 1718. Rauscher, Riß, 1719. Reim, Resch, Rottmeister, Rupp, 1720. Rauch, Ritz, 1718. Rurrauer, 1717. Reill, 1723. Ressenberger, Radnich, 1719. Rieger von, 1724. Rast, Reindl, 1725. Reinbrecht, 1726. Rieseneckher, Rauchekher, Reish, Richter, 1727. Radokovichz, Radovanovichz, 1728. Rodl, Radischiz, Rauscher, 1729. Rößler, Ru-

dolf, Rovik, 1732. Raeth, Ruhrlandt, 1733. Raebl, 1734. Roll, Rauch, Rauch, 1735. Roßnagl, 1736. Rubiſch, 1738. Renner, Reichhardt, Runß, Raettig, 1739. Röcklein, 1740. Radoicſics, Raduſics, Rauth, 1741. Reißenhoffer, Rößler, Reſch, Rünberger, Rodiczky, 1744. Rienner, Radoiſics, 1746. Ruderfinck, 1747. Richter, Roßnagl, 1748. Radoſablovics, Rabenwalter, 1750. Radovanovics, Roch, Reich, 1751. Rupprecht, 1752. Rauecker, Riß, Reiſinger, Roſſi, Rusnack, 1753. Riecher, Ruß, Richter, 1754. Rappenglicks, Rakics, Rauffenseeder, 1755. Rainer, 1756. Ruepp, 1757. Ritter, Reichhart, Rath, 1758. Reimprecht, Rennold, 1759. Reiſchl, Röſſelseder, Richter, 1760. Raith, Riedl, 1761. Rauch, Rath, 1762. Reißner, Richter, Roßnagl, Rauchegger, Rudolf, 1761. Radiſics, Renner, Rubald, 1763. Rath, 1765. Reiß, 1761, Radics, Ringbauer, Rauch, Reiſinger, Ruber, 1767. Rauch, Richter, Ronbrüthner, Reiſſenhauſer, Richter, Riß, Reſch, Rüz. 1768. Raynfuß, 1769. Rauch, Ritter, Riedl, 1770. Radl, Rößl, 1771. Ruiß, Reiber, Rudolf, Rudolf, Riedl, Rath, Raſko, 1772. Rueß, Rauch, Rimele, Reiß, Reichhardt, 1773. Rab, Reith, 1775. Roſznyák, 1776. Roth, 1777. Riß, 1778. Riegel, Roß, 1779. Reittinger, Riedl, Raymund, 1780. Roch, Rodl, 1781. Richter, 1782. Radl, Riemer, Rodiczky, 1783. Reßl, 1784. Roſſendorfsky, Raishitſch, Raday, 1785. Reysmayer, Ruiß, 1786. Raushmann, Ruibeck, Ritter, Ring, 1787. Reißner, Rindfleiſch, Reitter, Rauch, 1788. Roßnagl, Rubrecht, Reiſinger, 1789. Röckl, Ruprecht, Rath.

Sauttermaiſter, Sattler, Sigl, Strell, Strudl, Santo, Spaeth, Schloſſer, Schor, Seyer, Schikholi, Schweighardt, Schmid, Schuſter, Schoren, Scherer, Serling, Schönmayr, Sautroviz, Sikloſh, Stöckhl, Schneider, Schendl, Sprenger, Stein, Stattler, Schwöll, Schlögl, Stippl, Schermayer, 1693. Spiegl, Springer, Schrotter, Sillitz, 1689. Schultring, Sigl, Schwartz, Schvavenzki, Stefan, Schwarzinger, Skur, Stumpff, Schattenberger, Spindler, Satzinger, Schmieger, Seinpacher, Spiellieber, Scherer, Schmid, Sabratin, 1699. Schlemer, 1700. Schwartzbach, Schickh, 1702. Stich, 1703. Schmidtbaur, Stephanoviz, 1704. Scherz, 1705. Statter, Schattanoviz, 1706. Schipfer, Satter, 1713. Schöffmann, Stokhinger, 1706. Schindler, 1704. Stoizoviz, 1707. Schröger, Spaetz, Schemitz, 1708. Scoſa, Schaffer, Schwartz, 1709. Schmidt, Sieß, Steuer, 1710. Stallbaur, Spaengler, 1711. Schödl, Schwabecker, Schomogy, Schultz, Schreiner, von der Schaer, Schellhamer, Seiller, 1712. Scheibl, Schrepf, Schneller, Sebaſtianoviz, Schmeltzer, 1713. Schöffmann, Seufsleben, Schindler, Sihſeviz, Schmeltzer, 1714. Steiger, Scheibl, Stefanoviz, Stefanoviz, Szarnoviz, Stettmüller, Sara, Schauer, Stieß, Sickhinger, 1715. Schlögl, Salgar, Stockher, Sponßl, Sehr, Seyr, Seyler, Schmid, Seerieder, 1716. Strobl, Sigedi, Schreckh, Schaeffer, Schwarz, Spaett, 1717. Seth, Schrekh, Silber, Schuſter, 1718. Schwartz, Selekoviz, Spanberger, Strauß, Schwartz, Schrientz, Schober, Stadler, Spring, Stigele, Schwantzer, Stöckhl, Salamon, 1719. Sattanoviz, Schneider, Schweiger, Schauberger, Spitzer, Seyler, Stockher, Schrott, 1720. Schmehil, Schaeber, Schindler, Saedler, Schmidt, Stojanoviz, Schneider, Schomberger, Schmidt, Strohmayer, Spehar, Szlatini, 1721. Spaett, Schönauer, Schauer, Stoiß, Schreiber, Sautroviz, 1722. Schökhinger, Schmidt, Schram, Straſſer, 1723. Strauß, Sakarics, Schütz, Schultz, Strehlovich, Schwartz, Schöndorfer, Schneller, Sieß, Steßl, 1724. Seyr, Schneider, Spatzierer, Seiller, 1725. Ströninger, Stroll, Steinbokh, Schmid, Steiner, Schwingheimb, Scherekher, Sogkopf, 1726. Sauttermeiſter, Staudinger, Schwerdtführer, Schön, Schindler, Sattanovichz, 1727. Stadler, Sautrevichz, Szvetinovichz, Schifkovichz, Stojanovichz, Stojanovichz, Srafkovichz, Staniſſablovichz, Simonet, Schökeli, 1728. Stojanovics, Stephanovics, Sovics, Starkh, Stohlhoffer, Siberer, Steinstokh, 1729. Schwantzer, Schalkh, 1730. Schwabenzky, Stuber, 1731.

Schwemmer, Schröger, Scherpf, Sonnbrüthner, Sibert, Seidl, 1732. Spitzer, Stankovics, Schwartz, Steinhauſer, Surdin, 1733. Sebaſtianovics, Schwabecker, Schmelzer, Strobl, Schauer, 1734. Spaell, Salgar, Schiffer, 1735. Stadler, Settele, 1736. Schmidt, Satovics, Stettner, Stumpner, Schan, Schrenck, Schreüner, 1737. Singer, Szoſſa, Schneider, Szencſik, 1738. Schober, Seyller, Slavik, Stephanovics, Schwaeger, 1739. Schwab, Schloſſer, 1740. Sautterwicz, Seitl, Staengl, Schröger, Schöffer, Stillmann, Sabics, Stojanevics, Stojanevics, Staeng, Schindler, Schmid, Stoikovics, Sulzbeck, Salgar, 1741. Sommerecker, Steingrueber, Schellhammer, Stettner, Stephanovics, Schultz, Seravics, Schlecht, Schnürer, Schweller, Schlißlberger, Stetics, Sterbek, Schuller, 1742. Stitzl, Schöpf, Schneider, Stall, Schninger, Schmid, Stefanovics, Szegedinacz, Schwarteißen, Schivkovics, 1743. Stöckl, Stefanovics, Schmid, Schmidt, Schrantz, Serloß, Saliſch, Saal, 1744. Schnaltzer, Stegmayr, Sollfrank, 1745. Salich, v. Schwingheimb, Samaſſa, 1746. Stephanovics, Schiffer, Schwartzeiſen, Schmöltzer, 1747. Schwab, Schöffmann, Stankovics, Schlögl, Schiemer, 1748. Schaden, Storflinger, Sivkovics, Saempl, Sivkovics, Sponſel, Schaur, Spannring, Sigl, 1749. Schrepf, Seydl, Spevák, Scoſſa, Suderl, Schmid, 1750. Schranz, Strack, Saempel, 1751. Steinbeiß, Schindler, Schober, Stöttner, Straſſer, Schuſter, 1752. Schuny, Stojanovics, Schindler, Steydl, 1753. Stenzl, Schenbetter, Szlatiny, Schivanovics, Sailler, 1754. Schnell, Schepss, Schwarz, Szakal, Scheuer, Spadi, Schmidt, Seemann, 1755. Schiffreder, Schmid, Stephanovics, 1756. Schattenberger, 1757. Schiffkovics, Szombathély, Schreyrer, Schmid, 1758. Störl, Sokholy, Schröder, Szarka, Szavics, Schneider, Schaufelmacher, 1759. Stariczky, Scheüch, Schaid, Schneller, Schmickel 1760. Schickh, Schiller, Szebény, Szarvas, Schmid, Sembler, Schaedl, Scheüdeckher, Seiller, Schuller, 1761. Schild, Schreineder, Schild, 1762. Schiwangel, Staudinger, Schwanzer, Sariczky, Schober, Stefanovics, 1763. Steinkellner, Sterckh, Strobl, Seth, Spail, Schreüer, 1764. Schöndorfer, Schilling, Steinbacher, 1765. Schmid, Schiffkovics, Schuemayer, Sonnenburger, Sonntag, Seth, 1766. Schkobel, Schüzenberger, Schröff, Steinbrecher, Schweinzer, Scherp, 1767. Schimpl, Sriv, Schepss, Strauß, Schindler, Steinhauſer, Schwaegerl, Seipp, Staedl, 1768. Simegh, Schwab, Spakh, Schmid, Stetics, Schmaelz, 1769. Schiningin, Stiller, Schad, Stellinger, Szlavik, Sztarska, Stutzenbacher, Stueber, 1770. Schüzenhoffer, Samballi, Sitz, Schmid, Seſirodon, 1771. Stanke, Szentiványczky, Szent-Pál, Schiller, Schwarz, Sebaſtianovich, Schauer, Strell, 1772. Strauß, Sutterell, Stahl, Schlitzer, Sterz, Schnaltzer, Schnürck, Scharecktr, Schmidt, Spilko, Silber, Stögmayer, 1773. Stadler, Schiffkovics, Schwartz, Stadler, Stanisavlevich, Strack, Schardner, Schnalzer, Schieffer, Strohmer, Stephan, Szimich, Sturm, Schnirck, 1774. Schmidl, Saula, Scherr, Schwarz, Sperl, Stahll, Sauer, 1775. Stojanovich, Stephanovich, Szerenchés, 1776. Schmid, Steinhauſer, Suhſich, Schimmert, Simeonovich, 1777. Srelos, Stuck, Stecker, Schlawick, Schulz, Stipan, Schneyder, 1778. Schmidthammer, Schmidt, Schröger, Summák, Scoha, Salzmann, Schluger, Sigraj, 1779. Schödler, Schranz, Schwarz, Stögmayer, Suppan, Schroſ, Schmidt, Schrödt, Spannagel, Sztankovics, Schnell, Strauß, Sebaſtian, 1780. Sztankovich, Senſenbach, Saretti, Szteinbrecher, Seidl, Straub, Stockinger, 1781. Schiller, Schmelzer, Schnap, Stöger, Stiſtt, Storch, Schüzenberger, Sterl, 1782. Scherbeck, Steinhauſſer, Schreiber, Spieß, Spazirer, Stöger, Straffenberger, Schinbeck, Schmidt, Schütz, Stelzer, Seitl, Schulz, Seiband, Sigl, Stauder, Schmidt, Senſenbach, Schoberwalter, Szlatini, Schwemdenwein, 1783. Stojanovics, Stephan, Schöffmann, Stipan, 1784. Sandor, Schaeffer, 1785. Schaller, Stoller, Seitl, Schöpf, Schmidt, Seitler, Sidarics, 1788. Szentivanszky, Singer, 1786. Stojanovich, Schaller, Semler, Schiller, Spanring, Scham, 1787.

Schubert, Singhofer, Schmidt, 1789. Spanier, Sonnbruthner, Steinhauſer, Stadler, Stephan, Sturz, Szidarics, Sterl, Strohmayer, Starch, Silberer, Steinick, Schlögl, Stich, Sherhaus, Schwarz, Schockmayer, Siratsky, Schneider, Schwager.

Thurmann, Tagwerkher, Todt, Tremer, 1704. Tröger, Tödtenwolf, 1713. Triller, 1708. Terpin, Tſchinadi, 1711. Teichmann, 1713. Todor, 1715. Tſchech, Traexler, 1718. Todt, Teubler, Treiſſenekher, Teutſch, 1719. Taſcherner, Turtltaub, 1722. Titoſevics, Tabor, 1718. Todt, 1723. Traexler, Trümel, Töbor, Tſhipp, 1724. Traeher, 1726. Tscak, Trümel, 1727. Thomaſowichz, Tſanics, Tiefenbrunner, 1728. Tergotshi, Todt, 1729. Treü, 1732. Teich, 1737. Tadlinger, 1738. Tertiany, Treiner, 1740. Tott, 1741. Tſchinck, Taſchner, Tiettl, 1742. Tſchick, 1743. Tabor, Tataranovics, Török, Thillner, 1744. Tott, 1746. Tabor, 1748. Till, 1749. Thoma, 1750. Trimmel, Tobiſchauer, Teütchman, Thomayer, 1751. Thomaſcheck, Traecher, 1752. Taenzinger, Trösch, 1754. Thomanck, 1756. Thomayer, 1757. Tanko, 1758. Tataranovics, 1759. Toth, 1760. Triſz, Taſterner, Thaetter, 1763. Tormann, 1764. Thomics, Theller, Tornaveth, Todt, 1766. Tſhinck, Thöri, Thaller, 1768. Tallner, Tallianovics, Trittenwein, 1770. Taberzhöchſter, 1772. Thodor, Trenzer, Teüchtmann, Tiboldt, Thomas, 1773. Toth, Thoma, 1774. Thallwiſſer, 1775. Thoma, 1777. Teiſſel, Tſchick, 1778. Tipold, Tuper, 1779. Tamiß, Temesvàry, 1781. Treiber, Tanhofer, 1784. Tiſchler, Tuſchl, Traexler, Teichtmann, Thomayer, 1785. Tauſch, Trupper, 1786. Troll, 1787. Tartſek, Teufel, Teibl, Tenner, 1788. Teller, 1789. Tungl, Tamaskovics.

Ungar, Vanoſi, Vogl, 1706. Voßmayer, 1709. Vatter, 1710. Vorſter, 1711. Vizkoviz, 1712. Vetter, 1714. Voimirovіz, 1715. Vorſtmayer, Unzeitig, Waeſſl, 1717. Valeviz, 1718. Uſoner, Viheli, 1720. Vnalitſch, 1724. Valetto, 1725. Verniak, 1726. Vukovichz, 1727. Vukovichz, Vuitſhichz, 1728. Viloff, 1730. Udvardy, 1731. Voßmayer, 1732. Viczkovics, Vukovics, 1733. Waeßl, 1734. Valetti, 1736. Waſſer, Vetter, Ujvàry, 1737. Viczkovicz, Unterſeer, 1740. Viloff, 1742. Vadenics, Vlastelics, 1744. Ull, 1747. Urban, Umvogl, Vladiſablevics, Valero, 1748. Ull, 1749. Vörrös, 1752. Viloff, 1753. Vogl, Vogl, 1754. Vohlmann, 1758. Vukovics, 1759. Voßmayer, 1760. Vitomirovics, 1761. Valentak, 1762. Vladiſablevics, 1763. Ungler, Ulrich, 1772. Voßmayer, 1773. Uſelmann, 1774. Verner, 1779. Voßmayer, 1780. Ullrich, 1784. Dr. Urményi, 1785. Urban, 1789. Vimberger, Wichtl, Volfgang.

Wunderlich, Wittwer, Wottke, 1686. Weber, Wurmb, Walliſch, Wagner, Wotte, Weiner, Warilitſch, Weigl, Weldramini, Widmann, Waebl, Weiß, Wiltzl, 1693. Walter, Winkhler, 1698. Wiſſer, 1700. Wehinger, Waebler, 1701. Wilfing, 1702. Wegmann, 1703. Wukoviz, 1706. Wachendorf, 1707. Weißenbohrn, Wolfitſch, Wolfgeher, Wenzig, 1709. Werner, 1710. Windlinger, Wurtzer, Wider, 1711. Winckhler, 1712. Winckhler, Wallner, 1713. Wehſelle, Weiß, Weydinger, Wißler, 1714. Welkoviz, Walitz, Weiß, 1715. Wambacher, Wittmann, Widermann, Wachter, Weigl, Woſchany, Wagner, 1716. Witzkoviz, Wiſſinger, Walkher, 1717. Winkhler, Wehſeli, Würthl, 1718. Wittmann, Warin, Wagner, Widermann, Wallner, Willner, 1719. Wujavics, Weberſinkh, Wenzl, Wohlfarth, Weißr, 1720. Wotke, Wagner, Waebler, 1721. Winckhler, Wendler, Weiß, 1722. Weiner, 1723. Wolfitſch, Wider, Wohlſchlager, 1724. Wimer, Wehrloß, Wagner, 1725. Widmann, Wimmer, Wagner, Weißengruber, Wimberger, 1726. Wagner, Wolf, Weber, 1727. Wogurka, Wachter, 1730. Wurcekovics, 1731. Wallner, Wagner, 1732. Wampl, Winckler, Weber, 1733. Waß, Weidinger, Webl, 1735. Wolff, Weich, Weberſing, 1736. Wachter, Wohlſchlager, Wilfing, Walch, 1737. Werner, 1739. Wimmer, 1740. Wolf, Wittinger, Winckler, Wittſch, Weſſely, 1741. Wurmerswircher, Weibl, Wehſele, Weidinger, Wellner, 1742. Weidenbach,

Wichtl, Wentzl, 1744. Walter, 1745. Wentzl, Wohlmuth, Weidenauer, 1746. Wiſſer, Weydenbach, Weninger, 1748. Weyſtholzer, Wurm, 1749. Windberger, 1750. Winckler, Wippenhammer, 1753. Wimmer, 1754. Walter, Werther, 1755. Werloß, 1756. Vaich, Weber, 1757. Weber, 1758. Weiß, 1759. Witt, Wenzl, Wehſelinovics, 1760. Wurmhörger, Walz, 1761. Wunderl, 1762. Widermann, Wager, 1763. Weber, Weydinger, 1764. Wohlſchlager, 1765. Weydl, Wimer, Waeß, 1766. Weich, 1767. Weydinger, Weiß, Wind, 1768. Wohlfahrt, Weber, 1770. Wurm, Wuics, 1771. Weber, Wencs, 1772. Weſſely, Wichtl, Weltzl, Wegheimer, Wißler, 1773. Winckler, Weinberger, Wekkendorfer, Wolfgang, Weſthoffer, Weislaenker, Weber, Wittmayer, Wagner, Wisner, 1774. Werner, Wellner, 1777. Weißengruber, Wimmer, Weidenauer, 1778. Witt, Werner, Weiß, Wolf, Weidenauer, 1779. Wuidy, Weber, Wenzl, Vicskovics, 1780. Wladislavlevich, Wichtl, Velkovics, Wittinger, 1781. Wipenſtamer, Wild, Weidinger, Weſſely, Weber, 1782. Wenzl, Walter, 1783. Weiß, 1784. Wenzl, Wik, Wurmhörger, Wolfgang, 1785. Wagner, Webel, Wachtler, Wag, Verderber, Veſſelinovich, 1786. Velky, Widerwall, 1781. Valeth, Wagner, Weiß, 1788. Weisecker, Wukaſinovics, Wohlfarth, Wetſche, Weidinger, Wimberger.

Zaunackh, Ziegler, Zann, Zimmermann, Zechetmayr, Zeroby, Zeroviz, Zimermann, 1702. Zſchippa, Zillig, 1704. Ziegler, Zaenkhl, 1707. Zillizki, Ziegler, Zillinger, 1712. von Zenegg, 1713. Zimmermann, Zeiner, 1714. Zwihiz, 1715. Zernati, 1717. Zeyrlinger, Zöhrer, Zoltner, 1718. Zſail, Zipriz, Zech, Zendt, Zelebiz, 1720. Zillich, 1722. Zeller, 1723. Zipp, 1725. Zornmayer, 1726. Zürkhl, 1729. Zehenter, 1730. Zillig, 1737. Zöch, 1738. Zeſchick, 1739. Zagler, 1740. Zaecherl, 1741. Zetl, 1744. Zeitlinger, Zillich, 1748. Zillich, Ziegler, 1749. Zaechmayer, 1750. Zimmermann, Zaen, 1751. Zeigler, Zerniczky, Zernenſch, 1752. Zagler, 1754. Ziegler, 1756. Zech, 1759. Zeitlinger, 1764. Zuſchlag, 1766. Zemerl, Zabadi, 1768. Zſutlinger, Zagler, 1771. Zaupper, 1773. Zieglmeiſter, 1774. Zeller, Zallaun, 1775. Ziegler, 1777. Zillich, 1779. Zeller, Zuſchmann, 1780. Zeck, 1784. Zechmann, 1786. Zachora, Zauberer, 1788. Ziegler, 1789. Ziegler.

Budapeſt. Bruno Völlick.

Die Anfänge der deutſchen Widerſtandsbewegung in Neuſatz.

Hermann Rüdiger ſchreibt in ſeinem Buche „Die Donauſchwaben in der ſüdſlawiſchen Batſchka“ (Stuttgart 1931), daß bisher von einem Widerſtand des Neuſatzer Deutſchtums gegen die Madjariſierung in der ungariſchen Zeit nichts bekannt ſei, meint aber, daß weitere Unterſuchungen den Nachweis deutſcher Abwehrbeſtrebungen zu Tage fördern könnten.[1]) Tatſächlich machten ſich gegen die Madjariſierung in den deutſchen Städten Ungarns bereits ſeit dem Beginn des 19. Jh.s vereinzelte Widerſtände bemerkbar.[2]) Auf Grund unſeres heutigen Wiſſens kann man ſogar ſagen, daß in jeder Stadt mit deutſchem Bürgertum völkiſche Abwehrbeſtrebungen vorhanden waren, mochten ſie auch mehr nur gefühlsmäßiger Natur ſein.[3]) Die Schwierigkeit beſteht nur darin, daß von derartigen Widerſtänden kaum Zeugniſſe vorhanden ſind, da es keine deutſche Preſſe gab und auch in den amtlichen Akten darüber nur in den ſeltenſten Fällen etwas überliefert iſt. Wo dagegen private Aufzeichnungen vorhanden ſind, laſſen ſich ſofort Anzeichen deutſchen Bewußtſeins in geradezu inſtinktiver Abwehr feſtſtellen.

Das gilt auch durchaus für Neuſatz. Vor einiger Zeit bekam ich eine intereſſante Flugſchrift, „Die Staatsretter in Neuſatz“, zu Geſicht, die von „einem Neuſatzer deutſchen Bürger“ herrührt und mit aller Deutlichkeit bekundet, daß in den Kreiſen des Bürgertums ſich nicht zu unterſchätzende Widerſtände gegen die Madjariſierung[3a]) geltend machten.[4])

Ein angeſehener Neuſatzer Bürger, Ferdinand Schreiber, Direktor des erſten Neuſatzer ungariſchen Vorſchußvereins, regte gegen Ende 1879 die Errichtung einer zweiklaſſigen Handels- und Gewerbeſchule an, deren Unterrichtsſprache deutſch ſein ſollte. Der Plan einer ſolchen Fachſchule wurde von der „Bács-Bodrogher Preſſe“ (Neuſatz) beifällig aufgegriffen, wobei dieſe vor allem den deutſchen Charakter der Schule begrüßte und ſich gegen die Madjariſierungstendenzen in der Schule wandte. Er wurde hierauf von einem Profeſſor des Neuſatzer Staatsgymnaſiums, Ludwig Bodroghi (nach Angabe der Flugſchrift hieß er urſprünglich Einweg) auf das heftigſte angegriffen. Bodroghi griff nicht nur im Neuſatzer Kaſino, ſondern auch in der Budapeſter Tageszeitung „Hon“ die Beſtrebungen nach Richtung einer deutſchen Fachſchule an. „Sie [Bodroghi und ſeine Geſinnungsgenoſſen] entdeckten — die Pickelhaube, das Großdeutſchthum in Neuſatz als Brutſtätte des craſſeſten Magyarenhaſſes des hochnothpeinlich zu behandelnden Staatsverrathes“[5]). Dem gegenüber ſtellte die Flug-

---

[1]) Hermann Rüdiger, Die Donauſchwaben in der ſüdſlawiſchen Batſchka. Stuttgart 1931, 116—17.

[2]) Vgl. das bezeichnende Beiſpiel Tyrnau (Weſtkarpathengebiet): Valjavec, Ungariſche Literatur zur Nationalitätenfrage: Mitteilungen der Deutſchen Akad. 1935. D

[3]) Das beſte Beiſpiel bietet Budapeſt, wo ſchon um die Mitte der 70er Jahre des 19. Jh.s der Verſuch zur politiſchen Sammlung des deutſchen Bürgertums unternommen wurde. Ich werde darüber demnächſt eine ausführlichere Studie veröffentlichen.

[3a]) Ich darf in dieſem Zuſammenhang daran erinnern, daß die deutſche Bezeichnung „Madjariſierung“ die Unterſcheidung zwiſchen „magyarosodás“ und magyarosítás“ nicht ermöglicht, vielmehr beide Ausdrücke zuſammenfaßt.

[4]) Die Staatsretter in Neuſatz. Ein Beitrag zur Gymnaſialpaedagogik in unſerem Vaterlande. Von einem Neuſatzer deutſchen Bürger. Neuſatz 1880. 12°, 27 S. (Buchdruckerei Auguſt Fuchs).

[5]) A. a. O. 21.

ſchrift den Sachverhalt richtig und betonte mit Nachdruck, daß „die Abſicht, eine Gewerbeſchule mit deutſcher Unterrichtsſprache zu errichten", „vollkommen loyal und geſetzlich" ſei.[6])

Aus der Flugſchrift, deren Verfaſſer von mir bisher leider nicht ermittelt werden konnte, geht deutlich hervor, daß angeſehene Kreiſe des Neuſatzer Deutſchtums ſich der einſeitigen Vorherrſchaft der madjariſchen Sprache im Schulweſen entgegenſtellten und die deutſche Sprache auch im Mittelſchulunterricht gewahrt wiſſen wollten, was umſo beachtlicher iſt, als gerade in der Mittelſchulfrage ſeit dem Auftreten Tobias Gottfried Schröers im Jahre 1844[7]) bis zur Jahrhundertwende[8]) der deutſche Standpunkt bisher nicht belegt war. Hervorzuheben iſt ferner, daß ſich die „Bács-Bodrogher Preſſe" der deutſchen Sache annahm. Der Widerſtand in den Neuſatzer Kreiſen iſt alſo durchaus ernſt zu werten und läßt bereits die Vorausſetzungen zu einem geſchloſſenen völkiſchen Widerſtand erkennen.[8])

Jedenfalls ergibt ſich aus dem Vorhandenſein einer deutſchen Widerſtandsbewegung in Neuſatz um 1880 der Schluß, daß der völkiſche Widerſtand im Banat und in der Batſchka nicht eine Folge einer vom Reich oder Oeſterreich hereingetragenen Propaganda iſt, ſondern eine natürliche Gegenwirkung auf die Sprachpolitik des ung. Staates darſtellt, da die bewußte Volkstumsarbeit im damaligen Südungarn erſt ſpäter begann.[10]) Daß ſich dieſe Gegenwirkung ſeit dem Ausgang der 70er Jahre einſtellte, geht nicht in letzter Linie darauf zurück, daß zwiſchen 1849—1867 die Bach- und Schmerlingszeit Jahre innerer Sammlung für die „Wojwodina" brachten. Die Zeit war zwar an ſich dem Entſtehen eines deutſchen Bewußtſeins nicht günſtig, aber das Vorhandenſein deutſcher Schulen und die ungehinderte Entfaltung einer deutſchen Sprachkultur mußte die madjariſchen Sprachbeſtrebungen nach 1867 wenigſtens bei einem Teil der Bevölkerung unangenehm empfinden laſſen. Je mehr die Rechte der deutſchen Sprache in Schule und öffentlichem Leben beſchnitten wurden, umſo näher lag es für die zwiſchen 1849—67 herangewachſene Generation, der Madjariſierung einen Widerſtand entgegenzuſetzen. Dazu kam das Beiſpiel des ſerbiſchen politiſchen Kampfes, das m. E. auch für das dortige Deutſchtum nicht ohne Anregung geweſen ſein mag. Aus Groß-Kikinda iſt uns ein Fall bekannt, aus dem dies mit Deutlichkeit hervorgeht.[11])

München. Fritz Valjavec.

---

[6]) Ebda. 24.

[7]) R. St., Tobias Gottfried Schröers Kampf um die deutſche Schule: SODF. I (1936), 305—07.

[8]) 1904 forderte der „Deutſch-Ungariſche Volksfreund" die Errichtung eines deutſchen Gymnaſiums. V (1904), Nr. 4, S. 3.

[9]) Auch in den ſpäteren Jahrzehnten beſaß Neuſatz Vorkämpfer der deutſchen Sache, die vor allem dem Gewerbeſtande angehörten. Edmund Steinacker hebt unter dieſen namentlich den Drechſlermeiſter Jauſz hervor. Der Auslanddeutſche, X (1927), Heft 14.

[10]) Vgl. Steinacker, Lebenserinnerungen. München 1937, 137 ff.

[11]) Deutſches Tagblatt für Ungarn II (1901), Nr. 6, S. 3.

Die hygieniſchen Verhältniſſe in dem Dorfe Bukin (Südſlaw. Batſchka).

Im Rahmen der Dorfunterſuchungen in dem deutſchen Dorfe Bukin in der ſüdſlawiſchen Batſchka intereſſierten uns auch die hygieniſchen Verhältniſſe, wie ſie ſich uns darboten. Bukin ſelbſt liegt zwei Kilometer von der Donau entfernt. Urſprünglich war es auf einer Inſel inmitten der Donau angeſiedelt. Die regelmäßigen Hochwaſſer zwangen jedoch zu einer Umſiedlung. Der ausgewählte Platz für das Dorf erwies ſich aber wiederum durch die Ueberſchwemmungen gefährdet, ſo daß es nach einigen Jahren endgültig an der Stelle aufgebaut wurde, wo wir Bukin heute finden. So liegt das Dorf jetzt außerhalb des Ueberſchwemmungsgebietes. Aber faſt die geſamte Niederung von 2 km Breite iſt in jedem Frühjahr von dem Hochwaſſer bedroht. Selbſt ein geringes Hochwaſſer überſchwemmt ein weites Stück Land. Als wir im Hochſommer in Bukin waren, ſtand noch immer an tiefer gelegenen Stellen ſtinkendes Waſſer. Daß die Ueberſchwemmungen ſehr weit reichten, zeigten uns Schnecken, die wir überall in der Niederung fanden.

Die Straßen des Ortes ſind ungepflegt. Bei Regen ein knöcheltiefer Moraſt, bei der monatelangen Trockenheit im Sommer von der Sonne ſteinhart gebrannt, aber die Oberfläche in feinſten Staub zerfallen. Wenn gegen Abend Kühe und Schweine heimgetrieben werden, oder ſelbſt dann, wenn ein Wagen durch die Straßen fährt, hüllen dichte Staubwolken die ganze Straße ein. Kein noch ſo feſtſchließendes Fenſter iſt für dieſen „Mehlſtaub" dicht genug. Das Dorf ſelbſt wäre wohl reich genug, die Straßen befeſtigen zu laſſen, aber alle fertiggeſtellten Pläne ſcheiterten an Sonderintereſſen einzelner Bauern. Ebenſo iſt eine ſtaatliche Unterſtützung vorläufig nicht zu erwarten.

Wenn wir einen Hof beſuchten, gleichgültig ob bei einem Bauern, Handwerker oder Taglöhner, ſo wurden wir in die „Paradeſtube" geführt. Die Hausfrau eilt voraus, um ſchnell die Fenſterläden zu öffnen, die als Schutz vor übermäßiger Erwärmung geſchloſſen und nur zu ähnlichen Anläſſen geöffnet werden. So iſt es nicht verwunderlich, wenn uns ein muffiger Geruch entgegentritt, der ſich im nächſten Zimmer noch ſteigert: Wir gelangen in die Schlafkammer, deren Fenſter in der gleichen Weiſe ſelten geöffnet werden.

Faſt jedes Haus hat zwei Küchen, die Sommer- und die Winterküche. Die hohen Durchſchnittstemperaturen erlauben, daß während des größten Teils des Jahres die meiſten Arbeiten im Freien verrichtet werden können. So iſt die Einrichtung der Sommerküche zuſtandegekommen. Zumeiſt befindet ſich dieſe in einem kleinen Seitengebäude und iſt weithin zum Hofe geöffnet. Hier erfolgt die Zubereitung der Speiſen unter den denkbar ungünſtigſten hygieniſchen Verhältniſſen. Der Staub von der Straße, vermengt mit dem Unrat der Viehherden, lagert ſich überall ab und iſt eine Zugabe zu jeder Mahlzeit. Die Fliegen belagern in Schwärmen die Abfälle. Innerhalb einer Woche ſind die Wände dicht mit Fliegenflecken beſät, ſodaß die Küche allwöchentlich mit Kalkmilch friſch geweißt wird, wie überhaupt alles, was ſonſt außen vom Hauſe an Mauerwerk ſichtbar iſt, regelmäßig mehrere Male im Jahr „geweißelt" wird, ſodaß das Haus ſtets friſch und ſauber ausſieht. Der Flieſenſockel wird regelmäßig abgewaſchen, als Gefäß für die Säuberung dient allerdings der Melkeimer. So finden wir überall ein Reinlichkeitsbedürfnis der dortigen Menſchen, das durch unüberlegtes Handeln auf der anderen Seite das Gegenteil erreicht.

Ein anderer Ort bereitete vor allem uns in jedem Dorfe, nicht nur in Bukin, die größten Sorgen. Ein windſchiefes Häuschen, kaum regengeſchützt, vor Schmutz

ſtarrend, war der Abort. Neben ihm liegt der Miſthaufen und nicht weit hiervon entfernt der Brunnen!

Dieſe wieſen einen ähnlich zerfallenen Zuſtand auf. Im ganzen Dorf iſt kein Tiefbrunnen vorhanden. Das Waſſer wird überall aus 8—12 m tiefen offenen Ziehbrunnen geſchöpft. Der Fülleimer wird niemals gereinigt, ſodaß ihn grüne Algen bedecken.

Unterſuchen wir den Brunnen, ſo ſehen wir, daß die Jauche, die im Boden verſickert, unbedingt bis zu dieſem vordringen muß. Dieſe gelangt mit allen ihren Keimen in das Waſſer, das zum idealen Infektionsherd wird. Wir haben während unſeres Aufenthaltes ſtreng daran feſtgehalten, kein Waſſer zu trinken und ſind ſo von den ſonſt üblichen Folgen verſchont geblieben.

In dieſem Zuſammenhang haben wir einmal eine ſehr aufſchlußreiche Beobachtung an einer Reihe Aborten aufgeſtellt, wo wir während einiger Tage die Fäces der Hausbewöhner kontrollierten und feſtſtellen mußten, daß die Regel ein dünnflüſſiger Stuhl war, wohl eine Folge der chroniſchen, wenn auch leichten Infektionen mit Keimen (Paratyphus?). Wir haben aus zwei Brunnen das Trinkwaſſer unterſuchen[1]) laſſen. Das Waſſer wurde in ſterilen Gefäßen transportiert, konnte allerdings leider erſt zwei Tage nach der Entnahme unterſucht werden, ſodaß der Wert der Unterſuchung nicht ſehr groß iſt. Dieſe ergab:

1. Brunnen

etwa 28 400 Keime in 1 ccm. Keine Kolibazillen, viel Heubazillen. — Die Keimzahl iſt viel zu hoch. Ob früher Colibazillen darin waren, die ſpäter überwuchert wurden, iſt nicht feſtzuſtellen, doch ſehr zu vermuten.

2. Brunnen

Kolibazillen in 20 ccm vorhanden, etwa 480 Keime in 1 ccm. Die Keimzahl liegt auch oberhalb der Norm.

Das Auftreten von Typhus wird regelmäßig jährlich beobachtet. Wüſcht nennt Bukin ſogar das Typhusdorf der Batſchka, wenn auch Todesfälle ſelten zu verzeichnen ſind. Der Typhus tritt jedesmal im Hochſommer auf, alſo bei niedrigſtem Waſſerſtand, wo der ſedimentierte Bazillus jetzt beim Waſſerſchöpfen aufgewirbelt wird und ſomit in das Trinkwaſſer gelangt und eine plötzliche Infektion die Folge iſt.

Die Kleidung, die Körperpflege, das Eſſen waren Dinge, die täglich neues Entſetzen bei uns hervorriefen. In der „guten Stube" hingen an einem Wandbrett eine ganze Reihe Röcke, die je nach Anlaß getragen wurden. In der Regel gehören 5 bis 7 Röcke zur täglichen Kleidung der Frau. Hiervon werden zur Nacht die oberen 3 bis 4 Röcke abgelegt. Die letzten bleiben für eine Woche oder länger Tag und Nacht auf dem Körper. Aehnlich beim Manne. Unter ſeiner Arbeitshoſe trägt er eine zweite aus blauem Stoff, mit der er ſich ebenfalls ſchlafen legt. Auch das Hemd wird anbehalten.

Am Morgen werden die Hände gewaſchen, das Geſicht vielleicht auch noch und ſo geht es an die Arbeit oder in die Schule. Ein großes Schauſpiel war es überall, wenn wir morgens die Waſchſchüſſel nahmen, damit auf den Hof gingen und zeigten, wir wir uns zu waſchen pflegen. In einem Fall diente die einzige Waſchſchüſſel im Hauſe für die ganze Familie zum täglichen Gebrauch. Am Abend wuſch ſich die

[1]) Die Unterſuchungen wurden freundlicherweiſe vom Hygieniſchen Inſtitut der Univerſität Halle/Saale durchgeführt.

Familie die Füße darin, am anderen Morgen Hände und Geſicht und tagsüber wurde zuweilen ein Stück Wäſche darin ausgewaſchen. Als Waſchwaſſer wird Regenwaſſer benutzt, um Seife zu ſparen. Da dieſes oft ungenügend abgedeckt wird, iſt es meiſt belebt, in der Hauptſache durch Mückenlarven.

Das Haar der Frauen wird ſehr ſelten gewaſchen. Eine Frau erzählte uns, daß es Sitte ſei, zur Hochzeit das Haar zu waſchen, „ſonſt käme man aber kaum wieder dazu". Eine andere meinte, daß auch der Wöchnerin das Haar gewaſchen würde, was dann die Hebamme vornehme. Wir fanden dies bei unſeren Meſſungen beſtätigt, wo wir bei der Feſtſtellung der Kopfmaſſe unter dem kleinen Häubchen („die Kapp"), das noch unter dem Kopftuch getragen wird, ſtets ein fettiges, durch Staub feſtverklebtes, ſauer riechendes Haar fanden. Die Folge war, daß oft ſchon jüngere Frauen lichtes Haar und ältere Glatzenbildung aufwieſen.

Zahnpflege iſt völlig unbekannt. Wird ein Zahn ſchwarz, ſo wird er gezogen und durch einen Goldzahn erſetzt.

Die Mahlzeiten werden gemeinſam eingenommen. In der Mitte auf dem Tiſch ſteht die große Schüſſel mit Fleiſch, woraus ſich jeder ein Stück holt oder die Tunke mit einem auf das Meſſer oder die Gabel geſpießten Stück Brot aufnimmt. Wein darf dabei nicht fehlen. Anfangs kam eine Flaſche auf den Tiſch, aus der zuerſt der Hausherr trinkt, dann der Gaſt und ſchließlich ging die Flaſche die Reihe um. Als wir in einem Fall ablehnten, Wein zu trinken und nach und nach unſere Meinung klar machten, wurden Gläſer vom Nachbar geborgt. Ein Glas bekam der Gaſt, das andere benutzte die Familie gemeinſam! Alles Reden hatte nichts geholfen.

Dieſer Einzelfall iſt mehr oder weniger ausgeprägt die Regel. So ſteht in jedem Haus ein großes Glas mit Waſſer, aus dem jeder trinkt, Hausbewohner wie Nachbar. Bei unſeren Meſſungen konnten wir feſtſtellen, wie ein Glas im Laufe eines Nachmittags von etwa 20 Perſonen benutzt wurde.

Ein außerordentlich geſundheitsſchädigender Faktor iſt die Zubereitung des Hanfes, die kurz geſchildert werden muß, um die ſchlechten Verhältniſſe klarlegen zu können.

Der Hanf wird auf dem Felde geſchnitten und zum Trocknen in Mandeln aufgeſtellt. Um die wertvolle Hanffaſer zu gewinnen, müſſen alle anderen Beſtandteile entfernt werden, wozu zwei Prozeſſe notwendig ſind, das Röſten („Reetzen") und das Brechen des Hanfes.

Um den Hanf zu röſten, wird dieſer Bündel für Bündel in Waſſer gelegt, mit Erde bedeckt, damit er gut unter Waſſer ſteht. So bleibt er etwa 8 Tage liegen. In dieſer Zeit werden alle faulbaren Stoffe zerſetzt, nur die Holzteile und die Faſern bleiben übrig. Das Einbringen des Hanfes in das Waſſer, das Bedecken mit Erde, das Entfernen aus dem Waſſer beſorgen Männer und Frauen, wobei ſie bis zur Hüfte, bei hohem Waſſerſtand bis zur Bruſt im Waſſer ſtehen.

Hier liegt die erſte Gefahrenquelle: das Waſſer iſt von Fäulnisſtoffen überſättigt, mit Krankheitserregern durchſetzt. Häßliche Ekzeme, Unterleibsleiden der Frau häufen ſich während dieſer Zeit. Wir erlebten einen Fall von Sepſis. Ein Mann hatte ſich mit einem Halm, den er aus dem Hanfwaſſer nahm, die Zähne ſäubern wollen, wobei er ſich geringfügig verletzte. Schwerſte Sepſis trat ein und nach kurzer Zeit erfolgte der Tod.

Durch die dauernde Abkühlung während der Arbeit im Waſſer, die oft noch bis ſpät in den Herbſt (Oktober) durchgeführt wird, treten auch in beſonderem Maße Pneumonien auf.

Alle dieſe Nachteile bei dem Röſtprozeß ließen ſich leicht vermeiden, wenn die Anlagen moderniſiert würden, wie dies bereits in anderen Gemeinden (z. B. Hodſchag) geſchehen iſt.

Nach dem Röſtprozeß wird der Hanf getrocknet, um dann auf der „Hanfbreche" von den Holzbeſtandteilen befreit zu werden. In Kleinkeer wurde dieſe Arbeit im Freien vorgenommen, möglichſt dann, wenn der Wind wehte. Dadurch wurde erreicht, daß die große Staubentwicklung, die beim Hanfbrechen entſteht, möglichſt unſchädlich gemacht wird. In Bukin hat man ſich für dieſe Arbeit einen Schuppen ausgeſucht, wo 10—20 Männer und Frauen den Hanf brechen, die dauernd von dichten Staubwolken eingehüllt ſind. Selbſt die Kinder müſſen hier arbeiten und kleine Handreichungen leiſten. Befunde über die Auswirkungen dieſer Hanfarbeit liegen leider nicht vor. Eine beſondere Art von Staublunge wird aber unausbleiblich ſein und die Lunge ſicher für eine Infektion mit Tuberkelbazillen vorbereiten. Finden wir ſchon hier bereits die Tuberkuloſe, wo doch die Tagelöhner nur für 2—3 Monate dieſer ſchädlichen Arbeit nachgehen, ſo kommt es zu einer Häufung dieſer Krankheit dort, wo der Hanf fabrikmäßig bearbeitet wird. Genaue ſtatiſtiſche Erhebungen hierüber fehlen leider. Auffallend iſt jedoch, daß der Anteil der Tuberkuloſeſterblichkeit an den Geſamttodesfällen in einigen Dörfern beſonders hoch liegt. In dieſen Dörfern wird der Hanfbau betrieben. Auch gegenüber der Tuberkuloſeſterblichkeit der Batſchka liegen die Durchſchnittszahlen für dieſe Dörfer höher. Hierzu gehören z. B. die Dörfer Hodſchag (2,4 a. T. Lebender) und Obrowatz (4,5 a. T. Lebender).

Ueber ſonſtige Erkrankungen aus Bukin kann nicht viel ausgeſagt werden. Die Krankenkarteien der Aerzte ſtanden uns nicht zur Verfügung. So müſſen wir auf einen Bericht über die Tätigkeit der „Woge" (Wohlfahrtsgenoſſenſchaft) aus dem Jahre 1932 zurückgreifen.[2]) Von der Bukiner Bevölkerung gehören nicht allzuviele als Mitglieder der „Woge" an, ſodaß die folgende Tabelle an Vollſtändigkeit mangelt.

Von dem Arzt der Woge wurden im Jahre 1932 302 Kranke in 1255 Beſuchen (765 in der Sprechſtunde und 490 Krankenbeſuche) behandelt, ſodaß jeder Patient den Arzt durchſchnittlich viermal in Anſpruch nahm. Die bisher behandelten Krankheiten, die der Bericht nennt, waren folgende:

	Fälle
1. Verdauungsorgane	87
2. Atmungsorgane	48
darunter Tuberkuloſe	13
3. Frauenkrankheiten	48
darunter „Blutarmut"	19
4. Harnorgane	23
5. Nervenkrankheiten	18
darunter Neuraſthenie	13
6. Infektionskrankheiten	18
darunter Halsentzündungen	11
Typhus	2
7. Geſchlechtskrankheiten	16
darunter Gonorrhoe	4
Syphilis	12
8. Ernährungskrankheiten	16
9. Hals-, Naſen-, Ohrenerkrankungen	14
10. Herzerkrankungen	5
11. Verſchiedene Erkrankungen	53

[2]) J. Wüſcht in der Z. f. ländl. Wohlfahrtspflege („Wogeblatt") 1932.

Die Wirkung des ſchlechten Waſſers war ſchon im Anfang erwähnt worden. Die 87 Erkrankungen der „Verdauungsorgane", die an erſter Stelle ſtehen, werden wohl zum größten Teil hierauf zurückzuführen ſein. Sehr hoch iſt auch der Anteil der Geſchlechtskrankheiten, die zur Behandlung kamen. Es iſt durchaus wahrſcheinlich, worauf uns Wüſcht beſonders hinwies, daß die größere Anzahl der Geſchlechtskrankheiten nicht zur Behandlung kommt und ihr Anteil tatſächlich viel höher iſt.

Eine Sammlung von „Rezepten" aus der Volksheilkunde iſt beſonders behandelt worden. Trotzdem möchte ich ein Rezept[3]) als beſonders typiſch anführen, das gleichzeitig ein Licht auf die hygieniſchen Verhältniſſe in Bukin wirft:

So legt man bei „Umlauf" (Panaritium) „Kühdreck mit Schweineſchmalz auf die betreffende Stelle. Geſchwüre werden mit „Schweibolle (Schweinemiſt) von ſolchen Schweinen bedeckt, die vorher Kräuter gefreſſen haben. Das ſoll die Geſchwüre „aufziege" („aber des kann net jeds aushalte"!).

Die Batſchka und vor allem Bukin, iſt eine Weingegend. Wein erſetzt das Waſſer und wird bei jeder Gelegenheit getrunken. Viel gefährlicher iſt aber der Schnaps, der im Dorfe ſelbſt gebrannt wird. Große Mengen von Pflaumen, Maulbeeren und Trauben werden hierzu verwendet. In Kleinkeer bekamen wir die Auskunft, daß alljährlich in einer Brennerei 10 000 Liter Schnaps von hohem Alkoholgehalt gebrannt werden, was auch für Bukin gilt.

Dieſen ſchlechten hygieniſchen Verhältniſſen entgegenzutreten wäre vor allem Aufgabe der Wohlfahrtsgenoſſenſchaften, die bereits ſeit ihrer Gründung gute Erfolge zu verzeichnen hatten. Der Genoſſenſchaftsarzt hält aufklärende Vorträge über hygieniſche und mediziniſche Fragen und richtet Mütterberatungsſtunden ein. Daneben werden laufend in der „Wogeſchule" in Neuſatz drei- bis ſechswöchige Kurſe für Mädchen abgehalten. Unterſtützt wird die geſamte Arbeit durch eine Zeitſchrift der Wohlfahrtsgenoſſenſchaften, dem „Wogeblatt", das freilich ſtets mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Leider iſt dieſe Arbeit in Bukin durch „dorfpolitiſche" Schwierigkeiten zum Stillſtand gekommen. So mußte auch der Kindergarten, der während der Erntezeit eine außerordentlich ſegensreiche Einrichtung war, geſchloſſen werden. Es bleibt trotzdem zu hoffen, daß die gute Arbeit, die die „Woge" leiſtet, auch hier wieder einſetzen wird.

Halle/Saale. Werner Burchard.

---

[3]) H. Grimm, Beiträge zur Kenntnis der Volksheilkunde bei den Donauſchwaben (I): „Volkswart", Neuſatz III (1935), S. 207—212.

Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes.

II. (1934—1935).[1])

a) Bibliographie und Quellen.

Abſchnitte „Burgenland" in „Fundberichte aus Öſterreich" I (1930—1934). Her. v. Bundesdenkmalamt. Wien 1934. (S. 2 f., 41—46, 89—99, 159—164, 211—220 und 257 f.).

Ergebniſſe der öſterreichiſchen Volkszählung vom 24.3. 1934. Heft Burgenland. Bearb. vom Bundesamt für Statiſtik. Wien 1935. (23 S.).

Wichtige Quelle für die Berufs- und Nationalitätenverteilung in den einzelnen Gemeinden.

Kirchlicher Standesausweis der Apoſt. Adminiſtration des Burgenlandes 1934 (Stand mit 1. Mai 1934). Wien 1934. (VII S + 224 S.).

Wichtiger Behelf für die Pfarrgeſchichten (Gründungsangaben, Patronate, Kirchenheilige, Angaben über die älteſten Matrikeln).

Litſchauer, G. Fr.: Bibliographie zur Geſchichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes 1800—1929, 2. Lief. (S. 155—314). Linz 1935 (= Arch. f. Bibl., Teil 8).[2])

Réz, H.: Bibliographie der deutſchen Volkskunde im hiſtoriſchen Weſtungarn, derzeit Weſtungarn und Burgenland. Erſchienen als Anhang (S. 124—156) zur „Bibliographie zur Volkskunde der Donauſchwaben", Budapeſt 1935 (= Schriftenreihe der Deutſchung. Heimatblätter I).

Inhaltlich gleichlautend mit dem gleichbetitelten Heft 24 der „Schriften der Deutſchen Akademie", München 1935. Sehr gründliche Arbeit. Vgl. die Beſprech. von H. Kunnert in den BHBl. IV, 1/2. 132 f.

b) Allgemeine und Geſamtdarſtellungen.

Artikel „Burgenland-Weſtungarn" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Breslau 1935 (= Band I, Lief. 9, 659—746).

Erſte auf Grund des neueſten Standes der Forſchung gearbeitete landeskundliche Geſamtdarſtellung des Burgenlandes einſchließlich der angrenzenden deutſchen Siedlungsgebiete Weſtungarns mit 6 Tafeln und zahlreichen Kärtchen. Unentbehrliche Grundlage für jede weitere Forſchung über das Burgenland. (Vgl. die Beſpr. von O. Aull in den BHBl. IV, 4. 190 f.).

---

[1]) Vgl. SODF. I, 295 f. — Hiezu folgende Richtigſtellungen: auf S. 296 iſt am Ende der Fußnote 3) der irreführende Zuſatz „I (1931—1933)" zu ſtreichen, während im Abſchnitt c, 2. Titel, nach Horak, Aus bäuerlichen Handſchriften, einzufügen iſt: „Burgenland" (Zeitſchrift).

[2]) Vgl. Abſchnitt I (1931—33). SODF. I, 296.

Naša domovina Kalendar (Unſer Heimatkalender). Jahrgänge 1934 und 1935. Neuſiedl a. S.

Mit Beiträgen über Geſchichte und Volkstum der burgenländ. Kroaten.

c) Allgemeine Landeskunde.

Ulbrich, K.: Siedlungsformen des Burgenlandes: BHBl. IV, 1/2. 97—110, 3. 141—151 und 4. 173—189.

Umfaſſende „planliche Siedlungsformentypologie" des Burgenlandes mit drei Siedlungsformenkarten und 13 Ortsplanſkizzen. Vgl. dazu: A. Haberlandt, Zu den Siedlungsformen des B., BHBl. V, 1. 10—12.

d) Vorgeſchichte.

Caſpart, J.: Das frühgeſchichtliche Gräberfeld bei Zillingtal i. B.: Mitt. d. Anthropol. Geſellſchaft in Wien. 65 (1935).

e) Siedlungsgeſchichte.

Karner, H.: Materialien zu einer Geſchichte der Bevölkerungsentwicklung in den drei Weſtkomitaten Altungarns. In: BHBl. III, 1. 15—19.

Nach einer kritiſchen Betrachtung der Diſſertation Tóths über die deutſchen Anſiedlungen in Transdanubien. (Geographia Pannonia, II, Szigetvár 1931) unterſucht der Verfaſſer die Bevölkerungsentwicklung in den ehem. Komitaten Eiſenburg, Oedenburg und Wieſelburg im Zeitraum 1843—1920. Mit drei Diagrammen.

Lendl, E.: Der Anteil des Burgenlandes an der deutſchen Südoſtkoloniſation. BHBl. III, 1. 13—14.

Schwarz, E.: Die bairiſche mittelalterliche Koloniſation in der Slowakei und ihre Beziehungen zum Burgenland. In: BHBl. IV, 3. 151—153.

Moór, E.: Ein Überreſt des altdeutſchen Wodankultes in Weſtungarn. (4. Die Ortsnamengruppe Radling-Liebing-Raiding). DUHBl. VI, 1/2. 82—102.

Schlußabſchnitt der bereits im Teil I dieſer Bibliographie angeführten Abhandlung.

f) Kultur-, Kunſt-, Kirchen- und Geiſtesgeſchichte.

Benyovszky, K.: J. N. Hummel. Der Menſch und Künſtler. Bratislava (Preßburg) 1934. (393 S. mit 44 Abb. u. e. Anh. von 106 ungedruckten Dokumenten).

Behandelt auch das Wirken des in Preßburg geborenen Komponiſten und Klaviervirtuoſen als Nachfolger Haydns an der Spitze der fürſtl. Hofkapelle in Eiſenſtadt (1804—1811) in eingehender Weiſe.

Bogati, A.: Deutſche Literatur im Burgenland und in Deutſch-Weſtungarn: BHBl. IV, 1/2, 113—120, u. 3. 153—156.

Frenzel, H.: Der Deutſche Franz Liſzt. In: Zeitſchrift f. Muſik. 101, 1. 23—27.

Tritt mit entſchiedener Beweisführung für das Deutſchtum Liſzts ein. „...F.L. war ein Deutſcher und ſoll als Deutſcher ſeinen großen Namen in der Geſchichte der Tonkunſt und der Kultur behalten."

Hárich, J.: Liszt Ferenc családja és az Esterházy hercegek (Franz Liſzts Familie und die Fürſten Eſterhazy). In: Napkelet 1934 (Budapeſt).

Behandelt eingehend die Beziehungen Ls. ſowie ſeines Vaters Adam und Urgroßvaters Georg Adam zum Hauſe Eſterházy. Hinſichtlich der Abſtammungsfrage inzwiſchen durch die grundlegende Arbeit von E. H. Wamſer „Abſtammung und Familie Franz Liſzts" in den BHBl. V/2 z.T. überholt und richtiggeſtellt.

Hempel, E.: Burgenland. Wien-Berlin 1935 (= G. Dehio, Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler, Abt. Öſterreich, Heft Burgenland).

Unter Mitarbeit von W. Knapp und G. Wolfbauer beſorgte kurzgefaßte topographiſche Zuſammenſtellung der Kunſt- und Baudenkmäler des B. mit 1 Ueberſichtskarte und zahlreichen Grundrißſkizzen.

Moſes, L.: Eiſenſtädter Juden im 16. Jhdt.: BHBl. III, 3/4. 67—71.

Fußt auf Akten des Wiener Hofkammerarchivs, die zum Teil wörtlich wiedergegeben werden. Daher für die Judenforſchung von Intereſſe. Anſonſten einſeitige Textkommentierung.

Sailer, L.: Joſef Hyrtl (mit 3 Abb.): BHBl. IV, 4. 165—172.

Die mit Quellen belegte Darſtellung des Lebens des im Jahre 1810 in Oberberg-Eiſenſtadt geborenen großen Wiener Anatomen behandelt eingehend die Beziehungen Hs. zu ſeiner Heimat.

Schmid, E.F.: Joſeph Haydn. Kaſſel 1934 (354 S. + 28 Bildtaf + 7 Stammtaf.).

Darſtellung der Abſtammung und Heimat des Meiſters. Schmid führt den Nachweis, der deutſchen Abſtammung der väterlichen Vorfahren aus dem burgenländiſchen Heideboden. Außerdem bringt die Arbeit neue Ergebniſſe bezüglich der mütterlichen Vorfahren. Es wird ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß ſchwäbiſches Blut die Erbanlagen des großen Tondichters bereicherte. Vgl. die Beſprechung von G.F. Litſchauer in den BHBl. III, 3/4 90 f.

Zimmermann, B.H.: Das Luthertum in Eiſenſtadt in Geſchichte und Gegenwart 1532—1932. 2. ſt. verm. u. verb. Aufl. O.O. u. J. (111 S. + 5 Abb.).

Mit reichen Quellenangaben.

Zimmermann, B.H.: Eine Eiſenſtädter Schulordnung aus dem 18. Jhdt.: DUHBl. Deutſchung. Heimatbl. VI, 3/4. 351—356.

Kommentierte wörtliche Wiedergabe einer im Eiſenſtädter Stadtarchiv aufgefundenen Schulordnung aus der 2. Hälfte des 18. Jhs.

g) Wirtſchaftsgeſchichte.

Dworſchak, F.: Der Münzfund von Zemendorf. In: BHBl. III, 2. 25—34.

Fundbericht ſamt Verzeichnis und Abbildungen der gefundenen Gepräge. Der Fund gehört „zu den wenigen vor der Mitte des 13. Jhdts. bekannt gewordenen Münzſchätzen aus dem Bereich des Wiener Münzweſens... Außer den neuen Ennſer und Grazer Typen erbrachte Zemendorf unbekannte mähriſche Gepräge".

h) Volkskunde.

Haberlandt, A.: Deutſches Volkstum im Burgenland: Wiener Zeitſchrift f. Volkskunde, 39, 1/2.

Guter Abriß über die Volkskunde des B.

Haberlandt, A.: Volkskunde des Burgenlandes. Mit 1 Karte und 206 Abb. Baden b. Wien 1935. VII 135 S. (= Oeſterr. Kunſttopographie, Bd. XXVI.)

Grundlegende, wiſſenſchaftlich fundierte Darſtellung der Volkskunde (Hauskultur und Volkskunſt) des Burgenlandes mit zahlreichen Karten (Nationalitätenkarte) und Abbildungen. Die allgemeine Ueberſicht umfaßt folgende Abſchnitte: Siedlungsgeſchichte, Ortsanlage und Ortsbild, Bauſtoffe und Bautechnik, Haus- und Gehöfteformen, künſtleriſche Architekturformen, Gemeinſchaftskultur, Volkskunſt, Tracht, Volksbräuche. Vgl. hiezu die Beſprech. v. H. Karner in den BHBl. V, 3/4.

Nachtrag zum Teil I (1931—1933.)

Házi, J. vitéz: Sopron királyi város története (Geſchichte der königl. Freiſtadt Oedenburg). II/2 Oedenburg 1931, II/3 Oedenburg 1933.

Die beiden Bände enthalten Quellen des 15. und 16. Jhs. (Bürgerliche Teſtamente, Protokolle der Gemeindeverſammlungen ſowie Abrechnungen und Ausweiſungen), die ſich teilweiſe auch auf Orte des angrenzenden Burgenlandes beziehen.

Eiſenſtadt. Heinrich Kunnert.

Berichtigung.

In dem Aufſatz von K. Dinklage: „Daberg, eine Grenzlandſiedlung des 19. Jahrhunderts" im 2. Jg. der SODF iſt auf S. 233 als Hausname des Anweſens Nr. 395 1/4 anſtelle des unrichtigen „Schwungmich" zu leſen: „Kühgangmichl". K. D.

Goten und Anten in Südrußland.

Von George Vernadsky (New Haven).

§ 1.

Die geſchichtlichen Schickſale der Germanen und Slawen ſind ſeit undenklicher Zeit miteinander verknüpft. Mindeſtens ſeit 500 v. Chr. bewohnten beide Völker benachbarte Gebiete. Das von den Slawen beherrſchte wird jetzt allgemein in den Raum zwiſchen der oberen Weichſel und den Karpaten im Weſten, der Waſſerſcheide zwiſchen dem Niemen und dem Pripet im Norden, dem Mittellauf des Dnieper im Oſten, und dem Mittellauf des Dnieſter und des ſüdlichen Bug im Süden[1]) verlegt.

Die frühen kulturellen Grundlagen der Germanen und der Slawen hatten offenbar viel Gemeinſames. Es iſt kennzeichnend, daß Tacitus, nachdem er einige Zweifel äußert, ob man die Veneter (d. h. die Slawen) zu den Germanen oder zu den Sarmaten rechnen ſoll, ſich für die erſte Entſcheidung entſchloß: „Hi tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos figunt et scuta gestant et pedum usu ac pernicitate gaudent; quae omnia diversa Sarmatis sunt, in plaustris equoque viventibus“ (Germ. 46).

Hinſichtlich des archäologiſchen Befundes herrſcht, trotz der rieſigen ſowohl von deutſchen wie ſlawiſchen Gelehrten während der letzten Jahrzehnte geleiſteten Arbeit, noch einige Verwirrung. Obwohl die Ausdehnungsfläche der ſog. „Leichengräberfelder“ (etwa 500 v. Chr. bis rund 500 n. Chr.) ungefähr mit der Siedlungsfläche der frühen Slawen übereinſtimmt, gibt es trotzdem keinen ſchlüſſigen Beweis, der eine endgültige Identifizierung der Ziviliſation der „Leichengräberfelder“ als ſlawiſcher möglich machen würde.[2])

Noch verwickelter ſcheint die Frage der Verbindung der Ziviliſation der „Leichengräberfelder“ mit der ſog. „Lauſitzer Kultur“ zu ſein.[3])

Die Periode ſpäterer Wanderungen germaniſcher und ſlawiſcher Stämme offenbarte einige bedeutſame Veränderungen in den Beziehungen unter den beiden Völkern.

---

[1]) L. Niederle, Rukověť slovanské archeologii (Praha, 1931), 3 ff. Für weitere Einzelheiten ſ Slovanské Starožitnosti, I² (Praha 1925) (zitiert als SS).

[2]) Über die „Leichengräberfelder“ ſiehe Ju. V. Gotje, Železnyj vek v vostočnoj Evrope (Moskau-Leningrad, 1930), 9 ff.

[3]) Ueber die „Lauſitzer Kultur“ ſiehe C. Schuchardt, Alteuropa (Berlin und Leipzig, 1935), 9. Buch (219 ff.). Gotje, a. a. O. 14 f.

Für den Zweck des vorliegenden Aufſatzes ſind die Wanderungen der öſtlichen Zweige der Germanen von hervorragender Wichtigkeit.[4]) Die Baſtarner bewohnten einige Zeit im Laufe des 2. Jh.s v. Chr. den nördlichen Teil des unteren Donauraumes und waren ſo die erſten Germanen, die ſich Südrußland näherten. Sie wurden jedoch durch die Sarmaten von der weiteren Ausdehnung nach Oſten abgehalten.

Die Wanderung der Goten hatte viel bedeutendere Ergebniſſe. Die Wanderzüge der Goten ſtellen einen der ſehenswerteſten Fälle in der ganzen Wanderungsperiode dar. Die Goten, einer der fähigſten germaniſchen Stämme, zeigten einen abenteuerlichen Geiſt und eine unbezähmbare Lebenskraft, die keinem nachſtand, ſowie eine Fähigkeit, ſich an die neue Umgebung anzupaſſen, die ſie in jedem folgenden Abſchnitte ihres Zuges in eine vorteilhafte Lage verſetzte. Wir haben uns hier nur mit einem Abſchnitt in der Geſchichte der Goten zu befaſſen, nämlich mit der Periode ihrer Niederlaſſung in Südrußland. Die Natur der Beziehungen der Goten zu den Oſtſlawen und beſonders zu der als Anten bekannten Gruppe iſt eine der Streitfragen der Geſchichte, die ſicherlich gründliche Betrachtung verdient, umſo mehr, als die Frage der Identität der Anten an ſich ein Rätſel iſt.

Umreißen wir zuerſt kurz die Geſchichte der Wanderung der Goten nach Südrußland und ihre Niederlaſſung in den neuen Wohngebieten. Nach ihrer eigenen Ueberlieferung, die im 6. Jh. n. Chr. von Caſſiodor niedergeſchrieben und dann von Jordanes benutzt wurde, war Skandinavien die Urheimat der Goten. Dieſe Ueberlieferung wird in der modernen Geſchichtswiſſenſchaft allgemein als gültig anerkannt. Nach Ueberquerung der Oſtſee ließen ſich die Goten in dem Gebiet um die Weichſelmündung nieder. Sie verbrachten das erſte Jh. n. Chr. und die erſte Hälfte des zweiten Jh.s in dieſer Gegend. Sie wurden dort als Gutones von Plinius (IV, 99), Guthones von Tacitus (Germ. 43), ὔθωνες von Ptolemäus (III. 5, 8), verzeichnet. Um 170 n. Chr. beſchloſſen die Goten, ſich nach einem reicheren und fruchtbareren Land umzuſehen, und brachen zu ihrem Zug nach Südrußland auf. Der Bericht von Jordanes (Getica 27)[5]) iſt ziemlich dunkel. Er erwähnt die Schwierigkeiten, mit denen die Goten beim Ueberqueren von Sümpfen und Mooren zu kämpfen hatten, die vielleicht als jene des oberen Pripetbeckens beſtimmt werden können. Danach erreichten die Goten offenbar eine Oertlich-

---

[4]) Die Standardwerke über die Geſchichte der oſtgermaniſchen Stämme und ihre Beziehung zu den Slawen ſind: K. Müllenhof, Deutſche Altertumskunde, II² (Berlin, 1906) und L. Schmidt, Die Oſtgermanen (München, 1934).

[5]) Mommſens Ausgabe des Jordanes in den Monumenta Germaniae Historica, AA, V (Berlin, 1882) wird überall zitiert.

keit, die ſie Oium nannten. Sie lag an den Ufern eines großen Fluſſes und bereits innerhalb der Grenzen Scythiens. Friedrich Braun vermutete, Oium könne als „Waſſerland" (*Aujom) erklärt werden; er ſtellte dieſen Namen „der Dnieperſtadt im Flußgebiet" gegenüber, die in einigen ſpäteren ſkandinaviſchen Sagas erwähnt wird und möglicherweiſe als Kiew identifiziert werden könnte.[6]) Nach L. Schmidts Anſicht iſt „der Landſchaftsname Oium (Aue) die allgemeine Bezeichnung für die ſüdruſſiſche Steppe". Hinſichtlich des „Großen Fluſſes", der von Jordanes in Verbindung mit Oium erwähnt wird, folgt Schmidt Braun in der Identifizierung desſelben als Dnieper.[7])

Als die Goten — um der Darſtellung Jordanes' zu folgen — den Fluß (Dnieper) zu überqueren begannen, brach die Brücke zuſammen, und der Teil der Goten, der bereits das andere Flußufer erreicht hatte, ſetzte ſeinen Weitermarſch fort, ohne auf jene zu warten, die diesſeits zurückblieben. Sie griffen die Spali an, ein Volk, das wahrſcheinlich am Oberlauf des Donez lebte, und erreichten dann die Küſte des Aſowſchen Meeres.[8]) Was die Hauptgruppe der Goten betrifft, die auf der Weſtſeite des Dnieper zurückgeblieben war, ließ ſich ein Teil von ihnen offenbar am mittleren Dnieper nieder. Andere wählten wahrſcheinlich einen Ueberlandweg zur unteren Donau. Einige mochten dem Lauf des Dnieper abwärts zum Schwarzen Meer gefolgt ſein. Wahrſcheinlich drang dieſe Gruppe auf die Tauriſche Halbinſel (die heutige Krim) vor. Durch die Ausdehnung ihrer Herrſchaft von Kiew bis zum Cherſones ſchnitten die Goten die Sarmaten, die vor ihrer Ankunft Südrußland beherrſcht hatten, in zwei Teile.

Es iſt kennzeichnend, daß die Goten, bald nachdem ſie das Schwarze Meer erreicht hatten, ihre Aufmerkſamkeit dem Schiffsbau und der Seefahrt zuwandten. Die Leichtigkeit, mit der ſie die Technik des Seekrieges meiſterten, iſt vielleicht teilweiſe durch das Wiederaufleben der ererbten ſeemänniſchen Fähigkeiten eines ſkandinaviſchen Volkes zu erklären. Anderſeits erwarben die Goten von den Sarmaten den vertrauten Umgang mit dem Pferde, der ſie für den Steppenkrieg hinreichend geeignet machte. Im Laufe des 3. und 4. Jh.s fanden zahlreiche Zuſammenſtöße zwiſchen den Römern und den Goten auf der Balkanhalbinſel ſtatt, von denen einige für die Römer ganz unglücklich waren, wie z. B. der eine des Jahres 251 n. Chr., wo der Kaiſer Decius mit einem großen Teile ſeines Heeres zugrunde ging. Während einige ſarmatiſche Stämme wie die Jazygen

[6]) F. Braun, Razyskanija v oblasti goto-slavjanskich otnošenij (St. Petersburg, 1899), 8, 245. Zur unterſchiedlichen Auslegung über Aujom ſiehe S. Feiſt, Vergeichendes Wörterbuch der Gotiſchen Sprache (Leiden, 1936—37), s. v. Oium.

[7]) Schmidt, a. a. O. 199.

[8]) Vgl. Schmidt, ebda. G. Vernadsky, The Spali of Jordanis and the Spori of Procopius. (Erſcheint in Byzantion).

und die Roxolanen von den Goten weſtwärts abgedrängt wurden, haben andere ſarmatiſche Völkerſchaften im Weſtabſchnitt des Schwarzmeergebietes die Oberhoheit der Goten wahrſcheinlich anerkannt. Anderſeits konnten die Goten mit den Alanen, die weite Flächen öſtlich des Aſowſchen Meeres und um dieſes herum beherrſchten, enge und freundſchaftliche Beziehungen herſtellen. Die Ausdehnung der Goten in Südrußland bewirkte ihre Differenzierung in mehrere Zweige, deren wichtigſte die Oſtgoten oder Greutungen waren („das Steppenvolk", vgl. die ruſſiſchen poljane) und die Weſtgoten oder die Terwingen („die Waldleute", vgl. die ruſſiſchen drevljane). Dieſe beherrſchten den Teil des Gebietes unmittelbar am römiſchen Limes an der Donau. Zahlreiche Funde von römiſchen Münzen im Südrußland aus der Gotenzeit geben den Beweis ausgedehnter Handelsbeziehungen der Goten und ihres Verkehrs mit dem römiſchen Weltreich.

In dieſem Zuſammenhang können wir vermuten, daß die Goten unverſehrte Städte hatten, die vor ihnen am Dnieper und ſonſtwo in Südrußland beſtanden hatten, und die ſie zur weiteren Ausdehnung ihres Handels benützten.[9]) In Kunſt und Handwerk wurden die Goten ſtark von der ſarmatiſchen Kultur beeinflußt. Sie eigneten ſich für ihren eigenen Gebrauch den ſog. „Tierſtil" der Sarmaten an.[10])

§ 2.

Zweifellos ergab die Wanderung der Goten nach Südrußland eine unmittelbare Berührung mit den Slawen allgemein und mit deren öſtlichen Zweigen im beſonderen. Die Frühgeſchichte der Slawen iſt nicht genügend aufgeklärt und kann es wahrſcheinlich nicht werden. Die Auseinanderentwickelung der zwei urſprünglichen Gruppen — der Weſtſlawen und der Süd- und Oſtſlawen — begann vermutlich lange vor dem 5. Jh. n. Chr.[11])

Die Trennung der Süd- von den Oſtſlawen liegt zeitlich, wenigſtens nach Šachmatov, zu Beginn des 6. Jh.s[12]) Das ganze Problem ſcheint ſehr verwickelt. Während die Sclavenen und die Anten zu Beginn des 6. Jh.s als zwei Sondergrupepn an der unteren Donau erſcheinen, müſſen letztere ſich von der Hauptgruppe der Slawen lange vorher abgezweigt haben, ehe ſie von Jordanes in Verbindung mit den Ereigniſſen

---

[9]) M. Roſtovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia (Oxford, 1922), 216 ff.

[10]) Roſtovtzeff, a. a. O. 185 ff.

[11]) Gotje, a. a. O. 42 ff., Niederle, SS, II, 327 ff., A. A. Šachmatov, Drevnejšie sudby russkogo plemeni (Petrograd, 1919) 6 ff.

[12]) Šachmatov, a. a. O. 12.

des 4. Jh.s erwähnt werden. Auf jeden Fall iſt klar, daß es im 4. Jh. bereits mehrere Zweige von Slawen gab. Jordanes (Get. 34) ſagt: „Venetharum ... nomina licet nunc per varias familias et loca mutentur, principaliter tamen Sclaveni et Antes nominantur.“ Während an jener beſonderen Stelle der Name Venether als eine allgemeine Bezeichnung gebraucht wird, die alle Slawen umfaßt, gebraucht Jordanes in anderen Fällen eindeutig den Namen Venether für einen beſonderen Zweig zur Bezeichnung der nordweſtlichen Gruppe der Slawen, die an der oberen Weichſel und im Pripetbecken ſaßen. Die Sclavenen bildeten nach der Feſtſtellung von Jordanes und Prokop den Weſtteil der Südgruppe der Slawen an der unteren Donau. Ob ſie von den Nordoſtabhängen der Karpaten dorthin wanderten, oder ob einige von ihnen vom mittleren Dnieper gekommen ſein mochten, iſt unbekannt. Die Anten bildeten die Südoſtgruppe der Slawen.

Nach Jordanes bewohnten die Anten die Gegend zwiſchen dem unteren Dnieſter und dem unteren Dnieper nahe der Schwarzmeerküſte: „qua Ponticum mare curvatur a Danastro extenduntur usque ad Danaprum“ (Get. 35).

Auf Grund des ganzen Textes Jordanes können wir annehmen, daß die Anten dort bereits Mitte des 4. Jh.s n. Chr. ſiedelten. Aber wir können auch vermuten, daß ſie ſogar vor dieſem Zeitpunkt ſchon das Steppengebiet bewohnten. Es beſteht nichts gegen die Mutmaßung, daß kleine Scharen von Slawen vom Nordweſten in das Steppengebiet während der ſarmatiſchen Periode lange vor Ankunft der Goten eingewandert ſein könnten. Sarmatiſche Häuptlinge konnten ſogar die Slawen veranlaßt haben, zu kommen und ſich in den Steppen in der Eigenſchaft von Bauern oder Hilfstruppen oder von beiden niederzulaſſen. Es wurde z. B. vermutet, daß die Nauari, die nach Ptolemäus (III, 5, 10) nordweſtlich des Aſowſchen Meeres ſaßen, als die Neuri des Herodot (IV, 17) identifiziert werden könnten.[13]) Seit mehrere Gelehrte bereit waren, die Identifizierung der Neuri als Slawen[14]) anzuerkennen, taucht die Frage auf, ob die Nauari nicht den früheſten ſlawiſchen Zug nach Süden ausführten. Der ganze Gedankengang iſt jedoch hypothetiſch, da es keinen ſchlüſſigen Beweis für die Identifizierung der Neuri als Slawen gibt.

Slawiſche Gruppen, die unter den Sarmaten ſaßen, müſſen ſicherlich politiſch von dieſen beherrſcht geweſen ſein. In dieſem Zuſammenhang nähern wir uns der Frage nach der Herkunft der Anten.

---

[13]) Gotje, a. a. O. 28 f.

[14]) Siehe z. B. E. H. Minns, Scythians and Greeks, 102 ff.

§ 3.

Der Name Anten klingt nicht ſlawiſch.[15]) Daher ſcheint es natürlich, einen fremden Urſprung darin zu vermuten. Im Jahre 1878 deutete A. A. Kunik an, daß nach ſeiner Anſicht der herrſchende Stamm der Anten ein Abkömmling irgend einer tſcherkeſſiſchen Völkerſchaft ſein könnte.[16]) Kuniks Hypotheſe wurde von A. Wirth übernommen.[17]) Axel Olrik vermutete in gleicher Weiſe, daß die Anti des Jordanes (Getica 247) mit den Adyge (Tſcherkeſſen) identiſch ſeien.[18]) Er betrachtete jedoch die Anti der Getica 247 als verſchieden von den Antes (oder Antae), die in anderen Abſchnitten der Getica erwähnt werden. Gudmund Schütte ſchloß ſich der Theorie Olriks an.[19]) Aus Gründen, die weiter unten erörtert werden, kann ich Olriks Theorie nicht als gültig anerkennen. Neuerdings regte Niko Županić die Gleichſetzung der Antae (Antes, Anti) mit den Andianen, einem kaukaſiſchen Stamm, an, der zu der Lesgiſchen Gruppe gehört.[20]) Ich kann auch Županićs Theſe nicht annehmen. Nach meiner Meinung könnten die Anten am beſten als einer der ſarmatiſchen Stämme identifiziert werden, nämlich der As, der Vorväter der Oſſeten.[21]) Die As wurden von mehreren mittelalterlichen Schriftſtellern als das gleiche Volk wie die Alanen erwähnt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie einer der Alanenſtämme waren.

Eine Anzahl chineſiſcher Chroniken erwähnt ein Land der An-ts'ai, das irgendwo im heutigen Kazakhſtan gelegen ſei. Nach den Annalen der ſpäteren Han Periode, nahmen die An-ts'ai (ungefähr im 1. Jhr. n. Chr.) einen neuen Namen an — den der A-lan-leao, oder

---

15) Šachmatov, a. a. O. 11. Vgl. Niederle, SS, IV, 78.

16) A. A. Kunik und Baron V. Roſen, „Izvestija al Bekri i drugich avtorov o Rusi i Slavjanach", Zapiski Akademii Nauk, XXXII, N 2 (1879), 147.

17) A. Wirth, Geſchichte Aſiens, I (Halle, 1905), 192, 250.

18) A. Olrik, „Goter og Tjerkesser i 4 de årh. e. Kr.", Danske Studier, 1914, 9 ff.; Derſ., „Goten und Tſcherkeſſen im 4. Jahrh. n. Ch.", Ragnarök (Berlin und Leipzig, 1922) 464 ff.

19) G. Schütte, Our Forefathers (Cambridge, 1929), 136.

20) Županić, „Prvi nosilci etničnik imen Srb, Hrvat, Čeh", Etnolog II (1928), 74 ff. Derſ., „Der Anten Urſprung und Name", Actes du IIIme Congres International d'Études Byzantines (Athenes, 1932), 331 ff. Über die Andianen ſiehe N. Marr, Plemennoj sostav naselenija Kavkaza (Petrograd, 1920), 45.

21) Ueber eine detaillierte Beweisführung ſiehe meinen erſcheinenden Artikel „On the Origins of the Antae" im Journal of the American Oriental Society (Der Aufſatz wurde der Verſammlung der amerikaniſchen-orientaliſchen Geſellſchaft in Philadelphia am 19. April 1938 vorgelegt).

Alanen.[22]) Ich halte es für möglich, den Namen An-ts'ai von dem tocharischen ant, das „Ebene" bedeutet, abzuleiten.[23]) Die An-ts'ai wurden wahrscheinlich so genannt, weil sie ein Volk der Ebene oder der Steppe waren. Der Name „An-ts'ai" wurde von den klassischen Schriftstellern auf zwei verschiedene Arten übersetzt. Ptolemaeus hat Ἀσαῖοι, Plinius Anti.[24]) Der Name Ἀσαῖοι (oder Ἀσσαῖοι = Steph. Byz,)[25]) könnte von An-ts'ai in der gleichen Weise abgeleitet werden, wie das griechische πᾶσι von *παντjσι. Die Ἀσαῖοι oder Ἀσσαῖοι könnten den Assi des Plano Carpini und den Aas des Rubruquis gegenübergestellt werden.[26]) Der griechische Plural Ἄντες (Antes des Jordanes, Ἄνται des Prokop) könnte von dem Singular As (*ᾶσ) in der gleichen Weise wie γίγαντες von γίγας abgeleitet worden sein. Später könnte von dem Plural Ἄντες (Ἄνται) der Singular Ἄντας (Ἄντης) gebildet worden sein, wie im Neugriechischen γίγαντας für γίγας.

Wir kommen zu dem Schluß, daß die Anten (Antae, Antes, Anti) eine andere Form für As oder Iasy der russischen Chroniken waren; mit anderen Worten, daß die Anten einer der Alanenstämme waren. Seit wir die nachdrücklichste Feststellung des Jordanes und Prokop haben, daß die Anten (das ist die Masse des Volkes) Slawen waren und slawisch sprachen, ist die einzig mögliche Lösung der Frage, anzunehmen, daß die Anten ein slawisches Volk waren, das von einer sarmatischen Herrenschicht regiert wurde. Wir wissen, daß ein Teil der Balkanslawen nach seiner Unterwerfung durch die Türken (die Bulgaren) den Namen der Eroberer als den eigenen annahm. Die Ostslawen selbst wurden späterhin unter

---

22) Toung Pao, Série II, Vol. VIII (1907), 195. Zu erwähnen ist, daß De Groots Umschreibung nicht „Antsai" sondern „Amts'at" ist. De Groot, Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens, I—II (Berlin u. Leipzg, 1921—1926), II, 15 usw.

23) In der Tocharischen Grammatik (1931) von E. Sieg, W. Siegling und W. Schultze ist das Tocharische ānt ins Deutsche als „Fläche" übersetzt worden. Professor E. Sieg war so freundlich, mich in Antwort auf meine Frage zu benachrichtigen, daß ānt (Toch. A) oder ānte (Toch. B.) dem Sanscrit tala entspricht und so nicht nur als Fläche, sondern ebensogut als „Ebene" ins Deutsche übersetzt werden kann.

24) Ptolemaeus, Geographia, V, 9, 16 (ed. Nobbe, Leipzig, 1843); Plinius, Nat.Hist., VI, 35 (ed. Jahn, Leipzig, 1870): Die „Cisianti" des Plinius werden jetzt als zwei Namen gelesen: Cisi Anti. Siehe N. Županić Etnolog II, 76—77. Es ist möglich, daß die Ἄσιοι die von Strabo erwähnt werden (XI, 8, 2) eine andere Uebersetzung des gleichen Namens sind.

25) Stephani Byzantii Ethnicorum quae supersunt, ed. Meinecke, I (Berlin, 1849) 135.

26) Plano Carpini, ed. Beazley, 68; Rubruquis, ed. Beazley, p. 164, cf. p. 159 (London: Hakluyt Society, 1903).

der Herrſchaft der warägiſchen Rus als Ruſſen bekannt. Das Gleiche war wahrſcheinlich bei den Anten der Fall. So war der warägiſch-ruſſiſche Staat nicht die früheſte politiſche Geſtaltung der Oſtſlawen. Die erſte Periode in der politiſchen Geſchichte der Oſtſlawen war jene der ſarmatiſchen Herrſchaft.

§ 4.

Wir kehren jetzt zu dem Zuſammenſtoß der wandernden Goten mit den Slawen zurück. Der erſte Teil des Zuges der Goten von der unteren Weichſel zum mittleren Dnieper muß die Goten durch das Gebiet, das urſprünglich von den Venetern bewohnt wurde, geführt haben. Jordanes ſchweigt über die Frage, ob die Venedi (Veneti, Venethi) den Angreifern Widerſtand leiſteten oder ob ſie übereinkamen, ſie durchziehen zu laſſen. Es iſt möglich, daß die Goten verſuchten, die weniger beſiedelten Teile des Landes für ihren Zug zu wählen. Unter dieſer Beleuchtung könnte die Kunde des Jordanes über die Mühſale der Goten beim Ueberqueren von Sümpfen vielleicht die allerbeſte Erklärung finden. Am mittleren Dnieper müſſen die Goten entwickeltere Lebensformen angetroffen haben. Die Nachricht des Jordanes hinſichtlich der Erwähnung einer Brücke über den großen Fluß iſt in dieſer Beziehung kennzeichnend genug. Das Volk, auf das die Goten am mittleren Dnieper trafen, beſtand wahrſcheinlich aus Slawen, oder wenigſtens ein Teil von ihnen mochte aus Stawen (Sclaveni?) beſtehen. Die Eingeborenen müſſen die Oberhoheit der Fremdlinge ohne großen Widerſtand anerkannt haben, ſonſt würde es wahrſcheinlich durch Ueberlieferung berichtet worden ſein.

Während ein Teil der Slawen — wahrſcheinlich jene am mittleren Dnieper — die Oberhoheit der Goten ſeit deren Ankunft in Südrußland anerkannt haben dürfte, müſſen andere ſlawiſche Stämme anfangs unabhängig geblieben ſein. Nur während der Herrſchaft des Königs Ermanarich (etwa 350—370) verſuchten die Goten ſie zu unterwerfen. Nach Jordanes leiſteten die Veneter dem Ermanarich hartnäckigen Widerſtand. Da ſie über keine guten Waffen verfügten, vertrauten ſie auf ihre zahlenmäßige Stärke: „sed nihil valet multitudo inbellium“ (Get. 119). Die Veneter wurden als erſte von den Goten beſiegt. Sowohl die Anten wie die Sclaveni wurden ähnlich gezwungen, Vaſallen des Ermanarich zu werden.

Das von Ermanarich aufgebaute Reich war nicht von langer Dauer. Während er ſich als ein glänzender Heerführer bewährte, hatte er offenbar keinen Erfolg oder nicht genug Zeit, die unterworfenen Völker und

Gebiete in einem feſten politiſchen Verband zuſammenzufügen. Auf jeden Fall konnte ſein Reich der ernſten Prüfung des hunniſchen Angriffs nicht ſtandhalten.

Aus chineſiſchen Quellen iſt bekannt, daß die Hunnen die Alanen nicht ſpäter als 360 n. Chr. unterwarfen.[27]) Ein Teil der letzteren ging in dem Zuſammenſtoß zugrunde; einige wurden nach Süden an die Abhänge des Kaukaſus abgedrängt, andere müſſen ſich nordwärts an den Donez zurückgezogen haben. Die Maſſe der Alanen erkannte die Oberhoheit der Hunnen an und vereinigte ihr Heer als ein Hilfskorps (mit dem hunniſchen). Die nächſte Bewegung der Hunnen, jetzt durch die Alanen verſtärkt, ſollte die Goten treffen. Dieſe wurden beſiegt, und König Ermanarich beging Selbſtmord (etwa 370 n. Chr.). Nach Jordanes (Get. 248) anerkannte nach dieſem Ereignis ein Teil der Goten die Oberhoheit des hunniſchen Khans. Jedoch die Maſſe der Oſtgoten ſetzte ihren Widerſtand gegen die Hunnen fort. Ihr König Vinitharius (wie der Name von Jordanes geſchrieben wird) zog ſich auf das Gebiet, das von den Anten beherrſcht wurde, zurück, „in Antorum fines movit procinctum“ (Get. 247). Die Anten widerſetzten ſich dem Angriff, und zwiſchen beiden begann ein wilder Kampf, dem die Einmiſchung der Hunnen folgte. Dieſe ganze Reihe von Ereigniſſen iſt trotz ihrer geſchichtlichen Bedeutung bis jetzt nicht genügend durch die Geſchichtsforſchung aufgeklärt worden und erfordert deswegen beſondere Aufmerkſamkeit.

Vernehmen wir zuerſt den Bericht des Jordanes in extenso (Get. 248—249):

> (Vinitharius) in Antorum fines movit procinctum, easque dum agreditur prima congressione superatus, deinde fortiter egit regemque eorum Boz nomine cum filiis suis et LXX primatibus in exemplum terroris adfixit, ut dediticiis metum cadavera pendentium geminarent. Sed dum tali libertate vix anni spatio imperasset. non est passus Balamber, rex Hunnorum, sed ascito ad se Gesimundo, Hunnimundi magni filio, qui iuramenti sui et fidei memor cum ampla parte Gothorum Hunnorum imperio subiacebat, removatoque cum eo fcedere super Vinitharium duxit exercitum; diuque certati primo et secundo certamine Vinitharius vincit. Nec valet aliquis commemorare, quanta strage de Hunnorum Venetharius fecit exercitu. Tertio vero proelio subreptionis auxilio ad fluvium nomine Erac, dum utrique ad se venisset, Balamber sagitta missa caput Venetharii saucians interemit neptemque eius Vadamercam sibi in coniugio copulans iam omnen in pace Gothorum popolum subactum possedit, ita tamen, ut genti Gothorum semperum proprius regulus, quamvis Hunnorum consilio, imperaret.

---

[27]) Kießling, „Hunni“, Pauly—Wiſſowa—Kroll, Real-Encyclopädie der claſſ. Alt., 16. Halbband (1913), Sp. 2585.

Der Bericht des Jordanes befähigt uns, zwei aufeinanderfolgende Stufen des ganzen Kampfes zu unterſcheiden: 1. den Krieg zwiſchen Vinitharius und den Anten; und 2. den Krieg zwiſchen Vinitharius und den Hunnen. Bis vor kurzem wurde allgemein angenommen, daß Jordanes mit den Anti die ſlawiſchen Antes oder Antae meint, denen er in einem anderen Abſchnitt ſeiner Geſchichte in dem Gebiet zwiſchen dem Dnieſter und Dnieper in Südrußland ihren Platz zuweiſt. Axel Olrik hat eine neue Deutung der Getica 248—249 angenommen. Nach ihm wären die Anti nicht das gleiche Volk wie die Antes oder Antae, ſondern ein verſchiedenes Volk, als die Adyge oder Tſcherkeſſen zu identifizieren. Der geographiſche Hintergrund der Getica 248—249 ſollte demgemäß nicht in dem Gebiet zwiſchen Dnieper und Dnieſter geſucht werden, ſondern oſtwärts zum Kaukaſus.[28]) Olriks Vermutung iſt von G. Schütte[29]) angenommen worden und mit einigen Vorbehalten von L. Schmidt.[30])

Ich für meine Perſon bin nicht imſtande, Olriks Beweisführung als gültig anzuerkennen. Unterziehen wir ſie einer Analyſe. Seine Hauptpunkte ſind folgende vier:

1. Die Schreibweiſe des Namens (Anti) in der Getica 248 iſt verſchieden von der Schreibweiſe des Namens (Antes) in der Getica 34—35.
2. Die Anti könnten als die Tſcherkeſſen identifiziert werden.
3. Es gibt eine Erwähnung des Kampfes zwiſchen den Anti und den Goten in der tſcherkeſſiſchen Sage.
4. Der Fluß Erac könnte als Phaſis in Transkaukaſien identifiziert werden.

Wägen wir dieſe Betrachtungen eine nach der anderen ab.

1. Der Name Anti in Getica 247. Die Mehrheit der Kodizes haben „Antorum", das ſicher von „Anti" abgeleitet werden dürfte. Aber zwei Kodizes, Codex Ottobonianus saec. X und Codex Breslaviensis saec. XI haben „Antarum", das von „Antae" in der gleichen Weiſe abzuleiten iſt, wie „Persarum" von „Persae" abgeleitet wird. Wir haben hier die gleiche Form wie ſie von Prokop (Ἄνται) gebracht wird, und die Antae des Prokop ſind die Antes des Jordanes. Anderſeits haben wir hinſichtlich der Antes in der Getica 35 wenigſtens in einem der Kodizes (Ottobonianus) die Lesart „Antei", die den „Anti" in der Getica 247 naheſteht. Es würde deshalb gefährlich ſein, beſtimmte Schlüſſe aus der verſchiedenen Schreibweiſe der Getica 35 und der Getica 247 zu ziehen. Es

---

28) A. Olriks Studien, wie zit. in Anm. 18.
29) Anm. 19.
30) Schmidt, a. a. O. 256.

iſt klar, daß es einfach keine Feſtigkeit in der Schreibweiſe des Namens in den verſchiedenen Kodizes gab.

2. Ob wir einen Unterſchied zwiſchen Anti uud Antae machen oder nicht, die Identifizierung der Anti als Adyge (Tſcherkeſſen) würde noch Gegenſtand des Zweifels ſein. Wie bereits erwähnt wurde, regte N. Županić eine Identifizierung der Antae (Antes, Anti) mit den Andianen an, einem Stamm, der jetzt im öſtlichen Gebiet des Nordabhangs des Kaukaſus wohnt. Aber die Andianen gehören zur Lesgiſchen Gruppe und nicht zu der tſcherkeſſiſchen. Ich muß überdies in dieſer Verbindung wiederholen, daß Županićs Vermutung mir nicht gültig ſcheint. Wie ich meinerſeits zu beweiſen verſuchte, könnten die Antae (Antes, Anti) beſſer als die As (Oſſeten) identifiziert werden.

3. Die Tatſache, daß wir unter den tſcherkeſſiſchen Sagen des 19. Jh.s ein Gedicht finden, das den Kampf zwiſchen den Antae und den Goten darſtellt, kann nicht als ein Beweis dafür betrachtet werden, daß die Antae die Vorväter der Tſcherkeſſen waren .Der zugrunde gelegte Stoff des Gedichtes könnte leicht von den Tſcherkeſſen von ihren Nachbarn, den Oſſeten, (As) entlehnt worden ſein.

4. Es gibt keinen ausreichenden Beweis für die Identifizierung des Fluſſes Erac in der Getica 248 als Phaſis. Tatſächlich erwähnt Conſtantinus Porphyrogenitus ὁ Ἔραξῆτοι ὁ Φάσις (De Adm. Imp. 45). Aber er ſchrieb im 10. Jh. n. Chr., ſechs Jahrhunderte nach den Ereigniſſen, die von Jordanes geſchildert werden.

Auf jeden Fall ſcheint die Identifizierung des Erac als Phaſis bei geographiſchen Erwägungen kaum möglich. Es iſt äußerſt zweifelhaft, daß ein großes Heer der Oſtgoten im 4. Jh. bis Transkaukaſien gelangen konnte. Der Erac der Getica 248 ſollte daher in verſchiedenen Gebieten geſucht werden. Wie N. Županić ganz geſchickt darauf hingewieſen hat, erwähnt Ptolemaeus (der im 2. Jh. n. Chr. ſchrieb) in ſeinem Abſchnitt über das europäiſche Sarmatien (III, 5, 15) eine Stadt Eracton (Ἠρακτον), die nördlich der Mündung des Dnieſter gelegen ſei. Nach Županić könnte dieſe Stadt nahe dem heutigen Dorf Ananino am Ufer des Tiligul gelegen ſein, der ſich in das Schwarze Meer zwiſchen Bug und Dnieſter ergießt. Es ſcheint wohl möglich, daß der Fluß unter dem gleichen Namen wie die Stadt an ſeinem Ufer bekannt geweſen ſein könnte.

Wir ſind zu dem Schluß gekommen, daß keiner von Olriks Beweiſen ſtichhaltig iſt. Aber ſeine Hypotheſe ſcheint bei einigen allgemeineren Betrachtungen gleichfalls ſchwerlich einleuchtend.

Es iſt eine geſchichtliche Tatſache, daß die Goten von Südrußland bald nach dem Angriff der Hunnen nach der Balkanhalbinſel zogen.

Nur ein kleiner Teil der Oſtgoten blieb auf der tauriſchen Halbinſel. Vom Geſichtspunkt des allgemein geographiſchen Hintergrundes aus iſt es leicht zu erklären, warum die Oſtgoten auf ihrer Weſtwanderung das Gebiet der Antae zwiſchen dem Dnieper und dem Dnieſter durchqueren mußten. Sicherlich aber würde der Rückzug zum Kaukaſus ſie niemals ſo weit weſtlich, wie Illyricum oder Pannonien liegen, gebracht haben. Ueberdies erwähnt Ammianus Marcellinus (XXXI, 3) den Kampf zwiſchen den Goten und den Alanen (d. h. den Antae) in Verbindung mit dem Hunnenzug zur Donau und hat im Geiſte die Nordweſtküſte des Schwarzen Meeres als den geographiſchen Hintergrund der ganzen Reihe dieſer Ereigniſſe. Der Tatſachenbericht des Ammianus, geſchildert von Jordanes in der Getica 247—249, iſt weit gedrängter als der des Jordanes. Er befaßt ſich nicht mit jeder aufeinanderfolgenden Stufe der Entwicklung, ſondern gibt davon nur einen allgemeinen Umriß, den wir in extenso (XXXI, 3, 3) bringen.

> Cuius [Ermenrichi] post obitum, rex Vithimiris creatus, restitit aliquantisper Halanis, Hunis aliis fretus, quos mercede sociaverat partibus suis. Verum post multas quas pertulit clades, animam effudit in proelio, vi superatus armorum.

Wir bemerken, daß Ammianus den Namen des Gotenkönigs als Vithimiris ſchreibt, während Jordanes Vinitharius hat. Aber beide meinen offenſichtlich die gleiche Perſönlichkeit.[31]) Wir können ferner feſtſtellen, daß Ammianus, während Jordanes den Kampf zwiſchen den Goten und den Antae (Anti) erwähnt, über den Krieg zwiſchen den Goten und den Alanen ſpricht. Aber da, gemäß meiner Auslegung, Antae eine andere Bezeichnung für As bildete und die As einer der Alanenſtämme waren, gibt es keinen Widerſpruch zwiſchen Jordanes und Ammianus. Beide Berichte ſtimmen völlig in dieſem Punkt überein. Die Verſchiedenheit zwiſchen beiden beginnt mit der Erzählung des Endergebniſſes des Kampfes. Nach Ammianus waren es die Alanen ſelbſt, die ſchließlich die Goten beſiegten. Nach Jordanes waren es die Hunnen. Meiner Meinung nach könnte in dieſem Punkte der Schilderung des Ammianus mehr Glauben geſchenkt werden, da er ein Zeitgenoſſe war.

Es erſcheint möglich, daß nach der erſten Niederlage der Anten durch die Goten der Hauptteil der Alanen zur Rettung ſeiner Verwandten kam. Da die Alanen um jene Zeit unter hunniſcher Oberhoheit ſtanden, dürfte der Oberbefehlshaber der Alanen ein Hunne geweſen ſein. Die Nachricht des Jordanes, daß dieſer Oberbefehlshaber kein anderer als der Hunnenkhan ſelber war, dürfte reine Uebertreibung geweſen ſein. Die Schilderung

---

31) Siehe jedoch Schmidt, a. a. O. 256.

des Todes des Gotenkönigs infolge eines Pfeiles, den der hunniſche Khan perſönlich abgeſchoſſen hatte, wurde vielleicht von Jordanes aus irgend einem epiſchen Gedicht entlehnt.[32])

In dieſer Verbindung iſt es intereſſant zu erwähnen, daß die Epiſode des Sieges der Goten über die Antae während der erſten Periode des Kampfes offenbar einem epiſchen Gedicht der Goten als Stoff diente. In dem ruſſiſchen Heldengedicht des 12. Jh.s, dem Slovo o polku Igoreve, gibt es folgende Stelle: „So ſangen die ſchönen Mädchen der Goten an der Küſte des blauen Meeres, klingelnd mit ruſſiſchem Gold. Sie ſingen von der Zeit des Bus . . .“ [33]) „Die ſchönen Mädchen der Goten“, die hier erwähnt werden, waren wahrſcheinlich die Eingeborenen der Tauriſchen Halbinſel. Was „die Zeit des Bus“ betrifft, ſo iſt es wohl möglich, daß mit Bus hier Boz der Getica 247 gemeint wurde.[34])

§ 5.

Die Zeit der Herrſchaft der Goten über Südrußland dauerte, wie wir geſehen haben, über zwei Jahrhunderte. Und während dieſer Zeit beherrſchten die Goten einige Gruppen der Oſtſlawen unmittelbar und konnten mehr oder weniger eine feſte Oberherrſchaft über andere Teile derſelben begründen.[35]) Unglücklicherweiſe iſt ein zu geringer poſitiver Beweis übrig geblieben, um über die Wirkung der politiſchen Herrſchaft der Goten über die Slawen wie auch über die kulturellen Beziehungen zwiſchen den zwei Völkern ein Urteil zu fällen. Infolge der ariſtokratiſchen Herrſchaft der Goten wurde die Landbevölkerung in ihrem Königreich wahrſcheinlich in ſtrenger Hörigkeit gehalten, beſonders was die Urbevölkerung und die Slawen anbelangt. Die Rechte der ſlawiſchen Bauern müſſen begrenzt geweſen ſein. Spuren einer ſolchen Stellung haben wahrſcheinlich den Fall

---

[32]) Vgl. das Epos der Tſcherkeſſen, angeführt von A. Olrik, a. a. O.

[33]) Slovo o Polku Igoreve, ed. V. Peretz (1926), 112; ed. Storm (1934), 38.

[34]) Cr. V. Peretz, Slovo o Polku Igoreve, 264; A. A. Vaſiliev, The Goths in The Crimea (Cambridge, Ma., 1936), 138—139 bezweifelt die Gültigkeit der Identifizierung von Bus (Slovo o Polku Igoreve) als Boz (Getica 247).

[35]) Nachdem der Hauptteil der Oſtgoten weſtwärts abgewandert war, blieb eine feſte Gruppe von ihnen auf der Tauriſchen Halbinſel (Krim), wo ſie ihre völkiſche Eigenart das ganze Mittelalter hindurch behaupteten. Die Geſchichte der Krimgoten liegt außerhalb des Geſichtsfeldes des gegenwärtigen Artikels. Siehe das ausgezeichnete Buch über „The Goths in the Crimea“ von Profeſſor A. A. Vaſiliev (Cambridge, Ma., 1936). Vgl. die Beſpr. von N. Bănescu in Byzantiniſche Zeitſchrift XXVII (1937), 415 ff.

des Reiches von Armanarich lange überlebt. Es ſcheint, daß wir dieſe Spuren noch im Kiewſchen Rußland des 11. und des 12. Jh.s entdecken können.

Unter den verſchiedenen Gruppen ländlicher Bevölkerung im Reich von Kiew gab es einige Vollfreie, während die perſönlichen Rechte der anderen, z B. der ſog. izgoi, etwas beſchnitten waren. Es ſcheint jetzt wahrſcheinlich, daß die Bezeichnung izgoi gotiſchen Urſprungs iſt.[36]) Die gotiſche Sprache hat das Wort gawi (Dativ gauja), von dem das ſpätere germaniſche „Gau" abgeleitet wurde. Seine Verbindung mit der Präpoſition us („von", vgl. das ruſſiſche iz) könnte als Muſter für das ſpätere ruſſiſche izgoi (*usgauja) gedient haben. So wurde in ſeiner urſprünglichen Bedeutung der ruſſiſche Ausdruck izgoi wahrſcheinlich auf Männer angewandt, die des Eigentumsrechts auf ihr Land beraubt waren. Die Kiewer izgoi als ſoziale Gruppe könnten als die Nachfahren jener Slawen betrachtet werden, deren Land von den Goten in Beſitz genommen wurde, worauf die früheren Eigentümer Pächter wurden.

Was die allgemeinen kulturellen Beziehungen zwiſchen den Goten und Oſtſlawen betrifft, ſo haben wir eine Anzahl ruſſiſcher Wörter, die von gotiſchen oder germaniſchen Wurzeln durch das Gotiſche abgeleitet werden könnten.[37]) Solche ſind z. B. das ruſſiſche

Kniaz (Fürſt) möglicherweiſe von dem gotiſchen kuni (Stamm, Geſchlecht = γένος),

Šlem (Helm) < gotiſch hilms,

Penjazi (Geld) < Pfennig (gotiſch *panniggs?),

Polk (Regiment, Heer) < germaniſch volk (Volk) wahrſcheinlich durch das Gotiſche, obgleich kein entſprechendes gotiſches Wort darauf bezogen wurde.

Anderſeits dürfte es einige Entlehnungen vom Slawiſchen ins Gotiſche gegeben haben. Möglicherweiſe ſtammt das Gotiſche meki vom ſlawiſchen meč (Schwert).

---

[36]) Siehe den erſcheinenden Artikel über die Izgoi von Andrew Efron in Speculum (Cambridge, Ma.). Ich bin Mr. Efron zu Dank verpflichtet, da er mich ſeinen Artikel in Handſchrift leſen ließ.

[37]) Vgl. S. Feiſt, Etymologiſches Wörterbuch der Gotiſchen Sprache (Halle, 1923); Derſ.: Vergleichendes Wörterbuch der Gothiſchen Sprache (Leiden, 1936—37); F. Kluge (W. Krauſe, A. Götze), Etymologiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache (Berlin und Leipzig, 1934). Für das Slawiſche: E. Bernecker, Slawiſches Etymologiſches Wörterbuch I (Heidelberg, 1908—1913); F. Miklošich, Etymologiſches Wörterbuch der ſlaviſchen Sprachen (Wien, 1886); A. Budilovič, Pervobytnyje Slavjane, I—II (Kiev, 1878—1879).

Wir müſſen ferner in Betracht ziehen, daß die Alanen durch ihre Waffenſchmiedekunſt[38]) bekannt waren und, da der herrſchende Stamm der Antae wahrſcheinlich Verwandte der Alanen waren, müſſen ſie gut mit den Waffen der Alanen bekannt geweſen ſein. Helme und Schwerter der Antae wurden berühmt in der germaniſchen Welt, wenn man nach der Erwähnung beider in dem angelſächſiſchen Gedicht „Beowulf" des 7. oder 8. Jh.s urteilt.[39]) So wird in Beowulf 1679 ein Schwert als „die alte Arbeit der Anten" (enta aergeweorc) und in Beowulf 2979 in gleicher Weiſe ein „Antiſcher Helm" (entiscne helm) erwähnt.[40])

[38]) Vgl. Tomaſchek „Alani", Pauly Wiſſowa, Real.-Enc., I (1894), Sp. 1284. Ueber die Typen ſarmatiſcher Schwerter ſiehe M. Roſtovtzeff „Le porte-épée des Iraniens et des Chinois", Recueil Uspenskij, I (Paris, 1930), 337 ff.

[39]) Vgl. A. Olrik, Ragnarök, 475 ff.

[40]) Zitiert iſt W. J. Sedgefields Ausgabe (Mancheſter, 1913).

Dem Andenken Friedrich Riedls.

Preßburg im Mittelalter.

Vergeſſene Künſtler, verlorene Denkmäler.*)

Von Edith Hoffmann (Budapeſt).

„Nam unius linguae uniusque moris regnum, imbecille et fragile est", ſagt König Stephan der Heilige in ſeinem „Libellus de Institutione morum", das er ſeinem Sohne, dem Prinzen Emmerich, widmete. Er gab damit ſeiner Tat, in Ungarn Fremde angeſiedelt zu haben, eine ſchriftliche Erklärung. Mit dieſer Siedlungspolitik nahm ein Prozeß ſeinen Anfang, der viele Jahrhunderte hindurch zu ſchweren Verwicklungen führte und ſeine Auswirkungen auch heute noch, ja eben heute in geſteigertem Maße fühlen läßt. Der Stephansgedanke fußte nämlich — im Gegenſatz zu der heutigen Auffaſſung der Einſprachigkeit und Einvolkigkeit — auf der Idee daß die Zukunft und das Gleichgewicht des jungen chriſtlichen Staates mehr geſichert ſei, wenn ein Teil der Bevölkerung, in alter chriſtlicher Kultur erzogen wäre, und daß die an ihrem althergebrachten heidniſchen Glauben und ihren Sitten hängenden leidenſchaftlichen Magyaren durch eine Miſchung mit fremdem Volke, eher zu bändigen ſeien.

Der Gedanke des erſten Ungarkönigs war alſo, daß die Menge angeſiedelter Fremder ihre hergebrachte Sprache behalten möge, in ihrem Herzen ſich aber der neuen Heimat anſchließe, ſich mit den Magyaren vermiſche, für ihre Ausnahmeſtellung ihnen ihre mehrhundertjährige europäiſche Erfahrung mitteile und ſich mit ihnen zu einem einzigen Volke verſchmelze. Nationalitätenfragen im heutigen Sinne waren damals und noch lange nachher unbekannt. Und wenn ſpäter, da dieſe Verſchmelzung nicht in dem gewünſchten Maße erfolgte, Gegenſätze zwiſchen den verſchiedenen Völkern, beſonders zwiſchen den Deutſchen und Magyaren immer wieder zum Vorſchein kamen, ſo handelte es ſich meiſtens, ja vielleicht immer nur um wirtſchaftliche Momente. Ausgeſprochen nationale Geſichtspunkte traten nur ſeit einigen Jahrzehnten in den Vordergrund.

Der in Ungarn lebende, mittelalterliche Menſch hielt, ganz unabhängig davon, wann und woher ſeine Ahnen nach Ungarn kamen, Ungarn für ſeine Heimat, und ſprach das Wort:: „das Vngerlandt vnd das gepiet der heiligen kron zu Vngern" mit einer gewiſſen Rührung aus. Sich ſelbſt bekannte er mit offener Selbſtverſtändlichkeit für einen Ungarn. „Dieſes hiſtoriſche Mitempfinden unſerer Minderheiten mit dem Staatsvolke war

*) Bei meiner Arbeit durfte ich die Preßburger Notizen und Urkundenabſchriften Prof. Dr. Franz Kováts' benutzen, wofür ich ihm wärmſten Dank ſchulde.

Zu beſonderem Dank bin ich auch Herrn Oberrat Dr. Ovidius Fauſt, dem Leiter der wiſſenſchaftlichen Inſtitute der Stadt Preßburg, und Fräulein Erneſtine Mergl für ihre freundliche Hilfsbereitſchaft verbunden.

eine Jahrhunderte lange Wirklichkeit, welche die zu Füßen der Karpathen wohnenden Völker zu einer mächtigen Einheit zuſammenfaßte" ſagt Julius Szekſü in ſeinem Artikel über Eduard Schittenhelm. Der deutſchſprachige Ungar, ging er nach Deutſchland, zu ſeinen deutſchen Brüdern, rechnete genau ſo für einen „Ungarus", wie der reinblütige Magyare. Dafür hat man zahlloſe Beiſpiele. Dieſe Auffaſſung muß man ſich zu Eigen machen, will man über mittelalterliche ungariſche Kunſt oder Künſtler reden, da es keinen Standpunkt des Verſtehens gibt, außer dem des Einfühlens.

Unſere Stellungnahme wird aber außer der allgemeinen mittelalterlichen Geiſteshaltung auch durch eine eingehende Unterſuchung der völkiſchen Miſchung begründet, die wir durchführen mußten, da beſonders neuerdings in der ausländiſchen Literatur der falſche Glaube umſichgreift, als ob die alte ungariſche Kunſt rein deutſch wäre.[1]) Ich will die Frage nicht überflüſſig durch die Behandlung der ſiebenbürgiſchen Verhältniſſe komplizieren, ſie würde uns zuweit von unſerem eigentlichen Gegenſtand, Preßburg, führen. Dort wohnten in gewiſſen Gebieten, als Ergebnis einer einmaligen Einwanderung, die Sachſen in einer geſchloſſenen Einheit, in weitgehender Abgeſchloſſenheit. Ganz anders war die Lage in Oberungarn, wo die Deutſchen allmählich unbemerkt einſickerten. Sie fanden in der Zips[2]) unbewohnte Gebiete, wo ſie ſich noch vor dem Tatarenſturm anſiedelten; beſonders viele kamen aber nach der Tatarenzeit, in ſolche magyariſche oder

[1]) Siehe Oskar Schürer—Erich Wieſe: Deutſche Kunſt in der Zips. Brünn, Wien, Leipzig, 1938. Außerdem Coriolan Petranu: Begriff und Erforſchung der nationalen Kunſt. München 1937. Sonderabdruck aus Südoſtdeutſche Forſchungen B. II.

Außer dem Dokumenten-Schatz benützte ich hauptſächlich St. Rakovszkys (Altertümliche Ueberlieferungen aus Preßburg. Preßburger Zeitung, 1877) und T. Ortvays (Geſchichte der Stadt Preßburg. Preßburg. 1892—1903) umfangreiches und bisher unverwertetes Material. Dieſe Werke ſind zwar ein wenig unſyſtematiſch und deswegen ſchwer zu behandeln, ſie exiſtieren aber und noch dazu in deutſcher Sprache. Gänzlich unverſtändlich iſt deshalb der Optimismus von A. R. Franz (Preßburg, die ehemalige Hauptſtadt Ungarns, die Hauptſtadt der Slowakei, eine alte deutſche Stadt; Berlin, Stuttgart, 1935), mit dem er in ſeinem Heftchen behauptet, „es fehlte bisher an einer auf wiſſenſchaftlicher Grundlage aufgebauten Arbeit über Preßburg", und er „faſſe zum erſtenmal alle Einzelunterſuchungen und die Ergebniſſe eigener Vorarbeiten zuſammen" (in Letzterem hat er natürlich Recht!) Ein ſolcher Grad von Naivität kann mit Unwiſſenheit nicht entſchuldigt werden. Oder bezieht ſich dieſe Bemerkung darauf, daß bei beiden Autoren häufig Druckfehler und Oberflächlichkeiten vorkommen? Was ſoll man aber ſagen, wenn Franz über den Augsburger Künſtler Drentwett z. Bp., deſſen Wandgemälde im Rathaus 1695 datiert iſt, zuerſt meint, es wäre 1597 gemalt; dasſelbe Bild dann auf das Ende des XVII. Jahrhundert anſetzt, und endlich feſtſtellt, der Künſtler ſei 1750 geboren und 1720 geſtorben.

[2]) L. Fekete Nagy: Die Entwickelung der Zips. Budapeſt. 1934 (ung.).

ſlawiſche Dörfer, welche die Tataren zerſtört und zum Teil unbewohnt hinterlaſſen hatten. Vor der Tatarenflut war Leutſchau z. B. ein rein magyariſcher Ort. Die Häuſer und Felder der ausgeplünderten und augenblicklich gelähmten Ungarn wurden durch die einwandernden Deutſchen angekauft und wenn es ihnen auf dieſe Weiſe gelang, die Mehrheit zu erreichen, wendeten ſie ſich mit der Bitte an den König, nach dem Sachſenrechte leben zu können. Mit einem zähen Zielbewußtſein verſchafften ſie ſich ſo die führende Stellung in den Städten; aber das die Tatarenflut überlebende magyariſche Element blieb dennoch unleugbar an Ort und Stelle. Die Sprache der Städte wurde allmählich deutſch; die Rechnungsbücher[3]), die Steuerliſten, die Dokumente wurden deutſch oder lateiniſch verfaßt, das heißt in einem verwunderlichen Gemiſch von Deutſch und Latein, wo die verſchiedenen Teile der Sätze teils deutſch, teils lateiniſch einander entgegentaumeln. Doch wäre es ein ſchwerer Irrtum zu glauben, „die in den Urkunden auftauchenden Namen einzelner Bürger ſeien ausſchließlich deutſch".[4]) Es handelt ſich einfach darum, daß der leicht lernende Magyare ſich in dieſen Gegenden dem nunmehr tonangebenden Deutſchtum anſchmiegen mußte, wollte er nicht gänzlich abgeſondert werden. Nach mittelalterlicher Auffaſſung konnte er der Bequemlichkeit und der größeren Bewegungsfreiheit zuliebe das Idiom der Deutſchen umſomehr annehmen, da ja ſchließlich alle miteinander Ungarn und Untertanen der Heiligen Krone blieben. In meinem früheren Aufſatz[5]) wies ich ſchon darauf hin, daß die Bevölkerung Oberungarns ein Miſchvolk war und ſeine Kunſt in dieſem Sinne zu betrachten ſei. Daß dieſe Miſchung ſich in jeder Stadt anders geſtaltete, iſt ſelbſtverſtändlich, doch iſt es nicht unintereſſant, die Einwohnerſchaft zweier Oberungariſcher Städte, Kaſchau und Bartfeld, einmal vom Standpunkt der völkiſchen Miſchung zu durchforſchen. Die genaue Analyſe zeigt, daß ſogar noch im 15. Jh., wo doch dieſer aſſimilierende Verlauf ſchon ſeit langem andauert, mindeſtens die Hälfte der Bevölkerung noch immer magyariſch iſt. Die Grundlage zu unſeren Betrachtungen bieten die Rechnungsbücher, welche ungefähr 150 Jahre hindurch, vom Ende des 14. Jh.s bis zum Anfang des 16. Aufſchluß über die Namen der ſteuerzahlenden Bürger geben. Die genannten zwei Städte eignen ſich beſonders zu unſeren Unterſuchungen, da ihre Rechnungsbücher die umfangreichſten

---

[3]) L. Fejérpataky: Alte Rechnungsbücher der Städte in Ungarn. Budapeſt. 1885 (ung., aber mit vollſtändiger Veröffentlichung der Texte) und L. Kemény d. J.: Alte Rechnungsbücher der Stadt Kaſchau. 1431—1533. Kaſſa. 1892 (wie Fejérpataky).

[4]) E. Mályuſz: Geſchichte des Bürgertums in Ungarn. Vierteljahrsſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte. Stuttgart. 1927. S. 365.

[5]) E. Hoffmann: Beiträge zur alten ungariſchen Tafelmalerei. Archaeologiai Értesitö. Bd. L. 1937.

ſind und aus der Unmenge von Namen ein objektives Ergebnis am eheſten zu erhoffen iſt. Die Namen ſind natürlich altertümlich, oft ſehr ſchlecht und verdreht geſchrieben, aber immer genau erkennbar.

Vor allem finden ſich in ſämtlichen Städten Oberungarns eine Menge Namen, wie: Ungarus, Unger, Hungerman, Vngerleyn, Magyar, Magdyar, Mager; daß dieſe in der Heimat die Volkszugehörigkeit und nicht wie im ausländiſchen Gebrauch bloß die Herkunft bedeuten, iſt klar. Außer dieſen finden wir aber in Unmaſſen auch urwüchſige magyariſche Namen. In Bartfeld: Nicolaus dictus Apród (= Page), Johannes dictus Gombasch (Gombás = der mit den Schwämmen), Tivadar Troschany (Theodor von Trócſány), Bolok Janosch (Johannes Balog = Linkhand), Schoisch Miclosch (Nicolaus Sós = Salzer), Jörg Covacz (Kovács = Schmied) uſw. In Kaſchau: Kwthelesch Janisch (Johannes Köteles = Seiler), Kerekesch Janisch (Kerekes = Radmacher), Sabo Lucasch (Szabó Lukács = Schneider), Keschesch Peter (Késes = Meſſerſchmied), Menzarosz Jacob (Mészáros = Fleiſchhacker), Bognarin (Bognár = Wagner), Haygmasch (Hagymás = Zwiebelverkäufer), Warga Gergel (Gregorius Varga = Schuſter), Lorencz Ketthw (Kettő = zwei), Pannias Mathe (Bányász = Bergmann), Dwschko Jorg (Tuskó = Tölpel), Mellek Tomasch (Meleg Tamás = Warm), Komlosch Matiasch (Komlós Mátyás = Hopfer), Jorg Kiral (Király = König), Bycka Laslo (Bika László = Ladislaus Stier), Zconttosz Andras (Andreas Csontos = Knochig), Weresch Dyenisch (Veres Dénes = Dionyſius Rot), Tomasch Kolbas (Kolbász = Wurſt), Kappistas Ambrus (Káposztás = Ambroſius Kräuter) uſw. Die endloſe Reihe der Kis (Kwsz Wyntze, Kwsch Mihal = Vincencius Klein, Michael Klein), der Nagy (Nat Ystwan, Nad Mihal = Stephan Groß uſw.), der Deák (Benedyck Dyack = Schreiber) und der übrigen allgemeinſten magyariſchen Namen ſei gar nicht erwähnt. Einige Individuen werden nur mit ihrem magyariſchen Taufnamen genannt: Ilana (Helene), Arpad, Ferencz (Franz), Margit (Margarethe), Birtalan (Bartholomäus), Józsa (Joſephine) uſw. Ihre Volkszugehörigkeit iſt alſo gar nicht fraglich.

Außer dieſen ganz eindeutigen Fällen müſſen ſämtliche Leute für Magyaren angeſehen werden, deren magyariſcher Taufname darauf hindeutet, daß ihr auf ihre Beſchäftigung hinweiſender lateiniſcher Name eine Ueberſetzung aus dem Magyariſchen ſei. In Bartfeld: Balasch, Laczko, Schimon Faber (Blaſius, Ladislauſchen, Simon), Lukacz Sartor (Lukács) uſw. Das Hin- und Herdrehen der Namen war ganz allgemein, Niger Nicolaus kommt auch als Schwarz Nickl vor, Andris Pellifex auch als Andris Kürſchner (Andris = Andreas) uſw. Auf Grund deſſen müſſen ſämtliche Individuen deutſchen Namens hieher gezählt werden, deren magyariſcher Taufname darauf hinweiſt, daß ihr Beſchäftigungsname —

vielleicht ſchon ihr Familienname — nur eine Ueberſetzung des urſprünglich magyariſchen Wortes ſei. Es liegt ja auf der Hand, daß die Deutſchen die ihnen unverſtändlichen ungariſchen Worte überſetzten. Namen, wie in Bartfeld: Lazlo Wagner, Antal Zatler, Antal Fleiſcher, Antal Smit, Bartosch Holczmann, Balasch Fiſcher uſw., in Kaſchau: Dymmkusch Fleiſcher, Anthal Schwertfeger, Balasch Ferber, Andris Sneyder, Balass Mawrer, Lasslo Ledrer, uſw. gehören alle hierher. Endlich müſſen alle Perſonen hierher gezählt werden, bei denen die Reihenfolge der Familien und Taufnamen nach magyariſcher Sitte und nicht nach deutſcher Art vorkommt. Z. B. in Bartfeld: Sloſſer Ystwan, Peter Janusch, Rot Hannus, Göbil Lasla, in Kaſchau Klayn Peter uſw. Es wäre gänzlich undenkbar, daß ein Deutſcher die für ihn vollkommen fremde Reihenfolge anwende, es ſei denn, daß das magyariſche Element ſo überwog, daß es ſeine Sitten der deutſchen Einwohnerſchaft aufdrängen konnte. Hier handelt es ſich aber einfach um die Ueberſetzung des magyariſchen Namens; der magyariſche Urſprung ginge in der Uebertragung verloren, würde die Reihenfolge nicht zur Vorſicht mahnen. In der nächſten Generation feſtigen ſich die Namen, die Reihenfolge ändert ſich, und niemand kann den Wechſel mehr erkennen. So wird die Stadt in langſamem Abbröckeln allmählich immer deutſcher, bis in der Türkenzeit ein neuer magyariſcher Zuſtrom die Kräfteverhältniſſe wieder zu Gunſten der Magyaren wendet.

Dieſe Namen bedeuten nicht immer die Beſchäftigung des Betreffenden — z. B. war Lucacz Fleyſcher 1437 in Bartfeld ein Goldſchmied (die Endigung cz bei Lucacz = Lukács zeugt für ſein Magyarentum) — doch beziehen ſie ſich im Allgemeinen doch auf einen Erwerb, wenn auch nicht auf deſſen, der den Namen trägt, ſondern vielleicht auf den ſeines Vaters. Die Namen verraten nun, daß die Ungarn allen Beſchäftigungsarten nachgingen; laut Eintragungen der Rechnungsbücher waren mehrere von ihnen Haus- und Grundbeſitzer, alſo vollberechtigte Bürger.

Unleugbar kommen in unſerer kurzgefaßten und auch ſo noch ein wenig langwierigen Aufzählung keine Künſtlernamen vor, aber das Beiſpiel Fleyſchers zeigt zur Genüge, daß die Abſtammung nicht ſo leicht feſtzuſtellen iſt. Außerdem nimmt ja niemand an, die Künſtler hätten in dieſen Zeiten einem beſonderen Menſchenſchlag angehört. Im Gegenteil, ſie waren Handwerker wie alle anderen und gingen ebenſo wie heute aus Handwerkern und anderen Bürgern hervor. Sie entwuchſen einem, auch durch Heiraten zuſammengewürfelten Volke von gemiſchtem Blute, waren halb magyariſch, halb deutſch, mit einem leichten romaniſchen, polniſchen und ſlawiſchen Einſchlag. Das Magyarentum hat auf ihre Kunſt, auf ihre Schöpfungen auch blutsmäßig wenigſtens ſo viel Anſpruch als das Deutſchtum, und nur die Unkenntnis der Tatſachen und der Dokumente entſchuldigt das Leugnen dieſer Wahrheit.

Ebenſowenig kann aber geleugnet werden, daß die Sprache dieſer Kunſt ſich in demſelben Maße an das tonangebende Deutſchtum anſchließt, als die einfache Sprache der Bevölkerung und daß die entſcheidenden Vorbilder der deutſchen Kunſt entliehen wurden, ſo wie zu dem ſtädtiſchen Recht das Magdeburger Recht oder der Sachſenſpiegel als Grundlage dienten. Ebenſo wie man aber nirgends auf der Welt die in Oberungarn herrſchende Mundart ſpricht, weil abgeſehen von den vielen anderen Völkern ſelbſt das Deutſchtum ſich hier aus verſchiedenen Gegenden ſammelte, ſo iſt auch die Kunſt hier eine Miſchkunſt, an deren Ausgeſtaltung das Magyarentum einen ſtarken Anteil hatte und zwar in doppelter Hinſicht: als arbeitender Handwerker und als Arbeitgeber. Jedes einzelne Werk iſt der Inbegriff auch des ganzen Landes, welches dem, der ſich ihm anſchloß, Arbeit und kulturellen Rahmen zu geben im Stande war. Unſere äußerſt komplizierten künſtleriſchen Verhältniſſe zu verſtehen iſt jedoch nur dem gegeben, der die Mühe weitgreifender hiſtoriſcher, kulturhiſtoriſcher, wirtſchaftsgeſchichtlicher, ſogar ſprachwiſſenſchaftlicher Studien nicht ſcheut.

Alle dieſe Feſtſtellungen beziehen ſich natürlich nicht auf rein magyariſche Städte oder Gegenden wie Szegedin, Altofen oder Ajtós, von wo die Familie Dürer herſtammt.[6])

Unter den ungariſchen Städten nimmt Preßburg eine faſt ganz geſonderte Stellung ein. Die Bewohner der übrigen Städte waren nämlich ſchon ſeit Generationen eingeborene, dem Magyarentum angepaßte Deutſche, in Preßburg kam aber infolge eines fortwährenden Zuſtrömens beſtändig friſches deutſches Blut in die Bewohnerſchaft. Es hatte ſie niemand gerufen, ſie kamen, weil es in der Heimat zu eng geworden war, aber ſie waren in der gaſtfreundlichen Stadt gern geſehen. Preßburg war von Anbeginn eine Grenzſtadt und ſeine Tore ſtanden den Neuankommenden ſtets offen. Ja, am Anfang des 14. Jh.s gehörte es auf einige Jahre ſogar zu Oeſterreich[7]), wie unter König Mathias Wien und ein guter Teil von Oeſterreich Beſitz der ungariſchen Krone waren.

Die Bevölkerung Preßburgs beſtand aus zwei Elementen: aus Fremden und aus Ungarn. Die der Komitatsverwaltung zugeteilte königliche Burg war rein magyariſch und viele Magyaren mußten auch in der Stadt ſelbſt gewohnt haben, wirkte doch eigens ein ungariſcher Richter in der Stadt. Außerdem wurden ſtaatliche Verordnungen, ſtädtiſche Edikte auch

---

[6]) E. Lukinich: Albrecht Dürers Abſtammung. Ungariſche Jahrbücher. 1929. 1. Heft. — E. Hoffmann: Die ungariſche Abſtammung Albrecht Dürers. Die Graphiſchen Künſte. Mitteilungen. 1929. S. 48—49.

[7]) Die daraus entſtandenen Komplikationen um den Gebrauch des öſterreichiſchen Geldes ſchildert V. Hóman: Geſchichte des ungariſchen Geldes. Budapeſt. 1916. S. 369, 380 (ung.).

magyariſch bekannt gemacht. In der Kirche der Franziskaner war die Sprache des Gottesdienſtes von Anbeginn die magyariſche; oder es war auch magyariſcher Gottesdienſt. Der beliebteſte Redner, Joannes Posoniensis Hungarus, der Paulinermönch vom Tal, war ein Magyare. Der überwiegende Teil des Klerus beſtand ebenfalls aus Magyaren und es wurde auch darauf geachtet, daß das entſprechende Verhältnis nicht gefährdet werde. 1526 wird z. B. bittere Klage gegen den Preßburger Probſt italieniſcher Herkunft, Hieronymus Balbi bei dem Papſt geführt, weil er die Domherrenſtellen Deutſchen gab.[8])

Die geiſtige Führung des Landes lag im Allgemeinen in Händen der Magyaren. In einer Zeit, in der das Magyarentum einen ſo glänzenden Stilkünſtler, wie Johannes Vitéz Erzbiſchof von Gran (Eſztergom) und Organiſator der Preßburger Hochſchule (Academia Istropolitana), einen ſo weltberühmten Dichter, wie Janus Pannonius oder einen ſo geiſtreichen Redner, wie Pelbartus von Temesvár hervorbrachten, hatten die ungarländiſchen Deutſchen kein ſelbſtändiges literariſches Werk gezeugt; und zwar nicht „weil man in Ungarn keiner Originalwerke bedurfte, da..... die ſchier unerſchöpfliche religiöſe Literatur des Mutterlandes ſtets zur Verfügung ſtand",[9]) — der Dichter ſchreibt aus innerem und nicht auf äußeren Drang, hat er wirklich etwas zu ſagen, — ſondern weil unſere Deutſchen in dieſen Zeiten — einige hervorragend gebildete, doch keine führende Rolle einnehmende Perſönlichkeiten abgerechnet, — hauptſächlich Kaufleute und Handwerker waren. Das zog ſie ja eben an, daß ſich in Ungarn auf dieſem Gebiete ſo große Möglichkeiten boten. Hier handelte es ſich um keinen gewöhnlichen Handel. Die Gruben- und Geldreform König Karl Roberts hatte Ungarn in der erſten Hälfte des 14. Jh.s mit einem Schlage an die Spitze der golderzeugenden Länder Europas geſtellt.[10])

---

[8]) Ferd. Knauz: Hieronimus Balbi der Lehrer König Ludwigs II. Magyar Sion. IV. 1866. S. 351. (ung.).

[9]) B. Pukánſzky: Geſchichte des deutſchen Schrifttums in Ungarn. Münſter in Weſtfalen. 1931. S. 54. Verfaſſer nennt Georgius Schomberg, einen Oeſterreicher von Geburt, der dreißig Jahre hindurch Probſt von Preßburg und auch ſchon früher zehn Jahre hindurch königlicher Kanzler und Kanonikus von Preßburg war, einfach einen „deutſchen Gelehrten". Schomberg gründete drei Altäre im Dom zu Preßburg und ließ ſeine Gebeine ebendort beſtatten, womit er ein klares Zeugnis ſeiner gefühlsmäßigen Zugehörigkeit gab. Sein Denkmal, welches L. Eber (Kunſt und Kunſthandwerk. 1914. S. 90—99.) als ein Werk Nikolaus von Leydens beſtimmte, gehört zu den ſchönſten Kunſtſchätzen des Landes.

[10]) F. Kovács: Die hiſtoriſche Bedeutung des ungariſchen Goldes und unſere wirtſchaftlichen Verbindungen mit dem Weſten im Mittelalter. Történeti Szemle. 1922. Budapeſt. 1923 (ung.) und O. Paulinyi: Die Goldproduktion Ungarns am Ende des 15. Jh.s und um die Mitte des 16. Jh.s. Jahrbuch des Ung. Hiſt. Inſtituts in Wien. Budapeſt. 1936. (ung.).

Aus allen Gegenden ſtrömte die ausländiſche Ware, beſonders das Tuch, dem Lande zu, das ſelbſt kaum eine Induſtrie beſaß. Die heimiſche Induſtrie konnte nur den inneren Bedarf verſehen, war gegen das Ausland faſt paſſiv; die eingeführte Ware wurde alſo mit klingendem Gold aufgewogen. Preßburg aber verwandelte ſich wegen ſeiner äußerſt günſtigen Lage ſeit Ludwig d. Gr. zu einem Mittelpunkt des internationalen Handels. Oeſterreichiſche, deutſche Händler und Handwerker werden in Maſſen angezogen.[11]) Sie dringen in das Land ein, wie der Bergmann der Goldader folgend in das Innere der Gebirge eindringt. Viele tauſchen nur ihre Ware gegen Gold ein, — in Zeiten des Wiener Stapelrechtes mit der Vermittlung Wiens — viele finden aber reichliche und ſorgloſe Arbeit in dem blühenden Lande, laſſen ſich hier nieder, kaufen ſich Haus und Bürgerrecht. Manche unter ihnen machen ſich ſpäter wieder auf den Weg, gehen ins Ausland zurück, oder ziehen weiter, nach verſchiedenen Gegenden des Königreichs, vor allem nach Ofen. Der bedeutende Aufſchwung des Donauhandels zwiſchen Preßburg und Ofen im 14. Jh.[12]) trug vieles zu dieſen Erſcheinungen bei. Die verhältnismäßig häufige Erwerbung des Bürgerrechtes, der fortwährende Wechſel im Beſitz der Liegenſchaften, weiſt darauf hin, wie groß dieſe Wanderungsbewegung in Preßburg war. Von den endgültig Seßhaftgewordenen ſcheiden ſich die Großkaufmanns- und Patrizierfamilien aus, z. B. die italieniſche Familie Bonaventura, preßburgeriſch die Ventur. Denn auch Italiener kamen in Mengen, urſprünglich machten ſie die gebildetſte und reichſte Schicht der Bevölkerung aus; zur Zeit einer Hungersnot kamen Flamen und hie und da auch Tſchechen und Mähren. Gleichzeitig zieht Wien die Ungarn natürlich ebenſo an, wie Preßburg die Ausländer. Man findet ungariſche Maurer ſchon 1403—1404 bei dem Bau des Wiener Stephansdomes, ſo wie auch Oeſterreicher am Dom zu Preßburg mitarbeiten. Auch Wien iſt voller Ausländer.

Die Namen der Preßburger Künſtler weiſen in meiſten Fällen klar auf ihre Herkunft hin. Beſonders viel Oeſterreicher findet man unter den Zimmerleuten, da das Holz am natürlichſten Weg, die Donau heruntergeflößt, aus Oeſterreich herbeigeſchafft wurde. Viele kamen aus Wien und anderen Orten Niederöſterreichs, dann aus Oberöſterreich, Kärnten, Bayern, Franken, Schwaben, Weſtfalen, Rheinland, Brandenburg, Schleſien, Böhmen und Mähren.

---

[11]) F. Kovács: Handelsverbindungen zwiſchen Köln und Preßburg im Spätmittelalter. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln. Bd. 35. 1914 und F. Kovács: Der Warenverkehr Weſtungarns im XV. Jahrhundert. Budapeſt. 1902. (ung.).

[12]) F. Kovács: Beiträge zur Geſchichte der Donauſchiffahrt und des Donauzolls, zur Zeit der Anjovinen. S.-A. aus Magyar Gazdaságtörténelmi Szemle. 1901. Budapeſt. 1902. (ung.).

Sehr viele kamen aber auch aus verſchiedenen Gegenden Ungarns: aus Siebenbürgen, Tyrnau, Kremnitz, Theben, Raizesdorf, Modern und Sellendorf (ein verſchwundenes Dorf neben Preßburg) uſw. Beſonders zwiſchen den Steinmetzen befinden ſich viele aus Theben, die einen Teil ihrer Arbeiten allem Anſchein nach gleich draußen in den Thebener Steingruben fertigſtellten und nach Preßburg einführten, wie z. B. 1509 Steinmetz Hans ſeine Fenſter für die Brotläden.

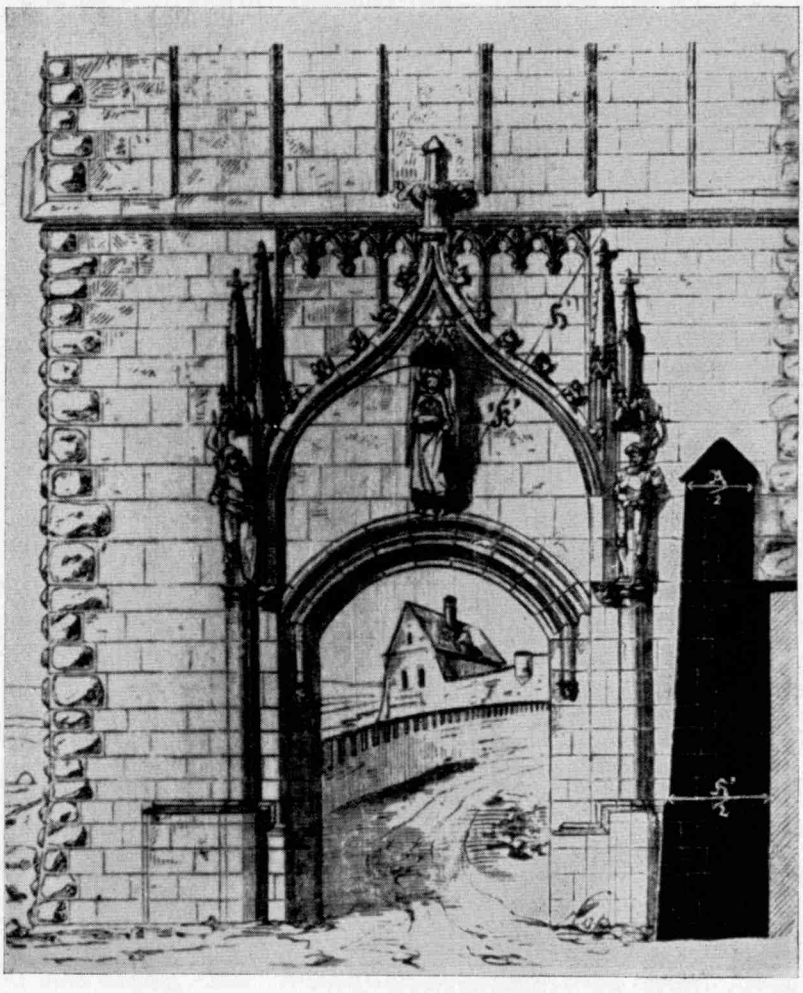
Vom neu Angeſiedelten, wollte er Bürger werden, wurde nichts anderes gefordert, als daß er binnen einem Jahr ſich ein Haus in der Stadt und eine Frau verſchaffe, von ehelicher Geburt ſei und einen anſtändigen Lebenswandel führe.[13]) All dies war aber mit einfacher Uebertragung der bereits vorhandenen Rechte auch am Wege einer Heirat zu löſen, wie es der Fall Chuntz Hoſch beweiſt, der ſogar den Namen des verſtorbenen Gatten ſeiner Frau übernahm. Unter den genannten Bedingungen konnte man nach Jahr und Tag, bei Bezahlung einer gewiſſen Summe (Bürgerrecht), Bürger der Stadt werden. Es war aber kein dringender Zwang, auch ohne Bürger zu ſein konnte man in der Stadt wohnen, ſogar arbeiten. In einem einzigen Falle ließ man von den Forderungen inſofern nach, daß man jemanden auf bloßes Anmelden zwiſchen die Bürger aufnahm, ſcheinbar hatte man den Betreffenden ſeines Handwerks wegen ſehr nötig. Im Rechnungsbuch 1478 iſt zu leſen: „Andre Maler oder Aufdrukcher zu Wienn hat ſich zugeſagt und pürg geſetzt, aber er ſol ſich ee perſöndlich herziehen, darnach erſt des mautbrief genießen...," was ſo viel heißt, daß man ihm auf bloßes Anmelden das Bürgerrecht tatſächlich zuerkannte, das nur den Preßburgern zukommende Mautrecht aber in Schwebe hielt. Mit allen dieſen Bedingungen bezweckte man die mit dem eigenen Herde verbundenen geordneten materiellen Verhältniſſe:: „ſein Rauch ſoll da aufgehn" ſagten die Preßburger, faſt poetiſch. Junggeſellen konnten nicht Stadtrichter ſein, auch Witwer nicht, und die Ehebrecher wurden lebendig begraben.

Eine feſte und demokratiſche Organiſation ſorgte für die Intereſſen der Stadt und der arbeitenden Bürgerſchaft. Auch der Adelige bezahlte die Steuer, nahm er ſich ein Haus in der Stadt. Dem Ueberhandnehmen der Geiſtlichkeit und der Juden wurde entgegengearbeitet. Erſteres iſt umſo bemerkenswerter, da die Bevölkerung nach Zeugnis der Teſtamente ſehr religiös war. Die Intereſſen der Stadt und das Gemeinwohl ſtanden aber über Alles.

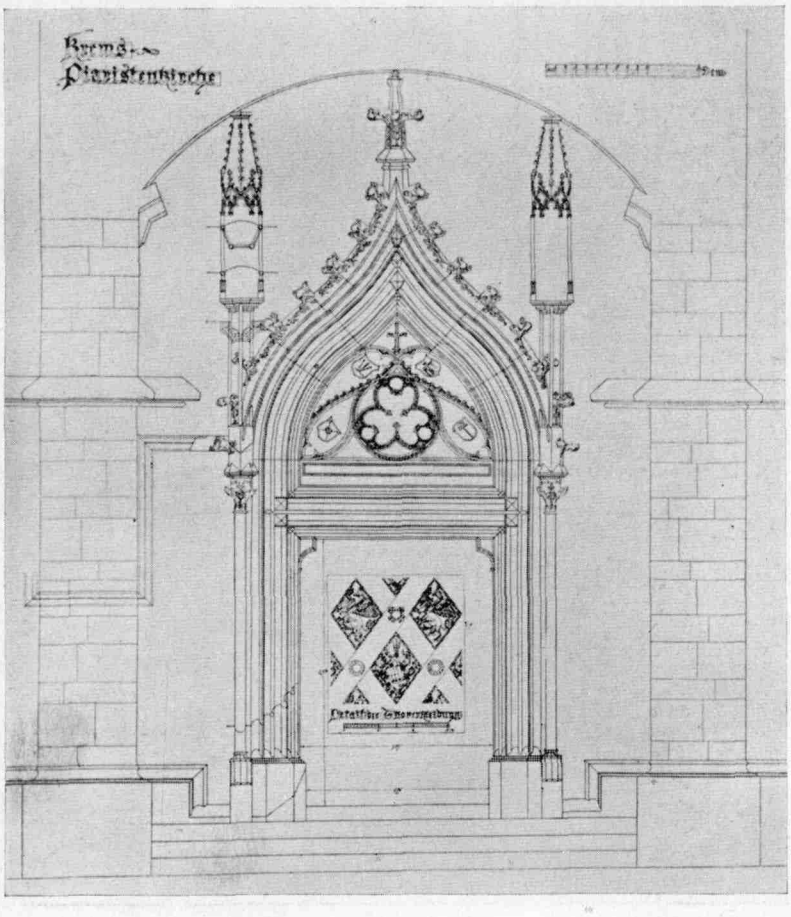
Ueber alle Angelegenheiten wurden gewiſſenhaft Bücher geführt. Die Preßburger Rechnungsbücher, Grund- und Satzbücher, Dreißiger-

---

[13]) F. Kovács: Städtiſches Steuerweſen im Mittelalter. Pozſony. 1900. S. 83. (ung.).



1. Prunktor der Preßburger Burg.



2. Haupttor der Piaristenkirche in Krems.

bücher ſind ihrer Vollſtändigkeit und ihres muſtergültigen Syſtems wegen von alleinſtehender Bedeutung.[14]) Sie geben genauen Aufſchluß über die materielle Lage der Künſtler und über ihre im Auftrage der Stadt ausgeführten Arbeiten.

Die Künſtler waren damals in Preßburg noch nicht in Zünften, ſondern in religiöſen Bruderſchaften vereinigt, unter denen die vornehmſte die Gottsleichnamszech war. Ihre Mitglieder waren ausſchließlich Bürger der oberſten Schichten; kaum finden ſich Künſtler unter ihnen, nur der „ſeyden nater" Meiſter Ott, die Goldſchmiede Feyrtag und Schwartzwadel und der Baumeiſter Wolf von Krems.

Die Preßburger kamen in amtlichen Angelegenheiten häufig nach Ofen. Sie beſchreiben ihre Erlebniſſe in einer entzückend unmittelbaren Weiſe. Oder richten in verbittertem Ton ein Geſuch — es könnte getroſt auch ein Privatbrief ſein — an König Sigismund, in welchem ſie vor ihm die Wiener Fiſcher anklagen: „dy Fyſſer von Oeſterreich und ſunderleychen von Wyenne czyhen ſtet in das Kunikreich czu ungern und umbſuchen alle Wynkl und eck des landes" und richten ihnen vielen Schaden an. Sie erzählen in allen Einzelheiten die Gubernatorenwahl Johannes Hunyadis und legen dem Brief eine lateiniſche und eine magyariſche Beilage bei. Ueber dieſe bemerken ſie: „der ander iſt vngriſch, den chan ich euer waishait nit zuſchreiben".

Die führenden Männer der Stadt konnten alſo größten Teils nicht Magyariſch, ihre Rede war aber mit magyariſchen Worten vollgeſpickt; die Leinwand nennen ſie „joltsch" (gyolcs), die Donau „Tuna" (Duna) und fahren mit dem „kotſchi" (Wagen) nach Wien, wie das eben in deutſch-ungariſchen Gegenden zu ſein pflegt. Von den ungariſchen Herren reden ſie mit rührender Zutraulichkeit: der alde Gubernator, der Hunad Januſch, der Orſag Michal uſw.

In ihrer Mehrheit der magyariſchen Sprache nicht mächtig, ſtehen aber die Preßburger ziemlich allein im Lande; Petrus Ranzanus, der Biſchof von Luceria (Sizilien), der unter König Matthias mehrere Jahre in Ungarn weilte, um das Land kennen zu lernen, berichtet von ganz anderen Erfahrungen:„... die Kaufleute und Handwerker ſind größtenteils Deutſche, nicht Ungarn. Da wegen der Nachbarſchaft der Gebiete und infolge der Fruchtbarkeit des Landes unzählige Deutſche ſchon in früheren Zeiten über die Donau kamen und Ungarn zu ihrem Wohnort wählten. Daher kommt es, daß die Deutſchen mit den Ungarn zuſammenlebend,

---

14) F. Kovács: Preßburger Grundbuchführung und Liegenſchaftsrecht im Spätmittelalter. Zeitſchrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeſchichte. Weimar 1918/19.

in der äußeren Erſcheinung und ihren Sitten mit denen großenteils übereinſtimmen; und daß einer die Sprache des anderen ſpricht."[15])

Die Künſtler waren ziemlich wohlhabend, doch beſaßen ſie wenig Bargeld. Oefters ſtößt man auf Angaben, daß jemand bei der Gottsleichnamszech eine Anleihe macht, oder bei dem Kauf ſeines Hauſes den Juden ſchuldig bleibt. Selbſt ein ſo großer Baumeiſter wie Meiſter Wolf von Krems, der Baumeiſter des Königs Matthias, oder Heinrich Liechtenfelſer, machen Schulden beim Ankauf ihrer Häuſer. Es kommt ſogar vor, daß einer, z. B. Vicenth Panczermacher, dermaßen verſchuldet iſt, daß ihn die Stadt bei den Juden auslöſen muß, „dorumb hat er geſaczt all ſein hab". Hingegen kommt es auch vor, daß z. B. der Maler Michel Schröterer der Stadt Geld auf Wechſel leiht und kaum zurückerhalten, es ſofort an Ofener Herren weitergibt.

Die Preßburger Künſtler waren einfache und beſcheidene, fleißige Leute, ſie kennen nicht den Stolz der Qualitätsarbeit. Sie übernehmen die kleinſten Arbeiten und die verſchiedenſten. Was ſie lieben, iſt die fortlaufende und in gewiſſem Sinne ſtändige Arbeit; die Maurer arbeiten gern um Wochenlohn. Kaum findet man unter ihnen einen, der eine höhere Poſition in der Stadtorganiſation einnahm. Im nahen Tyrnau ſpielen am Anfang des 15. Jh.s die Goldſchmiede eine große Rolle, Stadtrichter, Geſchworne und Mitglieder des Rates der Vierundzwanziger gehen aus ihren Reihen hervor.

In Preßburg findet man einen einzigen Geſchworenen unter den Künſtlern, den allem Anſchein nach ſehr reichen Goldſchmied Hans Feyrtag. Sonſt niemanden. Die Erklärung hiefür beſteht darin, daß man die Vertrauensſtellen des ſtädtiſchen Rates nur den wohlhabendſten Bürgern anbot, da die Hauptforderung ihnen gegenüber die vollkommene Unzugänglichkeit war. Die Reichſten ſucht man aber nicht unter den Künſtlern, ſondern unter den Mitgliedern der großen Handelsfamilien. Preßburg war im Gegenſatz zu Tyrnau eine ausgeſprochene Handelsſtadt.

Eine einzige Künſtlerfamilie hebt ſich aus der allgemeinen beſcheidenen Lage hervor: Chunrad und ſein Sohn Heinrich Liechtenfelſer, deſſen vollen Namen die Eintragungen des Grundbuches zum Vorſchein brachten. Auch ſie hatten kein Amt, doch ſcheinen ſie trotzdem ein großes

---

15) „Ceterum qui sunt, qui aut mercatura, aut artium, quas dixi, usu vivunt; eorum plerique; Germanici sunt, non Ungarici generis homines. Nam propter propinquitatem regionum, innumeri e Germania mortales. transmisso Danubio, in Hungaria, propter soli ejus feracitatem, habitandi sibi locum jam pridem elegerunt. Quo fit, ut Germanus, cum Hungaro mixtam vitam degens, habitu, moribusque magna ex parte conveniat; utque alter alterius lingua loquatur."

V Schwandtner: S. Rerum Hungaricarum. Tyrnaviae. 1765. Ranzanus: Epitome Rerum Hungaricarum. S. 543.

Anſehen genoſſen zu haben, wenn Meiſter Chunrad im Intereſſe einiger zu Tode Verurteilter ſein Wort neben dem des ſtolzen Obergeſpans Georg Rozgonyi erheben konnte und nicht einmal ohne Erfolg. Daß ſein Wort neben dem des Obergeſpans nicht nebenſächlich war, erhellt daraus, daß ſeinem Namen eben in dieſen Prozeßakten das Wort beigefügt wird: „des Kayſers obriſter pawmaiſter." Was Sigismund durch ihn in Preßburg bauen ließ, iſt nicht bekannt. Die Ausnahmeſtellung beider Künſtler wird aber auch dadurch erhärtet, daß für Meiſter Heinrich der König ſelbſt ein Wort einlegte,[16]) ihn ſeinen Getreuen nennend, als dieſer ein Liſtiſches Mädchen heiraten will. Die anfängliche Weigerung der Patrizierfamilie Liſt findet nur darin eine Erklärung, daß die Liechtenfelſer ſich wahrſcheinlich erſt vor kurzem in Preßburg niederließen, ſie alſo noch halb für Fremde galten. Meiſter Heinrich wird in einem anderen Dokumente „Maiſter Hanreich Stainmetz von ſand mertein kyrichen" genannt, doch auch von ſeinen Arbeiten weiß man nichts Näheres. Vielleicht iſt das 1452 eingeſegnete Langhaus des Domes ſein Werk, für deſſen Bau die Bürger ſchon ſeit mehr als zwei Jahrzehnten Geld ſpendeten, oder die Wölbung der St. Anna-Kapelle oder das 1461 begonnene Sanktuarium. All dies iſt aber nur ein taſtendes Raten.

Eine greifbarere Perſönlichkeit als die Liechtenfelſer iſt der Baumeiſter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Meiſter Wolf. Da er der „Baumeiſter des Königs" genannt wird, wäre es denkbar, daß er an dem Gebäude der Academia Istropolitana, der von König Matthias gegründeten Univerſität, arbeitete. Doch glaube ich, kann es nicht eine allzu hypothetiſche Kombination genannt werden, ſchreiben wir ihm das Prunktor der Burg zu, welches Matthias um 1480 erbauen ließ. (Vgl. Bildbeilage 1. und 3.). Der Künſtler iſt nämlich laut Zeugnis eines Dokumentes, von Kremſer Herkunft, dieſes Tor aber weiſt eine verblüffende Aehnlichkeit mit dem 1477 erbauten, alſo ein paar Jahre jüngeren Haupttor der

---

16) „Commissio propria domini imperatoris. Sigismundus etc. Fideles dilecti! Nostre ad audiendum deductum est maiestatis, qualiter vos fidelem nostrum Henricum filium Conradi magistri lapicidarum nostre maiestatis in contrahendo matrimonium cum filia provide domine relicte condam Lysth plurimum impediendo eidem domine ipsam filiam suam prenotato Henrico filio magistri Conradi tradere non permisissetis in preiudicium et scandalum eiusdem satisgrande, de quo vobis plurimum egrefferendo cogimur imputare Unde fidelitatem vestram requirimus diligenter eidemque committimus seriose, quatenus modis omnibus quibus poteritis operam vestram adhibendo prelibatam dominam ad id inducere debeatis, ut nemini alteri quam memorato Henrico ipsam filiam suam tradere debeat, ut eo magis iidem magister Conradus et consequenter filius suus maiestati nostre servire valeant et famulari. Secus non facturi in premissis. Datum Prage feria tercia proxima post festum beati Francisci confessoris anno domini" uſw. (8. X. 1437).

Kremſer Kirche auf. (Bildbeilage 2). Wer könnte das Preßburger Tor alſo entworfen haben, wenn nicht der Kremſer Künſtler des Königs? Das Tor am Rathaus iſt dem Tor der Burg ſehr verwandt, und könnte ebenfalls ſeine Arbeit ſein. Paul Pluemel hingegen — der 1484 zuſammen mit Wolf am Wödritzer Tor arbeitete, — ſetzte 1496 „Erker" an das Rathaus.

Die kleineren Arbeiten wurden im Lande hergeſtellt und wenn es nur irgend ging, in der Stadt ſelbſt. Das folgte naturgemäß aus dem Umſtand, daß fremde Produkte in der Stadt nur auf Jahrmärkten verkauft werden durften. Die Dreißigerbücher von 1457/58 wiſſen von der Einfuhr eines einzigen Bildes: Meiſter Gilig führte „ein gemalte tauell" ein. Da ſein Herkunftsort nicht angegeben iſt, weiß man nicht wer er war, woher er das Bild nach Ungarn brachte. Auch iſt es nicht ſicher, ob der endgültige Beſtimmungsort des Bildes Preßburg war. Vielleicht zahlte Gilig nur das Dreißigſtel in Preßburg und führte das Bild weiter, möglicherweiſe gegen Ofen.

Außer dieſem einen Bilde bezieht ſich nur noch ein Satz der Dreißigerbücher auf Kunſtgegenſtände: es werden kolorierte graphiſche Blätter, „gemalt prieff" eingeführt.[17]) Erinnern wir uns daran, wie viele deutſche Stiche in Ungarn kopiert wurden! Man kopierte ſie alſo auch in Preßburg.

Hie und da hören wir davon, daß man etwas aus Wien bringen ließ, z. B. lieferte der Wiener Schloſſer Siegmund Fiſcher die feingearbeitete Tür des Sakramentshäuschens im Dom.[18]) Manchmal wird etwas von Preßburger Händlern fertig angekauft. 1464 wurden für das Neujahrsgeſchenk (Wued, Büd, Buda) des Königs Matthias zwei ſilberne Becher dem aus Paſſau ſtammenden Preßburger Jakob Juden abgekauft; Meiſter Hanns Feyrtag vergoldete ſie dann. Oder es werden zur Hochzeit des Königs Matthias im Jahre 1472 die für die Ofener Herren beſtimmten Geſchenke, die Becher und Humpen, der größeren Bequemlichkeit halber in Ofen ſelbſt bei Jörg Vorſter gekauft.[19])

Das ſind aber nur Ausnahmefälle, in der Regel ſtellten die Preßburger ihre Geſchenke ſelber her, beſonders ſolche, auf die ſie Gewicht legten. Die ſich im Jahre unter Umſtänden auch öfters wiederholenden Gelegenheiten, zu welchen ſie dem König und den ungariſchen Herren neben anderen Gegenſtänden, Tuch uſw. auch Goldſchmiedearbeiten zu ſchicken gezwungen waren, gaben ihrem Ehrgeiz immer wieder einen neuen Anſporn, wirkten belebend und fördernd auf die ungariſche Goldſchmiedekunſt. Zur Hochzeit

---

[17]) F. Kovács: Der Warenverkehr Weſtungarns. S. 138. Den richtigen Sinn des Wortes bei E. Flechſig: Albrecht Dürer. I. 1928. Berlin. S. 80—86.

[18]) Ortvay II/1. S. 251.

[19]) Preßburg. Städt. Archiv, K 40/114.

des Königs Matthias brachten ſie ihm prächtige Schmuckſachen zum Geſchenk. Die genaue Beſchreibung der Gegenſtände fehlt leider, die Rechnungsbücher ſagen bloß: „als meine Herren... mit den klainatten dem kunig zu erung gen Ofen zu der hochzeit gezogen ſein.“[19]) Was ſie aber 1502 dem König Wladislaus zu ſeiner Hochzeit mit Anne de Foix an Silbergeſchirr, Kleinodien verehrten, wiſſen wir ſchon genau: unter anderem verfertigte Meiſter Jörg eine ſilbergefaßte Perlmutterſchale. Zu anderen Gelegenheiten ſchenkte die Stadt dem Obergeſpan, oder der Tochter des Obergeſpans zu ihrer Hochzeit einen ſilbernen Gürtel oder ein ſilbernes Trinkgeſchirr uſw. Johannes Hunyadi erhielt 1451 von Vicenth Panczermacher gekaufte feine Waffen.[20]) Die vom Inland oder vom Ausland geſpendeten Geſchenke ſind ſehr verſchieden, 1447 ſchickt der Obergeſpan Rozgonyi dem Reichsverweſer Johannes Hunyadi z. B. aus Preßburg einen vergoldeten Wagen, 1464 ſchenken die Preßburger König Matthias Tiſche,[21]) aber die richtigen, traditionellen Geſchenke ſind während dem ganzen 15. Jh. die in der Regel paarweiſe gegebenen, vergoldeten Silberbecher oder Humpen, die in Ausnahmsfällen ganz aus Gold hergeſtellt werden.[22]) Zwei vergoldete Silberhumpen (zwen ſilbrein vergult kopf) bekam 1452 Johannes Hunyadi und einen Ladislaus von der Stadt Wien, und König Matthias ſchenkte 1481 der Stadt Mautern ſechs goldene Becher und eine goldene Kanne, weil ſie ſich ihm freiwillig ergab.[23])

Schon ſeit den Arpadenzeiten war es Sitte, daß die ungariſchen Städte den Königen zu ihrer Krönung oder als Neujahrsgeſchenk vergoldete Silberhumpen verehrten.[24]) Eſchenloer ſah 560 ſolcher Humpen, Becher, Kannen auf den Kredenzen des Königs Matthias. Ja ſie finden ſich ſogar unter den bürgerlichen Geſchenken der Preßburger, namentlich unter den Hoch-

---

[20]) Vielleicht war auch jene Tartſche eine Preßburger Arbeit, von der das Teſtament eines Wiener Bürgers Erwähnung tut: „ein ander guts tertſchel vom Hunvudi Jenuſch mit dem raben..“ Jahrbuch d. K. S. des A. Kaiſerhauſes. XVII. 1532/5.

[21]) Graf J. Teleki: Das Zeitalter der Hunyadi in Ungarn. X. 1853. Peſt. S. 220 (ung.) und Rakovſzky Nr. 237. — 1468 erhält König Matthias vom öſterreichiſchen Herzog Sigismund einen Panzer (Jahrbuch d. K. S. des A. Kaiſerhauſes. XX. 17998), 1486 Königin Beatrix von der Stadt Wien ein ſilbernes Trinkgeſchirr, das vom Goldſchmidt Jorg Jordan verfertigt wird. Jahrbuch d. K. S. d. A. Kaiſerhauſes. XVII. 15499.

[22]) Jahrbuch d. K. S. des A. Kaiſerhauſes. XVII. 15265.

[23]) F. Dworſchak: Krems, Stein und Mautern. 1928. Wien. S. 8.

[24]) Die Rechnungsbücher von Tyrnau, 1428: „Item... hab wir vnſern genedigen hern dem künig (Sigismund) geert mit czwain par vergolten Köpfen.“ 1438: „wir haben geben... ein goldein kop domit wir vnſern genedigen herren künig Albrecht geert haben (bei der Krönung) uſw. Preßburg, 1464: „zu vergulden die Kopph auf die Büd dem König Mathiaſch.“

zeitsgeſchenken, der ſog. Morgengabe.[25]) Die Gold- und Silbergegenſtände gehören zum natürlichen Bedarf des täglichen Lebens, ſind Träger des ſelbſtverſtändlichen Luxus, mit dem man ſich umgibt. Wie wäre es auch anders geweſen im prunkliebenden und an Gold reichen Lande der Ungarn? Die erhaltenen Denkmäler, die wunderbaren Reliquienſchreine, die Kelche in Drahtemail, die herrlichen Spangen Ludwigs des Großen in der Aachener Schatzkammer, die Nachrichten über die Ausſtattung der Hl. Eliſabeth, als ſie nach Deutſchland fuhr, erzählen genug von der hohen Kultur des Goldſchmiedehandwerks in Ungarn ſchon ſeit dem frühen Mittelalter. Die königlichen Urkunden erteilen ununterbrochen hohe Aemter und Beſitztümer an die hervorragenderen Goldſchmiede.

Unter dieſen gab es gewiß viele Magyaren. Das Goldſchmiedehandwerk war ja ſchon in der Urheimat ein hochentwickeltes Gewerbe, wie es die herrlichen, von dort mitgebrachten Gegenſtände beweiſen. Iſt doch das deutſche Reichsſchwert, eines der Krönungsinſignien der deutſch-römiſchen Kaiſer, —

---

[25]) J. Király: Das Preßburger Stadtrecht im Mittelalter. Budapeſt. 1894. S. 101. (ung.). Ein Scheidungsprozeß handelt darüber. Die Frau fordert ihre Mitgift zurück, „ainen ſilbrein Chopf", einen ſilbernen Becher, zwei ſilberne Gürtel, und ſechs ſilberne Löffel. Aus dem Geſagten iſt es klar, daß die „22 vergoldeten Silberköpfe", die Sigismund 1431 verſetzte, keine Reliquiarien waren, wie A. Heler (Ungariſche Kunſtgeſchichte. Berlin. 1937. S. 50) annimmt. Hier handelt es ſich um Humpen. Gegen ein maſſenhaftes Verpfänden von Reliquiarien würde auch ſprechen, daß obwohl viele Herren Rieſenſammlungen von Reliquien beſaßen, Reliquien doch außerordentlich hochgeſchätzte Gegenſtände der Andacht waren. Unter welch großen Feierlichkeiten brachte Ludwig II. die Reliquien des Hl. Paul aus Prag nach Ofen! Wie ſträubten die Prager ſich dagegen! Und welch großes Geſchenk war es, als der Sultan die Reliquien des Johannes Elemoſinarius dem König Matthias verehrte, der ſie dann den Paulinern in Ofen übergab. Auch die Gegenſtände, die auf den „Geſchenkliſten" König Sigismunds aufgezählt werden, ſind keine wirklichen „vergoldeten Bronze- und Silberköpfe", wie etwa „das Kopfreliquiar des Hl. Ladislaus in Győr (Raab) und der Hl. Dorothea in Breslau", wie es bei H. Horváth (König Sigismund und ſeine Zeit. Budapeſt. 1937. S. 187 [ung.]) zu leſen iſt. Windecke erzählt (A. Altmann, Eberhard Windeckes Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Zeitalters Kaiſer Sigismunds. Berlin. 1893. S. 80): „do ſchankte ime [Sigismund] der konig von Engelant zwo itel gulden kannen ... und ein güldin kopf, ein gulden müſchkennichin .." uſw. und weiter S. 186—187: „do ſchankte der konig dem keiſer von Conſtantinopel 8 vergulte köpfe, tuſent Ungerſcher guldin, 6 ſamet, 3 rot, 3 ſchwarz, 3 plauw Mechelſche tücher, 6 hubſche pferde" uſw. Schon der Zuſammenhang beweiſt, daß es ſich hier um profane Gegenſtände handelt. Es iſt auch garnicht denkbar, daß der chriſtliche König dem türkiſchen Sultan mit Reliquiarien chriſtlicher Heiliger eine Freude machen wollte. Das Wichtige war hier das Gewicht der Gold- und Silbergegenſtände, ebendeshalb eigneten ſie ſich zu einer Verwertung durch Verſetzen, wie Sigismund es mit dem Geſchenk des engliſchen Königs tat.

ein Prachtwerk der alten Magyaren![26]) Auch Meiſter Scemeyn von Bödöge (Gegend von Pápa), der Goldſchmied der Königin Maria, der 1243 mit einem Beſitztum und dem Adel belohnt wurde,[27]) war gewiß ein Magyare, wie es auch der Ofner Goldſchmied Meiſter Geyſa war, den laut einer Eintragung der Preßburger Rechnungsbücher Johannes Hunyadi 1454 mit einer unbekannten Aufgabe nach Wien ſchickte.[28]) Und wieviele gab es noch, deren Name nicht ſo verräteriſch iſt? Bis in die zweite Hälfte des 16. Jh.s, als man in Preßburg auf eine Menge unzweifelhaft magyariſcher Goldſchmiede trifft.

Von älteren Preßburger Gegenſtänden iſt ziemlich wenig auf uns gekommen, zu dieſen gehört der originelle Leuchter mit der Figur der Hl. Katharina, welche noch zum Schatz der Gottsleichnamszech gehörte.[29]) Leider iſt es uns nicht möglich, Denkmäler der alten Preßburger Goldſchmiedekunſt in fremdem Beſitz feſtzuſtellen, da Meiſterzeichen erſt ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jh.s auszuweiſen ſind.[30]) Das iſt umſo ſeltſamer, da die ſog. Zipſer Willkür ſchon 1370 die Bedingung ſtellte, der Controll wegen möge „ein iglicher goltſchmit ſein zeichen auf ſein Werk ſchlohen"[31]), vorausgeſetzt, daß dieſer Punkt des Rechtsbuches nicht erſt bei deſſen Erneuerung im Jahre 1540 hinzugefügt wurde, was ich nicht beurteilen kann.

Aber noch ſchlimmer als um die Goldſchmiedearbeiten ſteht es mit der Preßburger Malerei. Hier iſt alles reſtlos verſchwunden, obwohl einſt viele Maler da waren und zum Teil vielleicht vorzügliche. Am Anfang des 16. Jh.s wurden auf die Nachricht des Nahens der türkiſchen Heere die vor den Toren und an dem Stadtrand erbauten uralten, ſchönen Kirchen, die Lorenzkirche, die Nikolauskirche, die Michaelskirche, in wahnſinniger Haſt abgebrochen und die Steine zur Befeſtigung der Stadtmauern verwendet. Die Kirchengeräte wurden verſchleppt, die Bilder verſtreut. Ein oder das andere Bild konnte augenblicklich die Folgen dieſes unheilbringenden Entſetzens vermeiden, aber ſpäter erreichte es doch das Schickſal der meiſten Preßburger Kunſtgegenſtände. Der Hochaltar der Lorenzkirche wurde in

---

[26]) Z. Tóth: „Attila's Schwert". Budapeſt. 1930.

[27]) J. Szentpétery: Kritiſches Verzeichnis der Urkunden der Arpadenzeit. Bd. I. 1001—1270. Budapeſt. 1923. Nr. 734 (ung.).

[28]) Preßburg. Städtiſches Archiv. K 19/150. — Der Künſtler wird ſchon 1448 erwähnt, er leiht jemandem Geld, muß alſo wohlhabend geweſen ſein. Er wird Maiſter Geiſa goltsmid und Maiſter Gewſa von Ofen genannt.

[29]) Pulſky—Radiſics—Molinier: Chefs d' oeuvre d' orfèvrerie. Paris, Budapeſt, New York, London o. J. S. 41.

[30]) E. Kőszeghy: Merkzeichen der Goldſchmiede Ungarns vom Mittelalter bis 1867. Budapeſt. 1936. S. 289.

[31]) A. Michnay und P. Lichner: Ofner Stadtrecht von 1244—1421. Preßburg. 1845. S. 233.

den Dom verſchleppt,[32]) wo er ſpurlos verſchwand. Ein anderes Bild derſelben Kirche kam nach Karlsburg und ging dort zu Grunde.[33]) Der angeblich von Veit Stoß ſtammende und die Wappen des Königs Matthias und der Königin Beatrix tragende prächtige Hochaltar des Domes wurde in der für die ungariſchen gotiſchen Altäre verhängnisvollen barocken Zeit beim Umbau der Apſis entfernt und in der Kirche von Vásárút untergebracht, wo es im 19. Jh. das Opfer einer Feuersbrunſt ward.[34])

Die Blütezeit des Preßburger Handels dauerte bis 1460, doch ließ der bis damals erreichte Wohlſtand ſeine wohltätige Wirkung auch weiter noch fühlen. Ein Zeichen dafür iſt die große Zahl der Stiftungen und Hinterlaſſenſchaften, die ſämtlich den Ausbau und die Verſchönerung der Kirchen bezweckten. In der St. Martinskirche werden 1452 bei der Einweihung des Längsſchiffes vier Altäre erwähnt,[35]) die ſich bis zum Anfang des 16. Jh.s auf 16 erhöhen;[36]) dazu kommt noch die St. Anna Kapelle, die St. Gotthard und Andreas Friedhofkapellen, die Gruftkapelle der Gottsleichnamszech und die St. Egidius Friedhofkapelle. In der St. Lorenz Kirche[37]) ſtanden zehn Altäre und auch dieſe Kirche hatte eine eigene St. Jakobs Friedhofkapelle. Ebenſoviel Altäre befanden ſich in der St. Michaelskirche[38]), zu welcher noch die St. Blaſius Friedhofkapelle gehörte.

---

32) St. Rakovſzky: Zwei alte Kirchen Preßburgs. Magyar Tudományos Értekezö. Bd. I. Peſt. 1862. S. 155. (ung.).

33) St. Rakovſzky: Pr. Ztg. 1877 Nr. 90 — Wie mir der Karlsburger Plebanus Herr Philipp Gludovac freundlichſt mitteilt, iſt in Karlsburg kein altes Bild mehr. Die einzige alte Kirche, die alte Pfarrkirche, in der es ſich vielleicht befinden hätte können, iſt bei Gelegenheit einer Ueberſchwemmung von der Donau gänzlich weggeſchwemmt worden.

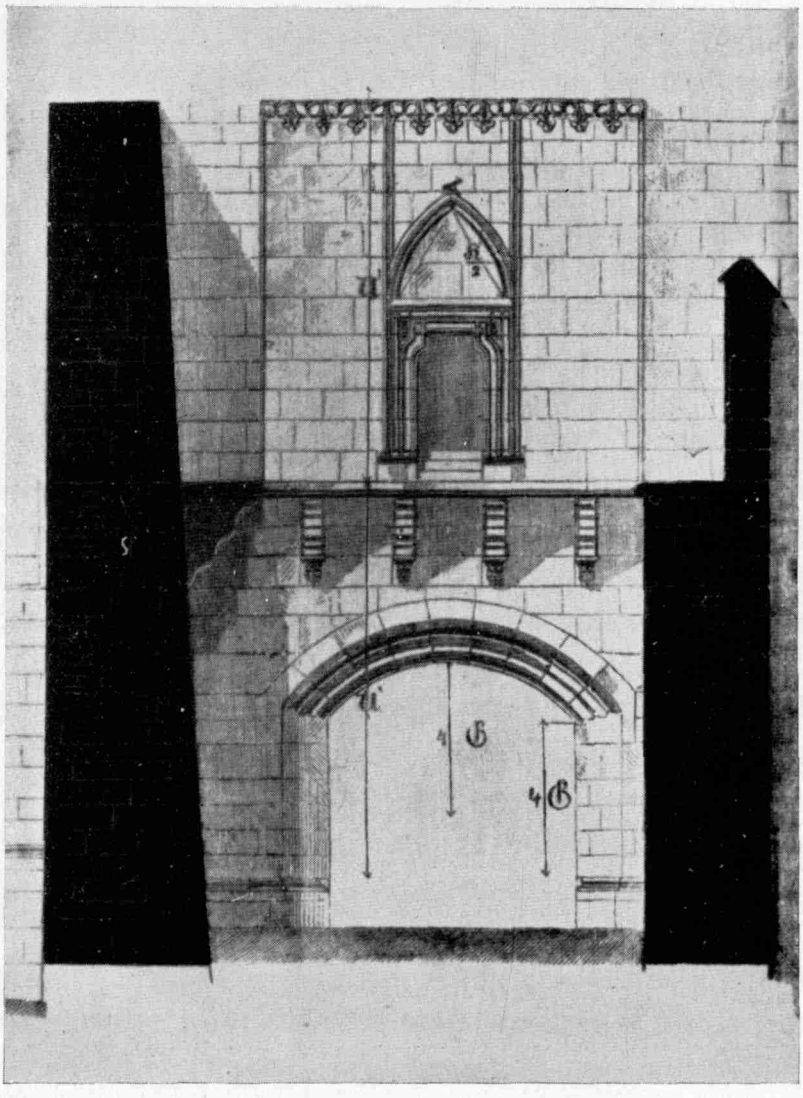
34) A. R. Franz: a. a. O. S. 41.

35) C. Rimely: Capitulum insignis Ecclesiae collegiatae Posoniensis. Posonii. 1880. S. 154.

36) Johannes (1354); Georg und Adalbert (ſeit 1373); Martin (1403); Maria und die Hl. drei Könige (1414); Gottsleichnam (ſeit 1425); Anna, St. Stephan und Oswald (ſeit 1439); St. Stephan und Erasmus (ſeit 1439); Florian (ſeit 1461); Hl. Kreuz, Anna und Johannes Ev. (ſeit 1467); Hl. Dreifaltigkeit (1477); Fabian und Sebaſtian (1481); Wolfgang (ſeit 1489); Nikolaus (ſeit 1490); Barbara, Ladislaus und Stephan; und die Mutter Barmherzigkeit.

37) In der Friedhofkapelle St. Jakob (ſeit 1417); Jungfrau Maria (ſeit 1420); Johannes der Täufer (1437); Allerheiligen (ſeit 1439); Erhard und Leonhard (ſeit 1441); Gottsleichnam (ſeit 1441); Hl. Dreifaltigkeit (ſeit 1453); Hieronymus (ſeit 1483); Katharina (1517); St. Jakob.

38) Allerheiligen; Scholaſtica; Hedwig; Wolfgang; Anton; Johannes der Täufer, Peter und Paul; Hl. Dreifaltigkeit; Mutter Barmherzigkeit oder die Hl. drei Könige oder Akuſius und die Hl. ungariſchen Könige. Nur bei Rimely: a. a. O. S. 191 bis 192, habe ich noch einen Marienaltar angeführt gefunden.



3. Tor am Rathaus.
Preßburg.

Mehrere Altäre ſtanden in der Franziskanerkirche,[39]) zu welcher ſeit 1361 die Johanneskapelle hinzugebaut wurde. Und zu allen dieſen reihte ſich die St. Martins Pfarrkirche[40]) und noch einige Kapellen in der Stadt[41]) und in der Umgebung, Böſing, Csukárd, St. Georgen uſw. Alle dieſe Altäre hatten ihre Pfründe und es iſt anzunehmen, daß die meiſten von ihnen auch Altarbilder gehabt haben, umſomehr, da bei vielen die Altarbilder geradezu hervorgehoben werden. Franz Ujlaky[42]), Probſt von Preßburg, ließ im Jahre 1529 alle geweſenen Güter der Preßburger Kirchen zuſammenſchreiben und veranlaßte den Stadtrat zu erforſchen, wo ſich die Gegenſtände befinden mögen. In dieſer Zuſammenſtellung wird bei der Lorenzkirche betont: „decem altaria cum tabulis"; dieſe Kirche kannte der Probſt nämlich ſehr gut, da er früher ihr Plebanus war. Wäre wenigſtens ein Bruchteil von dieſen Altären erhalten, könnten ſie vielleicht vieles zur Klärung der heute noch ſchwebenden Fragen der Oberungariſchen Malerei beitragen.

Die Mehrzahl der Altäre iſt mehreren Heiligen gewidmet, ein charakteriſtiſches Zeichen ſpätmittelalterlicher Denkungsart, welche „von unerſättlichem Verlangen nach Häufung des religiöſen Erlebens" geplagt war und nach „allſeitiger Sicherung durch ſchützende Himmelsgewalten" ſtrebte.[43]) Aber keiner der Altäre ſtellt die Vierzehn Nothelfer dar, dieſe in Deutſchland ſo verbreitete Geſamtvorführung der beliebteſten Heiligen, und ſomit iſt auch die Annahme irrig, die Verehrung dieſer Gruppe hätte ſich in den deutſchen Teilen Ungarns verbreitet, hingegen in den madjariſchen Gebieten kenne man ſie nicht.[44]) Dieſer Stoff iſt in Ungarn überhaupt ſehr ſelten, häufiger ſind in derſelben Gedankenſphäre die Allerheiligen — wie es aber aus dem Vorhergeſagten erhellt, kommen ſolche Unterſcheidungen für das mittelalterliche Ungarn garnicht in Frage. Bezeichnend für die ungariſchen Verhältniſſe iſt im Gegenteil, daß die Altäre der magyariſchen Heiligen, neben denen der Deutſchen, in allen Kirchen ſchön beiſammen ſtehen. Die Deutſchen verrichteten ihre Andacht auch vor den Altären der ungariſchen

---

[39]) Die älteren Altäre gingen 1480 bei einer Feuersbrunſt zu Grunde. Später wurden die Altäre des Heiligen Sebaſtian; Chriſtof; Anna und anderer gegründet.

[40]) Um 1440 ein Altar der Maria und des Ladislaus erwähnt.

[41]) Gottsleichnams Kapelle in der Ventur-Gaſſe (ſeit 1420); Katharinenkapelle in der Michaelertor Gaſſe (ſeit 1307); Kapelle des Probſteigebäudes mit dem Hl. Kreuz Altar (1503); Ladislaus Kapelle in der Erzbiſchöflichen Reſidenz (ſeit 1351); Kapelle des Dreißigerhofes und die Altäre des Spitals des Mönchkloſters.

[42]) Preßburg. Städt. Archiv. Capsa F. fasc. 10—212. Ujlaky war Salzburger Urſprungs. Sein voller Name lautet Franciscus Wohlgemuth de Ujlak. Ortvay II. 4. 486 und III. 282.

[43—44]) W. Andreas: Deutſchland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. Stuttgart. Berlin. 1934. S. 166.

heiligen Könige und eben aus dieſen Altären ſtrömte ihnen jene große umgeſtaltende Kraft zu, welche ſie ihre neue Heimat lieben lehrte und ſie dem Magyarentum ſo ähnlich machte wie Ranzanus berichtet.

Die Preßburger Altäre wurden ohne Zweifel von lokalen Künſtlern gemalt, wer aber von den in den Rechnungsbüchern erwähnten Künſtlern auch Altarbilder malte, kann man nicht wiſſen. Die Bücher berichten nur von verhältnismäßig kleinen Arbeiten. Offenſichtlich war nicht die Stadt der eigentiche Mäzen, ſondern die Kirche und vor allem Einzelperſonen, die Bürger ſelbſt und die großen ungariſchen Herren, die Herren der Burg und der benachbarten Beſitztümer. Ihre Aufträge konnten alſo in den ſtädtiſchen Rechnungsbüchern nicht verzeichnet werden. Alles in allem wiſſen wir von vier bedeutenderen Altar-Aufträgen. Die beiden erſten werden im Teſtament der Margaretha Kranfelderin im Jahre 1498 erwähnt. Von dem einen Bild finden wir im Teſtament nur die knappen Worte: „Item darnach zu Sand Lorentzen tafel ſchaff ich fünff gulden". Der Gegenſtand des anderen lag aber der Erblaſſerin ſehr am Herzen; mit der Ausführung betraut ſie den Maler Hans Kribl: „Item ich ſchaff auch zu ainer figur fünff phund phenning dorumb ſol maiſter hans der maler auf Sand lorentzen freithoff, neben dem gericht gotes machen die ſechs Wergk der Barmhertzigkait, in der geſtalt als dieſelbig figur zu Wien Zu den weißen brudern in der kirchen an ainer Tafel gemalt ſtend.[45]) Auch an dem gemalten Jungſten gericht ſol er doran peſſern wo dann das Wetter doran ſchaden thon hat". Da das Teſtament im Zuſammenhange mit dem Bilde von dem Schaden der ſchlechten Witterung ſpricht, müſſen wir annehmen, das Tafelbild wurde in Fresko kopiert. Ein wichtiges Dokument der Beziehungen zu Wien. Gern hatten die Preßburger die Wiener nicht, aber ſie waren wirtſchaftlich mit ihnen ſtark verbunden, waren oft in Wien und ahmten Manches nach, was ſie dort ſahen.

Sehr intereſſant iſt dieſes Dokument ſchon wegen der Tatſache des Kopierens. Offenbar kam das in Ungarn oft vor. Am Anfang des 15. Jh.s ließen die Leute von Szölös das Altarbild der Kirche von Szatmár durch den Kaſchauer Maler Caſpar kopieren, und der Marientod von Donnersmarkt iſt die Kopie eines Nürnberger Bildes.

Noch wichtiger als die Bilder der Margaretha Kranfelderin ſind die beiden Altarbilder, welche der Caſtellan der Ofner Burg, Gregorius Bodó von Györgyi bei dem Preßburger Maler Nikolaus Teginger beſtellte. Die zwei Briefe, welche Bodó in dieſer Angelegenheit an den ſtädtiſchen Rat ſchickte, liegen auch heute noch im Archiv der Stadt Preßburg

---

[45]) Ein ſolches Bild kenne ich nicht. Daß es tatſächlich nicht mehr exiſtiert, war Herr Dr. Otto Beneſch, Wien, ſo freundlich, mir zu beſtätigen.

und verdienen ihrer außerordentlichen Wichtigkeit halber wenigſtens teilweiſe wörtlich wiedergegeben zu werden:

„Circumspectis viris magistrocivium cívitatis Posoniensis et Johanni Kwhan[46]) dicto civi loci eiusdem amicis nobis honorandis. — Amici nobis honorandi! Notum vobis fieri potest, quomodo nos a magistro Nicolao pictore unam tabulam cum corona emeramus, quam versus Budam unanobiscum duci facere fecimus, cuius tabule corona aput eundem magistrum Nicolaum nunc existit. Promiseratque nobis, ut ad semijeiunium modis omnibus nobis coronam mittere velle quod minime fecit. Igitur petimus vestras amicicias attente, ut cum eodem magistro Nicolao jamfatam coronam nobis transmittere velitis et dignemini, quia nos precium tabule totaliter solvimus. Ulterius scire vobis damus, quod cum eodem magistro Nicolao nos feceramus convencionem pro una tabula sic tamen, quod ipse magister Nicolaus omnes ymagines in tabula fieri debendas cum puro auro et non cum mixto depingeret, quare petimus vestras amicicias, ut dignemini eundem visitare, ut iuxta promissa procedere debeat. Promiseratque nobis, ut tabulam ad Penthecostes nobis transmitteret. Preciumque tabule petimus, ut vos restituere debeatis cuius tabule precium per vos solutum nos ad tricesimam refalcabimus; et cum eodem magistro Nicolao nobis transmitti faciatis. Bude sabbato proximo ante festum Georgii martiris anno secundo.“ (22. April 1452.)

Teginger beeilte ſich aber garnicht den Aufſatz und das zweite Bild nach Ofen zu ſchicken, ſodaß Bodó gezwungen war, den 29. Juni 1452 einen zweiten, ungeduldigen und verärgerten Brief an den Stadtrichter und die geſchworenen Bürger nach Preßburg zu ſchreiben. Er wiederholt das vom erſten Bild Geſagte und ſetzt fort:

„Ceterum scitis bene, quod nos feceramus convencionem cum eodem pro una alia tabula nova et eidem duos florenos auri solvimus, sic tamen, ut ipse ad festum Penthecostes ad congregacionem Bude celebratam portaret pronam et nos omnimodam satisfaccionem inpenderemus eidem, quod minime fecit perpetrando. Igitur petimus vestras amicicias multum diligenter, ut cum eodem nobis omnimodam satisfaccionem inpendere facere debeatis dignemini et astringatis eundem et conpellatis ad satisfaciendum, ut nos amplius pro talem tabulam dirigere non valeamus. Datum Bude secundo die festi beati Petri anno etc. secundo. — Item conveneramus ad secundam tabulam

---

[46]) Kwhan=Kochaim war ſchon in den vierziger Jahren im Dienſte der Stadt, und zwar als Kämmerer; kam oft nach Ofen. Zur Zeit des zweiten Briefes iſt er Dreißiger von Karlsburg. Später war er auch Dreißiger von Ofen. Eine auch in Wien vorkommende Familie.

cum eodem sic, quod formas ymaginum nos eidem dedimus, ipseque promisit nobis, ut dictas ymagines cum auro bono et recenti pingere vult."

Teginger war also damals offenbar der beste Maler in Preßburg, ließ ein so vornehmer Herr, wie Gregorius Bodó sogar zwei Bilder durch ihn malen. Wie die Bilder aussahen, wissen wir nicht, bekannt ist nur, daß mehrere Darstellungen auf ihnen waren. Vielleicht waren es gemeinsame Altäre mehrerer Heiliger, — nach dem in Preßburg damals verbreiteten Typus. Außerordentlich interessant ist es, daß Bodó den Gegenstand der Darstellungen (formas ymaginum) selber vorschrieb. Ein unzweifelhafter Beweis also dafür, daß die ungarischen Herren bei ihren Bestellungen mit entschiedenen Wünschen auftraten und ausführliche Anweisungen gaben. Ihre Rolle ist also in großem Maße eine richtunggebende und beschränkte sich nicht bloß auf das Bieten von Erwerbsmöglichkeiten und das Begleichen der Rechnungen. Solchen gegenüber, die vom Standpunkt des geistigen Eigentums das Magyarentum des Bestellers für unbedeutend halten, kann man diesen Umstand nicht eindringlich genug betonen. Unsere Kleidung, die Einrichtung unseres Zimmers ist eine unserem Wesen angepaßte, individuelle Leistung, also unser geistiges Eigentum. Wie viel mehr aber ist es eine größere künstlerische Schöpfung, welche wir unserem Geschmack gemäß herstellen lassen, oder eine Kirche, welche nach unseren Vorschriften erbaut wird! Es ist bekannt, daß Frater Johannes die Minoritenkirche in Klausenburg nach genauen Anweisungen König Mathias' erbaute.[47]) Wäre sie wirklich nicht das geistige Eigentum auch des Königs?

Es ist kaum anzunehmen, daß sich in Ofen kein Maler von Tegingers Bedeutung gefunden hätte, da aber Bodó wegen dem Dreißigist häufigen Verkehr und Gebühren in Preßburg hatte, gestaltete sich die Auszahlung und die Verrechnung auf diese Weise sehr einfach. Die Ofener Herren machten ihre Ankäufe gerne in Preßburg und über Preßburg in Wien, konnten sie doch alles mit den Dreißigern verrechnen. Johannes Hunyadi läßt das Pelzfutter für das Jäckchen seines Sohnes Ladislaus in Wien durch die Preßburger besorgen (16. 9. 1452), ebenso rotes und grünes Tuch[48]) und noch eine Menge allerhand allerliebster Dinge.

Das Dreißigist war eine Aus- und Einfuhr-Zollgebühr. Eigentlich eine königliche Nutznießung, doch in diesen Jahren hatte Preßburg das Preßburger Dreißigist vom König gepachtet, und 1450—1459 auch das Ofener noch dazu. Die Einkünfte des Ofener Dreißigist kamen aber dem

---

47) J. Balogh: Klausenburgs Kunstschätze. 1925. S. 14 (ung.).

48) Preßburg. Städt. Archiv. Nr. 1557 und Nr. 4330.

Ofener Caſtellan zu und ſo konnte Bodó, der ſchon den 4. Juli 1451 Caſtellan war,[49]) mit Recht auf ſeine Gebühren verrechnen.

Wohin Bodós Bilder beſtimmt waren, wiſſen wir nicht. Vielleicht in die Kirche Unſerer lieben Frau in Ofen, wo ſich damals ebenfalls ſchon mehrere Altäre befanden. Möglich aber auch, daß der Caſtellan, mächtiger Gebieter von einer unüberſehbaren Reihe Dörfer und Burgen, ſchon damals daran dachte, in Györgyi,[50]) dem Sitz der Familie im Komitat Tolnau, eine Kirche zu erbauen. 1459 erfahren wir nämlich aus der Bekräftigungsurkunde des Papſtes,[51]) daß Bodó zu Ehren des Hl. Nikolaus in Györgyi eine ſo große Kirche erheben ließ, daß acht Prieſter darin die Meſſe laſen. Und reichlich verſorgte er die Kirche auch mit Geräten. In demſelben Jahre bekräftigte der Pabſt Bodós zweite Stiftung, eine Kirche zu Ehren des Hl. Gregorius, welcher er ein Kloſter anbauen ließ und den Minoriten übergab.

Die großzügigen Stiftungen Gregor Bodós konnten aber dem verwüſtenden Sturm der harten Zeiten ebenſo wenig widerſtehen, als die Ofner Schöpfungen König Mathias' oder die ſchönen Preßburger Kirchen. Die Türken erreichten jene Teile des Komitates Tolnau, wo Györgyi lag, im Jahre 1542, die Brüder wurden in ein anderes Ordenshaus verſetzt. In den folgenden ſechs Jahren ſchrumpften die dreiundſiebzig Ordenshäuſer dieſes verbreitetſten ungariſchen Ordens auf einunddreißig zuſammen.[52]) Und in Györgyi ſetzte der Verfall ein. An ſeiner Stelle iſt heute eine einſame Oede. Wenn Tegingers Bild für Györgyi beſtimmt war, ſo ging es dort mit der Ortſchaft zu Grunde. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt

---

[49]) F. Kovács: Ungariſch-jüdiſche Urkundenſammlung. IV. Budapeſt. 1937. S. 84. (ung., doch vollſtändige Dokumentenpublikation). — J. Nagy: Familien Ungarns, I. Peſt. 1857. S. 138 (ung.) irrte ſich alſo, als er dieſe Ernennung Bodós auf 1452 anſetzte.

[50]) Deſiderius Csánki: Ungarns hiſtoriſche Geographie zur Zeit der Hunyadi. III. Budapeſt. 1877. S. 462 und 427. (ung.).

[51]) S. Kaprinai: Hungariae Diplomatica etc. II. Wien. 1781. S. 281—283. und J. Koller: Historia Episcopatis Quinqueecclesiarum. Preßburg. 1784. III. S. 429—430. — Györgyi beſaß damals ſchon eine ältere Kirche des Hl. Gregorius, die aber ſchon 1455 ſtark reſtauriert werden mußte. Auf die Bitte Johannes Hunyadis erteilt der Papſt einen Ablaß von ſieben Jahren für die Koſten der Herſtellungsarbeiten. — Koller: a. a. O. III. S. 411. — Bodó vollbrachte alſo auch eine dem Gubernator gefällige Tat, indem er ſeinem Schutzheiligen eine Kirche bauen ließ. 1517 klagt Franz Bodó die Minoriten vor dem Papſt an, weil ſie die Gold- und Silberſchätze der von ſeinen Ahnen geſtifteten Kirche für die Zwecke eines anderen Ordenshauſes verſetzt hätten. Koller: a. a. O. V. S. 40—41.

[52]) F. Kollányi: Ungariſche Franziskaner in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Budapeſt. 1898. S. 30, 47 und 49 (ung.).

es nun auch ganz gleichgültig, ob die Bilder für Györgyi oder Ofen bestimmt waren.

Zwiſchen den übrigen, aus Aufzeichnungen bekannten Werken Tegingers gibt es kaum etwas anderes Bemerkenswertes. Wären Bodós Briefe nicht zufällig erhalten, könnte man glauben, Teginger ſei ein ganz unbedeutender Mann geweſen. Er gläſert, wie alle ſeine Genoſſen, da die Glaſer und Maler damals ein und derſelben Bruderſchaft angehörten (in Wien bildeten ſie eine Zunft), alſo vorſchriftsgemäß einander Handwerk verſtehen mußten. Zwiſchen ſeinen Glaſerarbeiten befindet ſich nur eine einzige, die zu denken gibt: er verfertigt 1459 für die Kirche von Raizesdorf ein Fenſter, wofür er 60 Den. behebt. Da er für ein Fenſter im Allgemeinen viel weniger Den. zu bekommen pflegt, muß dieſes entweder ungewöhnlich groß oder bemalt geweſen ſein.

Teginger malte auch Wappen und Fahnen; wie es ſcheint, ſehr hübſch, durfte er doch 1456 zwei Fahnen auch für Ofen liefern. Aus allem, was man über ihn weiß, ſcheint er ein Mann von größerem Stil geweſen zu ſein, als ſeine Preßburger Genoſſen: Preßburg, Ofen, Raizesdorf, Modern, vielleicht auch andere Orte, ſind Abnehmer ſeiner Erzeugniſſe.

Auch war er ein verhältnismäßig gebildeter Mann, konnte den Poſten eines Umſagers, Gabſchreibers bekleiden und Hofmeiſter der ungariſchen Liegenſchaften des Kloſters von Heiligenkreuz ſein. Schließlich beſchäftigt er ſich auch mit Weinbau und Weinverkauf, wie faſt alle Preßburger Bürger, da der Weinbau damals eines der mächtigſten Faktoren des Preßburger wirtſchaftlichen Lebens war.[53])

Am Ende des Jahrhunderts iſt Hans Kribl der am häufigſten beſchäftigte Maler und im nächſten Jahrhundert die beiden Tiergarten. Vater und Sohn, wie früher die Liechtenfelſer. Sie gehören aber ſchon einem neuen Zeitalter an.

Das große Leben, die große Aktivität, die Liebe der Stadt, der Kirchen und jedes Steines, dieſes große Gemeinſchaftsgefühl, was aus den Urkunden des 15. Jh.s uns nur ſo entgegenſtrömt, änderte ſich gänzlich nach der Niederlage bei Mohács. Etwas iſt in dieſen Menſchen gebrochen. Mit der natürlichen Umwälzung der „Zeitenwende" iſt dies kaum zu erklären.

Früher bildeten ſie unter dem Schutz ihrer ſtarken Mauern eine kleine Welt für ſich. Von nun an aber nimmt Preßburgs Entwickelung eine ganz andere Wendung.

---

[53]) F. Kovács: Städtiſches Steuerweſen. S. 108.

Auch in den neuen Zeiten kam die Stadt zu einer hohen Bedeutung. Sie iſt nicht mehr die zweite, ſondern die erſte Stadt des Landes. Ihre Ausnahmeſtellung verdankt ſie wieder ihrer Lage. Im Mittelalter entwuchs ihr daraus ein internationaler Handel, jetzt aber die politiſche Wichtigkeit.

Mit Wien waren die Beziehungen auch bisher natürlich und eng geweſen, aber mehr von wirtſchaftlichem Charakter; außerdem war es ein Aufblicken auf den reicheren Nachbarn. Jedoch die Sonne ſchien von Ofen. Von da kamen und noch dazu ſehr häufig die Könige und großen Herren, brachten Leben, Luxus und Arbeitsmöglichkeiten. Außer Kunſtgegenſtänden ließ man Kanonen, Schiffe, Waffen und noch vieles Andere durch die Preßburger herſtellen, und nach Ofen ſchicken. Und kamen ſie ſelber in die Hauptſtadt, ſtellten ſie hier etwas ganz anderes vor, als in Wien. Dort waren ſie einfache Kaufleute, nach Ofen kamen ſie aber im Auftrage ihrer Stadt, nahmen am Landtag teil, durften mit dem Gubernator, ſogar mit dem König ſprechen, und empfing man ſie freundlich, ſo berichteten ſie mit unverhohlenem Selbſtbewußtſein heim, ſie wären anſtändig empfangen worden. Ihre Kunſt war in Ofen geſchätzt. Matthias machte mit bewunderungswürdigem Takt gar keinen Verſuch, ſeinen eigenen italieniſchen Geſchmack ſeinen deutſchen Untertanen aufzudrängen. Sie konnten ihre eigenen Künſtler beſchäftigen und ließen nach ihrem eigenen Geſchmack die Steinmetzen oder deren Arbeiten aus Theben kommen. Wer in Preßburg Arbeit haben wollte, ließ ſich dort nieder, wurde ihr Gefährte und Mitglied der Gemeinſchaft. Die Stadt umſchlang ihn.

Jetzt hatte ſich alles geändert. Preßburg, die liebe, alte, für ſich lebende Stadt, der verzärtelte Liebling der ungariſchen Könige, für deren Förderung und Verſchönerung ſowie deren Kirchen, Gebäude und Brücken dieſelben die Koſten nicht ſcheuten, wurde plötzlich zu einer Vorſtadt Wiens. Der Hof war in gefährlicher Nähe. Fremde Baumeiſter, Bildhauer und Maler kommen auf königlichen Befehl, verrichten ihre Arbeit und ziehen wieder weiter; auf königlichen Befehl bezahlt ſie die ungariſche Kammer. Wie lang iſt es her, daß das liebe Wort verklang, „ſein Rauch ſoll da aufgehn“. Und die früher ſo ſelbſtbewußte Stadt liefert ſich ſelbſt, ihr Geld, ihre Arbeitsmöglichkeiten Fremden aus. Nach dem Muſter des Hofes läßt man Mathis, den Baumeiſter von Wien, zur Erbauung der Schule bringen und den Deutſch-Altenburger Lutringer zur Errichtung des Brunnens am Hauptplatz. Im Kontrakt wird ausbedungen, er ſolle den Brunnen ganz nach dem Muſter des Brunnens am Hohen Markt in Wien herſtellen. Zwar kam es auch früher vor, daß ein Wiener Muſter nachgeahmt wurde, damals hatte man aber den Preßburger Maler Hans

Kribl damit beauftragt. Jetzt werden fremde Muſter von Fremden kopiert. Es verſchwinden die Steinarbeiter von Theben und ihre Poſten werden mit Wolfstalern beſetzt.

In den nächſten Jahrhunderten ſetzte ſich dieſe Entwicklung in geſteigertem Maße fort. Die Türkenkriege machten das ganze Land unruhig. Die Ungarn verließen ſcharenweiſe das Land, an ihrer Stelle überſchüttet eine Flut von Fremden einen großen Teil der Städte, darunter Künſtler zehnten Ranges, Jadot, Holl, Alberthaler, Carlone, Pacaſſi, Piazzoli, Caſparino, Corati Orſati, Galli Bibiena, Drentwett, Mayr uſw. Ihrer viele arbeiteten auch in Preßburg. Und endlich Maulbertſch, Troger, Sigriſt u. a. Feine, gute Künſtler — deren Arbeiten eine anſonſten ſehr erfreuliche Bereicherung der Kunſtſchätze Ungarns bedeuten — aber doch Fremde. Die auswandernden Ungarn verlieren ſich im großen Europa, der Zudrang von Fremden im Lande aber war gleichbedeutend mit der Erwürgung des einheimiſchen Kunſtbetriebs, der ſich aus dem Blute des Landes nährte.

* * *

Nachſtehend folgen die Namen der in den Jahren 1377—1600 wirkenden Künſtler, ſoweit ich ſie aus dem mir zur Verfügung ſtehenden Urkundenmaterial und den Literaturnachweiſen zuſammenſtellen konnte.

Da ich in der Flut von Namen irgendwo Halt machen mußte, ſchied ich die Zimmerleute aus, obwohl ſie in der Regel mit den Maurern eine Zunft bilden, und ſomit auch in dieſer Zuſammenſtellung zuſammengehören würden. Aber die volle Überſicht führte zur Ueberzeugung, daß die Zimmerleute nur untergeordnete, rein handwerkliche und nicht künſtleriſche Arbeiten leiſteten. Eben deswegen kommt in meinem Verzeichnis auch der Zimmermann Gutzel nicht vor, den König Sigismund 1430 mit der Erbauung der erſten Preßburger Schiffbrücke betraute (Ortvay, II. 2. 399). Dieſe abtragbare und zerlegbare Brücke war nämlich eine reine Zimmermannsarbeit. 1439—1440 wurden z. B. zur zweiten Brücke die Schiffe in Wien und in Theben fertig angekauft.

Hingegen mußte ich alle Maurer in das Verzeichnis aufnehmen, da dieſes beſcheidene und arbeitſame Zeitalter weniger die Titel als die ſolide Arbeit liebte und ſogar die hervorragendſten und am meiſten beſchäftigten Baumeiſter einfach Maurer nannte. Die Ausſcheidung eines oder des anderen, der heute unbedeutend erſcheint, könnte ſpäter durch Auftauchen einer wichtigen Angabe als Fehler erkannt werden. Außerdem zeigt die Liſte nur in ihrer Vollſtändigkeit, welch ſtaunenswerte Menge damals an künſtleriſchen Arbeiten beteiligt war. Beſonders wichtig ſind aber die Namen der Maurer deswegen, weil ſie am klarſten auf die Herkunft der Leute hinweiſen.

In vielen Fällen konnte ich den Familiennamen der Leute nicht feſtſtellen; vielleicht war überhaupt kein Name da, vielleicht ſind die Angaben lückenhaft. Dieſe Künſtler teilte ich, ſoweit es ging, nach ihrem Herkunftsort ein. Auf dieſe Weiſe gibt das Verzeichnis im großen Ganzen auch darüber Aufſchluß, aus welchen Elementen die Preßburger Künſtlerſchaft beſtand.

Auch mußten alle Glaſer in die Liſte aufgenommen werden, da die Arbeiten der Maler zur Hälfte Glaſerarbeiten ſind. Maler werden auch Glaſer genannt; die Glaſer gehören alſo ſelbſt dann zu den Malern, wenn man vorderhand nur Glaſerarbeiten von ihnen kennt.

Von Waffenſchmieden wurde nur einer berückſichtigt, deſſen Leiſtung allem Anſchein nach bemerkenswert ſein mußte. Die übrigen, ziemlich viele an Zahl, ſcheinen mehr Gebrauchsgegenſtände als künſtleriſche Arbeiten erzeugt zu haben.

Das Material ſchied ich in zwei Teile: vor 1526 und nach 1526. Dieſe natürliche Scheidung des Materials iſt teils durch die große ſeeliſche Wandlung der Bevölkerung nach der Niederlage bei Mohács, teils dadurch motiviert, daß die 1439 begonnenen Grundbücher für die Häuſer mit dem Jahre 1513, für die Weingärten mit dem Jahre 1517 abbrechen, der Charakter des Angabenmaterials ſich alſo weſentlich ändert.

Die Nummern der Häuſer und der Weingärten gab ich überall an, auch die Namen der Frauen, weil eben ſie in ſehr vielen Fällen wichtige Aufſchlüſſe darüber geben, welche Angaben ſich auf ein und dieſelbe Perſon beziehen. Außerdem bringen eben ſolche Angaben Leben und Wärme in das entworfene Bild.

Die Interpretierung der mittelalterlichen deutſchen Wörter beruht auf Schmeller und Frommans Bayer. Wörterbuch.[1])

---

[1]) Die im Verzeichnis vorkommenden Abkürzungen.

ACivPos. = Preßburg. Städtiſches Archiv.

Jahrb.K. = Jahrbuch der Kunſthiſtoriſchen Sammlungen des Allerhöchſten Kaiſerhauſes.

K = Kammerrechnungen.

Kemény = Kemény, L.: Müvészvilág Pozsonyban. (Künſtlerwelt in Preßburg). Hiradó. 1925. X. 22.

Király = Király, J.: Pozsony város joga a középkorban. (Preßburger Stadtrecht im Mittelalter. Budapeſt. 1894.

Köſzeghy = Köſzeghy, E.: Merkzeichen der Goldſchmiede Ungarns vom Mittelalter bis 1867. Budapeſt. 1936.

Kováts MZSO = Kováts, F.: Magyar Zsidó oklevéltár. (Ungariſch-jüdiſche Urkundenſammlung). IV. Budapeſt. 1937.

Kováts NYÁ = Kováts, F.: Nyugatmagyarország áruforgalma a XV. században. (Der Waarenverkehr Weſtungarns im XV. Jahrhundert). Budapeſt. 1902.

Kováts PG = Kováts, F.: Preßburger Grundbuchführung und Liegenſchaftsrecht im Spätmittelalter. Zeitſchrift der Savigny Stiftung für Rechtsgeſchichte. Weimar, 1918 und 1919.

Kováts VA = Kováts, F.: Városi adózás a középkorban. (Städtiſches Steuerweſen im Mittelalter). Pozſony. 1900.

Mihalik = Mihalik, J.: Háromszáz év a pozsonyi ötvösség történetéből (Dreihundert Jahre Preßburger Goldſchmiedekunſt). Muzeumi és Könyvtári Értesitő. 1911. V.

Ortvay = Ortvay, T.: Geſchichte der Stadt Preßburg. Preßburg. 1892—1903.

Prot. Test. = Protocollum Testamentorum.

Rakovſzky = Rakovſzky, St.: Altertümliche Ueberlieferungen von Preßburg. Preßburger Zeitung, 1877.

Teleki = Teleki, J.: Hunyadiak kora Mágyarországon. (Das Zeitalter der Hunyadi in Ungarn.) Peſt. 1853.

Baumeiſter, Maurer, Steinmetzen, Bauaufſeher (Parlirer), Bildhauer.

Wo ich bloß Urkunden angebe, handelt es ſich um Wochenlohn und um kleinere, anſpruchsloſe Maurerarbeiten.

1382—1526.

Albrecht, Maurer (1454—1459)
1454: K 19/358; 20/338. 1455: K 21/230; 22a/297; 22b/332. 1456: K 23/314; 24/291; 24/318. 1457: K 25/166; 1458: K 26/185. 1459: K 28/393.

Altman, Maurer (1501)
1501: K 57/179.

Achacii Niclas, Maurer Meiſter (1499—1503).
1499—1500: K 56/190—196. 1501—1502: K 57/179. 1502—1503: K 58/177 f. 1503: arbeitet mit Maurer Joring, K 59/125 f.

Andre Meiſter, Maurer, Steinmetz, Parlir, „unſer parlir" (1454—1459)
War offenſichtlich Stadtparlir, Nachfolger des Jeronime und wird deswegen „unſer parlir" genannt.
1453: K 20/336. 1455: K 21/268; 22a/58; 22a/294; 22b/328. 1456: liefert verſchiedenes, bekommt Sold uſw., K 24/116; 24/291; 24/318; 23/311. 1457: K 25/187. 1458: K 26/185. 1459: K 27/167; 28/393; 28/439.

Bernhard, murator (1382).
1382: Ortvay II. 4. 182.

Brun, (Brünn, Mähren), Lucas von, Steinbrecher (1440).
1440: Steinbrecher Geſell, K 2/444.

Brun, Mert von, Steinbrecher, (1444—1455).
1444: K 8/87. 1454: K 19/77; 20/50; bekommt Vorſchuß, K 20/233. 1455: K 22b/47.

Brun, Michel von, Steinbrecher, Maurer (1451—1468).
1451: K 18/241. 1454: K 20/344. 1455: K 22a/53. 1456: K 24/132. 1457: K 25/957; 26/217. 1459: K 27/183; 28/437. 1464: K 31/47. 1468: K 35/90, dies iſt ſeine einzige Maurer- und nicht Steinbrecherarbeit.

Caſpar, Maurer (1455).
1455: K 21/230; 22a/297; 22b/332.

Chriſtof, Ueberleger (1454).
1454: macht luger (kleine Fenſterchen) zu „vor dem purgermaiſter gegen den (Haupt) platz", Rakovſzky 2 (Ueberleger heißt eigentlich Pflaſterer).

Chunrad = Liechtenfelſer.

Chunz = von Wolfstal.

Criſtan, Maurer (1440—1441)
1440: haut Steine, K 2/478. 1440—1441: K 3/455.

Czigler Jacob, Maurer (1444)
1444: Maurer wochner, K 8/49; 8/73; 8/109; 9/320.

Czirfos, Zirfus (Servacius), Maurer (1447—1459).
1447: K 12/82. 1448: K 14/261. 1450: K 15/204. 1451: Abbruch, K 16/49; 18/188. 1457: Steinbrecher, K 25/90; 25/168. 1459: K 28/439.

Eber Hans, Maurer, Steinbrecher (1456—1458).
1456: Maurer Steinbrecher, K 24/291. 1457: Maurer, K 25/166. 1458: K 26/185.

Edlinger Jorig, Zimmermann, Parlir (1444—1447).
1444: Zimmergeſell, K 8/251. 1445: Parlir, K 10/127; 9/222; 10/125. 1447: Zimmergeſell, K 12/194.

Emerich, Emmerich, Emreich, Steinmetz Meiſter (1439—1493).
1439—1493: beſitzt ein Haus in der Wödritz (Fudluken Gaſſe) 118 d, Grundbuch.
1439—1440: ſie fangen mit Chuncz Hoſch und ihren Geſellen den Schwibbogen beim Wödritzer Tor an zu mauern und daſelbſt auch den Kaſten (Kammer) und noch einen Kaſten, bei dem Bollwerk gegenüber dem Schuſter Turm, Ortvay II. 3. 295. 1440: haut mit ſechs Arbeitern große und kleine Steine zu Kanonen (puxen) Ortvay II. 3. 279. 1442: die Stadt bezahlt ihm eine alte Geldſchuld, die man ihm ſchuldig blieb, als er den Turm Ungerfeind genannt, zu bauen begann, Rakovſzky 21.

Erhard = von Sellendorf.

Eysner, Eysnyn Niklas, Maurer (1443—1444).
1443: Maurer wochner, K 6/366. 1444: K 8/123; 8/125.

Faſchank, Vaſchang, Maurer (1450—1457)
1450: Maurer, K 15/41. 1457: puxenmaiſter, Soldner, K 25/211.

Feyniger, Veyniger Hans, Parlir, Maurer (1443—1444).
1443: Maurer Wochner, K 6/365; 6/366. 1444: 7/380; 8/120.

Fels (Wels Oberöſterreich), Heinrich von, Maurer (1454).
1454: K 19/88.

Florian Steinbrecher (1459).
1459: K 27/167.

Frank Stefan, Stephan, Stephel, Maurer, Parlir (1439—1455).
1439—1449: beſitzt ein Haus in der inneren Stadt I 124 b, Grundbuch. 1440: K 2/333. 1442: K 4/77. 1444: K 7/385; 8/115. 1448: K 14/262. 1450: K 15/205. 1451: Abbruch, K 16/49. 1454: K 19/77. 1455: K 22b/77.

Frewdenſtain Hans, Maurer Meiſter (1439—1474)
Frau Anna.
1439—?: beſitzt einen ſpäter verlaſſenen Weingarten 71/4 b 1, Grundbuch. 1439—1447: Haus 32 e, Grundbuch. 1446—1448: Weingarten auf dem Roſengraben 46/5 a, Judenregeſten 315. 1448—1450: Weingarten 16/3 c 2, Grundbuch. 1448—1452: Weingarten 26/2 d halber Grund, Grundbuch. 1448—1474: Haus 4 a, Grundbuch. 1455: K 22a/294; 22b/328. 1456: ſchätzt Steine, K 14/132; Steinhauer, Maurer, Meiſter, K 24/291.

Friedrich, Maurer (1455)
1455: K 22b/77.

Gabriel, Maurer (1472—1517).
Zwei Frauen: Margreth und Barbara, deren zweiter Mann er iſt.
1472—1498: Weingarten 93/2b, Grundbuch. 1475—1485: Haus 78cd, Grundbuch. 1479—1498: Haus 89b I, Grundbuch. 1480—1517: Weingarten 79/1 bb 2 Grundbuch. 1483—1498: kauft zu Haus 89 b I die Hälfte von 89 b II, Grundbuch.

Gerhaert Nicolaus = von Leyden.

Hans = von Paſſaw, vom Perg, zu Teben.

Heinrich = von Fels, Liechtenfelser.

Holczhaimer (Bayern), Holtzhaimer Peter, Steinmetz (1465—1493).
Drei Frauen: Cecilie, Anna, Katherina
1465—1492: Weingarten 22/6a, Grundbuch. 1466—1493: Haus in der Sluttergaſſen 11b, Grundbuch. 1472—1492: Weingarten 59/1 b, Grundbuch. VII. 10. 1483: macht Teſtament und hinterl.ßt das Haus ſeiner Frau, Prot. Test. I. 195—1483.

Hoſch Chuntz, Cuntz, Kunz, Parlir Meiſter (1434—1454).
Zweiter Mann Frau Annen, der Witwe des Peter Hoſch (geſt. 1434), und der Name des erſten Mannes iſt an ihm picken geblieben. Kováts PG 77.
1434: zahlt Steuer, Kováts VA 69. 1436: hat 45 g. Gulden Schulden bei Hennſel Hundesfeint, Kováts PG 77. 1439—1440: er beginnt mit Emreich Steinmetzen und ihren Geſellen das Mauern des Schwibbogens beim Wödritzer Tor und des Kaſtens daſelbſt und noch eines Kaſtens (Kammer) bei den Befeſtigungsmauern, gegenüber dem Schuſter Turm, Ortvay II. 3. 295. 1439—1447: Weingarten 76/1c, Grundbuch. 1439—1452: Weingarten 5/3d, Grundbuch. 1439—1454: Weingarten 19/2c, und Haus in der Wödritz 109a, Grundbuch. 1440: ſtädtiſche Arbeit, K 2/134 ff.; 2/272; Brückenarbeit K 3/585 f. 1448: die Stadt bezahlt ihm eine alte Schuld. K 13/111. 1449: hat 24 Gulden Schulden beim Aſerl Juden, Kováts PG 77. 1451: vermauert die der Stadt zugewandten, für große Kanonen (puxen) beſtimmten luger auf der haws mawer (Schießſcharten in der Schloßmauer), Rakovſzky 18. 1452: hat ſeine Schulden dem Aſerl Juden bezahlt, Kováts PG 77. 1454—1457: ſeine Wittwe beſitzt das Haus. 1454—1463: ſie beſitzt den Weingarten 19/2c. 1466: kauft einen Weingarten. 1467: ſie verkauft denſelben von Neuem, Grundbuch.

Huntzhaymer Georg, Steinmetz Meiſter (1496—1526).[2])
Zwei Frauen: Barbara und Walburga.
1496—1513: innerſtädter Haus I 125 b, Grundbuch. 1504—1517: Weingarten 24/6c, Grundbuch. 1511—1513: Haus in der Neuſtadt 101 c, Grundbuch. 1526: führt mit Maiſter Thoman Raizesdorf einen Giebel (gipl mawer) am neuen Zeughaus auf, und ſetzt daſelbſt Fenſter ein. Rakovſzky 28.

Jakob, Maurer (1446—1459).
Frau Margareth.
1446—1452: ſeine Frau hat einen Weingarten 58/5c, Grundbuch. 1447: K 12/89. 1448: K 14/262. 1450: K 15/205. 1451: Abbruch K 16/49. 1454: K 19/81. 1455: K 22a/61; 21/101; 22b/48. 1457: K 25/95. 1459: der alte Jacob, K 27/81; 28/110.

Jakob, Maurer (1456—1457).
Frau Eliſabeth.
1456—1457: Weingarten 15/2d 2, Grundbuch.

---

[2]) Ortvay, II. 4. 182. behandelt Meiſter Joring von 1510 und Meiſter Georg von 1526, als ein und dieſelbe Perſönlichkeit; m. E. ſind es zwei Individuen und Meiſter Georg iſt mit Huntzhaymer identiſch, der Mitglied einer eingebürgerten Preßburger Familie war. Die Familie nachweisbar ſeit 1401; 1492 iſt ein Prediger Thomas Hundsheymer bekannt (Ortvay III. 303).

Jakob, Maurer (1480—1492).
Frau Dorothe.
1480—1482: Weingarten 102/1d1. 1490—1492: Weingarten 89/1d1, Grundbuch.

Jeronime, Maurer Meiſter, Parlir, Statmagiſter (1450—1451).
1450: Parlir, K 15/204. 1451: wird mit ſtändiger Arbeit als Statmagiſter, mit einem Knecht angeſtellt, Rakovſzky 40; K 18/51; 18/279.

Jorig = von der Krempnitz; von Wolfstal.

Joring, Jorg, Maurer Meiſter (1503—1511).
1503: arbeitet mit Niclas Achacii zuſammen, K 59/125 f. 1505—1506: K 60/129 f. 1506: K 61/161 f. 1507: K 62/153. 1509—1510: K 64/119; 65/151. 1510: mauert mit Geſellen in dem Waſſergraben vorm Fiſchertor, Rakovſzky 24. 1511: K 66/113.

Klingenſtain (Württemberg) Hans, Maurer (1455).
1455: K 22a/297.

Koler Jacob, Maurer (1443).
1443: Steinprecher, K 6/367.

Korn-Newnburg (Korneuburg Niederöſterreich), Syman von, Maurer (1451).
1451: K 18/67.

Krempnitz (Kremnitz Ungarn), Jorig von der, Maurer (1444).
1444: K 8/117.

Kremps (Krems Niederöſterreich), Wentzla von, Maurer (1455—1458).
1455: K 21/106. 1458: K 26/185.

Krembs, Wolfgang von, Maurer Wolf, Meiſter Wolf des Königs Baumeiſter (1472—1489).[3])
Frau Margaret.
1472—1485: Haus in der Spital Gaſſe 56d, Grundbuch. 1476—1485: ihm gehört der Walich-hof, Walckhof (d. h. für das Walcken des Tuches), das Nachbarhaus des Vorigen, 57a. Aus dem Kaufpreis bleibt er 12 Gulden ſchuldig und bezahlt ſie dann binnen drei Jahren, Grundbuch. 1478: Wolf Maurer von Krems, K 41/182. 1480: mauert ſelbfünfer die Zinnen auf der Stadtmauer, hinter dem Judenhof; wird der Baumeiſter des Königs genannt, macht mit zwei Zimmerknechten einen Zug in der Hachen ſchul (einen Aufzug auf den Boden der Academia Iſtropolitana), Rakovſzky 6 und 137; K 42/185; 42/185 f. 1482: arbeitet mit Paul Plümel, ſie werden mit einem Gewölb des Wödritzer Tores fertig, Rakovſzky 20; K 44/121.[4]) Laut einem Ausweis aus dem Jahre 1486 bekommt der Kaplan Alexius, Pfründner des Gottsleichnamsaltares jährlich 4 g. Gulden von ihm, Loſes Blatt im kleineren Gottsleichnams Zechbuch. Er iſt Mitglied

[3]) Nur weil es ſich um einen Baumeiſter des Matthias handelt, hält Kemény, (Künſtlerwelt in Preßburg, Hiradó, 22. Okt. 1925. Ung.) es für wahrſcheinlich, daß Wolf ein Italiener geweſen ſei. Die nun aufgetauchte Angabe über die Kremſer Herkunft des Künſtlers widerlegt dieſe Hypotheſe. Ortvay II. 4. 182. führt die Daten des Künſtlers hier und dort zerſtreut an, ohne ſie zu einer feſten Perſönlichkeit zu einigen.

[4]) Ortvay II. 4. 182. ſetzt dieſe Arbeit mit einer irrigen Berufung auf Rakovſzky 20, auf das Jahr 1471 an und hebt ſogar hervor, es ſei die erſte Arbeit Wolfs.

der Zech. 1486—1489: beſitzt ein innerſtädter Haus II 156 b, bei deſſen Ankauf er von der Gottsleichnamszech 30 g. Gulden ausborgt, Grundbuch. 1488: macht Teſtament, Prot. Test. I. 217.

Krichpawm, Kyrichpawn, Chriechpawm Hanns, Janko, klein Janko, Maurer, Steinmetz (1441—1457).

1441: Steinbrecher, arbeitet mit Gehilfen, K 3/447. 1443: Maurer Wochner, K 6/366. 1444: Steinmetz, K 8/117; 8/109. 1445: Steinmetz, K 9/57; 9/320. 1450: Maurer, K 15/204. 1451: klein Janko, K 18/103. 1454: Maurer Janko, K 19/77; 19/358; 20/338. 1455: Maurer Janko, K 21/230; 21/232; 22a/55; haut Stein K 22a/128; 22b/47; Janko K 22a/297. 1457: Janko K 25/166.

Kronwinkler (Niederbayern) Michel, Michael, Michell, Steinmetz (1468—1502).

Frau Brigida, Brigitta.

1468—1504: Haus in der Neuſtadt 91a, Grundbuch. 1472—1488: Weingarten 58/5b 2, Grundbuch. 1472—1493: Weingarten 58/5b1, Grundbuch. 1499—1504: Weingarten 24/6 c, Grundbuch. 1501—1504: Weingarten 52/2 d, Grundbuch. 1502: macht Teſtament, Prot. Test. I. 293—1502. 1503: Frau Brigitta macht Teſtament (5 Gulden vermacht ſie den Franziskanern), Prot Test. I. 295—1503; Ortvay II. 1. 277.

Kyrichdorffer (Kirchdorf Niederbayern) Andre Maurer (1451)

1451: K 18/53.

Larentz = von Teben.

Lebrer Peter, Maurer (1455).

1455: K 22b/52.

Leiter, Leitner, Stephan, Maurer (1443—1444).

1443: Maurer Wochner, K 6/365. 1444: K 8/112; 8/140.

Leupolt Peter, Maurer (1454—1455).

1454: K 20/49. 1455: K 22a/134; 22b/47.

Lews (Langenlois, neben Krems Niederöſterreich)[5] Niklas von, Maurer (1455).

1455: K 22a/297.

Leyden, Nicolaus Gerhaert von, Bildhauer (1470).

1470: verfertigt das Grabmal des Probſtes Georgius Schomberg.[6]

Lichtenperger (Oeſterreich) Hans, Maurer (1455).

1455: K 22a/142.

(Liechtenfelſer) Chunrad, Maiſter Chunrad obriſter pawmaiſter des kaiſers, Conradus magister lapicidariorum (1434—1437).

1434: zahlt Steuer, lapicida, Kováts VA 66. 1436: oberſter Baumeiſter König Sigismunds, verwendet ſich mit Obergeſpan Georg Rozgonyi beim Stadtrat im Intereſſe einiger wegen Wirtshausſchlägereien zum Tode Verurteilter, Király 258. 1437: König Sigismund nennt ihn als den Vater des Henricus (Heinrich Liechtenfelſer), Ortvay II. 4. 98.

---

[5] Oeſterley: Hiſtor.-geogr. Wörterbuch. Gotha 1883. S. 406 (unter Lois).

[6] Eber, L.: Das Grabdenkmal Georg Schombergs. Kunſt und Kunſthandwerk. 1914. S. 90—99. — O. Wertheimer: Nicolaus Gerhaert ſeine Kunſt und ſeine Wirkung. Berlin. 1929. S. 98.

Liechtenfelſer, Liechtenfels (Oeſterreich) Heinrich, Steinmetz-Meiſter Hainreich, Maiſter Hanrich Stainmetz von ſand mertein kyrichen (1437—1485).

Sohn des Steinmetz Meiſters Chunrad; heiratet Margarethe Liſt.

1437: Kaiſer und König Sigismund nennt ihn ſeinen Getreuen, und Sohn des Steinmetz Meiſters Conradus. Erteilt dem Stadtrat den Befehl, keine weiteren Hinderniſſe in den Weg ſeiner Ehe mit der Tochter des Bürgers Liſt zu legen,[7]) AcivPos. Lad. 37. fasc. 2. Nr. 20 ddd, Neue Nr. 1053. Rakovſzky 59, Ortvay II. 4. 98. 1440: als Steinmetz der St. Martins Kirche läßt er mit zwei Steinmetzen Kanonenkugeln (puxen kvgeln) hauen, Ortvay II. 3. 279. 1444—1449: beſitzt ſelbdritt ein innerſtädter Haus I 121 d und bleibt ſeinen Kaufgenoſſen 10 g. Gulden ſchuldig, Grundbuch. 1447—1476: beſitzt einen Weingarten 50/aa und kauft 1448—1476: dazu den Nachbargrund 50/bb, Grundbuch. 1449: verkauft ſein Haus dem Jakob Gernolt, der auch die Schulden übernimmt, Grundbuch. 1454—1485: beſitzt ſein Haus Wödritz 110 b laſtenfrei, Grundbuch. 1476: verkauft ſeinen Weingarten, die Hälfte von 50/aa und 50/bb ganz, Grundbuch. 1485: verkauft auch die andere Hälfte vom Weingarten 50/aa, Grundbuch.

Liendl, Maurer (1439).

1439—?: beſitzt einen ſpäter verlaſſenen Weingarten 26/2 b. 1439—?: ebenſo 48/2 d, Grundbuch.

Lienhart, Maurer (1434).

1434: zahlt Steuer, Kovács VA 67.

Lienhart= von Tullnerveld.

Linhart, Steinmetz (1467—1476).

Frau Margaret.

1467—1476: Haus in der inneren Stadt I 135a, Grundbuch.

Lucas = von Brun.

Maiſtriler (Maſtricht, Niederlande), Mert, Maurer (1443—1457).

1443: Maurer Wochner, K 6/366. 1444: K 8/120. 1454: K 19/88; 20/49. 1455: K 21/74; 22a/45; 22b/47. 1457: K 25/76.

Manng, Maurer Meiſter (1481—1482).

1481—1482: K 43/128.

Mathes, Maurer (1474—1488).

Frau Elsbet.

1474—1488: beſitzt einen Weingarten 24/8a, Grundbuch.

Mathes, Maurer (1511—1512).

1511—1512: K 66/113.

Mathes mit der Muter (mit der Mutter wohnend), Maurer, Steinbrecher (1436—1440).

---

[7]) Eine der älteſten und vornehmſten Preßburger Familien, ſpielt während dem ganzen 15. Jh. eine bedeutende Rolle im Leben der Stadt. Zwiſchen ihren Mitgliedern befinden ſich: Stadtrichter, Bürgermeiſter, Domherren. 1412 iſt Stephan Liſt der Stadtrichter. — Das Dokument wurde von Sigismund ausgeſtellt. — Rakovſzky, Dipl. Pos. II. 400. — und nicht von König Albrecht, wie Ortvay II. 4. 98. behauptet.

1436: iſt Bürge der zu Tode Verurteilten, für die ſich Meiſter Conrad verwendete, Király 258. 1439: liefert der Stadt Kerzen, K 2/162. 1439—1440: iſt mehrmals Bote der Stadt und verrichtet kleinere Maurerarbeiten, Ortvay II. 3. 410 und II. 3. 278. 1440: verrichtet kleinere Arbeiten, K 208, 271, 275; und reinigt mit Geſellen den Brunnen am Hauptplatz, Rakovszky 16.[8])

Meixner (Meißen, Sachſen) Hanus, Maurer (1444).

1444: Maurer Wochner, K 8/120.

Meixner Niclas, Maurer, Steinmetz (1444).

1444: Maurer Wochner, K 8/123, Steinmetz K 8/117, Maurer K 7/380.

Mert = von Brun.

Michel, Maurer (1439—1440).

Sohn des alten Urban Parlir.

1439—1440: beſitzt ein Haus 24a I, Grundbuch.

Michel = von Brun.

Mildenperger (Brandenburg) Hans, Maurer (1455).

1455: K 22a/299; 22b/332.

Moder (Modern, Ungarn), Pangratz von, Maurer (1454—1455).

1454: K 19/85. 1455: K 22a/134; 22b/91.

Mulhaimer (Oberöſterreich) Linhart, Maurer (1458).

1458: K 26/185.

Mulner Peter, Maurer (1444).

1444: Maurer Wochner, K 8/125.

Mürr, Mur Criſtan, Maurer (1454—1455).

1454: K 19/91; 20/49; 1455: K 21/74; 22a/45; 22b/48.

Niclas = von Lewz; von Teben; von Ulm.

Niclas, Maurer (1470—1477).

Frau Elspet.

1470—1471: Haus 52a. 1470—1477: Weingarten 105/1c und 1d1. 1472—1475: Weingarten 107/2 bb 2. 1473—1474: Haus 49/d I, Grundbuch.

Niclaus = von Leyden.

Niderhamer (Niederheim bei Paſſau, Bayern) Chuntz, Maurer (1444).

1444: Maurer Wochner, K 8/145; 9/320.

Nyderperger (Rheingegend) Wentzlab, Maurer (1455).

1455: K 21/333; 22a/56; 22a/297.

---

[8]) Lautet: das ſie den prun gefaribt haben. Fariben heißt reinigen. Rakovszky ſetzt die Arbeit irrtümlicherweiſe 1439 an und deutet den Namen auf „Mütter (Muttermal)". Ortvay II. 1. 374. übernimmt die Jahreszahl und nennt den Maurer „Mathäus mit dem Muttermal", und reiht, indem er das Wort fariben auf färben überſetzt, Mathes, der bloß den Brunnen gereinigt hat, zu den Wandmalern (!). Ortvay II. 3. 206. nennt den Maurer nun richtig Mathes mit der Muter, läßt den Brunnen nur reinigen mit ihm; das Wort „gefaribt" wird aber jetzt auf „gefirabt" verdreht. Der Freskenmaler Mathes mit dem Muttermal lebt auch ſeither öfters in der Fachliteratur auf.

Nuerenberger (Nürnberg, Mittelfranken) Andre, Maurer (1447—1450).

1447: K 12/198. 1448: K 13/194. 1450: K 15/206.

Nuerberger Stephan, Maurer (1444—1455).

1444: K 8/109. 1451: Abbruch, K 16/49; 18/52. 1454: K 19/81; 19/360. 1455: K 22a/137; 22b/48.

Oder Partelme, Bartlme von Teben, Bertelme, Pertlme, Maurer, Steinmetz (1439—1475).

Frau Kathrei.

1439—1458: Weingarten 31/3 d, Grundbuch. 1441: Maurer Steinmetz, K 3/457. 1442: Maurergeſell, K 4/224. 1442—1444: Haus in der Schöndorffer Gaſſe 50d, Grundbuch (eine der Hauptſtraßen der Stadt, hieß früher Ungargaſſe, im 13. Jh. wohnten dort Magyaren). 1443: Maurer, K 5/258; 6/395. 1444: K 7/380; 8/112; Steinmetz 8/117. 1448: K 13/67; 14/262. 1450: K 15/206. 1451: Abbruch, K 16/49. 1451—1470: Weingarten 50/4 b, Grundbuch. 1454: K 19/77. 1455: K 22b/77. 1457: K 25/113. 1459: Steinbrecher, K 28/439. 1460—1475: Weingarten 73/4 c, Grundbuch.

Oſterperger (Schwaben) Niklas, Maurer (1443—1444).

1443: Maurer Wochner, K 6/366. 1444: K 8/112.

Pangratz = von Moder.

Paſſaw (Paſſau, Bayern) Hans von, Maurer, Steinmetz (1440—1444).

1440: K 2/478. 1440—1441: K 3/455 f. 1443: Maurer Wochner, Steinmetz K 6/365. 1444:: K 8/117.

Paul, Maurer (1441).

1441: K 3/458.

Pawmgarttner (Baumgarten Niederbayern) Hans, Maurer (1495).

1495: macht Teſtament, Prot. Test. 1495—247.

Perg (Berg neben Wolfstal Niederöſterreich) Hans vom, vom Perig, Perger, Maurer, Parlir, Steinbrecher (1439—1454).

Frau Anna.

1439—1445: Maurer, Haus 91c, Grundbuch. 1439—1446: Weingarten 50/2a, Maurer, Grundbuch. 1442: Maurergeſell, K 4/224. 1442—1449: Weingarten 4/6b, Grundbuch. 1443: arbeitet mit Maurer Steinmetzen Larentz von Teben zuſammen, K 5/258. 1444—1449: Weingarten 49/3 d, Grundbuch. 1450: Steinbrecher, Maurergeſell, Parlir, K 15/83; 15/204; 15/205. 1451: haut grobe Steine, K 16/119; 18/223. 1454: Steinbrecher, K 19/78.

Pertel, Steinmetz (1438).

1438, 11. Nov.: hat Schulden beim Jungen Gerſtel Juden, Kováts MZSO 313.

Peter = von Wolfstal.

Peter, Maurer Meiſter, Steinmetz (1480—1497).

Zwei Frauen: Anna und Brigitta.

1480: Maurer Meiſter, K 42/185 f. 1484—1497: hat mit ſeiner erſten Frau einen Weingarten 55/10 d, Grundbuch. 1493—?: hat mit der zweiten Frau einen ſpäter verlaſſenen Weingarten 1/2 b, Grundbuch.

Plossel Niclas, Maurer (1439—1444).
1439: Weingarten 5/6 c, Grundbuch. 1444: K 8/141; 9/320.

Pluemel, Mert, Maurer (1490).
Paul Pluemels Bruder?
1490: K 49/79.

Pluemel Paul, Maurer (1458—1459).
1458: Lehrling des Meisters Andre, K 25/97; 26/43. 1459: Maurer Wochner, K 27/167; 28/393.

Pluemel, Plümel Pawl, Maurer Meister (1480—1517).[9])
Mert Pluemels Bruder? — Frau Cristina
1480: Meister Paul, K 42/195. 1481: K 43/127. 1482: K 43/129; 44/121 f., kauft Steine K 44/226, arbeitet mit Meister Wolf von Krems, sie werden mit einem Gewölb des Wödritzer Tores fertig, wo man die Gefangenen zu halten pflegte, Rakovszky 20; K 44/121.[10]) 1485—1498: Weingarten 70/3a, Grundbuch. 1486: K 46/380. 1487: arbeitet mit seinen Brüdern, K 47/103; 47/106; macht das Gerüst zu dem Ratturm, als man die neue Uhr anbringt und vermauert die dabei beschädigte Wand, Rakovszky 113. 1489—1490: K 48/84. 1489—1505: Weingarten 29/6 b, Grundbuch. 1489—1513: innerstädter Haus I. 131a, Grundbuch. 1490: haut Kanonen Kugeln aus Stein, K 49/461; 49/79. 1491: arbeitet mit seinem Bruder, haut Steine, K 50/109; 50/127; vermacht selbdritt ein Loch in der Stadtmauer, hinter der Hohen Schule (Academia Istropolitana), Rakovszky 137. 1491—1506: Weingarten 37/5a, Grundbuch. 1496: haut selbander Steine in der Steinhütte vor dem Wödritzer Tor, zu den Fenstern im Rathaus; mauert selbander am Rathaus und setzt Erker (hervorspringende Fenster) daselbst, Rakovszky 33. Man kauft ihm rote Farbe, K 54/150; 54/132; man schickt ihn nach Hainburg Steine zu hauen, K 54/179. 1497: haut Steine, mauert, K 54/198; 54/202; 54/220; 54/261. 1498: hebt selbsechsten an zu mauern an dem Halbturm hinter dem Franziskaner Kloster, Rakovszky 22; mauert, haut Steine usw. K 55/163 f.; 55/227 f. 1498—1517: Weingarten 29/6c, Grundbuch. 1499: K 56/159 ff. 1508—1509: Weingarten 32/3e, Grundbuch.

Polcz Jorig, Parlir, Maurer Meister (1443—1444).
1443: Parlir, weißnet, Nachtwachter, K 6/91; 6/105; 6/395; 7/332. 1444: Maurer-Meister, Parlir, Wachter im Wasserturm, K 7/380; 8/157; 8/334—335.

Pransolt Michel, Maurer (1454).
1454: K 20/49.

Prantsteter (Brandstatt Kärnten) Mathes, Parlir, Zimmermann (1481—1482).
1481—1482: K 43/118 f.

Prantstetner Ulreich, Maurer (1444).
1444: K 7/380; 8/112.

Prenner (wahrscheinlich Beschäftigungsname) Hans, Maurer Janko (1457).
1457: K 25/76; 25/167.

---

[9]) Möglicherweise ist die Familie mit der seit dem Anfang des 15. Jh.s bekannten Wiener Familie Pluemel identisch. Diese Künstler stammen aber schon aus der in Preßburg eingebürgerten Linie. 1436 ist Michel Pluemel einer jener Leute, die Meister Conrad vom Tod errettete.

[10]) Den Zeitpunkt dieser Arbeit setzt Ortvay II. 4. 182. unter irriger Berufung auf Rakovszky 20, auf das Jahr 1471 an.

Prisniczer (Briesnitz Schleſien) Hans, Steinbrecher (1454).
1454: haut „rauhe werkſtukſtain", K 20/219; bekommt Vorſchuß, K 20/233; bekommt Sold, K 20/341; 22a/45; 22b/47.

Procop, Parlir (1434—1435).
1434—1435: macht Maurer Arbeit, Kovács VA 89.

Puchawer (Buchau Böhmen) Hans, Parlir (1444).
1444: K 7/189 f.

Puchawer, Puchenawer, Pawchawer Jorig, Parlir (1442—1444).
1442: Zimmergeſell, K 4/153. 1443: K 5/106 f.; 5/146. 1444: Parlir, Zimmergeſell K 8/248 f.; 8/250; 8/251; 8/252.

Raizesdorf (Récſe Ungarn) Thoman, Maurer Meiſter (1526).
1526: führt mit Steinmetz Meiſter Georg Huntzhaymer einen Giebel am neuen Zeughaus auf, und ſetzt daſelbſt Fenſter ein, Rakovszky 28.[11])

Rorbekh, Rohrbeck, Rarbekch Hans, Steinmetz (1470—1491)[12]) Frau Margaret.
1470—1491: beſitzt ein Haus in der inneren Stadt I. 119 b, Grundbuch. 1472: innerſtädter II. Haus, Grundbuch. 1486: macht Teſtament und vermacht ſein Haus ſeiner Frau, Prot. Test. 210 — 1486.[13]) 1496 — 1498: ſeine Frau (Witwe?) beſitzt einen Weingarten 107/2 e, Grundbuch.

Salomon, Maurer (1459—1502).
1459: Steinbrecher, K 27/66; 27/78. 1461: K 29/82. 1463—1502: beſitzt Weingarten 38/4 d, Grundbuch. 1468: Ueberleger, K 35/93. 1476: Ueberleger, K 39/98.

Schokkl Jorig, Maurer (1434).
1434: zahlt Steuer, Kovács VA 74.

Sellendorf (Ungarn neben Preßburg) Erhart, Erhard von, Maurer Meiſter (1494).
1494: K 53/101. 1506—1513: beſitzt ſeine Witwe ein Haus 62a, Grundbuch.

Stefan, Steinbrecher (1459).
1459: der alte, der lang, K 28/155; 28/438; 28/394.

Stefan „pawmaiſter und chorherr zu S. Mert awch pharer zu Sant Larentzen"? (1411)[14]).

---

[11]) „gipl mawer". Ortvay II. 4. 182. ſagt Feuermauer.

[12]) Offenſichtlich ein Verwandter des Pangracius Rorbeck, der 1481 Profeſſor an der Ofner Hochſchule König Mathias (F. Knauz: Die Ofner Hochſchule des Königs Mathias. Magyar Sion. III. 1865. S. 69. ung.), 1490—1506 unter dem Namen Pangracius Rorbeck de Lava Canonicus und Plebanus der Lorentzkirche in Preßburg war. Lava iſt der lateiniſche Name von Láb in Ungarn, Komitat Preßburg.

[13]) Ortvay II. 4. 98. ſetzt den Zeitpunkt des Teſtamentes auf das Jahr 1487 an.

[14]) Dieſe Angabe iſt nach Ortvay II. 4. 185. ſo zu verſtehen, daß der Chorherr im heutigen Sinne Baumeiſter des Domes war. Doch das Wort Pawmeiſter bedeutet hier, daß Stefan die Bauleitung nur in Geldſachen übernommen hatte und das zum Bau geſammelte Geld verwaltete. Vgl. Kavács MZSO S. 351. 2. Anm.: 1434 adminiſtriert den Bau des Domes „Nicolae Pachrad ... ſtatſchreiber, yeczund kirichmaiſter oder pawmeiſter des paus ſand Mertten kirichen allhie ze Prespurk."

1411: verkauft ſein Haus „vor der Stat awf Spytal Newſidl, neben Hans Marchekker, und haus der Berberin Son umb 16 Pf. Pfennig", die der Chorherr „zum paw S. Merten kirichen verpawt hat". Rakovſzky 11.

Syman = von Korn Newnburg.

Tanner, Danner Philipp, Steinmetz, Maurer (1434—1449)[15])

1434: zahlt Steuer, Kovats VA 77. 1439—1440: ſeine Frau beſitzt einen Weingarten 32cc, Grundbuch. 1439—1449: ſie hat ein Haus auf der Hochſtraße, er ſelber beſitzt einen Weingarten 112/4 b, Grundbuch.

Taſchner Friedrich, Steinbrecher (1440).

1440: Steinbrecher Geſell, K 2/444.

Teben (Dévény, Ungarn) Hans von, Maurer (1441—1451).

1441: Maurergeſelle, K 3/458. 1448—1451: iſt Gabſchreiber, Raitbuch 54, 59, 64, 69.

Teben, Hans zu, Steinmetz Meiſter, Maurer (1495—1509).

1495: K 53/225 f. 1496: K 54/127. 1506: K 61/164. 1509: haut zu den Brotbänken ſechs ſteinerne Fenſter aus und liefert ſie aus Teben nach Preßburg zum Waſſerturm (dieſer Turm war am Hauptübergange über die Donau an der Wödritzer Urfahr gelegen) und macht noch ein Fenſter, Rakovſzky 193.

Teben, Larentz von, Maurer Steinmetz (1439—1453).

1439—?: beſitzt einen ſpäter verlaſſenen Weingarten 8/12a, Grundbuch. 1439—1453: hat ein Haus auf der Nonnenbahn I. 26b, Steinmetz, Grundbuch. 1443: Maurer, arbeitet mit Hans vom Perig zuſammen, K 5/258. 1444: Maurer Wochner, ſtammt von Teben, K 7/380; 8/112; 8/123. 1448: K 14/262.

Teben, Niklas von, Maurer (1444).

1444: Maurer Wochner, K 8/120.

Teben = Oder Partelme.

Teſſinger (Detting? Bayern), Kuntz, Maurer (1458).

1458: K 26/185.

Tewfel Hainreich, Parlir (1444).

1444: Zimmermann, Parlir, K 8/251; 9/217.

Tubek Michel, Steinbrecher (1458).

1458: K 26/217.

Tullnerveld (Tullner Feld Niederöſterreich), Lienhart von, Maurer (1454—1459).

1454: K 20/339. 1455: K 21/230; 22a/125; 22a/297; 22b/332. 1456: K 23/314; 24/117; 24/291; 24/318. 1457: K 25/166. 1458: K 26/185. 1459: K 28/393.

Turkch, Parlir (1439—1440).

1439—1440: K 2/767 f.

Ulm (Schwaben), Niklas von, Maurer (1455).

1455: K 22b/335.

Ulreich, Maurer (1455).

1455: 22a/78.

---

[15]) Ortvay ſagt einmal Tanner II. 4. 181; das anderemal S. 184. Tanner. Der Name iſt aus Kovats' Buch bekannt, und heißt hier Tanner.

Unger Janusch, Maurer (1455—1459).
1455: K 22a/109; haut Steine K 22a/129; 22a/299; 22b/332. 1459: Steinbrecher, K 27/167; 28/393.

Ungar Thomon, Maurer (1441—1445).
1441: Maurergeſell, K 3/458. 1443: Maurer, K 7/42. 1444: K 8/145; 9/320; 8/49; 8/120; mauert an Türmen K 8/318 f. 1444—1445: Nachtwachter, K 9/291.

Urban, der alte Parlir Meiſter Urban (1440).
Seine Söhne: Michel Parlir, Ulreich Zimmergeſell und der Junge Urban.
1440: K 2/777; 2/778.

Weinperger (Mittelfranken) Stephan, Steinmetz (1444).
1444: K 8/117.

Wendler, Steinmetz (1513).
1513: haut das Stadtwappen aus aus Stein auf den Sankt Michael Turm, Rakovszky 22.

Wenig Jorig, Maurer (1459).
1459: K 28/393.

Wolf, Maurer = von Krembs.

Wolfgang, Steinmetz (1457—1459).
1457: K 25/90; 1459: K 28/393.

Wolfstal (Niederöſterreich), Chunz von, Maurer (1455).
Jorigs Sohn
1455: K 22a/121.

Wolfstal, Jorig von, Maurer (1450—1455).
Chunzens Vater
1450: K 15/205. 1455: K 22a/121.

Wolfstal, Peter von, Maurer (1445—1455).
1445—1450: beſitzt Weingarten 73/15 b, Grundbuch. 1450: K 15/205. 1455: K 22a/121.

Nach 1526.

Aman Hans, Maurer (1529—1532).
1529: macht „ettlich fenſter im Profianthaws" am Waſſerturm, Rakovszky 32.
1532: ſetzt ein Wachzimmer auf den Fiſcher Turm, Rakovszky 24.

Aſam, Meiſter, Zimmermann (1533—1537).
1533: macht einen Durchgang ins vermauerte Fiſchertor (das viſcherthörl aufzuprechen), Rakovszky 24. 1536—1537: baut das Frauen Haus neu auf, Rakovszky 104.

Barthlme = von Wolfstal.

Ferraboſco de Laymo, Pietro, Peter Farabeszco, Fero Buſchko, Meiſter Petter, Baumeiſter, Maler (1552—1568—?).
1552: bekommt vom Kaiſer eine Betrauung für die Bauarbeiten im königlichen Schloß. Zur ſelben Zeit wird auch Meiſter Bartlme Inisgado Maurer betraut, das Kalk wird aus Deutſch-Altenburg eingeführt uſw. Budapeſt Landesarchiv.[16]) 1555: Ferdinand I. beauftragt Maximilian II. König von Böhmen, dem Baumeiſter den Reſt ſeiner Beſoldung von 30 Monaten auszuzahlen, Jahrb. K.V.

[16]) Kárffy, Ö.: Inſtruction aus dem Jahre 1552 wegen dem königlichen Schloß zu Preßburg. Magyar Gazdáságtörténeti Szemle. 1901. S. 416—418. (ung.)

4239. 1558: er bekommt Bezahlung, Jahrb. K.V. 4277. 1559: verlangt Gehaltserhöhung, zählt ſeine Arbeiten auf, darunter die Preßburger Bauarbeiten im Schloß, die er vor Jahren begann und heute noch fortſetzt, Jahrb. K.V. 4287. 1562: bekommt Bezahlung, Jahrb. K. V 4324. 1563: baut eine Stiege im Schloß, zu deren Bedeckung das Kupfer aus Neuſohl (Ungarn) herbeigeſchafft wird, Jahrb. K.V. 4342. Die ungariſche Kammer wird beauftragt Ferrabosco für ſeine zwei Tore bei der Schiffbrücke zu bezahlen, Jahrbuch, K.V. 4353. 1567: erwähnt, Jahrb. K.V. 4406. 1568: es werden für ihn Reiſeſpeſen angewieſen, da er im vorigen Jahr von Wien nach Kanizſa, Preßburg, Gotha und Prag gefahren. Jahrb. K.VII. 5124.

Inisgado Bartlme, Maurer Meiſter (1552—?).
1552: bekommt mit Ferrabosco die Betrauung zu den Herſtellungsarbeiten im Schloß. Kárffy 418.

Jörg, Maurer (1558—1559).
1558—1559: macht einen Rauchfang auf das Beneſiziathaus nächſt dem Wödritzer Tor und auch ſonſt Verbeſſerungen, Rakovſzky 6.

Lutringer Andree, Steinmetz von Teutſchen Altenburg (Niederöſterreich) (1571—1580).
1571—1572: verfertigt den Zierbrunnen am Hauptplatz,[17]) Rakovſzky 16 und Ortvay II. 2. 469. Im Kontrakt wird er verpflichtet zu machen einen „ſolchen Rörbrunn mit der Weit und Tieffe, auch aller geſtalt wie der Rörbrunn zu Wienn am Hohenmarkht iſt, in der mitte über des Khaſten ain Stainene ſeiln, darauf ain geharniſchter man, in ainer handt das Reichsapffl, in der andern des Landts Hungern Wappen undter dem man vier Velds zu einhauung etlicher Verß und ſchrifften... und pald oberhalb des brunwaſſer vier ſtadtwappen aushauen, machen und ſetzen ſol". 1577: macht ſteinerne Türen mit Frieß und Ueberſims für die Ratſtube und den Ratturm, Rakovſzky 36. 1580: man zahlt ihm 5 Gulden aus, da er ſich beklagt, kein Trinkgeld bekommen zu haben, Rakovſzky 16.

Mathis = von Trier; von Wien.

Michael, Meiſter, Stadtmaurer (1550).
1550: haut zwölf ſteinerne Türen und zwölf Türpfoſten (laden), für die Gewölbe des Kleingewerbes hinter dem Franziskanerkloſter aus, Rakovſzky 4.

Pichler Chriſtoph, Steinmetz von Wolfstal (1587).
1587: macht einen Gang auf den Ratturm, Rakovſzky 258.

Rieger Mathes, Bildhauer Meiſter (1590).
1590: bringt das Wappen auf dem Turm, ober dem Michaelertor, nach dem Heben des Turmes wieder in Ordnung und haut darüber eine Krone aus; das Ganze wird dann durch einen Maler gefärbt und zum Teil vergoldet, Rakovſzky 22.

Siegmunt Hans, Maurer (1530—1531).
1530: mauert mit Maurer Meiſter Wolfgang im Graben beim Sankt Lorentz Tor, Rakovſzky 22. 1530—1531: wird mit Geſellen dafür gezahlt, „daß ſie S. Nicolay kirchen niederprochen", Rakovſzky 10.

---

[17]) Die Bleiröhren zum Brunnen hat der Wiener Schloſſer Heinrich Fabian gegoſſen, Ortvay, II. 1. 362. — Bei der Mitteilung des Kontraktes nennt Ortvay II. 2. 469. Lutringer einen Hainburger Steinmetz, das iſt aber nur ein Druckfehler. — Der Brunnen ſteht heute noch, der Wiener hingegen wurde am Anfang des 18. Jh.s entfernt.

Täb, Thäb, Taab Jakob, Maurer Meiſter, der deutſche Meiſter Jakob Täb, Jakob Maurer auff Wolfstal und Teutſchen Altenburg, Steinmetz von Wolfstal (1563—1590).

1563: ſie dingen ihn „dy kirchen bei S. Merten, am Gewölb in der Höch allenthalben zu Putzen und abzukheren", nämlich zur Krönung Max I., Rakovſzky 231. 1566: ſie dingen ihn, um „aus den alten Scherladen, die newe Wachſtuben im Rathaws, mit Pfeilern von grundt aufzufuern", Rakovſzky 33. 1567: baut er das Narrenkheterlein auf, Rakovſzky 159. 1571: baut „Stainwerch auf den Ratsturm" d.h. die noch vorhandene Steingallerie, Rakovſzky 36. 1577: macht eine „ſteinene Zugtür zum Traidpoden" (ſtädtiſcher Getreidekaſten), zwei Fenſter und ein Tor; außerdem hat er „das thor und 3 Schloſſerladen (am Weitenhof) bei der erden zu gewölben", Rakovſzky 2. er hat „an der Rathſtuben die ſchaidt mawer abgebrochen, dy Stubn erwaytert, und gegen der ſchran (die Schranne d. h. Gemeinſtube, Verſammlungsort der „Genanntſchaft") ain new mawer aufgeführt", Rakovſzky 36. 1578: deckt das Narrenkheterl neu mit Ziegeln, Rakovſzky 159. 1579: führt die Renovierungsarbeiten der Martinskirche, Rakovſzky 73. beſſert „in des Niclas Barbierers zimmer am Cloſter", Rakovſzky 78. 1581: damit betraut, „auf den Michaelsfriedhof das alt gemäuer abzuprechen und ein new grufthäuſel, darein man die toten pein legt, von grunt wiederumb aufzumawern", Rakovſzky 90. 1590: führt die Hebungsarbeiten am Turme des Michaelertors, Rakovſzky 22.

Teutſchen Altenburg (Deutſchaltenburg Niederöſterreich) = Lutringer, Täb.

Trier (Rheingegend), Mathis aus, Meiſter (1549).

1549: macht „ain ſtainen Prunkaſten am viſchmarkt", Rakovſzky 16. Ein Bruchſtück iſt auch heute noch vorhanden im Stiegenhaus des alten Rathauſes.

Walch, Maurer Meiſter (1558).

1558: wohnt im Holtzgaſſl, Rakovſzky 10.

Wien, Mathis von, Meiſter (1550).

1550: baut die Schule bei S. Martin, Rakovſzky 141.

Wolfgang, Wolfgank, Wolf, Maurer Meiſter (1530—1534).

1530: wird mit anderen nach Wien geſchickt, um die dort begonnenen Befeſtigungsarbeiten zu beſichtigen, Rakovſzky 18. Er mauert mit Maurer Hans Siegmunt im Graben beim S. Lorentztor, Rakovſzky 22. 1531: wird mit Geſellen bezahlt, „das ſie S. Michels kirchen abprochen", Rakovſzky 90. 1532: bricht er den Turm am Fiſchertor ab und ſetzt an ſeine Stelle ein Wachzimmer; und vermauert das Fiſchertor, Rakovſzky 24. bricht den alten Tabor ab (außer der Stadt liegende Befeſtigungswerke), Rakovſzky 26. 1534: beſſert den ſteinernen „ſtatmetzen", Rakovſzky 54.

Wolfstal = Pichler, Täb.

Wolfstal, Barthlme von, Steinmetz (1581).[18])

1581: macht fünf große Pfeiler zu dem Gang im Rathaus, bekommt für jeden 5 fl. Rakovſzky 33.

---

[18]) Dieſe Arbeit fällt auf das Jahr 1581. G. Weyde: Preßburgs Schönheit und ihre Erhaltung, Preßburg, 1926, S. 22 und A. R. Franz: a. a. O. S. 61. vermiſchen dieſe Angabe mit einer anderen vom Jahre 1558 (S. Ortvay II. 1. 287—288) und ſetzen dieſe Arbeit auf das Jahr 1558 an. Machen aus Barthlme den

Maler, Glaſer, Miniatoren, Seidennäher.
1377—1526.

Amſteter (Amſtetten Niederöſterreich), Ambſteter, Abenſteter Hans, Hans Maler (1468—1513).[19])

Frau Margaretha.

1468—1472: beſitzt Weingarten, Grundbuch. 1468—1474: zweiten Weingarten, Grundbuch. 1470—1474: dritten Weingarten, Grundbuch, auf welchen er 14. I. 1471: Schulden beim Müſch Juden macht, Kováts MZSO 310. 1472—1476: vierten Weingarten, Grundbuch. 1477—1513: Haus in der inneren Stadt 166/b, Grundbuch. 15. IV. 1477: bleibt er ſchuldig auf ſein Haus in der Langen Gaſſe, Grundbuch. 8 I. 1481: bleibt der Gottsleichnamszech ſchuldig, Grundbuch; malt Trompeten Fähnchen, K 43/193; überzieht Laterne, K 43/201. 1482: malt Stadtfahne, K 43/204. 1482—1488: beſitzt fünften Weingarten, Grundbuch. 1485: malt Stadtwappen, K 45/186. 1486: iſt Teſtaments Zeuge, Ortvay II. 1. 374. 1490: zahlt als Beſitzer eines innerſtädter Hauſes Steuer, Steuerbuch vom Jahre 1490. 1492: arbeitet, K 51/268.

Andre, Maler (1464).

1464: K 32/34.

Andre-von Wien.

Caſpar, Glaſer (1434—1444).

1434: glaſert in der Schergenſtube (Scherigſtuben im Rathaus), Rakovſzky 37. 1440: glaſert, K 2/135; 2/136; 3/124. 1443: glaſert, macht Sliemen auf die Fenſter (ſtatt Glas, aus Leinwand oder feiner Haut), K 6/97. 1444: dasſelbe, K 8/75.

Caſpar, Maler (1434—1439).

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 67. 1439: ſein Weingarten 5/7b verlaſſen, Grundbuch.

Caſpar, Maler (1439—1443).[20])

1439: malt Sliemen auf die Fenſter der großen Ratſtube[21]), Rakovſzky 36. 1440: malt zwei Paniere für die Landsknechte, Rakovſzky 30. malt, K 2/333. 1441:

Baumeiſter der Renaiſſance-Arkaden im Erdgeſchoß und am Stock. Aber aus dem Falle des Tebner Maurermeiſters Hans iſt es klar zu erſehen, daß man fertige Arbeiten nach Preßburg ſandte. Im 16. Jh. war das auch in Siebenbürgen Sitte, wo Klauſenburger Steinmetzen ganz Siebenbürgen mit fertig bearbeiteten Steinen verſahen. (S. Jolán Balogh: Die Renaiſſance-Architektur und Skulptur in Siebenbürgen. Magyar Müvészet. 1934. S. 148). Es iſt alſo ſehr natürlich, daß wenn das Dokument „wegen große fünf feiler, die zu dem gang in den Rathaws gebraucht werden... ains per 5 fl," ſagt, man nicht mehr darunter zu verſtehen hat, als was geſagt iſt.

[19]) Ortvay II. 1. 374. läßt offenſichtlich infolge eines Leſefehlers Abuſteler drucken.

[20]) Ortvay II. 1. 374. wendet den Namen als „Kaſpar von Preßburg" an, was falſch iſt; er macht ihn auch zu einem Freskomaler.

[21]) Dieſe Stelle interpretiert Rakovſzky 36 und nach ihm Ortvay II. 3. 187. in dem Sinne, als hätte Caſpar Vorhänge gemalt. Sliemen ſind aber keine Vorhänge, ſondern Leinwand oder fein ausgearbeitete Hautüberzüge auf den Fenſtern; die Anwendung iſt die gleiche wie bei Gläſern.

malt, K 3/241; 3/253. 1443: K 6/79. 1443: malt ein Panier auf den Ratturm, Rakovszky 36.

Dionisius, Glaser (1485).
1485: zahlt Bürgerrecht, K 46/13.

Gilig, Maler Meister (1457).
1457: Ausländer, führt ein Bild ein, Kováts, NYÁ 174

Hans, Maler (1434).
1434: zahlt Steuer, Kováts VA 67.

Hans, Maler Meister (1451—1466).
1451: malt eine Fahne auf den Neuen Turm (des Rathauses) zum Beginn der Freyung (Jahrmarkt), Rakovszky 166; malt, K 16/148. 1452: zahlt Steuer nach seinem Haus, Steuerbuch von 1452: 1457—1458. führt Gold und Silber ein. Dreißigerbuch 1457/58, 565. 1464: glasert, K 32/105. 1466: glasert, man nennt ihn Meister, malt, K 33/178.

Hans, Maler (1514).
1514: wohnt in des Hans Turkhen Haus, malt eine Setztartsche unter das S. Michaels Tor, Rakovszky 227.

Henricus = de Westphalia.

Hofmann Jacob, Buchschreiber, Buchmaler (1495).
1495: in einem Testament erwähnt, Prot. Test. 1495—266.

Jans, Glaser (1383).
1383 V. 6.: ist Zeuge bei einem jüdischen Leihgeschäft, Kováts MZSO 13.

Jobst, Maler (1476).
1476: Zeuge in einem Testament, Ortvay II. 1. 374.

Johannes, Hans Lasurer (1465—1471).

Frau Ursula.
1465—1471: innerstädter Haus I 139c, Grundbuch. 1466: seine Frau handelt mit Zwilch, K 33/141.

Krell, Krel, Krehl, Hans Kreel von Krails, Maler (Geb. 1523—1524. Gest. um 1586).
Deutscher Künstler, mit der Cranachschule eng verbunden. Als der Hofmaler König Ludwigs II. arbeitet er in Prag, Ofen und Preßburg. Malte den König achtmal, die Königin Maria sechsmal. In Ofen malt er einmal beide in Lebensgröße. 1523: während dem Preßburger Aufenthalt des Königs malt er „zu einer „mumerei" am Katharinentag (25. Nov.) die Kleider, macht Haare und vergoldet kleine Eßwaren; zu Neujahr vergoldet er kleine Eßwaren, Fähnlein und Knöpfe zu „ainem schauwessen". 1524: malt „zu einer mumerei auf Faßnacht zu Breßburg" Kleider und Haare, macht „flügel und federn von papir zu störchen"; vergoldet zwei Stangen zu des Königs Schlitten. Für alle seine Arbeiten bekommt er außer dem Jahresgehalt noch eigens bezahlt. Jahrb. K III. 2897.

Kribl, Kriebel, Grybl Hans, Hans, Maler Meister (1487—1515).[22])
1487: sein Haus „bey der alden padstuben" erwähnt, Rakovszky 109. 1492—1512:

[22]) Ortvay II. 1. 374. teilt die Daten des Künstlers in vier Teile auf: „1487 Hanns Maler, 1493 und 1494 Hanns Kribal, 1496 Hanns Kerbel und 1496 und 1498 ein anderer Hanns". Kerbel und Kribal sind einfach schlecht gelesen, umsomehr da er in der Fußnote Kribl und Kriebel sagt. Rakovszky 22 sagt auch Kerbel.

Weingarten 72/4d, Grundbuch. 1493: Teſtamentszeuge, Ortvay II. 1. 374. 1495: malt ein Bett, K 53/69; malt eine Uhrtafel, K 53/313. 1496: führt Kreide, Blei und Glas ein, Dreißigerbuch 1496/97 409; vergoldet „knopf und ſändl auf S. Larentzen turn", macht Wappen an die Fähnchen, Rakovſzky 22; glaſert uſw. K 54/257. 1497: überzieht Laterne, K 54/336; 54/353; 54/358. 1498: erwähnt als Maler, K 55/275; vergoldet vier Knöpfe auf dem Stadt Turm und dem Halbturm, Rakovſzky 22; Margarethe Kranfelder beauftragt ihn teſtamentariſch, er möge auf S. Larentzen Friedhof neben das Letzte Gericht die ſechs Werke der Barmherzigkeit malen, ſo wie ſie in Wien auf einer Tafel bei den weißen Brüdern zu ſehen ſind. Prot. Test. 1498. F. 265 v und 266 r.[23]) 1498—1514: Weingarten 70/3a, Grundbuch. 1499—X: Haus in der inneren Stadt II. 166a, Grundbuch. 1499: überzieht Fenſter im Appartement des Königs Wladislaus im Erzbiſchöflichen Zehenthof, Rakovſzky 6; glaſert, malt, verſilbert, K 55/369; 56/341. 1499—1500: Abbruch, K 56/255. 1502: überzieht Laterne, ſchnitzt Holzſchwert, K 57/385; 58/239. 1503: beſitzt innerſtädter II. Haus, zahlt Steuer, Steuerbuch 1503. 1504: ſein Haus bei der alten Badſtube erwähnt, Gottsleichnamszech-Buch I. 39. 1509—1515: Weingarten 32/3e, Grundbuch.

Lechner, Wolfgang, Wolfgang, Maler (1485—1496).
Frau Margarethe

1485: glaſert, K 46/170. 1490: wohnt in der inneren Stadt, II. Bezirk, zahlt Steuer, Steuerbuch 1490. 1494: glaſert, K 52/306. 1495: glaſert Laterne, K 53/355. 1496: ſeine Wittwe hat einen Weingarten 38/4 b, Grundbuch.

Linhart, Lienhart, Maler, Glaſer (1481—1499).

1481: beſſert Gläſer aus, K 43/189. 1483: glaſert mit Andre Glaſer, K 44/185. 1484: glaſert, K 45/157. 1487: glaſert, K 47/231. 1499: glaſert, K 56/359.

Liſt Jörg, Jorig, Maler (1439—1464).
Frau Katharina.

1439—1464: Weingarten 21/1 d, Grundbuch. 1440—1464: Haus in der inneren Stadt 135a, Grundbuch.

Lucas, Maler (1442—1444).

1442: macht Sliemen, K 5/48. 1443: malt, macht Uhrzeiger und bemalt ihn, K 6/45; 6/52; 7/50. 1444: malt, malt Wappen, K 8/59; 8/66.

Ludweig, Ludwig, Ludwerd, Maler (1434—1466).[24])

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 67. 1439—1441: iſt Soldner, K Soldnerverzeichnis. 1439—1449: Weingarten 95/3 b, Grundbuch. 1439—1450: Weingarten 113/5c, Grundbuch. Beim Ankauf borgt er Geld vom David Juden, Kováts MZSO 313. 1439—1466: Haus in Donauneuſiedel 75c, Grundbuch.

Marx, Maler (1519).

1519: wohnt im „Grünen Stübl", zahlt Zins, Rakovſzky 80. (Eine Art Wirtshaus).

Mathiaſch, Glaſer (1497—1510).
Frau Apollonia.

---

[23]) Ortvay II. 1. 376. vergaß hier das Jahr des Teſtamentes anzugeben. Kemény, der nur auf den Namen Hans Maler achtete, wies die Arbeit alſo Hans Tiergarten zu, der 30 Jahre ſpäter zu arbeiten begann. Die Jahreszahl ergibt ſich übrigens ſchon aus der Nummer der Signatur.

[24]) Ortvay nennt ihn ganz falſch „Ludwig aus Preßburg" und behauptet er ſei Freskomaler, obwohl wir gar keine Arbeit von ihm kennen (S. II. 1. 374).

1497—X: Weingarten 4/12a, Grundbuch; liefert Ruder, K 54/185. 1497—1510: Haus in der Wödritz 115a, Grundbuch.

Mert, Maler (1503).

1503: wohnt auf der Nonnenpewnt (Nonnenbahn), zahlt Steuer, Steuerbuch 1503.

Michael = de Tyrnavia.

Niklas, Glaſer I (1434).

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 61.

Niklas Glaſer II. (1434—1455).

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 61. 1439: Haus in der Neuſtadt 97 c. Grundbuch. 1439—X: Weingarten 36/4 c, Grundbuch. 1439—1455: Weingarten 31/5 bb, Grundbuch.

Niklas, Maler (1434).

1434: wohnt in der Langen Gaſſe, zahlt Steuer, Kováts VA 67.

Ott, Seidennäher Meiſter (1476).

1476: iſt Mitglied der Gottsleichnamszech, Ortvay II. 4. 206. und 424.

Peter, Glaſer (1510).

1510: wohnt in der Pawl Pewtlerin Haus, glaſert, K 64/314.

Pügklatt, Hans (1480).

1480: gläſert, malt Wappen, K 42/305.

Schröterer Michel, Maler (1505—1515).

Frau Roſina, zweite Frau und Witwe des ſehr vermögenden Bürgers Andre Holczer.

1505: zahlt ihm die Stadt einen Wechſel von 79 Gulden aus; das Geld leiht er weiter an Ofner Herren aus, K 60/94. 1507—1515: gehört ihm die Hälfte des Weingartens 3/1 d, Grundbuch.

Steffan, Glaſer (1511—1517).

1511: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 65 und K 65/66. 1511: gläſert uſw. K 65/189. 1517: leimt ein leinenes Tuch über das Fenſter im alten Bad, Rakovſzky 109.

Teginger (Deggingen, Schwaben), Tegginger, Tekinger, Tekkinger, Tegkinger, Tettlinger, Taeckinger, Taeginger, Taegkenger, Taginger, Tagginger, Nikolaus, Nicolaus Umbſager, Nicolas Gabſchreiber, Nicole, Nicolae, Niklas, Niclas Maler, Nicolao pictore (1442—1463).

Frau Barbara.

1442. VII. 8: die Stadt kauft Wein von ihm, ACivPos. 1628. 240. 7. I. 1443: ſetzt Glasfenſter ein am Waſſerturm, 60 Den. Wien, ACivPos. 1629. 55. 18. II. 1443: verkauft Wein an H. v. Krems, ACivPos. 1629. 65. 3. I. 1444: ſetzt 7 Gläſer ein in der Herrenſtube und macht 2 Sliemen in der alten Schergenſtube 70 Den. Wien. ACivPos. 1631. 52. 20. III. 1444: bekommt Sold, ACivPos. 1631. 299. gläſert und macht Sliemen, K 8/95. 5. IV. 1444: hält er ſich in Modern auf, da Wildpolt Krämer ihm dorthin Gewürtz und Seife (zu Malerarbeit) liefert, was die Stadt bezahlt, ACivPos. 1631. 299. 1445: erwähnt, K 10/50. 4. XII. 1445: komplizierte Verrechnung mit der Stadt. Er iſt ſieben Männern wegen verſchiedenen Arbeiten ſchuldig, dieſe ſind der Stadt die Steuer ſchuldig. Er verrechnet alſo mit Caſpar Bader Steuereinnehmer. Seine Arbeiten waren: „ein panir und

ein ſtangen darzu", 6 Solidus Den.; „hat in den Waſſerthurm eingeſaczt 36 ſcheiben per 5 Den."; „hat geflickt hinden in der ſcherigſtuben di gläſer alle", 70 Den.; „hat 2 ſliementuchen gemacht im Waſſerthuren", 16 Den.; „hat gemacht 4 ſliementuchen in di neue ſtuben im rothaus" 1 lb Den. ACivPos. 1634. 320—321. 13. II. 1446: als Umſager erhält er Papir, ACivPos. 1965. 49. 1446: er iſt Gabſchreiber, Raitbuch 45. 22. IV. 1446: malt einen „czaiger" (Uhrzeiger), ACivPos. 1965. 60. 1446: malt ein Panier mit dem Stadtwappen, ACivPos. 1965. 51. 1447: iſt Gabſchreiber, Raitbuch 49. 27. V. 1447: bekommt Sold, „als er ſich des umbſagampts ab hat getan" (er hat als Umſager abgedankt), ACivPos. 1635. 67. 14. VIII. 1447: malt ein Panier, $^1/_2$ lb. Den., ACivPos. 1635. 97. 14. IV. 1448: macht 5 Sliemen mit Tuch im Rathaus in der großen Stube, beſſert Gläſer in der Wachſtube („vochſtube"), 14 Pf. Den., ACivPos. 1636. 87. 1448: iſt Gabſchreiber, Raitbuch 53. 8. XII. 1448: macht ein Panier, 20 gr. ACivPos. 1637. 9.—10. 1449: iſt Gabſchreiber, Raitbuch 57. 11. I. 1449: hat Sliemen gemacht, 30 Den. ACivPos. 1637. 428. 8. II. 1449: macht 2 Paniere, „ains in thuren, das ander auff den markt" 60 Den. ACivPos. 1637. 111. 8. VIII. 1450: malt ein Panier zum Jahrmarkt, 60 Den., ACivPos. 1638. 57. 15. V. 1451: „im rothaus di netz für di fenſter mit eyſnyn zäun, ... und das er glasſcheiben zwismall in di glasfenſter gemacht",[25]) 7 Pf. 8 Den. ACivPos. 1639. 63. 2. X. 1451. ſetzt Gläſer ein am Waſſerturm, ACivPos. 1641. 103. 9. X. 1451: ſetzt 60 neue Glasſcheiben in dem Waſſerturm, 10 Pf. Den. ACivPos. 1641. 107. Seit 1452 beſitzt er die Hälfte eines innerſtädter Hauſes, Ecke Hauptplatz oder Lange Gaſſe, in der Nähe des Fiſchertors 146 b (früher gehörte es dem Goldſchmied Abenteurer), Steuerbuch für das Jahr 1452. 22. IV. 1452: Gregorius Bodó Kaſtellan der Burg in Ofen ſchreibt an den Rat, ſie mögen den Maler zur Lieferung der beiden bei ihm beſtellten Altarbilder drängen; das erſte iſt ausbezahlt, das zweite ſolle im Dreißigiſt verrechnet werden. ACivPos. 4328. 29. VI. 1452: Bodó ſchreibt noch einmal wegen den zwei Bildern, ACivPos. 4331. 4. VI. 1453: das erwähnte Haus 146 b beſitzt er mit dem Barbier Krieg zuſammen, Grundbuch. 26. II. 1456: „von zwain vanndel ze malen, die her Niclas Flins mit im hinab gen Ofen gefurt hat in ainem ſchieff", 60 Den. ACivPos. 1647. 72. 22. IV. 1456: man kauft ihm Zinober, zum Wappen auf das Wödritzer Tor, ACivPos. 1647. 91. 29. IV. 1456: er macht des Königs Wappen an das Wödritzer Tor, 11 Pf. Den. ACivPos. 1647. 165. 4. VII. 1456: nimmt Geld ein, als der Szöllöſer Hofmeiſter der Mönche in Heiligenkreuz, ACivPos. 1693. 263. 3. I. 1457: Barbier Krieg iſt der alleinige Beſitzer des Hauſes, Spitalbuch 67—68. 26. VIII. 1457: man kauft ihm Oel zum Tränken der Schilder an den Befeſtigungsmauern des Bäckerturmes und des Schuſterturmes. ACivPos. 1648. 97. V.—VII. 1458: bekommt Bezahlung, ACivPos. 1649. 30. 3. I. 1459: „ain glas in dy kirchen in Ratſcheſtarff" 60 Den. ACivPos. 1651. 61. 5. V. 1459: „von der tauel wegen, dy vor dem ratſtuben ſtet, 2 lb. Den." (iſt das ein Bild? iſt es nur eine Tafel für Ankündigungen oder ſo etwas?). ACivPos. 1651. 92. 5. VI. 1459: bekommt Bezahlung, ACivPos. 1650. 110. 24. IX. 1459: glaſert, 60 Den. ACivPos. 1650. 140. 1462: beſitzt ein Haus in der inneren Stadt I. 119 b, Grundbuch. 1463: er iſt wieder Umſchreiber und man kauft ihm ein Buch Papier, Rakovſzky 40.

---

[25]) Ortvay II. 1. 334. meint es wären gemalte Fenſter geweſen, aber man ſieht ja aus unzähligen Fällen, die Maler hätten einfache Glaſerarbeiten übernommen.

Treusmann Hans, Maler (1473).

1473. VI. 20.: bezeugt in Wien, daß der Wiener Tiſchler Niklas Rauch ſeiner verſtorbenen Mutter ſeine Schuld bezahlt hat, Jahrb. K. XVII. 15415.

Tyrnavia (Tyrnau, Ungarn) Michael de, Michael de Tyrnstain, Buchmaler, Domherr (1381—1403).

1381: als Domherr nimmt er Teil an den Verhandlungen eines Prozeſſes, Ortvay III. 273. 1390: Plebanus, führt Klage gegen ſeinen Probſt, Ortvay III. 275. 1397: iſt Plebanus der S. Martinskirche und Domherr, unterfertigt als Zeuge eine Urkunde, Ortvay, III. 277. 1403: ſchreibt und illuminiert das Miſſale in der Bibliothek des Preßburger Domkapitels. Um 1403: ſchreibt und illuminiert das Miſſale in der Széchényi Bibliothek des National Muſeums in Budapeſt, Cod. lat. 216.[26])

Waldner Wolfgang, Mesgwandtner (1503).

1503: zahlt Bürgerrecht, K 59/57.

Westphalia, Henricus dictus Stephani de, Plebanus von Csukárd, Buchmaler (1377).

1377: ſchreibt, malt, bindet ein Missale Strigoniense ein, für Joannes Emerici Cantor Canonicus von Preßburg, in der Bibliothek des Batthyaneums in Karlburg, Siebenbürgen. Csukárd liegt im Comitat Preßburg, in Ungarn, Ortvay III. 273.[27])

Wien, Andre, Andree, Maler oder Aufdrucker von, Andre Glaſer (1478—1490)[28])

1478: zahlt Bürgerrecht, aber das Mautrecht geben ſie ihm nur, wenn er ſich perſönlich meldet, Rakovszky 65 und K 40/88. 1483: er gläſert mit Linhart Glaſer, K 44/185. 1487: gläſert, K 47/229. 1490: überzieht große Laterne, K 48/297; wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahre 1490. 1503: ſeine Frau wohnt in der inneren II. Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch v. J. 1503.

Walfgang, Maler, Glaſer (1501—1503).

1501: gläſert, K 57/435; 57/348. 1502: glaſert, K 58/248. 1503: wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahre 1503; verkauft Laterne an die Stadt, K 59/286.

Nach 1526.

Fink Hans, Hans, Maler (1579—1588).

1579: renoviert im Rathaus Imaginem Justitie, Rakovszky 36.[29]) 1580: malt auf 14 neue Säcke das Stadtwappen (gemainer Stat wappen), Rakovszky 54. 1582: malt „das ganze Corpus an der Orgel", welche der Magiſtrat für den Dom durch den Wiener Orgelbauer Leopold Sunderſpitz anfertigen ließ, Rakovszky 73.

---

[26]) E. Hoffmann: Die illuminierten Handſchriften der Széchényi-Bibliothek des Nationalmuſeums. Budapeſt. 1928. S. 76—77 und 132—133. (ung. mit deutſchem Auszug).

[27]) E. Hoffmann: Der Miniator Heinricus, Plebanus von Csukárd. Jahrbücher des Muſeums der Bildenden Künſte in Budapeſt. IV. 1927. S. 74—90 und 222—223 (ung. mit deutſchem Auszug).

[28]) Wahrſcheinlich nicht identiſch mit Andree Aufdrucker, der 1486 in den Rechnungsbüchern der Stadt Wien vorkommt. Jahrbuch K. XVII. 15499. fol. 6.

[29]) Kemény: a. a. O. weiſt dieſe Arbeit dem Hans Tiergarten zu, der 1579 nicht mehr arbeitet.

1588: vergoldet und malt „die groß kugel auf dem Michaelsthor ſo den Mondſchein zaigt", Rakovſzky 22; hat auch „die groß kugel auf den Ratthurn ſo den Mondſchein zaigt, mit Oell plab gemalt, und verguldt", Rakovſzky 36.

Geranthes (?) Hieremia, Maler (?—?).

1605: ſeine Witwe heiratet den Wiener kaiſ. Hofmaler Reynardus Junger, Starzer, Quellen 6565.[30])

Licinio Giulio, Maler (1563—1567).

Neffe und Schüler des Malers Giovanni Licinio Pordenone, ſein Bruder iſt der Maler Fabio Licinio.

1563: reicht Ferdinand I. für die Ausmalungen der Preßburger Schloßkapelle einen Plan und einen Koſtenvoranſchlag ein. Von nun an arbeitet er bis 1567 an den Malereien und Stukkoarbeiten, und bekommt Bezahlung. Kaiſer Maximilian II. findet die Koſten zu hoch, und läßt 1568—1569: die geleiſtete Arbeit mit Sachverſtändigen ſchätzen, wonach Licinio ſeiner Arbeit enthoben wird. Geldanweiſungen gehen aber bis 1588 und noch weiter.[31])

Macciolini Uliſſe, Maler (1570).

1570: beendet die von Licinio begonnenen Malereien in der Schloßkapelle.[32])

Pach Gabriel, Glaſer (1554—1555).

1554—1555: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 67.

Pernhartz Jeremias, Maler (1590).

1590: ſtreicht „9 Taffeln ſo man in den Fleiſchpenkhen gebraucht, ſchwarz an" und malt rote Buchſtaben darauf. Rakovſzky 177.

Plach Hans, Maler (1572).

1572: bemalt Lutringers Brunnen am Hauptplatz „mit feinen Farben", Ortvay II. 2. 469.

Schnur Michael, Glaſer (1555—1556).

1555—1556: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 67.

Tiergarten, Thiergarten Hans, Meiſter Hans, Maler (1529—1550)[33]), Vater des Jeremias Tiergarten.

1529: malt einen neuen „Himmel" im S. Martins Dom, 5 Thl. 5 Sch., Rakovſzky 73. 1532: malt eine Tafel (ein Schild) in das ſtädtiſche Gaſthaus, 2 Thl. Rakovſzky 196. 1533: bekommt 15 Thl. „den ratturm, und Rathaws zu malen",

---

[30]) Hajdecky: in Quellen zur Geſchichte der Stadt Wien, Redig. von Starzer. Wien. 1908. 6565. in den Matrikeln von St. Stephan.

[31]) Jahrb.K. V. 4361, 4379, 4396, 4400, 4409 und XV. 11663. — Biſenius, A.: Zur Geſchichte der Malereien der Preßburger Schloßkapelle, 1563—1588. Archaeologiai Értesitö 1894. S. 143—148 (ung.) — Illéſy, J.: Beiträge zur Geſchichte der Malereien in der Preßburger Schloßkapelle, 1563—1570. Archaeologiai Értesitö 1892. S. 332—335 (ung.).

[32]) Illéſy: a. a. O. S. 334. — Czobor, A.: Ueber den Maler der Preßburger Schloßkapelle. Ars Una. 1923. S. 354. (ung.).

[33]) In Anbetracht der relativ großen Anzahl von Angaben ſcheint A. R. Franz' (a. a. O. S. 72) Behauptung, wir wüßten kaum mehr als den Namen des Künſtlers, ziemlich eigentümlich. Ich weiß nicht, worauf ſeine Bemerkung beruht, Tiergarten ſei ein Tiroler; darüber habe ich nichts gefunden.

Rakovſzky 33[34]), macht Fahnen auf die Befeſtigungstürme, Rakovſzky 18; ſtreicht das Eiſengitter am Ratsturm rot an, 1 Thl. 4 Sch., Rakovſzky 36. 1539: malt zwei Sonnenuhren an den Leonfelder Turm, 4 Thl. Rakovſzky 20. 1544: malt eine Gedenktafel für den Waſſerturm, zur Erinnerung an einen Unglücksfall, 2 Thl., Rakovſzky 32;[35]) ſchreibt „einen Spruch am kolbaten thurn neben S. Michels thor, 4 Sch. Rakovſzky 22. 1545: malt „Arborem consanguineitatis“ auffs Rathaus“, 5 Sch.; und „ain taffel, darauf der Aw gelegenhait, mer auff Begern der Herrn, der füß gelegenhait“ entworfen iſt. 2 Thl. Rakovſzky 37. Nach Annahme von Prof. Kováts iſt dieſe Arbeit eine topographiſche Landkarte der Gegend von Preßburg (füß iſt die große Donauinſel im Komitat Preßburg), welche auch heute noch vorhanden iſt. 1547: malt „des kunigs wappen, das ungriſch und prespurger wappen an ſand Michels thor“, 2 Thl. 2 Sch., Rakovſzky 22.[36]) 1550: „Chamerer zalt Hanſen Thiergarten Maler das grüen ſtübl, Innen und Außen In pſtand grüen zu mallen, 24 fl. ung. und ſeinen Sun Jeremias, aus Bewilligung Trinkgelt 2 Thl.“[37]) Rakovſzky 80. malt „der Stat wappen an newen Fleiſchpänk In Püxenhof“, Rakovſzky 9.

Tiergarten Jeremias, Maler (1550—1568).

Sohn des Hans Tiergarten.

1550: hilft ſeinem Vater bei der Ausmalung des Grünen Stübls, Rakovſzky 80. 1554: malt „am newen gewelbel am protmarkt“ (d. h. die Gewölbe der Kleingewerbe hinter dem Franziskanerkloſter), Rakovſzky 4. 1558: macht „eyn feyerfan, den man peym Cloſter aufſtekht“, mit dem Stadtwappen, Rakovſzky 115. 1567: malt das Stadtwappen auf den Weitenhof, Rakovſzky 2; malt Knopf und Sonne auf das Narrenhäuſel, Rakovſzky 159. 1568: malt „am Beneficiathaus Corporis Chriſti, als man des alten piſcholfs von Weſprim Wappen abgelegt hat, darauf figuram Corporis Xti, 6 Sch. Rakovſzky 6.[38])

Uylaky, Ferencz, Maler, von (Franz) (1546—1547).

1546—1547: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 67.

Wolf, Maler (1577).

1577: malt „zwo ur oder zaiger Tafeln, ſambt den zwai vergülten zaigern, darzue er alle Farb gebn, auch Golt und Silber“, Rakovſzky 36.

---

[34]) Die Rechnungsbücher ſagen einfach „zu malen“, und rechnen für die ganze Arbeit 15 Thl., obwohl ſie für die einfache Gedenktafel am Waſſerthurm 2 Thl. regiſtrieren. Es kann ſich alſo nur um ein einfaches Anſtreichen handeln, nicht um Fresken, wie Franz annimmt.

[35]) Dieſe Arbeit, welche die Rechnungsbücher ausdrücklich eine „Tafel“ nennen, erklärt Kemény, a. a. O., für ein Fresko.

[36]) Dieſe Arbeit als „polychromieren“ zu bezeichnen, iſt eine kleine Uebertreibung (Franz, a. a. O. S. 64).

[37]) Alſo einfach grün bemalen. Ortvay II. 1. 376. meint, dies wären figurale Malereien geweſen und daß das auf dem Giebel auch heute noch ſichtbare „Relief der zwei Kanaaniter mit der Weintraube“, Ueberreſte dieſer Malereien ſeien. — Kemény, a. a. O., redet von „prächtigen Malereien“.

[38]) Kemény, a. a. O., weiſt auch dieſe Arbeit dem Hans Tiergarten zu.

Goldſchmiede, Waffenſchmiede.

1395—1526.

Abenteurer, Ebenteurer Hans (1445—1453)[39].
Frau Dorothea.

1445. II. 28.—1453: beſitzt Haus in der inneren Stadt 146 b, Grundbuch und Spitalsbuch 67—68. 2. IV. 1445: zahlt Kaufrecht, K 9/39. 28. XI. 1446: anerkennt in ſeinem und im Namen ſeiner Erben 29 g. Gulden Schuld bei dem jungen Muſchl Juden von Tirna, Schwager des Jakob Juden von Ofen, Kováts MZSO 252—253. 1447—1453: beſitzt Weingarten 22/7 d, Grundbuch.

Andre, Andree (1481—1495).

1481: in einem Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 252. 1487: Teſtamentszeuge, Ortvay II. 4. 252. 1495: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 252. 1503: ſeine Frau wohnt in der inneren Stadt II., zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahr 1503.

Anthonj = von der Kranſtadt.

Bartlme, Partelme, Meiſter (1501—1505).

1501: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 252. 1502: erwähnt, Ortvay II. 4. 252. macht Silberbecherl zum Vogelſchießen, Rakovſzky 59; arbeitet, K 58/88. 1503: macht Silberarbeit, K 59/280; wohnt in der inneren Stadt II., zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahr 1503. 1505: arbeitet, K 60/216.

Brunn, Peter von (1445).

1445: die Tochter von Hanns von Haydenhaym und ihr Mann, Leonhart Freyesleben Schneider ſind ihm 60 Gulden ſchuldig, Kováts PG 80.

Feyrtag, Feyertag, Veirtag Hans, Meiſter Hans (1434—1476)[40].
Frau Margareta.

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 61; vergoldet zwei Becher, Király 46. 1435: ſeine Frau Margareta macht Teſtament, Prot. Test. I. 204. 1439: grabt ein Siegel, iſt Geſchworener Bürger, Ortvay II. 4. 251. und III. 454. Er gibt auf die Lohnung der Söldner 5 g. Gulden und vier Sold (freiwillige Gaben der Bürgerſchaft), K 2. 1440: ſchenkt Wein aus, kauft in Wien Pulver und gebrannten Wein für Pulver, verpflegt Söldner, K 2/14; Ortvay II. 3. 43, 46 und 49; K 2/18; 2/60; 2/463 f; Ortvay II. 3. 279; 281. 1443: iſt Hauptmann „in den alden polberich awf der Tuna", Rakovſzky 31. 1445: kauft Pferde; iſt Mitglied der Gottsleichnamszech, K 10/120; Ortvay II. 4. 424. 1448: rechnet Holz auf, was er in die Küche brauchte, als Michael Orſzágh, der Palatin bei ihm in Herberge war, Rakovſzky 262. 1455: grabt den Siegel der Stadt, da Flins Geſchworner Bürger das alte verloren hatte, Rakovſzky 54. 1457: grabt das Siegel der Stadt, K 25/83: Graf Czillei wohnt neben ihm, bei ſeinem Aufenthalt in Preßburg,

---

[39]) Wahrſcheinlich iſt die Annahme von F. Kováts richtig MZSO 474, das Wort Abenteurer ſei kein Familienname, ſondern bedeute die Beſchäftigung. Abenteurer = reiſender Kaufmann von Schmuckgegenſtänden.

[40]) 1473—1479 lebt in Wien ein Paul Feirtag (Veirtag), Goldſchmied, Jahrb. K. XVII. 15417, 15441. In Preßburg lebt hingegen ſchon 1434 ein Schuſter Namens Michl Feyertag (Kováts VA 59) und 1467 ein Kürſchner Jorg Veyrtag (Ortvay II. 4. 172). Die Familie ſcheint identiſch. Ob Wiener oder Preßburger Urſprungs weiß ich nicht.

Rakovſzky 268. 1459: macht „Hackenpuxen" (Gewehr), K 27/70. 1464: vergoldet die zwei ſilbernen Becher, die man für das Neujahrsgeſchenk des Königs Mathias vom Jakob Juden von Paſſau gekauft hat, beſſert und vergoldet einen andern, K 31/127; Király 46. 1476: iſt noch immer Mitglied der Gottsleichnamszech, Ortvay II. 4. 252.

Gregor (1503).

1503: wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahre 1503.

Guerl Ulrich (1492—1501).[41])

1492: zahlt Bürgerrecht, ſein Bürge iſt Larentz (Pribitzer) Goldſmit, K 51/11; Rakovſzky 65. 1501: in einem Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 253. 1503: ſeine Frau (Witwe?) wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch 1503.

Hans Guldinſmid, Goldſmid (Goldſchmidt?) (1434—1455).

Zwei Frauen: Margarethe und Criſtina.

1434: zahlt Steuer, Kovács VA 61. 1435: ſeine Frau Margarethe macht Teſtament, Prot. Test. I. 204—1435. 1439—1451: beſitzt innerſtädter Haus II. 161 d, Grundbuch. 1441—1449: Haus in der Geisgaſſe 4 b, Grundbuch. 1441—1455: Weingarten 5/6 b, Grundbuch.

Hanns = von Haydenhaym.

Haydenhaym (Mittelfranken), Hanns von (1439—1444).

1439—1443: innerſtädter Haus im Neuen Gäßlein 142 a, er erwirbt es von Sebald Goldſchmidt, macht 27 g. Gulden Schulden darauf beim Jakob Juden von Ofen, Kovács PG 79. 1440: iſt auf dasſelbe Haus dem Iſſerl Juden 54 Gulden ſchuldig, Kovács PG 79. 1441: hievon bezahlt er 33 g. Gulden, Kovács PG 79. 1443: er übergibt ſein Haus ſeiner Tochter und dem Schneider Leonhart Freyesleben, Kovács PG 79. 1444: macht Teſtament zu Gunſten ſeiner Tochter Prot. Test. I. 55. und Kovács PG 80.

Huendler Niclas (1471—1489).

Frau Lucia.

1471—1486: Weingarten 108/3 c, Grundbuch. 1472—1480: Weingarten 23/2 d, Grundbuch. 1472—1489: Weingarten 53/1 c, Grundbuch. 1475—1480: Haus in der inneren Stadt I 133 b, Grundbuch. 13. IX. 1481: macht Teſtament, Ortvay II. 4. 252 und III. 298.

Jörg, Meiſter (1502).

1502: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 253. macht ſilberne Schellen für Kleider, K 58/87; verfertigt zur Hochzeit König Wladislaus und der Anne de Foix ein Geſchenk der Stadt, eine ſilbergefaßte Perlmutterſchale, Rakovſzky 249.

Jorig (1457).

1457: führt Fiſche ein, Kovács NYÁ 175.

Joſt (1439—1443).

1439: gibt einen Gulden auf die Löhnung der Soldner, K 2; erwähnt, Rakovſzky 65; Ortvay II. 4. 251. 1440: macht das Stadt Wappen auf Kanonen, K 2/208 und Rakovſzky 211. grabt das Siegel der Stadt, K 2/571 und Rakovſzky 54. 1443: lötet Trompete, K 7/44 und Rakovſzky 221.

Kranſtadt (Kronſtadt, Ungarn), Anthonj von der (1497).

1497: zahlt Bürgerrecht, ſein Bürge iſt Hans Schwartzwadel, K 54/43.

---

[41]) Ortvay, II. 4. 252. lieſt Guerl.

Larentz Hans (1514—1521).

1514—X: Weingarten 41/3 b, 4 a, Grundbuch. 1517: Teſtamentszeuge, Ortvay II. 4. 253. 1521: Teſtamentszeuge, Ortvay II. 4. 253.

Marx (1454—1455).

1454—1455: Weingarten, Grundbuch.

Mathes, Matheus Aurifaber, Meiſter (1482—1503).[42])

1482 VIII. 15: König Mathias läßt „ſehr nötige Sachen" durch ihn in ſein Hainburger Lager aus Preßburg bringen, Teleki XII. 228. 1490: liefert ſilbernen Becher, K 49/57. 1490: wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch 1490. 1494: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 251. 1495: in Teſtament erwähnt, der Teſtierer Caſpar Sorger nennt ihn „mein Goltſchmidt Mathes", Ortvay II. 4. 251. 1503: wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch 1503.

Merth (1395).

Frau Margareta

1395 IX. 15: das Ehepaar verkauft das zwiſchen dem „Judenhof" und dem Haus des Tröſtlein Juden gelegene Haus, Kováts MZSO 32—33.

Oswald, Meiſter, Goldſchmied und „dyczeit czimenter" in Wien (1395).[43])

1395 III. 12.: die Stadt anerkennt ihre Schuld ihm gegenüber, ACivPos. 26a—21. Wahrſcheinlich kauften ſie rohes Silber von ihm und nicht Gegenſtände, da er „dyczeit czimenter" genannt wird (Meinung von F. Kováts).

Peter = von Brunn.

Polner Hans (1462—1497).

Frau Margaret

1462—1470: Weingarten, Grundbuch. 1467: Weingarten 20/7c, Grundbuch. 1467—1485: Weingarten, Grundbuch. 1470—1497: innerſtädter Haus II 146 b, Grundbuch.

Pribitzer (Pribić, Kroatien), Lorentz, Lorenz, Meiſter Larentz (1490—1503).

Frau Margaret.

1490: wohnt in der inneren Stadt, zahlt Steuer, Steuerbuch vom Jahre 1490.

---

[42]) Teleki: a. a. O. XII. 228. ſchreibt im ungariſchen Auszug des lateiniſch publizierten Dokumentes ſtatt Matthäus zufällig Matthias. Rakovſzky ſagt in ſeinen handſchriftlichen Dokumenten Abſchriften (Dipl. Pos. III. 407) ſtatt 1482 aus Verſehen 1472. Ortvay II. 3. 326. berichtigt den Fehler in der Jahreszahl, übernimmt aber Telekis Druckfehler betreff des Namens. Ortvay II. 4. 251. greift wieder auf die falſche Jahreszahl zurück und bringt nun auch den Namen ganz falſch: „Mathias Aurifaber ex Posonio" obwohl der Name in dieſer Form im Dokument nicht vorkommt. Das Wort Posonio bezieht ſich hier nicht auf den Künſtler, ſondern auf die Gegenſtände: „Is circumspectus Matheus Aurifaber de mandato Maiestatis nostre ex Posonio certas res nobis valde necessarias deferre habet." Auf dieſe Art ſind Matthäus und Matthias bei Ortvay zwei Perſonen. Infolge der Flüchtigkeit Ortvays kommt der Künſtler auch bei Mihalik 4. und 10. unter zwei Namen vor und die Jahreszahl des Matthias iſt die falſche 1472.

[43]) Iſt 1401 Mitglied des äußeren Rates in Wien. Jahrb. K. XVI. 12954.

1491: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 252. 1492: zahlt Bürgerrecht, K 50/11; bürgt für Ulrich Gnerl für Bezahlung des Bürgerrechtes, Rakovſzky 65 und K 51/11. 1494—1497: Weingarten 38/2 b, Grundbuch. 1494—1503: Weingarten 73/4 c, Grundbuch.

Rab (Győr, Ungarn), Ulrich (1455—1498).

1455—1498: Weingarten 29/6 c, Grundbuch.

Schwartzwadel, Schwarzwadel, Swartzbaldl, Swartzbadl Hanns (1476—1507).

Sohn des Ludwig Schwartzwadel und Frau Margaretha. Diente ſeine Lehrlingsjahre in Wiener Neuſtadt bei Hanns Starch. Drei Frauen: Anna, Margaretha und Katharina.

1476: iſt Mitglied der Gottsleichnamszech, Ortvay II. 4. 252. 1476—X: Weingarten 54/5ab, Grundbuch. 1478: hält ſich in Wiener Neuſtadt auf, Jahrb. K IV. 3303. 1478—X: Weingarten 32/3 b, Grundbuch. 1480: zahlt Kaufrecht, K 42/5. 1480—1507: Haus in der inneren Stadt I. Grundbuch. 1481: in Teſtament erwähnt, Ortvay II. 4. 252. 1485: macht ſeine Frau Margaretha Teſtament, Prot. Test. 204—1485. und Ortvay II. 4. 252; III. 300 (16. X. 1480 lebt Frau Anna noch und um 1494 iſt ſchon Katharina ſeine Frau). 1486: laut einem Ausweis aus dieſem Jahre bekommt der Kaplan Alexius Pfründner des Gottsleichnamsaltares jährlich 4 fl. von ihm, Loſes Blatt im kleineren Gottsleichnams Zechbuch. 1488: Teſtamentszeuge, Ortvay II. 4. 252. 1490: liefert der Stadt einen ſilbernen Becher (ſcheur), K 49/57; zahlt als Beſitzer eines innerſtädter Hauſes Steuer, Steuerbuch 1490. 1493: wird er beſtraft, K 51/39. 1497: in Teſtament erwähnt und Teſtamentszeuge, Ortvay II. 4. 252. und 253. Bürge des Anthonj von der Kranſtat, K 54/43. 1499: verkauft Wein an die Stadt, K 51/39. 1500: ſeine Frau Katharina vermacht ihm ihr Haus und ihren Weingarten, Prot Test. 272—1500 und Ortvay II. 4. 252.

Sebald, Sebold (1434—1440).

1434: zahlt Steuer, Kováts VA 61; erwähnt, Kováts PG 78. 1439: beſitzt laſtenfrei ein innerſtädter Haus, I. 142a, Grundbuch und Kováts PG 78. 1439—1440: zwei Weingärten 73/15a und 11/1b, Grundbuch. Auf letzteren Weingarten nimmt er 6. X. 1440: Geld bei dem Iſſerl Juden auf, Kaváts MZSO 144.

Turckh Hans (1506).

1506: K 61/87. 1514: Hans Maler wohnt in ſeinem Haus, Rakovſzky 227.

Utz (1495).

1495: verfertigt einen ſilbernen Vogel für die Stadt, wahrſcheinlich zu dem Vogelſchießen, K 53/168.

Vicenth Panczermacher (1451—1454).

1451: macht „ein Panzier und ein kragl", welches die Stadt dem Reichsverweſer Johannes Hunyadi verehrt hat, K 18/183 und Rakovſzky 237. 1454: „und haben ausgeloſt den Vicenth panczermacher von den juden noch der herren geſcheft, darumb hat er geſaczt all ſein hab umb ... 24 fl. auri" K 21/196; Kováts, MZSO 394.

Nach 1526.

Barthlme = von Buda (Ofen).

Benedickt (1576).

1576: die Zunft läßt ſeine Werkſtatt wegen Geſetzwidrigkeiten ſperren, Mihalik 12.

Buda, Bwda, Barthlme von, (1575).

1575: Prozeß ſeiner zwei magyariſchen Geſellen: Greger, Gregerle, Gergel und ſeines Bruders Georg; die Zunft verpflichtet den Meiſter ſeinen Geſellen ſofort zu entlaſſen. Er liefert dringende Arbeit nach Wien, Mihalik 6.

Buday, Puday Andreas (1584).

1584: er hat einen Streit mit der Zunft, da er kein Meiſterwerk verfertigen will uſw. Mihalik 16.

Dobozy, Dobosſy, Dabosſy, Tabosi, Tabisi, Tewosi, Thowozy Barthołome (1575—1599).

1575: iſt Geſelle, hat einen Zwiſt mit Niclas Glöcklein, dem Geſellen des Goldſchmieds Schaffaritz. 1583: man nennt Gyula als ſeinen Herkunftsort, verfertigt ſein Meiſterſtück. 1585: iſt er Meiſter, nimmt als Lehrling Marthon Schuchok an. 1589: nimmt den entlaſſenen Lehrling des Schaffaritz zu ſich. 1592: iſt erſter Zunftmeiſter, befreit ſeinen Lehrling Wolfgang Kalauthucz, und nimmt Sulli Andreas zu ſich. 1594: befreit Letzteren und nimmt Tereckh Illeſch (Elias Török) zu ſich. 1599: die Zunft beratet in ſeinem Haus. Alle Angaben Mihalik 7.

Gaſſur Melchior (1588—1599).

1588: ſtammt aus Mazowitz, lernte in Preßburg, ſein Meiſterſtück wird angenommen. 1590: nimmt Hanns Graul als Lehrling zu ſich. 1592: zweiter Zunftmeiſter nimmt Adrian Phurtner zu ſich. 1593: nimmt Michloſz Gerſchneritz als Lehrling zu ſich (d. h. Miklós, Nicolaus, ſpäter auch Nichtloſch Erſtitz, Herſchneritz genannt). 1597: nimmt den Kremnitzer Wolff Berzing als Lehrling zu ſich. 1599: befreit Miklós. Alle Angaben Mihalik 18.

Gradiſch Leopold (1589—1591).

1589: Geſelle, ſein Meiſterſtück wird angenommen. 1591: nimmt Jacob Werner zu ſich als Lehrling, Mihalik 20.

Haindell, Haindl, Haindtl Paul (1589—1613).

1589: Geſelle, läßt ſeine Preßburger Jahre mit der Zunft beſtätigen. 1591: ſein Meiſterſtück wird angenommen, dingt Wolffgangus Lindt als Lehrling. 1595: dingt Auguſt Renner als Lehrling. 1596: befreit Linndt. 1599: iſt erſter Zunftmeiſter. 1601: befreit Wolf Werzing, der früher bei Gaſſur Lehrling war. 1602: befreit Renner. 1613: befreit ſeinen aus Zólyom gebürtigen Lehrling, Melichardt Glaſſyus. Alle Angaben Mihalik 19.

Hödl Chriſtoff (1588—1601).

Vater der Goldſchmiede Rudolf und Wolff Hödl.

1588: ſein Meiſterſtück wird angenommen, er wird Meiſter. 1590: dingt ſeinen Sohn Rudolf als Lehrling. 1596: auch Wolff. 1597: befreit Rudolf. 1598: behebt Geld für die Erben des Znaimer Perlennähers Rochus Wenger bei dem Wiener Rath, Jahrb. K. XVIII. 15876. 1601: befreit Wolf, der 1606 in Preßburg Meiſter wird. Ausgenommen die Wiener Angabe, Mihalik 18.

Horwon Marthon (1578).

1578: wird zweiter Zunftmeiſter, Mihalik 13.

Jakob, Jacobus Aurifaber (1540—1545).

1540: grabt „das ſtatt wappen auf ain köppfl, das man der graf Franzin (Liſthius) zu der Hochzeit ihrer Tochter verert.“ Rakovſzky 249. 1545: bezeugt, daß Hieronymus Balbi, Probſt von Preßburg, ſeinerzeit das Probſthaus umbauen und verbeſſern ließ. Knauz, Magyar Sion IV. 415.

Kopp, Koppf, Koppay Hanſz (1575—1599).

1575: er iſt Salzburger von Geburt, Geſelle, beanſprucht wegen ſeinen Preßburger Lehrjahren Begünſtigung, ſein Meiſterſtück wird angenommen. 1583: nimmt Teil an dem Prozeß des Jacob Steiger. 1585: dingt Steffan Mader gebürtig aus Szent András als Lehrling. 1599: er befreit ſeinen Lehrling Stanislaus Sagurda. Alle Angaben Mihalik 5.

Liebhardt Chriſtoff (1575—1597).

Vater des Mathes Liebhardt.

1575: kommt in dem Prozeß des Bartholome Dobozy vor. 1576: verklagt er Loy Sattler bei der Zunft wegen Verleumdung. Sein Geſelle iſt der Wiener Hans (Joachim). 1578: ſein Prozeß mit Jacob Steiger. Da er ſeinen Geſellen Matesz nicht entlaſſen will, zeichnet die Zunft ſeine Werke nicht. Nachher beſtiehlt ihn Matesz und ein anderer Geſelle und ſie gehen durch. 1580: er benützt ſchlechtes Silber, er wird bei der Zunft verklagt. 1590: er dingt ſeinen Sohn Mathes als Lehrling. 1594: befreit ihn. 1597: nimmt Salai Janis zu ſich als Lehrling. Alle Angaben Mihalik 9.

Liebhardt Mathes (1594—1616).

Chriſtoff Liebhardts Sohn.

1594: befreit ihn ſein Vater. 1600: iſt Geſelle, bittet um Bewilligung, das Meiſterſtück machen zu dürfen. 1601: das Meiſterſtück wird angenommen. 1605: dingt Michaell Scherjeckh als Lehrling. 1607: dingt ſeinen Schwager, den Hainburger Chriſtoff Miller. 1612: befreit Miller. 1616: befreit ſeinen Lehrling, den aus Tótpróna Gebürtigen Matheas Lipchart. Alle Angaben Mihalik 22.

Liebhardt Sebaſtian (1559—1577?—1584?).

1559: beſſert und putzt den Silberbeſchlag des Richtſchwertes im Rathaus, Rakovſzky 54. 1567: erhält für eine in die Kammer gelieferte goldene Kette, welche als Ehrengeſchenk für den Jägermeiſter des Herzogs von Pommern beſtimmt iſt, 100 Gulden. Jahrb. K. VII. 5079. 1574: verfertigt ein doppeltes Trinkgeſchirr, welches die Stadt dem Grafen Niklas Salm verehrte als er Preßburger Obergeſpan geworden, Rakovſzky 258. 1575—1577: wird erſter Zunftmeiſter, Mihalik 4. 1584: ſilberner Siegel der Preßburger deutſchen Schneiderzunft, im Preßburger Muſeum. Zweifelhaftes Stück, das Merkzeichen könnte eher Loy Sattler bedeuten, Kőszeghy 1734.

Linhart Sebaſtian (1548—1549)[44]).

1548—1549: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 65.

Müller, Miller Jacob (1590—1605).

Vater des Mathias Miller.

1590: Geſelle, bittet um die Beſtätigung ſeiner Preßburger Jahre. 1591: ſein Meiſterſtück wird angenommen. 1592: dingt den Simon Jacob Erla als Lehrling. 1597: dingt Joſeph Schlaher. 1599: befreit Erla. 1605: dingt ſeinen Sohn Mathias als Lehrling. Alle Angaben Mihalik 21.

Sattler Eligius, Loy (1576—1592).

1576: ſein Prozeß mit Chriſtof Liebhardt; mit Georg Vockh. 1582: nimmt den Innsbrucker Thomas Pürckher als Lehrling zu ſich. 1583: Sein Streit mit

---

[44]) Möglicherweiſe bezieht ſich auch dieſe Angabe auf Sebaſtian Liebhardt, da aber Rakovſzky entſchieden Linhart ſchreibt, blieb ich bei dem Namen.

Jacob Steiger. 1584: er dingt den Komorner Poſtoly Iſtwan als Lehrling zu ſich. Silberner Siegel der Preßburger deutſchen Schneiderzunft Preßburg. Muſeum. (S. S. Liebhardt) Köſzeghy 1735, ſonſt Mihalik 10.

Schaffaritz Laſzlo (1575—1585).

1575: iſt zweiter Zunftmeiſter. Sein Geſelle, Nikolaus Glöcklein hat einen Streit mit den Lehrlingen Gregor und Georg. (S. Buda). Er klagt ſeinen aus Elnbogen, Dänemark, ſtammenden Geſellen, Namens Sewerus wegen Diebſtahl an. 1577—1578: iſt erſter Zunftmeiſter. 1582: er befreit einen ſeiner Lehrlinge. 1585: dingt als Lehrling den Hamburger Wolffely Khalautſchüſz. Alle Angaben Mihalik 8.

Siebenbürger Nikolaus (1543—1544).

1543—1544: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 67.

Simon (1542).

1542: er beſchlägt eine Zinne auf dem Turm mit Silber, Rakovſzky 45.

Steiger Jakob (1574—1586).

1574: „ain ganz ſilbern Raiſguertel, ſo man Herrn Nicolai Iſtvánffy Hawsfrawen verert hat". Rakovſzky 258. 1578: ſein Prozeß mit Liebhardt; befreit Steffan Pauling aus Preßburg. 1579: dingt als Lehrling den Wiener Wolfgang Kropf. 1581: verwendet er ſich für Pauling bei der Zunft. 1582: Gewalttätigkeits-Prozeſſe ſeines Geſellen Hannß Hiſzgia; ſein eigener Prozeß mit ſeinem Geſellen Joachim Hürſchnberger aus dem Hartzgebirge wegen einem ſilbernen Becherl. 1583: ſein Geſelle der Augsburger Davidt Drommer klagt ſeinen geweſenen Geſellen Hürſchnberger wegen Gewalttätigkeit und Schimpfereien bei der Zunft an. In dieſem Jahr macht er einen datierten und bezeichneten ſzepterartigen Richterſtab (im Muſeum von Preßburg). Köſzeghy 1735. 1586: dingt als Lehrling den Preßburger Hainrich Lindt; befreit Kropf. Abgeſehen von Rakovſzky und Köſzeghy, alles Uebrige Mihalik 14.

Unger Bartlme (1559—1560).

1559—1560: zahlt Bürgerrecht, Rakovſzky 65.

Vockh, Fockh Georg (1576—1578).

1576: ſein Prozeß mit Loy Satler, ſie klagen einander wegen Goldbetrug an. 1577: wird zweiter Zunftmeiſter. 1578: befreit ſeinen aus Bruck an der Leitha ſtammenden Lehrling, Iheronimus Viſcher; wird erſter Zunftmeiſter. Alle Angaben Mihalik 11.

Werzhauſer, Wirshauſer, Wershauſer Jakob (1582—1599).

1582: bittet um ſein Lehrlingszeugnis. 1592: die Zunft nimmt das Meiſterſtück ſeines aus Krems gebürtigen Geſellen an. 1594: dingt als Lehrling Hanſell Schwabb. 1599: wird zweiter Zunftmeiſter. Alle Angaben Mihalik 15.

Windiſch Bartolome (1532).

1532: iſt Pannmeiſter (Ausſchank der Stadtweine in der Pannzeit). Rakovſzky 43.

Die untergegangene Deutſchtumsgruppe der Liptau.

Von Herbert Weinelt (Prag).

Der deutſche Anteil am Aufbau und an der Ausgeſtaltung der Kulturlandſchaft der Slowakei iſt überaus groß und kann heute noch nicht annähernd genau in ſeiner Weite und Tiefe erfaßt werden. Wie in den Jahrzehnten vor dem Umſturz ſo iſt die magyariſche Forſchung auch jetzt noch beſtrebt, den Anteil der Magyaren mit allen Mitteln möglichſt groß darzuſtellen, wie dies erſt jüngſt für die Zipſen geſchah.[1]) Ebenſo wendet ſich ſeit 1918 die tſchechiſche und ſlowakiſche Forſchung vornehmlich dem Anteil der Slowaken zu, während der deutſche bei weitem nicht jene Beachtung findet, die ſeiner überragenden Bedeutung zukommt, obwohl ihn die neueſte ſlowakiſche Forſchung ganz im Gegenſatz zur magyariſchen nicht leugnet. V. Mencl, der bekannte ſlowakiſche Kunſthiſtoriker, hat erſt kürzlich im Hinblick auf die rege Bautätigkeit der ſpätromaniſchen Zeit mit der außerordentlichen Verdichtung und Ausweitung des Kirchennetzes feſtgeſtellt, daß der Geſamtfortſchritt der Baukunſt in der Slowakei den deutſchen Koloniſten zu verdanken iſt.[2])

Die geſamte Slowakei iſt nicht nur deutſcher Kulturboden, ſie war im Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu einem nicht unbedeutenden Teil auch deutſcher Volksboden, von dem die heute noch beſtehenden drei Deutſchtumsgruppen, die Preßburger, die Kremnitz-Deutſch-Probener und die Zipſen nur noch ſpärliche Trümmer ſind. Der mittelalterliche ſlowakeideutſche Volksboden war aber nicht nur nach dem Anteil der deutſchen Alt- und Neuſtämme an ſeinem Aufbau ſehr uneinheitlich, er war es auch ſeinem ſonſtigen Weſen nach und zwiſchen der deutſchen Stadt mit deutſchem dörflichen Weichbild, das mit der Stadt in einem organiſchen Zuſammenhang und in Wechſelbeziehung ſtand, und der nur in ihrem maßgeblichen Teil deutſchen Stadt mit einer dünnen deutſchen Schulzenſchicht in der ländlichen Umgebung, die trotz ihrer Verbundenheit mit der Stadt raſch dem deutſchen Volkstum verloren gehen muß, beſtehen die verſchiedenſten Abſtufungen. Wir vermögen derzeit weder die Größe noch das

---

[1]) Durch A. Fekete Nagy, A Szepesség területi és társadalmi kialakulása, Budapeſt 1934. Von dem Buch iſt eine deutſche Ausgabe angekündigt worden, bisher aber noch nicht erſchienen. Die deutſche Volksforſchung wird die unbewieſenen Theſen nicht unwiderſprochen laſſen. Schon J. Lipták, Urgeſchichte und Beſiedlung der Zips (Bilder aus der Zipſer Vergangenheit) ſtellt feſt (Vorwort), daß die deutſchen Belange nicht befriedigend behandelt ſind.

[2]) V. Mencl, Stredoveká architektúra na Slovensku 1, Prag und Eperies 1937, S. 423.

Weſen des ſlowakeideutſchen Volksbodens in ſeinen mannigfachen Zügen und Beſonderheiten recht zu überſchauen.[3])

Zu den am wenigſten bekannten untergegangenen Deutſchtumsgruppen gehört auch die in der Liptau[4]) im oberen Waagtal, nördlich des Gebietes der niederungariſchen Bergſtädte und zwiſchen Sillein und der Oberzips. Ein vortatariſches Deutſchtum der Liptau iſt nicht nachzuweiſen.[5]) Wenn R. Kaindl[6]) eine 1075 für die Gegend von Bihar genannte villa Rikarchi Arthand in der Umgebung von Beharovce in der Liptau ſucht und die Möglichkeit eines deutſchen Anſatzes erwägt, ſo iſt zunächſt die Berechtigung der Gleichſetzung von Bihar und dem Liptauer Beharovce bisher nicht erwieſen worden und zum anderen iſt ein derart früher deutſcher Vorpoſten in dieſem Gebiet unwahrſcheinlich. Erſt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts betreten wir ſicheren Boden. Der ſpätere Hauptort Deutſch-Lipſch erhält 1263 mehrere Freiheiten,[7]) welche die Grundlage zum Aufblühen der Siedlung bildeten, 1330 die Vorrechte „der anderen deutſchen Städte" und zehn Jahre ſpäter das Recht der Stadt Karpfen.[8]) Der jetzige Hauptort der Liptau, Roſenberg, wird 1339 mit dem Recht von Deutſch-Lipſch auf Erſuchen des Richters Hans (Hanus Villicus) und ſeiner Mitbürger Kunchul und Peter, genannt

---

[3]) Die Kenntnis iſt durch H. Kaſer, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutſchtums (Schriften des Oſteuropa-Inſtitutes in Breslau, Neue Reihe, H. 2), Breslau 1934, nicht vertieft worden.

[4]) Ueber die ſlowakiſche Siedeltätigkeit unterrichtet uns jetzt eingehend A. Húščava, Kolonisácia Liptova do konca XIV. storočia, Sborník Filozofickej fakulty Univerzity Komenského Nr. 58, Preßburg 1930.

[5]) Gegen Kaſer, S. 89. — Zur geſamten Frage vergleiche jetzt die Bearbeitung der germaniſchen Funde durch E. Beninger, Die germaniſchen Bodenfunde in der Slowakei (Anſtalt für Sudetendeutſche Heimatforſchung, Vorgeſchichtliche Abteilung, Heft 8), Reichenberg und Leipzig 1937. Für die Liptau vor allem S. 49; unter der Burg Likava wurden beſonders viele Funde aus einer Siedlung der Púchovkultur gemacht.

[6]) R. Kaindl, Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern 2, Gotha 1907, S. 138.

[7]) G. Fejér, Codex diplomaticus Hungariae IV/3, S. 9 ff. Fejér hatte die Urkunde in das Jahr 1260 geſetzt, Kaindl 2; S. 155 hielt daran feſt, ebenſo Kaſer S. 88, obwohl bereits J. Karácſonyi, A hamis, hibáskeltü és keltezetlen oklevelek jegyzéke, Budapeſt 1902, S. 56 f., mit guten Gründen für 1263 eingetreten war. Vgl. auch Knauz, Mon. Eccles. Strigon. I, 483.

[8]) Kaindl 2, S. 155, 214. — Karpfen hatte Magdeburger Recht, wie eindeutig aus der Mitteilung des Magdeburger Rechtes für Sillein hervorgeht. Den Beweis der Herkunft liefert die Sprache, vgl. die damit übereinſtimmende Rechtsbelehrung mit dem Titel: Das recht hat man fon Korppen pracht (Sillein Stadtbuch Fol. 171a; vgl. auch V. Chaloupecký, Kniha Žilinská/Prameny Učené společnosti šafařikovy Bd. 5/, Preßburg 1934 S. 85).





Abb. 1 und 2. Alte Häuſer am Stadtplatz in Roſenberg.

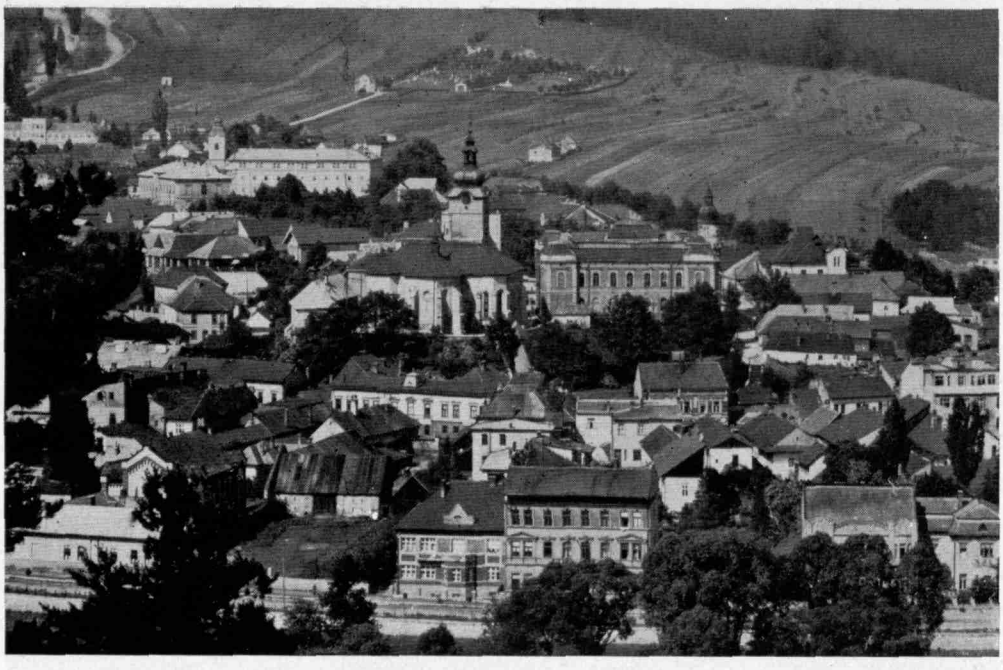


Abb. 3. Rosenberg.

von der Zips, begabt.[9]) Dieſer Peter wird ſchon 1337 als Roſenberger Bürger erwähnt: Petro de Scepus dicto civi de Rosonberch.[10]) In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren noch die Reſte von Bergwerken ſichtbar.[11]) Auch Botza verdankt dem Bergbau ſein Entſtehen; um 1271 ſiedelten ſich hier Deutſche an (Saxo de Lyptuw), die neben den Schürfrechten auch die Erlaubnis erhalten, die Wälder in der Umgebung zu roden.[12]) Der treffliche Bél, dem wir ſo viele Nachrichten beſonders über das untergegangene Deutſchtum der Slowakei verdanken, hat uns aus Botza noch deutſche Flurnamen, die damals im ſlowakiſchen Mund lebten, aufgezeichnet: Geplowo, seu Gapel; Weliky Czach siuve Grosse Zech; Gottes Hülfe; Wilde Mann; der Steffel.[13]) Bei den erſten vier handelt es ſich um Namen für Goldgruben, der letzte galt für eine Silbergrube. Ein Teil von Botza wurde Joachimsthal genannt[14]), doch fehlt es bislang an älteren Belegen für dieſen an die bekannte erzgebirgiſche Bergſtadt erinnernden Ortsnamen. Der Bergſtadt Botza wird 1397 die Halsgerichtsbarkeit verliehen. Roſenberg und Deutſch-Lipſch beſaßen ebenfalls die Blutgerichtsbarkeit, das zweihändige Richtſchwert des Henkers dieſer beiden Städte wird noch heute im Liptauer Muſeum in Roſenberg aufbewahrt. Geib, das ſchon 1230 in der ſchriftlichen Ueberlieferung erſcheint,[16]) wird 1265 mit Freiheiten bewidmet, die „Gäſte" werden ausdrücklich aus der Gerichtsbarkeit der Burg Liptau ausgenommen.[17]) Wieder kann Bél noch deutſche Flurnamen belegen: Miihewies, Vorwerk, Riegel, Lerberg,[18]) er verſucht des weiteren die Ableitung des Ortsnamens Geib von den Gepiden. Geib hatte wie Deutſch-Lipſch Karpfener Recht.[19])

Das waren ſtädtiſche Mittelpunkte, von denen Roſenberg und Deutſch-Lipſch im Weſten, Botza und Geib im Oſten lagen. Ein Zuſammenhang der beiden weſtlichen Städte mit den öſtlichen oder eine nähere Verbindung

---

[9]) Kaindl 2, S. 165. — A. Húščava S. 56 bringt 1340 als Jahr des älteſten Stadtprivilegs. Vgl. Fejér, Cod. dipl. Hung. VIII, 376 ff.

[10]) Húščava S. 31.

[11]) M. Bél, Notitia Hungariae novae historica geographia 2, Wien 1736 S. 565.

[12]) Húščava S. 58.

[13]) Bél 2, S. 539.

[14]) Bél 2, S. 559.

[15]) Húščava S. 58.

[16]) Ebda. S. 17.

[17]) Wenzel, Codex Arpadianus continuatus 8, S. 126 f.; Kaſer S. 88 gibt irrtümlich 1275 an.

[18]) Bél 2, S. 558.

[19]) Wenzel, Codex Arpadianus continuatus 8, 126 f. Das Original befindet ſich im Stadtarchiv Geib; Wenzels Abdruck iſt nach Húščava S. 54, Anm. 115, nicht fehlerfrei.

von Botza und Geib wird nicht erſichtlich. Alle vier ſpielen auch weiter keine irgendwie weſentliche Rolle. Das älteſte erhaltene Stadtprotokoll von Roſenberg aus dem Jahr 1527 iſt bereits ſlowakiſch, was aber noch nicht bedeutet, daß das Deutſchtum ſchon reſtlos untergegangen war. Es wird nur in die Minderheit geraten ſein und mußte die Führung der Stadtgeſchäfte an die Slowaken abgeben. Tatſächlich hielt ſich deutſches Volkstum bis in die zweite Hälfte des 17. Jh.s, erſt um 1664 ſoll die Um-



volkung beendet geweſen ſein.[20]) Das Deutſchtum von Deutſch-Lipſch konnte ſich wohl noch länger behaupten, denn 1628[21]) beſtätigten richter N. vnndt rath der leblichen alten berg stadt Deutsches Luppisch dem Nicolao Langwießner, er were rechter deütscher nation vnd gutter art. Seine Eltern hießen Matthiaß und Barbara Langwießner, der eine Taufpate war der edle ehrenueste herr Hanß Job. Dieſe Beſtätigung läßt den Schluß zu, daß 1628 das Deutſchtum noch recht lebensfähig

---

[20]) J. Ernyey, in: Karpathenland 1 (1928), S. 16.

[21]) Stadtbuch S. 28a; ſiehe unten den Abdruck.

geweſen iſt. 1736 war aber auch hier die Umvolkung vollzogen, denn Bél kennt in keiner Siedlung der Liptau noch Deutſche.[22])

Es entſteht nun die Frage, wie ſich ein Deutſchtum in dieſen Städten halten konnte ohne Verbindung mit einer wenn auch nur teilweiſe deutſchen Umgebung. Wenn auch die Stadtgründungen nur durch Deutſche erfolgten, ſo muß doch von allen Anfang an in ſlowakiſcher Umgebung auch mit ſlowakiſcher Beteiligung gerechnet werden. Das Deutſchtum der Stadt aber war nicht imſtande ohne deutſche Dörfer in der Umgebung, das heißt ohne volklichen Kraftquell, ſein Volkstum zu behaupten. Ein ſehr eindringliches Beiſpiel iſt Sillein: dort verlangen bereits 1381 die Slowaken Gleichberechtigung, das heißt die Hälfte der Ratsmitglieder.[23]) Es iſt nicht recht wahrſcheinlich, daß bei den Städtchen der Liptau mit anderen Bedingungen zu rechnen wäre. Dazu kommt, daß die deutſche Gründerſchicht in keinem Fall beſonders groß geweſen ſein kann. Bei Roſenberg, innerhalb der heutigen Kataſtergrenzen, werden 1376 die Ortſchaften Vlkolínec, Ludrová, Černová und Biely Potok genannt[24]) und zwar als „Straßen", nicht als eigene Gemeinden, die Einwohner wurden in Rechtsangelegenheiten nach Roſenberg als zuſtändigen Gerichtsort gewieſen. Das wirft ſchon die Frage auf, ob hier in dieſen „Straßen" deutſche Schulzen ſaßen. Vom ſiedlungsgeographiſchen Standpunkt aus ſind alle vier Orte ſelbſtändige Siedlungen, nicht etwa nur Vororte der Stadt. Roſenberg hatte jedenfalls ein dörfliches Weichbild. Die ſlowakiſchen Ortsnamen bedeuten freilich noch nicht, daß die Dörfer rein oder auch nur teilweiſe ſlowakiſch waren. Die Frage nach deutſchen bäuerlichen Siedlern kann heute noch nicht beantwortet werden, es fehlt zwar nicht an Hinweiſen, doch ergeben dieſe kein irgendwie klares Bild.[25]) Kaindl[26]) weiſt auf die Ortsnamen Detrichfalva und Németporuba[27]) (= Deutſche

---

[22]) Kaſer S. 86 vermutet, die 1921 gezählten 5% Deutſche in Roſenberg und die 5.7% in Liptau-Tepla ſeien mittelalterlichen Urſprungs. Das ſtimmt nicht. Für Liptau-Tepla müßte zunächſt der Beweis für ein mittelalterliches Deutſchtum erbracht werden. In Roſenberg handelt es ſich um deutſche Soldaten, die in allen ſlowakiſchen Garniſonen ſtark vertreten ſind. Eine große Zahl ſolcher angeblicher Minderheiten, die K. aufzählt, ſind aus dieſen Gründen zu ſtreichen.

[23]) Chaloupecký, Privilegium pro Slavis, Bratislava 10 (1936).

[24]) Stadtarchiv Roſenberg Nr. 80; J. Nagy, Anjoukori okmánytár 3, S. 322 f.; Húščava S. 31, Anm. 125, S. 57.

[25]) Das Bild der Liptau auf Kaſers Deckblatt 3 (Der ſlowakeideutſche Volksboden) iſt mit größtem Vorbehalt aufzunehmen. Die vortatariſchen Siedlungen fallen weg, die Beweiſe für ſo gut wie ausſchließliches Deutſchtum (90—100%) ſind vorderhand nicht zu erbringen uſw.

[26]) Kaindl 2, S. 156.

[27]) Vgl. Bél 2, S. 532, 563.

Rodung), Bél[28]) wußte, daß das ganz östlich gelegene Važec bei en Deutſchen Wág genannt wurde. Noch weiter im Osten, hart an der Oberzips, liegt Tſchirm trans montem Hóuald oder Hówald, quasi, der hohe Wald, wie Bél ſchreibt.[29]) Hier iſt an Zuſammenhang mit der Zips zu denken. Auf Bels Karte der Liptau fällt noch der Ortsname Rudlova auf, der aber nicht wie Rudlova bei Neuſohl auf ein deutſches Rudolfsdorf zurückgeht, da er für den ſlowakiſchen Ortsnamen Ludrová ſteht. Es dürfte ſich um ein Verſehen des Kartenzeichners handeln.

Der ſpät gegründete heutige Hauptort Roſenberg iſt durch Zufall in ſeinem älteſten Teil, den Stadtplatz, ziemlich unverändert auf unſere Tage gekommen. Der Platz liegt auf einer weit vorſpringenden Taluferzunge und iſt unregelmäßig langrechteckig. Die Kirche ſteht vorn am Kopf des Vorſprungs und es hat den Anſchein, als ſei ihr anfänglich eine beſondere Rolle in der Verteidigung des Städtchens zugedacht geweſen. Aber die vermutete alte Wehrkirche hat ſpätere Umbauten über ſich ergehen laſſen müſſen und bietet kein urſprüngliches Bild mehr. Die heutige Stadt, in der das Leben pulſt, die Stadt des Führers der autonomiſtiſchen Slowakiſchen Volkspartei, Pater Hlinkas, der hier als Pfarrer wirkt, iſt unten im Waagtal am Fuß der Taluferzunge gewachſen. Seit dem Umſturz ſind hier ganze Straßenzüge neu entſtanden. Dieſe neue Stadt hat keine ſiedlungsgeographiſchen Beziehungen zur alten deutſchen Anlage, die außer dem Ring nur wenige Gaſſen gegen das hochgelegene Hinterland hin umfaßte. Der alte Stadtplatz iſt verkümmert, ohne Leben, ohne Verkehr. Ein recht beſcheidener Park befindet ſich in ſeiner Mitte, dort, wo einſt reges Marktleben geherrſcht haben muß. Kleine ebenerdige Ackerbürgerhäuschen aus Blockwerk wenden ihre nur mit zwei Fenſtern verſehene Schmalſeite dem Platz zu. Daran ſchließen ſich Streckhöfe, deren Abſchluß in der gleichen Richtung wie das Haus gelegene Scheunen bilden. Roſenberg zeigt nicht das gewohnte Antlitz einer oſtdeutſchen Stadt, es iſt auffallend arm und beſcheiden. Man möchte an eine Verarmung der kulturellen Lebensformen denken, ähnlich wie E. Schwarz[30]) auf eine Vergreiſung der Mundart der Kremnitz-Deutſch-Probener Volksinſel gewieſen hat. Roſenberg iſt ja eine Binnenſiedlung. Die Lage der alten

---

[28]) Ebda. 2, S. 559.

[29]) Bél 2, S. 512, 559. — Zu Kaſer S. 89: „Das nach einer größeren Bergflur auch Hochwald benannt Tſchirm" iſt zu bemerken, daß Tſchirm nie Hochwald hieß.

[30]) E. Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume, Heft 21 der Schriften der deutſchen Akademie, zugleich Veröffentlichung der Deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften für die Tſchechoſlowak. Republik, München 1935, S. 289.

Stadt kommt auch anſchaulich auf der kleinen Anſicht Bél s auf der Karte der Liptau[31]) zum Ausdruck: die an ſich nicht ſo ſtattliche Kirche überragt hoch die Häuschen der Stadt, die ſich oben auf der Talufer-zunge ausbreitet, in einer guten natürlichen Schutzlage. Beſondere Befeſtigungsanlagen ſind nicht feſtzuſtellen, ſolche einfachſter Art können aber ſehr wohl vorhanden geweſen ſein.

Beſonders am Platz ſind die Häuſer zum Teil noch in ihrer urſprünglichen Form erhalten, das ſpricht am deutlichſten für ſeine Verkehrsferne, zumal in den hinten anſchließenden Gaſſen die Häuſer zwar meiſt noch nicht neugebaut ſind, aber doch Fenſter und Türen vergrößert und moderniſiert, die Holzwände verputzt und die Dächer mit Ziegeln gedeckt wurden. Der Vollwalm iſt ſehr häufig, daneben iſt der Steilgiebel mit rundem Schopfdächlein[32]) und breitem Traufdach noch oft vertreten. Mehrmals ſind zwei aneinander gebaute Häuschen unter einem breiten Vollwalm zuſammengezogen. Nun hat der Beſitzer der einen Dachhälfte in einigen Fällen ſchon mit Ziegeln decken laſſen, während der andere

---

[31]) Jetzt auch wiedergegeben bei J. Paulovič, Ružomberok („Poznajme svoju vlast'", Heft 5), Prag und Preßburg 1938, S. 5.

[32]) Bei Kaſer ſpielt das Schopfdach eine große Rolle. Er meint (S. 166), das echte runde Schopfdach komme nirgends außerhalb des oſtmitteldeutſchen Raumes vor, es entſtamme weiters (S. 167) einem Siedelſtrom und gebe in ſeiner Verbreitung (S. 169) ein teilweiſe genaueres Bild der deutſchen Beſiedlung als die ſchriftlichen Quellen. Das Schopfdach iſt beſonders häufig in der Zips, dieſe iſt aber nicht oſtmitteldeutſch, ſondern es handelt ſich um eine Flandrenſes-Siedlung (Schwarz, Sprachräume S. 292 ff.), wie denn überhaupt von einem einheitlichen Siedelſtrom keine Rede ſein kann. Das Schopfdächlein kommt weiter auch in der Slowakei in Orten vor, die nie deutſch, auch nicht teilweiſe, waren, es iſt auch außerhalb in nicht oſtmitteldeutſchen Gebieten wohlbekannt. Zur ganzen Frage ſiehe V. Schier, Steilgiebel, Vollwalm und „Käulende" am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer, Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde 1 (1928), S. 144 ff. Es geht nicht an, das Schopfdach als Zeugnis oſtmitteldeutſcher Siedlung heranzuziehen. Nicht beſſer ſteht es mit anderen von K. als Herkunftszeugnis gewerteten hausbaulichen Merkmalen. Aus dem Vorkommen des Hakenhofes in Liptau-Tepla — er kommt übrigens auch ſonſt in der Liptau vor — ſchließt K. S. 143 f., es ſei nicht unmöglich, daß der Hakenhof durch „nordſchleſiſche" Siedler nach der Slowakei gebracht worden iſt, denn der Hakenhof ſei in Nordſchleſien und Teilen Oberſchleſiens beheimatet (!) und vermutlich „eine Kümmerform des Langgehöftes" (!). Das braucht ebenſowenig widerlegt werden wie die Anſicht, daß die von K. Gaden genannten Speicherbauten auf die heutigen und einſtigen oſtmitteldeutſchen Gebiete beſchränkt ſeien, daß ſich hier die Grenzen von Dorf zu Dorf finden, die (angeblichen) Mundartgrenzen entſprechen (S. 155). Die Weſtliptau wäre nach K. ſomit oſtmitteldeutſch, in der Oſtliptau wäre ein „alpenländiſches" Siedlungsgebiet nachzuweiſen. Die lehmbewurfloſen und gewölbloſen Speicher ſind, was K. nicht weiß, auch im ſchleſiſchen Raum zahlreich vorhanden. Mit ſolchen „Methoden" läßt ſich einfach Alles beweiſen.

noch bei Schindeln verharrt. Es kommt ſogar vor, daß der Eigentümer des einen Teiles ſein Haus wegreißen läßt und an ſeine Stelle einen kiſtenförmigen Neubau ſetzt, die andere Hälfte aber bleibt mit dem halben Dach daneben ſtehen. Auch ſonſt ſtehen modernſte Bauten neben älteſten Holzhäuſern, das Bild der Siedlung iſt unausgeglichen. Die alten Häuſer ſind alle mit der Schmalſeite (Giebel) zur Straße geſtellt.

Die Liptau gehört zu den im Zug des nordungariſchen Landesausbaus entſtandenen Kulturlandſchaften, der hier mit Ausnahme der Städte im weſentlichen mit ſlowakiſchen Siedlern erfolgt iſt.[33]) Die erſten Siedlungen werden 1229—1231 genannt. Von beſonderer Bedeutung waren ſie alleſamt nicht, denn auf der Karte der ſpätromaniſchen Baudenkmäler, die V. Mencl vorlegt,[34]) iſt die Liptau allein mit der Kirche in Trstené vertreten, von der aber nur der Grundriß noch ſpätromaniſch iſt, das Portal zeigt bereits frühgotiſche Formen.[35]) Allerdings hat der Graner Kanoniker Johannes, der Sohn des Grafen Bogomer der Liptau, die Kirche ex ruderibus aufführen laſſen.[36]) Der Unterſchied zu den ſchon früher erſchloſſenen und altbeſiedelten Landſchaften wird aber auch hier deutlich.

Ueber die Stellung im Gefüge des Karpathendeutſchtums wären wegen der wie auch in anderen Landſchaften ſpärlichen urkundlichen Nachrichten über die Herkunft der Siedler ſichere Ausſagen nur aufgrund der Sprache möglich. Nun iſt leider die deutſche ſchriftliche Hinterlaſſenſchaft, die bis jetzt bekannt wurde, ſehr gering. Wir haben allein ein Stadtbuch von Deutſch-Lipſch, in dem ſich einige wenige deutſche Aufzeichnungen finden. Die Kenntnis des wichtigen Stückes verdanke ich J. Kürty, dem Leiter des neugegründeten Liptauer Muſeums.[37]). Es iſt nicht unmöglich, daß noch Briefe der Liptauer Städte in ſlowakiſchen oder galiziſchen Archiven liegen, alles Nachforſchen nach zwei im älteren Schrifttum genannten Roſenberger Briefen iſt aber bisher vergeblich geblieben. Das Deutſch-Lipſcher Stadtbuch hat auf den Seiten 27a, 27b, 28a wohl von 1401 ſtammende Aufzeichnungen, ſie ſind aber aus einem älteren Buch

---

[33]) Dazu die Anm. 4 genannte Arbeit.

[34]) V. Mencl, Stredoveká architektúra na Slovensku 1, Abb. 100.

[35]) Ebda. S. 340.

[36]) V. Myskovszky, Liptó megye középkori épitészeti müemlékei, Archeologiai közlemények 11 (/9/ 1877), S. 31 f.

[37]) Herrn Dr. J. Kürty möchte ich auch an dieſer Stelle für ſeine auch ſonſt gewährte Hilfsbereitſchaft meinen Dank abſtatten. — Das Deutſch-Lipſcher Stadtbuch iſt ſeit längerem ausgeliehen und ſollte mir auf ausdrücklichen Wunſch des Liptauer Muſeums für kurze Zeit überſandt werden. Mir wurden aber nur Lichtbilder der Seiten mit den deutſchen Einträgen übermittelt, ſo daß ich keine näheren Angaben über das Stadtbuch machen kann.

erſt 1568 übertragen worden. Dem Abſchreiber ſind dabei viele Fehler unterlaufen, man gewinnt den Eindruck, er hätte die Eintragungen ſtellenweiſe nicht recht verſtanden. Beim unten folgenden Abdruck ſind nur die Abkürzungen aufgelöſt worden, ferner wurden einige offenſichtliche und klar erkennbare Verſchreibungen richtiggeſtellt. Angeſichts der ſehr weitgehenden Verſehen mußte auf eine durchgängige Verbeſſerung verzichtet werden, was aber nicht in die Waagſchale fällt, da der Inhalt von geringerer Bedeutung iſt. Langes ſ, dem keine Bedeutung zukommt, wurde ſtets mit s wiedergegeben. Eine weitere deutſche Eintragung befindet ſich auf den Seiten 286a u. 286b, es iſt das ſchon erwähnte Zeugnis von 1628 für Nikolaus Langwießner, daß er rechter deütscher nation vnd gutter art ſei. Auf Seite 186a geht eine lateiniſche Eintragung von 1585 voraus: datæ Lypschæ Alemannorum, auf Seite 286b folgt eine ſlowakiſche von 1692.

Der Wortlaut der deutſchen Einträge iſt folgender:

Prima pars protocolli (Seite 27 a)

TITULUS I

Item es ist geschen vor Merttn Schneidern an das richters stadt zwischen Peter Schnaider vnnd Jockman vmb viij gulden schuldt, so hatt der Mertn Schnaider ein eynung zwyschen yn gemacht, also wie d(a)z der Peter Schnaider sey alle jar vff sen(t) Mertn gewin ij gulden. vnnd ist das her das nicht gibtt, so stedt dem Jockman des Czyrius Michels erben ym czu pfandt, also lang bis das her die viij beczaltt. vnnd ist das her nicht in den v jaren beczalet, so ist das erb se(i)n oder [38]) dy erber leüthe erkennen vnnd ich soll es genissen in den v jaren.

TITULUS II

Item ist es geschen anno d(omi)ni 1401 das Battis aldo gewesen ist memtnn[39]) zum Twardoschin, hat zu vnns, das ist im Teutschen Lypcz ain hauß gekhaufft mitt allen denn erben vnnd wisen vnnd dar ain hatt sich gelet der erben man genandt Ehren wn(d) wolde den obigena(n)ten Batt(is)[40]) entlossen czu gehen R(udels) wise dy do

[38]) Schwer lesbar. — Meinem Freund Doz. Dr. Schreiber habe ich für ſeine Hilfe beim Leſen ſchwieriger Stellen zu danken. — Aus drucktechniſchen Gründen wurde das häufige Zeichen ¨ über y weggelaſſen.

[39]) Auch andere Leſungen ſind wegen der auch ſonſt verwendeten, z. T. eben bedeutungsloſen i-Punkte möglich, ſie ergeben aber alle keinen Sinn.

[40]) Deutlich Datt(is) gegen obiges Battis.

hinder der öbersten mul ist genandt Rudels wise. eyn den so hatt das oberste recht, wen auch vnnser recht im Teutschen Lypcz vnnd die gancze gemain gefund(en)

PRIMA (Seite 27 b)

wen ausgesprochen hatt wie das die obgenantten wise von dem hause nit khan gelöst werden ewiklichen, das geschen dercze(it)h[41]) des richters Mathie Schuschne.

TITULUS III

Item es ist czischen vnns dartzu Lypczn ein man genant Lucas Ehren wn(d) hatt verscholdt vil schulde wider vil from(m)e leüthe vor nichten sie habende. czum erst(en) ad(er) das erste stückle ist wieder den Paul Tuchmacher vm[42]) etzliche sache czum Andris Kuncz, dem gott genade. was her geredt hatt, das kontt her nicht verbrengen, wen ein den haben sie en den obergenanten Ehren, obergemeltt(en)[43]) Paulus Tuchmacher vnnd Martinus Schnaider.

TITULUS IIII

Item das ander ist wider Georgium Kupecz vnnd der hatt eim geben etzliche sum(m)e geldts, wie das sie mitt einander scholden khauffschlagen. do wollt der obgemeldt Georgius Kupecz nimme mit einander khauffschlagen

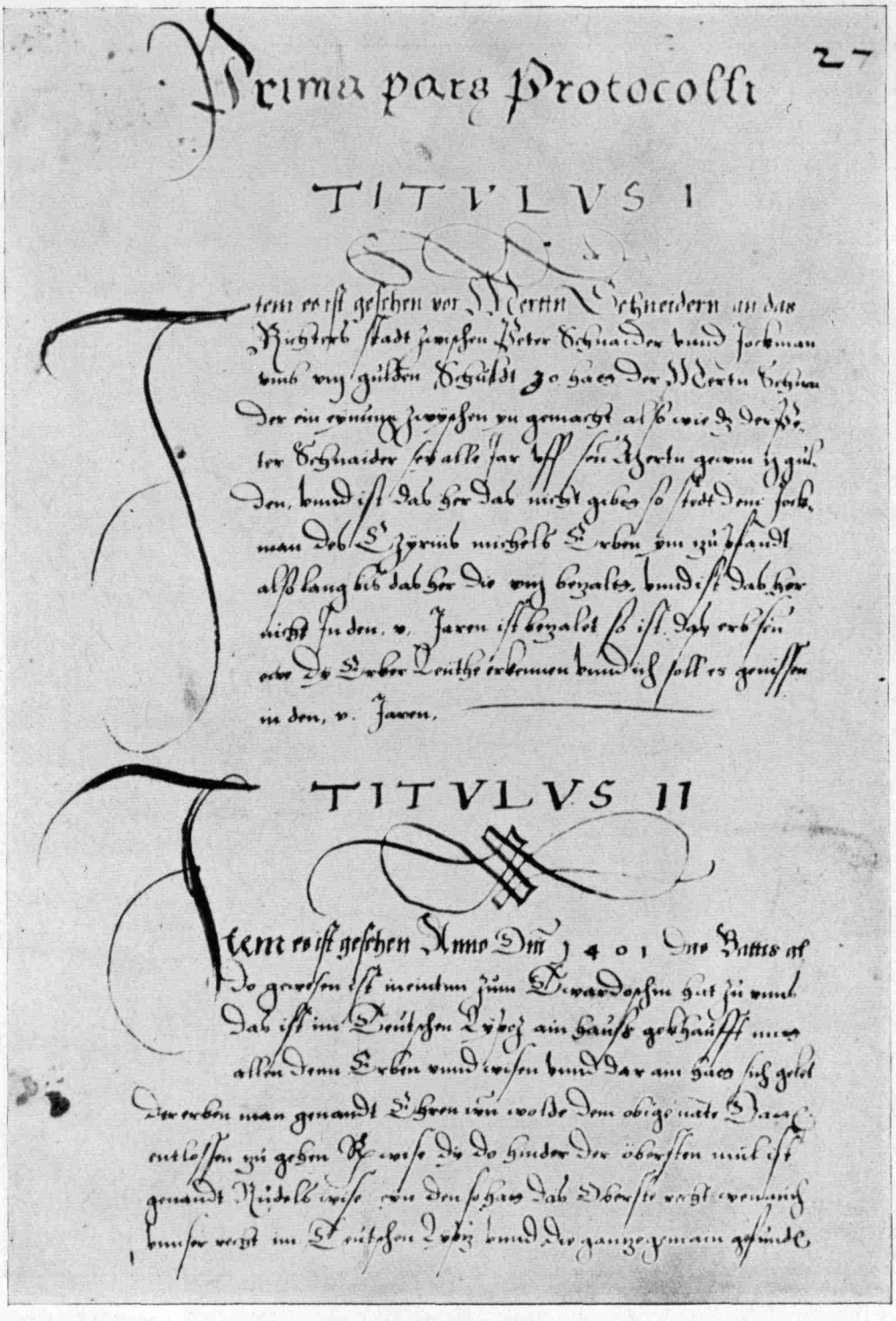
vnd weder das geltt wider von im. do sprach der Ehren wie das her is hett angeleth czue Kroke. wen ich do hin vnnd doher wider kam do gink her wid(er) czue ihm vnnd vodertt d(a)z saine vnnd do sagtt der Echren, wie das her is gesandt hett ken Sole. do brachte her ein erbn man czue ym Nicolaum czum Thomas vnd der selbige Kupecz lesten am Nicolao czum Thomasch, wie d(a)z her is em gebe czum Neun Sole vnnd do sie quome ins Sol do gmok[44]) der obgenante czum Thomasch vnnd fod(er)t

PARS (Seite 28 a)

das geltt. do maint, wie das geltts nicht hette vnnd sprach, wie d(a)z her is em gab, derweyle woldte geben vnnd khen obent kam her ober czum im vnd aber von im vodertt das geltt, do czagtt her aber, wie das er is nicht hette vnnd czaigte, her wolde im das derhaim geben. vnnd do kham her aber derselbig Georgius czu im vnnd vodertt das seyne vnnd eyn dem selbige(n) do stundt das ein woch

---

41) Unklar, Lesung einwandfrei.
42) Unklar, schwer lesbar.
43) Aus obergeczemeltt (en) verbessert.
44) Unklar, Lesung einwandfrei.



Prima pars protocolli

27

TITVLVS I

Item es ist geschen vor Mertin Schneidern an das Richterb stadt jungesen Peter Schneider bund sechman bund vry gülden Gehabt Jo haes der Mertin Schne der ein eynung zwyschen yn gemacht als bewis d der Pe ter Schneider sey alle jar dass sin Mertin gewen iij gül den, bund ist dab her dab nicht gebes so stet dem sech. man dab S' Jyrinb nichels S erben yn yn hand alss lang bis dab her die vny bezalt, bund ist dab her nicht yn den. v. Jaren ist bezalet so ist dab erb sin oder de Erber Leuthe erkennen bund dis soll es genissen in den. v. Jaren.

TITVLVS II

Item es ist geschen Anno Dm 1401 Do Battis as do gewesen ist meintum zum Swarddossen hat yn vnd dab ist im Deutschen Lybes am hause gehauffe mes allen denn Erben vnd wesen bund dar an hues hy gelel der erben man genandt Ehren von wolde dem obige mate Dass entlossen zu gehen Re wese de do hinder der obersten mul ist genandt Middelwese von den seyden dab Oberste wegt vendanig bus wegt im Deutschen Lybz bund der ganze ymain gemede

Abb. 4. Stadtbuch von Deutsch-Lipsch, S. 27 a.

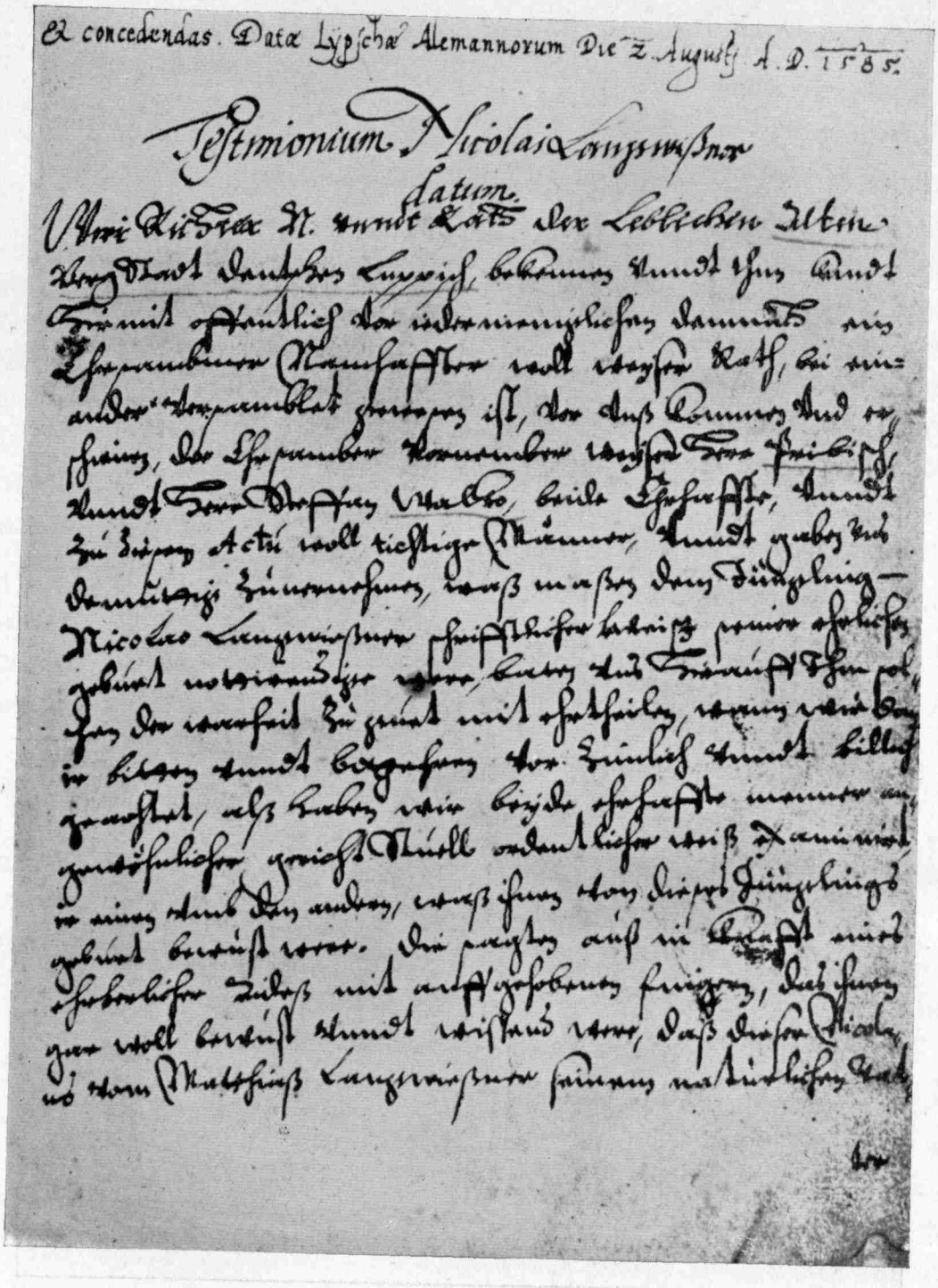


Abb. 5. Stadtbuch von Deutsch-Lipsch, S. 286 a.

oder zwue oder sechs licht man[45]), vnnd ein demselbigs do geschachs dem obgenantn Lukacs Ehren ein schade vff dem walde, also das er beraubt worde. vnnd da quam aber der obgemeltt (Ehren durchgestrichen) Georgius Kupecz vnnd vodertt das seine aber von ihn, do zagt her, wie es im genommen wer vff dem waldt vnnd do sprach der Kupecz zu im, weist auch gar wol, wie das ich bein[46]) gemain mit dir habe, der ob(er) hab ich geczankt gutte leutt dem is bekhandt ist, das ich das maine la(n)ge von dir begert hab vnnd du hast mir das aufgehalde(n). vnnd do begund her d(a)z czue leüken, das er nichts von ihm begerth hette vnnd meintt also das dergman, dann her das geltt das ist Georgij Kupecz befel(e)n hatte, der wer sain findt, vnnd woltte in nicht haben vorgeczanckt. wn(d) do is quam vors recht[47]), do nam der Kupecz im gutte leutte czugeczeugen, Mathiam Schuschne czum Czuru Tomasch vnnd sie bekhandten vor de(m) rechte ain, das her Georgius Kupecz sein geltt von im begertt hatte, der vor vnnd mitt dem was der obgenante Ehren abgeczeret vnnd her muste im das beczalen.

1568

Testimonium Nicolai Langwißner datum. (Seite 286a)

Wier richter N. vnndt rath der leblichen alten berg stadt Deutsches Luppisch bekennen vnnd thun kundt hirmit offentlich vor iedermeniglichen, demnach ein ehrsambmer namhaffter woll weyser rath bei einander vorsamblet gewesen ist, vor vnß kommen vnd erschienen der ehrsamber vornember weyser herr Pribisch vnndt herr Steffan Walko, beide ehrhaffte vnndt zu diesem actu woll tichtige männer, vnndt gaben vns demuttig zu uernehmen, waß maßen dem jüngling Nicolao Langwießner schrifftlicher beweiß seiner ehrlichen geburt nottwendige were, baten vns hierauff, ihn solchen der warheit zu guet mit ehrtheilen. wann wir dan ir bitten vnndt bagehren vor zimlich vnndt billich geachtet, alß haben wir beyde ehrhaffte menner an gewöhnlicher gericht stuell ordentlicher weiß examinirt, ir einen vmb den andern, waß ihnen von dieses jünglings geburt bewust werde. die sagten auß in krafft eines ehrberlicher aideß mit auffgehobenen fingern, das ihnen gar woll bewust vnndt wissend were, daß dieser Nicolaus vom Matthiaß Langwießner seinem naturlichen vatter

[45]) Sinn unklar.
[46]) Deutlich, aber unklar wie das folgende.
[47]) vors recht zusammengeschrieben.

TERTIA (Seite 286 b)

vnd frawen Barbara seiner natürlichen mutter recht vnd ehrlich erzeiget vnd geboren were rechter deütscher nation vnd gutter art· seine paten sindt der achtbare ehrwürdige wollgelährte herr Johanneß Duchon, pfarrherr zu Kuatschen, vnd der edle ehrenueste herr Hans Job, seine goda ist die ehr vnd tugendtsambe fraw Magdalena Hiopin, welche bede seine eltern sich ir vnndt allweg sampt ihren sohn, ehrlich, auffrichtig vnndt woll bej vnß verhalten: allso, daß wir ihnen anders nicht nachzusagen wissen denn alleß liebes, ehr, redtlichkeit vndt guetteß, bitten demnach, alle vnndt iede, so mit diesem vnserm schreiben ersucht werden, die wollen diesem brieffeszeiger Nicolaum Langwießner vor einem ehrlich geborenen erkennen vnndt halten, ihm auch in allen billichen anligenden sachen gunst, hülf vnndt alle befforderung erzeigen vnd widerfahren laßen, daß sind wir vmb ieden der gebür nach hinwiderumb zu verdienen vrbittig. zu vhrkund haben wir vnser der stadt größer insigill hie vor gedruckt. geschehen den 15 tag january im sechzehend hundert vnndt acht vnndt zwanzigsten jahr.

* * *

Die Einbindung in die karpathendeutschen Kulturräume ist angesichts der Spärlichkeit der Unterlagen nicht leicht, es können nicht mehr als einige Hinweise gegeben werden. Geib, im Osten der Liptau gelegen, könnte in Beziehungen zur Oberzips gestanden haben. Doch wird hier schon 1265 Karpfener Recht bezeugt, es handelt sich außerdem um eine Bergbausiedlung. Die benachbarten Oberzipser aber waren keine Bergleute; das Karpfener Recht weist uns in das in der Mitte des 13. Jh.s bereits blühende Gebiet der niederungarischen Bergstädte um Schemnitz. Auch Neusohl bestand damals schon als Bergstadt, während Karpfen zum Mittelpunkt einer bäuerlichen Kolonisation wurde. In Schemnitz gebot der Bergmann, das nahe Karpfen war eine Ackerbürgerstadt, die zu einem ganz hervorragenden Rechtsmittelpunkt wurde. Auch für Deutsch-Lipsch ist später Karpfener Recht bezeugt, alle Städtlein verdanken dem Bergbau ihre Gründung. Rechtsgeschichte und Geschichte zeigen für alle Liptauer Städte Verbindungen zum Deutschtum der unfernen niederungarischen Bergstädte auf.

Bei der älteren Eintragung in das Deutsch-Lipscher Stadtbuch ist es nicht sicher, ob die eigentümlichen Sprachformen die der ursprünglichen Aufzeichnung von 1401 sind oder ob sie erst vom Abschreiber 1568 hineingetragen wurden. Eine Entscheidung darüber ist nicht möglich, auf je-

den Fall haben wir Formen vor uns, die 1401 oder 1568 in der Stadtmundart von Deutſch-Lipſch üblich waren.

Es iſt hier nicht die Stelle, auf die Beſonderheiten im einzelnen näher einzugehen, es mag der Hinweis auf die Merkmale genügen, die mundartgeographiſch von Bedeutung ſind. Mitteldeutſch iſt sen(t) (27a) = ſankt, mhd. u> o: verscholdt (27b) = verſchuldet, from(m)e (27b) = fromme, mhd. vrum, worde (28a) = wurde, ausſchließlich b- für anlautendes mhd. b-, das mehrmals geſchriebene her = er neben er, mitteldeutſch iſt weiter vorherrſchendes uf = auf neben vereinzelten auf, dann verbrengen (27b) = verbringen zu mhd. brengen, nicht bringen, ad(er) (27b) = oder, die Zuſammenziehung der mhd. Lautgruppe -age-: czaigte (28a) = ſagte, nicht aber die von -ege- in gelegt: gelet (27a), angeleth (27b) = angelegt, denn dieſes iſt auch im Bairiſchen verbreitet;[48]) czaigte iſt eine deutliche Kompromißbildung aus einer geſprochenen Mundartform mit Zuſammenziehung des -age- > -ai- — wobei natürlich nicht ai geſprochen worden ſein muß — und der Kanzleiform sagte. Weil nebentonig im Satzzuſammenhang, ſcheidet em (27b) = ihm als Zeugnis für die Senkung des mhd. i > e aus. Falls czischen (27b) = zwiſchen nicht verſchrieben iſt gehört es zu den nördlichen Hinweiſen. Die Vorſilbe ver- wird immer ſo und nicht vor- geſchrieben; in dieſem Fall wäre es nicht ausgeſchloſſen, daß der Abſchreiber immer ver- für urſprüngliches vor- geſetzt hat. Sichere Zeugen für das Bairiſche ſind nit (27b) = nicht — einmal neben ſonſtigem nicht — und scholden (27b) = ſollten mit dem anlautenden sch-, ferner die Schreibung ai für mhd. ei: gemain (27a, 28a) = Gemein(d)e, gemein, derhaim (28a) = daheim, maint (28a) = meint, ain (27a) = ein (Zahlwort), und häufiges ai für mhd. î: Schnaider (27a, 27b) = Familienname Schneider, d(a)s saine (27b) = das ſeine, das maine (28a) = das meine, ain (28a) = ein, mhd. în, aber nur, wenn die Schreibungen von 1401 ſtammen und nicht erſt vom Abſchreiber von 1568, und ue für mhd. uo: zwue (28a) = zwei, mhd. zwuo, czue (27b) = zu. Die kh-Schreibung für (anlautendes) mhd. k- kann nicht als Beweis für die Affrikata kch- herangezogen werden, weil die eindeutigen und allein beweiſenden ch-, kch-Schreibungen fehlen. Es wird ſich aber um einen ſüdlichen, das heißt bairiſchen Schreibgebrauch handeln, dem allerdings kein Lautwert zugebilligt werden darf. Zu erwähnen ſind u. a. noch folgende Schreibungen mit einem mehr oder weniger ſtarken Durchſchlagen der Mundart, denen aber kein eindeutiger Ausſagewert zukommt. Auslautendes -e iſt oft in der Schreibung abgefallen und war deshalb apokopiert:

---

[48]) Vgl. A. Haasbauer, Zur Geſchichte der oberöſterreichiſchen Mundarten (Prager Deutſche Studien, 39. Heft), Reichenberg i. B. 1936, § 29.

kontt (27 b) = konnte, wollt (27 b) = wollte, gemain (27 a) = Gemein(d)e, wer (28 a) = wäre, vff dem waldt (28 a) = auf dem (= in dem) Wald; is (mehrmals) für mhd. ëz = es; als Verkleinerungsendung wird -le in stückle (27 b) = Stücklein geſchrieben; sey (27 a) = ſoll erinnert an zǭə im oberſchleſiſchen Sprachinſeldorf Koſtenthal[49]); ein „in" wird bezeugt: eyn den (27 a), eym dem selbigen (28 a) ein demselbigs (28 a) = in den, in dem ſelbigen. Nennenswert iſt noch die Schreibung cz für mhd. s, der aber kein Lautwert zukommt: czaigte, czagtt (28 a) = ſagte, Lukacs (28 a) = Eigenname Lukas.

Die zweite Eintragung von 1628 zeigt gemäß ihrer ſpäten Entſtehungszeit nicht mehr ein ſolches Durchſchlagen der Mundart, wenngleich auch hier manches beachtlich iſt. Ein Wort fällt auf: goda (286b) = Patin, mhd. göt(t)e, got(t)e. Das Wort gilt heute nach der Karte „Taufpatin", 352 des Sudetendeutſchen Sprachatlaſſes,[50]) im mittelbairiſchen Süden der Sudetenländer — das Vorkommen in Kleinräumen hier unberückſichtigt —, aber auch in der Oberzips, dagegen nicht in den ſtärker bairiſch beeinflußten Zipſer Gründen. Es ſind jedenfalls mehrere Einflüſſe möglich.

In Deutſch-Lipſch wurde demnach eine bairiſch-mitteldeutſche Miſchmundart geſprochen und wohl auch im von hier aus größtenteils beſiedelten Roſenberg, deſſen enge Beziehungen und Bindungen auch das Recht „von Deutſch-Lipſch" bezeugt. Den Leuten, die Roſenberg gründeten, muß dieſes Recht Gewohnheit geweſen ſein, der Verweis auf die Ausgangsſtadt war ihnen wichtiger als der unmittelbare nach Karpfen. Was bairiſch an den Deutſch-Lipſcher Stadtaufzeichnungen iſt, wird genauer der Sprache der niederungariſchen Bergſtädte, dem ſogenannten „Pergſtädteriſchen" zuzuordnen ſein, das ein oſtmitteldeutſch-bairiſches Nebeneinander zeigte.[51]) Hier wird scholl- = ſollen, nit = nicht, ai < mhd. ei geſchrieben[52]). Die nördlichen Züge erfahren durch den 1736 im ſlowakiſchen Mund lebenden Flurnamen Weliky Czach = Große Zeche[53]) in Botza eine bemerkenswerte Bereicherung durch den Nachweis des Wandels von mhd. ë > a. Das Appellativum „Zeche" lautet im heutigen Slowakiſch tsęχ; aber auch für den Ortsnamen Zeche der Deutſch-Proben-Kremnitzer

---

[49]) Weinelt, Sprache und Siedlung der oberſchleſiſchen Sprachinſel Koſtenthal, Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 2 (1938), S. 393.

[50]) Handſchriftlich in der Kanzlei des Sudetendeutſchen Mundartenwörterbuches, Prag.

[51]) Schwarz, Sprachräume S. 281.

[52]) Ebenda; J. Hanika, Oſtmitteldeutſch-bairiſche Volkstumsmiſchung im weſtkarpathiſchen Bergbaugebiet (Deutſchtum und Ausland, Heft 53), Münſter i. W. 1933. S. 120.

[53]) Bél 2, S. 539.

Deutſchtumsinſel iſt die ſlowakiſche Namensform tsax, die deutſche aber tsęχ.[54]) Das Slowakiſche bewahrt die ältere deutſche Ausſprache. Im Pergſtädteriſchen war nun eben auch das bezeichnend oſtmitteldeutſche a < mhd. ë da, wie auch andere mitteldeutſche Merkmale wie her = er,[55]) brengen = bringen[56]). Auch die Mehrzahl der mitteldeutſchen Züge läßt ſich mit Hilfe des Pergſtädteriſchen erklären, was darüber hinausgeht, wird erſt die Aufbereitung der mittelalterlichen Kulturlandſchaften der Slowakei ergeben, genauere Ausſagen über die Herkunft der mitteldeutſchen Merkmale werden bei den ſchmalen Unterlagen aber kaum möglich ſein.

In der Verbindung mit den geſchichtlichen Nachrichten ergeben ſich jedenfalls ſtärkere Beziehungen zum Pergſtädteriſchen. Es hat den Anſchein, als hätten auch Botza und Geib eine oſtmitteldeutſche-bairiſche Miſchmundart geſprochen, vorderhand kann darüber freilich nichts, das über eine bloße Vermutung hinausginge, geſagt werden. Für die deutſche Siedlung iſt bemerkenswert, daß die Ortsnamen auf -hau, die ſich in weiten Gebieten jetzt oder einſt deutſchen Siedelraumes in der Slowakei und in Galizien häufen,[57]) in der Liptau vollſtändig zu fehlen ſcheinen. Es konnte wenigſtens bisher nicht ein einziger Beleg erbracht werden. Wenn in einer Aufzeichnung von 1618 zu leſen iſt: sub Bela IV. hujus nominis rege Hungariae evocati ex Tyroli urburarii fossatores[58]), welche die Stadt gründeten, ſo handelt es ſich wohl um eine der in der Slowakei nicht ſeltenen, zumeiſt in den Schreibſtuben entſtandenen „Traditionen". Eine unmittelbare Zuwanderung aus fernen Gegenden iſt an und für ſich zwar nicht unmöglich, für die Liptau aber bleibt ein Vorrücken aus den niederungariſchen Bergſtädten am wahrſcheinlichſten. In Roſenberg iſt im beſonderen unmittelbarer Zuzug aus dieſer oder jener Landſchaft unwahrſcheinlich; das Städtchen zeigt zu ſehr das Geſicht einer Binnenſiedlung, dazu kommt noch die urkundliche Nachricht.

Das Deutſch-Lipſcher Stadtbuch zeigt neben dem Sprachlichen noch, daß Handelsbeziehungen zu Neuſohl und damit zu den niederungariſchen Bergſtädten einerſeits und nach Norden zu Krakau andererſeits beſtanden.

Für die Erforſchung des Slowakeideutſchtums in ſeiner Geſamtheit und in ſeiner Strahlkraft ſind bei weitem noch nicht alle Hilfsmittel

---

[54]) Hanika, S. 81 f.

[55]) Schwarz, Sprachräume S. 281.

[56]) Hanika S. 119.

[57]) Zur Verbreitung der Ortsnamen auf —hau ſiehe die Karten von Hanika, a. a. O., von demſelben im Schleſiſchen Jahrbuch 7 (1935), S. 76 und von K. Lück, Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens (Oſtdeutſche Forſchungen, Bd. 1), Plauen i. V. 1934, Karte nach S. 112.

[58]) Vgl. Protokoll der Stadt Roſenberg Nr. 5, S. 66 ff.; Húščava S. 31.

deutſcher Volksforſchung genügend herangezogen worden. So verſpricht vor allem die Dorf- und Flurformenforſchung noch nicht abzuſehende Ergebniſſe[59]), doch liegen gerade hier die Forſchungsbedingungen ſchwierig.

Die Kulturarbeit der Deutſchen in der Liptau aber hat mit ihren Städtegründungen der Landſchaft unvergängliche Züge aufgeprägt. Der Hauptort Roſenberg hält auch in ſeiner heutigen amtlichen ſlowakiſchen Namensform Ružomberok die deutſche Arbeit feſt. Die gediegene Deutſch-Lipſcher Tafelmalerei aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, die ſich heute in der Staatsgalerie in Prag befindet und die deutlich Nürnberger Einfluß verrät,[60]) zeugt von der Kunſtfreudigkeit der Bürger des kleinen Städtchens. Es iſt nicht wahr, daß außer dem bloßen Akt des Stadtgründens kein Zeugnis deutſcher Arbeit in Roſenberg mehr da ſei, und der Satz, daß die Deutſchen Roſenbergs den „arbeitſameren" und „leidenſchaftlicheren" Slowaken weichen mußten,[61]) klingt ungewohnt von der im allgemeinen der überragenden deutſchen Aufbauarbeit in der Slowakei objektiv gegenüberſtehenden ſlowakiſchen Heimatforſchung.

Den Vorgang der Umvolkung vermögen wir für die Liptau nicht zu verfolgen, aber es wird richtig ſein, daß er durch die Erteilung der Gleichberechtigung an die Slowaken eine Beſchleunigung erfuhr. Das war in Roſenberg zu Beginn des 16. J.s. Die Slowaken erhielten damit die Möglichkeit, Ratsmitglieder zu ſtellen, was bisher den Deutſchen als Gründern vorbehalten war, ihre zahlenmäßige Ueberlegenheit ließ ſie dann allein die Führung der Stadtgeſchäfte in die Hand nehmen, was zur Einführung des Slowakiſchen als Kanzleiſprache führte. Mit der Ratsfähigkeit der Slowaken war eine wichtige ſoziale Schranke zwiſchen Deutſchen und Slowaken gefallen, dem Eindringen der Slowaken ſtand Tür und Tor offen. Eine auf ſich ſelbſt geſtellte deutſche Minderheit, die ohne Verbindung mit einer deutſchen ländlichen Umgebung war und für die kein Nachſchub erfolgte, mußte unterliegen. Eine Frage muß ebenſo noch unbeantwortet bleiben: die nach einer deutſchen Oberſchicht in den ländlichen Siedlungen, im weſentlichen die Schulzen umfaſſend. Die mittelalterlichen Stadtbücher von Roſenberg, die darauf Antwort erteilen könnten, ſind leider am 28. 6. 1797 verbrannt.

---

[59]) Kaſers Bemerkungen dazu ſind mehr als allgemein und wegen einer geradezu heilloſen Begriffsverwirrung nicht brauchbar. K. ſieht (S. 138) folgende Entwicklung: vom Waldhufendorf über die verſchiedenen Stufen des Angerdorfes zum nordoſtdeutſchen Kolonialtyp. So ſind (S. 136) die Waldhufendörfer der Deutſch-Probener Gruppe Vorſtufen zu den Zipſer Straßenangerdörfern! Tatſächlich ſind die letzteren um Jahrhunderte älter als die erſteren.

[60]) O. Schürer und E. Wieſe, Deutſche Kunſt in der Zips. Brünn 1938, S. 95.

[61]) So Paulovič, Ružomberok S. 7.

Mit dem Sieg des ſlowakiſchen Elementes ſetzt aber der kulturelle und wirtſchaftliche Verfall von Roſenberg ein. 1598 verlor die Stadt das Recht der freien Wahl des Richters und des Rates an den Herrn der nahen Burg Likava.[62]) Im 18. Jh. war von den Freiheiten der deutſchen Bergſtadt nicht mehr übrig geblieben als das Markt- und das Mautrecht. Die Verdrängung der führenden deutſchen Schicht und die Abwärtsentwicklung gingen Hand in Hand.

[62]) Ebda. S. 6.

Serbiſche Studenten an den Univerſitäten Halle, Leipzig und Göttingen im 18. Jahrhundert.

Von Mita Koſtić (Skoplje).

Auch Deutſchlands Hochſchulen hatten für die Wiedergeburt des Geiſteslebens der Serben im Gebiete der Habsburger-Monarchie bedeutende und unverkennbare Verdienſte.

Die Serben begannen aber die Hochſchulen in Deutſchland nicht aus eigenem Antriebe zu beſuchen, ſondern hauptſächlich — wie wir ſehen werden — durch Vermittlung proteſtantiſcher Mittelſchulen und Mittelſchullehrer in Ungarn.

Nach der großen Einwanderung etwa 34 000 ſerbiſcher Familien in die von den Türken befreiten Gegenden Südungarns und Slawoniens im Jahre 1690, wo Serben auch unter der Türkenherrſchaft in großer Zahl lebten und eine Kirchenorganiſation mit 12 Bistümern und über 40 Klöſtern hatten,[1]) begann die ſerbiſche Jugend nebſt eigenen von ihren Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Kirchengemeinden errichteten Volks- und Mittelſchulen, zwecks gründlicherer geiſtlicher Ausbildung auch die höheren theologiſchen Schulen in Rußland zu beſuchen und ſich nach Rußland um Aushilfe für die Erhaltung ihres von der katholiſchen Propaganda bedrängten Glaubens zu wenden. So hatten in verhältnismäßig kurzer Zeit von 1721—1762 28 Serben die theologiſche Akademie zu Kiew[2]) beſucht, während im ganzen 18. Jh. auf ruſſiſchen theologiſchen, bürgerlichen und Militärſchulen 65 Serben[3]) feſtgeſtellt werden können.

Infolge des immer größeren Zufluſſes von Rußlands Hilfe in Form von Geld, Kirchengeräten, Kirchen- und Schulbüchern, ruſſiſchen Schullehrern ſowie in Rußland gebildeter Serben, befand ſich der ruſſiſche Kultureinfluß in ſtetem Steigen, ſo daß ſchon am Ende des dritten Jahrzehnts des 18. Jh.s ruſſiſche Kirchen- und Schulbücher aus den ſerbiſchen Kirchen und Schulen die ſerbiſchen Bücher verdrängten, die ruſſiſch-kirchenſlawiſche Sprache zur Schriftſprache der Serben wurde und das ganze Geiſtesleben der Serben ſich in der Richtung der ruſſiſchen Kulturorientation zu bewegen begann.[4])

---

[1]) Jl. Zeremski, Srpski manastiri u Banatu. Karlovci 1907. Siehe Kap. IV: Srpska crkva u Ugarskoj do 1690 (S. 29—40) und Kap. V: Srpski manastiri u Ugarskoj do 1690 (S. 40—47).

[2]) V. Pribičević, Srbi pitomci Kijevske Akademije u vremenu od 1721—1762: Bogoslovski Glasnik 1905, 248—252.

[3]) M. Jovanović, Srbi u ruskim školama u 18. veku: Crkva i život, Skoplje, 1926, 30.

[4]) Mita Koſtić, Grof Koler, kao kulturno-prosvetni reformator kod Srba u Ugarskoj u 18. v. Beograd 1932. Vgl. das Kapitel Ruskoslovenska kulturna orijentacija Srba u 18. v., S. 14—30.

Bald kamen aber auch andere Kräfte auf den Entwicklungsgang des ſerbiſchen Geiſteslebens zur Wirkung.

Infolge der ſchnell fortſchreitenden ſtändiſchen Durchgliederung der aus der Türkei eingewanderten Serben (1690), wobei ſich neben dem geiſtlichen und dem Militärſtand die ſerbiſche Kaufmannsſchaft ſo emporhob, daß um die Mitte des 18. Jh.s die ſerbiſchen Handelsleute und Handelskompagnien faſt den ganzen Binnenhandel Ungarns in ihre Hände bekamen,[5]) dann wegen dem deutſchſprachigen ſtrengen Militärregime in der Militärgrenze, wo die Mehrzahl der Serben in der Monarchie lebte, ferner wegen des immer dringenderen Bedarfes einer eigenen Oberſchicht, welche die Staatsſprachen kennen und durch Kriegsdienſte ſchwer erworbenen Nationalprivilegien der Serben beim Hofe und den Staatsbehörden ſelbſt vertreten und verteidigen ſowie auch ſelbſt in Staats- und Militärdienſte treten könnte, wuchs bei den Serben immer mehr die Einſicht von der unbedingten Notwendigkeit und Nützlichkeit, die deutſche und lateiniſche Sprache zu beherrſchen, was ſie wieder zum ſtärkeren Beſuche inländiſcher andersgläubiger Mittel- und Hochſchulen nötigte.

Da ſie aber infolge der Religionsbedrückungen, ungeachtet der ihnen durch kaiſerliche Privilegien ſeit 1690 wiederholt verbürgten Religionsfreiheit, jedes Vertrauen in katholiſche Schulen verloren hatten, beſuchten die Serben zumeiſt proteſtantiſche Mittelſchulen in Ungarn[6]), beſonders die proteſtantiſchen Gymnaſien in Preßburg, Oedenburg, Käsmark, Raab u. a.[7]) und inſkribierten ſich hierauf an der Univerſität Wien und der ganz unter ihrem Einfluſſe ſtehenden Univerſität Tyrnau (ſpäter Peſt-Ofen) ſowie auch an anderen Hochſchulen in Oeſterreich und Ungarn, was natürlich die Abſchwächung des ruſſiſchen und die Steigerung des deutſch-öſterreichiſchen, oder beſſer geſagt des Wiener Kultureinfluſſes auf die Serben zur Folge hatte.[8])

Die Anzahl der an der Wiener- und Budapeſter-Univerſität inſkribierten Serben kann ohne Einſicht in Univerſitätsmatrikel nicht feſtgeſtellt werden, aber auch nach den bisher bekannten Belegen und nach der ge-

---

[5]) Schwartner M., Statiſtik des Königreichs Ungern. Peſt 1798, S. 101; Vaniček, Spezialgeſch. d. Militärgrenze, I (Wien 1875), 401.

[6]) J. A. Demian, Statiſt. Darſtellung des Königreichs Ungern und der dazu gehörigen Nebenländer. Wien I (1805), 388. — M. Schwartner, Statiſtik des Königreichs Ungern, 2. Auflage, Ofen, 1811, III. S. 433.

[7]) Im Jahre 1764 gab es z. B. nur in den niederen Klaſſen des evangeliſchen Gymnaſiums zu Preßburg 24 ſerbiſche Gymnaſialſchüler. R. Kovijanić, Jovan Muskatirović u Bratislavi: Književni Sever (Subotica) 1935, XI, 288.

[8]) Ueber den weiteren Verlauf der Umorientierung der Serben von der ruſſiſchen zur deutſchen Kulturorientation vgl. Kostić, Grof Koler, 130—130.

ringen Geſamtzahl der damals auf in- und ausländiſchen Univerſitäten inſkribierten Studenten überhaupt, kann man ſchließen, daß ſie verhältnismäßig groß war. Auf der Peſter Univerſität abſolvierten z. B. die Advokatsprüfungen vom Jahre 1773—1800 77 namenweiſe bekannte Serben, deren Zahl bis zum Jahre 1810 auf 102, und bis zum Jahre 1827 auf 227 ſtieg.[9]) Während die Wiener Univerſität im Jahre 1782 im Ganzen 1243 Studenten hatte[10]) und die Peſter Univerſität im Jahre 1792 nur 281 (ohne die Theologen) zählte,[11]) betrug in den Jahren 1795—1805 die durchſchnitttliche Frequenz für die Univerſität Halle 729. Göttingen hatte mehr als 800 Studenten.[12]) Auf der Wiener Univerſität und anderen Wiener Hochſchulen unterhielt bis zum Jahre 1768 der ſerbiſche Temeſchwarer Biſchof Vinzenz Joanović-Vidak allein 20 ſerbiſche Jünglinge.[13]) Neben den inländiſchen Hochſchulen beſuchte ein Teil der deutſch-proteſtantiſchen Studenten, und durch deren Anregung auch ein Teil der ſerbiſchen Studenten, auch ausländiſche deutſche Univerſitäten in proteſtantiſchen Ländern, u. a. Preußen, Sachſen, Hannover. Zu Beginn des Jahres 1794 gab es z. B. auf ausländiſchen deutſch-proteſtantiſchen Univerſitäten 50 proteſtantiſche Studenten aus Ungarn.[14])

Dieſe Studienreiſen der deutſchproteſtantiſchen Jugend auf Deutſchlands Univerſitäten hatten ihre tieferen, weiter zurückreichenden Gründe, die hier nur kurz angedeutet ſeien.[15])

Im Geiſtesleben des zahlreichen deutſchen Bürgertums in Ungarn hatte die Reformation eine Umwandlung der bisherigen Kulturorientierung hervorrufen. Während ſich vorher die Deutſchen aus Ungarn nach Wien orientierten, begann nach der Glaubensſpaltung das proteſtantiſche Bürgertum aus Ungarn ſeine Blicke nach den proteſtantiſchen Gebieten Deutſchlands zu richten. Oeſterreich und Wien mit ihrem katholiſchen Gepräge traten für dasſelbe in den Hintergrund.

Dieſe Umorientierung äußerte ſich am ſichtbarſten im Hochſchulbeſuch der ungarländiſchen deutſchen Studenten. Während ſie früher, etwa ſeit Ende des 14. Jh.s allgemein die Univerſität Wien beſuchten, zogen viele nach dem Auftreten Luthers nach Wittenberg und anderen deutſchen Univerſitäten.

---

[9]) Serbli advokati magyarski: Letopis Matice Srpske knj. 14. S. 1—14.

[10]) Nicolai, Beſchr. einer Reiſe durch Deutſchland. IV. 59.

[11]) Schwartner, a. a. O. 396.

[12]) Fr. Paulſen, Geſch. d. gelehrten Unterrichts auf deutſchen Schulen und Univerſitäten. 3. Aufl. Berlin 1921. II, 129.

[13]) Geh. Verantwortung über die mir den 2. Aug. 1769 herausgegebene Klagepunkte an Ihro Maj. Kaiſerin M. Thereſia. — Karlowitzer Patriarchalarchiv ex 1769.

[14]) Schwartner, a. a. O., III, 418.

[15]) Nach Fritz Valjavec, Karl G. v. Windiſch, München 1936, 83—85.

Als aber nach Vertreibung der Türken ſeit Ende des 17. Jh.s durch die Wiederbeſiedlung der zurückgewonnenen Städte vor allem mit katholiſchen Deutſchen in Ungarn wieder ein katholiſch-deutſches Bürgertum entſtand, kam es ſchließlich im 18. Jh. dahin, daß das deutſche Bürgertum in Ungarn bekenntnismäßig — und deshalb auch kulturell — geſpalten war. Der katholiſche Teil war an den öſterreichiſchen Kulturraum angeglichen, der proteſtantiſche dagegen bildete gleichſam eine Inſel des proteſtantiſch-deutſchen Kulturgebietes.

Erſt der tolerante Geiſt der Aufklärung ſchwächte dieſen religiöſen Gegenſatz ab, milderte gleichſam die kulturelle Zwieſpältigkeit und unterſtellte etwa ſeit den 60er Jahren des 18. Jh.s auch das ganze proteſtantiſch-deutſche Bürgertum Ungarns dem kulturellen Einfluſſe Wiens.

Die Einflüſſe des Luthertums und ſeiner Mittelſchulen auf die Kultur und Literatur Ungarns ſowie auch der ungarländiſchen Serben waren in der Tat groß.

In der erſten Hälfte des 18. Jh.s waren lutheriſche Gymnaſien im Vergleiche mit den katholiſchen beſſer als dieſe.

Der größeren Bildung des Luthertums in Ungarn kam von jeher nichts ſo ſehr zu ſtatten als daß die größere Zahl ſeiner Prediger und Gymnaſiallehrer ihre Gelehrſamkeit und fernere Ausbildung ſich von Deutſchlands Univerſitäten mit nach Hauſe holten und auch ihre Schüler anwieſen, zwecks höherer Ausbildung dorthin zu gehen.[16])

Von den proteſtantiſchen Schülern aus Ungarn, ſo auch von Serben, wurden im Laufe des 18. Jh.s von allen Hochſchulen in Deutſchland die Univerſitäten Halle, Leipzig und Göttingen am meiſten bevorzugt, die in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s die drei beſten Univerſitäten der drei großen proteſtantiſchen Staaten Preußen, Sachſen und Hannover bildeten.

Die größte Anzahl ſerbiſcher Studenten im 18. Jh. kann, allerdings ohne Einſicht in die betreffenden Univerſitätsmatrikel, nur auf Grund zerſtreuter Literaturangaben und ſpärlicher Nachweiſe aus hieſigen Archiven, an der Univerſität Halle feſtgeſtellt werden, die während des ganzen 18. Jh.s die Führerſchaft unter allen deutſchen Univerſitäten behauptete, in der zweiten Hälfte des Jh.s allerdings in Konkurrenz mit der Univerſität Göttingen. „Aufklärung und Pietismus, philoſophiſcher politiſcher und zuletzt auch theologiſcher Rationalismus hatten von Halle aus ihren Siegeszug nach Deutſchland angefangen.[17]) Bis tief ins 19. Jh. hinein blieb die Univerſität Halle die Hochburg des theologiſchen Rationalismus.

---

[16]) Schwartner, a. a. O., III, 417.

[17]) Paulſen, a. a. O., I, 537, 538, 543.

Die erſte gut begründete und auch für die hohe ſerbiſche Geiſtlichkeit annehmbare Anregung zum Beſuche proteſtantiſcher Hochſchulen in Deutſchland gab den Serben in Ungarn der berühmte Rektor des evangeliſchen Gymnaſiums zu Raab, ſpäter zu Preßburg, Tomka-Szászky[18]), der ſelbſt an der Univerſität Jena ſtudiert hatte.

Das ereignete ſich auf folgende Weiſe. Der ſerbiſche Erzbiſchof von Karlowitz, Moyſes Petrović, ſchickte im Jahre 1727 Johann Czernojević als ſeinen Zögling in das proteſtantiſche Gymnaſium zu Raab (Ungarn), mit der Abſicht, daß er dort deutſch und lateiniſch lerne und dann in ſeinen Dienſt als Sekretär trete, damit er künftig keinen Fremden mehr dazu nehmen müſſe.

Nach zweijährigem Aufenthalte des jungen Cernojević am Raaber Gymnaſium ſchrieb Rektor Szászky am 29. Juli 1729 an den Karlowitzer Erzbiſchof, daß ſein Zögling die Studien am Lyzeum fortzuſetzen wünſche, und empfahl ihm das zu gewähren; er ſollte noch ein Jahr bleiben, um lateiniſch gut zu erlernen und bei den Serben Lehrer dieſer Sprache zu werden. Deswegen empfahl er, Cernojević noch ein Jahr bleiben zu laſſen und ihn nachher an „lutheriſche Akademien nach Deutſchland" zu ſchicken, wo er alles wie er es wollte, frei erlernen könnte. Cernojević hätte ihm verſprochen,nach ſeiner Rückkehr lateiniſche Schulen bei den Serben errichten zu wollen.

Der Erzbiſchof ſolle ſich nicht wundern, weil er Deutſchland empfehle, denn in der Halliſchen Akademie ſtudierten viele Moskauer Prinzen und Grafen, ſogar der Thronfolger des ruſſiſchen Imperators Peter habe in Leipzig bei den Lutheranern ſtudiert.[19])

Dieſer Plan kam jedoch nicht zu Vollführung. Der Erzbiſchof war inzwiſchen, am 27. Juni 1730, geſtorben und Cernojević trat ins Militär ein, wo er es ſchon im Jahre 1749 bis zum Oberſtleutnant der Maroſcher Militärgrenze gebracht hatte.

Die erſten bisher nachweisbaren Serben, die an der Univerſität Halle ſtudiert haben, ſind zwei Baſilianermönche. Arſenius Teofanović bekam 1719 die Prieſterweihe im Kloſter Grabowaz, war Schüler der von den Metropoliten Petrović und Jovanović errichteten Lateiniſchen Schule und ging in Begleitung des Hieromonachs, Jephrem, aus dem Kloſter Orahowitza nach Sachſen,[20]) wo er ſich an der Univerſität Halle längere Zeit ſtudienhalber aufhielt. Er genoß deshalb bei den Serben das

---

[18]) Wurzbach's Biographiſches Lexicon, XLI, 201.

[19]) D. Ruvarac, Korespondencija J. Saskog s M. Petrovićem: Godišnjica N. Cupića XXXV, 104—105.

[20]) Derſ., Dva srpska kaludjera u Rusiji 1757: Srpski Sion 1905, 296.

Anſehen eines Mannes von „hohem Verſtande und tiefer Bildung“ und wurde ſpäter zum Biſchof von Koſtajnica ernannt.[21])

Sein Begleiter Jephrem Georgijević unternahm Reiſen durch Preußen und Sachſen, ging nach Paris und Italien, lernte unterwegs mehrere Sprachen, wie auch hebräiſch,[22]) da es damals in Halle unter Lehrern und Studenten ſozuſagen eine Selbſtverſtändlichkeit war, daß ein Theolog hebräiſch und griechiſch lernen müſſe[23]), und kam ſchließlich nach Moskau, wo er 1757 an der dortigen Univerſität Profeſſor der Theologie wurde.

Raphael Rajković, „Student illyriſcher Nation“, gebürtig aus Senj in Dalmatien, ſtudierte ebenfalls an der ſächſiſchen Akademie im Jahre 1747. Im Jahre 1754 kam er nach Rußland und erhielt die Stelle eines Ueberſetzers beim Kollegium des Aeußeren in Moskau.[24])

Wie bekannt und angeſehen die ſächſiſchen Akademien zu jener Zeit unter des Serben waren, bezeugt uns auch der Wunſch des Mönchs Parthenius, der im Jahre 1749 den kranken Erzbiſchof Vinzenz Joanović nach Karlsbad begleitete, nach Sachſen reiſen zu dürfen, um die „ſächſiſchen Akademien und Lehrſtellen zu beſuchen“, was ihm jedoch nicht gewährt wurde.[25])

Im Karlowitzer Patriarchalarchiv befindet ſich das Diplom eines gewiſſen Jakobus Paulović „Szegedino-Hungarus“, ausgefertigt vom Rektor (Halle, den 19. Oktober 1750), wonach er „in numerum civium academicorum acceptus, privilegiorum almae Fridericiane particeps factus, eius rei testimonium hoc mea prorectoris manu subscriptum atque hoc publice fidei sigillo munitum accepit“.

Auch die erſten bei den Serben bisher den Namen nach bekannten Aerzte kommen von der Univerſität Halle. Doktoren der Medizin waren im 18. Jh. noch überall ſelten. Während der theologiſchen und juriſtiſchen Fakultät auf Deutſchlands Univerſitäten im 18. Jh. $^3/_4$ aller Studenten angehörten, machte die mediziniſche Fakultät kaum 5—10 v. H. der Geſamtfrequenz aus.[26])

Als Erſter hatte in Halle der aus Ofen gebürtige Serbe Johann Apoſtolović Medizin ſtudiert. Er gab dort ſeine Dissertatio inaug, med. philos., exhibens modum, quo affectus animi in corpus huma-

---

[21]) W. Krafić, Episkopi zrinopoljsi i kostajnićki: Glas istine, 1887, 167; (Glasnik D. S. S., VI, 78).

[22]) Ebda. 297.

[23]) Paulſen, a. a. O. I, 612

[24]) Spomenik Srp. Kralj. Akademije, 53, 257.

[25]) Glasnik 72, 157.

[26]) Paulſen, a. a. O. II, 129.

num agunt generatim, in alma Fridericiana 1757 (Hallae literis Curtianis 4° p. 40)[27]) im Drucke heraus.

Ende 1760 etablierte er ſich als Privatarzt in Neuſatz (Novi Sad). Am 13. Jänner 1763 hatte dieſer probus ac excellens dominus Joannes Apostolovics, medicinae doctor, vir natione Illyrus graeci non uniti ritus, dem Stadtmagiſtrate ſein Privilegium vom Doktorgrade, datiert mit Halle den 11. Oktober 1757, zugeſchickt, und wurde vom 1. Jänner 1763 an zum „publicum civitatis medicum“ angeſtellt mit einem Jahresgehalte von 300 Gulden.[28])

Von ihm angeregt ging nach Halle Medizin zu ſtudieren auch der Sohn des Senators von Novi-Sad, Peter Miloradavić. Er ließ dort drucken ſeine: Dissertatio medica de innocenti infectione venerea (Halae 1768, 4°) und im nächſten Jahre De surdidate ex retropulsa crusta lactea orta (Halae 1769, 4°). In ſeiner Vaterſtadt hatte er kurze Zeit als Privatarzt praktiziert. Im Jahre 1742 wurde er zum Stadtphyſicus in St. Andrä gewählt und veröffentlichte: Dissertatio inaug. med. de saburia primarum viarum (Budae 1778, 8° p. 24).[29])

Zu dieſer Zeit ſtudierte drei Jahre lang auf der Univerſität Halle auch Pachomius Knezević. Er empfing die Prieſterweihe, wurde zum Exarch des Metropoliten P. Nenadović ernannt und auf perſönliche Intervention Kaiſer Joſefs II. zum Biſchof erwählt.[30]) Auf Kaiſer Joſef machte er während ſeiner Banater Reiſe 1768 beim feſtlichen Empfange in Arad einen guten Eindruck. Auf die Frage des Kaiſers während der Feſttafel nach dem Beſuche der ſerbiſchen Kirche, wo er deutſch gelernt habe, gab Knezević zu Antwort: in Ofen, Preßburg und Sachſen. Der anweſende Herzog Albert von Sachſen-Teſchen fragte ihn darauf, ob er in Leipzig ſtudiert habe? Knezević antwortete: „Nein, nicht in Leipzig, ſondern in Halle, und zwar drei Jahre.“ Infolge der kaiſerlichen Empfehlung wurde Knezević ſpäter (am 28. März 1770) zum Biſchof erwählt und ſofort beſtätigt.[31])

Die Zahl armer Studenten an allen Univerſitäten im 18. Jh. war ſehr groß. Eine bedeutende Anzahl derſelben war deswegen im In- und Auslande auf Stipendien und verſchiedene Wohltätigkeitsanſtalten ange-

---

[27]) P. J. Schafarik, Geſch. d. ſüdlav. Literatur. III. Bd. Prag 1865, 360.

[28]) Gj. Rajković, Nega bolesnika i siromaha, Slika iz prošlosti. Letopis M. S. knj. 138, 68. — V. Stajić, Prvi srpski doktori. Kalendar Sv. Sava 1934, 154.

[29]) Schafarik, III, 360.

[30]) D. Ruvarac, Arhimandriti Rakovački. — Srpski Sion 1907, 182. Karlow. Patriarchal-Archiv 55 ex 1768.

[31]) N. Radojčić, Car Josif II prvi put medju Srbima: Srp. Književni Glasnik 1911, 116.

wieſen. An der Peſter Univerſität war z. B. im Schuljahre 1792/3 von allen 281 inſkribierten Studenten (Theologen waren damals keine an der Univerſität) jeder dritte ein Stipendiſt.[32]) Für die reformierten Jünglinge aus Ungarn gab es jedoch zu Ende des 18. Jh.s auch auf ausländiſchen Univerſitäten und Schulen in England, Schweiz und Holland, ſo auch an deutſchen Univerſitäten zu Wittenberg, Halle, Leipzig, Göttingen, Heidelberg und Berlin verſchiedene Stiftungen, die ihnen mehr oder weniger das Studium erleichterten.[33])

Von den deutſchen Univerſitäten ſcheinen damals Halle und Leipzig Hauptmittelpunkte armer Studenten geweſen zu ſein, Leipzig galt geradezu als „universitas pauperum". Beide Orte ſicherten ihnen am eheſten verſchiedene Erwerbsmöglichkeiten als Privatlehrer, Buchdruckereikorrektoren, Muſikanten uſw. Außerdem gab es dann auch Wohltätigkeitsanſtalten, ſo in Halle das „Waiſenhaus" oder „Orphanothrophium", in Leipzig das „Paulinum", in Jena das „Convict", in Heidelberg die „Sapientia" uſw., wo nebſt einheimiſchen Deutſchen auch einzelne ausländiſche, ſo auch einige ſerbiſche Studenten, frei oder gegen ein kleines Entgelt freie Wohnung und Nahrung bekamen.[34])

Dadurch angezogen begab ſich auch Nikolaus Kišdobranſki[35]) (gebürtig aus Saſe in Slawonien) als Zögling des Erzbiſchofs Vidak nach Deutſchland, um dort zu ſtudieren. Weil das Auslandsſtudium verboten und ein Paß dazu ſchwer zu bekommen war, reiſte er über Jaſſy, Lemberg und Breslau nach Leipzig, wo er am 12. April 1777 ankam, und verblieb dort, weil es in Leipzig eine ruſſiſche Kapelle gab, über die Karwoche und die Oſterfeiertage.

Da ſich zu dieſem Zeitpunkt in Leipzig der Inſpektor des Hallenſer Orphanotrophiums befand, bat ihn Kisdobranſki um Auskunft, ob er in das Orphanotrophium auch frei aufgenommen werden könnte, da er an der Hallenſer Univerſität Kirchengeſchichte und polemiſche Theologie ſtudieren möchte.

Der Inſpektor zählte ihm gleich drei große Hinderniſſe, öffentliche Kollegien zu beſuchen, auf: 1.) ſein Bart, 2.) ſein fortgeſchrittenes Alter und 3.) ſeine langen ſchwarzen in Halle nicht üblichen Mönchskleider. Privatkollegien dagegen könnte er ohne alle Hinderniſſe beſuchen. Der gütige Inſpektor fügte noch hinzu, daß er ſich „als jeweiliger Gönner ſeines Volkes" (jakože vsegda bil Vašego roga predstatel) ſeiner bei allen anderen Doktoren annehmen werde, denn von ihm allein hänge ſeine

---

[32]) Schwartner, a. a. O. III, 430.

[33]) Ebda., 414, 427, 430.

[34]) Schulze—Szymank, Das deutſche Studententum von den älteſten Zeiten bis zum Weltkrieg. 3. Aufl. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 154.

Aufnahme nicht ab. Sein Aufnahmegeſuch und die Empfehlung des Erzbiſchofs würde er mit ſeiner eigenen Befürwortung dem Direktor vorlegen und ihn dann benachrichtigen.

Nach einigen Tagen bekam Kišdobranſki zur Antwort, daß er frei ins Orphanotrophium nicht aufgenommen werden könne, für das Studium jedoch brauche er nichts zu bezahlen. Die Angaben des Erzbiſchofs in ſeinem Empfehlungsſchreiben, daß auch ſerbiſche Studenten im Orphanotrophium freien Aufenthalt und Studium genoſſen hätten, entſpreche wohl nicht den Tatſachen; den ausländiſchen Studenten könne man nicht ſo weit entgegenkommen, da man auch genug eigene arme Studenten habe. Um ihn wegen dieſer Zurückweiſung ein wenig zu tröſten, ſchenkte ihm der Inſpektor 800 Stück Griechiſche Epiſtolare von Vitus im Nennwerte von 150 Gulden, die aber niemand nicht einmal anſehen, noch weniger kaufen wollte.

Im Orphanotrophium gab es zu jener Zeit — nach Kišdobranſkis brieflichen Angaben — drei Klaſſen Studenten, die freie Verpflegung und Wohnung genoſſen: Schüler, Expectantes und Praeceptores; die Schüler bekamen zweimal jährlich, die Expectantes einmal wöchentlich und Praeceptores viermal wöchentlich Fleiſch, an anderen Tagen bekamen ſie ein frugales Mahl aus Kartoffeln, Kraut oder Bohnen. Deswegen ſchien es auch dem Direktor nicht paſſend zu ſein, Kišdobranſki in die Klaſſe der Schüler oder der Expektanten aufzunehmen, während ſie in der Klaſſe der Praeceptoren ſchon einen Griechen aus Kronſtadt hatten.

Da es im Orphanotrophium auch drei Klaſſen für zahlende Zöglinge gab, von denen die erſte Klaſſe außer für Quartier, Wäſche und Beleuchtung nur für die Koſt wöchentlich 1 Gulden, die zweite 2 und die dritte Klaſſe 3 Gulden zahlte, wählte Kišdobranſki für ſich die zweite Klaſſe und reiſte am 22. April 1777 nach Halle.

Nach dem Rate des Inſpektors, die Mönchskleider abzulegen oder ſich ein Kreuz umzuhängen, da er ſonſt in öffentlichen Kollegien mit den polniſchen Juden verwechſelt[35a]) und Unannehmlichkeiten haben könnte, zog Kišdobranſki Zivilkleider an und bat den Erzbiſchof das nachträglich zu bewilligen. Ueber ſein weiteres Schickſal in Halle und ſonſt im Leben iſt uns, leider, nichts mehr bekannt.

---

[35]) Originalbrief Kišdobranſkis aus Leipzig, den 21. April 1777, an den Erzbiſchof V. Joanović-Vidak nach Karlowitz. Karlowitzer Patriarchal-Archiv Suppl. Fasc. 1774—1805.

[35a]) So wurde z. B. wegen ſeiner Mönchskleidung auch der ſerbiſche Biſchof von Neuſatz, Joſeph Putnik, in Wien am 25. 5. 1817 als Jude angeſehen: Srpski Sion 1933, 389.

Im Herbſt 1782 kam ſtudienhalber nach Halle auch der bedeutendſte ſerbiſche Schriftſteller im 18. Jh., Doſitheus Obrandović, als Hofmeiſter zweier rumäniſcher Jünglinge in Geſellſchaft rumäniſcher Kaufleute, die zur Michaelis-Meſſe nach Leipzig reiſten.

In Halle angekommen, kleidete er ſich „deutſch", inſkribierte ſich für das Winterſemeſter am 17. Oktober 1782 in den Univerſitätskatalog unter dem Namen „Demetrius Obradovius aus Serbien"[36]) und hörte zumeiſt Profeſſor Johann Auguſt Eberhard[37]) über Philoſophie, Aeſthetik und natürliche Theologie.

Obwohl Obradović nach Halle ſchon innerlich gereift gekommen war, bekräftigten ihn doch in ſeiner ſchon früher gefaßten rationaliſtiſchen Weltanſchauung die Vorleſungen Eberhards noch mehr, der mehr ein Aufklärer und Aeſthetiker als Philoſoph im ſtrengen Sinne des Wortes war und in ſeinen Werken die wichtigſten Lehren der chriſtlichen Kirche im Namen der reinen Vernunft und im Sinne der Aufklärung einer ſcharfen Kritik unterzogen hatte. Aus ſeinen Vorleſungen, die auch Obradović beſuchte, entſtand unter anderem auch Eberhards Buch „Sittenlehre der Vernunft",[38]) das den Standpunkt der Leibniz-Wolffſchen Philoſophie vertrat und auf Obradovićs faſt gleichnamiges Buch „Sovjeti zdravago razuma" (Ratſchläge der geſunden Vernunft) einen unmittelbaren Einfluß hatte.[38a])

Da Eberhard mehr durch ſeinen perſönlichen anregenden Verkehr mit den Studierenden als durch ſeine mittelmäßigen Vorleſungen wirkte, könnte man ſchließen, daß er auch auf Obradović perſönlich Einfluß übte.[38b])

Tränen der Wehmut kamen ihm in die Augen — erzählt uns Obradović in ſeiner berühmten Autobiographie — beim Anblick „wie in dieſem Sitze der Muſen und aller göttlichen Wiſſenſchaften mehr als tauſend Jünglinge fortwährend aus einem Kolleg ins andere eilen . . ." und ebenſo

---

[36]) Archiv für ſlav. Philologie, XXIII, 276.

[37]) Allgem. Deutſche Biographie, V, 570.

[38]) Ueber den deutſch-proteſtantiſchen Gedankenanſtrich in Obradović' Autobiographie: A. Schmaus, Delo Dos. Obradovića: Misao (Belgrad) 1933, 319—320.

[38a]) Sittenlehre der Vernunft. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen von Johann Eberhard. Mit kgl. Preuß. Freiheit. Berlin bei Fr. Nicolai 1781.

[38b]) Vgl. z. B. Eberhards Abſchnitt aus Der Sittenlehre (S. 211): Die Freundſchaft iſt eigentlich eine Art von Liebe, nämlich die vernünftige. Sie beſteht alſo in dem Vergnügen an der Vollkommenheit des Freundes und in der Neigung, ſie zu vermehren. Die beſondere Freundſchaft muß ein höherer Grad dieſer Liebe gegen eine oder mehrere beſondere Perſonen ſein: — mit dem Abſchnitt aus Obradović' „Sovjeti zdravago razuma": „Ljubav nije ništa drugo nego radost o soveršenstvam drugoga, iliti s drugim rečma: Ljubav je neprestana želja i nastojanje, blagopolučije i soveršenstvo oni koje ljubimo uzrokovati, -koliko se više radujemo niovom pravom dobru, toliko i više ljubimo." (Sovjeti zdravago razuma. Dositejem Obradovičem složena. U Laipsigu 1784: Dela D. Obradovića. V drž. Belgrad 1911, 98.

beim Vergleiche des „glücklichen, aufgeklärten und fortſchrittlichen Deutſchlands“ mit den ihm zwar lieberen, aber um deſto erbarmungswürdigeren Ländern Serbien, Bosnien und der Herzegowina.“

In Betrachtung des deutſchen Buchweſens beſchlich ihn Trauer in Erinnerung deſſen, daß bei den Serben immer geſchrien würde: „Geben Sie uns Bücher aus Rußland“. Dadurch wurde er in ſeinem früheren Entſchluſſe noch mehr geſtärkt, in allgemeinverſtändlicher Sprache für das Volk nützliche Bücher zu ſchreiben und zu drucken.

Nach Abſchluß des Winterſemeſters kam er deswegen im April 1783 aus Halle nach Leipzig, inſkribierte ſich am 16. Mai d. J. in den Univerſitätskatalog unter dem Namen: „Obradories, Demetrius, Banta-Temesvar, B. i. 16. V. 1783.“[39]), hörte die Vorleſungen Prof. Borns aus der Phyſik und beſuchte öfters die Predigten des berühmten und liberalen proteſtantiſchen Predigers Zollikofer.

In der Leipziger Breitkopfſchen Buchdruckerei, die auch zyrilliſche Schriften beſaß, gab er damals in ſerbiſcher Sprache ſeine beiden Hauptwerke, die Autobiographie „Život i prikljućenija . .“ und „Sovjeti zdravago razuma“ heraus, die ſeinen literariſchen Ruhm begründeten und im Zuſammenhange mit ſeinen ſpäteren Werken und ſeinem Wirken eine neue Epoche in der ſerbiſchen Literatur und Kultur eröffneten.

Am 27. April 1786 inſkribierte ſich an der mediziniſchen Fakultät der Halliſchen Univerſität der zu Neuſatz als reicher Kaufmannsſohn geborene Serbe Emanuel Janković.

Während der Sommerferien machte er mit ſeinem Lehrer, Profeſſor Schime, eine Reiſe nach Italien und befaßte ſich, nach Halle zurückgekehrt, mit ſchriftſtelleriſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten.

Im Jahre 1787 gab er in ſerbiſcher Sprache in der Leipziger Buchdruckerei Chr. G. Täubel das aus dem Italieniſchen überſetzte Luſtſpiel Goldonis „Die Kaufleute“ (Tergovci) heraus. Im ſelben Jahre veröffentlichte er als Cand. med., ebenfalls bei Täubel, in ſerbiſcher Sprache ſeine phyſikaliſche Abhandlung über die Ausdünſtung des Waſſers nach dem Regen und über den Regen“ (8°,32) als eine Probe ſeiner verſprochenen Volksnaturlehre.

Auf Grund ſeiner Arbeit wurde er einſtimmig zum ordentlichen Mitglied der noch im Jahre 1779 gegründeten „Naturforſchenden Geſellſchaft“ zu Halle aufgenommen. In dem vom Vorſitzenden H. v. Leyſſer und

---

[39]) A. Schmaus, Poslovne veze Dositeja Obradovića sa firmom Breitkopf. — Prilozi za književnost, jezik istoriju i folklor, Beograd 1934 XIV/1—2, 28. Falſch aufgeſchrieben war „Obradories“ ſtatt Obradović und „Banta“ ſtatt Banat.

Sekretär C. L. Hetzel am 15. März 1788 in Halle gefertigtem Aufnahmediplom wird das mit der folgenden Erklärung begründet: „Euer Hochedelgeboren zeichnen ſich ſo ſehr durch die gründliche Kenntnis in der Naturlehre und Mathematik aus, daß wir vollkommen überzeugt ſind, Dieſelben werden ſich zu dem Geſellſchaftlichen Endzweck rühmlichſt mit uns bereinigen."[40])

In der Jenaer Literatur Zeitung (Nr. 88, Freytag den 11. April 1788) kam über die Abhandlung von Janković eine ausführliche anerkennend gehaltene Rezenſion heraus, worin ihr ganzer Inhalt analyſiert und die darin erwähnten Beobachtungen von P. Francois, Maraldi, Buffon und anderen Naturforſchern ſowie von Janković ſelbſt mit der Schlußfolgerung angeführt werden, „daß die Auswahl der Sache ſowohl als die Art des Vortrags dem Endzwecke des Volksunterrichts ſo entſpricht, daß man der ſerviſchen Nation, welcher es noch faſt gänzlich an Büchern in ihrer Mutterſprache fehlet, zu einem ſolchen Lehrer Glück wünſchen kann."

Als Früchte ſeiner Hallenſer Univerſitätsſtudien wären ſchließlich noch die in Manuſkript gebliebenen Originalwerke „Die Moralphiloſophie" und „Der Anfang zur Weisheit" zu erwähnen, worin verſchiedene Begriffe aus der Naturgeſchichte und Vernunftlehre auseinandergeſetzt werden.

Als der am 9. Februar 1788 von Oeſterreich an die Türkei erklärte Krieg unter den Serben die allgemeine Hoffnung erweckte, daß Serbien befreit würde, lehnte Janković den ihm in Leipzig vom ruſſiſchen General Zorić[41]) gemachten Antrag, als Profeſſor an ſeine Militär-Akademie nach Schklow in Rußland zu kommen, ab und beſchloß, ſich ganz der Aufklärung ſeines Volkes durch Lehrtätigkeit und Errichtung einer ſerbiſchen Buchdruckerei und Buchhandlung in dem von den Oeſterreichern eroberten Belgrad[42]) zu widmen.

Als ſich aber das Kriegsglück wandte und Oeſterreich wegen dem diplomatiſch-militäriſchen Drucke Preußens Belgrad räumen mußte, eröffnete Janković ſeine große ſerbiſch-deutſch-franzöſiſche Buchhandlung und und ſeine Buchdruckerei in Neuſatz.[43])

---

[40]) Gj. Rajković, Monojlo Janković: Letopis M. S., knj. 126, 2; Dr. Al. Jwić, Archivska gradja . . . II, 62.

[41]) Simeon Zorics, ein Serbe aus Ungarn, war 11 Monate lang Günſtling der ruſſ. Kaiſerin Katharina II. und wurde von ihr mit der großen Grundherrſchaft in Schklow beſchenkt, wo er auf eigene Koſten eine Militärſchule errichtete. — Vgl. Helbig, Ruſſiſche Günſtlinge. Tübingen 1809, S. 414—419. — Mita Kostić, Srpska naselja u Rusiji Nova Srbija i Slavenosrbija. Beograd 1923. S. 132.

[42]) Kriegs-Archiv Wien, Hofkriegsrat 1789, B 11 883, 13018.

[43]) Mita Kostić, Jankovićeva štamparija i nemačko-francuska knjižara u Novom Sadu, 1790—1820: Letopis M. S., knj. 330, S. 153.

Die Univerſität Halle beſuchte im letzten Jahrzehnte des 18. Jh.s auch Paul Kengyelac,[44]) nachmaliger Archimandrit des Kloſters St. Georg und bekannter ſerbiſcher Naturforſcher und Geſchichtsſchreiber. Er ſtudierte an den proteſtantiſchen Mittelſchulen zu Käsmark, Oedenburg und Preßburg, brachte dann anderthalb Jahre an der Theologiſchen Hochſchule in Petersburg zu und inſkribierte ſich am 4. Auguſt 1791 in die Matrikelliſten der Univerſität Halle als „Paullus Kengyelatz, Hungrus[45]), iuris studiosus".[46])

Nebſt juriſtiſchen Vorleſungen beſuchte er auch die Vorträge des bekannten Naturforſchers J. R. Förſter und zeichnete ſich während eines Beſuches Friedrichs II. durch ſeine Disputation beſonders aus.

Nach Hauſe zurückgekehrt, trat er in den Mönchsſtand, wurde zum Archimandriten des Kloſters St. Georg ernannt und gab als Frucht ſeines Hallenſer Univerſitätsaufenthaltes in ſerbiſcher Sprache ſeine bekannte „Naturlehre" (1811)[47]) und den erſten Band ſeiner unvollendet gebliebenen „Weltgeſchichte" (1821) heraus.

Auch die Univerſität Leipzig hat im 18. Jh. dank dem immer ſtärker ſich ausbreitenden Ruf Leipzigs als Handelszentrum eine größere Anzahl ausländiſcher, u. a. auch ſerbiſcher Studenten angezogen.

Der wiſſenſchaftliche Ruf war es allerdings nicht, der dieſen Zuzug veranlaßte, denn das Niveau der Leipziger Univerſität blieb tief bis ins 19. Jh. hinein mittelmäßig; etwas namhafteres wurde nur in einzelnen Fachwiſſenſchaften, wie in der Philologie durch Prof. Erneſti geleiſtet.

Mehr als die Univerſität, die keine „Arbeitsuniverſität" wie z. B. Halle war, zog ſowohl deutſche, beſonders adelige und wohlhabendere, als auch ausländiſche reiche und adelige Studenten die Stadt Leipzig an, welche im Laufe des 18. Jh.s immer mehr zum Mittelpunkt eines Welthandelverkehrs geworden, als eine Pflegeſtätte feinſter bürgerlicher Sitten zu gelten begann, „Klein-Paris" genannt und als tonangebend auf dem Gebiete der deutſchen Literatur angeſehen wurde.[48])

Die Univerſität Leipzig im 18. Jahrhundert haben — nach einer beſtimmten Ausſage des Erbiſchofs Georgiević aus dem Jahre 1773 —

---

[44]) Gj. Rajković, P. Kendjelac: Letopis M S., knj. 164, 45—57; Jl. Zeremski.

[45]) G. über das Wort „Hungarus", das hier nicht die nationale Zugehörigkeit, ſondern die Staatsangehörigkeit bezeichnet, vgl. Daniel Rapant, K počiatkom mad'arizácije. Preßburg 1927, I, 67—77.

[46]) Skolovanje arhim. P. Kendjelca: Letopis M.S., knj. 313, 363.

[47]) In der er Joh. Reinh. Förſters, als ſeines Profeſſors an der Univerſität Halle (S. 76—80), dankbar gedenkt.

[48]) W. Bruchmüller, Der Leipziger Student, 1409—1909. Leipzig 1909, 75—82.

bis dahin ſchon viele ſerbiſche Studenten beſucht, ihre Namen aber bleiben uns leider bis zur Einſicht in die Univerſitätsmatrikel unbekannt.

Bekannt ſind uns dagegen aus dem 14. Jh. einer und aus dem 18. Jh. drei adelige ſerbiſche Studenten, aus deren erhaltenen Studentenbriefen man ihr ganzes Leben und Treiben auf der Leipziger Univerſität rekonſtruieren und mit dem Leben der inländiſchen deutſchen adeligen und reichen Studenten auf der Leipziger Univerſität vergleichen kann.

Als erſter Serbe auf der Leipziger Univerſität, wie auf allen Univerſitäten Deutſchlands überhaupt, war Johann Jakšić,[49]) der letzte männliche Sproſſe der ſerbiſchen Edelleute Jakšić, berühmter Grundherren der Herrſchaft Nagylak im Cſanader Komitat, das ihnen König Mathias im Jahre 1464, als ſie nach dem Falle Serbiens (1459) mit 1200 Kriegern nach Ungarn emigrierten, als Schenkung überlaſſen hatte.

Der bekannte Karlowitzer Erzbiſchof Paul Nenadović hatte neben mehreren ſeiner Zöglinge an verſchiedenen Mittel- und Hochſchulen Ungarns auch am evangeliſchen Gymnaſium zu Preßburg zwei: die Brüder Moſes und Demeter Rašković, Söhne des Hauptmanns der Peterwardeiner Militärgrenze Alexander v. Raškovićs, der ein Bruder des ehemaligen erblichen Berat-Knes aus Stari Vlah in Alt-Serbien, Athanaſius Rašković war, der während des Türkenkrieges v. J. 1737—1739 mit ſeinen 1500 Reitern auf die Seite der Kaiſerlichen trat, nach ihrem Rückzug aus Serbien emigrieren mußte und von den Oeſterreichern mit dem Range eines Palatin Oberſten der ſerbiſchen Miliztruppen in der Militärgrenze belohnt wurde.[50])

Nach Nenadović' Tode nahm ſich der Brüder v. Rašković ſein Nachfolger Erzbiſchof Georgiević an und ſchickte ſie mit einem Paſſe des Slawoniſch-Syrmiſchen Generalkommandos aus Eſſeg (vom 30. März 1770) ordnungsgemäß verſehen nach Leipzig „ad studia“[51])

Von dem älteren Moſes v. Rašković (geb. 1749) ſind drei Studentenbriefe aus Leipzig erhalten, die uns einen hübſchen und allſeitigen, etwas perſönlich gefärbten Einblick in das ganze Leben und Treiben dieſer zwei adeligen ſerbiſchen Studenten an der Leipziger Univerſität in den Jahren 1771—1772 gewähren und teilweiſe die ſchon bekannten Schilderungen jener vornehmen und wohlhabenden Leipziger Studentenkreiſe ergänzen, die ſich aus dem Adel und gutgeſtellten Bürgerkreiſen rekrutierten und von Za-

---

[49]) S. Borovszky, A nagylaki uradalom története. Budapeſt 1900. — Zitiert nach der Rezenſion von J Radonić in Letopis M. S., knj. 204, S. 305.

[50]) Kostić, Beratliski knez od Staroga Vlaha Atanasije ot Rašković: Glasnik Skopskog Naučnog Društva 1932, XI, 137—144.

[51]) Original-Paß im Privat-Archiv der Familie v. Rašković, Nr. 23, im Beſitze des Pfarrers zu Neštin, N. Suvačarević.

chariä in ſeinem komiſchen Heldengedicht „Renomiſt“ in der Perſon des Leipziger adeligen Studenten Sylvanus ſtark karikiert, von Goethe (in Dichtung und Wahrheit), Detlev v. Raſch, Lenkhard, Rinck und anderen Zeitgenoſſen ſowie auch von der neueren Forſchung realiſtiſcher beſchrieben wurden.[52])

Offenbar hatten die zwei jungen Herren ihrem erzbiſchöflichen Gönner manche Sorge hauptſächlich nach der materiellen Seite hin bereitet, denn der Hauptinhalt des erſten Briefes Moſes v. Raškovićs aus Leipzig (vom 10. Auguſt 1771) an den Erzbiſchof[53]) enthält zahlenmäßig bekräftigte Rechtfertigungen gegenüber dem Vorwurf, zu hohe Geldausgaben gemacht zu haben.

Vom Vorwurfe des Erzbiſchofs, daß ſie zu viel verausgabt hätten, reinigt er ſich mit dem Hinweis, daß die Ausgaben für das erſte Jahr größer ſeien als für nächſte Jahre, weil da viel angeſchafft würde, was auch ſpäter gebraucht werde. Dazu ſei das Leben in Leipzig, wo wegen Brotmangel Faſten und Gottesdienſte abgehalten würden, ſehr teuer. Sie genöſſen eine beſcheidene Koſt: zu Mittag eine Suppe, Gemüſe mit Auflage und Braten, zu Abend zwei Speiſen, alſo etwas beſſer, manchmal auch ſchlechter als die Verpflegung der Bedienſteten in der erzbiſchöflichen Reſidenz zu Karlowitz. Dazu käme noch ein Glas vom mitgebrachten Schikloſcher Wein.

Auf den Vorwurf, daß ſie auch viel auf Honorare für Privatſtunden ausgäben, erinnert er ſeinen Gönner an deſſen Brief vom 4. Jänner d. J., worin er ihnen riet, griechiſch, franzöſiſch, italieniſch und engliſch zu lernen.

Gegen die Meinung des Erzbiſchofs, daß ſeine Bücherrechnungen zu groß wären und daß Bücher für die Bibliothek erſt nach Beendigung der Studien anzukaufen ſeien, gab er zu Antwort, daß er nur ſolche Bücher kaufte, die ihm für die Univerſitätskollegien unentbehrlich ſeien; andere Bücher mit 10, 40 und mehreren Bänden habe er weder jetzt gekauft noch werde er ſie je kaufen können.

„Wenn es mir aber möglich wäre“ — fügte Raškovié ganz im Sinne der Aufklärung hinzu — „wünſchte ich immerhin anſtatt eines Kloſters meinem Volke eine gut ausgeſtattete Bibliothek zu gründen, und wenn dieſelbe auch vom Staub befallen würde wie jene zu Mitrowitz (wo ſein Vaterhaus war), wäre das nicht für mich, ſondern für mein Volk eine Erniedrigung . . . .“

---

52) W. Bruchmüller, Der Leipziger Student, S. 75—109.

53) Veröffentlicht von D. Ruvarac in der Abhandlung: Arhim. J. Rajića Istorija katihizma: Arhiv za istoriju karlovačke mitropolije 1911, S. 31—35.

Aus dem beigelegten Bücherverzeichniſſe ſieht man, daß Raſković von Chriſt. Gottlob Weigl, Collegii Rubri curatore et Senat. Lips. linguae neograecae interpr. iurato, Bücher um 104 Gulden kaufte, daß ſich unter dieſen Büchern auch ſolche befanden — wie z. B. C. du Fresne, Historia Byzantina (Paris 1680) und Lucius, De regno Dalmatiae et Croatiae libri sex (Amſterdam 1666), die er für ſeine Kollegs nicht brauchen konnte, ſodaß der Erzbiſchof mit ſeinen Vorwürfen über zu große Geldausgaben doch recht hatte.

Im Zeitraume vom 20. Mai 1770 bis 7. Juni 1771 haben die beiden Raſković für Privatlehrer ausgegeben: deutſche Sprache 8 Monate 35 Fl., italieniſche Sprache 2 Monate 32 Fl., franzöſiſche Sprache 6 Monate 10 Fl., für den Zeichenmeiſter 6 Monate 6 Fl., für Optik 4 Monate 10,16 Fl.

Für Profeſſoren und öffentliche Lehrer:

Hofrat Prof. Böhm für Statiſt. Geſchichte der Europ. Staaten	9	Fl.
Prof. Clodius für Poet. Litterarium	9	„
Prof. Borz für Theoret. und Prakt. Geometrie	2,20	„
Dem griechiſchen Lehrer für Anfangsgründe der griech. Sprache und für das Buch Lucians	28,3	„
Dr. Sammt für Röm. Rechtsgeſchichte und Pandekten	12	„
Dr. Plattner für Methaphyſik und Anthropologie	8,20	„
Dr. Erneſti für Kirchengeſchichte	3,21	„
Hofrat Prof. Böhm für Naturrecht	6	„
Dem griechiſchen Lehrer für Vorträge und Kommentare Homers, Lucians und Plutarchs	62	„
Prof. Borz für Mathematik	20	„
Immatrikulationsgebühren für beide Brüder	14,4	„
Ärztliche Behandlung des erkrankten Demetrius	22,16	„

Für Koſt und Quartier:

täglich 14 Groſchen vom 20. Mai bis 1. Juni 1770 = 7 Fl., vom 1. Juni bis 21. Okt. = 83,10 Fl., von 22. Okt. 1770 bis 17. Febr. 1771 = 69,10 Fl., vom 18. Febr. bis 25. Mai = 25,2 Fl., für Brot = 38 Fl., Kaffee, Tee, Milch, Bedienung vom 1. Juni bis 21. Okt. 1770 = 26,19 Fl., vom 23. Okt. bis 17. Februar 1771 = 18,15 Fl., vom 18. Febr. bis 23. Mai = 21,8 Fl., für 6 Zuckerhüte 13,7 Fl., für Wein von Ankunft in Leipzig bis 31. Sept. 1771 = 50,3 Fl., für 31 Flaſchen Selters-Mineralwaſſer und für Quartier von Ankunft bis zum 30. Auguſt 1771 = 90 Fl.

Kleiderausgaben:

Sirturock für Demetrius 31,16 Fl., Alltagskleider für Moyſes und Demetrius 62,21 Fl., Feſttag-Uniform für Demetrius 32,18 Fl., für Moyſes 92,22 Fl., 2 Hüte mit Federn, Silberſchnallen für Demetrius und 2 Krawattenſchnallen 20 Fl., 2 Waſchbecken 12 Fl., 2 Knopf-Stöcke 15,06 Fl.

Friſeur, Barbier und Wäſcherin:

Friſeur für beide Brüder für 3 Monate 7 Thaler = 35 Th.; Wäſcherin 3 Monate 3 Th. von Ankunft bis 24. Juni = 9 Th., Barbier 3,8 Th.

Verſchiedenes:

Weihnachtsgeſchenke der Kirche 5,16 Fl., Oſtergeſchenk 5,16 Fl., Silberlöffel 4,9 Fl., Neujahrsgeſchenke nach hieſigem Gebrauche 4,2 Fl., Figuren für Optiſche Laterne 5 Fl., für die Diener der Profeſſoren, für die Stühle in den Kollegs 6 Fl., für Kleinigkeiten und Taſchengeld 72,9 Fl.

Alle Auslagen machen demnach aus 1388 Thaler.

Aus dieſen Verzeichniſſen ſieht man genau, wie fleißig die Brüder v. Rašković auf der Leipziger Univerſität ſtudiert und wie vornehm ſie gelebt haben. Da ſich im Durchſchnitte die Jahresausgaben eines Halliſchen Studenten damals zwiſchen 150—500[54]) Thaler bewegten, müſſen ihre Ausgaben als hoch angeſehen werden.

Moſes v. Rašković bekennt ſie dennoch nur in Bezug auf die Kleiderrechnung überſtiegen zu haben, aber entſchuldigte ſich mit dem Hinweis, daß man auf der Univerſität wiſſe, daß ſie als Zöglinge des ſerbiſchen Erzbiſchofs ſtudierten und daß ſie ein entſprechendes Auftreten ſeinem Anſehen ſchuldig wären.

Die Ausgaben für „Hüte mit Feder", Feſttagsuniform, Silberſchnallen und Knopfſtöcke bezeugen ganz ſicher, daß die beiden jungen Serben die Tracht der adeligen Studenten der Leipziger Univerſität getragen und ſtandesgemäß gelebt haben. „Die Feder war nämlich ein Abzeichen der adeligen Studenten, das ſie ſchon äußerlich von den übrigen Studenten unterſchied."[55])

Da der jüngere Demetrius unterdeſſen ſtarb und im Kloſter Beſchenowo begraben wurde und der Erzbiſchof Georgievič von der Wiener Regierung beanſtandet wurde, weil er die Brüder Rašković als ſeine Zöglinge auf eine ausländiſche Univerſität ſchickte, bezog Moſes[56]) die Univerſität Wien, wo er Polizei- und Kameralwiſſenſchaften bei dem berühmten Profeſſor Sonnenfels ſtudierte, oft Vorleſungen über Anfangsgründe der Chemie hörte und auch andere Vorleſungen der beſten Wiener Univerſitätsprofeſſoren beſuchte, um ſeinen Wiſſensdurſt zu befriedigen.

Während eines Beſuches an der Theologiſchen Fakultät bot ſich ihm Gelegenheit, ſeine theologiſchen Kenntniſſe öffentlich zu zeigen. Als ein Profeſſor der Theologie, welcher zugleich ein katholiſcher Biſchof war, hörte, daß er in Leipzig auch bei dem bekannten griechiſchen Theologen Nikephoros Theotokis privat ſtudiert hatte, forderte er ihn auf, die Dogmen, welche die katholiſche und die morgenländiſche Kirche trennen, auseinanderzuſetzen. „Nos de dogmate τοῦ ἐκ πατὸς ἐκπευομένου πνεύματος atque de dictatoria Romani Episcopi potestate sic graviter discimus, ut orthodoxiam nostrae ecclesiae argumentis et historicis et dogmaticis luculenter probaremus. Quod quidem nunquam fecissem, nisi provocatus fuissem . . . ." ſchrieb er mit freudiger Genugtuung ſeinem Lehrer Theotokis nach Leipzig und dankte ihm für die erworbenen Kenntniſſe.

---

[54]) Paulſen, a. a. O., II, 161.

[55]) W. Bruchmüller, Der Leipziger Student, S. 78.

[56]) Eigenhändige Abſchrift des Briefes Moyſes v. Raskovićs ohne Datum an Nik. Theotokis im erwähnten Privatarchiv der Familie v. Rašković.

Unterdeſſen wurde Erzbiſchof Georgievič von der Illyriſchen Hofdeputation in Wien am 28. Jänner 1773 zur Verantwortung gezogen, warum er trotz des Regierungserlaſſes, daß ausländiſche Hochſchulen nur mit kaiſerlicher Bewilligung beſucht werden könnten, die Brüder Raškovičs an der Univerſität Leipzig ſtudieren ließ.[57])

Er verantwortete ſich (am 22. Februar 1773) dahingehend, daß er die beiden Raškovičs nach Leipzig ſchickte, damit ſie griechiſche Sprache und Kenntniſſe aus dem Kirchenrechte bei den ſich dort befindlichen und darin erfahrenen griechiſchen Geiſtlichen erlangen möchten, da ſie zum geiſtlichen Stande Neigung hätten, „zumal mir bekannt war" — fährt der Erzbiſchof ausdrücklich fort — „daß viele unſerer Nationaliſten vorhin in Leipzig ſtudiert, deren einige hier bey uns Biſchöfe geworden, Offiziers- und Zivildienſte bekleidet, ohne daß ihnen die Reiſe verboten wäre."

Auch in dem beigelegten Verantwortungsſchreiben des Vaters der beiden Rašković, Alexander v. Rašković, Oberſten des Peterwardeiner Infanterieregiments (Mitrowitz, den 18. Februar 1773) heißt es unter anderem: „daß viele von uns (Serben) lange vor meinen Söhnen ihre Studien in Sachſen gemacht haben, ohne deswegen von jemandem vor oder nachher gekränkt worden zu ſein."[58])

Darauf wurde von der Illyriſchen Hofdeputation am 4. März 1773 erneut der kaiſerliche Erlaß verlautbart, daß es verboten ſei, ohne ſpezielle kaiſerliche Erlaubnis fremde Univerſitäten zu beſuchen, nachdem inner der Erbländer nunmehro die beſte Gelegenheit vorhanden iſt, alle guten Wiſſenſchaften zu erlernen."[59])

Kurz darauf, noch 1773, iſt auch Moſes v. Rašković an Tuberkuloſe geſtorben. Sein früher Tod wurde wegen ſeiner hohen Bildung allgemein als ein nationaler Verluſt betrauert.

Der gelehrteſte Serbe jener Zeit und „Vater der modernen ſerbiſchen Hiſtoriographie", Joan Raić, ſagt über Moſes v. Rašković in ſeiner großen ſerbiſchen Geſchichte (IV. Bd., S. 186—7), daß er von allen die ihn kannten wegen ſeiner Kenntnis faſt aller europäiſchen Hauptſprachen und ſeiner großen Erfahrungen in allen Fächern freier Wiſſenſchaft wie ein Wunder geehrt war.

Auch der Erzbiſchof v. Stratimirović (1790—1836) hegte eine weihevolle Erinnerung an dieſen „jungen und gelehrten Serben, der als erſter durch eine außerordentliche in Sachſen zuſammengekaufte Bibliothek unter den Serben wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu propagieren begann."[60])

---

[57]) Patriarchats-Archiv in Karlowitz 372 ex 1773.
[58]) Ebda. 387 ex 1773.
[59]) Ebda. 398 ex 1773.
[60]) Glasnik S.U.D. 72, 183.

Ein anderer, neutraler, Zeitgenoſſe, der ungariſche Biograph Horányi, ſagt ebenfalls über Raškovič, daß er ein Jüngling von außergewöhnlichem Gedächtnis und ſcharfem Geiſte war, der viele Sprachen kannte, auch hebräiſch, ſehr beleſen und ſehr ſchön gebildet war.[61])

Zu Ende des 18. Jh.s ſtudierte an der Leipziger Univerſität auch Paul Petrović von Sokolovik aus Serbien,[62]) der am 12. Mai 1824 im Alter von 52 Jahren in Leipzig ſtarb. Er überſetzte mehrere ruſſiſche Schriften und vermachte am 4. Dezember 1809 der Leipziger Univerſität zur Erinnerung an ſeine frühere Studienzeit 1000 Thaler für Lehrmittel und Stipendien.[63])

Am wenigſten hatten die Serben im 18. Jh. die erſt 1737 gegründete Univerſität Göttingen beſucht, auf der hauptſächlich moderne Wiſſenſchaften, die neuen ſtaatswiſſenſchaftlichen, politiſchen und hiſtoriſchen Fächer gepflegt wurden, aber auch naturwiſſenſchaftliche und mathematiſche Disziplinen gut vertreten waren.

Als erſter iſt uns nach dem bisherigen Stande der Forſchung Athanaſius Stojković bekannt. Er wurde im Jahre 1773 zu Ruma in Syrmien geboren. Nach Abſolvierung proteſtantiſcher Mittelſchulen in Oedenburg und Preßburg in Ungarn begab er ſich, angeeifert von dem Hiſtoriker Raić, ſtudienhalber nach Deutſchland, ſtudierte an der Univerſität Göttingen Philoſophie und Phyſik, wurde zum Doktor der Philoſophie graduiert und zum korreſpondierenden Mitglied der Kgl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen und der Mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena ernannt. Im Jahre 1803 wurde er als Profeſſor der Phyſik an die Univerſität Charkow nach Rußland berufen.

Stojković' erhaltene Studentenbriefe klären uns zwar nicht ſo bis ins kleinſte über ſein ganzes Studentenleben und Treiben an der Univerſität Göttingen auf, wie es der Fall bei den Brüdern v. Raškovićs an der Leipziger Univerſität war, aber ſie bringen uns umſo deutlicher jene menſchenfreundliche und wiſſenſchaftliche Zuvorkommenheit zum Vorſchein, mit der ſich zwei damals bedeutende Göttinger Univerſitätsprofeſſoren Heyne

---

[61]) Horányi, Memoria Hungarorum... III, 145—147.

[62]) P. J. Schafarik, Geſch. d. ſüdſlav. Lit., III, 361.

[63]) Die Univerſität Leipzig 1409—1909. Gedenkblätter zum 30. Juli 1909, 38. — In ſeinem Vermächtnisſchreiben vom 4. Dez. 1809 ſagt v. Sokolović unter anderem: „Hier [in Leipzig] erblickte ich das Licht und erlebte meine Wiedergeburt; hier bildete ſich mein Verſtand und mein Herz, hier fand ich gute Freunde und die Lehrer und Väter der Univerſität verfuhren mit mir gütig, zuvorkommend und freundlich.

O! möge Gott geben, daß viele meiner Landesgenoſſen meinem Beiſpiele folgen möchten, daß auch wir [Serben] einmal in unſerer Heimat das Licht der Wahrheit verbreitet ſehen könnten." — (M. Vesnić, Zaboravljeni patriota: Bratstvo III [1889], 31).

und Schlözer, des jungen ſerbiſchen Studenten angenommen haben, die zum großen Teil die Univerſitäten Deutſchlands unter anderen Völkern ſo bekannt gemacht und auf die Verbreitung der deutſchen Kultur im Auslande ſo fördernd gewirkt haben.

Auch Stojković war auf dem proteſtantiſchen Gymnaſium zu Preßburg Zögling des Erzbiſchofs Stratimirović,[65]) da er ihm erklärte, in den geiſtlichen Stand treten zu wollen.[66]) Aber nach der Beendigung der Gymnaſialſtudien hörte dieſe Unterſtützung aus unbekannten Gründen auf. Sich ſelbſt überlaſſen ging Stojković doch nach Göttingen und inſkribierte ſich an der Univerſität. Da er aber gleich nach kurzer Zeit in Geldverlegenheit kam, ſchrieb er am 1. Oktober 1797 an den Direktor der ſerbiſchen Nationalſchulen im Agramer Schuldiſtrikte Stefan Vujanovſki und bat ihn, daß er ihn bei Stratimirović zwecks weiterer Geldunterſtützung empfehlen möchte. Das Leben in Göttingen ſei teurer, beklagt er ſich, als in Paris und Petersburg. Nur für Kollegiengelder brauche man 120 Fl. Von den Profeſſoren wurde er ſehr gut aufgenommen: „Solche Zuvorkommenheit und Menſchenfreundlichkeit gibt es nirgends!“ Zu ſeiner Freude fand er in der Univerſitätsbibliothek über 1000 ruſſiſche Bücher, die er nach dem Wunſche des Prorektors zu katalogiſieren und mit deutſchen Aufſchriften zu verſehen begann. Die notwendigſten Unterhaltskoſten für ein Jahr ſind: Für Zimmer 30 Th., Holz $1^1/_2$ Klafter (je 10 Th.) 15 Th., Bedienung 12 Th., Wäſche 2 Th., Mittagtiſch je 5 Gr. 60 Th., Abendtiſch je 3 Gr. 36 Th., Kollegien 6 im Semeſter 36 Th., 6 im 2. Semeſter 48 Th., Papier 2 Rieß 9 Th.

Ferner für fremde Sprachen 16 Stunden je 1 Louisdor, jährlich wenigſtens 160 Stunden 50 Th., Kleider 30 Th.: im Ganzen 334 Th. oder 50 Gulden.[67])

Die Geſamtausgaben eines deutſchen Studenten betrugen derzeit im Durchſchnitt jährlich 300 Thaler.[68])

Als dieſer Brief ohne Erfolg blieb, ſandte Stojković an den Erzbiſchof Stratimirović ſelbſt ein Geſuch um ein Stipendium mit beigelegten Empfehlungsſchreiben zweier bekannter Göttinger Profeſſoren, Heynes und Schlözers.

Der berühmte Göttinger Univerſitätsprofeſſor Chriſtian Gottlob Heyne, der während des letzten Drittels des 18. Jh.s unbeſtritten Führer auf dem Gebiete der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften in Deutſchland war und von welchem die Umgeſtaltung des deutſchen Schulweſens im Sinne

---

[65]) Letopis M.S. knj. 202, S. 195.

[66]) Dr. Al. Ivić, Arhivska gradja... II. 118.

[67]) Dj. Rajković, Pisma At. Srokovića: Javor 1880, 1371.

[68]) Paulſen, a. a. O. II, 161.

des Neuhumanismus ausging,[69]) gab ſeinem Hörer Stojković ein in tatſächlich humanem Geiſte verfaßtes Empfehlungsſchreiben: zwecks Stipendienverleihung.

Seine Pflicht verlangt von ihm, ſagt Prof. Heyne darin: ut iuvenibus bonarum litterarum studiosis, non modo institutione ad doctrina, monitis consiliisque, verum etiam, si res ita fert, studio et cura providendi eorum necessitatibus.[70])

Noch inniger hat ſich Stojković' der berühmte Profeſſor der Staatswiſſenſchaften, Auguſt Ludwig Schlözer, angenommen. In dem Empfehlungsſchreiben zwecks Erlangung eines Stipendiums, das er am 23. April 1793 an Stojković ſelbſt adreſſierte, hob Schlözer unter anderem die beſonders günſtigen Bildungsmöglichkeiten für Serben an der Göttinger Univerſität hervor, die beſſer als jene in Rußland ſeien und zu der Aufklärung der Serben viel beitragen könnten.

„Sie beſitzen", ſchrieb Schlözer an Stojković, „bereits ſeltene Kenntniſſe in Wiſſenſchaften und vorzüglich in neuen Sprachen, die die Schlüſſel zu allen adytis der heutigen Gelehrſamkeit und Kultur ſind. Wo finden Sie eine beſſere Gelegenheit von dieſen Schlüſſeln Gebrauch zu machen, ſich dieſe adyta aufzuſchließen, als eben hier?

Selbſt in der alt-ruſſiſchen, oder ihrer Kirchenſprache, wie in der neu-ruſſiſchen, können Sie ſich — was man kaum bei Ihnen glauben wird — hier ausbilden. Nicht nur mein Vorrat an Manuſkripten und Denkſchriften beiderlei Art, ſondern auch der große Reichtum unſerer öffentlichen Bibliothek, liefert ihnen eine Nahrung dazu, die Sie nicht in ihrem Vaterlande vorfinden.

Und da Sie nach Rußland wollen, um ſich dort einer Prüfung zu unterwerfen, mit welchem Anſehen, mit welcher Ehre für Sie und für die Nation würden Sie da in dem gelehrteſten aller ruſſiſchen Klöſter, dem Alexander Newſki Kloſter, auftreten, wenn Sie bei ihrem Examen die in Göttingen concentrierten neueſten Kenntniſſe producierten?!" — ſchrieb ſelbſtbewußt Prof. Schlözer,[71]) der ſelbſt in Rußland viele Jahre verbrachte, dort Univerſitätsprofeſſor war und die dortigen wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe deswegen genau kannte.

Doch Schlözer denkt dabei nicht nur an Stojković, ſein Privatglück, und ſeinen perſönlichen Ruhm allein; „Ihr Vaterland braucht Aufklärung!" — ruft er aus, der Erzbiſchof Stratimirović betreibe ſie zwar, aber er,

---

[69]) Ebda. 35, 43.

[70]) V. Jagić, Novija pisma Dobrovskago, Kopitara i drugih jugozapad. Slavjan. Petersburg 1897, 718.

[71]) Allgem. deutſche Biographie, XXXI, 571.

ſelbſt ein Werkzeug in der Hand der Vorſehung, brauche notwendig andere Werkzeuge, die ihm ſeine erhabenen Pläne ausführen zu helfen imſtande ſeien, und Stojković könnte ihm dabei ſehr brauchbar werden; die allerneueſten philoſophiſchen, hiſtoriſchen, politiſchen und Sprachkenntniſſe würde er allmählich ſo unter ſeine Nation verbreiten können.

„Wahrlich, ich fühle einen kosmopolitiſch-philantropiſchen Drang, dieſe Vorſtellungen, die das Schickſal eines mir ehrwürdigen Volkes intereſſieren möchten, an Ihren Mäzen gelangen zu laſſen,“[72]) endete Schlözer dieſen ſeinen Empfehlungsbrief, der vollen Erfolg erzielte.

Dem Eigendünkel Stratimirović', der ſelbſt ein akademiſch gebildeter Mann war, ſeine Studien auf der Peſter und Wiener Univerſität zurückgelegt und ſich gleichfalls mit wiſſenſchaftlichen Studien befaßt hatte, mußten wohl dieſe Worte zweier ſo bekannter wiſſenſchaftlicher Perſönlichkeiten geſchmeichelt haben. Er ſchrieb (am 31. Mai 1798) an Prof. Heyne, daß er Stojković 150 Fl. ſenden und ihn auch weiter unterſtützen werde.[73])

Ebenſo benachrichtigte Stratimirović darüber Prof. Schlözer und verſprach nächſtes Jahr auch andere ſerbiſche Jünglinge an die Univerſität Göttingen ſchicken zu wollen.

Stojković bedankte ſich höflichſt bei dem Erzbiſchof für die verſprochene Unterſtützung, hob ihm den Rückſtand der öſterreichiſchen Hochſchulen gegenüber der Göttinger Univerſität hervor und bedauerte ſehr, daß der an Schlözer ausgeſprochenen löblichen Abſicht des Erzbiſchofs: zum Nutzen des ſerbiſchen Volkes nächſtes Jahr noch mehrere Serben an die Univerſität ſchicken zu wollen, durch das erlaſſene Verbot, daß öſterreichiſche Untertanen, folglich auch Serben, fremde Univerſitäten nicht beſuchen dürften, ein großes Hindernis in den Weg gelegt worden ſei. „Dieſer Schaden“ meint Stojković, „könnte nur teilweiſe durch Lektüre vermindert werden, da berühmte Autoren der Philoſophie, Theologie, Geſchichte und Politik in Wien verboten ſeien. Darum bleibe den Serben nichts anderes übrig, als die Welt, die in Göttingen glänzt, aus ihrer Umgebung von der Ferne aus zu ſchauen und ihr nicht allzu nahe zu kommen, daß ſie durch ihren Glanz nicht das Augenlicht verlören.“[74])

Im Jahre 1800 wurde Stojković in Göttingen zum Doktor der Philoſophie promoviert und zum Mitglied der in enger Verbindung mit der Univerſität ſtehenden, 1751 errichteten „Sozietät der Wiſſenſchaften“ erwählt, die eine phyſikaliſche, mathematiſche und hiſtoriſch-philoſophiſche Sektion beſaß.[75])

---

[72]) Jagić, Novija pisma, S. 718.
[73]) Ebda. 719.
[74]) Javor 1880, 1403.
[75]) Paulſen, a. a. O. II, 14.

Dann begab er ſich über Prag nach Peſt-Ofen, wo er in ſerbiſcher Sprache ſeine „Phyſik“ in drei Bänden drucken ließ, die „die Ausrottung des Aberglaubens und der für das Menſchengeſchlecht ſchädlichen Vorurteile, die bei meiner Nation faſt ohne Zahl ſind,“ zum Zweck hatte.[76])

Bei ſeiner Durchreiſe durch Prag machte er Bekanntſchaft mit Dobrowſky und wurde zwei Jahre ſpäter, 1803, auf deſſen Vorſchlag „wegen ſeines Eifers, die Naturkunde in ſeinem Vaterlande zu verbreiten, vorzüglich aber durch die in ſerviſcher Sprache von ihm geſchriebene und der Geſellſchaft dargebrachten Phyſik“ zum korreſpondierenden Mitglied der Kgl. Böhmiſchen Gelehrten Geſellſchaft in Prag gewählt.

In ſeinem an die Hl. Synode (am 18. Juni 1801) in Karlowitz eingereichten Geſuche, in den Mönchsſtand aufgenommen zu werden, hebt er unter anderem hervor, daß er die Univerſität Göttingen, zu jener Zeit die beſte auf der Welt, beſucht habe und von fremden Sprachen die deutſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche, engliſche, griechiſche und madjariſche etwas beherrſche.[77])

Als ihn jedoch der Erzbiſchof Stratimirović nicht gleich zum Archimandriten weihen wollte, gab er ſeine Abſicht Mönch zu werden auf und nahm 1803 den Ruf als Profeſſor der Phyſik an die Univerſität Charkow nach Rußland an.

Erzbiſchof Stratimirović hielt aber doch ſein dem Prof. Schlözer gegebenes Verſprechen und ſandte trotz mancher Paßſchwierigkeiten an die Univerſität Göttingen ſtudienhalber ſeinen Neffen Mladen und einen Jüngling Eſtimius Ivanović,[78]) den er zum Mönchsſtande ausbilden laſſen wollte. Nach Hauſe zurückgekehrt verliebte ſich aber Ivanović, heiratete und wurde zum Protopresbyter in Semlin ernannt.

Auch dieſe, hier zum erſten Male zuſammengeſtellte, wenn auch ohne Durchſicht der einſchlägigen Univerſitätsmatrikel noch unzuſammenhängende Ueberſicht der ſerbiſchen Studenten ſowie ihres Lebens- und Studienganges auf deutſchen Univerſitäten zu Halle, Leipzig und Göttingen im 18. Jh. bringt uns klar den bedeutenden Anteil vor Augen, den neben der Wiener und der Peſter Univerſität auch Deutſchlands Univerſitäten und Deutſchlands kulturelle Einflüſſe auf die geiſtige Formung und Bildung jener Generation der ſerbiſchen Oberſchicht hatten, die im 18. Jh. mit Doſitheus Obradović an der Spitze die moderne, neuzeitliche geiſtige Wiedergeburt der Serben in der ehemaligen Habsburgiſchen Monarchie durchführte, während Serbien noch immer ein türkiſches

---

[76]) Dr. V. Franzev, Pisma At. Stojkovića J. Dobrovskom: Prilozi 1930, X/2, 185.

[77]) J. Radonić, Prilozi istoriji slov. preporodjaja: Letopis M.S., knj. 202, 202.

[78]) Javor 1890, 766.

Paſchalik war, in dem ſich aber nach dem letzten öſterreichiſch-türkiſchen Kriege (1787—1791), an dem auch Serben in großer Zahl als Freiwillige teilnahmen, ſchon jene politiſche Gärung zu zeigen begann, aus der der erſte ſerbiſche Aufſtand gegen die Türken unter Karageorg Petrović (1804—1813) und das ſpätere Fürſtentum Serbien entſtanden iſt.

Das deutſche Bürgertum und die Anfänge der deutſchen Bewegung in Ungarn.

Von Fritz Valjavec (München).

Der Anteil des deutſchen Bürgertums an der deutſchen Bewegung Vorkriegsungarns iſt bisher überwiegend ungünſtig beurteilt worden. In der Tat bietet die Geſchichte des ſüdoſtdeutſchen Bürgertums im 19. Jh. den Anblick eines beiſpielloſen Verfalles. Noch am Anfang des Jahrhunderts in vielen Städten zahlenmäßig und kulturell führend, ſank es im Laufe weniger Jahrzehnte zu einer geradezu vollſtändigen Bedeutungsloſigkeit herab und wurde in den meiſten Fällen, abgeſehen von einigen Städten der Randgebiete im Süden, Weſten und Norden des Landes, vollſtändig aufgerieben. Zweifellos läßt dieſer ſtarke Rückgang eine mangelnde Widerſtandkraft des deutſchen Bürgertums erkennen. Es darf aber dabei nicht außer Acht gelaſſen werden, daß die tieferen Urſachen weiter zurückliegen, in der Entwicklung des 17. und 18. Jh.s zu ſuchen ſind und daß die volkliche Widerſtandskraft ſtädtiſcher Sprachinſeln allgemein als gering bezeichnet werden muß. Seitens der ungariſchen Forſchung wurde immer die Anſicht vertreten, daß das deutſche Bürgertum der Städte ſich freiwillig aus eigenem Antrieb dem Madjarentum angeſchloſſen hätte, daß das Deutſchtum der ſtädtiſchen Siedlungen durch den Schwung des ungariſchen Nationalismus mitgeriſſen, zuerſt politiſch, gefühlsmäßig, dann auch ſprachlich dem Madjarentum angeglichen worden ſei. Dieſe ſtark verallgemeinernde Auffaſſung läßt ſich ebenſowenig wie die Meinung halten, daß das deutſche Bürgertum etwa einer zwangsweiſen Entvolklichung zum Opfer gefallen ſei. Gegen die erſte Auffaſſung ſpricht die Tatſache, daß wir nahezu in jeder Stadt Vorkriegsungarns im Laufe des 19. Jh.s Zeichen völkiſchen Abwehrwillens wahrnehmen können. Die zweite Anſchauung wiederum wird dadurch widerlegt, daß etwa bis 1867 von der Anwendung nennenswerter Druckmittel auf das deutſche Element der Städte nicht geſprochen werden kann, während anderſeits der Vorgang der Umvolkung bis zu dieſem Zeitpunkt bereits im weſentlichen abgeſchloſſen und der weitere Verlauf vorgezeichnet war.

Es iſt nicht meine Abſicht, im Rahmen dieſer Studie auf die Urſache dieſes Rückganges einzugehen. Ich möchte mich lediglich auf einige Hinweiſe beſchränken, die den Anteil des deutſchen Bürgertums am Entſtehen der deutſchen Bewegung in Vorkriegsungarn beleuchten.

Es kommt mir daher nicht darauf an, den verſchiedenen Regungen des deutſchen Bewußtſeins in den Städten in der erſten Hälfte und in der Mitte des 19. Jh.s nachzugehen, ſondern den Zuſammenhang

aufzuzeigen, der zwiſchen den Anſätzen zu einer völkiſchen Willensbildung beim deutſchen Bürgertum und der eigentlichen deutſchen Bewegung beſteht, die ſich etwa ſeit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu formen begann.

Es wurde ſchon bisher auf die völkiſch bedeutſame Rolle des ſog. Weinbauerntums hingewieſen, das etwa in Preßburg[1]), aber auch in verſchiedenen kleinen Städten des Banats[2]) eine politiſch wichtige Stellung einnahm. Ueberhaupt lehrt gerade das Beiſpiel der deutſchen Städte des Banats, daß ohne die Mitwirkung des bürgerlichen Elementes der dortigen Städte, das Zuſtandekommen einer deutſchen Bewegung ungleich ſchwieriger geweſen wäre.[3]) Sogar von Städten, deren Mitwirkung an der deutſchen Widerſtandsbewegung nicht feſtſtand, läßt ſich dieſe bei genauerem Nachforſchen nachweiſen. Man denke etwa an Neuſatz, wo ſchon 1879 gegen die Madjariſierung des mittleren Schulweſens Stellung genommen und die Schaffung einer deutſchſprachigen mittleren Lehranſtalt verſucht wurde.[4]) Gerade an Hand dieſes Beiſpiels läßt ſich aber nachweiſen, daß die Verſuche zu einer politiſchen Aktivierung des deutſchen Bürgertums mit den Beſtrebungen eines Mannes zuſammenfallen, dem das völkiſche Erwachen des ungarländiſchen Deutſchtums zu einem ſehr weſentlichen Teile zu verdanken iſt.

Es war ſchon bisher bekannt, daß Edmund Steinacker (1839—1929) ſich in den 70er Jahren des vorigen Jh.s für die politiſche Erweckung des deutſchen Bürgertums Ungarns eingeſetzt hatte. Er ſelbſt ſchreibt darüber in ſeinen „Lebenserinnerungen“:

„Die ſich immer kritiſcher geſtaltende politiſche Lage Ungarns regte natürlich auch zu Erwägungen der Mittel einer Abhilfe und zum Forſchen nach den Gründen der allgemeinen Zerfahrenheit an. Als einen derſelben erkannte ich den trotz aller liberalen und fortſchrittlicheren Anläufe der Deákpartei noch ganz vorwiegend ſtändiſchen bezw. Klaſſencharakter des Abgeordnetenhauſes und der politiſch maßgebenden Kreiſe überhaupt, d. h. das Dominieren der Gentry. In dieſen Anſchauungen begegnete ich mich mit drei hervorragenden Männern der Stadt Preßburg, dem Bürgermeiſter Juſti, dem katholiſchen Stadtpfarrer Heiller[5]) und dem Handels-

---

[1]) Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums. Bd. I, 693.

[2]) In Werſchetz und Weißkirchen. Vgl. Edmund Steinacker, Lebenserinnerungen. München 1937, 96.

[3]) Ebda., 138 ff.

[4]) Valjavec, Die Anfänge der deutſchen Widerſtandsbewegung in Neuſatz: SODF. III (1938) 254—55.

[5]) Ueber ſeine deutſche Geſinnung: „Im Lichte der Wahrheit“ [Hermannſtadt] 1882, 4, wonach er am 19. April 1882 von ſeinem Amt abdankte, weil er „bei der herrſchenden Zeitſtrömung“ dieſes nicht mehr zu verſehen imſtande ſei.

kammerpräſidenten Theodor Edl,[6]) unter deren Einfluß die von einem neuen jungen Redakteur, Karl Koller, geleitete ſtädtiſche „Preßburger Zeitung" einer kräftigen Verteidigung der im Reichstage faſt gar nicht vertretenen ſtädtiſchen Intereſſen zu dienen ſuchte und mit Rückſicht auf den damals noch ausgeſprochen deutſchen Charakter der alten ungariſchen Krönungsſtadt Preßburg auch gegen die immer offen auftretende chauviniſtiſche Madjariſierungstendenz auftrat. In dieſer Zeitung veröffentlichte ich nun im Winter 1873/74 unter dem Pſeudonym Sincerus eine Serie von acht Artikeln unter dem Titel „Das Bürgertum im politiſchen Leben Ungarns". Ich analyſierte darin die ungünſtige politiſche und geſellſchaftliche Entwicklung des Landes. Die dann in einer Broſchüre zuſammengefaßten Artikel[7]) erregten in Preßburg einen großen Sturm, der, vom Konkurrenzblatt, dem „Weſtungariſchen Gränzboten" eifrig angefacht, ſchließlich zu einer „patriotiſchen" Kundgebung des Gemeinderates führte. Statt die Verteidigung der ſtädtiſchen Intereſſen und der nationalen Minderheiten zu billigen, entzog man der „Preßburger Zeitung" das Recht, ſich als Organ der Stadt zu bezeichnen und das ſtädtiſche Wappen zu führen. In den noch immer vorwiegend deutſchen Städten Ungarns fanden aber die Ausführungen der Sincerus-Artikel lebhaften Widerhall und ſympathiſche Aufnahme..."[8])

Noch an einer anderen Stelle ſeiner „Lebenserinnerungen" ſchreibt Steinacker über ſeine Beſtrebungen:

„Dabei arbeitete ich an der Sammlung und Organiſierung des noch deutſch fühlenden Teils der Budapeſter Bevölkerung, an der Weckung des nationalen Bewußtſeins der national Indifferenten und zu dieſem Zwecke an der Schaffung einer ausgeſprochen völkiſchen Zeitung. Verſtändnis für meine Beſtrebungen fand ich beim führer der Konſervativen, Paul Baron Sennyey,..."[9])

Die einfache, zurückhaltende Darſtellung Steinackers läßt die Bedeutung und Tragweite dieſer eben nur angedeuteten Bewegung nicht in vollem Umfang erkennen. Tatſächlich war es doch ſo, daß Steinacker als Sekretär an der Budapeſter Handels- und Gewerbekammer etwa ſeit 1873 eine politiſche Sammlung des ungarländiſchen Bürgertums durchzuführen verſuchte, die bis zu einem gewiſſen Grade zweifellos auch der deutſchen Volksgruppe zugute gekommen wäre. Steinacker deutet ſelbſt an, daß in Preßburg ſowie in anderen Städten ſeine Bemühungen keineswegs ungünſtig aufgenommen wurden.

---

[6]) Ueber ſeine Haltung vgl. Die Deutſchen in Ungarn und Siebenbürgen und der „Deutſche Schulverein". Hermannſtadt 1882, 22 ff. Dazu ergänzend: Steinacker, a. a. O. 122, der ihn geradezu die Spitze der „Preßburger deutſchgeſinnten Elemente" nennt.

[7]) Das Bürgerthum im politiſchen Leben Ungarns. Preßburg 1875.

[8]) Steinacker, a. a. O. 72—73.

[9]) Ebda., 77.

Am wichtigſten erſcheint mir aber, daß die Anregungen Steinackers zum Verſuch einer politiſchen Parteibildung des Bürgertums auf ausgeſprochen ſtändiſcher Grundlage führten, die merkwürdigerweiſe bisher völlig unbeachtet geblieben iſt.[10]) Zwar hatte es ſchon in den 40er Jahren in einem Kreis deutſchgeſinnter Männer um den Preßburger Schulmann Tobias Gottfried Schröer einen gewiſſen Anſatzpunkt zu einer politiſchen Aktivierung des deutſchen Elementes gegeben,[11]) zwar hatte ſchon Eduard Glatz 1843 im Vorwort ſeiner Schrift „Das deutſche Element in Ungarn und ſeine Aufgabe" (Leipzig 1843) die Bildung einer Partei unter den Deutſchen Ungarns angeregt,[12]) was aber nichts daran ändert, daß die erſte Parteigründung der Deutſchen in Ungarn auf Edmund Steinacker zurückgeht.[13]) In einem Artikel „Das parlamentariſche Leben und das Bürgerthum" vom 24. Januar 1875[14]) bezog ſich Steinacker noch einmal auf die Sincerus-Artikel. Bemerkenswert iſt der Schluß ſeiner Ausführungen:

„Eine gründliche Beſſerung unſerer troſtloſen Zuſtände können wir nur dann erwarten, wenn in dem Parlament nicht beinahe ausſchließlich Ariſtocraten und Advocaten, ſondern auch Männer aus dem Bürgerſtand und Volke, die die Bedürfniſſe desſelben kennen und am beſten zu beurtheilen wiſſen, ihre Sitze einnehmen, und über das Wohl des Landes ihre Stimme abgeben werden; ..." Daß dieſer Hinweis Steinackers keineswegs ohne tiefere Abſicht war, beweiſt ein weiterer Artikel vom 29. Januar, worin er ſich „Zur Idee einer ungariſchen Bürgerpartei" äußerte.[15]) In dieſem Aufſatz geht er bereits einen Schritt weiter und weiſt darauf hin, daß Beſtrebungen im Gange wären, an der einſeitigen Zuſammenſetzung der Volksvertretung eine Korrektur vorzunehmen.

„Das Streben nach dieſem Ziele iſt der Ausgangspunkt jener Bewegung, welche in der Hauptſtadt täglich feſteren Fuß in den Bürgerkreiſen faßt. In erſter Linie zielt ſie allerdings darauf hin, tüchtige Vertreter des Handels und der Induſtrie ad personam in den Reichstag zu bringen, welche berufen ſein ſollen, frei von jeder Unterordnung unter die Disciplin irgend welcher der bisherigen politiſchen Parteien, die materiellen Intereſſen des Landes in vorwiegender Weiſe im Auge zu halten und für deren Berückſichtigung unabläſſig zu kämpfen. Und gewiß wird niemand beſtreiten können, daß die Beförderung der Intereſſen des bürgerlichen Mittelſtandes in

---

[10]) Auch Julius Mérei weiß in ſeinem Buche „Magyar politikai pártprogrammok" (Ung. pol. Parteiprogramme), Budapeſt 1934, nichts davon.

[11]) Chr. Oeſer's—Tobias Gottfried Schröer's Lebenserinnerungen. Stuttgart 1933, 207.

[12]) Gottfried Fittbogen, Tobias Gottfried Schröer über die Zukunft des deutſchen Elementes in Ungarn: DUhBl. VII (1937), 58.

[13]) Ein Einfluß von Eduard Glatz auf dieſe Beſtrebungen Steinackers iſt durchaus möglich.

[14]) Pannonia, 24. Jan. 1875.

[15]) Ebda., 29. Jan. 1875.

Ungarn noch für lange Jahre identiſch iſt, mit der Beförderung der vitalſten Landesintereſſen. Inſofern erſcheint auch der Ausdruck „Bürgerpartei" gerechtfertigt...

Indeß ſoll das Beſtreben, Angehörige des Bürgerſtandes in die Legislative zu wählen, durchaus nicht eine einſeitige, engherzige Intereſſenvertretung bezwecken... Darum wird es gewiß nur mit Befriedigung begrüßt werden können, wenn ſich auch Männer aus den Reihen der ſog. „Lateiner" dem Programm der Bürgerpartei anſchließen und auf Grund desſelben candidiren,...

Welchen Erfolg die in der Hauptſtadt mit Energie begonnene Bewegung in der Provinz haben wird, läßt ſich nun freilich jetzt ſchwer vorausſagen. Es wird davon abhängen, ob der Bürgerſtand genug Einſicht und Feſtigkeit beweiſen wird, gegenüber den bisherigen abgenützten Parteiſchlagwörtern, mit denen Ungarn dahingekommen iſt, wo es heute iſt, gegenüber den mannigfachen Verlockungen und Verſprechungen der Repräſentanten der politiſchen Parteien, welche ihre Macht entweder behaupten oder dieſelbe errichten wollen."[16])

Anfänglich ſchien es, als ob die von Steinacker gewünſchte „Einſicht" beim Bürgertum vorhanden geweſen ſei. Auf einer Bürgerverſammlung vom 24. Januar 1875 wurden Richtlinien der Partei veröffentlicht und in der Folgezeit von einem „Executiv-Comité" in die Oeffentlichkeit gebracht.[17]) Noch aus dem Januar ſtammt ein „Aufruf zur Bildung einer ungariſchen Bürgerpartei" (Anhang Nr. I),[18]) dem am 15. Februar ein weiterer Aufruf „An die wahlberechtigten Bürger Ungarns!" folgte.[19]) In der Zwiſchenzeit hatte ſich im Anſchluß an die Budapeſter Bürgerverſammlung vom 24. Januar eine „Hunderter-Commiſſion" gebildet.[20])

Aus einer Zeitungsnotiz vom 7. März erfahren wir, daß auch in Preßburg, Oedenburg und Kaſchau eine Bürgerpartei im Entſtehen begriffen wäre,[21]) während die Zips zwar die Notwendigkeit einer Sammlung des Bürgertums auf ſtändiſcher Grundlage einſah, aber ihre eigenen Wege gehen wollte.[22]) Im Laufe des Jahres ſcheint aber die Bewegung noch weiter um ſich gegriffen zu haben.[23])

Trotzdem hatten die Beſtrebungen nicht den gewünſchten Erfolg. Dies lag weniger daran, daß ſie von der Preſſe der Hauptſtadt totgeſchwiegen wurden[24]), als an den fehlenden Vorausſetzungen zu einer Parteibildung auf breiter Grundlage.

---

16) Ebda.
17) Ebda., 26. Febr. 1875.
18) S. 120—24.
19) Pannonia, 10. März 1875.
20) Ebda.
21) Ebda., 7. März 1875.
22) Ebda., 31. März 1875.
23) Ebda., 12. Dezember 1875.
24) Ebda., 7. März 1875.

Das Programm der geplanten Partei entſprach zwar längſt empfundenen Notwendigkeiten des Handels- und Gewerbeſtandes und wurde auch teilweiſe von den Trägern dieſer Schichten zuſtimmend aufgenommen. Anderſeits war das bürgerliche Element der Städte doch zu ſchwach und auch ſchon längſt zu ſehr zerſplittert, um dem Rufe mit der notwendigen Geſchloſſenheit Folge leiſten zu können. Man darf ferner nicht vergeſſen, daß auch in anderen Ländern derartigen Parteigründungen wenig Erfolg beſchert war.

Die Beſtrebungen, deren eigentlicher Sitz neben Preßburg doch wohl vor allem Budapeſt geweſen iſt, wurden letzten Endes nur von einigen bedeutenden Perſönlichkeiten der Budapeſter Handels- und Gewerbekammer getragen. Ueber den Anteil Steinackers ſind wir leider nur mangelhaft unterrichtet. Eine führende Rolle nach außen wird er nicht geſpielt haben, aber beſtimmt maßgeblich beteiligt geweſen ſein.[25]) Neben Steinacker mochte auch ihr Präſident Baron Friedrich v. Kochmeiſter daran intereſſiert geweſen ſein[26]). Wirklich einflußreiche Perſönlichkeiten, die reale Machtmittel hätten in Bewegung ſetzen können, fehlten indeſſen ebenſo ſehr wie der Zwang der Tatſachen, der breitere Schichten des Bürgertums zu einer Selbſthilfe hätte veranlaſſen können.

Nach dem Scheitern der Parteigründung verſuchte Steinacker in Verbindung mit einigen Gleichgeſinnten im Sommer 1876 die Gründung einer Zeitung in Budapeſt, die die Aufgabe gehabt hätte, „den Anſichten und Intereſſen des Bürgertums Gehör und Geltung zu verſchaffen". (Vgl. Anhang Nr. II)[27]) Der Zweck liegt klar zutage. Man hatte erkannt, daß die Gründung einer Partei ohne Zeitung verfrüht ſei und wollte nun durch die Schaffung eines geeigneten Preſſeorgans dieſer erſt gründlicher den Boden bereiten. Aber es ſtellte ſich bald heraus, daß die Beſtrebungen nach Gründung eines Blattes, welches „in voller Unabhängigkeit die Vertretung der Intereſſen des vaterländiſchen Bürgerthums vornehmlich deutſcher Zunge zu ſeiner Aufgabe haben ſollte", auf zu große Schwierigkeiten ſtießen, da die Geldmittel nicht ausreichten (Vgl. Anhang Nr. III).[28]) Obwohl das Rundſchreiben angeſichts der materiellen Schwierigkeiten die Notwendigkeit kundtat, das geplante Unternehmen aufzuſchieben, „ohne dasſelbe jedoch im Mindeſten aufzugeben" (Ebda.), ſo dauerte

---

[25]) Vgl. auch Steinacker, a. a. O. 77.

[26]) Darauf deutet auch eine Stelle in Steinackers Aufſatz, Pannonia, 29. Jan. 1875: man müſſe „tüchtige Vertreter des Handels und der Induſtrie ad personam in den Reichstag bringen, ..." Wahrſcheinlich bezieht ſich dieſe Stelle auch auf Kochmeiſter.

[27]) S. 125—29.

[28]) S. 129.

es noch mehrere Jahre, bis die Herausgabe dder Zeitung, die unter dem Titel „Budapeſter Tagblatt" erſchien, zuſtandekam.[29]) Das neue Blatt ſchlug anfänglich einen ſehr entſchiedenen Ton an und vertrat die Intereſſen des deutſchen Elementes, vor allem des deutſchen Bürgertums, mit bemerkenswerter Energie. Schon in der erſten Nummer des Blattes[30]) erſchien ein grundſätzlicher Artikel von Edmund Steinacker ſchon mit der bezeichnenden Ueberſchrift „Deutſchungariſches Bewußtſein",[31]) worin es u. a. heißt: „Ja wohl, ihr Herren! Ein neues deutſches Blatt wollen wir ſein für das Volk, für jene Hunderttauſende, die ſich als Ungarn, als treue, gleichberechtigte Bürger des Landes fühlen, . . . die aber gleichzeitig ſtolz darauf ſind, deutſche Bürger ihres Landes zu ſein, für das ihre Väter geblutet und gearbeitet . ."

Da ich abgeſehen von einer Reihe von Zeitungsausſchnitten das Blatt bisher noch nicht zu Geſicht bekommen habe, kann ich mir ein endgültiges Urteil nicht erlauben. Soviel iſt ſicher, daß Steinacker einige Monate am Blatt mitarbeitete, das eine zeitlang ſeine deutſch-bürgerliche Note trug. Aber ſchon verhältnismäßig bald dürfte das Blatt eine Wendung ins farbloſere Fahrwaſſer vollzogen haben, was ſchon daraus hervorgeht, daß das Blatt im Zuſammenhang mit der nationalen Auseinanderſetzung nie mehr erwähnt wurde.[32]) So war auch dieſer Plan, eine politiſche Sammlung des Bürgertums auf dieſe Weiſe vorzubereiten, im Sande verlaufen. Dies lag nicht etwa an einem Druck von madjariſcher Seite, die dieſen Beſtrebungen wenig Beachtung ſchenkte und daher auch ungeſchoren ließ, ſondern an ganz anderen, tieferſitzenden Gründen. Die politiſche Entwicklung des Landes, der auch in volkspolitiſcher Hinſicht energiſche Kurs des Kabinetts Tisza drängte nach einer anderen Richtung. Der Plan Steinackers und ſeiner Geſinnungsgenoſſen war keineswegs unrichtig, entſprach — an der ddamaligen Zeit gemeſſen — nicht nur wohlerwogenen

---

[29]) Das „Budapeſter Tagblatt" iſt mir bis jetzt noch nicht zugänglich geworden. Aus einigen Ausſchnitten aus dieſer Zeitung, die ſich im Zeitungsarchiv des Steinackernachlaſſes (Südoſtinſtitut München) befinden, geht hervor, daß die erſte Nummer am 18. Februar 1880 zu erſcheinen begann. Die Angaben bei Heinrich Réz, Deutſche Zeitungen und Zeitſchriften in Ungarn (München 1935, 52) ſind demnach zu berichtigen.

[30]) Daß es ſich um die erſte Nummer der Zeitung handelt, geht aus einem Artikel Steinackers (Anti-Kraxelhuberiſches, abgedruckt Budapeſter Tagblatt, 23. März 1880) hervor, wo die betreffende Folge als „Probenummer einer ſeit kurzem herausgekommenen Zeitung" bezeichnet wird.

[31]) 18. Febr. 1880.

[32]) Steinacker, a. a. O. 122, erwähnt das Blatt nur einmal flüchtig als „Organ der gemäßigten Oppoſition", als es Karl Grecſák leitete. Das war aber ſchon einige Jahre nach der Gründung.

Standesintereſſen ‚ſondern auch tatſächlich den Belangen des ganzen Landes, dem eine Stärkung des bürgerlichen Elementes nur erwünſcht hätte ſein müſſen. Entſcheidend war aber, daß ſich die Ausführung eines derartigen Vorhabens bereits um einige Jahrzehnte verſpätet hatte. Noch in den 60er Jahren hätte eine ſolche Bewegung große Ausſicht auf Erfolg haben können, 10 Jahre ſpäter bereits war ſie zum Scheitern verurteilt.

Für uns ſind aber dieſe Bemühungen weniger partei- und wirtſchaftspolitiſch von Intereſſe, ſondern *als erſte politiſche Willensäußerung des deutſchen Bürgertums in Ungarn*. Obſchon die Aufſätze Steinackers wie auch die Aufrufe der Partei ſelbſt die Erörterung volkspolitiſcher Fragen vermieden und nur nebenbei den Grundſatz der gegenſeitigen volklichen Duldung ſtreiften, kann darüber kein Zweifel beſtehen, daß das Unternehmen vom Anfang an eine gewiſſe deutſche Note gehabt hätte, die ſich im Laufe der Zeit eher verſtärkt als abgeſchwächt haben würde. Das letzte Schreiben, das die Gründung einer deutſchen Zeitung befürwortete (Anhang Nr. III)[33]), ſprach deutlich genug von „Vertretung der Intereſſen des vaterländiſchen Bürgertums vornehmlich deutſcher Zunge.“ Auch unter den Anhängern der Partei überwogen nicht nur deutſche Namen, ſondern auch Perſönlichkeiten, deren deutſche Haltung erwieſen iſt. Iſt die Annahme richtig, daß an der Parteibildung auch der Präſident der Budapeſter Handels- und Gewerbekammer, Baron *Kochmeiſter*, intereſſiert war, ſo hätte auch dies eine Stärkung der deutſchen Linie bedeutet, da dieſer Sympathien nach dieſer Richtung hatte.[34])

War aber auch dieſes Beſtreben, eine politiſche Sammlung des Bürgertums herbeizuführen, geſcheitert, in dem bis dahin das deutſche Element eine wichtige Rolle geſpielt hatte, ſo darf ihm dennoch nicht eine große Bedeutung für die ſpätere völkiſche Selbſtbeſtimmung des ungarländiſchen Deutſchtums abgeſprochen werden. Der Verſuch zeigte, daß in dem bisherigen Mittelpunkt des ungarländiſchen deutſchen Bürgertums eine politiſche Sammlung nicht mehr durchgeführt werden könne, es zeigte ferner, daß eine politiſche Bewegung wie ſie Steinacker und andere anſtrebten, nicht auf ſtändiſcher, ſondern auf völkiſcher Grundlage erfolgen müſſe. Steinacker ſah, daß eine politiſche Bewegung beim ungarländiſchen Deutſchtum im ſüdungariſchen Landesteil beginnen müſſe. Tatſächlich laßt ſich feſtſtellen, daß Steinacker, nachdem er durch die Wahl in einen ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Bezirk zum Parlamentsmitglied geworden war,[35]) ſeine

---

[33]) S. 129.

[34]) *Steinacker*, a. a. O. 78. 118, 209, 210.

[35]) Ebda., 80 ff.

Werbetätigkeit in Südungarn aufnahm.[36]) Dadurch aber wurde ein entscheidender Ansatzpunkt für die deutsche Bewegung im Vorkriegsungarn geschaffen. Wir können zwar heute noch nicht im einzelnen feststellen, was Steinacker im Banat und in der Batschka geleistet hat.[37]) Daß seine damalige Tätigkeit aber nicht ohne Wirkung blieb, geht allein schon daraus hervor, daß man angesichts des stärkerwerdenden Drucks der madjarischen Sprachpolitik in Südungarn sich der Tätigkeit Edmund Steinackers erinnerte, mit ihm, der in der Zwischenzeit nach Wien übersiedelt war, 1897 Verbindung aufnahm[38]) und dadurch die eigentliche Deutsche Bewegung schuf, die von 1899 an, der Gründung des „Deutschen Tageblattes für Ungarn" (Temeschburg), zu rechnen ist.

Nachbemerkung: Nach der Drucklegung des Aufsatzes fand ich im Steinackernachlass weitere Aktenstücke über die erste, gewissermassen im Zeichen bürgerlicher Aktivität stehende Phase der deutschen Bewegung, die ich in einer der nächsten Hefte der SODF auswerten und — teilweise — veröffentlichen werde.

Anhang.

I.[39])

Aufruf zur Bildung einer ungarischen[40]) Bürgerpartei.

Täglich findet in unserem Vaterlande die Uiberzeugung lauteren und einstimmigeren Ausdruck, daß die heutigen politischen und parlamentarischen Partheien ihre Existenzberechtigung verloren haben, daß Ungarns Staatsleben nicht länger dem gegenstandslos gewordenen Hader oder Intriguenspiel derselben zur Beute fallen darf. daß die in den letzten sieben Jahren ausgegebenenen Partheischlagworte abgenützt sind, daß eine Regeneration

---

[36]) Ebda., 95 ff.

[37]) In seinen „Lebenserinnerungen" (a. a. O.) macht er leider darüber zu wenig Mitteilungen.

[38]) Steinacker, a. a. O. 138—39.

[39]) Reinschrift von unbekannter Hand im Nachlaß Edmund Steinackers, Südostinstitut München. Die spärlichen Verbesserungen rühren z. T. von Steinacker her, die andern sind flüchtige Verbesserungen mit Bleistift. In beiden Fällen handelt es sich um die Richtigstellung von Schreibfehlern.

[40]) Durchgestrichen: „zum Anschluß an die".

des Landes nur von einem gründlichen Syſtemwechſel in der Regierung und Verwaltung desſelben zu erwarten iſt und daß zu dieſem Zwecke eine neue geſunde Parteibildung auf einer, von der bisherigen ganz verſchiedenen Baſis in der Bevölkerung und im Parlamente Platz greifen muß. —

Jeder einſichtige Patriot dürfte erkannt haben, daß die ſtaatsrechtliche Frage nicht mehr das maßgebende Moment für die mit Ablauf der Mandatsdauer dieſes Reichstages unfehlbar eintretende Aenderung unſerer parlamentariſchen und geſammten politiſchen Parthei-Verhältniſſe bilden kann, ſondern daß ganz andere Ausgangspunkte für die Wirkſamkeit der künftigen Volksvertretung Ungarns gefunden werden müſſen. —

Der traurige Zuſtand, in dem ſich unſer Vaterland befindet, fordert nun gebieteriſcher und dringender als je zu ernſtem Nachdenken über die Urſachen der auf allen Staatsbürgern laſtenden nachgerade unerträglichen Verhältniſſe und ſonach zur Schaffung einer Volksvertretung auf, welche zu energiſchem Handeln behufs möglichſt baldiger Beſeitigung wenigſtens der fühlbarſten Uibelſtände geeignet ſein würde, an denen faſt alle Bevölkerungsclaſſen Ungarns leiden. — Die jedem Einzelnen empfindlich fühlbare wirthſchaftliche Stagnation des Landes kann ſich nicht zum Beſſeren wenden, ehe die Finanzen des Landes geordnet werden. Der hiezu erforderliche durchgreifende politiſche Syſtemwechſel iſt aber von einer weſentlichen Abänderung der parlamentariſchen Grundlage bedingt, auf welcher ſich ſeit 1867 die aufeinanderfolgenden Miniſterien aufgebaut haben und auch die gegenwärtige Regierung ruht. —

Wohl ſind die Fehler und Unterlaſſungsſünden unſerer Regierung und all' unſerer politiſchen Verwaltungsorgane nachgerade ebenſo offenkundig wie unerträglich geworden. Sie wären aber entweder nicht geſchehen, oder hätten nicht ſo lange fortbeſtehen können, wenn die Zuſammenſetzung und demzufolge[41]) Thätigkeit des Reichstages eine andere wäre. —

Der unzweckmäßigen und ungerechten Zuſammenſetzung des Parlamentes haben wir den ſtaatsrechtlichen Partheihader und die entſetzliche Sterilität unſerer Legislation, die Schaffung unzweckmäßiger und die Nichtſchaffung dringend notwendiger Geſetze, die ungenügende Controlle der Adminiſtration oder deren ungeeignete Beeinfluſſung und die hieraus fließenden Mißſtände zu verdanken. —

Eine neue geſunde Gruppierung der parlamentariſchen Partheien iſt aber nur möglich, wenn der Reichstag jene Elemente erhält[42]) und weiterhin in ſich aufnimmt, deren abſoluter Mangel oder verſchwindend kleine

---

[41]) Von Steinacker hinzugefügt.

[42]) Von fremder Hand.

Zahl und faktiſche Bedeutungsloſigkeit in der Legislative Ungarns derſelben den Character der Einſeitigkeit aufgedrückt und ſie unfähig zur vollen und richtigen Erfüllung ihrer Aufgabe gemacht hat. —

Die excluſive Herrſchaft des adeligen Grundbeſitzes, die gänzliche Fernhaltung des Bürgerſtandes vom Reichstage iſt eine Anomalie des XIX. Jahrhunderts, die nicht länger fortbeſtehen darf. —

So wie dieſer Umſtand die zur größten Diſcreditirung des Parlamentarismus führende Schwächung der Autorität der ungariſchen Legislative vollſtändig erklärt und als weſentlicher Grund der ſeit 7 Jahren zu Tage getretenen Verkennung aller thatſächlichen Faktoren der Staatlichkeit unſeres Vaterlandes zu betrachten iſt, ſo erſcheint es auch als wichtigſte Pflicht jedes guten Patrioten und als das nächſte und tiefſte Intereſſe jedes denkenden[43]) Staatsbürgers, ſein Möglichſtes zur Beſeitigung dieſes Urgrundes unſerer traurigen wirthſchaftlichen und politiſchen Lage zu thun.

Von dieſer Erkenntniß und von dieſem Streben geleitet, fordern die unterzeichneten Bürger der verſchiedenſten Gegenden und Städte unſeres Vaterlandes, ohne Unterſchied der Nationalität und bisherigen politiſchen Partheiſtellung ihre Standes- und Geſinnungsgenoſſen auf das wärmſte auf, ihnen bei der Gründung und Organiſirung einer über ganz Ungarn ſich verbreitenden **Bürgerparthei** ihre tatkräftige Theilnahme und Unterſtützung zuzuwenden. —

Die Nothwendigkeit des Entſtehens einer ungariſchen Bürgerparthei glauben wir mit dem Hinweis auf die Nothwenddigkeit einer nach dem Beiſpiele anderer europäiſcher Culturſtaaten zu bemeſſenden, an Zahl und Einfluß genügenden Vertretung der bürgerlichen Elemente in unſerm Reichstage genügend motiviert zu haben. —

Bei dem enormen numeriſchen Uiberwiegen der ackerbautreibenden Bevölkerung gegenüber dem Gewerbe-, Handels- und überhaupt intelligenten Mittelſtand im ganzen Lande, bei dem außerordentlichen Einfluß des adeligen Elementes auch in dem ungebildeten Theil der bäuerlichen Wähler, bei der in den meiſten Wahlbezirken zu Tage tretenden Erdrückung der Intelligenz durch die politiſch unmündige, nur zu oft käufliche Maſſe iſt ein feſtes Zuſammenſchließen des bürgerlichen Mittelſtandes zur Geltendmachung ſeines berechtigten Einfluſſes auf die Geſchicke des Landes unabweislich erforderlich. —

Dieſe ſelbſtbewußte Aeußerung der Exiſtenz des für den wirthſchaftlichen und Culturfortſchritt jedes Staates, ganz beſonders aber unſeres Vaterlandes, wichtigſten Faktors wird der Sympathie und Unterſtützung

---

[43]) Desgl.

jedes einſichtigen Patrioten und klardenkenden Politikers auch andern Standes oder Intereſſenkreiſes ſicher ſein dürfen, wenn das objective Urtheil eines ſolchen nicht durch ſtarres Feſthalten an abgenützten Schlagworten, oder durch egoiſtiſche Motive, durch das Beſtreben nach Erhaltung oder Erringung der Macht und der mit ihr verbundenen perſönlichen Vortheile getrübt und gefälſcht wird. —

Die Vertreter des Bürgerſtandes im ungariſchen Parlamente werden nie eine ſolche Rolle ſpielen wollen oder auch nur können, wie die Anhänger der nach rein politiſchen Anſchauungen entſtandenen Reichstagspartheien. Noch auf unberechenbare Zeit hinaus werden ſie ſelbſt in dem Falle, daß alle rein oder vorwiegend ſtädtiſchen Wahlbezirke auf Grund des Programmes der Bürgerparthei wählen, ſtets einen verhältnismäßig geringen Bruchtheil der Geſamtheit der Reichstagsabgeordneten bilden und dieſelbe nie zu majoriſieren im Stande ſein.

Wohl aber würden ſie nicht nur berufen, ſondern auch fähig ſein, die ſpeziellen bürgerlichen Intereſſen zur Geltung zu bringen, die legislatoriſche Initiative zur Schaffung aller Bedingungen materiellen Wohlſtandes und culturellen Fortſchritts zu ergreifen und durch ihren Einfluß auf die übrigen Reichstags-Partheien wirkſam zu fördern, endlich im gegebenen Falle mit jener Parthei gemeinſam zu handeln, welche für die wahren Landesintereſſen das meiſte Verſtändnis an den Tag legt. —

Von einem Vorwurf excluſiver Intereſſenvertretung kann da wohl nicht ernſtlich die Rede ſein, während das ungariſche Parlament bei ſeiner bisherigen Zuſammenſetzung und Wirkſamkeit viel eher dieſe Bezeichnung verdient und die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre nur zu offenkundig die verderblichen Conſequenzen ſolch' einſeitiger Tendenz an das Licht gebracht haben. — Gerechtigkeit und Verſtändnis für die Intereſſen aller Staatsbürger kann nur von einer geſetzgebenden Körperſchaft erwartet werden, in der auch alle Klaſſen ihre Vertretung finden. — Nur die aus einer ſolchen hervorgegangene Regierung wird imſtande ſein, die berechtigten Anſprüche der Geſammtheit der Staatsbürger ſomit auch des bürgerlichen Mittelſtandes zu befriedigen. —

Zur Geſundheit des Staatsorganismus iſt ein kräftiger Mittelſtand, zur Schaffung und Erhaltung eines ſolchen die ausgiebige Vertretung desſelben im Reichstage, und zu deren Ermöglichung die Conſtituirung ſämmtlicher Angehörigen desſelben zu einer bei den Reichstagswahlen geſchloſſen auftretenden Parthei unbedingt erforderlich. —

Die ackerbauende Bevölkerung kann die Entfaltung eines vaterländiſchen Mittelſtandes, ſomit auch die Schaffung einer auf[44]) Förderung und

[44]) Von Steinackers Hand.

Geltendmachung der Intereſſen desſelben in der Legislative abzielenden Bürgerparthei nur mit Freuden begrüßen, weil ſelbſt das dauernde Prosperieren des Landbaues von der Blüthe des Handels und der Induſtrie bedingt iſt, und die harmoniſche Entwicklung ſämmtlicher Faktoren wirthſchaftlicher Wohlfahrt und darauf fußend culturellen Fortſchritts, ſocialer Geſundheit, politiſcher Freiheit und ſtaatlicher Macht und Größe nur auf dem vorgezeichneten Wege, nur durch muthige und ausdauernde politiſche Selbſthilfe des bürgerlichen Elementes erreicht werden kann. —

Unſer Programm ermöglicht jedem Patrioten, ohne Unterſchied der Nationalität und der bisherigen Partheiſtellung, den Beitritt zur ungariſchen Bürgerparthei und dürfte in ſich die Gewähr eines heilſamen Einfluſſes der Anhänger desſelben im Parlamente auf die zukünftige Geſtaltung der äußern und inneren Verhältniſſe unſeres Vaterlandes tragen. — Es iſt nur bei theilweiſer Durchführung geeignet, dem bisherigen unfruchtbaren und verderblichen ſtaatsrechtlichen Partheizwiſt, welcher die politiſche und volkswirtſchaftliche Entwicklung Ungarns zum großen Theile aufgehalten hat, wenn nicht zu beſeitigen, ſo doch zu mildern und für die Zukunft unſchädlicher zu machen, die vielſprachigen Bürger unſeres Staatsweſens als gleichberechtigte Mitarbeiter am Wohle des Landes zu gemeinſamer Wirkſamkeit zu vereinen und zu einer der Grundlagen für die Schaffung einer für jeden einzelnen Staatsbürger und für die Ehre und Größe Ungarns heilſamen Regierung zu werden.

Von der gemeinſamen Liebe zum Vaterlande und von der Bethätigung offenen Bürgermuthes erwarten wir einen zahlreichen Anſchluß an die ungariſche Bürgerparthei und bei den nächſten Reichstagswahlen die energiſche Geltendmachung der von ihr adoptirten Prinzipien. —

Inzwiſchen fordern wir alle Gleichgeſinnten auf, ſich in ihren Kreiſen zu conſtituiren, ihren Beitritt zu dem Programm der Bürgerparthei zu erklären und etwa gewünſchte Modifikationen einzelner Punkte desſelben zu formuliren. —

Die Abhaltung einer Landesverſammlung der ungariſchen Bürgerparthei wird allen beigetretenen Genoſſen bekannt gegeben und zur Wahl von Delegierten jede Stadt eingeladen werden, wo die Partei ſich als ſolche zu conſtituiren beabſichtigt. —

Im Januar 1875. —

II.[45])

An das Bürgerthum Ungarns!

Die unhaltbare politiſche und volkswirthſchaftliche Lage, in welcher unſer Vaterland Ungarn ſich befindet, hat in einem großen, jedenfalls aber im wahrhaft patriotiſchen und denkenden Theile der Staatsbürger die Überzeugung gereift, daß eine gründliche Aenderung derjenigen Zuſtände angeſtrebt werden muß, deren Druck heute den Aufſchwung des Staatsweſens hindert und die Prosperität, ja Exiſtenz ſeiner einzelnen Angehörigen untergräbt.

Unter dieſen Zuſtänden, deren ſchädigende Wirkung auf allen Lebensgebieten ſich ſchwer fühlbar macht, leidet ganz beſonders der die wichtigſten produzirenden Klaſſen umfaſſende bürgerliche Mittelſtand.

Soll es wahrhaft beſſer werden in unſerem theueren Vaterlande, ſoll die Beſeitigung der mannigfaltigen Hinderniſſe erreicht werden, welche als Erbſchaft des aus unſeren Geſetzen kaum beſeitigten, aber noch im Fleiſch und Blut der ehemals bevorrechtigten und politiſch allein maßgebenden Klaſſe gebliebenen Feudalismus, der freien und geſunden Entwicklung auf politiſchem und volkswirthſchaftlichem Gebiete im Wege ſtehen, ſo muß jeder Patriot, der ſich als Sohn unſeres fortgeſchrittenen Jahrhunderts fühlt, die aus dieſer Lage ſich ihm gebieteriſch aufdrängende Pflicht ernſtlich in's Auge faſſen und bewußt erfüllen.

Vor Allem muß das vaterländiſche Bürgerthum ſeine bisherige Paſſivität aufgeben und darf ſich nicht länger im Schlepptau von Führern bewegen, die außerhalb des Bürgerthums ſtehend, letzteres als Werkzeug ihrer profeſſionsmäßigen politiſchen Thätigkeit zu benützen ſtreben. Das bürgerliche und ſtädtiſche Element Ungarn's muß ſelbſtbewußt diejenige Stelle im öffentlichen Leben einzunehmen trachten, die ihm nach ſeinem Werthe und nach ſeiner Bedeutung im modernen Staate gebührt und die es in allen ziviliſirten Ländern inne hat.

Mit dem Anſpruch auf dieſes Recht iſt aber auch unlöslich die Pflicht für die bürgerlichen Elemente verknüpft, mehr als bisher an der Beſſergeſtaltung der vaterländiſchen Verhältniſſe lebhaften und werkthätigen Antheil zu nehmen.

Dies gebietet nicht nur die patriotiſche Pflicht, es gebietet es ebenſo das wohlverſtandene eigene Intereſſe. Sollen die Städte, die wichtigen Centren der Induſtrie, des Handels und der allgemeinen Bildung bei dem Vorherrſchen der auf Galvaniſirung des ehemaligen Comitatslebens ge-

---

[45]) Zweiſpaltiges, doppelſeitig bedrucktes Folioblatt (Druck von Victor Hornyánſzky). Steinackernachlaß.

richteten Tendenzen nicht wirthſchaftlich ebenſo wie politiſch verkümmern, ſo muß deren Bürgerſchaft das Prinzip der Selbſthilfe auf ihre Fahne ſchreiben und entſchloſſen für eine wirkſamere Vertretung ihrer Intereſſen ſorgen, die mit den wichtigſten Intereſſen des Staates übereinſtimmen.

Eines der wichtigſten Mittel dieſer Aktion iſt unſtreitig die Gründung eines vollſtändig unabhängigen journaliſtiſchen Organes, das im Brennpunkte des politiſchen Lebens des Staates, in der Hauptſtadt erſcheinend, vor Allem berufen wäre, den Anſichten und Intereſſen des Bürgerthums Gehör und Geltung zu verſchaffen, die Herbeiführung geſunderer parlamentariſcher Zuſtände anzuſtreben und gegenüber dem Ueberwuchern des gehaltloſen politiſchen Parteilebens für die Inaugurirung einer, den Anforderungen des ſteuerzahlenden Volkes gewiſſenhafter als bisher entſprechenden realen Intereſſenpolitik einzutreten.

In vielen Städten Ungarn's haben ſich bereits erfreuliche Anfänge einer Bewegung für das lebhaftere Eingreifen der Bürger-Elemente in das politiſche Leben bemerkbar gemacht. Dieſe Bewegung zu fördern, in immer weiteren Kreiſen zu wecken und die Ziele derſelben klar zu ſtellen, wäre in erſter Linie die Aufgabe eines ſolchen journaliſtiſchen Organes.

Auf der Baſis der pragmatiſchen Sanktion und des Ausgleichs vom Jahre 1867 fußend, welche die Jahrhunderte alte Verbindung Ungarn's mit Oeſterreich regeln und die konſtitutionelle Behandlung und Verwaltung der gemeinſamen Angelegenheiten und Intereſſen beider Staaten der Monarchie ſichern, hätte das neue Blatt *in politiſcher Beziehung* für die Erweiterung des Einfluſſes der bürgerlichen Elemente auf die adminiſtrative und parlamentariſche Thätigkeit, für zeitgemäße Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu kämpfen und dadurch den Ausbau des modernen Rechtsſtaates zu fördern.

Den bürgerlichen Elementen, dem Städteweſen tragen die jüngſten Verwaltungsgeſetze nicht die gewünſchte Rechnung. Durch Aufhebung zahlreicher, nicht nur hiſtoriſch berechtigter, ſondern auch durch Intelligenz, Gewerbefleiß und Patriotismus hervorragender Munizipien iſt der heilſame Einfluß des bürgerlichen Mittelſtandes auf das öffentliche Leben noch mehr beſchränkt worden, als dies ſchon bisher durch das Ueberwuchern des Komitatsweſen der Fall war. Das Bürgerthum aber muß im Gegenſatze zu dieſer jetzt vorwaltenden Tendenz in ſeinem eigenſten Intereſſe nicht minder als in jenem des Vaterlandes darnach ſtreben, daß die *politiſche Gemeinde zur Grundlage der Adminiſtration* erkoren werde. Dieſe Baſis bietet die einzige Möglichkeit, der wirklichen Selbſtverwaltung der Staatsbürger den weiteſten Wirkungskreis zu gewähren und an der Spitze des Staates doch eine ſtarke Regierung zu ſehen.

Bei den inproduktiven Staatsausgaben würde das Blatt die weitgehendſte Einſchränkung anſtreben und für Verbreitung der Einſicht thätig ſein, daß zur Herſtellung des finanziellen Gleichgewichtes nicht ausſchließlich die Erhöhung der Steuern in Anwendung zu bringen ſei, ſondern in erſter Linie Maßregeln in's Auge gefaßt werden müſſen, welche die Steuerfähigkeit der Staatsbürger auf eine höhere Stufe zu heben geeignet ſind.

Das Blatt würde entſchieden die Anſicht vertreten, daß *freiſinnige Grundſätze für die kirchlichen und Schulangelegenheiten* zu maßgebender Geltung gebracht werden müſſen. Die Autonomie iſt auf dieſem Gebiete ein ebenſo wichtiger und wohltätig wirkender Faktor, wie die Selbſtverwaltung auf dem Gebiete der Staats- und Communal-Adminiſtration.

Freiſinnige Prinzipien würden im Intereſſe des Vaterlandes auch in Betreff der *Sprachenfrage* vom Blatte verfochten werden. Denn für das Erblühen, für den Aufſchwung eines polyglotten Staates, iſt die *Eintracht* zwiſchen den Staatsbürgern verſchiedener Zunge, die gegenſeitige Sympathie der verſchiedenen Nationalitäten und die Freiheit ihrer Entwicklung eine unerläßliche Bedingung. Die geſetzlichen Beſtimmungen in Betreff der Staatsſprache, die in der hiſtoriſchen Entwicklung Ungarns ihren Urſprung und ihre Berechtigung finden, ſind natürlich zu reſpektiren. Dabei ſoll aber auf keiner Seite überſehen werden, daß chauviniſtiſche Ueberhebung der Zwietracht zwiſchen den Staatsbürgern die Schleußen öffnet, während die Verſöhnung der oft unbedachter Weiſe genährten nationalen Gegenſätze durch gegenſeitige Achtung der geſetzlichen und natürlichen Rechte ſämtlicher Landesbewohner eine Lebensfrage für Ungarn iſt. Dem Gewiſſenszwang und dem Sprachenzwang, die einer und derſelben Wurzel, der Intoleranz, entſpringen, wird das neue Organ mit Mäßigung, aber entſchieden entgegentreten.

Mit größter Energie würde ſich das Blatt die Förderung aller Cultur- und Bildungsintereſſen angelegen ſein laſſen, weil in deren Pflege die ſicherſte Garantie des geiſtigen und dadurch auch materiellen Aufſchwunges der Nation und einer würdigen Stellung derſelben unter den Culturvölkern Europas, in deren Vernachläſſigung aber eine drohende Gefahr ihres Zurückbleibens und damit auch für die conſtitutionelle Freiheit und politiſche Selbſtſtändigkeit Ungarns gelegen iſt.

In volkswirthſchaftlicher Beziehung würde ſich das zu gründende journaliſtiſche Organ die Aufgabe ſtellen, dem Grundſatze der wirthſchaftlichen Freiheit nach allen Richtungen hin Rechnung zu tragen und für die Durchführung der hiemit im Einklange ſtehenden Reformen mit Beiſeitelaſſung jeder nichtſachlichen Rückſicht einzutreten.

Es würde unter prinzipieller Betonung der Grundsätze des Freihandels, bei der praktischen Anwendung derselben vor Allem den Bedingungen der industriellen, kommerziellen und agrikolen Entwicklung Ungarns, indeß auch so weit als geboten dem wirthschaftlichen Verhältnisse zu Oesterreich Rechnung tragen.

Die Interessen des Gewerbestandes würden im neuen Blatte eine warme Vertretung, und eine Regelung unserer gewerblichen Verhälnisse durch Schaffung autonomer Organe unter Wahrung der Gewerbefreiheit würde in demselben rege Fürsprache finden.

In Handelsangelegenheiten würde das Blatt sich stets im Kontakte mit den berechtigten Wünschen und Bestrebungen des Handelsstandes halten und würde dem Handelstheile des Blattes eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Selbstverständlich würde die spezielle Berücksichtigung der Handel- und Industrieinteressen keine einseitige sein und niemals auf Kosten der vaterländischen Landwirthschaft geschehen, vielmehr dem Gedeihen derselben als der Grundlage des wirthschaftlichen Gedeihens in unserem Vaterlande überhaupt die möglichste Rücksicht gewidmet werden.

Zur Gründung eines solchen politischen und volkswirthschaftlichen Blattes, welches vom nächsten Herbste an unter dem Banner politischer und wirthschaftlicher Redlichkeit und Unabhängigkeit für die soeben entwickelten Grundsätze mit vorwiegender Berücksichtigung der Postulate des vaterländischen Bürgerthums einstehen soll, sucht ein provisorisches Komité das erforderliche Gesellschaftskapital, welches als Gründungs- und Garantiefond den Bestand und die Unabhängigkeit dieses Blattes sichern soll, durch Zeichnung von Antheilscheinen aufzubringen. Die Zeichner werden Miteigenthümer des Blattes und sollen die programmgemäße Haltung desselben durch ein aus ihrer Mitte gewähltes Komité überwachen können.

Das zu gründende Blatt wird keiner der bestehenden politischen Parteien dienstbar, daher bei der Besprechung der verschiedenen Phasen des öffentlichen Lebens durch keinerlei Rücksichten der Parteidisziplin gebunden sein, jedoch unabläſſig für natürliche gesündere Parteigruppierungen im Lande wie im Parlamente wirken.

Der Regierung gegenüber wird das Blatt keine prinzipiell oppositionelle Stellung einnehmen, sondern für die Beurtheilung der Wirksamkeit der Regierung wie der Legislative stets das im Vorstehenden festgestellte Programm, d. h. die Prinzipien des Rechts, der politischen und volkswirthschaftlichen Moral und die Rücksichten des allgemeinen Wohles mit besonderer Berücksichtigung der Interessen des vaterländischen Bürgerthums als maßgebend erkennen.

An alle Geſinnungsgenoſſen im Vaterlande ergeht nun der Aufruf, ſich in materieller und geiſtiger Beziehung an der Schaffung einer wahrhaft unabhängigen, keinerlei perſönlichen Einzelintereſſen, noch den Intereſſen einer Erwerbsgeſellſchaft oder Clique dienenden Zeitung auf Grundlage der oben auseinandergeſetzten Prinzipien zu betheiligen.

Budapeſt, im Juni 1876.

Das proviſoriſche Komité.

III.[46])

Obwohl die Beſtrebungen nach Gründung eines Blattes, welches in voller Unabhängigkeit die Vertretung der Intereſſen des vaterländiſchen Bürgerthums vornehmlich deutſcher Zunge zu ſeiner Aufgabe haben ſollte, einer ſehr erfreulichen Sympathie begegnet ſind, und auf die Aufforderung des unterzeichneten Comités ſowohl die Zeichnungen für den Gründungsfond einen Zuwachs erfahren haben, als auch zahlreiche vorläufige Pränumerationen erfolgt, theilweiſe auch eingeſendet worden ſind, ſo hat ſich dennoch die materielle Grundlage, auf welcher das Unternehmen die Garantien ſeines Beſtandes in ſich tragen ſollte, als nicht genügend ſicher gezeigt, um ohne Befürchtung eines Mißerfolges ſchon im Herbſte des abgelaufenen Jahres vor die Oeffentlichkeit treten zu können.

Sowohl dieſe Erwägung, als die in den letzten Monaten ſtets ernſter ſich geſtaltende politiſche Lage, welche das Intereſſe für innere Fragen momentan in den Hintergrund drängt, mußte das Comité, welches ſich die Gründung eines ſolchen Blattes[47]) beſtimmen, die Ausführung ſeines Vorhabens zu vertagen, ohne dasſelbe jedoch im Mindeſten aufzugeben.

Hievon glauben wir ſämmtliche Geſinnungsgenoſſen, die in irgend welcher Weiſe ihr Intereſſe für die Sache an den Tag gelegt haben, und auf deren künftige werkthätige Unterſtützung das Comité nach wie vor ſicher zählt, mit dem Bemerken verſtändigen zu müſſen, daß die bereits eingezahlten Beträge bei der I. ung. Gewerbebank deponiert worden ſind und dort ſamt den in Raten einfließenden weiteren Zahlungen auf die für das Unternehmen gezeichneten Gründungs-Beträge ſolange erliegen werden, bis — hoffentlich noch in dieſem Jahre — der geeignete Moment zur Realiſirung des allerſeits als zeitgemäß anerkannten Unternehmens gekommen ſein wird.

---

[46]) Foliobogen. Briefpapier. Auf einer Seite bedruckt. Am Anfang des Rundſchreibens zwei vorgedruckte Linien für Anſchrift und Anrede. (Buchdruckerei J. C. Wilckens & Sohn). Steinackernachlaß. — Das Rundſchreiben ſtammt laut eines im Steinackernachlaß befindlichen datierten Exemplars aus dem März 1877.

[47]) An dieſer Stelle iſt etwa das Wort „vornahm" ausgefallen.

Das Comité wird dann nicht verfehlen, neuerdings an alle bisherigen Freunde der guten Sache zu appeliren und um Zuführung noch weiterer Geſinnungsgenoſſen zu bitten.

Die eingelaufenen Pränumerationsbeträge ſind wir auf den etwaigen Wunſch der Betreffenden bereit, der I. ung. Gewerbebank zu entnehmen und zurückzuerſtatten, wenngleich zur Vermeidung einer neuerlichen Einladung und Einſendung zur Zeit des endlichen Erſcheinens unſeres Blattes die Belaſſung in dem erwähnten Inſtitut uns erwünſchter wäre.

Ebenſo erſuchen wir die Zeichner von Gründungsbeiträgen, dieſelben in möglichſter Bälde eventuell in beliebig zu beſtimmenden Raten einzahlen zu wollen, welche ſolange als das Blatt nicht erſcheint, bei der I. ung. Gewerbebank deponirt werden und Eigenthum der Zeichner bleiben.

Schließlich haben wir den Geſinnungsgenoſſen zur Kenntniß zu bringen, daß etwaige Zuſchriften und Sendungen nicht mehr an Herrn Hermann Beheft zu richten ſind, nachdem derſelbe wegen anderweitiger Inanſpruchnahme aus dem Comité ausgetreten iſt. An deſſen Stelle übernimmt alle Sendungen und die Ertheilung jeglicher Auskunft in Sachen der projectirten „Peſter Preſſe“ und den brieflichen Verkehr mit den Geſinnungsgenoſſen ſowie die Haftung für eingeſendete Beträge im Auftrage des Comités für Schaffung eines Organs des vaterländiſchen Bürgerthumes Reichstagsabgeordneter Ö. Steinacker, Budapeſt, IV. Kronprinzgaſſe 2.

In der ſichern Hoffnung, daß die Zeitverhältniſſe bald geſtatten werden, Ihnen in nicht ferner Zeit das Zuſtandekommen des für den vaterländiſchen Bürgerſtand ſo wünſchenswerthen Unternehmens melden zu können, zeichnet

Hochachtungsvoll

das proviſoriſche Comité

Budapeſt, den..... der

„Peſter Preſſe“.

Kleine Mitteilungen.

Die ehemaligen „Sachſenorte“ an der oberen Theiß.

In der Nachbarſchaft der älteſten öſtlichen Grenzverhaue Ungarns im Mittelalter, im Kom. Szatmár und Szilágy, hat es deutſche Siedlungen vermutlich auch ſchon im 11. Jh. gegeben.[1]) Da dieſe deutſchen und zwar bairiſchen Siedler nie als hospites bezeichnet werden, ſo ſind ſie entweder aus Weſtungarn hierher als Grenzwächter umgeſiedelt worden oder ſie waren die Nachkommen von Kriegsgefangenen. Deutſche Siedler tauchen aber bald auch an der oberen Theiß im Kom. Ugocſa auf.[2])

Die öſtlichen Grenzverhaue an der Theiß ſind vielleicht um die Mitte oder in der erſten Hälfte des 12. Jh.s ſchon weiter öſtlich nach dem Marmaros-Gebiet verlegt worden. Jedenfalls war die königliche Domäne, das ſpätere Komitat Ugocſa, an der oberen Theiß am Anfang des 13. Jh.s ſchon vorhanden; es war urſprünglich Jagdrevier der Könige mit dem königlichen Jagdſchloß in Királyháza (domus regalis 1262). Es iſt möglich, daß die Könige dieſes Gebiet ſchon vor der Verlegung der Grenzverhaue nach Marmaros als Jagdrevier benützt haben. Denn in der Marktbeſchreibung von Tornatelek (das ſpätere Gödényháza) bei Királyháza erſcheint 1262 auch der ſiedlungsgeſchichtlich bedeutungsvolle Waldname Longh, in welchem Namen offenſichtlich das ſlaw. Wort lǫgъ „Wald“ ſteckt. Das Vorhandenſein des altſlaw. Naſals in der magy. Namensform bezeugt uns, daß dieſer Name ſpäteſtens im 11. Jh. und zwar vermutlich noch in der erſten Hälfte desſelben in die magy. Sprache aufgenommen wurde, da die ſpätere ſlaw. Form des Wortes ſchon lug war; vgl. silva Lusuk 1379, 1512 in Tivadar (Komitat Ugocſa; ſl. lužok zu lǫgъ). Im Komitat Ugocſa muß es alſo auch ſchon in der Grenzödlandperiode einen magy. Vorpoſten der Grenzwächter gegeben haben oder vielleicht war auch ſchon das königliche Jägerhaus in Királyháza vorhanden. Jedenfalls war dieſes Gebiet auch in der Grenzödlandperiode nicht menſchenleer. Außer den ungariſchen Grenzwächtern und vielleicht den königlichen Jägern konnte dieſes Gebiet auch noch eine dünne ſlawiſche Bevölkerungsſchicht aufweiſen, wie das am deutlichſten aus den ON, Gewäſſernamen und überlieferten alten Flurnamen dieſes Gebietes hervorgeht. Die vorungariſche ſlawiſche Bevölkerung beſtand hier aus Slowaken (vgl. Népünk és Nyelvünk IX. 120). In der Nachbarſchaft des königlichen Jagdſchloſſes befanden ſich — wie aus ON hervorgeht — noch die Siedlungen der königlichen Waldhüter, Jäger und Fiſcher.[3])

---

[1]) Mályr, Die älteſten deutſchen Siedlungen in der Theißebene: DUHVl. I (1929), 181 ff.

[2]) Ueber ſie bringt jetzt mehrere neue Daten das vor kurzem erſchienene, ſiedlungsgeſchichtliche Werk von Stephan Szabó, Ugocsa megye. Budapeſt: Ung. Akad. d. Wiſſ. 1937. 615 S. 4 Karten (mit frz. Auszug). Vgl. auch meine ausführliche Beſprechung in Népünk és Nyelvünk IX (1937) 117—28.

[3]) Auf die Waldhüter beziehen ſich die ON Fekete-erdő und Szöllös-vég-erdő (erdő < erdő-óvó „Waldhüter“), auf die Jäger bezieht ſich der Name des untergegangenen Ortes Daróc zu ſlaw. draviti „ſchinden“ (vermutlich die Bezeichnung der Felljäger), auf die Fiſcher bezieht ſich der Name einer untergegangenen Siedlung Halász „Fiſcher“.

Die Wirtſchaft der ſlaw. Urbevölkerung dieſes Gebietes wird wohl ſehr primitiv geweſen ſein, ſodaß ſie den Anſprüchen des königlichen Hofgeſindes betreffs der als Abgabe geforderten Lebensmittel nicht entſprechen konnte. Zur beſonderen Verſorgung des Hofes ſind alſo in der Nachbarſchaft des königlichen Jagdſchloſſes bald auch magyariſche Bauern und ſchon im 12. Jh. auch deutſche Gäſte angeſiedelt worden.

Zuerſt werden 1216 die flandrenses von Batár erwähnt. Batár liegt im Weſten des Komitates an dem gleichnamigen Bach. Im Südweſten des Komitates Ugocſa war unzweifelhaft Batár das älteſte und einzige Dorf. Aus der Mikolaer Marktbeſchreibung von 1216 ergibt ſich nämlich, daß ſich die Dorfflur von Batár urſprünglich bis zum Fluß Tur im Süden des Komitates erſtreckte, d. h. daß auch die Areale der Dörfer Fertöſalmás, Csedreg und Kökényesd urſprünglich zu Batár gehörten. Dieſe ungariſchnamigen Dörfer wurden alſo ſpäter gegründet und zwar von privaten Grundbeſitzern, die nämlich Teile der königlichen Domäne als Donationen erhalten hatten. Mit dieſen Schenkungen ſind vermutlich auch die Sonderrechte der Nachkommen der flandriſchen Urſiedler erloſchen. Bald wurden von den Grundbeſitzern auch in Batár magyariſche Bauern angeſiedelt, was zum Erlöſchen der niederdeutſchen Sprache in Batár bis zum 15. Jh. geführt hat; unter den überlieferten Familiennamen aus dem 15. und 16. Jh. gibt es nämlich hier nur noch magyariſche Familiennamen. Die flandriſchen und die hinzugekommenen magyariſchen Siedler werden wohl urſprünglich geſondert neben einander gewohnt haben, da unter ihnen auch die Dorfflur aufgeteilt war, wie das aus dem Waldnamen Zazhegher (1477) „ſächſiſcher Erlenwald" hervorgeht.

An die ehemaligen flandriſchen Siedler erinnert uns auch heute noch der Bach- und Ortsname B a t á r, welcher Name höchſt wahrſcheinlich auf ein altniederdeutſches watar „Waſſer" zurückgeht (ſlaw. oder magy. iſt dieſer Bachname beſtimmt nicht). Dieſer größere Bach wird natürlich auch ſchon vor der flandriſchen Anſiedlung einen Namen gehabt haben. Dieſer Name war vermutlich Trnava wie auch heute ein Nebenarm des Baches Batár Tarna < Torna < ſlaw. Trnava (zu trnъ „Dorn, Schlehe") heißt. Unſere Vermutung wird beſonders durch den ehemaligen Namen T o r n a t e l e k des heutigen Gödényfalva beſtätitgt: dieſes Dorf liegt nämlich an dem Batárbach und ſo wird der Name T o r n a - t e l e k den ehemaligen Namen des Batárbaches bewahrt haben. Auch in dieſem Dorf haben nämlich urſprünglich und zwar vor 1262 königliche hospites gewohnt: 1262 war aber das Dorf ſchon menſchenleer.

Wie ſich aus dem Batárer Flurnamen Zaz-hegher (1477) ergibt, wurden die flandriſchen Siedler von den Ungarn szász „Sachſe" genannt. Es muß aber betont werden, daß dieſer Name im Magy. nicht etwa deutſchen Urſprungs iſt, wie das oft behauptet wird. Es ſtammt vielmehr gleich dem Volksnamen n é m e t „Deutſcher" aus dem Slaw.: vgl. altſl. sasinъ „Sachſe", poln. altoſorb. weißruſſ. sas (M i k l o ſ i c h, Et. Wb.); dieſer Volksname erſcheint außerdem noch in kroat. ſerb. kleinruſſ. und tſchech. OR (M i k l o ſ i c h). Die Flandrer wurden vermutlich wegen ihrer niederdeutſchen Sprache Sachſen genannt, welcher Name dann in Ungarn auch auf nichtniederdeutſche Gäſte übertragen wurde. Auf dieſe Weiſe läßt ſich z. B. auch die Entſtehung der hiſtoriſch unmöglichen Bezeichnung der ſiebenbürger „Sachſen" erklären, welcher Name einfach eine Ueberſetzung aus dem Magy. iſt.

Dieſer Vorgang der Namensübertragung läßt ſich in Ugocſa beſonders gut beobachten. Denn es gab in Ugocſa noch einige größere „Sachſendörfer", deren Bewohner aber, wie wir gleich ſehen werden, Oberdeutſche waren. Dieſe ehemaligen „Sachſenorte" ſind: Nagyszöllös, Királyháza und Szászfalu. Während Batár eine

Neuſiedlung war, gab es in den letztgenannten Ortſchaften ſchon vor der deutſchen Anſiedlung eine magyariſche Bevölkerung. Ueber den Zeitpunkt der deutſchen Anſiedlung in dieſen Ortſchaften läßt ſich nur ſoviel ſagen, daß in dieſen die deutſchen Siedler 1262 ſchon da waren. In dieſem Jahr haben nämlich die Gäſte von Nagyſzöllös ſtädtiſche Privilegien bekommen (vgl. Wenzel VIII, 31—32), und in einer anderen Urkunde aus dieſem Jahr wird auch das ſpätere Szászfalu als terra der königlichen Gäſte erwähnt (vgl. Fejér VII 3, 46—48).

Nach der Vermutung Szabós haben in Nagy-ſzöllös (Bed. „Weinbergort") urſprünglich königliche Winzer gewohnt. Es iſt aber möglich, daß hier der Weinbau eben durch die deutſchen Gäſte eingeführt wurde (nach dem Privileg von 1262 ſtand den Gäſten die Anlegung von Weingärten frei) und der Ort erſt ſekundär nach dem eingeführten Weinbau ſeinen jetzigen Namen bekommen hat. In den Orten wohnten die Magyaren und die Deutſchen allerdings von Anfang an getrennt neben einander; das bezeugen uns ganz deutlich die Straßennamen Zaaz vegh, Magyar vegh (1512) „Sachſengaſſe, Ungarngaſſe". Auch die Flur ſcheint unter Deutſchen und Ungarn aufgeteilt geweſen zu ſein, was aus dem Vorhandenſein eines öfter belegten Flurnamens Onghoro, Unghoró („Ungarau") zu ſchließen iſt. Nagyſzöllös war allerdings der wichtigſte Ort unter allen Sachſenſiedlungen in Ugocſa. Nach der Verfügung des Privilegs der übrigen Sachſendörfer von 1355 ſtand in dieſen die oberſte Gerichtsbarkeit dem Richter und den Geſchworenen von Nagyſzöllös zu; ihre Entſcheidungen in Streitfragen der Sachſendörfer waren auch für den königlichen Kaſtellan verbindlich. Auch die Stadtpfarre von Nagyſzöllös hatte eine bevorrechtete Stellung, indem ſie unmittelbar unter die Jurisdiktion des Erzbiſchofs von Gran gehörte.

Auch die Gäſte von Királyháza [Felzaz (d. h. Oberſachſendorf) apud domum regalem (= Királyháza) 1272] erhielten ſchon 1272 beſtimmte Privilegien (vergl. Fejér V/1, 176), als Erſatz für die Laſten der vielen königlichen Einquartierungen. Nach dieſem Privileg brauchten die Gäſte dem König nicht zu ernten, woraus allein ſchon geſchloſſen werden kann, daß es hier ſchon von Anfang an neben der Siedlung der Gäſte auch ein magyariſches Dorf von königlichen Hörigen gegeben hat. Magyaren und Deutſche werden alſo auch hier urſprünglich getrennt neben einander gewohnt haben. Der Hotter war unter ihnen auch hier aufgeteilt; denn nach dem Privileg bekamen die Gäſte einen Wald zur freien Verfügung, wo ſie nicht nur roden, ſondern auch jagen durften. Dieſen urſprünglichen Zuſtand bezeugt uns auch hier ein ſpäterer Flurname: Szaszi sziget („Sachſeninſel") von 1689 (ſ. Szabó 385).

Die Angelegenheiten aller nichtſtädtiſchen Sachſenſiedlungen an der oberen Theiß wurden dann in dem königlichen Privileg von 1355 geregelt. Nach dieſem waren die Sachſendörfer Királyháza und Nagyszász (das ſpätere Szászfalu), weiter Ardó (das ſpätere Feketeardó) und das vielleicht ſpäter gegründete Veréce verpflichtet, in das königliche Schloß Nyaláb (das ehemalige domus regalis) Weizen, Hafer, Hühner, Milchbrot und Bier zu liefern. Offenbar war die Verſorgung des königlichen Jagdſchloſſes mit Lebensmitteln ſchon von Anfang an der wichtigſte Beweggrund für die Anſiedlung von deutſchen Gäſten im Kom. Ugocſa.

Aus dem Namen Nagyszász („großes Sachſendorf") zu ſchließen, war urſprünglich Szászkalu („Sachſendorf") die größte unter den drei ländlichen Sachſenſiedlungen an der oberen Theiß. Dieſes Dorf, deſſen Gäſte 1262 ſchon erwähnt werden, wurde innerhalb des Hotters des untergegangenen Dorfes Ugocſa gegründet, nach

welchem als dem urſprünglichen Sitz der königlichen Geſpane auch das Komitat benannt wurde (in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s reſidierten die Geſpane ſchon in Királyháza). Beide Dörfer ſind dann zuſammengeſchmolzen oder ſie wurden zuſammengelegt; jedenfalls wird Szászfalu auch noch im 15. Jh. einigemal als Szászfalu alio nomine Ugocha erwähnt. Der Name Ugocſa hat ſich nur als Flurname in Szászfalu erhalten.

Von Szabó wird auch Feketeardó zu den Sachſenorten hinzugezählt. Meiner Anſicht nach mit Unrecht. Im 17. Jh. tauchen zwar in dieſem Dorf unter den Bewohnern einige deutſche Familiennamen auf; dieſelben Namen kommen aber im 16. Jh. ausnahmslos auch in dem benachbarten Szászfalu vor, ſo daß hier offenbar nur von Zugezogenen die Rede ſein kann, wie auch in Sásvár einige deutſche Namen (Gerhard, Salman) vorzukommen ſcheinen. In Fekete-ardó (Schwarz-ardó") wohnten urſprünglich die königlichen Waldhüter (ardó < erdő-óvó „Waldhüter"), und darum wird das Dorf 1319 als regalis villa seu terra bezeichnet. Als Beſtandteil der königlichen Domäne hatte es 1355 zwar Anteil an der Regelung der Angelegenheiten der beiden richtigen Sachſendörfer, was aber noch nichts bedeutet, da dieſelben Privilegien zu gleicher Zeit auch das zur königlichen Domäne gehörende Veréce erhielt, welches Dorf auch von Szabó nicht zu den Sachſendörfern gerechnet wird. Davon gibt es aber keine Spur in irgendeiner Urkunde, daß irgendwann bevorrechtete deutſche Gäſte in Feketeardó gewohnt haben ſollen. Die Bezeichnung „Sachſendorf" wurde zwar 1405 einmal auch auf Feketeardó übertragen, aber in derſelben Urkunde wurden auch Veréce und das zu der Domäne erſt ſpäter hinzugekommene Tekeháza ebenfalls ſo bezeichnet, was alſo uns deutlich bezeugt, daß hier nur von einem ungenauen Sprachgebrauch die Rede ſein kann, indem eine Bezeichnung, die nur zwei Dörfern der Domäne zukam, auf alle hinzugehörenden Dörfer übertragen wurde. Auch die Bezeichnung Felszász („Ober-Sachſendorf") von 1272 für Királyháza hat nur dann einen Sinn, wenn es zu gleicher Zeit ein einziges „Unterſachſendorf" (Alszász) gegeben hat, wie nur das ſpätere Szászfalu bezeichnet werden konnte. Auch die Bezeichnung Szászkalu „Sachſendorf" wäre nicht entſtanden, wenn auch das Nachbardorf Feketeardó ein „Sachſendorf" geweſen wäre. Die Annahme Szabós, daß auch Feketeardó zu den urſprünglichen Sachſenſiedlungen gehörte, beruht im Grunde genommen auf einer unſicheren Konſtruktion. In der Kirche von Feketeardó befindet ſich nämlich ein Wandbild aus dem 14. Jh., das den heiligen Ludwig darſtellt. Den Kult des heiligen Ludwig ſollen nach Szabó flandriſche Gäſte mit ſich gebracht haben, die nämlich nach dem Mongolenſturm hier angeſiedelt worden wären. Viel einfacher iſt die Errichtung des heiligen Ludwigbildes in Feketeardó den Anjoukönigen zuzuſchreiben, wie ja Karl Robert auch in dem Dom von Großwardein dem heiligen Ludwig einen Altar geſtiftet hat. Auch glaubt Szabó, daß die Batárer flandriſchen Siedler nach dem Mongolenſturm ihre Siedlung verlaſſen haben, um in der Nachbarſchaft der domus regalis einen größeren Schutz zu finden. Dieſe Annahme iſt gleichfalls ſehr unwahrſcheinlich; denn das urſprünglich unzweifelhaft aus Holz erbaute königliche Jagdhaus hätte niemandem einen größeren Schutz gewährt. Außerdem waren die Bewohner der Sachſenorte an der oberen Theiß keineswegs Niederdeutſche, wie das von Szabó angenommen wurde, ſondern unzweifelhaft Oberdeutſche, wie das aus ihren überlieferten Perſonen- und Familiennamen deutlich hervorgeht. Solche ſind: Hench 1390, Henchlinus 1399, Hanch, Hench, Gwncheöl, Stencziel 1574 (in Nagyszőllős); Gebecz, Glecher, Pyncz, Prencz 1450, Geuncheul, Sewlewgeul 1567 (ſpäter Slögör, Slüger) uſw. Hochdeutſches Kriterium an dieſen Namen iſt das Vorhandenſein der Affrikata ts; oberdeutſch iſt das Deminutivſuffix -l.

Folgenſchwer für die Schickſale der Sachſenorte an der oberen Theiß wurde die Auflöſung der königlichen Domäne. Batár und Tornatelek-Gödényháza wurden von den Königen ſchon im 13. Jh. verſchenkt; Királyháza, Nagyſzöllös und Száſzfalu in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s Mit dem Beſitzerwechſel erloſchen die ehemaligen Privilegien für die Sachſendörfer, ſo daß aus ihnen gewöhnliche Hörigenorte geworden ſind. Dieſer Umſtand hat zu ihrer Magyariſierung vermutlich ebenfalls beigetragen, was ja auch ſchon dadurch gefördert wurde, daß in dieſen Deutſche und Magyaren von Anfang an neben einander gewohnt haben. Der kulturelle Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Volksgruppen — durch gegenſeitige Angleichung bald noch mehr gemildert — war eigentlich wohl nie ſo groß, daß er Verſchwiegerungen verhindert hätte, ſo daß dieſer Umſtand der Magyariſierung der Deutſchen ebenfalls Vorſchub geleiſtet haben mag. Das Deutſchtum ſcheint in allen Sachſenorten an der oberen Theiß im 16. und 17. Jh. gänzlich erloſchen zu ſein. 1661 wurde das Komitat Ugocſa durch tatariſche Horden verwüſtet, ſodaß ſich die Bevölkerung beſonders in den Dörfern ſüdlich der Theiß überall ſtark verminderte. Die Grundherren haben dann in ihre verwüſteten Dörfer meiſt rutheniſche Siedler gebracht, ſo daß z. B. Száſzfalu heute ſchon ein rein ruthenisches Dorf iſt. In Nagyſzöllös und Királyháza hat ſich aber das Magyarentum neben der ruthenischen Schicht der Bevölkerung behaupten können. Dieſes Magyarentum enthält alſo auch die Nachkommen der deutſchen Siedler in den ehemaligen Sachſenorten an der oberen Theiß. Es iſt nicht unmöglich, daß die dortigen Magyaren noch einige Beſonderheiten in Sitten und Brauchtum bewahrt haben, die noch von den ehemaligen „Sachſen" herrühren. Nur ſind uns ſie und die benachbarten Dörfer volkskundlich leider nicht näher bekannt.

Szegedin. Elemér Mór.

Die „terra prodnicorum" der Deutſchritter.

Es wird vielen unſerer Leſer unbekannt ſein, daß der Deutſche Ritterorden, bevor er Paleſtina verlaſſen hat, um ſeine ſegensreiche Tätigkeit in Bezug auf Koloniſierung und Chriſtianiſierung Oſtpreußens zu beginnen, im Herzen Rumäniens, in der ſüdöſtlichſten Ecke der Karpatenkette im „Burzenland" bei Kronſtadt, 14 Jahre gehauſt hat. In jener Zeit, 1211—1225, war dieſes Ländchen von den Kumanen, die jenſeits der Karpaten wohnten, wiederholt verwüſtet worden. Da rief der damalige ungariſche König Andreas II. die Deutſchritter ins Land und übergab ihnen das Burzenland. Der Ritterorden hat in dieſer kurzen Zeit die Kumanen wiederholt geſchlagen und brachte deutſche Siedler ins Land. Darauf vergab ihnen Andreas II. auch Ländereien jenſeits der Karpaten bis an die „terra prodnicorum" und bis an die Donau. Inzwiſchen brach jedoch ein Streit zwiſchen dem König und dem Orden aus, demzufolge die Ritter das Land verlaſſen mußten. Sie zogen dann nach Oſtpreußen.

Mit der Lokaliſierung der „terra prodnicorum" haben ſich J. Karácſonyi, E. Fiſcher und N. Jorga, ohne von einander zu wiſſen, eingehend befaßt. Sie

haben verſchiedene Quellen, benützt und ſo iſt auch ihr Schlußergebnis verſchieden ausgefallen.[1])

Karácſonyi glaubt in der heutigen Moldau die „terra prodnicorum“ gefunden zu haben. Fiſcher verlegt ſie in die nordöſtliche Moldau, Bukowina und Beſſarabien. Jorga nimmt an, daß ihr Land bei der Prut—Donau-Mündung etwa in Südbeſſarabien und Südmoldau geweſen war. Da mir gelungen iſt, die Lage eines Grenzpunktes des Burzenlandes der Deutſchritter, nämlich die Lage der Kreuzburg, feſtzuſtellen[2]), ſo glaube ich die „terra prodnicorum“ genauer umgrenzen zu können. Dabei wollen wir die erwähnten Quellen obiger Veröffentlichungen nicht außer acht laſſen.

Etwas Geſchichtliches müſſen wir vorausſchicken. Zur Zeit der Einwanderung der Siedler — Sachſen genannt — waren jenſeits der Karpaten die Kämpfe zwiſchen den Petſchenegen und Kumanen ſchon zu Gunſten der letzten entſchieden worden. Die Petſchenegen zogen über die Donau oder nach Siebenbürgen oder ſie unterwarfen ſich den Kumanen und die bis dahin etwa in der jetzigen Moldau und Nordbeſſarabien wohnenden und von den Tataren bedrängten Kumanen hatten das eroberte Land, etwa das heutige Oltenien bereits beſetzt. Dieſe Beſitznahme dürfte ſchon vollzogen geweſen ſein, als die Kumanen plötzlich von den Deutſchrittern von der Kreuzburg aus mit Erfolg in die Flanke gefaßt wurden.

Jorga[3]) nimmt den Hauptort Kumaniens bei Câmpulung (Langenau) an, dagegen glaubt Fiſcher die „Cumania alba“ in Nordrumänien, die „Cumania nigra“ in Oltenien ſuchen zu müſſen.

Dieſe Kreuzburg lag außerhalb Siebenbürgens, im Boſau Gebiet, 2—3 km entfernt vom Tatarenpaß. Damit haben wir einen feſten Punkt für unſere Ausführungen erhalten.

Ueber die „terra prodnicorum“ beſitzen wir folgende Quellenangaben:

1. Aus dem Jahre 1222. Die dritte Schenkungsurkunde Königs Andreas II. beſchreibt die Grenzen des neuerdings an die Deutſchen Ritter im Jahre 1222 vergebenen Burzenlandes folgendermaßen: Castrum Almaye, castrum Noialt, castrum Nycolai, der Altfluß bis zum Tartlauerbach, Kreuzburg im Tatarenpaß, von da bis an das Ende der Borodniken (et fine terrae Cruceburg, terram, que vadit usque ad terminos Prodnicorum). Zurückkommend zum castrum Almaye, verläuft die Grenze von da bis zum Quellgebiet der Burzen und über die Schneeberge hinüber bis zur Donau.

Wenn wir bedenken, daß in der erſten Schenkungsurkunde aus dem Jahre 1211 die Grenzbeſchreibung von castrum Almaye ausgehend lückenlos, Schritt für Schritt

---

[1]) J. Karácſonyi, Borodnok országa: Századok 1908, 609 ff. E. Fiſcher, Kulturarbeit des Deutſchtums in Rumänien, Hſtadt. 1911., IX. Abſchnitt, 95 ff.

N. Jorga, Brodnicii şi Românii: Acad. Rom., Mem. Sect. Ist. 1928 Seria III Tomul VIII Mem. 6.

Korreſpondenzblatt d. Vereins f. ſieb. Landeskunde 1912, 31 f.

Korreſpondenzblatt d. Vereins f. ſieb. Landeskunde 1916, 35 f.

[2]) W. Horwath, Die Kreuzburg und der Boſauer Paß. In: E. Jekelius, Die Dörfer des Burzenlandes, Kronſtadt 1929, 47 ff.

[3]) Jorga, Imperiul Cumanilor etc., Ac. Rom. Mem. Sect. Ist. Serla III Tom. VIII. Mem. 3.

nach Oſten und wieder zurück nach Almaye — ringförmig — verlief, ſo kann dies wohl auch für die dritte Schenkungsurkunde angenommen werden, mit dem Unterſchied, daß hier die Grenzbeſchreibung — zangenförmig — zweimal von Almaye, zuerſt nördlich, dann ſüdlich ausgehend, den Ring wahrſcheinlich an der Donau ſchließend durchgeführt wurde.

Mit Hilfe der übrigen Quellenangaben glaube ich auch die Lage des Landes genauer feſtſtellen zu können.

Die „terra prodnicorum" dürfte alſo vom Tatarenpaß Siebenbürgens, von der Kreuzburg geſehen irgendwo bei der Donau zu ſuchen ſein. Somit hätten wir die untere Grenze dieſes Landes feſtgeſtellt, da hier das „Ende der Borodniken" war, um den Ring ſchließen zu können.

2. Am 31. Auguſt 1227 ſchreibt Papſt Gregor an den Erzbiſchof zu Gran, apoſtoliſchen Legat in Kumanien u. a.: „in Cumania et Borodnic terra illa vicina . ." (Theimer, Mon. Hung. I. 87 p.).

3. Im Jahre 1231 derſelbe: „Cumanorum et Brodnicorum provinciis sibi vicinis . ." (Hurmuzaki Bd. I. part. 1, pag. LXXXIX/114).

4. Im Jahre 1254 bittet Béla IV. Hilfe vom Papſt Innozenz IV. gegen die Nachbarvölker Siebenbürgens und zwar: „. . . utpote Ruthenorum, Cumanorum, Brodnicorum a parte orientis, Bulgarorum et Bozniensium hereticorum a parte meridiei . . ." (Theimer, Mon. Hung. I. 30 p.) oder: „. . . Ruscia, Cumania, Brodnici, Bulgaria . . ." (Theimer, Mon. Hung. I. 231 p.), wobei die genaue Reihenfolge der von Norden nach Süden angegebenen Länder zu beachten iſt.

Aus dieſen Urkunden läßt ſich nur ſoviel feſtſtellen, daß die „terra prodnicorum" an das Land der Kumanen und an Bulgarien grenzte.

Da die Landesgrenzen in jener Zeit nie ſcharf ausgeprägt waren, falls ſie nicht durch eine natürliche Grenze (Karpaten, Donau) gebildet wurden, läßt ſich die Lage der „terra prodnicorum" ſomit bloß annähernd feſtſtellen.

Somit wäre die „terra Ruthenorum" in der Bukovina und Nordbeſſarabien zu ſuchen, ſüdlich davon quer durch Beſſarabien, Moldau, Muntenien und Oltenien wäre das Reich der Kumanen mit ihren Miſchvölkern (Rumänen, Petſchenegen) geweſen. Da die „terra Bulgarorum" ſüdlich der Donau, etwa im heutigen Bulgarien, lag, an die weſtwärts die „terra Bozniensium" anſtieß, konnte die „terra prodnicorum" nur in Südbeſſarabien, Südmoldau und Norddobrudſcha gelegen haben. Die Annahme Jorgas würde alſo der Wirklichkeit am nächſten ſtehen.

Wer waren wohl die Bewohner dieſes Landes? „Fiſcher" ſagt Karáſonyi (broditi = mit Netz fiſchen), „Fährmänner" ſagt Fiſcher (prod, brod = Furt, brodnie = Fährmnner). Jorga nimmt an, daß unter den Borodnici „Fährsmannleute" zu verſtehen ſind, die bei den damaligen Donaufährten zwiſchen Beſſarabien und Dobrudſcha wohnten. So bei dem „Vadul dela Isaccea", „Vadul dela Mäciu", „Vadul lui Isac" über den Pruth und „Vadul lui Voda" über dem Neſterfluß.

Kronſtadt. Walter Horwath.*)

---

*) Vgl. zur Frage der Borodnici Ladislaus Makkai, A milkói (kún) püspökség és népei (Das Milkower [kumaniſche] Bistum und ihre Völker). Debrezin 1936, 35/36. D. Schriftl.

Beitrag zur Anthropologie der Deutſchen an der unteren Donau.

Farbmerkmale von 228 Deutſchen nach einer „Zählung am Wege".

I.

Im Jahre 1935 hat Burchard[1]) eine ſaubere Merkmalſtatiſtik von Einwohnern der deutſchen Gemeinde Kleinkeer (Bačko Dobro Polje) in Südſlawien veröffentlicht. Ergebniſſe aus Bukin (Batſchka) befinden ſich im Druck.[2]) Als Vorarbeit zu einer zuſammenfaſſenden Bearbeitung der raſſiſchen Verhältniſſe des Donaudeutſchtums ſoll es hier unternommen werden, erſtmalig Notizen über 228 Deutſche auszuwerten, die auf mehreren Reiſen zwiſchen 1933 und 1937 größtenteils vom Verfaſſer, teils auch von ſeinen Helfern, geſammelt worden ſind, und die ſich auch auf ungariſches Staatsgebiet, auf das Banat uſw. verteilen. Die Analyſe des Materials wird insbeſondere eine Ausſage darüber geſtatten, wieweit man die Ergebniſſe aus der Unterſuchung der obengenannten Dörfer auf das ganze Deutſchtum an der unteren Donau verallgemeinern darf.

II.

a) Wie ſich das Material im einzelnen zuſammenſetzt, zeigt Zahlentafel I, die es gleichzeitig nach Geſchlecht, Altersſchicht und Herkunftsort aufgliedert. Als Herkunftsort gilt der Wohnort. Er kann in den meiſten Fällen mit dem Geburtsort gleichgeſetzt werden. Von 60 Perſonen iſt der Geburtsort notiert worden, in 17 Fällen (= 28%) ſtimmt er nicht mit dem Wohnort überein. In Wirklichkeit dürfte der Prozentſatz weit niedriger ſein, da wir bei den Buljkeſer und Bukiner Kleinkindern, von denen der Geburtsort nicht aufgenommen wurde, faſt ausſchließlich damit zu rechnen haben, daß ſie in Buljkes und Bukin auch geboren ſind. Nehmen wir nur dreiviertel ihrer Anzahl (Buljkes 55, Bukin 29) als am Wohnort geboren an, ſo erhalten wir weitere 63 Fälle, zuſammen alſo 123 Fälle mit bekanntem Geburtsort; dann wird der Prozentſatz der Perſonen, deren jetziger Wohnort nicht mit ihrem Geburtsort übereinſtimmt, gleich 13,7%. Er nähert ſich damit den Werten, die Burchard und der Verfaſſer[3]) für den Anteil Auswärtiger an in Kleinkeer und in Bukin geſchloſſenen Ehen fanden (5,5% bezw. 15%). Einzig Neuſatz macht eine Ausnahme. Unter 6 Perſonen ſind hier 5 auswärts geboren, nur eine in Neuſatz, ſo daß ſich das Stadtdeutſchtum auch dort weſentlich durch Zuwanderung zu ergänzen ſcheint. In dem Dorfe Buljkes dagegen ſoll Einheirat aus anderen Ortſchaften angeblich überhaupt nicht vorkommen. Reichsdeutſche Herkunft wurde uns in je einem Falle in Siwaz, Belgrad und Mecſekſzabolcsbánya telep angegeben (Düſſeldorf, Oeſterreich, Grünberg/Schleſ.).

---

[1]) Burchard, W.: Körperbauunterſuchungen aus Bačko Dobro Polje. In: Ergebn. einer Dorfforſchungsarbeit in der ſüdſlawiſchen Batſchka, herausg. von Hans Grimm. Z. f. ländl. Wohlfahrtspflege („Wogeblatt"), Neuſatz (Sonderheft, Mai 1935).

Derſelbe: Beitrag zur Kenntnis der Deutſchen in der Batſchka. „Volk und Raſſe" X, 170—174, 1935.

[2]) Burchard, W.: Eine Körperbau-Unterſuchung in der Batſchka und in der Gottſchee uſw. In: Volkheitskundliche Unterſuchungen in deutſchen Siedlungsgebieten Jugoſlawiens. Reichsſiegerarbeit im 2. Reichsleiſtungswettkampf der Deutſchen Studentenſchaft. Im Druck („Front junger Wiſſenſchaft", München). Die Vergleichszahlen ſtammen aus dieſer Arbeit.

[3]) Grimm, H.: Bevölkerungsbiologie zweier Batſchkadörfer. In: Volkheitskundliche Unterſuchungen uſw. (ſiehe unter 2).

Zahlentafel I.

Ort	Spielkinder		Schulkinder		Jugendliche		Erwachsene		Querſumme
	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	
Buljkes/Batſchka	21	34	1	1	—	—	10	6	63
Bukin/Batſchka	15	14	6	12	—	1	2	1	51
Torſchau/Batſchka	1	—	4	1	2	—	7	3	18
Etſchka/Banat	—	—	—	2	—	4	5	2	13
Neuſatz/Batſchka	1	—	1	—	—	—	4	5	11
Besdan/Batſchka	—	—	1	—	1	—	5	1	8
Ruma/Syrmien	—	—	—	2	1	1	2	1	7
Mecsekszabolcsbányatelep/ Ung. Baranya	—	—	—	1	—	—	2	2	5
Hajdutſchiza/Banat	—	—	—	—	1	—	3	—	4
Knitſchanin/Banat	—	—	—	—	—	1	3	—	4
Werſchetz/Banat	—	—	3	—	1	—	—	—	4
Mohács/Ung. Baranya	—	—	—	—	—	—	3	1	4
Neu Betſche/Banat	—	—	—	—	1	—	2	—	3
Eſſeg/Slawonien	—	—	1	1	—	—	—	1	3
Hartau/Ungarn	—	—	—	—	—	—	—	3	3
Apatin/Batſchka	—	—	—	—	—	—	2	—	2
Siwaz/Batſchka	—	—	—	—	—	—	2	—	2
Neu Werbas/Batſchka	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Tſcherwenka/Batſchka	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Irig/Syrmien	—	—	1	—	—	—	—	—	1
Neu Paſua/Syrmien	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Wukowar/Slawonien	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Popowaz/Südſlaw. Baranya	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Belgrad/Südſlaw.	—	—	1	—	—	—	—	—	1
Budapeſt/Ungarn	—	—	1	—	—	—	—	—	1
Kunbaja/Ung. Batſchka	—	—	—	—	1	—	—	—	1
Szob/Ungarn	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Orosháza/Ungarn	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Pécſudvard/Ung. Bar.	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Fünfkirchen/Ung. Bar.	—	—	—	—	—	—	1	—	1
	38	48	20	20	8	7	59	28	218

Die Anordnung der Ortſchaften geſchah nach der Anzahl der beobachteten Perſonen in abſteigender Reihenfolge. Kleinkeer wurde aus dem Material ausgelaſſen, dagegen wurde Bukin aufgenommen, weil ſich die Ergebniſſe Burchards hauptſächlich auf eine einzige Sippe (Nachkommen der drei Brüder Riepſam) beziehen und eine Ergänzung im Sinne eines Geſamtquerſchnittes wünſchenswert erſcheint.

b) Die Feſtſtellung von Augen- und Haarfarbe geſchah mit freiem Auge, ohne Benutzung einer Vergleichsſkala. Für die Augenfarbe wurden die üblichen Martinſchen Bezeichnungen[4]) verwandt, die hier zunächſt in die Gruppen grau, grau-

[4]) Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie, Bd. I, S. 217/218, Jena 1928.

blau, blau, graugrün, graubraun, hellbraun, dunkelbraun zuſammengefaßt werden. Die Haarfarben ſind mit den Ausdrücken: hellblond, mittelblond, dunkelblond, rötlichblond, hellbraun, mittelbraun, dunkelbraun, ſchwarzbraun, ſchwarz benannt und zuſammengefaßt zu blond, braun, ſchwarzbraun bis ſchwarz. Zur weiteren Zuſammendrängung und Kennzeichnung der Kombinationen von Augen- und Haarfarben bedienten wir uns der von Škerlj [5]) verwendeten Einteilung in die Gruppen hh, hd, dh, dd. h = hell, d = dunkel. Der erſte Buchſtabe bezeichnet die Augenfarbe, der zweite die Haarfarbe. Die h/d-Grenze liegt bei der Augenfarbe zwiſchen graugrün und graubraun, doch ſo, daß eine ausdrücklich als hellgraubraun bezeichnete Augenfarbe noch in die Gruppe der Helläugigen, eine etwas als dunkelgraugrün bezeichnete ſchon in die Gruppe der Dunkeläugigen fiel. Bei der Haarfarbe liegt die Grenze zwiſchen blond und braun.

Dazu wurde das Haargeſpinſt notiert mit den Bezeichnungen: ſchlicht, weitwellig, engwellig, lockig (ſpiralig).

III.

a) Augenfarben. Die Betrachtung der Zahlentafel II lehrt: Geſchlechtsunterſchiede ſind nicht ſehr deutlich. Vielleicht wirkt ſich die Anlage zu einer ſtärkeren Pigmentation des Auges bei den Mädchen früher aus. Altersveränderungen ſind in der „pigmentarmen" Reihe angedeutet: der Prozentſatz blauer Augen (hellblau, grünlichblau, mittelblau, dunkelblau) nimmt bis zum Erwachſenenalter zu, und zwar auf Koſten der „ſchwachpigmentierten" Reihe (blaugrau, hellgrau, dunkelgrau, graugrün).

Zahlentafel II: Augenfarben.

		grau		grau-blau		blau		grau-grün		grau-grau		hell-braun		braun		Quer-ſumme
		n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	
Spiel-kinder	♂	5	13,2	14	36,8	3	7,9	2	5,3	10	26,4	2	5,3	2	5,3	38
	♀	2	4,2	13	27,0	5	10,4	3	6,2	14	28,2	—	—	11	22,9	48
	insgeſamt	7	8,1	27	31,4	8	9,3	5	5,8	24	27,9	2	2,3	13	15,1	86
Schul-kinder	♂	1	5,0	2	10,0	3	15,0	—	—	1	5,0	2	10,0	11	55,0	20
	♀	—	--	4	20,0	5	25,0	3	15,0	4	20,0	—	—	4	20,0	20
	insgeſamt	1	2,5	6	15,0	8	20,0	3	7,5	5	12,5	2	5,0	15	37,0	40
Jugend-liche	♂	1	16,6	—	—	1	16,6	1	16,6	—	—	—	—	3	50,0	6
	♀	—	—	1	14,3	1	14,3	—	—	—	—	—	—	5	71,4	7
	insgeſamt	1	7,7	1	7,7	2	15,4	1	7,7	—	—	—	—	8	61,6	13

[5]) Škerlj, B.: Beiträge zur Anthropologie der Slowenen. Z. Morph. Anthropologie XXVIII, 213—237, 1930.

Zahlentafel II: Augenfarben. (Forts.)

		grau		grau-blau		blau		grau-grün		grau-grau		hell-braun		braun		Quer-summe
		n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	
Er-wachsene	♂	3	5,2	9	15,5	25	43,1	1	1,7	2	3,5	1	1,7	17	29,4	58
	♀	3	11,1	3	11,1	10	37,0	—	—	3	11,1	—	—	8	29,6	27
	ins-gesamt	6	7,1	12	14,2	35	41,1	1	1,2	5	5,9	1	1,2	25	29,4	85
Alle	♂	10	8,2	25	20,5	32	26,2	4	3,3	13	10,7	5	4,1	33	27,0	122
	♀	5	4,9	21	20,6	21	20,6	6	5,9	21	20,6	—	—	28	27,4	102
	Durch-schnitt	15	6,7	46	20,6	53	23,6	10	4,5	34	15,2	5	2,2	61	27,2	224

Faßt man „pigmentarme" und „ſchwachpigmentierte" Reihe zuſammen, ſo erhält man folgende Prozentſätze:

	♂	♀	♂ + ♀
Spielkinder	63,2 %	47,8 %	54,6 %
Schulkinder	30,0 „	60,0 „	45,0 „
Jugendliche	50,0 „	28,6 „	38,5 „
Erwachſene	65,5 „	59,2 „	63,6 „
Durchſchnitt	55,4 %	52,0 %	55,4 %

Mit Ausnahme der Jugendlichen, die ja nur in ſehr kleiner Anzahl vertreten ſind und deren abweichendes Verhalten daher zufallsbedingt ſein kann, erhält man alſo überall ungefähr zur Hälfte helle Augen. Der Anteil helläugiger Frauen iſt etwas geringer als der der Männer. Weniger deutlich als der Anteil der blauen Augen nimmt der Anteil der „ſtarkpigmentierten" Augen (braun, dunkelbraun) bis zur Erreichung des Erwachſenenalters zu, und zwar auf Koſten der „mittelpigmentierten" Reihe (graubraun, hellbraun). Beide Reihen zuſammen machen in jeder Altersgruppe mit der ſchon berührten Ausnahme etwas weniger als die Hälfte aus.

Wenn man alſo in die großen Gruppen „helläugig" und „dunkeläugig" zuſammenfaßt, iſt wohl die Vereinigung von allen Altersſchichten, wie ſie Burchard vorgenommen hat, bei der Augenfarbe geſtattet. Zum Vergleich können wir alſo mit unſerm Durchſchnitt arbeiten und erhalten faſt völlige Uebereinſtimmung:

Helle Augen in der Bevölkerung von Kleinkeer (n. Burchard)	59,5 %
Helle Augen in der Bevölkerung von Bukin (n. Burchard)	54,6 %
Helle Augen nach Zählung am Wege (Verf.)	55,4 %

b) Haarfarben. Auch bei den Haarfarben ſind Geſchlechtsunterſchiede — im Sinne ſtärkerer Dunkelheit bei den Mädchen ſchon vor der Geſchlechtsreife — nur angedeutet. Dagegen iſt ein Alterswandel in der Haarfärbung überaus deutlich: Auf Koſten der blonden Haarfarbe nimmt braun und vor allem ſchwarzbraun bis ſchwarz im Verlaufe des Wachstums zu. Die Mädchen dunkeln anſcheinend früher nach als die Knaben.

Zahlentafel III: Haarfarben.

		blond		braun		schwarz-braun bis schwarz		Quersumme
		n	%	n	%	n	%	
Spielkinder	♂	38	100,0	—	—	—	—	38
	♀	47	97,9	—	—	1	2,1	48
	insgesamt	85	98,8	—	—	1	1,2	86
Schulkinder	♂	14	70,0	6	30,0	—	—	20
	♀	15	75,0	4	20,0	1	5,0	20
	insgesamt	29	72,5	10	25,0	1	2,5	40
Jugendliche	♂	6	75,0	2	25,0	—	—	8
	♀	3	42,9	3	42,9	1	14,2	7
	insgesamt	9	60,0	5	33,4	1	6,6	15
Erwachsene	♂	26	51,0	10	19,6	15	29,4	51
	♀	16	59,2	7	26,0	4	14,8	27
	insgesamt	42	53,9	17	21,8	19	24,4	78
Alle	♂	84	71,8	18	15,4	15	12,8	117
	♀	81	79,4	14	13,7	7	6,9	102
	Durchschnitt	165	75,4	32	14,6	22	10,0	219

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Altersklassen sind so groß, daß hier bei Zusammenfassung aller Altersgruppen die Gefahr besteht, je nach dem Anteil der Kinder und Jugendlichen an der Gesamtzahl der untersuchten Personen zu hohe Werte für den Anteil hellen Haares zu bekommen. Unser „Durchschnittswert" ist also falsch, und wir müssen statt seiner mit dem für die Erwachsenen erhaltenen Ergebnis rechnen. Diesem wahren, wenig über 50% liegenden Wert kommt Kleinkeer (65,2) näher als Bukin (83,7).

c) Haargespinst. Hier stoßen wir auf einen deutlichen Geschlechtsunterschied: der Anteil weitwelligen Haares ist bei den weiblichen Personen viel größer als bei den männlichen, obwohl die Haartracht der Mädchen und Frauen der Erhaltung dieses Zustandes nicht günstig ist (straff zurückgekämmtes und oft mit Schweinefett glatt gemachtes Haar)[6]) Der Anteil weitwelligen Haares nimmt bei den Frauen auch mit dem Alter zu (der größte Teil der untersuchten Mädchen und Frauen, gehört übrigens dem Bauern- und Taglöhnerstande an, ihr weitwelliges Haar ist bestimmt kein Kunstprodukt!). Bei den männlichen Personen bleibt der Anteil des weitwelligen Haares in allen Altersklassen ungefähr gleich, vielleicht nimmt er schwach zu.

[6]) „Volkswart", Neusatz, S. 213—214, 1935.

Zahlentafel IV.

		Haargeſpinnſt				Geſamtzahl
		ſchlicht	weitwellig	engwellig	lockig (ſpiralig)	
Spielkinder	♂	~ 89 %	3 (7,9)	1 (2,6)	—	38
	♀	~ 75 „	8 (16,7)	3 (6,2)	1 (2,1)	48
	insgeſamt	~ 80 „	11 (12,8)	4 (4,6)	1 (1,2)	86
Schulkinder	♂	~ 95 %	1 (5,0)	—	—	20
	♀	~ 75 „	5 (25,0)	—	—	20
	insgeſamt	~ 85 „	6 (15,0)	—	—	40
Jugendliche	♂	~ 87 %	1 (12,5)	—	—	8
	♀	~ 100 „	—	—	—	7
	insgeſamt	~ 93 „	1 (6,7)	—	—	15
Erwachſene	♂	~ 84 %	7 (11,9)	1 (1,7)	1 (1,7)	59
	♀	~ 57 „	12 (42,8)	—	—	28
	insgeſamt	~ 75 „	19 (21,8)	1 (1,2)	1 (1,2)	87
Alle	♂	~ 88 %	12 (9,6)	2 (1,6)	1 (0,8)	125
	♀	~ 72 „	25 (24,3)	3 (2,9)	1 (1,0)	103
	insgeſamt	~ 80 „	37 (16,2)	5 (2,2)	2 (0,9)	228

Die Zuſammenfaſſung aller Altersſchichten kann alſo vor allem bei den Frauen auf einen etwas zu niedrigen Durchſchnittswert für den Prozentſatz des weitwelligen Haargeſpinſtes führen, je nach dem Anteil der Kinder und Jugendlichen. Burchard gibt, ſoviel ich ſehe, nur Werte für Erwachſene. Gegenüber ſeinen Angaben (weitwelliges Haargeſpinſt in Kleinkeer ♂ 22,3 %; ♀ 64,1 %) ſind die Werte des Verfaſſers für die Männer um die Hälfte, für die Frauen um ein Drittel niedriger, doch kann dies außer auf örtlicher Verſchiedenheit natürlich auch auf verſchiedener Abgrenzung der Bezeichnungen für das Haargeſpinſt beruhen.

Der Anteil des ſchlichten Haares iſt mit einem Ungefährzeichen (~) verſehen, weil er zugleich die wenigen Fälle mit enthält, in denen kurz geſchorenes Haar bei Kindern, Glatzenbildung bei älteren Männern und Frauen (hier durch die Tag und Nacht getragene „Kapp" hervorgerufen) die Erkennung des Haargeſpinſtes unmöglich machte.

d) Komplexion. 1. In der Zahlentafel V, die die Verteilung der Kombinationen von Augen- und Haarfarbe nach Alter und Geſchlecht wiedergibt, müſſen wir natürlich die Erſcheinungen wiederfinden, die wir bereits einzeln an der Augen- und Haarfarbe feſtſtellen konnten.

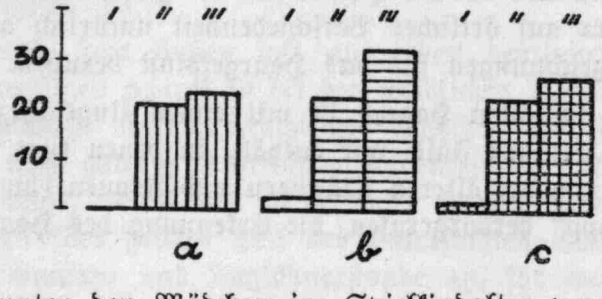
Zahlentafel V: Komplexion.

		hh		hd		dh		dd		unvollständig notiert		Quersumme
		n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	
Spielkinder	♂	25	65,8	—	—	13	34,2	—	—	—	—	38
	♀	24	50,0	—	—	23	47,9	1	2,1	—	—	48
	insgesamt	49	57,0	—	—	36	41,9	1	1,1	—	—	86
Schulkinder	♂	4	20,0	2	10,0	10	50,0	4	20,0	—	—	20
	♀	8	40,0	3	15,0	7	35,0	2	10,0	—	—	20
	insgesamt	12	30,0	5	12,5	17	42,5	6	15,0	—	—	40
Jugendliche	♂	5	62,5	—	—	1	12,5	2	25,0	—	—	8
	♀	2	28,6	—	—	1	14,3	4	57,2	—	—	7
	insgesamt	7	46,7	—	—	2	13,3	6	40,0	—	—	15
Erwachsene	♂	22	37,3	10	17,0	4	6,8	14	23,7	9	15,2	59
	♀	13	46,4	3	10,7	1	3,6	9	32,2	2	7,1	28
	insgesamt	35	40,2	13	14,9	5	5,8	23	26,2	11	12,6	87
Alle	♂	56	44,8	12	9,6	28	26,0	20	16,0	9	7,2	125
	♀	47	45,6	6	5,8	32	31,1	16	15,5	2	1,9	103
	Durchschnitt	103	45,1	18	7,9	60	26,3	36	15,8	11	4,8	228

Zunahme der Dunkeläugig-Dunkelhaarigen (dd) mit dem Lebensalter („Nachdunkeln") in Prozent.

a = männl., b = weibl., c = alle Individuen.

' = Spielkinder, " = Schulkinder und Jugendliche, "' = Erwachsene.



So finden sich unter den Mädchen im Spielkindalter weniger hh-Typen, weil schon einige dd-Typen unter ihnen sind. Im Schulkind- und jugendlichen Alter sind zudem die hd-Typen stärker vertreten usw. Vor allem aber läßt sich ein sehr deutlicher Alterswandel feststellen (vergl. die Abb.). Die der Abbildung zugrundeliegen-

den Ziffern beruhen auf einer Abänderung der Zahlentafel V, die die Verhältniſſe noch klarer hervortreten laſſen ſoll. Es ſind nämlich die Schulkinder und die Jugendlichen zu einer Gruppe zuſammengefaßt. Wir erhalten dann folgende Werte:

		hh		hd		dh		dd		Querſumme
		n	%	n	%	n	%	n	%	
Schulkinder	♂	9	32,2	2	7,2	11	39,2	6	21,4	28
und	♀	10	37 0	3	11,1	8	29,6	6	22,2	27
Jugendliche	♂ + ♀	19	34,6	5	9,1	19	34,6	12	21,8	55

auch ſind die „unvollſtändigen Notizen" der Zahlentafel V (9 ♂, 2 ♀, zuſammen 11 Perſonen) weggelaſſen und der Anteil von hh, hd uſw. an der verbleibenden Anzahl von 50 bezw. 26, zuſammen 76 Perſonen berechnet. Dieſer beträgt:

		hh	hd	dh	dd
Erwachſene	♂	44,0	20,0	8 0	28,0
Erwachſene	♀	50,0	11,5	3,9	34,6
Alle		46,0	17,1	6 6	30,2

Alle übrigen Werte ſind aus der Zahlentafel V zu entnehmen.

Es nimmt mit dem Alter der Anteil an dd in beiden Geſchlechtern enorm zu, bei den Männern um das Zwanzig- bis Dreißigfache, bei den Frauen um das Zehn- bis Fünfzehnfache. Hierbei muß der Miſchtypus dh die hinzukommende Zahl liefern. Die ſtarken Altersveränderungen verbieten m. E. die Vereinigung der Altersklaſſen zu einem Geſamtquerſchnitt.

2. Verteilung im Raum. Das Material läßt ſich aufteilen in die Notizen aus der Batſchka, aus dem Banat, aus Slawonien und Syrmien und aus dem Staatsgebiet Ungarn (hauptſächlich Baranya. Hierher iſt deshalb auch ein Mann aus dem ſüdſlawiſchen Popowaz i. d. Baranya gerechnet). Wir erhalten folgende Verteilung (Erwachſene, Männer und Frauen, der geringen Zahl wegen von vornherein zuſammengefaßt):

	hh	hd	dh	dd	Querſumme
Batſchka	22 (47,8 %)	8 (17,4)	4 (8,7)	12 (26,1)	46
Banat, Slawonien und Syrmien	4 (20,0)	6 (30,0)	1 (5,0)	9 (45,0)	20
Ungarn (Baranya)	9 (81,8)	—	—	2 (18,2)	11

Wegen der verſchiedenen Stärke der Gruppen haben die Prozentberechnungen nur einen orientierenden Wert. Es ſcheint jedenfalls, als finde man in der Batſchka mehr helle Komplexionen (hh) als im Banat, Slawonien und Syrmien, und in Ungarn wiederum mehr helle Komplexionen als in der Batſchka. Tatſächlich fällt ja den Bewohnern der Batſchka der dunkelhaarige und dunkeläugige Menſchenſchlag z. B. in Apatin und Cſervenka als Ausnahme auf. „Wie die Zigeiner" ſagt man von ihnen. Den ſtärkſten Anteil rein dunkler Komplexionen hätte dann Banat, Slawonien und Syrmien. Verſchiedene Herkunft der Siedler mag dieſen Unterſchieden zugrundeliegen. Was die bisherigen Ergebniſſe der Herkunftsforſchung (Siedlungsgeſchichte,

Familiengeſchichte) an Unterlagen bieten, ſoll in der bereits oben angekündigten zuſammenfaſſenden Arbeit beſprochen werden. Eine von Burchard gegebene Tabelle zeigt, wie verſchieden die Kombination zwiſchen Augen- und Haarfarben in den einzelnen Ortſchaften ſein kann. Zum Vergleich ſind die eigenen Ergebniſſe beigefügt.

	blondes Haar helle Augen	blondes Haar dunkle Augen	braunes Haar helle Augen	braunes Haar dunkle Augen
Kleinkeer	32,3 %	23,6 %	15,9 %	32,3 %
Bukin	47,9 „	35,8 „	6,5 „	9,3 „
Zählung am Wege	46,0 „	6,6 „	17,1 „	30,2 „

Der Anteil an hh ähnelt am meiſten Bukin, an hd am meiſten Kleinkeer, dh weicht ſehr ſtark ab, an dd wieder am meiſten Kleinkeer. Alle Unterſchiede ſummieren ſich bei dh.

Unter der Vorausſetzung, daß helle Raſſen (hh) und dunkle Raſſen (dd) miteinander in Kreuzung getreten ſind, möchte Lebzelter[7]) den Prozentſatz der „reinen" Komplexionen (im Gegenſatz zu den gemiſchten Komplexionen hd und dh) als „Entmiſchungsindikator" anſehen. Die Entmiſchung würde betragen:

in Bukin	57,2 %
in Kleinkeer	64,6 „
im Durchſchnitt aus der „Zählung am Wege"	76 „

Die Werte aus dem Dorfe Kleinkeer kommen meinen Durchſchnittswerten alſo am nächſten.

3. Miſchehen. Als ein kleiner Beitrag zur Anthropologie der Umvolkung mögen die 8 Fälle verwertet werden, in denen wir es mit Nachkommen aus Miſchehen zu tun haben.

1 Elternteil	madjariſch	3 Fälle	Nachkommen dh, dd, dd
1 Großelternteil	madjariſch	1 Fall	Nachkommen dd
1 Elternteil	ſerbiſch	2 Fälle	Nachkommen hh, dh, dh
1 Elternteil	italieniſch	1 Fall	Nachkommen dh

Alſo ein ſtarkes Ueberwiegen von dh und dd! In einem Fall (Ehe zwiſchen deutſchem Vater und madjariſcher Mutter) iſt der Vater hh, ſeine beiden Söhne dd! Solchem Wandel in der „Volksphyſiognomie" (Helbok[8]) an einem größerem Material nachzugehen, ſoll zum Schluß nachdrücklich angeregt werden, denn die vorzüglichen Darſtellungen des Problems der Umvolkung nach der pſychologiſchen, pädagogiſchen und ſtatiſtiſchen Seite[9]) bedürfen dringend einer Ergänzung nach der Seite der phyſiſchen Anthropologie!

---

[7]) Lebzelter, V.: Eine raſſenkundliche Ueberſichtsaufnahme des Burgenlandes. Mitt. Anthrop. Geſ. Wien LXVII, 294/350, 1937.

[8]) Helbok, A.: Biologiſche Volkstumsgeſchichte. 19 S., Leipzig 1936.

[9]) Beyer, H. J.: Zur Frage der Umvolkung. Z. auslandsdtſch. Volksforſchung I, 361—386, 1937. Daſelbſt weitere Literatur.

Csallner, A.: Die Miſchehen in den ſiebenbürgiſchen Märkten und Städten. Ebenda I, 225—255, 1937, II, 14—36, 1938.

Kroh, O.: Zur Pſychologie der Umvolkung. Ebenda I, 386—397, 1937.

IV. Zuſammenfaſſung.

Augenfarbe und Haarfarbe und ihre Kombination, ſowie das Haargeſpinſt bei 228 Deutſchen aus Ungarn und Südſlawien wurden auf ihre Verteilung nach Geſchlecht und Alter und auf ihre regionale Verteilung unterſucht. Starke Unterſchiede zwiſchen den Geſchlechtern beſtehen nur im Haargeſpinſt, wo der Anteil des weitwelligen Haares bei Frauen bedeutend größer iſt als bei Männern. Dazu erſcheint eine Neigung zu etwas dunkleren Augen und Haaren bei den weiblichen Deutſchen angedeutet. Altersveränderungen ſprechen ſich vor allem in einem ſtarken Nachdunkeln der Haare aus, was bei der Komplexion durch eine Zunahme der Dunkeläugig-dunkelhaarigen (dd) im Verlauf des Wachstums führt, alſo zu einer „Reinigung" von Miſchtypen (vor allem dh). Unter Berückſichtigung dieſer Einflüſſe kann man ſagen, daß die Deutſchen in Ungarn und Südſlawien zur reichlichen Hälfte helläugig, zu einem Viertel ausgeſprochen dunkeläugig ſind. Blonde befinden ſich unter ihnen ziemlich genau die Hälfte. Die Kombinationen von Augen- und Haarfarbe („Komplexion") iſt von Ort zu Ort etwas verſchieden. Es ſcheint, daß der „Gautyp" der Baranya mehr die helle Komplexion, der Gautyp Syrmiens und Slawoniens mehr die dunkle Komplexion trägt, die Batſchka ſteht in der Mitte. Dieſe Feſtſtellungen bedürfen der Nachprüfung an einem größeren Material und ſind, ebenſo wie die wenigen Angaben über die Komplexion der Nachkommen aus völkiſchen Miſchehen, mehr als Arbeitsanregungen gedacht!

Die in 30 Ortſchaften geſammelten Notizen ergeben Durchſchnittswerte, die im Falle des Anteiles heller Augen faſt völlig mit den in Kleinkeer gewonnenen Ergebniſſen übereinſtimmen. Noch größer iſt die Uebereinſtimmung mit Bukin. Mit Bukin ſtimmt auch der Anteil Helläugig-dunkelhaariger und Dunkeläugig-dunkelhaariger überein. Die übrigen Werte liegen teils unter der Merkmalshäufigkeit von Kleinkeer (Haarfarbe, Haargeſpinſt der Frauen und Männer), teils über ihr (Anteil an: Hellhaarig-helläugigen, Entmiſchungsfaktor). Doch ſind die Abweichungen nicht groß. Hinſichtlich der Haarfarbe ließen ſie ſich durch eine Vereinigung des Burchardſchen Materials im Sinne der Feſtſtellungen über das Nachdunkeln vermutlich zum Verſchwinden bringen. Eine vorſichtige Verallgemeinerung der in Kleinkeer und Bukin gewonnenen Reſultate erſcheint daher möglich. Škerlj[10]) konnte deshalb ſeinen Entwurf einer Raſſenkarte Jugoſlawiens mit Recht auch auf unſere Unterſuchungen in einer einzigen Batſchkagemeinde ſtützen.

Breslau. Hans Grimm.

[10]) Škerlj, B.: Rasna slika Jugoslavije. Geogr. Vestn. XII/XIII, 136—169, 1936/37.

Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Ueberſetzte Titel von Zeitſchriftenaufſätzen ſind mit * verſehen.

Mit R gezeichnete Notizen ſind von der Schriftleitung angefertigt.

Sind mehrere Beſprechungen hintereinander vom gleichen Verfaſſer, ſo iſt nur die letzte gezeichnet.

Die Verfaſſer einſchlägiger Veröffentlichungen und Aufſätze werden um Einſendung von Beſprechungsſtücken gebeten.

I. Allgemeines.

Revue Internationale des Etudes Balcaniques, herausgg. vom Belgrader Balkaninſtitut (Balkanski Inſtitut) unter der Direktion von P. Skok und M. Budimir Belgrad I ere annèe tome 1 (338 S.) und tome 2, 1935 (293 S.).

Uns liegen die beiden erſten ſtarken Bände der Revue des vor wenigen Jahren gegründeten Belgrader Balkan-Inſtituts zur Beſprechung vor. Das Inſtitut hat im Geiſte des Märtyrerkönigs Alexander ſich die Aufgabe geſtellt, die gemeinſamen Weſenheiten und Intereſſen der Balkanvölker und -Staaten wiſſenſchaftlich zu erforſchen und damit der interbalkaniſchen Solidarität als Weltfriedensfaktor eine ſolide Grundlage zu geben. Es muß auch bei dieſer Gelegenheit ganz allgemein rühmend hervorgehoben werden, wieviel geiſtige Aufgeſchloſſenheit und materiellen Opferwillen die jungen und keineswegs reichen Mittelſtaaten des europäiſchen Südoſtens für geiſteswiſſenſchaftliche Beſtrebungen an den Tag legen, in der richtigen Erkenntnis, daß die objektive wiſſenſchaftliche Erforſchung der Gemeinſamkeiten mit den Nachbarn, daß Kennenlernen der Weſenheiten anderer Nationen keinen Luxus, ſondern einen Faktor zur Erhaltung des Weltfriedens und der Kultur von mindeſtens ebenſo großer praktiſch-politiſcher Bedeutung wie militäriſche Rüſtung und diplomatiſche Agitation darſtellt. Neben anderen ſowohl praktiſchen als wiſſenſchaftlichen Aufgaben (über die ein ausführliches Programm Auskunft gibt), ſetzt ſich das Balkan-Inſtitut das Ziel, durch Herausgabe einer voluminöſen und reichhaltigen wiſſenſchaftlichen Revue im oben genannten Sinne zu wirken. Die Redaktion der Revue wurde zwei ſüdſlawiſchen Gelehrten von ſolideſtem wiſſenſchaftlichen Ruf, Petar Skok (Agram) und M. Budmir (Belgrad) übertragen. Der Inhalt der erſten beiden Bände, beweiſt, daß die Inſtitutsleitung damit einen guten Griff getan hat. Die Verfaſſer der zahlreichen, z. T. ſehr ausführlichen Beiträge ſind ausnahmslos Balkanologen der verſchiedenſten Diſziplinen und faſt aller europäiſchen Länder von internationalem Ruf. Eine Auswahl der Mitarbeiter möge einen Eindruck von dem hohen Niveau der Revue liefern. Von jugoſlawiſchen Gelehrten ſeien nur Skok mit zwei Aufſätzen und V. Ćorović (Die Entwicklung der unabhängigen Balkanſtaaten) genannt. Von deutſchen Fachleuten lieferten Beiträge: der Geopolitiker Joſef März (Der Balkan und ſeine Meere), der Kunſthiſtoriker Strzygowski-Wien (Balkankunſt: Das Ende von Byzanz und der Anfang des Neuhellenismus in Europa), der Gräziſt P. Kretſchmer-Wien (Sprachliche Vorgeſchichte des Balkans), der Archäologe C. Patſch-Wien (Die römiſche Grenzwehr der Balkanhalbinſel an der Donau), der Byzantinologe F. Dölger-München (Die mittel-

alterliche Kultur auf dem Balkan: Die Periode von der Gründung der unabhängigen Staaten bis zur Türkenherrſchaft). Von franzöſiſchen Gelehrten beteiligten ſich Jacques Zeiller-Paris (L'expansion du christianisme dans la pènınsule des Balcans du Ier au Ve siècle), Charles Diehl (Constantinople au moyen-âge) und Emil Haumant (L'emancipation des peuples balcaniques), ſowie J. Ancel (L'Unité balkanique). Schweden iſt durch den Gräziſten Martin Nilſſon-Lund (Altgriechiſche Religion) und Rumänien durch den Hiſtoriker Nikola Jorga (Rapports entre l'Etat des Osmanlis et les nations des Balcans und einen zweiten Aufſatz) rühmlich vertreten. Weitere Mitarbeiter ſtellte USA., das emigrierte Rußland und Italien (Conte Sforza), die Schweiz, Dänemark, Bulgarien, die Tſchechoſlowakei, Albanien und Griechenland.

Der 1. Band iſt charakteriſiert durch das Vorwiegen linguiſtiſcher, ethnologiſcher und folkloriſtiſcher Beiträge, der 2. iſt mehr den hiſtoriſchen und politiſchen Studien gewidmet. Die Beiträge ſind in deutſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache abgefaßt. Ganz allgemein ſei ſchließlich noch bemerkt: wenn angeſichts dieſer hervorragenden organiſatoriſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtung des Balkaninſtituts und ſeiner Mitarbeiter überhaupt eine Kritik angebracht iſt, ſo wäre vielleicht für ſpäter zu wünſchen, daß mit der Zeit exakte Forſchungsarbeiten, die natürlich nicht ſofort in genügender Zahl aus dem Aermel zu ſchütteln ſind, an die Stelle einiger Referate von ſichtlichem Gefälligkeitscharakter treten mögen, obgleich auch dieſe Referate durchwegs auf dem ihren Verfaſſern entſprechenden hohen Niveau ſtehen. Wir beglückwünſchen das Balkaninſtitut und die Herausgaber der Revue herzlich zu ihren Beſtrebungen und bisherigen Leiſtungen und wünſchen ihnen für die Zukunft den beſten Erfolg auf dem beſchrittenen Wege. Dr. W. Schinner.

Helbok, A.—Marzell, H.: Deutſches Volkstum. Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtauſende. 154 S. 82 Abb. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter & Co. 1937. RM. 5.80.

Zwei große Aufgaben hat ſich H. in dem vorliegenden, R. Kötzſchke zum 70. Geburtstage gewidmeten Werke geſtellt: 1.) die Haus- und Hofformen aus den vorgeſchichtlichen Grundlagen heraus zu verſtehen und 2.) Haus und Siedlung als Ausdrucksformen des Gemeinſchaftslebens des Volkes zu begreifen. Einleitend überblickt der Verf. Geſchichte und Methoden der Hausforſchung, die zuerſt nur dem Grundriß größere Aufmerkſamkeit ſchenkte und erſt ſpäter Anlage und Zahl der Feuerſtellen ſowie die Dachformen beachtete. Die kartographiſche Methode endlich war beſtrebt, die Verbreitungsgebiete der einzelnen Hausformen feſtzuſtellen. Heute wendet man ſich mehr und mehr von der bisherigen komplexen Auffaſſung des Hauſes ab und geht der Verbreitung der einzelnen bautechniſchen Elemente nach. Man iſt nicht mehr ſo ſehr bemüht, reine „Typen" aufzuſtellen, die letzten Endes ja doch nur wiſſenſchaftlich abſtrahierte Grundformen ſein können und nur ſelten rein vorkommen, ſondern man legt mehr Nachdruck auf die Erfaſſung der „Miſchformen", die man als Miſchtypen den Urtypen gegenüber ſtellt. Die zwei Haupttypen, das Wohnſtallhaus des Weſtens und den Zwiehof des Nordens und Oſtens, die im Anſchluß an die Forſchungen von Bruno Schier herausgeſtellt werden, verſucht H. mit vorgeſchichtlichen Hausformen in Beziehung zu bringen bzw. ſie daraus abzuleiten. So lange wir über das mittelalterliche, vor allem über das frühmittelalterliche Bauernhaus ſo gut wie überhaupt nichts ſicheres wiſſen, dürften

dieſe Ausführungen nur als Arbeitshypotheſen anzuſprechen ſein, manche vielleicht auch nur als Spekulationen, ſo verlockend ſie auch ſein mögen.

Auch bei der Betrachtung der Siedlungsformen geht der Verfaſſer wieder von den vorgeſchichtlichen Ausgrabungen aus und gibt dann einen Ueberblick über Geſchichte und Methoden der Siedlungsformenlehre der Gegenwart. Mit Recht lehnt er die rationaliſtiſche Richtung ab und fordert die Unterſuchung des funktionellen Zuſammenhangs der Siedlungs- und Flurformen mit dem Gemeinſchafts- und Wirtſchaftsleben der Siedler. Streuſiedlung und Sammelſiedlung werden als die zwei wichtigſten Gruppen unterſchieden, die Naturtypen (Formen der unbewußten Siedlungsgeſtaltung) den Normtypen (Formen der bewußten Siedlungsgeſtaltung) gegenübergeſtellt. Sehr beachtlich ſind die Ausführungen über die Frühformen der großen Haufen-Gewanndörfer; auch die Rundlingsfrage findet entſprechende Würdigung. Im bairiſchen Nordgau ſind allerdings keine echten Rundlinge zu finden, ſondern nur Quellreihendörfer mit Radialhufenfluren. Wenn H. in der Entſtehung der Waldhufendörfer „eine bewußte Abkehr von der Gemeinſchaftsſiedlung, eine individualiſtiſche Reaktion, aufbauend auf der Sonderleiſtung des einzelnen" ſieht, ſo muß dieſe Behauptung zum mindeſten ſtark eingeſchränkt werden, denn die Anlage der Waldhufendörfer des Bayeriſchen Waldes z. B. erfolgte als eine ausgeſprochene Gemeinſchaftsleiſtung. Erſt 10 Jahre nach der gemeinſam durchgeführten Rodung der Ortsflur wurde dem einzelnen eine Hufe als Eigentum zugeſprochen (vgl. meine Unterſuchung über die Waldhufendörfer des hinteren Bayeriſchen Waldes in: Mitt. Georgr. Geſ. Nürnberg 1937). Selbſt Gemeindewald iſt in vielen Waldhufendörfern zu finden, ſo etwa in denen des Speſſarts (vgl. J. Siebert: Der Speſſart, Breslau 1934, S. 124). Die Angabe Rittmayers, die Waldhufendörfer ſeien bereits aus karolingiſcher Zeit einwandfrei belegt, — eine Angabe, die H. S. 92 übernimmt — beruht auf einem Irrtum Meitzens (Bd. II S. 355.).

Eine Fülle inſtruktiver Karten und ausgeſucht ſchöner Bilder, deren Zuſammenſtellung Klaus Thiede beſorgte, veranſchaulicht den Text aufs beſte.

In einem zweiten, weſentlich kürzeren, Beitrag, gibt M., der durch ſeine zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Volksbotanik ſich bereits große Verdienſte erworben hat, einen Ueberblick über die Entwicklung des Bauerngartens und ſeine Bedeutung im Volksleben und Brauchtum der Gegenwart.

München. Hans Fehn.

Srbik, Heinrich: Mitteleuropa. Das Problem und die Verſuche ſeiner Löſung in der deutſchen Geſchichte. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1937. 39 S.

Die SchriftS.s befaßt ſich mit dem politiſchen und kulturellen Einfluß, den das Deutſchtum ſeit dem Mittelalter auf die Geſchichte des — von dem Verfaſſer ſorgfältig gegen die Begriffe „Zwiſcheneuropa" und „Zentraleuropa" abgeſteckten — mitteleuropäiſchen Raumes ausgeübt hat. Dem Verf., der ſeine Abhandlung als einen „Flug durch die Jahrhunderte" bezeichnet, gelingen auf dieſem Fluge treffliche Aufnahmen zumal der Höhepunkte des durchforſchten Gebiets. Mit unbeirrbarer Objektivität würdigt S. die Bedeutung ſowohl der Reformation wie der Gegenreformation für die Ausbreitung der mitteleuropäiſchen Kultur nach den Grenzen unſeres Erdteils und ſodann die große deutſche Leiſtung des Prinzen Eugen: Die Erſchließung des Karpatenraumes für die deutſche Siedlung.

Mit beſonderem Intereſſe beobachtet der Vorkämpfer des großdeutſchen Gedankens das 19. Jh., in welchem Kleindeutſche, Großdeutſche und Großöſterreicher — alle in gleicher Weiſe von dem Bewußtſein der Sendung des Deutſchtums erfüllt — um die Löſung der deutſchen Frage ringen. Eingehend würdigt er ſodann das Wirken Bismarcks, dem es gelingt, „Kleindeutſchland" ſtaatlich zu einigen und zugleich den deutſchen Kultureinfluß im Südoſten Europas aufrechtzuerhalten.

Als weitere Gipfelpunkte — bildlich betrachtet — treten in S.s Abhandlung hervor: Die Unfähigkeit der Staatsmänner Wilhelms II., die Bismarck'ſche Mitteleuropapolitik fortzuführen; das Völkerringen 1914—18, in dem Mitteleuropa die größte Kraftprobe ſeiner Geſchichte abzulegen hatte; und ſchließlich die neue Aufgabe, die der Ausgang dieſes Ringens Europa geſtellt hat: Die Aufgabe einer „neuen ſinnvollen Ordnung von Völkern, Räumen und Staaten". Weden.

Fiſcher, Rudolf—Heiß, Friedrich: Die Entdeckung des Volkes. Die politiſche Leiſtung der deutſchen Volkstumsbewegung in Europa. Berlin: Volk und Reich 1936. 8°, 92 S.

„Der deutſchen Oeffentlichkeit iſt auf der anderen Seite dieſe große politiſche Leiſtung unſeres Volkes, die das Geſicht Oſt- und Südoſteuropas prägte, viel zu wenig bewußt." Dieſer Hinweis in der Einleitung iſt nur zu richtig. Es ſcheint faſt ſo, daß über die Erforſchung des deutſchen Volksbodens im öſtlichen Mitteleuropa, die Bedeutung und Rolle deutſcher kultureller und politiſcher Anregungen auf die Völker dieſer Gebiete in unſeren wirtſchaftlichen Studien vernachläſſigt worden ſind, obwohl die Feſtſtellung der deutſchen Leiſtung auch auf dieſem Gebiet ſehr wichtig iſt, da aus ihr hervorgeht, daß der deutſche Einfluß auf die öſtlichen und ſüdöſtlichen Nachbarvölker nicht zu einer Ueberfremdung, ſondern zu einer Bewußtwerdung und damit Entfaltung dieſer Volkstümer geführt hat. Vorliegende Veröffentlichung, die in allgemein und leichtfaßlich gehaltenen Aufſätzen die politiſche Aufbauleiſtung des deutſchen Volkes bei den Tſchechen, Slowaken, Südſlawen, Madjaren, baltiſchen Völkern und Schweden zu umreißen verſucht, iſt daher wärmſtens zu begrüßen. Obwohl mangels vorangegangener Einzelſtudien manche Feſtſtellungen zu ergänzen und zu vertiefen ſind, läßt ſich doch ſagen, daß ſie zum erſten Mal der breiteren Oeffentlichkeit ein neues Gebiet deutſchen Wirkens im öſtlichen Mitteleuropa erſchließt.

Kárpáthy-Kravjánszky, Moriz: Rudolf uralkodásának első tíz éve (Die erſten zehn Regierungsjahre Rudolfs) 1576—1586. Budapeſt: Selbſtverlag 1933. 8°, 279 S.

Verf. bietet auf Grund venezianiſcher Geſandtſchaftsberichte vom Kaiſerhof intereſſantes Material zur allgemeinen, vor allem aber ungariſchen Geſchichte jener Zeit. Die Darſtellung iſt ſehr gewandt, verzichtet auf überflüſſiges Beiwerk und iſt dafür mit Quellenangaben gewiſſenhaft unterbaut. Die Veröffentlichung iſt für die Geſchichte des nahen Südoſtens in der Zeit von 1576—86 von nicht unerheblicher Wichtigkeit. Bemerkenswert ſind u. a. Verf.s Hinweiſe auf die Krankheit des Kaiſers, der ſeit 1580 Syphilis hatte (S. 59 ff.). Mit Recht wird hervorgehoben, daß dieſe Erkrankung für ihn perſönlich und das Schickſal ſeiner Länder von verhängnisvollen Folgen begleitet war. Auszüge aus den Geſandtſchaftsberichten über ungariſche Ereigniſſe (S. 125—264), eine Zuſammenfaſſung in deutſcher Sprache (S. 265—70) und ein Perſonen- und Sachverzeichnis (S. 271—79) erhöhen den Wert des Buches.

Korodi, Lutz: Deutſche Bilanz in Südoſteuropa. Berlin: Georg Stilke 1936. 110 S. (Preußiſche Jahrbücher. Schriftenreihe, 29).

Der Mangel an verläßlichen, in ihrer Genauigkeit einwandfreien Darſtellungen über die Entwicklung der ſüdöſtdeutſchen Volksgruppen in den letzten Jahren iſt zweifellos eine der größten Schwierigkeiten für eine richtige Beurteilung der Vorgänge. Wer ſich mit der Geſchichte irgendeines der Siedlungsgebiete etwa zwiſchen 1918—1933 beſchäftigte, mußte zu ſeinem Leidweſen feſtſtellen, daß die Gewinnung eines klaren Bildes mit genauer Beſtimmung der Einzelvorgänge nahezu unmöglich iſt. Umſomehr iſt es zu begrüßen, daß K., der auf Grund ſeiner volkspolitiſchen und ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit jedem am Südoſtdeutſchtum Intereſſierten hinlänglich bekannt iſt, in vorliegender Schrift die Entwicklung des nahen Südoſtens in außen- und volkspolitiſcher Hinſicht mit klaren Zügen umriſſen hat. und damit gleichſam jeden, der ſich mit der Nachkriegsentwicklung des Südoſtdeutſchtums gründlicher beſchäftigen will, einen Leitfaden in die Hand gegeben hat, der als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden muß und durch wertvolle Mitteilungen über ſeine volkspolitiſche Tätigkeit zu einer wichtigen hiſtoriſchen Quelle wird. Beſonders verdient hervorgehoben zu werden, daß in der Darſtellung nicht nur die Kennerſchaft K.s auf vorteilhafteſte Weiſe zum Ausdruck kommt, ſondern daß dieſe auch dankenswerte Literaturverweiſe in Fußnotenform enthält, was ebenfalls nicht unwichtig iſt. R.

II. Binnendeutſches Grenzgebiet und Öſterreich.

Fehn, Hans: Oberdeutſchland; die deutſchen Alpen und ihr Vorland. Deutſche Sammlung; Reihe Geographie; 7. Band. Herausgeber Pr. Dr. Walter Geisler, Breslau. Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B. 1936. 96 S. und 1 Karte.

Das handliche Büchlein bietet auf nicht ganz hundert Seiten eine überſichtliche Darſtellung jenes Teiles der deutſchen Alpen und des dazugehörigen Vorlandes, das vom bajuwariſchen Stamm beſiedelt wurde. Nur zum kleinen Teil wird das Siedlungsgebiet des alemanniſchen Stammes berückſichtigt (Allgäu und Vorarlberg). Der größere Teil des alemanniſchen Anteils an Alpen und Alpenvorland (die deutſche Schweiz) bleibt außerhalb des Rahmens der Arbeit. Die Darſtellung iſt nicht nur räumlich, ſondern auch ſachlich umfaſſend, ſoweit der enge Rahmen der Arbeit es zuläßt. So vermittelt das Büchlein einen lebendigen und anſchaulichen Eindruck des geſchilderten Raumes und ſeiner wichtigſten Lebensfragen. Die am beſten gelungenen Teile der Arbeit ſind zweifellos die über die bayeriſchen Alpen und ihr Vorland. Die Arbeit iſt vor allem jenen Kreiſen zu empfehlen, die von auswärts nach Oberdeutſchland kommen und nach einem tieferen Verſtändnis der deutſchen Alpen, des Vorlandes und ihrer Menſchen ſtreben. A. Malaſchofsky.

Adalbert Klaar: Die Siedlungs- und Hausformen des Wiener Waldes. Forſchungen zur Deutſchen Landes- und Volkskunde .31. Band, Heft 5, 58 Seiten, 17 Textabbildungen, 11 Tafeln, Stuttgart 1936. J. Engelhorns Nachf. RM. 4.—.

Die vorliegende Arbeit, die von einem Fachmann auf dem Gebiet der Siedlungs- und Hausbautechnik ſtammt, behandelt die „Siedlungs- und Hausformen" des Wiener Waldes und darüber hinaus des Tullner Feldes ſüdlich der Donau und

des Weſtrandes des Wiener Beckens. Statt Siedlungsformen wäre wohl die Bezeichnung Ortsformen zutreffender geweſen, da ja zur Siedlung auch die Flur gehört, der Verfaſſer jedoch nur den Ortsgrundriß, aber nicht auch die Flurformen unterſucht. Klaar hätte durch dieſe Ausweitung den Wert ſeiner Forſchungen gerade für die Siedlungsgeſchichte noch vertiefen können. Während die bisherige Ortsformenforſchung vorwiegend auf das Straßennetz Gewicht legte, fordert Klaar mit Recht mehr Beachtung der Bauflächen, alſo der Baublockgliederung in Bauſtellen und Parzellen. Wenn er allerdings ſchreibt: „Wir können und müſſen von dieſer Unveränderlichkeit der Siedlungsform ausgehen, um zu wiſſenſchaftlich einwandfreien Ergebniſſen zu kommen", ſo dürfte wohl, aus einer leichtverſtändlichen Neigung des modernen Siedlungstechnikers heraus, die Konſtanz der Ortsform, zum mindeſten bei den Haufendörfern im altbeſiedelten Gebiet, überſchätzt ſein. Hierfür wäre erſt noch der geſchichtliche Einzelbeweis zu erbringen. Bei den Kirchenſiedlungen wird der Gedanke der Wehrkirchenanlage beſonders betont und mit dem Markencharakter in Verbindung gebracht. Wir finden dieſe Wehrkirchen aber nicht allein im völkiſchen Grenzgebiet, ſondern auch im Binnenland, wie z. B. in Oberöſterreich (Gilgenberg), in Niederbayern (Kößlarn), auch in Franken (Kraftshof und viele andere). Der Grund zu ihrer Anlage dürfte demnach umfaſſenderer Natur ſein und ſich nicht auf die völkiſche Grenzlage beſchränken. Beſonders bei der Unterſuchung der Hausformen kommen dem Verfaſſer ſeine reichen Fachkenntniſſe zugute, die es ihm ermöglichen, die Bauformen bis in ihre feinſten Einzelheiten hinein zu verfolgen.

Insgeſamt dürfte der Hauptwert der Unterſuchung in der genauen Beſtandsaufnahme liegen, die durch Karten und Pläne aufs beſte unterſtützt wird. Die Arbeit ſtellt aber auch bereits einen wertvollen Beitrag zur hiſtoriſchen Orts- und Hausformenforſchung dar, deren Ziel ja eine zeitliche Datierung iſt und die damit dem Siedlungshiſtoriker neue Hilfsmittel an die Hand geben will. Auf dieſem Gebiet müſſen allerdings die Ergebniſſe der Arbeit von fachgeſchichtlicher Seite noch überprüft werden.

München. Hans Fehn.

Miltſchinsky, B.: Kärntens hundertjähriger Grenzlandkampf. Wien: Verlag Emil M. Engel, 190 S. 1 Kte.

Das Buch hält, was der Titel verſpricht. Es bietet eine ausgezeichnete, inhaltlich reiche Darſtellung aller wichtigen Fragen des deutſch-ſloweniſchen Grenzkampfes in Kärnten. Im einleitenden Teil werden kurz und überſichtlich die zum Verſtändnis nötigen geſchichtlichen und völkiſchen Grundlagen geboten. Die Schilderung des „Grenzlandkampfes" ſetzt mit der Darſtellung der nationalſloweniſchen Bewegung ein, deren Anfänge in die Mitte des 19. Jh.s zu ſetzen ſind. Bis zu dieſem Zeitpunkt war die völkiſche Entwicklung Kärntens ruhig und friedlich verlaufen. Der Anſtoß des völkiſchen Kampfes kam mit der nationalſloweniſchen Bewegung von außen, von Laibach nach Kärnten. Der Verfaſſer verfolgt weiter die Auswirkungen dieſer Auseinanderſetzungen auf allen Gebieten des völkiſchen Lebens. Die Unterſuchung wird bis in die jüngſte Gegenwart fortgeführt und verarbeitet dankenswerter Weiſe auch noch die Ergebniſſe der Volkszählung vom 22. März 1934 in einer guten, von Dr. Otto Zell gezeichneten Karte. Dem ſtreng ſachlich gehaltenen Buch iſt weiteſte Verbreitung zu wünſchen.

München. A. Malaſchofsky.

Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Stadt Wien. (Schriftleiter Joſef Kallbrunner) Band 16. Wien: Verlag des Vereins für Geſchichte der Stadt Wien. In Kommiſſion bei Gerold & Co. 92 S.

In dieſem Heft dürfte vor allem ein Aufſatz von Otto Erich Deutſch über „Das Freihaustheater auf der Wieden" (S. 30—73) intereſſieren. Hat das Theaterweſen an ſich als Mittler und Künder völkiſcher Kultur zu allen Zeiten große nationale Bedeutung gehabt, ſo gebührt in dieſer Hinſicht dem Freihaustheater auf der Wieden und ſeinem Nachfolger, dem „Theater an der Wien", ein beſonderer Rang unter den deutſchen Theatern. Fand doch vor allem in dieſem Theater nach dem Siege der Gottſchedſchen Reformen in Wien die Komödie eine Heimſtätte, die in der Folgezeit die deutſche Kultur, aber auch die des Südoſtens, ſo unendlich bereichern ſollte.

Die Abhandlung von Deutſch befaßt ſich ausſchließlich mit dem Spielplan des Freihaustheaters auf der Wieden, das im Jahre 1787 ins Leben trat, bis den Schauſpielern im Jahre 1801 im — noch heute beſtehenden — „Theater an der Wien" eine neue Wirkungsſtätte geboten wurde. D. hat ſich das Verdienſt erworben, unter gründlichem Studium von Quellen, vor allem von erſt kürzlich zugänglich gewordenen Theaterzetteln, über den Spielplan des Freihaustheaters weitgehende Klarheit zu verſchaffen. Die 1789 einſetzende Direktion Schikaneders, deſſen Name mit Textbuch und Uraufführung (1791) der „Zauberflöte" engverbunden iſt, verdient in der Tat eine eingehende Betrachtung, und man muß dem Verf. dankbar ſein, daß er dieſe Lücke in der Wiener Theatergeſchichte ausgefüllt hat.

In gleicher Weiſe wird die Freunde der Wiener Staadtgeſchichte ein Aufſatz von Bruno Thomas über „die Wiener Michaelerkirche des 13. Jahrhunderts" intereſſieren (S. 1—13). Th. verſucht das Problem zu löſen, das durch die Brandkataſtrophe von 1276 hervorgerufen wurde, welche die noch im Bau befindliche Kirche ereilte. Ueberzeugend beantwortet der Verfaſſer die Frage, welche Teile vor, welche nach dem Brande entſtanden ſind.

Den Beſchluß des Heftes, das durch die Zuſammenſtellung von den verſchiedenſten Kulturgebieten entnommenen Themen ſicher werbend wirken wird, bildet ein Aufſatz von Paul Müller über „Oeſterreichs Entwicklung im 19. Jahrhundert im amerikaniſchen Urteil" (S. 74—92). Der Inhalt der Abhandlung geht über das Thema hinaus und ſtreift u. a. die öſterreichiſche Einwanderung in Amerika, die Stellungnahme der öſterreichiſchen Politik zum amerikaniſchen Freiheitskrieg und die Wechſelwirkungen zwiſchen amerikaniſcher und öſterreichiſcher Literatur. Von den vier Amerikanern, deren Einſtellung zu den politiſchen Verhältniſſen Oeſterreichs im 19. Jahrhundert der Verfaſſer ausführlich behandelt, verdient der erſte beſonderes Intereſſe. Es iſt dies George Tickner, der 12 Jahre vor der Märzrevolution auf einer Studienreiſe nach Wien kommt und dort mit Metternich politiſche Diskuſſionen führt, denen die gegenſätzliche Einſtellung des konſervativen Politikers und des Sohnes der „großen Republik wachſenden Demokratismus" eine beſondere Note verleiht.

Der Inhalt des Bandes iſt auch für die Südoſtforſchung von Wert, da nahezu jeder Aufſatz wichtige Parallelen und Anhaltspunkte bietet. Weden.

Torggler, Karl: Stadtrecht und Stadtgericht in Klagenfurt. Beiträge zur Geſchichte des Verfahrensrechts in den öſterreichiſchen Alpenländern. Klagenfurt: Kommiſſionsverlag Ferd. v. Kleinmayr 1937. 123 S.

Die Schrift T.s ſtellt eine Quellenſtudie dar, die in erſter Linie der Rechtshiſtoriker zur Hand nehmen wird. In dem Abſchnitt über die Reformen Joſefs II. greift es jedoch über dieſe wie auch über die ſonſt gewahrte örtliche Grenze hinaus. Ein Schlußabſchnitt faßt die Ergebniſſe in einer auch dem Laien verſtändlichen Form zuſammen.

Das Buch hätte ſicherlich an Anſchaulichkeit gewonnen, wenn der Verf. ſeine Schrift durch Beiſpiele aus der Geſchichte des Klagenfurter Bürgertums ergänzt hätte, die vor allem über die Anwendung der Rechtsmittel im praktiſchen Leben Aufſchluß gegeben hätten. R.

Dirr, Pius: Grundlagen der Münchner Stadtgeſchichte. Mit 19 Bildtafeln und einem Stadtplan. 1937. C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung München. 167 S.

Dirr ſtellt Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte in den Ausgangs- und Mittelpunkt ſeiner Münchner Stadtgeſchichte. Dieſe Methode iſt wiſſenſchaftlich in dieſem Falle beſonders gerechtfertigt, da den Rechtsſchöpfungen des mittelalterlichen München eine hohe Bedeutung zukommt. Die geſchichtliche Entwicklung dieſes ſtadtbürgerlichen München des Mittelalters verdient es, aus dem Aſchenbrödelplatz, den ihm die bevorzugte Behandlung der Reſidenzſtadt München bisher zuwies, heraus auf einen beſſeren und ſichtbaren Platz geſtellt zu werden.

In den „Denkmälern des Münchner Stadtrechts", deren erſter Teil erſchienen iſt, hat der Verf. die erſte nach wiſſenſchaftlichen Regeln bearbeitete Sammlung der Verfaſſungs- und Rechtsordnungen, Statuten und Geſetze des mittelalterlichen Münchens geboten. Dieſe Quellen legt er auch dem beſprochenen Buche zugrunde. Die Schrift D.s legt den Vergleich mit Innsbruck nahe, das ebenfalls den Weg von einer — allerdings bedeutend ſpäteren — Marktgründung zur Reſidenzſtadt nahm. Ueberhaupt erweckt das Buch den Wunſch, mehr über die Anfänge der Städte des Siedlungsgebiets des bayriſchen Stammes zu erfahren, insbeſondere der Hauptſtädte der neuen Länder Großdeutſchlands, Linz uſw.

Weden.

III. Tſchechoſlowakei.

Sudeta, Jahrgang XII und XIII (1936 und 1937), Reichenberg: Sudd. Verlag Fr. Kraus. 128 und 126 S.

Der 12. Jahrgang dieſer ſudetendeutſchen Zeitſchrift für Vor- und Frühgeſchichte bringt vor allem laufend die neueſten Ergebniſſe und Erkenntniſſe zur Geſchichte der vorſlawiſchen Zeit in den Sudetenländern, wie ſie uns die Spatenwiſſenſchaft im wahrſten Sinne des Wortes zu Tage fördert. In Aufſätzen von E. Peterſen, E. Beninger und A. Slepicka werden Funde der germaniſchen Zeit eingehend gewürdigt, während ſich Aufſätze von O. Eichhorn und C. Streit mit der Latènezeit und ihren Spuren bei Mies und in Nordböhmen beſchäftigen. Die Urgeſchichte iſt vor allem mit einem Aufſatz von Karl Schirmeiſen über „Leicht- und ſchwerbewegliche Völkergruppen der Steinzeit" vertreten, der bereits die Frage beweglicher

und mehr an der gewohnten Scholle haftender Völkergruppen für die Zeit der Klingen- und Fauſtkeilkulturen unterſucht und zu dem Ergebnis kommt, daß ſchon in den Unterſchieden dieſer erſten europäiſchen Kulturäußerungen Weſensverſchiedenheiten ihrer Herſteller gelegen haben müſſen. Die Völker mit der einfachen Klingenkultur dürften wohl die ſeßhafteren geweſen ſein, während die Beſitzer der als Angriffswaffen dienenden Fauſtkeile wohl Jagd- und kriegstüchtige Stämme waren, mit welcher Annahme die Tatſache übereinſtimmt, daß die Fauſtkeilkultur in den Sudetenländern an die wärmeren Abſchnitte der Eiszeit gebunden war und mit dem Kälterwerden dem wärmeliebenden, nach Süden abwandernden Großwild folgte, während die Mouſtierleute ſich hingegen mit den zurückbleibenden Faunenreſten begnügten. Das läßt aber weiter auch auf eine raſſiſche Verſchiedenheit der Träger der altſteinzeitlichen Kulturen ſchließen. Ueber die mittlere Steinzeit, die ja in den Sudetenländern nicht belegt iſt, führte die Entwicklung zu den Völkern der jüngeren Steinzeit, die von Norden her nach Böhmen und Mähren einwanderten. Auch bei ihnen verlaufen raſſiſche Verſchiedenheiten parallel mit Unterſchieden in der Lebenshaltung. Die Schnurkeramiker dürften wohl eine Art von Herrentum ausgeübt haben und damit zu den leichtbeweglichen Völkerſchaften gehören. Auch die Leute mit der Glockenbecherkultur und die Pfahlbauer dürften zumindeſt im erſten Zeitraum ihrer Entwicklung in die Gruppe der leichtbeweglichen Völker zu zählen ſein, wenn ſie auch unter dem Einfluſſe der nordiſchen Bauernvölker einen beſtändigeren, ſeßhafteren Charakter gleich den Völkern des Donau—Dnjeſtr-Kulturkreiſes annahmen.

Fundberichte aus Südmähren und aus Böhmen runden mit einer ausführlichen Zuſammenſtellung des tſchechiſchen und ſlowakiſchen Fachſchrifttums des Jahres 1935 den Jahrgang ab.

Von den Aufſätzen des Jahrganges 1937 der Zeitſchrift iſt beſonders jener von Leonhard Franz und Karl Rudolph „Urwald-Fragen" zu nennen, der im erſten Teile die Frage behandelt, wie der Naturzuſtand der Landſchaft beſchaffen war in der Zeit, als hier der Menſch erſtmalig eindrang, das Gebiet durchwanderte, wie die Streu- und Depotfunde der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit bezeugen, und ſchließlich auch beſiedelte, wofür — vorläufig ſeit der Hallſtattzeit — Beweiſe vorliegen. Der zweite Teil macht den Verſuch, von vegetationskundlicher und vegetationsgeſchichtlicher Seite zuſammenzutragen, was beim gegenwärtigen Stande unſerer Kenntniſſe zur Beantwortung der Frage dienen kann, ob wirklich das von Menſchen eroberte Gebiet entſprechend der vorherrſchenden Meinung geſchloſſener Urwald war, oder ob es nicht wenigſtens waldärmere Lagen, Lichtungen größeren Ausmaßes in dieſen Wäldern gab, die den Menſchen Anſiedlung und Ackerbau auch ohne Rodung ermöglichten, wie man es angeſichts der Schwierigkeiten, die eine Rodung aus wilder Wurzel wegen der mangelhaften Hilfsmittel bereiten mußte, annehmen kann. Die eingehende Unterſuchung all dieſer Fragen kommt zu dem Ergebnis, daß nur im Waldſteppengebiet natürliche, örtlich klimatiſch bedingte Lichtungen möglich ſind, die aber, an flachgründige Böden ſonnſeitiger Hänge gebunden, erſt ſiedlungsfähig wurden, wenn ein trockeneres Klima ihre Ausdehnung auch auf tiefgründigere und ebenere Böden bewirkte. Nach den Ergebniſſen der vegetationsgeſchichtlichen Forſchung beſteht nun keine Wahrſcheinlichkeit, daß im heutigen Waldklimagebiet jemals ein derart ausgeprägtes Waldſteppengebiet geherrſcht habe. Demnach müſſen von der Hallſtattzeit ab feſtgeſtellte Siedlungen des Böhmerwaldgebietes tatſächlich im Walde angelegt und dem Walde abgerungen ſein, ſodaß trotz der beſcheidenen Hilfsmittel die Umwandlung von Wald und Kulturland auch auf primitiverer Kulturſtufe als nicht unwahrſcheinlich angenommen werden muß.

Leonhard Franz gibt eine kurze Geſchichte der Vorgeſchichtsforſchung auf dem Boden des tſchechoſlowakiſchen Staates ſeit ihren Anfängen im 16. Jh. bis in das 19. Jh., von der Zeit des Raritätenſammelns, da man urgeſchichtliche Altertümer nur als Merkwürdigkeiten gelegentlich auflas, bis zur wiſſenſchaftlichen Periode, die mit Wocels Werk „Die Urzeit Böhmens" im Jahre 1868 beginnt. Martin Jahn, Breslau, behandelt „Rätiſche Kultureinflüſſe in Böhmen und Schleſien während des letzten vorchriſtlichen Jahrhunderts", Joſefine Kollmann, Prag, liefert einen Beitrag „Zu den Maskenfibeln der Frühlatènezeit". Fundberichte und eine eingehende Behandlung der tſchechiſchen und ſlowakiſchen Fachliteratur im Jahre 1936 runden mit einer Schriftenſchau auch dieſen reichhaltigen Jahrgang und ſeine verdienſtvolle Arbeit zur Förderung des Wiſſens um die ſudetenländiſche Vorzeit ab.

Emmerling.

Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, 74. Jg. (1936). Prag.

Ein umfangreicher Aufſatz Dr. Rudolf Schreibers befaßt ſich mit der „Stellung des mittelalterlichen Ellbogener Landes zu Böhmen". Bei der älteſten Nachricht über Zetlitz beginnend gibt der Verfaſſer einen geſchichtlichen Ueberblick über deſſen Verhältnis zu Böhmen, ferner erörtert er eingehend die Frage, ob die Burg Ellbogen eine Gründung der Vohburger ſein könne, wobei er dieſe Annahme aus gewichtigen Gründen ablehnt, um ſchließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß man für eine ſtaatsrechtliche Sonderſtellung Ellbogens Böhmen gegenüber für die älteſte Geſchichte keine ernſtlichen Gründe beibringen könne. Da das kurze Zwiſchenſpiel einer Reichsoberhoheit keine Erklärung ſein kann, weil es nur eine zeitweilige Einſchränkung des Verfügungsrechtes der böhmiſchen Herzoge in dieſem Gebiete bedeutete, erhebt ſich umſo nachdrücklicher die Frage, wieſo die Meinung von Ellbogens Reichszugehörigkeit in ſpäterer Zeit entſtehen konnte. Schreiber bringt dann die geſchichtliche Entwicklung Ellbogens, die es ein beſonderes Glied der böhmiſchen Krone werden ließ, welche Ellbogen als geſicherte Ausgangsbaſis für ihre politiſchen Beſtrebungen in den benachbarten Reichsgebieten benützte und zu dieſem Zweck jenen gleichſtellte. Durch dieſe Gegenſtellung zu Innerböhmen wurde das Ellbogener Land, früher die Grenzhut Böhmens gegen Weſten, dann in den Huſſitenkriegen zu einem königstreuen, katholiſchen und deutſchen Vorpoſten gegen die religiöſe und nationale Dynamik des Landesinnern.

Heimatkundliche Beiträge im engeren Sinne ſtellen die Arbeiten dar, die Joſef Blumer † über „Das älteſte Taufbuch von Brüx", Ernſt Hirſch über „Die Erfindung des böhmiſchen Kriſtallglaſes" und Alfred Herr, „Zur Geſchichte des Egerer Gymnaſiums" in dieſem Jahrgange der „Mitteilungen" bieten, den Buchbeſprechungen und eine Zuſammenſtellung des neueſten Schrifttums zur ſudetenländiſchen Geſchichte von Rudolf Schreiber ergänzen.

Emmerling.

Reformační Sbornik (Reformationsjahrbuch). Arbeiten zur Geſchichte des tſchechoſlowakiſchen religiöſen Lebens, herausgeg. von F. M. Bartoš. Bd. VII. 159 S. Prag: Verlag der Blahoslavova společnost.

Von den ungefähr 15 Beiträgen dieſes Bandes intereſſieren zwei beſonders. Der umfänglich größte über „Die Gemeinden der Mähriſchen Brüder" von F. Hrejsa beſpricht nach Orten geordnet die 244 Brüdergemeinden, die es für das 16. und 17. Jh. in Mähren nachzuweiſen gelang. Eine kurze Geſchichte der einzelnen Gemeinden, die Angaben jener Stellen in Archivwerken, Akten und Chroniken, in denen ihre führenden Männer und beſondere Umſtände erwähnt werden, geben zuſammen mit Lichtbildern, einigen zeitgenöſſiſchen Abbildungen und einer Karte einen ausgezeichneten Ueberblick über die Entwicklung, die die verſchiedenen Gemeinden im einzelnen und die ganze Brüdergemeinde im allgemeinen bis zur Gegenreformation genommen haben. Von beſonderem Intereſſe iſt der Verſuch einer ſtatiſtiſchen Auswertung des Materials, den Prof. Hrejsa unternimmt. Danach haben in Mähren die „Brüder" ungefähr 3 v. H. der Bevölkerung ausgemacht, (zuſ. 40 000 Seelen), während ſie in Böhmen nur 0,8 v. H. (etwa 16 000 Seelen) erreichten. — Unter den übrigen Aufſätzen feſſelt uns am meiſten V. Líva „Ergänzungen zu den Verzeichniſſen Prager Exulanten". Auch aus dieſen neuen Forſchungsergebniſſen erweiſt ſich wiederum der große Beitrag, den nach der Schlacht am Weißen Berge die Deutſchen bei der Auswanderung der beſten Kräfte geleiſtet haben. Von den Familiennamen iſt mehr als ein Drittel deutſch, nämlich 257. Im ganzen haben demnach gemäß dem heutigen Stande der Forſchung und den derzeit erſchloſſenen Quellen beiläufig 2000 Perſonen Prag im Zuge der einſetzenden Gegenreformation verlaſſen. — Eine Unterſuchung über einen „Verſuch, die tſchechiſchen Evangeliſchen zu einigen", bietet Říčan, der deshalb nicht unerwähnt bleiben darf, weil er auch gewiſſe Beziehungen zu der deutſchen evangliſchen Gemeinde aufzeigt und überhaupt für die Geſchichte der tſchechiſchen evangeliſchen Glaubensbewegungen eine Reihe neuer Geſichtspunkte eröffnet.

Emmerling.

Jahrbuch des deutſchen Rieſengebirgs-Vereines. 26. Jahrgang. Gablonz 1937, 144 S., 9 Taf.

Mit dem 26. Jahrgang ſeines Jahrbuches legt uns der Rieſengebirgsverein wieder eine ergiebige Quelle heimatkundlichen Wiſſens über Oſtböhmen vor. Beſonders hervorzuheben wäre etwa: Karl Wilhelm Fiſcher, Die Biedermeierzeit in Oſtböhmen (S. 4—33); Karl Schneider, Kulturgeſchichtliche Bilder aus Oſtböhmen (S. 37—74); Herbert Gruhn, Das erſte topographiſche Landſchaftsgemälde des Rieſengebirges (S. 75—81) und V. Maiwald, Die Braunauer Fleiſcherzunft (S. 83—102). Einige gut gelungene Reproduktionen alter Karten und Urkunden erhöhen noch den Wert des Buches.

St.

Unſere Heimat, Heft 6. Poderſam Selbſtverlag 1936. 32 S.

In dieſer Jahresſchrift des Vereines zur Pflege der Heimatkunde für die Gerichtsbezirke Poderſam und Jechnitz ſind beſonders zwei Aufſätze nennenswert, „Erwähnungen von Orten des Poderſamer

Bezirkes im älteſten Kaadner Stadtbuche" von P. R. Weniſch und die Mitteilungen „Aus dem Gedenkbuche der Pfarrſchule in Kriegern", das der ehemalige Schullehrer Czifchka im Jahre 1833 angelegt hat und das uns einen Einblick in die Zeitverhältniſſe gewährt, unter denen ſich das Leben vor einem Jahrhundert abſpielte. Auch der Beitrag von A. Ratt „Zur Häuſergeſchichte Poderſams" bringt manches Intereſſante über das frühere Bild der Stadt. Die Großſchmetterlinge des politiſchen Bezirkes Poderſams behandelt A. Metzner in einer fortgeſetzten Darſtellung, und Gerhard Schindler erzählt in ſeiner kurzen Skizze „Wetter und Heimat" ein paar meteorologiſche Sonderheiten dieſer Gegend. Wer ſich mit dem Bezirke Poderſam näher zu befaſſen hat, wird demnach im Jahrgang 1936 vorliegender Veröffentlichung eine Menge wertvoller Anregungen finden.

Emmerling.

Zipſer Jahrbuch mit Kalender 1938. Kesmark: „Zipſer Heimat" 1937, 144 Seiten.

Mit dem Zipſer Jahrbuch, das vom bekannten Zipſer Geſchichtsforſcher Johann Liptak herausgegeben wird, ſtellt ſich die Arbeitsgemeinſchaft „Zipſer Heimat" zum erſten Mal vor. Alles was die Zips angeht, ſoll in dieſer Veröffentlichung im Laufe der Jahre Aufnahme finden. Neben Heimatkunde und Wirtſchaftsfragen gelangen auch rein unterhaltende Beiträge zum Abdruck, ſodaß man es wohl mit Recht ein Zipſer Volksbuch nennen kann. St.

G. Fochler-Hauke: Deutſcher Volksboden und deutſches Volkstum in der Tſchechoſlowakei. „Bücher der Grenzlande". 2. Bd. 326 S. mit 6 Karten. Heidelberg-Berlin: Kurt Vowinckel 1937. Preis geb. RM. 7.50.

Es konnte als ein Wagnis erſcheinen, nach dem ausgezeichneten Werke von H. Haſſinger über die Tſchechoſlowakei nochmals die ganze Summe der politiſch-geographiſchen und wirtſchaftlichen Probleme zuſammenzufaſſen, die dieſer im Siegestaumel und aus Siegerwillkür hervorgegangene Staat gerade in der Gegenwart in immer vordringlicherer Form bietet. Aber ſeit dem Erſcheinen des genannten Werkes ſind immerhin mehr als 12 Jahre verſtrichen, in denen ſich mit der grundſtürzenden Veränderung der Stellung des Reiches innerhalb des europäiſchen Staatenſyſtems auch eine vertiefte Erkenntnis von der Bedeutung des Grenz- und Auslanddeutſchtums für das Geſamtvolk vorzubereiten beginnt, ſo daß eine Darſtellung der einzelnen volksdeutſchen Teilgebiete nach dem neueſten Stand gerechtfertigt erſcheint; andererſeits hat ſich in dieſer Zeit gerade die Lage des Sudetendeutſchtums in politiſcher und wirtſchaftlicher Hinſicht in einer Weiſe verſchärft, die einer Löſung in dieſer oder jener Form zuſtrebt, und ſchließlich ſtellt das vorliegende Buch nicht eine Staatenkunde der geſamten Tſchechoſlowakei, ſondern, wie es der Verf. nennt, eine geographiſch-geopolitiſche Zuſammenſchau ihres kulturell höchſtſtehenden, aber trotzdem in ſeiner kulturellen und wirtſchaftlichen Entwicklung bedrängteſten Bevölkerungsteiles dar. Ebenſo wie Haſſingers Werk iſt es durchaus von geographiſchem Geiſt erfüllt, der vielleicht mehr als andere Betrachtungsweiſen eine Syntheſe aller Erſcheinungen innerhalb eines volklichen Organismus in ihrer urſächlichen Verknüpfung ermöglicht; es beruht aber nicht auf bloßem Buchwiſſen, ſondern auf einer durch eigene Erfahrung und eigenes Erleben geſtützten Kenntnis aller Gaue und

Teile des Sudetendeutſchtums und ſeiner vielſeitigen Probleme. Ein einleitender hiſtoriſcher Ueberblick führt in die Geſchichte des ſudetendeutſchen Volksbodens ein, wobei in der ſog. Markomannenfrage eine m. E. zutreffende vermittelnde Stellung eingenommen wird; ausführlich werden die Vorbereitungen der Tſchechen während des Weltkrieges zur Gründung ihres Staates und dieſe ſelbſt behandelt. Eine geographiſche Würdigung des Weſens des ſudetendeutſchen Volksbodens und eine ausführliche Verfolgung des Verlaufes der deutſch-tſchechiſchen Sprachgrenze leiten über zur Schilderung der einzelnen natürlichen Siedlungsgebiete, deren einſchließlich der Sprachinſeln der Deutſchen im Teſchener Land, in Prag und im Karpatiſchen Anteil des Staates 11 unterſchieden werden. Stets ſind dabei nicht nur die natürliche Ausſtattung und der Charakter der Landſchaft, die Siedlungs- und Kulturformen und die wirtſchaftliche Lage ihrer Bewohner, ſondern vor allem auch der nationale Kampf und die volklichen Veränderungen bis zur jüngſten Gegenwart in großer Anſchaulichkeit vorgeführt, ſo daß hiermit eine geradezu abgeſchloſſene landeskundliche Darſtellung vorliegt. Auf dieſer Grundlage bauen ſich die allgemeinen Abſchnitte des Buches auf, die in gleicher Zuverläſſigkeit die ſiedlungspolitiſche Lage und berufliche Gliederung der Sudeten- und Karpatendeutſchen, die wirtſchaftliche Betätigung und Bedeutung des Sudetendeutſchtums (mit einer eingehenden Würdigung des Zweckes und der Auswirkungen der ſog. Bodenreform und einer geradezu erſchütternden Schilderung der gegenwärtigen, vor allem durch die Haltung der ſtaatlichen Behörden verſchärften Wirtſchaftsnot und Verelendung), ferner die gefährdete biologiſche Lage, dann den Anteil des Sudetendeutſchtums an der geſamtdeutſchen Kultur, ſein Bildungsweſen, die geiſtigen Beziehungen zwiſchen Deutſchen und Tſchechen, endlich den ſudetendeutſchen Kampf um Gleichberechtigung und politiſche Erneuerung bis zur Gegenwart enthalten. Ueberall verbinden ſich größte Sachkenntnis mit dem tiefſten Verſtändnis für die Lage des bedrohten Volkstums, ſo daß die Darſtellung durch das Vermeiden jeder Phraſe und Uebertreibung umſo überzeugender wirkt. Wenn vielleicht manches noch deutlicher hätte geſagt wewrden können, ſo gilt das etwa von der Einſchätzung der Perſon Maſaryks, der Tätigkeit der tſchechiſchen Legionäre in Rußland und der Haltung des tſchechiſchen Klerus im ſudetendeutſchen Gebiet. Alles in allem ein vorzügliches Buch, dem weiteſte Verbreitung und eingehendes Studium in reichsdeutſchen Kreiſen zu wünſchen iſt und das darüber hinaus auch im Auslande dazu beitragen könnte, das Verſtändnis für die Bedeutung dieſes geradezu europäiſchen Problems zu erhöhen. Machatſchek.

Hager Franz: Volkstum auf Vorpoſten. Dux: C. Weigend 1936. 111 S.

Wenn man von einem Buch ſagen kann, daß es geſchrieben werden müßte, dann darf man es wohl mit Recht von vorliegender Schrift Hagers, des Sekretärs des deutſchen Kulturverbandes in Prag, ſagen. Es iſt nicht für Wiſſenſchaftler beſtimmt, ſondern in erſter Linie für die am Sudetendeutſchtum volkspolitiſch intereſſierte breite Leſerſchaft. Wertvoll an dem Büchlein iſt, daß es neben den Sprachinſeln in Böhmen auch die der Slowakei und Karpatenukraine bringt. Eine derartige knappe Zuſammenfaſſung hat bis jetzt gefehlt. Die Wiedergabe der photographiſchen Aufnahmen iſt nicht immer gut gelungen, doch mußte das mit in Kauf genommen werden, um das Büchlein nicht übermäßig zu verteuern, was ſeiner Verbreitung hinderlich geweſen wäre. Hans Stingl.

O Zdeňku Nejedlém (Über Zdeněk Nejedlý) [Widmungsband zu ſeinem 60. Geburtstage]. Prag: Melantrich 1938, 259 S.

In dreißig Einzelaufſätzen namhafter zeitgenöſſiſcher Wiſſenſchaftler und Publiziſten, darunter auch Krofta, Foerſter und Alice Maſaryk, verſucht man in dieſem Widmungsbande zum 60. Geburtstage Zdeněk Nejedlýs dem Leben und Wirken dieſes Mannes gerecht zu werden und ſein reiches Schaffen entſprechend zu würdigen. Zdeněk Nejedlý iſt eine vielſeitige Perſönlichkeit des tſchechiſchen wiſſenſchaftlichen, kulturellen und politiſchen Lebens. Er ſtellt den kämpferiſchen Typ des Kritikers und Wiſſenſchaftlers dar, wie er aus einer Zeit und Generation erwachſen iſt, die die leidenſchaftlichen Kämpfe um mancherlei Ideale noch durchgemacht hat. In ſeinem umfaſſenden Lebenswerke hat Nejedlý Geſchichte und Politik, Kritik und Aeſthetik, Muſik- und Zeitungswiſſenſchaft getrieben und immer für Fortſchritt und Entwicklung jedes dieſer Wiſſensgebiete gekämpft, wobei ihm bedeutende Erfolge beſchieden waren, ſo als Vorkämpfer des tſchechiſchen Smetanakults und als erſter Biograph Maſaryks, als treibender Geiſt vielfältiger Kulturtaten, als Lehrer und Erzieher der jüngeren Geſchlechter. In dieſem Buche erkennt man aus den verſchiedenen Aufſätzen nicht allein ſeine Bedeutung als führende wiſſenſchaftliche und Kritikerperſönlichkeit, die an der nationalen tſchechiſchen Kultur mitgearbeitet hat und mithalf, mit grundlegenden Arbeiten deren Entwicklung entſcheidend zu beeinfluſſen, ſondern auch die Ehrerbietung, die man dem Lebenswerke Zdeněk Nejedlýs im tſchechiſchen Volke zu ſeinem 60. Geburtstag entgegenbringt.

Emmerling.

Fauſt Ovidius: Archiv mesta Bratislavy. 1. Súpis erbových listin zemianskych (Zuſammenſtellung der landſtändiſchen Wappenbriefe). Preßburg: Verlag der Stadt [1937]. 164 S. 23 Taf.

Der mit reichhaltigem Bildmaterial ausgeſtattete Band vermittelt die 167 Adelsbriefe die ſich im Archiv der Stadt Preßburg befinden. Es iſt intereſſant zu beobachten, daß die Namen der ſtandeserhöhten Perſonen zur überwiegenden Hälfte deutſch ſind, ein ſtarkes Drittel madjariſch und nur ein verſchwindender Teil auf tſchechiſche oder ſlowakiſche Herkunft ſchließen läßt. So erkennt man auch hier die große Bedeutung, die das Deutſchtum nicht allein in den landſtändiſchen Kreiſen, ſondern auch in den bürgerlichen der Stadt Preßburg beſaß, denn die Nobilitationen bürgerlicher Geſchlechter in Preßburg beziehen ſich in der Mehrzahl auf deutſche Familien. Damit wird dieſes Buch auch zu einem Beitrag für familienkundliche Forſchungen, da es auch genealogiſche Daten bringt und nicht nur den Inhalt der Adelsbriefe wiedergibt, ſondern bemüht iſt, Zeit und Lebensumſtände der geadelten Perſonen umfaſſend mitzuteilen.

Emmerling.

Deáky, Honorius: A Savniki apátság története (Geſch. der Abtei Savnik). Fünfkirchen: Selbſtverlag 1937. 50 S.

D. bietet eine knappe, gut belegte und daher verläßliche Geſchichte dieſer Ziſterzienſerabtei in der Zips, die um 1223 gegründet wurde und bis 1542 beſtand. Mit ihren wechſelnden Geſchicken, vor allem aber ihrer Auflaſſung ſchon um die Mitte des 16. Jh.s, hängt es zuſammen, daß wir über ſie nur verhältnismäßig wenig

urkundliche Nachrichten beſitzen, die D. zwar mit großem Fleiß und viel Umſicht zuſammengeſtellt hat, die über die näheren Umſtände jedoch immerhin zu wenig verraten. Beſonders möchte ich noch auf den Abſchnitt über „Die Beſitztümer der Abtei Savnik" (S. 30—42), hinweiſen, die auch zur Siedlungsgeſchichte dieſes Gebietes einige Aufſchlüſſe gewähren.

Oberuc, Jean: Matthieu Bel. Un piétiste en Slovaquie au 18e siècle. Straßburg. Librairie Evangelique 1936. 200 S. [Straßburger theol. Diſſ.].

Eine Biographie B.s, die ſeiner Bedeutung wenigſtens einigermaßen entſpräche, war ein ſchon ſeit langem lebhaft empfundenes Bedürfnis, dem O. mit vorliegender Arbeit Rechnung getragen hat. Mit anerkennenswertem Fleiß iſt die vorhandene Literatur, wie es mir ſcheint, erſchöpfend zuſammengetragen worden, was keineswegs einfach war, da dieſe ziemlich zerſtreut und daher z. T. ſchwer zugänglich iſt. Hervorzuheben iſt, daß O. auch das madj. Schrifttum, das keineswegs außer Acht hätte gelaſſen werden dürfen, gleichfalls herangezogen hat. Auch die archivaliſchen Quellen ſind von O. im ausgedehnten Maß berückſichtigt worden. Ohne uns allen von O. vertretenen Anſichten anſchließen zu können, muß dennoch hervorgehoben werden, daß das über B. gebotene Geſamtbild von gründlichem wiſſenſchaftlichen Sinne und bemerkenswertem Einfühlungsvermögen des Verfaſſers zeugt, der zum behandelten Gegenſtand auch ein inneres Verhältnis gewann. Störend iſt die ungenaue Schreibung von Perſonennamen, die ſich daraus erklärt, daß die franzöſiſche Druckerei nicht die dazu notwendigen Buchſtaben beſaß. Auch das Fehlen eines Namensverzeichniſſes iſt bedauerlich, ohne freilich den Wert des Buches erheblich zu verringern.

Kraus, František: Nové príspevky k dejinám Habánov na Slovensku (Neue Beiträge zur Geſchichte der Habaner in der Slowakei). Preßburg: Slovenskej Grafie 1937. 155 S.

Die Habaner waren eine religiöſe Sekte der Wiedertäufer, die zu Beginn der Reformation in der Schweiz entſtanden waren, von dort aber vertrieben wurden und ſich u. a. auch in Mähren niederließen, wo ihr Führer und Lehrer Dr. Balthaſar Hubmayer in Nikolsburg eine Druckerei gründete, von der aus die religiöſen Schriften der Wiedertäufer verbreitet wurden. Dieſe Druckerei wurde nach der Hinrichtung Hubmayers als Ketzer eingeſtellt. Unter der Leitung Jakob Hutters lebten die erſten Wiedertäufergemeinden in Mähren unangefochten, ja ſie erfreuten ſich durch ihre Sittenſtrenge, ihre Anſpruchsloſigkeit und ihre Glaubensſtärke eines gewiſſen Wohlwollens, vor allem aber eines ſtarken Zuſtroms. Dieſe Hutterſchen Brüder mußten wenige Jahre ſpäter aber trotzdem ſich vor den Verfolgungen flüchten und wandten ſich nach dem Weſtkarpatengebiet, dem damaligen Ungarn, wo ſpäter bei Großſchützen der ſog. Wiedertäuferhof entſtand. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) nahmen dieſe Gemeinden zahlreiche Flüchtlinge bei ſich auf.

Der Name Habaner iſt ſeinem Urſprung nach noch völlig ungeklärt und ſcheint im Munde der ſlowakiſchen Bevölkerung entſtanden zu ſein, da die ſo bezeichneten Wiedertäufer, die keineswegs in ihren religiöſen Beſtrebungen den Wiedertäufern von Münſter glichen, ſondern nur die Taufe der Kinder verwarfen, dieſen Namen für ſich ablehnten. Als geſchickte Handwerker entwickelten ſie eine ausgezeichnete Organiſation ihrer fleißigen Gemeinden; beſonders intereſſant waren ihre Häuſer,

die durch eine eigentümliche Dachkonſtruktion feuerſicher waren. Die tiefe Gläubigkeit der Habaner ſpiegelt ſich in ihren Kirchenliedern, von denen ſich einige bis heute erhalten haben. Ihre Widerſtandskraft gegenüber allen Verfolgungen und Unterdrückungen haben die Habaner damit bewieſen, daß Nachfahren ihrer Gemeinden noch heute unter anderen Namen als „Menoniten", „Ammaniſten" uſw. in überſeeiſchen Ländern leben.

Der urkundliche Teil des Werkes bietet reichhaltigen Stoff hinſichtlich der Geſchichte der Wiedertäufergemeinden in der Slowakei. An dem verdienſtvollen Werke iſt nur eins bedauerlich, nämlich daß es in ſlowakiſcher Sprache abgefaßt iſt, da es ſich bei den Habanern ausſchließlich um Deutſche handelt und alſo auch wiederum nur Deutſche ein beſonderes Intereſſe an den Geſchicken ihrer Landsleute haben werden. Bei der geringen Kenntnis aller Umſtände, die mit den Habanern zuſammenhängen, wäre es gewiß begrüßenswert, wenn man ſich zu einer deutſchen Bearbeitung des verdienſtvollen, buchtechniſch ausgezeichneten, mit reichhaltigen Bildbeilagen ausgeſtatteten Werkes entſchließen könnte, um es einem größeren Kreiſe zugänglich zu machen.

Emmerling.

Daráš, Gabriel: A ruténföld elszakításának elözményei (Die Vorgeſchichte der Abtrennung Karpatenrußlands) 1890—1920. Neupeſt: Vörösmarty Irodalmi Társaság 1936. 8°, 137 S. (Budapeſter Diſſ.).

D. bietet einen ſehr gründlichen Ueberblick über die volkspolitiſche Entwicklung Karpatenrußlands in den letzten 30 Jahren vor der Angliederung an die Tſchechoſlowakei, der durch eine weitgehende Heranziehung zeitgenöſſiſcher Zeitungsaufſätze, handſchriftlicher und archivaliſcher Quellen über einen Apparat verfügt, wie ihn Arbeiten über dieſen Zeitraum ſelten beſitzen. Verf. beſchäftigt ſich mit der ruſſiſchen Propaganda in dieſen Gebieten (S. 11 ff.), dem Prozeß von Maramaroſch (S. 40 ff.), den Gegenmaßnahmen von ungariſcher Seite wie Aenderung der liturgiſchen Bücher, des Kalenders und der Schrift (S. 64 ff.) und den Ereigniſſen während des Weltkriegs bis zum Zuſammenbruch (S. 93 ff.). — Das Buch von D. iſt vom ungariſchen Standpunkt aus geſchrieben und auch in ſeinen Angaben, ſoweit ich ſehe, zuverläſſig. Freilich ergibt ſich aus ſeiner Haltung, daß er vieles anders ſieht als etwa die Gegenſeite. Man lieſt immer nur von der ruſſiſchen „Propaganda" und „Verhetzung". Inwieweit dieſer durch eine Wahrung der völkiſchen und ſprachlichen Eigenart des Ruthenentums entgegengearbeitet wurde, erfahren wir leider nicht, obwohl gerade das ein wichtiger Punkt iſt. Die Maßnahmen zur „Ausſchaltung des ruſſiſchen Einfluſſes", die D. anführt, ſcheinen das Uebel doch nur äußerlich bekämpft zu haben und waren in vielen Fällen auch rein taktiſch, von allem anderen abgeſehen, unklug. Kennzeichnend ſind z. B. die Beſtrebungen, die 1915, alſo ſchon während des Weltkrieges, einſetzten, um in den Schul- und Kirchenbüchern an Stelle der zyrilliſchen Schrift die lateiniſche zu ſetzen (S. 78 ff.). Es war geplant, neben der lateiniſchen Schrift die madjariſche Rechtſchreibung, die eingebürgerten madjariſchen Lehnwörter und madjariſche Redewendungen einzuführen. Obwohl der Widerſtand von ruthenischer Seite ziemlich heftig war und auch durchaus ſtaatstreue Perſönlichkeiten wie etwa der Munkatſcher Biſchof Anton Papp dagegen Stellung nahmen, wurden zwiſchen 1915—16 auf Betreiben der Regierung vorerſt die Schulbücher in dieſem Sinne umgeſtaltet (S. 80), was in einem entſcheidenden Augenblick der Propaganda der Gegenſeite günſtige Nahrung lieferte. Noch am 22. Oktober 1918,

eine Woche vor dem Zuſammenbruch, ſtellte der gewiß nicht ungarnfeindliche Biſchof Papp feſt: „Ich muß daher im größten Maß die Beſtrebungen der Verwaltungsbeamten mißbilligen, die durch die vollſtändige Ausſchaltung der zyrilliſchen Buchſtaben ſich patriotiſche Verdienſte verſchaffen wollen (S. 80).

Es ſpricht jedoch nur für die Arbeit von D., daß in ſeiner Arbeit, bei ſelbſtverſtändlicher Betonung ſeines Standpunktes, auch dieſe Dinge zur Sprache kommen oder wenigſtens geſtreift werden. Alles in allem iſt das Buch eine erfreuliche Bereicherung unſeres Schrifttums über die Geſchichte des Ruthenentums.

IV. Ungarn.

Archaeologiai Értesitő (Arch. Anzeiger) Bd. XLVII—XLIX. Budapeſt 1935—1936. 4°, XV + 212, VIII + 270, VII + 123.

Aus dem reichen Inhalt der in jeder Hinſicht gediegenen Zeitſchrift können wir nur die Beiträge herausgreifen, die mit der deutſchen Kulturbodenforſchung zuſammenhängen. Wichtig ſind vor allem die Arbeiten von Anton Kampis, der in ſeinem einen Aufſatz „Beiträge zur Geſchichte der ung. Kunſt im Mittelalter" (Adatok középkori szobrászatunk történetéhez; Bd. XLVIII, 115—42) bietet, in einem anderen das Leben und Wirken des Zipſer Bildhauers, Meiſter Paul von Leutſchau, unterſucht und eine Reihe von falſchen Meinungen, die ſich über ihn ergeben hatten, richtigſtellt (Löcsei Pál mester; Bd. XLVII, 66—96). — Viel neuen Stoff über das Wirken deutſcher Künſtler in Ungarn bieten auch die Aufſätze Joſeph Bíros über „Zwei Klauſenburger barocke Magnatenpaläſte" (Két kolozsvári főúri barokk-palota; Bd. XLVII, 115—32) und über „Die Belényeſer röm. kath. Kirche" (A belényesi róm. kath templom; XLVIII, 143—56. Erwähnenswert ſind ſchließlich ein Beitrag Joſeph Höllrigls über „Die Funde in der Gruft der ref. Kirche zu Cſenger" A csengeri ref. templom kriptájának leletei; XLVII 97—114; XLIX, 49—66), der wahrſcheinlich macht, daß der oſtungar. Adel Schmuckgegenſtände von ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Meiſtern bezog, ſowie die kleinere Studie Joſeph Cſemegis zur „Bedeutung der Erlauer Burgkathedrale im 12. Jh." (Az egri várszékesegyház jelentősége a XII. században; Bd. XLVIII, 217—23), die auf Zuſammenhänge von ungariſchen und ſüddeutſchen Kirchenbauten in den erſten Jahrhunderten des ungariſchen Königreichs hindeutet.

Történetirás (Geſchichtsſchreibung). Geleitet von Johann Belitzky. I. Jahrg. Budapeſt 1937. 667 S.

Die neue, geſchichtswiſſenſchaftliche Zeitſchrift, deren Mitarbeiter zum größten Teil der jüngeren Hiſtorikergeneration angehören, verdient vor allem deswegen beachtet zu werden, weil ſie im Gegenſatz zu den vielen ungariſchen Zeitſchriftengründungen der letzten Jahre weder regionale, noch ſonſtige Sonderaufgaben aus dem Gebiete der Geſchichte zu betreuen gedenkt, ſondern alle Forſchungsrichtungen berückſichtigt und damit einen zentraleren Platz unter den hiſtoriſchen Fachzeitſchriften Ungarns erſtrebt. In Anbetracht der Stellung und Bedeutung, die die repräſentative Geſchichtszeitſchrift „Századok" (Jahrhunderte) innehat, iſt dieſes Bemühen keineswegs einfach. Da aber die neue Zeitſchrift ſich vor allem Arbeitsrichtungen zuwenden will, denen bisher ein entſprechendes Organ gefehlt hat, — der einleitende

Aufſatz nennt mit beſonderem Nachdruck die Heimat-, Volks-, Wirtſchafts- und Sozialgeſchichte (S. 1) — wird ſich wohl im Laufe der Zeit eine Arbeitsteilung ergeben, die ein erſprießliches Wirken ſichern dürfte.

Aus der Fülle von Aufſätzen, auf die im einzelnen leider nicht eingegangen werden kann, ſeien einige wenigſtens hervorgehoben. Andreas Cſatkai, Die alten Oedenburger Zinngießer[1]) (S. 24—33); Edmund Lénárd, Die Aufgaben der ungariſchen neuzeitlichen Siedlungsgeſchichte (S. 34—51) [Beachtenswerte und wichtige Geſichtspunkte. Bedauerlich iſt der unſachliche Ton der Auseinanderſetzung mit den Ergebniſſen der deutſchen Forſchung, der er Tendenz vorwirft. Eine ernſtzunehmende Wiſſenſchaft braucht nicht mit Unterſtellungen und politiſchen Alarmſignalen arbeiten][2]): Arnold Schoen, Die Kirchen Ofens und Altofens aus dem 18. Jh. (S. 52—62); Ludwig Becſey, Die Salader Volksbildung im letzten Jahrzehnt der Regierungszeit von Maria Thereſia (S. 161—68 [Hervorzuheben iſt an dem ſchönen Aufſatz die Sachlichkeit, mit der die Geltung der deutſchen Sprache behandelt wird]); Joſeph Pataki, Die Geſchichte der Bevölkerungsentwicklung der Sárköz und die Entſtehung des Einkinderſyſtems (S. 193—205 [Wichtiger Beitrag zur Bevölkerungsentwicklung des madjariſchen reformierten Bauerntums]); Julius Horváth, Die madjariſche Bevölkerung der Stadt Peſt im 17. und 18. Jh. (S. 271—76 [Verläßliche, ſachliche Zuſammenſtellung]; Bela Téglás, Die Bevölkerungsverſchiebungen Transdanubiens ſeit dem Ende der Türkenherrſchaft (S. 294—312); Babics, Die Geſchichte der Erhebung Fünfkirchens zum Range einer kgl. Kreisſtadt (S. 509—67 [Erſchöpfende, gediegene Darſtellung]).

Dieſe Hinweiſe auf den reichhaltigen Inhalt des erſten Jahrgangs mögen zur Kennzeichnung des neuen Unternehmens genügen. Die neue Zeitſchrift iſt vom unverkennbaren Willen getragen, verſchüttete und vernachläſſigte Beziehungen zur Forſchung von Nachbarländern aufzunehmen (vgl. etwa S. 634—36). Wir würden es im Intereſſe einer ſachlichen Zuſammenarbeit begrüßen, wenn ſie ſich, bei allen Meinungsverſchiedenheiten, gegenüber der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft das Verdienſt erwürbe, einem Verhältnis Bahn zu brechen, das die vor allem volkswiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung im Zeichen ſtrenger Sachlichkeit ermöglichen müßte. Es iſt klar, daß die Blickrichtung und Auffaſſung der deutſchen und ungariſchen Forſchung voneinander abweicht. Damit werden ſich beide Teile wohl oder übel abzufinden haben. Eine Ausſchaltung ſtörender Nebeneinflüſſe, welcher Art ſie auch immer ſein mögen, wäre daher umſo befreiender, erſprießlicher und auch — fruchtbarer. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß mit dem Fortſchritt volksgeſchichtlicher Arbeiten in Ungarn viele Mißverſtändniſſe verſchwinden und einem vorurteilsloſeren Blick werden weichen müſſen. Da die neue Zeitſchrift gerade auch die Volksforſchung pflegen wird, ſehen wir ihrem Wirken auch in dieſem Betracht mit großer Erwartung entgegen.

---

[1]) Die madjariſchen Titel werden in deutſcher Überſetzung gebracht.

[2]) S. 37 ſchreibt Verf.: Isbert erkläre, daß durch die Koloniſation das transdanubiſche Mittelgebirge zu einem deutſchen „Lebensraum" geworden ſei und zwar zu einem ſolchen, wo allein die Lebenserſcheinungen des deutſchen Bauerntums maßgebend ſeien. D. h. er melde den Anſpruch des Deutſchtums auf das transdanubiſche Mittelgebirge an! Ein Kommentar zu dieſer Folgerung erübrigt ſich für jeden unbefangenen Leſer.

Regnum. Egyháztörténeti évkönyv (Regnum, Kirchengeſchichtliches Jahrbuch). Herausgegeben von der Arbeitsgemeinſchaft ungar. kathol. Geſchichtſchreiber. Budapeſt 1936: Selbſtverlag. 8°. 392 S.

Der vorliegende erſte Band enthält eine Fülle wertvoller Beiträge, ſowohl reich an Geſichtspunkten als bisher unbekanntem Stoff. Mit Ausnahme von zwei Beiträgen (Tiberius Nagy, Die Euſebianiſche Reaktion und die Anfänge des pannoniſchen Arianismus [madj.)], S. 32—60; Johann Belitzky, Die Cſornaer Prämonſtratenſerpropſtei und ihre Beſitzerwerbungen im Zeitalter des Patronats der Geſchlechter [madj.], S. 61—86).

Die übrigen Beiträge befaſſen ſich vor allem mit dem 16., 17. u. 18. Jh. Monz Kárpáthy—Kravjánſzky liefert einen ſehr aufſchlußreichen Beitrag über den Venezianer Gianandrea „Gromo, Hauptmann der Leibwache Johann Siegmunds" (S. 94—141 [madj.]). Die Studie, der im Anhang zahlreiche Briefe beigegeben ſind, gewährt wertvolle Einblicke in die BeziehungenSiebenbürgens zu Italien und die Triebkräfte der gegenreformatoriſchen Beſtrebungen im Südoſten. — Der Aufſatz von Lukas Horányi, Die Entſtehung des griechiſch-katholiſchen Bistums in Márcſa (S. 150—76) bedeutet eine erfreuliche Bereicherung unſeres Wiſſens um die Unionsbeſtrebungen im 17. Jh. — Ueber „Marco d'Aviano und die barokke Staatsmyſtik" (S. 177—244 [madj.]) ſchreibt Otto Kelényi. Er bringt an Tatſächlichem wenig Neues, beleuchtet jedoch die ideengeſchichtlichen Vorausſetzungen im Kampfe Wiens gegen die Türken im letzten Viertel des 17. Jh.s, ohne freilich methodiſch zu befriedigen. — Von großer Bedeutung iſt die umfangreiche Abhandlung von Anton Meſzlényi über „Die Religionspolitik des Aufſtandes von Franz Rákóczy II. und die Jeſuiten" (S. 225—304 [madj.]). Mit bewunderungswürdiger Sorgfalt trägt Verfaſſer alle Angaben über dieſe Fragen zuſammen. Seinen Ergebniſſen darf im großen Ganzen zugeſtimmt werden,. obſchon ein größerer innerer Abſtand vom behandelten Gegenſtand für die Unterſuchung vielleicht fruchtbarer geweſen wäre. Bemerkenswert iſt, daß dem Jeſuitenorden von Seiten der Kuruzen vorgeworfen wurde, er wäre „deutſchtümelnd" (németesek). Verfaſſer ſucht das zwar zu entkräftigen (S. 241 ff.). Immerhin läßt ſich auch auf Grund ſeiner Darſtellung der Eindruck gewinnen, daß die am Anfang des 18. Jh.s in Ungarn befindlichen deutſchen Jeſuiten durchaus für die kaiſerliche Sache Partei nahmen. — Unter dem Titel „Ein katholiſcher Staatsmann im 18. Jh." (S. 327—45 [madj.]) gibt Viktor Ember ein Bild von Freiherr Aegidius von Borié. Obgleich der Aufſatz in dankenswerter Weiſe ſeine Meinungsäußerungen im Staatsrat unterſucht, iſt allein ſchon der Grundgedanke, in Borié einen „katholiſchen" Staatsmann ſehen zu wollen, entſchieden abzulehnen. Borié war zweifellos ſchon viel ſtärker von rationaliſtiſchen (wenngleich nicht ideologiſch-aufkläreriſchen) Anſchauungen beſtimmt, als Verfaſſer das annimmt. Damit verträgt ſich ganz gut, daß Borié in keinem Gegenſatz zur katholiſchen Kirche ſtand, ſie vielmehr als ſtaatspolitiſch wichtig anſah. Verfaſſer trug dem Ideengut der frühen Aufklärung und ihren vielfachen geiſtigen Ueberſchneidungen zu wenig Rechnung. — Einen wichtigen Beitrag zur Wiener Kirchenpolitik am Ausgang des 18. Jh.s bietet Aegidius Hermann, Der Wiener Staatsrat und die königliche Sequeſtration des Roſenauer Biſchofs Freiherrn Anton von Andrássy (S. 356—92 [madj.]). Das Fortleben joſephiniſcher Anſchauungen im Wiener Staatsrat gelangt in ſeiner Darſtellung gut zum Ausdruck.

Es wäre dringend zu wünſchen, daß den weiteren Bänden des Unternehmens, das auch dem deutſchen Forſcher viel bietet, Inhaltsangaben etwa in deutſcher Sprache beigegeben würden. Valjavec.

Böle, Cornelius: Árpádházi Boldog Margit szenttéavatási ügye és a legősibb latin margit-legenda (Die Angelegenheit der Heiligsprechung der Sel. Margarethe aus dem Hause Arpad und die älteste lateinische Margarethenlegende). Budapest: Szent Istvan Akademia 1937. 8°, 43 S.

Wichtig ist die von B. aufgefundene und mitgeteilte älteste bisher ermittelte lateinische Fassung der Margarethenlegende S. 17—43), zu der eine knappe Einführung alles Wissenswerte mitteilt.

Niedermann Imre: Magyarország és a bosnyák politika Mária és Zsigmond alatt (Ungarn und die bosnische Politik unter Maria und Siegmund) (1382—1420). Balassagyarmat: Selbstverlag 1936. 110 S. (Diss. Fünfkirchen.).

Allein schon die Fragestellung vorliegender Doktorarbeit muß als begrüßenswert bezeichnet werden. Die politische und kulturelle Verflechtung Ungarns mit dem Balkan ist noch lange nicht im notwendigen Grade untersucht und dargestellt worden, sodaß jeder Beitrag auf diesem Gebiet sehr zu begrüßen ist. Die Darstellung ist gewissenhaft und flüssig geschrieben. Unangenehm fällt jedoch die Nichtbenützung der in serbokroatischer Sprache niedergeschriebenen Geschichtswerke auf, was vor allem den Nachteil nach sich zog, daß Verf. dadurch gerade neuere Forschungsergebnisse außer Acht ließ. Die wertvolle Studie von Wladimir Ćorović über „Die Territorialentwicklung des bosnischen Staates im Mittelalter" (Belgrad 1935), konnte dagegen aus begreiflichen Gründen, da der zeitliche Zwischenraum zu kurz war, nicht mehr berücksichtigt werden.

Barta, Stephan: Egyház és állam viszonya Magyarországon a középkor végén (Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Ungarn am Ausgang des Mittelalters). Budapest 1935. 96 S. (A Pázmány Péter Tudományegyetem Történelmi Szemináriumának kiadványai, 4.)

Die mit einem deutschen Auszug versehene Arbeit B.s, eine Budapester Dissertation, die unter der Anleitung von Prof. E. Mályusz entstanden ist, behandelt eine wichtige und allerdings auch umfassende Frage, die im Rahmen einer derartigen Studie aus begreiflichen Gründen nicht erschöpfend behandelt werden kann. Nach einer Darstellung der Opposition gegen den Papst von Bonifaz VIII. bis zur Glaubensspaltung, die für die Arbeit gleichsam den allgemein-europäischen Rahmen spannt, untersucht B. das Verhältnis zwischen dem Papst und König im Zeitalter der Arpaden, die Entwicklung des Patronatsrechtes, die kirchlichen Verhältnisse unter König Siegmund, und behandelt die Anfänge der vom Fürsten getragenen Kirchenpolitik sowie die inneren Reformbestrebungen der Kirche im 15. Jh. Die Studie schließt mit einer Darstellung der kirchlichen Verhältnisse am Vorabend der Reformation. Die Arbeit zeichnet sich durch Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit aus, ihr Aufbau ist gleichfalls sehr gut. Für glücklich halte ich auch die Berücksichtigung der Verhältnisse im Westen durch die sorgfältige Heranziehung der einschlägigen deutschen Fachliteratur. Nicht zustimmen kann ich B., wenn dieser die kirchenpolitische Entwicklung Ungarns im 15. Jh. mit dem „erwachenden Renaissancegeist" in Verbindung bringt (S. 40). Es handelt sich hier um eine — zumindest — unbeweisbare Vermutung, die für den Kenner der geistesgeschichtlichen Lage Ungarns zu dieser Zeit sehr wenig Wahrscheinlichkeit besitzt.

Ohne mit allen Ansichten B.s übereinzustimmen, ist dennoch zu sagen, daß ihm die Behandlung einer wichtigen Frage in dankenswerter Weise geglückt ist. R.

Iſtványi, Géza: A magyarnyelvü irásbeliség kialakulása (Die Entſtehung der madj. Schriftlichkeit). Budapeſt 1934. 8°, 115 S.

Eine der wichtigſten Etappen zur Entfaltung eigenvolklicher Kulturen im nahen Südoſten war die Erhebung der Volksſprachen zur Schriftlichkeit. Die Unterſuchung J.s darf daher beſondere Beachtung beanſpruchen. Sie beſchäftigt ſich nur mit einem Teil dieſes Fragenbereichs, der Benutzung der madjariſchen Sprache bei Briefen und Urkunden, bietet alſo eigentlich weniger als der Titel verſpricht, entſchädigt einen aber durch die Genauigkeit und Gediegenheit, mit der J. gearbeitet hat.

Die Studie zeigt uns, wie allmählich, etwa ſeit dem Ausgang des 15. Jh.s, die madjariſche Sprache in Briefen, dann auch in Urkunden auftaucht, zuerſt vereinzelt, ſeit 1510 durchſchnittlich in 2—3 Schriftſtücken des Jahres. Geit der Mitte der zwanziger Jahre ſteigt der Jahresdurchſchnitt auf 3—5, ſeit 1530 auf 6—8 Schriftſtücke (S. 17—18).

Die Urſache dieſer fortſchreitend ſtärkeren Heranziehung der madjariſchen Sprache bei ſchriftlichen Aufzeichnungen ſieht J. in einer mittelbaren Wirkung des Humanismus (S. 19). Soweit darunter eine weltanſchauliche, allgemein kulturelle (nicht literariſche!) Bewegung zu verſtehen iſt, kann ihm darin zugeſtimmt werden. Es iſt zweifellos richtig, daß durch die kulturelle Entwicklung vor allem des 15. Jh.s der Gebrauch der Schrift in der adeligen Oberſchicht eine immer größere Bedeutung gewann, die im Laufe der Zeit geradezu zwangsläufig dazu führen mußte — zuerſt fallweiſe — auch die Volksſprache zu berückſichtigen. J. zeigt uns ſehr ſchön, daß die madjariſchen Schriftſtücke dieſes Zeitraumes zum großen Teil ihr Entſtehen der Bequemlichkeit oder dem Umſtand verdanken, daß die betreffenden Adeligen im Augenblick ihren Schreiber nicht zur Hand hatten oder in ſtreng vertraulichen Angelegenheiten ſchrieben (S. 19—20).

Man wird ſich aber hüten müſſen, dieſe beginnende Schriftlichkeit der madjariſchen Sprache mit der humaniſtiſchen Kultur am Hofe von König Matthias in Verbindung zu bringen. Sie wird, ſoweit ſie überhaupt in dieſer Richtung gewirkt hat, dieſen Vorgang zwar nicht nachteilig beeinflußt haben. Aber die eigentlichen Urſachen lagen doch weſentlich tiefer und ſind in der allgemein kulturellen und weltanſchaulichen Entwicklung der Zeit zu ſuchen, die die Vertreter der Mittel- und Oberſichicht geiſtig aufgeſchloſſener macht, die Lebensformen des Einzelnen und der Gemeinſchaft erweitert, differenziert und dadurch die Wichtigkeit der Schriftgebrauchs erhöht. Ich darf das vielleicht an einem Beiſpiel erläutern. J. weiſt ſelbſt darauf hin, daß neben der bereits oben gekennzeichneten Gruppe älteſter madjariſcher Schriftſtücke, die überwiegend vom Hochadel ſtammen, Briefe und Urkunden anderen Urſprungs vorhanden ſind. Ich denke an die Briefe von Händler und unbedeutenderen Wirtſchaftsangeſtellten, die ſich gleichfalls der madjariſchen Sprache bedienen (S. 20). Hier liegt, weder mittel-, noch unmittelbar ein eigentlicher humaniſtiſcher Einfluß vor. Die Veranlaſſung zu ihrer Entſtehung iſt vielmehr darin zu ſuchen, daß die Ausgeſtaltung der geſamten Lebensformen ſchriftliche Aufzeichnungen auch auf wirtſchaftlichem Gebiet mehr und mehr notwendig macht. Dieſe Entwicklung machte aber notwendig, daß auch einfache Leute, die der lateiniſchen Sprache mehr oder weniger unkundig waren, Aufſtellungen, Verrechnungen u. ä. anfertigen mußten und ſich dabei naturgemäß nur der Volksſprache bedienen konnten. Man wird daher ſagen müſſen, daß die kulturelle Entwicklung eine erhöhte Schriftlichkeit nach ſich zog, die ihrerſeits wieder für Schichten das Aneignen von Leſen und Schreiben notwendig machte, die ihrem Stande nach und angeſichts des unentwickelten Unterrichtsweſens der Zeit die lateiniſche Sprache nur unvollkommen beherrſchten und daher

zwangsläufig in der Volksſprache ſchrieben. Deutlich läßt ſich das an Hand der von J. gebotenen Beiſpiele auch daraus entnehmen, daß ein großer Teil der älteſten madjariſchen Schriftſtücke ſich in etwelchen Formen auf weibliche Angehörige des Schreibers bezieht (S. 22—23) oder von Angehörigen des Landadels ſtammt, die zwar ſchon eine primitive Schulbildung genoſſen haben mochten, aber zumindeſtens ſtiliſtiſch die lateiniſche Sprache nur unvollkommen beherrſchten, ſo daß für ſie, die auf einem abgelegenen Landſitz ſich befanden, wohl auch nur in ſeltenen Fällen einen Schreiber hatten, die madjariſche Abfaſſung von Schriftſtücken naheliegend war (vgl. S. 20—21). In letzterem Fall wird man ſagen können, daß hier die Veranlaſſung zur madjariſchen Schriftlichkeit darin lag, daß die Aneignung der lateiniſchen Sprachkultur nicht Schritt gehalten zu haben ſcheint, ſodaß der ſchreibkundige Adelige vom Land nicht unbedingt ſeine Schriften lateiniſch abzufaſſen imſtande war.

Schon aus dem bisher Angeführten läßt ſich erſehen, daß die Vorausſetzungen zur Einbürgerung madjariſcher Schriftſtücke verſchieden waren. Das gilt auch für die Städte, wo der Anſtoß m. E. von einer anderen Seite als beim Adel kam. Es iſt hier daran zu erinnern ,daß in den Städten des Karpatenraumes mit deutſchem Bevölkerungsanteil ſchon im 14. Jh. die deutſche Sprache in Urkunden und Aufzeichnungen benutzt wurde wie auch anderſeits in den ſtädtiſchen Siedlungen bereits auch Bücher in deutſcher Sprache verbreitet waren. Wäre anzunehmen, daß die Schriftlichkeit der deutſchen Sprache in dieſen Städten auf das madjariſche Element, das in den meiſten auch der urſprünglich deutſchen Städte ſeit dem 14. Jh. in raſchem Vordringen war, ohne pſychologiſche Anregung geblieben wäre? Ich habe dieſe Frage bereits vor einigen Jahren aufgeworfen (DUhVl. IV [1932], 259—60) und an einer anderen Stelle bereits ausführlich behandelt (Der deutſche Kultureinfluß im nahen Südoſten. Bd. I, Abſchn. 1, im Erſcheinen), ſodaß ich hier nicht näher darauf eingehen brauche. Es genüge darauf zu verweiſen, daß J. ſelbſt einige Tatſachen anführt, die für meine Annahme ſprechen. Das älteſte Schriftſtück in madjariſcher Sprache aus einer Stadt beſitzen wir aus Kaſchau (S. 21—22; aus dem Jahre 1517), wo damals das Madjarentum bereits ſtark an Boden gewann. Auch in anderen Städten, wo das Madjarentum das deutſche Bürgertum abzulöſen begann, läßt ſich die ſchriftliche Verwendung der madjariſchen Sprache zu einem Zeitpunkt belegen, wo das in den rein madjariſchen Städten der Tiefebene noch nicht der Fall war (dies betont auch I., S. 47). Intereſſant iſt die Entwicklung in Tyrnau (S. 48—49) und Klauſenburg (S. 77—79).

Alles in allem iſt J.s Studie eine in jeder Hinſicht wichtige und dankenswerte Leiſtung.

Waczulik, Margarethe: A török korszak kezdetének nyugati történet-irodalma a 16. században (Die Geſchichtsliteratur des Weſtens im 16. Jh. über den Anfang des türkiſchen Zeitalters). Budapeſt 1937. 8°, 89 S.

Eine gewiſſenhaft gearbeitete Zuſammenſtellung weſt- und mitteleuropäiſcher Geſchichtswerke, die ſich mit ungariſcher Geſchichte befaſſen. Die Quellenfrage und das Verhältnis der einzelnen Werke untereinander, erfährt eine gewiſſenhafte Klärung. Die Kennzeichnung der Arbeiten iſt in den meiſten Fällen treffend. Geiſtesgeſchichtliche Geſichtspunkte, die hier außerordentlich ergiebig wären, bleiben dagegen ſo gut wie unberückſichtigt. — Wichtig iſt, daß auch aus W.s Arbeit die unverhältnismäßig große Anteilnahme Deutſchlands an dem ungariſchen Zeitgeſchehen hervorgeht, während die romaniſchen Länder trotz bedeutſamer Einzelleiſtungen eine beiweitem geringere Aufgeſchloſſenheit für dieſe Fragen in jenem Zeitalter bekunden.

Babics, Andreas: A kamarai igazgatás Pécs városában (Die Kameralverwaltung in der Stadt Fünfkirchen). Fünfkirchen 1937. 8°, 79 Seiten. (Mit einem deutſchen Auszug, S. 75—79).

Die Arbeit ſtellt einen dankenswerten Beitrag zur Verwaltungsgeſchichte der am Ausgang des 17. Jh.s von den Türken zurückeroberten Städte dar. Wir gewinnen ſehr intereſſante Einblicke in den Wiederaufbau Fünfkirchens, wobei dem deutſchen Beamten und Siedler eine erhebliche Rolle zufiel, die auch vom Verf. ſachlich gewürdigt wird. — Bemerkenswert iſt das Selbſtbewußtſein der deutſchen Siedler Fünfkirchens, die 1701 in einem geſonderten Majeſtätsgeſuch als „Deutſche Bürgerſchaft der Stadt Fünfkirchen um Schutz vor den Uebergriffen der Geiſtlichkeit und der Madjaren baten (S. 69). Gerade dieſe Eingabe ſcheint mir übrigens ein Beweis dafür zu ſein, daß — entgegen der Anſicht des Verfaſſers (S. 68) — tatſächlich gewiſſe Reibereien zwiſchen Deutſchen und Madjaren ſtattgefunden hatten. Sonſt wäre dieſes Sondergeſuch wenig ſinnvoll geweſen.

Berlász, Eugen: A Thurzó-birtokok a XVII. század elsö harmadában különös tekintettel a jobbágyság gazdasági helyzetére (Die Thurzó-Güter im erſten Drittel des 17. Jh.s unter beſonderer Berückſichtigung der wirtſchaftlichen Lage der Leibeigenen). Budapeſt 1936. 8°, 107 S.

B. bietet einen gediegenen Beitrag zur ungariſchen Wirtſchaftsgeſchichte des 17. Jh.s, der in manchen Punkten über die Einzelfeſtſtellungen hinaus, auf die hier leider nicht eingegangen werden kann, von allgemeiner Bedeutung iſt. Beachtlich ſind z. B. B.' Feſtſtellungen über den Mangel an landwirtſchaftlichen Kräften (S. 100—101), der ſeinerſeits die erhöhte Inanſpruchnahme der Bauern und die Einführung des Robots zur Folge hatte (72 ff.). Sehr wichtig erſcheint mir auch die Feſtſtellung B.', daß die Stellung des ungariſchen Leibeigenen — wenigſtens im Weſtkarpatengebiet — noch am Beginn des 17. Jh.s beiweitem nicht ſo ungünſtig war, wie es die bisherige wirtſchaftsgeſchichtliche Forſchung angenommen hatte (103—07).

Miskolczy, Stephan: Egykorú vélemény II. József reformterveiről (Ein zeitgenöſſ. Urteil über die Reformpläne Joſephs II.). Budapeſt 1937. 8°, 17 S.

Es handelt ſich um die auszugsweiſe Wiedergabe von Briefen Martin v. Palásthys, Konzipiſten, ſpäter Sekretärs an der Ungariſchen Hofkanzlei in Wien, an den auch als Geſchichtsforſcher bekannten Piariſten Karl Koppi, die, aus dem Beginn der achtziger Jahre des 18. Jh.s, den ſtimmungsmäßigen Hintergrund der joſephiniſchen Reformen von madjariſch-adeliger Seite her beleuchten und uns darüber hinaus mit einer Reihe bisher unbekannter Ereigniſſe aus dem damaligen Wien bekannt machen.

Vecſey, Ludwig: A szombathelyi kiralyi liceum alapítása és elsö évei (Die Gründung und die erſten Jahre des kgl. Lyzeums in Steinamanger) 1793—1808. Steinamanger 1934. 8°, 93 S. (Fünfkirchner Diſſ.)

Die ſehr ausführliche Studie enthält eine Fülle wertvollen Materials, das über die Schulgeſchichte hinaus für die zeitgenöſſiſche Kulturgeſchichte von nicht zu unterſchätzendem Wert iſt. Die in Frage kommenden Archive wurden mit einer für derartige Arbeiten ſeltenen Gewiſſenhaftigkeit, die zur Verwertbarkeit des Gebotenen in hohem Grade beiträgt, ausgewertet.

Steinacker, Harold: Graf Albert Apponyi: Jahrbücher für die Geſchichte Oſteuropas. II (1937), S. 272—80.

Eine trotz ihrer Kürze glänzende Charakteriſtik dieſes Staatsmannes, deſſen Weſenszüge und Entwicklung im Zuge einer tiefſchürfenden kritiſchen Betrachtung dargelegt werden. St. hat damit nicht nur eine ſchärfere, wirklichkeitsnähere Kennzeichnung Apponyis geliefert, ſondern darüber hinaus eine Reihe wertvoller Anregungen für die Erforſchung der Geſchichte Ungarns im dualiſtiſchen Zeitalter gegeben. F. V.

Horváth, Eugen: Történetszemléletünk egysége és a történelmi Magyarország. Karáesonyi és Fraknói szellemi öröksége (Die Einheit der ungariſchen Geſchichtsbetrachtung und das geſchichtl. Ungarn. Das geiſtige Erbe von Karácſonyi und Fraknói). [Gaſtvorleſung gehalten in der Sitzung der zweiten Klaſſe der St. Stefans-Akademie vom 15. Mai 1936]. Budapeſt 1937. 8°, 9 S.

Die Vorleſung behandelt nicht das geſamte geiſtige Erbe der zwei hervorragenden madjariſchen Hiſtoriker, die, beide dem Klerus der Diözeſe Großwardein angehörend, bis zum Rang eines Biſchofs bezw. Titularbiſchofs aufgeſtiegen ſind und der madjariſchen Geſchichtswiſſenſchaft durch ein umfangreiches und vielgeſtaltiges Werk gedient haben (Fraknói—Frankl auch durch die Gründung des Ungariſchen Hiſtoriſchen Inſtitutes in Rom). Horváth hebt vielmehr aus dem Werk der beiden Gelehrten nur je eine beſtimmte Linie heraus, die ihm in Ungarn vernachläſſigt erſcheint und für die dieſe Männer als Vorbilder dienen und nachgeahmt werden ſollen. Karácſonyi ſei zu ſeiner Zeit der einzige geweſen, der die Geſchichte Ungarns betrieb, ohne aus ihr die Geſchichte der Nationalitäten zu vergeſſen. Daher ſei er berufen geweſen, durch ſeine 1916 erſchienene Schrift über „Ungarns geſchichtliches Recht auf das Gebiet des Vaterlands von den Karpathen bis zur Adria", die Verteidigung der territorialen Integrität Ungarns einzuleiten, der ſpäter die Területvédö Liga (Gebietſchutzliga) zu dienen ſuchte. Ueber den Umkreis der Minderheitenfrage hinaus habe dieſe Arbeit heute auch den Schutz des in allen Erdteilen zerſtreuten Madjarentums in ſich aufgenommen. Aber für die in Trianon losgeriſſenen madjariſchen Minderheiten bleibt die wichtigſte Forderung immer eine Geſchichtsſchreibung, die den ungariſchen Reichsgedanken im Sinne des hl. Stefan herausarbeite, denn dieſer Gedanke, der die Geſchichte Ungarns durchwirkt, habe das Intereſſe der mit den Madjaren zuſammenlebenden Nationalitäten nicht weniger gewahrt, als die des Staatsvolkes ſelbſt. (Eine Theſe, die freilich nicht unwiderſprochen bleiben wird). Fraknói hinwieder feiert der Verfaſſer als den Mann, der den Kampf gegen die Lüge von der Kriegsſchuld Ungarns einleitete und der erkannte, daß die madjariſche Geſchichtswiſſenſchaft aus ihrer einſeitig innerpolitiſchen Sicht heraustreten müſſe. Um nachzuweiſen, daß in gewiſſen Zeitaltern Ungarn nicht nur mit den europäiſchen Kulturvölkern Schritt hielt, ſondern ſogar eine führende Rolle ſpielte (!) habe die nationale Hiſtorie gewiſſe Themen zu bearbeiten, vor allem eine Geſchichte der diplomatiſchen Beziehungen Ungarns mit dem Ausland. Dieſe Aufgabe und überhaupt die Beſchäftigung mit der diplomatiſchen Geſchichte, alſo den Lebensvorgängen im europäiſchen Staatenſyſtem (etwa im Sinne Rankes), iſt in Ungarn jetzt und von jeher nach der Meinung Horváts vernachläſſigt worden.

Dieſer letzte Satz enthält zweifellos einen richtigen Kern. Wieweit er reicht und

auch wieweit Karáčsonyi in der Pflege der Geſchichte der Nationalitäten alleinſteht und vorbildlich iſt, bleibt billig als interne Frage der madjariſchen Geſchichtswiſſenſchaft dieſer ſelbſt überlaſſen. Aber einen Geſichtspunkt darf die außerungariſche Forſchung vielleicht geltend machen. Die von Horváth befürwortete Aufgabenſtellung iſt rein apologetiſch. Das hat ſeine Gefahren. Und beſonders eine „totalitäre" Apologetik in der Schwarz-Weiß-Technik, die das Recht nur beim ungariſchen Staatsgedanken und das Unrecht nur bei den Kritikern des Verböczyſchen und des dualiſtiſchen Ungarns ſucht, dürfte keine großen Erfolgsausſichten haben. (So ſind z. B. die Argumentationen, die Horváth ſelbſt kürzlich gegen Seton-Watſons Rumäniſche Geſchichte ins Feld geführt hat, nicht alle glücklich).[1]) Wer zuviel beweiſen will, beweiſt nichts. Ich weiß wohl, die madjariſche Wiſſenſchaft hat es gegenüber der oft naiven Subjektivität der jungaufgeſtiegenen Nachbarvölker und der oft einſeitigen Parteinahme ihrer weſteuropäiſchen Gönner nicht leicht. Dennoch müßte ſie eben darum ihre Erfolge auf der Ebene einer höheren Objektivität, einer echteren Geſchichtlichkeit ſuchen. Gewiß hat ſie das Recht und die Pflicht, die Leiſtungen und Anſprüche Ungarns zu verteidigen. Alle Völker, — große wie kleine — brauchen einen nationalen Mythos. Aber er darf nicht zur „fable convenue" herabſinken. Auf unſer Problem angewendet: es handelt ſich beim Widerſpruch, der in Betreff der Geſchichte der Nationalitäten Ungarns zwiſchen dieſen und den Madjaren beſteht, nicht um ein einfaches entweder — oder, richtig oder unrichtig. Sondern es handelt ſich um verſchiedene Betrachtungsweiſen, deren jede von einem anderen Stadium der geiſtesgeſchichtlichen Entwicklung des Volkstumsbegriffs ausgeht und deren jede der Geſchichte Gewalt antut, wenn ſie alle die verſchiedenen Stadien auf einen Wertnenner bringen will. Der St. Stefans-Gedanke iſt nach Entſtehung und Geltung rein mittelalterlich. Man kannte damals Volkstumsunterſchiede, aber man bewertete ſie viel geringer, als heute. Die im Volkstum unbewußt wirkenden Faktoren überwogen die bewußten noch weit ſtärker als ſpäter. Darum kann man aus der mittelalterlichen Nationalitätenpolitik Ungarns keine Rechtfertigung des Madjarentums ableiten, die für das 19. Jh. etwas beſagte. Und für das 19. Jh. gibt es zwei unvereinbare Betrachtungsarten, die nun nicht immer auf verſchiedene Stadien, ſondern öfter auf verſchiedene Richtungen oder Formen in der geiſtesgeſchichtlichen Entwicklung des Nationsbegriffes zurückweiſen: entweder auf den ſtaats-bezogenen Begriff der franzöſiſchen Doktrin, oder auf den volks bezogenen Begriff des italieniſchen Riſorgimento und der modernen deutſchen Volksforſchung. Die erſte leitet aus dem principe des nationalités die Ideologie des modernen Nationalſtaates ab, in dem das herrſchende Staatsvolk als ſolches fremde Volksgruppen entvolken und umvolken darf; die zweite führt zur Ethnicarchia Romagnosis und der Lehre vom eigenſtändigen Volk M. H. Boehms. Die Völker des national ſo gemiſchten Oſteuropas wenden nun in der Verteidigung die zweite, im Angriff aber die erſte Form des Nationsbegriffes an. Daher der Mangel an Klarheit, ja manchmal auch an Ehrlichkeit in der Polemik zwiſchen ihnen. Daher das Aneinander-Vorüberreden auch bei den gutgläubigen Gelehrten. Der berechtigte Appell Horváths an die madjariſchen Hiſtoriker, die Geſchichte Ungarns immer als Symbioſe des Madjarentums mit den Nationalitäten zu betreiben, muß alſo durch die Forderung ergänzt werden, die Stufen in der Entwicklung der Erſcheinung „Volkstum" und in der geiſtesgeſchichtlichen Erfaſſung dieſer Erſcheinung zu erforſchen und zu beachten. Sie könnten damit ihren Nachbarvölkern ein heilſames Beiſpiel geben.

Innsbruck. Harold Steinacker.

Angyal, David: Történeti tanulmányok (Geſchichtliche Studien). Budapeſt: Ungar. Akademie der Wiſſenſchaften 1937. 555 S.

Die Herausgabe ausgewählter Studien und Aufſätze A.s bedeutet nicht nur eine Ehrung des großen ungariſchen Hiſtorikers, der im vergangenen Jahr ſein achtzigſtes Lebensjahr vollendete, ſondern iſt auch für den Forſcher eine willkommene Arbeitserleichterung, da die wichtigſten kleineren Arbeiten, die teilweiſe im Ausland überhaupt nicht zugänglich waren, nunmehr bequem benützt werden können. Ueber die Wichtigkeit der einzelnen Beiträge, die alle ſchon veröffentlicht waren, viel Worte zu verlieren, wäre angeſichts der Stellung A.s in der ungariſchen Geſchichtsforſchung mehr als müßig. Sehr begrüßenswert finde ich, daß die wichtigen Széchenyi-Studien zum Abdruck gebracht worden ſind (S. 3—147), mit denen A. das Széchenyibild der Gegenwart in vielen Punkten geformt hat. Auch die Aufſätze „über verſchiedene Zeitalter" (S. 149—517) ſind reich an Anregungen und Geſichtspunkten, deren ſich der Forſcher immer wieder bedienen müſſen. Seine Studie über Gabriel Bethlen (. 181—268) iſt ein Muſterbeiſpiel dafür, wie mit weitreichendem, univerſellem Wiſſen einem an ſich ſchon ausgepreßten Thema neue wertvolle Ergebniſſe abgewonnen werden können, ſein Aufſatz über Ladislaus Ocskay (S. 269 bis 324) nicht nur eine tiefſchürfende Analyſe dieſes umſtrittenen Kuruzenführers, ſondern eine mutige Auseinanderſetzung mit der Geſchichtsklitterung Koloman Thalys, die in ihrem vollen Umfang nur dann gewürdigt werden kann, wenn man die aufgeputſchte öffentliche Meinung der achtziger Jahre — der Aufſatz ſtammt aus dem Jahre 1882 — nur einigermaßen kennt.

Der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften gebührt für die Herausgabe dieſes Bandes, deſſen Benutzbarkeit durch ein ſorgfältig gearbeitetes Namensverzeichnis erhöht wird, aufrichtiger Dank. J.

Hoffmann, Edith: Jegyzetek a régi magyar táblaképfestéhez. (Beiträge zur alten ungariſchen Tafelmalerei): Archaeologiai Értesítő. Budapeſt, 1937. 44 S.

In dem vorliegenden Aufſatz finden wir endlich eine ſachlichere Auffaſſung der einſtigen ungarländiſchen Kunſt, Die Verfaſſerin, Fachbeamtin (Abteilungsdirektor) des Muſeums der ſchönen Künſte in Budapeſt, ſchlägt in entſchiedener Weiſe vor: das Auseinanderſcheiden der Kopien der altdeutſchen Tafelmalerei von den in Ungarn der Vorkriegszeit entſtandenen Originalen, gibt ſodann ein Verzeichnis der Kopien und Uebernahmen aus der altdeutſchen Tafelmalerei, um dieſe aus der ungariſchen Tafelmalerei auszuſcheiden. „Wir müſſen endlich ins Reine kommen damit, was wir unſer Eigen nennen dürfen." „Und zum Schluß ſeien wir aufrichtig. Geben wir doch endlich den ſchädlichen Standpunkt nationaler Voreingenommenheit auf!" „Die Wahrheit iſt nicht ſchön und nicht häßlich — es muß mit ihr einfach gerechnet werden." Der wohlbegründete Aufſatz richtet ſich vor allem gegen die Schriften T. Gerevichs und ſeiner Schule an der Univerſität Budapeſt, die oft in dieſen Fehler fallen. Die Verfaſſerin leugnet die Einheitlichkeit der alten ungarländiſchen Tafelmalerei, die charakteriſtiſchen Merkmale der ungariſchen Seele (wie ſie durch Gerevich feſtgeſtellt worden ſind) und die italieniſchen Einflüſſe (mit Ausnahme von Ofen und von einigen Sitzen der hohen Geiſtlichkeit) den faſt ausſchließlich deutſchen gegenüber.

Dieſe Kritik iſt begründet, ebenſo wie der Ausdruck „ungarländiſch" anſtatt „ungariſch". Etwas bleibt aber im Aufſatze von Frau Dr. Hoffmann unaufgeklärt:

der Begriff der nationalen Kunſt der Ungarn.[1]) Iſt Verfaſſerin der Anſicht, daß z. B. die Kunſt der Siebenbürger Sachſen zur „Geſchichte der ungariſchen Kunſt" gehört, wie bei Gerevich, Hekler und anderen Ungarn, oder zur „Geſchichte der deutſchen Kunſt" wie bei Roth, Pinder, dem Unterzeichneten und anderen? Von der Beantwortung dieſer Frage hängt ab, ob unſere Billigung der Auffaſſung der Verfaſſerin reſtlos oder nur relativ iſt.

Klauſenburg. Coriolan Petranu.

Cſigby, Sándor: A szabadságharc elötti kor pedagogiai törekvései (Die pädog. Beſtrebungen des Zeitalters vor dem Freiheitskampf). Budapeſt 1936. 8°, 97 S. (Debreziner Diſſ.).

Eine ſehr gründliche und ſtoffreiche Arbeit, die über die Geſchichte der Pädagogik im ungariſchen Vormärz hinaus auch zur Ideengeſchichte der Zeit und den geiſtigen Beziehungen Deutſchlands zum Karpatenbecken manches bietet. Die ruhige Darſtellung, das in den meiſten Fällen gut abgewogene Urteil darf beſonders hervorgehoben werden. Durch Literaturverweiſe in Form von Fußnoten hätte die Arbeit gewonnen. Die Angaben am Schluſſe eines jeden Abſchnittes bieten nur einen unvollkommenen Behelf. Oft iſt man ſich gar nicht im klaren, ob Verf. die angeführten Schriften auch tatſächlich vorgelegen haben (Vgl. die Erwähnung der erziehungswiſſenſchaftlichen Arbeit von T. G. Schröer, S. 32, 55).

Hernádi, Ludwig: Francia darabok a debreceni szinpadon 1880-tól 1935-ig a helyi lapok kritikáinak tükrében (Franzöſ. Stücke auf der Debreziner Bühne von 1880 bis 1935 im Spiegel der Kritik der Lokalpreſſe). Homok (1937). Kl. 8°, 62 S.

Der Wert vorliegender Arbeit, einer Debreziner Diſſertation, beſteht vor allem darin, daß ſie eine ſorgfältige Zuſammenſtellung der in D. aufgeführten franzöſiſchen Stücke und ihrer Aufnahme durch die Lokalpreſſe bietet. Sehr kennzeichnend iſt, daß, bei aller Anerkennung franzöſiſchen Geiſtes, Stimmen der Ablehnung aus Gründen des guten Geſchmacks auffallend oft laut wurden (Vgl. S. 6, 21, 22 uſw.). 1908 ſchrieb die Zeitung „Debreczen" anläßlich der Aufführung eines franzöſiſchen Luſtſpiels: „Ein größeres Attentat iſt bisher auf unſerer Bühne gegen den guten Geſchmack und die Moral noch nicht unternommen worden..."

Vaſſkó, Ilona: A pécsi püspöki könyvtár francia nyomtatványai és kéziratai (Die franzöſ. Drucke und Handſchriften der Fünfkirchner biſchöfl. Bücherei). Fünfkirchen 1934. 8°, 122 S.

Die fleißige Unterſuchung, eine Fünfkirchner Diſſertation, bietet nicht nur einen intereſſanten Beitrag zur Geltung der franzöſiſchen Kultur in Ungarn, ſondern iſt auch für die Geſchichte des ungar. Büchereiweſens vor allem im 18. Jh. wichtig. Bemerkenswert für die deutſche Mittlerrolle bei der Verbreitung der franzöſiſchen Sprach- und literariſchen Kultur iſt es, daß die Bücher zum großen Teil in Deutſchland, bezw. durch deutſche Vermittlung aufgekauft wurden. So kam auch ein Teil der franzöſiſchen Bücher auf dieſe Weiſe (vgl. z. B. S. 12—13) in die Bibliothek.

---

[1]) C. Petranu: Begriff und Erforſchung der nationalen Kunſt: Südoſtdeutſche Forſchungen. Jahrgang II. München, 1937.

Zádor, István: Heine a tárcairó (Heine als Feuilletoniſt). Budapeſt 1935.

Eine ſehr gründliche Arbeit, in der nur leider der ungariſche Teil zu kurz kommt. Wichtig iſt die Feſtſtellung, daß Heines Name als Dichter und Verfaſſer bereits ſeit 1826 in den ungarländiſchen deutſchen Zeitſchriften aufzutauchen beginnt, worin ſchon ein Anklingen liberaler Strömungen in Ungarn geſehen werden muß. R.

Faas, Otto: Deutſches Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei. Schr. d. D. Ausl.-Inſt. NR. Bd. 2, Stuttgart 1936, 91 S., 4 Abb. 43 K.

Schuon, Gottlob: Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei. Ebda. Bd. 3, 1936. 93 S. 20 Abb., 9 K.

Die beiden Arbeiten ſind aus der Schule K. Uhligs in Tübingen hervorgegangen, der ſeit Jahren in dankenswerteſter Weiſe zahlreiche ſeiner Schüler für die ſüdoſtdeutſche Forſchung vom kultur- und ſiedlungsgeographiſchen Standpunkt zu gewinnen verſtand. An die 1931 erſchienene Arbeit von J. Holder über das Deutſchtum in der unteren Baranya anſchließend, behandelt O. Faas den Nordabhang des Mecſek- oder Fünfkirchner Berglandes und das im NW anſchließende Hügelland bis zur Donau im O. Die Art der Behandlung des Stoffes iſt in beiden Arbeiten ungefähr die gleiche, wenn auch die Anordnung verſchieden. Das Schwergewicht liegt in beiden auf einer durch eigene Beobachtungen unterſtützten genauen Darſtellung des heutigen Siedlungsbildes, der Siedlungsformen, des Wirtſchaftsweſens und der Beſitzverhältniſſe ſowie der jüngſten zahlenmäßigen Veränderungen in der Stärke der beiden Nationalitäten, wobei als erſchwerend für die Behandlung in Betracht kommt, daß es ſich in der weitaus größeren Zahl um deutſch-madjariſch gemiſchte Siedlungen handelt. Im Bergland (Arbeitsgebiet von O. Faas) läßt ſich eine langſame, aber beſtändige räumliche Ausbreitung des Deutſchtums ſeit dem Beginn der Koloniſation um 1720 feſtſtellen, wodurch madjariſches Siedlungsgebiet allmählich zum deutſchen Mehrheitsgebiet geworden iſt. Der Vergleich der Zählungen von 1880 und 1920 zeigt einen Rückgang des Deutſchtums in 6 Gemeinden, doch ließ ſich nachweiſen, daß die Daten der Mutterſprache-Statiſtik nicht in jedem Einzelfalle als maßgebend betrachtet werden können. Der Anteil der deutſchen Bevölkerung iſt in dieſer Zeit von 65,4 auf 65% geſunken und auch die Zählung von 1930 weiſt ziffernmäßig keine größeren Veränderungen auf; doch bedeutet die ſtarke Zunahme der madjariſchen Sprachkenntnis unter der deutſchen Bevölkerung eine ernſtliche Gefährdung des Deutſchtums durch ſprachliche Aſſimilation. Die biologiſche Lage war 1880 bei der deutſch-proteſtantiſchen Bevölkerung etwas günſtiger als bei der deutſch-katholiſchen und bei beiden ganz weſentlich beſſer als bei der madjariſchen. Daraus erklärt ſich auch die große räumliche Ausbreitung des Deutſchtums und ſeine Anſiedlung in madjariſchen Gemeinden. Mit der Zeit iſt aber bei den Deutſchen eine beträchtliche Annäherung an die madjariſchen Verhältniſſe eingetreten, ſo daß 1928 (ſpätere Zahlen ſtanden leider nicht zur Verfügung) der Geburtenüberſchuß mit 16% bei den deutſchen Proteſtanten ebenſo groß war wie bei den Madjaren und größer als bei den deutſchen Katholiken (11%). Auffallend verſchieden davon iſt die natürliche Bevölkerungsbewegung in der nordöſtlichen Schwäbiſchen Türkei mit ihrem größeren Anteil an ſtädtiſcher Bevölkerung, wo die katholiſchen deutſchen Dörfer gegenwärtig die höchſten, die lutheriſchen und gar die kalviniſchen weſentlich geringere Geburtenziffern aufweiſen, und die geringſten Werte bei den madjariſch-katholiſchen Gemeinden auftreten. Im allgemeinen haben gerade

die reichſten Gemeinden die geringſte Geburtenzahl. Da alſo die deutſchen Gemeinden in dieſer Beziehung beſſer geſtellt ſind, ſo iſt die tatſächliche Abnahme des deutſchen Bevölkerungsteiles (1880: 48,1, 1930: 37,4%) wohl z. T. auf Wanderungsverluſte, zum größeren aber auf die allgemeine Erſcheinung der Aufſaugung durch das Staatsvolk und ſprachliche Aſſimilierung zurückzuführen. Am ſtärkſten iſt dieſe wie überall ſonſt in den Städten zu beobachten. Dadurch iſt auch der bisher feſt geſchloſſene Komplex der deutſchen Mehrheitsgemeinden in zwei Teile getrennt und innerhalb derſelben der Beſtand ſtark aufgelockert worden. Ganz unbefriedigend ſind noch immer in beiden Gegenden die deutſchen Schulverhältniſſe, und auch die Neuregelung von 1935 bedeutet keineswegs eine vollkommen zufriedenſtellende Löſung der Minderheitenſchulfrage. Trotz dieſes Abbröckelungsprozeſſes und anderer wenig erfreulicher Erſcheinungen iſt von einer freiwilligen Aufgabe des Volkstums, das tief in dem bodenſtändigen deutſchen Bauern wurzelt, nichts zu beobachten.

Gute Abbildungen nach eigenen Aufnahmen und zahlreiche Kartenſkizzen zur Siedlungskunde und Nationalitätenverteilung ſind den beiden wertvollen Abhandlungen beigegeben.

München. F. Machatſchek.

H. Sachſe: Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums im Spiegel der Statiſtik. 73 S., Schriften zur Volkswiſſenſchaft. Verlag Grenze und Ausland. Berlin 1937. Preis 4.— RM.

Die vorliegende Arbeit bedeutet eine Ergänzung der im Jahre 1928 erſchienenen Darſtellung der zahlenmäßigen Entwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums von J. Schnitzer (in „Das Deutſchtum im Rumpfungarn" hrsgg. v. J. Bleyer, Verlag des Sonntagsblattes, Budapeſt 1928) durch die Ergebniſſe der Zählung von 1930, wobei nur die Zahlen von 1920 und 1930 verglichen werden. Dieſe nach der Mutterſprache durchgeführten Zählungen ergaben bekanntlich einen Rückgang des Deutſchtums, wie er in gleicher Stärke noch in keinem früheren Jahrzehnt ſeit 1880 zu beobachten war und der daher zu ausgedehnten Erörterungen von deutſcher und madjariſcher Seite Anlaß gegeben hat. Das ungarländiſche Deutſchtum war in dieſem Jahrzehnt von rund 552 000 (= 6,9% der Landesbevölkerung) auf rund 479 000 (= 5,5%), alſo um 13,2% zurückgegangen, und wenn auch gewiß dieſe Zahlen nur zum Teil auf Grund eines vollkommen freien Bekenntniſſes zuſtande gekommen ſind, ſo muß doch mit ihnen gerechnet und den Gründen und der Bedeutung der Erſcheinung nachgegangen werden. Die Arbeit verfolgt nun dieſe in den einzelnen Siedlungsgebieten (Schwäbiſche Türkei, Ungariſches Mittelgebirge mit Budapeſt, Weſtungarn, Batſchka und Banat) und innerhalb dieſer nach den Komitaten und Bezirken und bringt in den Tabellen die abſoluten und perzentuellen Zahlen für Deutſche und Madjaren und die Abnahme bezw. Zunahme erſterer ſowohl für die Komitate und Munizipalſtädte wie für die einzelnen Gemeinden. Die Zuſammenfaſſung unterſucht, wieder getrennt nach den größeren Siedlungsgebieten und nach dem Unterſchied von Stadt und Land, von geſchloſſenen und iſolierten Siedlungsgruppen, die möglichen Gründe des deutſchen Rückganges und ſeiner Verſchiedenheiten. Es ergibt ſich wie übrigens auch ſchon bisher und bei den anderen deutſchen Volksgruppen folgendes: Der Rückgang in den Städten allein beträgt mit 36 000 faſt die Hälfte der Geſamtzahl, die Verluſte ſind in den iſolierten Gruppen, in den Minderheitsgemeinden und in den aufgelockerten Randgebieten größer als im ge-

ſchloſſenen Sprachgebiet, groß ſind ſie auch in den Kohlengebieten und den gewerblich durchſetzten ländlichen Mittelpunkten. Allgemein zeigt ſich, daß der deutſche Verluſt in jeder Gemeinde gleich der madjariſchen Zunahme iſt; es handelt ſich alſo um einen Bekenntniswandel. Berückſichtigt man aber auch die natürliche Bevölkerungsbewegung und die Wanderbewegung, ſo ſteigt der Verluſt auf 120 000 Bekenntnisdeutſche. Andererſeits gibt es aber auch zahlreiche Gemeinden und ſogar Komitate und Munizipalſtädte mit nicht unbeträchtlichen Wachtumsziffern des Deutſchtums. Die tieferen Urſachen dieſer Umvolkung ſind die jetzt noch ſtärker betriebene Aſſimilation, beſonders bei geſellſchaftlichem Aufſtieg, die völlig ungenügenden Schulverhältniſſe, die auch nach der neuen Schulverordnung kaum eine Beſſerung erwarten laſſen, und das Fehlen einer wirklich volksbewußten Volksgruppenorganiſation.

Die außerordentlich gediegene Arbeit bietet die unentbehrliche Grundlage für alle einſchlägigen Unterſuchungen. F. Machatſchek.

Klocke, Helmut: Deutſches und madjariſches Dorf in Ungarn. 3. Beiheft zum Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft und Bevölkerungspolitik, Band VII. 1937. Hirzel, Leipzig: 97 S.

Die vorliegende Arbeit bringt vier Aufſätze, von denen drei insgeſamt fünf deutſchen Dörfern, einer einem madjariſchen Dorf gewidmet iſt. Es wird in jedem einzelnen Fall der geſellſchaftliche und wirtſchaftliche Aufbau des betreffenden Dorfes behandelt. Dieſe Betrachtungsart verdient ſchon um ihrer ſelbſt willen Beifall. Denn in der gewiß nicht mehr kleinen Literatur über das Außendeutſchtum iſt die Betrachtung der wirtſchaftlichen Lage bisher ungebührlich vernachläſſigt worden. Die meiſten außendeutſchen Gebiete ſind überwiegend bäuerlichen Charakters, und damit iſt ſchon geſagt, welche Bedeutung gerade ihrer wirtſchaftlichen Lage zukommt. Die Aufſätze des Verfaſſers bieten freilich nur einen winzigen Ausſchnitt aus einem rieſigen, noch unbearbeiteten Aufgabenfeld, verdienen aber eben deswegen als Verſuch und Anregung uneingeſchränktes Lob. Es wird ſich in Zukunft immer mehr als notwendig erweiſen, den hier eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen. Denn wir wiſſen heute zwar ſchon viel über Herkunft, Recht, Brauch und Sitte außendeutſcher Gebiete, aber noch viel zu wenig über Blutsaufbau, Bevölkerungsbewegung und wirtſchaftliche Lage. Dieſe Frage endlich in den Vordergrund der Forſchung zu ſchieben, iſt hoch an der Zeit, denn im Erbgut, ſeiner Reinerhaltung, der biologiſchen Entwicklung und der wirtſchaftlichen Lage liegen die Grundlagen der Zukunft. Weniger in muſealen und konfeſſionellen Betrachtungen.

Das zweite Verdienſt der Arbeit liegt darin, daß hier zumindeſt der Verſuch gemacht wird, die entſprechende Wirtſchafts- und Geſellſchaftsform des Wirtsvolkes vergleichend zu ſchildern. Auch hier iſt ein dankenswerter Vorſtoß in methodiſcher Hinſicht gelungen. Beziehungen und Verflechtungen außendeutſcher Gebiete mit der fremdvölkiſchen Umgebung ſind bisher viel zu ſelten Gegenſtand der Betrachtung geweſen. So wichtig und aufſchlußreich die Beziehungen zur alten Heimat ſind, mindeſtens ebenſo wichtig ſind die zur fremdvölkiſchen Umwelt. Denn in ihr läuft das Leben der Außendeutſchen ab und entſcheidet ſich ihr Schickſal. Mögen die hier gebotenen Anregungen Anſporn zu ähnlichen, ergebnisreichen Unterſuchungen ſein!

München. A. Malaſchofsky.

V. Südſlawien.

Grujić, Radoslav: Zbornik za Istoriju Južne Srbije i Susednih Oblasti (Sammlung zur Geſchichte Serbiens und der benachbarten Gebiete). Bd. I. Skoplje 1936. 8°. 437 S.

Die neue von der wiſſ. Geſellſchaft in Skoplje herausgegebene Zeitſchrift ſchließt eine Lücke im ſüdſlawiſchen geſchichtswiſſenſchaftlichen Schrifttum, da für Südſerbien bisher eine entſprechende Publikationsſtelle gefehlt hat. Bereits der vorliegende erſte Band bringt eine Reihe wertvoller, abwechſlungsreicher Beiträge, die vor allem nach der wirtſchafts-, kultur- und literaturgeſchichtlichen Seite hin ergiebig ſind. Von beſonderem Intereſſe für den deutſchen Forſcher ſind die Beiträge von Dragutin Stranjaković, Ein Schreiben des herzegowiniſchen Metropoliten Jeremias an den ruſſiſchen Zar Alexander I. vom 5. April 1803 (S. 395—402 [ſkr.]) und Radoslaw Grujić, Zwei Berichte des Konſuls Jaſtreboff über das Vorgehen der Albaniſchen Liga in Prisren v. J. 1880 (S. 403—06 [ſkr.]).

Ein ſorgfältig gearbeitetes Regiſter der Orts- und Perſonennamen (S. 407—37) erleichtert die Benützung des Bandes. Für den ausländiſchen Forſcher wären jedoch Inhaltsangaben in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache von erheblichem Vorteil.

Nahtigal, R.: Starocerkvenoslovanske študije (altkirchenſlawiſche Studien). Laibach 1936. 8°, 77 S.

N. bietet eine Reihe gediegener Worterklärungen, die auch für den Geſchichtsforſcher inſofern von Bedeutung ſind, als ſie Zuſammenhänge des mähriſch-pannoniſchen Schrifttums mit dem althochdeutſchen aufdeckt, die für den geiſtigen Einfluß der karolingiſchen Zeit im SO kennzeichnend ſind.

Popović, Pavle: Milovan Vidaković. Belgrad: Geca Kon 1934. 349 S.

Der bekannte ſerbiſche Literarhiſtoriker bietet uns eine gediegene, aus jahrzehntelanger Forſcherarbeit erwachſene Lebensbeſchreibung dieſes ſerbiſchen Schriftſtellers, der an der Entſtehung einer ſerbiſchen Romanliteratur einen ſehr weſentlichen Anteil beſitzt, ſo daß das Werk bei der Unterſuchung der ſüdoſteuropäiſchen Romanliteratur des 19. Jh.s allgemein wichtig iſt. Bedauerlich iſt, das Fehlen von Literaturnachnachweiſen, die wohl aus Raumrückſichten weggelaſſen wurden.

Balás-Piri, Aladár: Magyar-szerb irodalmi kapcsolatok (Madjariſch-ſerbiſche literariſche Beziehungen). Fünfkirchen: Selbſtverlag 1937. 51 S. Mit ſerbokroatiſchem Auszug (Fünfkirchner Diſſ.)

Es läßt ſich in der letzten Zeit deutlich beobachten, daß die ungariſche Wiſſenſchaft die Erforſchung der Beziehungen zu den übrigen Völkern des nahen Südoſtens in Angriff nimmt. Während bisher die Beſchäftigung mit dem Verhältnis zum Rumänentum im Vordergrund ſtand, wobei eine ſtark polemiſche Note unverkennbar in Erſcheinung trat, wurden die Zuſammenhänge mit dem Südſlawentum weniger berückſichtigt. Die Arbeit von B.—P. iſt daher durchaus zu begrüßen, vor allem auch deswegen, weil ſie ſehr ſachlich gehalten iſt und die Dinge ohne Uebertreibung beurteilt. Die Gründung der „Matica Srpska“ und ihre Tätigkeit, ſowie die Einflüſſe der ſerbiſchen Volksdichtung im madj. Schrifttum werden eingehend behandelt, wobei auch die ſerbokroatiſche Fachliteratur, obſchon nicht erſchöpfend, herangezogen wurde. F. V.

Rüdiger, Hermann: Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien u. Syrmien. Stuttgart: K. Weinbrenner. 1937. 88 S.

Die Erforſchung der deutſchen Siedlungsgebiete des europäiſchen Südoſtraumes iſt vielerorts erſt in den erſten Anfängen, dies gilt beſonders für den Raum zwiſchen Drau und Save. Es iſt daher Hermann Rüdiger zu danken, daß durch ſeine Mitwirkung im auslanddeutſchen Schrifttum auch dieſes Deutſchtum einen erſten zuſammenfaſſenderen Ausdruck fand. Dieſe kleine Schrift zeigt uns aber gleichzeitig, wie viel noch zu arbeiten iſt, um dieſes große Tochterſiedlungsgebiet des Donauſchwabentums in allen ſeinen Erſcheinungen und Lebensformen voll und ganz zu erfaſſen.

Nach einer Einführung des Herausgebers, in der er über die Problematik dieſer Deutſchtumsgruppe und ſeine bisherige Forſchungsgeſchichte unterrichtet, verſucht E. Lendl die eigenartige Stellung des Slawoniendeutſchtums unter den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln zu umreißen, zeigt ſeine verſchiedene Herkunft und Anſiedlungsart, Stammſiedlung und Tochterſiedlung, Donauſchwaben aus Batſchka und Schwäbiſcher Türkei und Baiern aus dem Mutterland, Weſtungarn und dem Bakonyerwald, die verſchiedenen Anſiedlungsgrundlagen und das Verhältnis zu den umwohnenden Serben und Kroaten auf. Einen äußerſt wertvollen Beitrag bringt der Agramer Profeſſor Hans Kühn über ſeine engere Heimatlandſchaft, das Poſcheganer Becken und ſeine deutſchen Siedler. Hier iſt der Verſuch unternommen, eine genaue Durchzählung des Deutſchtumsbeſtandes einer ſlawoniſchen Kleinlandſchaft durchzuführen und die einzelnen Anſiedlungsperioden aufzuzählen. Die Feſtſtellung Kühns, daß in dieſer Landſchaft Slawoniens ſich doppelt ſo viel Menſchen deutſcher Abſtammung befinden als bisher ſtatiſtiſch zu erfaſſen war, iſt im Hinblick auf die übrigen Teilgebiete nicht unwichtig. Die Zuſammenſtellungen Kühns geben uns einen deutlichen Einblick in die unglaublich ſtarke Zerſplitterung des dortigen Deutſchtums auf kleine und kleinſte Ein- und Zuſiedlungen. Fritz Braun ſchildert die Anſiedlungsgeſchichte und die volkspolitiſche Lage in drei ſtammlich und auch ſiedlungsgeſchichtlich verwandten deutſchen Gemeinden. Der größte in dieſer Broſchüre enthaltene Beitrag behandelt die Entſtehung der Tochterſiedlungen in Syrmien. Hermann Haller hat hier erſtmalig eine faſt ausſchließlich durch Tochterſiedlung aus der Batſchka erſchloſſene deutſche Siedlungslandſchaft einer zuſammenfaſſenden Unterſuchung unterzogen und die einzelnen Typen der Tochterſiedlungen klar herausgearbeitet. Gerade zu dieſer auch methodiſch guten Arbeit wäre eine kartographiſche Darſtellung erwünſcht geweſen, die beſonders die Lage der deutſchen Siedlungen im Raum und ihre typologiſche Zuordnung zur Darſtellung gebracht hätte. E. Kreiner bringt einen Beitrag zur bevölkerungspolitiſchen Lage Slawoniens, zeigt die Bedeutung Slawoniens als einer Deutſchtumslandſchaft innerhalb des ſüdſlawiſchen Deutſchtums, die ihre biologiſche Friſche im weſentlichen erhalten hat und weiſt andererſeits darauf hin, daß das Südſlawentum in dieſen Gebieten erſtmalig biologiſche Erſchlaffungserſcheinungen zeigt. Schlumberger weiſt auf die Gefahrenlage des ſlawoniſchen Deutſchtums hin und W. Ruoff macht uns mit der Geſchichte und ſozialen Lage des Deutſchtums in der auch für das ſyrmiſche Deutſchtum ſo bedeutſamen Stadt Belgrad vertraut.

Den wiſſenſchaftlichen Beiträgen iſt eine Auswahl von Gedichten deutſcher Dichter aus Südſlawien beigegeben, ferner eine Schilderung eines Kirchweihfeſtes in einer deutſchen Einſiedlung in der Umgebung von Diakovo.

Von dem ſchon erwähnten Mangel einer guten kartographiſchen Darſtellung des Deutſchtums in Slawonien—Syrmien abgeſehen, iſt dieſe Broſchüre als ein nach jeder Richtung wertvoller Beitrag zur Deutſchtumskunde Südoſteuropas zu werten.

L.

Kuhn, Hans: Die Beſiedlung von Kula und Poreč auf der Kameralherrſchaft Kutjevo mit Einwanderern aus dem Deutſchen Reiche in den Jahren 1785—1787. Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Siedlungen in der ehemaligen Geſpanſchaft Pozega. Agram: Selbſtverlag 1936. 79 S. 8°.

Der Verfaſſer hat ſich durch ſeine wertvolle Unterſuchung eines lokalen Siedleranſatzes ein Verdienſt um die Erforſchung des deutſchen Siedlungsweſens in Slawonien erworben. Die Arbeit iſt umſo intereſſanter, als es ſich hierbei um eine von dem Zentrum deutſcher Siedlung zwiſchen Fruška Gora, Donau und Save weit entfernte Gegend handelt. Die Herrſchaft Kutjevo, in dem Keſſel des ringförmigen ſlawoniſchen Berglandes, das in der Stadt Pozevarec ſeinen Mittelpunkt hat, gelegen, war nach der Vertreibung der Türken menſchenleer geworden. In kaiſerlichen Privatbeſitz gefallen, wurde die große Herrſchaft weiter verſchenkt und gelangte ſchließlich an die Jeſuiten und nach der Aufhebung dieſes Ordens an den Studienfonds. Die früheren Beſitzer ſetzten ſchon ſehr früh kroatiſche und ſerbiſche Flüchtlinge aus den türkiſchen Gebieten an, doch blieben noch viele Stellen unbeſetzt. Dieſe Koloniſation wurde unter Joſef II. durch die Anſetzung zahlreicher Anſiedler aus dem deutſchen Reich im Sommer 1785 ergänzt, die ſich in den Dörfern Kula (von den Koloniſten zu Ehren des Kaiſers Joſephsfeld genannt; doch wurde der Name nach Joſephs Tod wieder aufgegeben) und Poretſch niederließen. Bis 1787 wurden in Kula und in Poretſch 27 Häuſer errichtet. Obwohl von der erſten Siedlergeneration nicht weniger als die Hälfte dem Klimawechſel erlag, gedieh die Bevölkerung der beiden Orte dort weiter; namentlich die dritte Generation war ſo kinderreich, daß 5—6 Kinder die Normalzahl, 12 keine Seltenheit war. Heute zählen die beiden Orte 131 bezw. 100 Häuſer. Die deutſchen Dörfer Kula und Poretſch konnten in den 30er und 40er Jahren des 19. Jh.s auch Töchterkolonien in den ſerbiſchen Nachbardörfern Ciglenik und Tominovac gründen. Verſchiedene Kutjevoer Deutſche brachten es im ungariſchen und kroatiſchen Staatsdienſt, ſowie als Prieſter, Forſcher, Männer der Wirtſchaft zu hohen Ehren. Allerdings ſcheinen ſie der Kroatiſierung und Madjariſierung vielfach erlegen zu ſein.

Schinner.

VI. Rumänien.

Archives pour la science et la réforme sociales. Organe de l'Institut social Roumain. XIII. année. 1936. Bukareſt: Institut social Roumain. — Paris: Felix Alcan. 509 S.

Der dem bedeutenden rumäniſchen Soziologen und Philoſophen Demeter Guſti, der auch Ehrendoktor der Leipziger Fakultät iſt, anläßlich der Feier ſeines 25jähr. Wirkens als Univerſitätslehrer gewidmete 1. Band des 13. Jahrgangs der Archives bringt wieder 35 in deutſcher und franzöſiſcher Sprache abgefaßte Beiträge ſoziologiſchen, ſozialphiloſophiſchen und ſozialpolitiſchen Inhalts aus der Feder angeſehener Gelehrter Roumäniens und des Auslandes. Von deutſchen Soziologen ſind Namen wie Eduard Sprenger (Welt, Ueberwelt und Heimat), Werner Sombart (Das ökonomiſche Zeitalter), Felix Krueger (Sinn und Geiſt der deutſchen Familie), und Hans Freyer (Vom geſchichtlichen Selbſtbewußtſein des 20. Jh.s), neben anderen vertreten. Die Themata zeigen gleichzeitig, wie weit die Heraus-

geber den Rahmen ihres Intereſſenbezirkes geſpannt haben. Dieſer über die rumäniſchen Belange hinausreichende univerſale Charakter macht die „Archives" zu einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift von internationaler Bedeutung. Leider erſchwert der kleine Satz und der zu enge Zeilendurchſchuß die Lektüre. Beigegeben iſt dem Bande ein kurzer Lebensabriß und eine Bibliographie der zahlreichen Publikationen Guſtis, die in ihrer beſcheidenen Sachlichkeit beſſer die Bedeutung des rumäniſchen Gelehrten erhellen als ein überſchwengliches Panegyrikon. W. Schinner.

Petriceicu-Hasdeu, Bogdan: Scrieri literare, morale şi politice (Literariſche, kulturelle und politiſche Schriften). Hrsg. von Mircea Eliade. Bukareſt: Fundaţia pentru Literatura şi Arta „Regele Carol II" 1937. Bd. I—II. LXXX + 473; 413 S.

Die vorliegende textkritiſch beſorgte Auswahl von P.—H.s Werk iſt ſehr zu begrüßen, da es ſein Wirken nach allen Seiten hin beleuchtet, nicht nur den Dichter, ſondern auch den Denker und Publiziſten an Hand treffend gewählter Stücke zu Worte kommen läßt und auf dieſe Weiſe einen wichtigen Beitrag zur Geiſtesgeſchichte des Rumänentums in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s bietet. Nach einem trefflich aufgebauten biographiſchen Abſchnitt über P.—H. (I, S. XI—XXXVI) und einer gut unterrichtenden Einleitung (I, S. XXXVII—LXXX) bietet E. eine reiche Auswahl von Gedichten (I, S. 92, 303—26), Proſaerzählungen (I, S. 95—148, 336—76), ein „dramatiſches Gedicht" „Răzvan şi Vidra" (I, S. 151—300), daneben aber auch was mir beſonders wichtig erſcheint, eine Fülle von Aufſätzen verſchiedenſter Richtung (I, S. 327—35; II, S. 3—316). Ausführliche textkritiſche Anmerkungen (I, S. 379—470), Notizen zur Biographie P.—H.s unter beſonderer Berückſichtigung ſeines Verhältniſſes zu den Zeitgenoſſen (II, S. 317—46), ſowie „Beiträge zur Bibliographie der Schriften Hasdeus" (II, S. 347—410) vervollſtändigen die Ausgabe, die, neben ihrem wiſſenſchaftlichen Ertrag, auch ihre Beſtimmung bei der breiteren Leſerſchaft erfüllen wird.

Roth, Stephan Ludwig: Geſammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 5. Bd. Der Predigtſtuhl der Zeit. Aufſätze aus den Jahren 1842—1848. Hermannſtadt: Krafft & Drotleff 1937. 392 S. Geb. RM. 7.—.

Der vorliegende 5. Bd., der ſich ebenſo wie die vorangehenden durch außerordentliche Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht des Herausgebers in der Textgeſtaltung auszeichnet, iſt in beſonders ſtarkem Maße für die Geſchichte des ſiebenbürgiſchen Vormärz eine wichtige Quelle. Ich nenne neben den wichtigen Aufſätzen in der Auswandererfrage (S. 138—67; 221—28), die ein ungemein wichtiges Material enthalten, vor allem auch die Aufſätze über das Verhältnis der Sachſen zu den Madjaren und Rumänen, die in geradezu verſchwenderiſcher Fülle wichtige Gedanken und Geſichtspunkte zum Verſtändnis ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher Geſchichte im 19. Jh. bieten und erſt durch ihre Herausgabe in vorliegendem Band einer ſyſtematiſchen Benützung außerhalb Siebenbürgens erſchloſſen ſind. — Es wäre dringend zu wünſchen, daß die weiteren Bände dieſes wichtigen Unternehmens in raſcherem Nacheinander erſchienen. F. B.

Hermann, Albert: Die Deutſchen Bauern des Burzenlandes. Deutſche Raſſenkunde. Forſchungen über Raſſen und Stämme, Volkstum und Familien im Deutſchen Volk. Im Auftrage der Mitarbeiter herausgeggeben von Prof. Dr. Eugen Fiſcher. Band 15/16. VIII und 136 Seiten, mit 74 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. Jena: Guſtav Fiſcher 1937. Preis broſch. 12.—, geb. 13.50 RM.

Soweit ich ſehe, bringt dieſes Werk die erſte größere raſſenkundliche Unterſuchung eines auslanddeutſchen Forſchers und die bisher wohl umfangreichſte raſſenkundliche Unterſuchung einer geſchloſſenen Volksgruppe überhaupt. Die erſte Anregung dazu hat Profeſſor Eugen Fiſcher gegeben, der Hermann auch weiterhin gefördert und ihm vor allem eine reiche Unterſtützung der Deutſchen Forſchungsgemeinſchaft vermittelt hat. Mit einem Stab von gut geſchulten Helfern und unterſtützt von Pfarrern, Lehrern und Bauern des Burzenlandes, d. i. des deutſchen Siedlungsgebietes um die Stadt Kronſtadt in Siebenbürgen, hat Hermann dann von 1932 an in drei Gemeinden (Heldsdorf, Honigberg und Weidenbach) alle, in den übrigen ſächſiſchen Dörfern des Burzenlandes 20—25 v. H. aller mindeſtens 16 Jahre alten deutſchen Bewohner, zuſammen über 5000 Perſonen, aufgenommen. Bei der Verarbeitung wurden diejenigen ausgeſchaltet, die ihrer Abſtammung nach nicht zum Burzenland gehören. Burzenländer, die in einer andern Gemeinde leben als der, aus welcher ſie ſtammen, wurden bei der Verarbeitung der Stammgemeinde zugeteilt. Nach der Stadt Kronſtadt oder gar nach Orten außerhalb des Burzenlandes Abgewanderte konnten nicht erfaßt werden; das iſt zu bedauern, denn „ihre Unterſuchung hätte vielleicht zu bemerkenswerten Ergebniſſen geführt": H. hatte den Eindruck, „daß vorwiegend nordiſche oder dinariſche Menſchen der Burzenländer Landbevölkerung ſtärker zur Abwanderung neigen als die vorwiegend alpinen". Bei der Unterſuchung ſind Anthropometer, Taſter- und Gleitzirkel und die Haarfarbentafel von Fiſcher und Saller verwendet worden. Für die Aufnahme der Augenfarbe erwieſen ſich die in den Meßblättern des Kaiſer-Wilhelm-Inſtitutes für Anthropologie in Berlin-Dahlem enthaltenen Bezeichnungen dunkelbraun, hellbraun, grünlich, hellgrau, dunkelblau und hellblau „als unzulänglich, ſo daß die Einordnung manchmal ohne Ueberzeugung erfolgen mußte. Beſonders erwies ſich das Fehlen der Bezeichnung ‚dunkelgrau' als ſtörend". Die Hautfarbe wurde ohne Farbentafel beſtimmt, ſo daß, wie Hermann ſelbſt zugibt, trotz der Unterſcheidung nach bloß drei Farbtönen (hell, gelblich und bräunlich) „große individuelle Fehler" unterlaufen ſein können. Ebenſo macht Hermann darauf aufmerkſam, daß trotz aller Mühe, genau zu arbeiten, „die Zahlen für die Ohrhöhe des Kopfes vielleicht doch nicht ganz einwandfrei ſind". Hermann hat ſeine Berechnungen für jede Gemeinde geſondert und auch für das geſamte Burzenland als Einheit durchgeführt und dabei Männer und Frauen getrennt bearbeitet. Abweichend von der in der „Deutſchen Raſſenkunde" üblichen Einteilung in die Altersklaſſen von 16—24, 25—60 und über 60 Jahren, hat er die 16—20-, die 21—55- und die über 55-jährigen in je eine Gruppe zuſammengefaßt, „weil ſich bei der Bearbeitung herausſtellte, daß die 21—24jährigen der Burzenländer Bevölkerung voll ausgewachſen ſind, während die 56—60jährigen ſchon deutlich infolge des Alters zuſammenſinken, und hat damit ſolche Klaſſen geſchaffen, „die denen der übrigen Veröffentlichungen biologiſch gleichwertig und daher mit ihnen vergleichbar ſind." Auf 52 Seiten mit 45 Tabellen und 21 ſtatiſtiſchen Abbildungen und auf 7 doppelſeitigen Bildtafeln mit je 2 Bildern von 42 Männern und 42 Frauen gibt Hermann die Ergebniſſe ſeiner Aufnahmen und Berechnungen wieder, nicht ohne zum Schluß die Burzenländer Bauern eingehend

mit allen andern Gruppen, deren Bearbeitung bisher in der „Deutſchen Raſſenkunde“ erſchienen iſt, und einigen nach annähernd denſelben Grundſätzen erforſchten anderen Bevölkerungen zu vergleichen. „Zuſammenfaſſend kann geſagt werden, daß trotz der Unterſchiede, die in bezug auf manche Merkmale zwiſchen den einzelnen Gemeinden beſtehen, die deutſche Bevölkerung des Burzenlandes einen einheitlichen Eindruck macht, den eines für alle Gemeinden ziemlich gleichartigen Raſſegemiſches.“ (S. 130) „Auf die nordiſche Raſſe deutet hin der ziemlich hohe Prozentſatz an großen und ſehr großen Menſchen (Männer 170 — x cm: 48,2%; Frauen 159 — x cm: 44,5 %) ergänzt durch die Zahl der langſchädligen (Männer mit Index x — 81: 46,2 %, Frauen mit Index x — 82: 53,4 %). Auch der Hundertſatz an langen und ſehr langen Geſichtern (Männer mit Index 89 — x: 44,7%, Frauen mit Index 86 — x: 46,9%), an gut ausgebildeten Hinterhäuptern, ſchmalen Naſen (Männer mit Index x — 63: 40,7%, Frauen mit Index x — 64: 50,2 %), grauen oder blauen Augen (Männer 49,2%, Frauen 42,9%) ſpricht für einen ſtarken Anteil der nordiſchen Raſſe an der Zuſammenſetzung der Bevölkerung der Deutſchen im Burzenland. Die geringe Zahl der Blonden beeinträchtigt zwar dieſen Eindruck, doch wenn man neben den eben genannten Verhältniſſen die Haarfarbe der Kinder, die Rezeſſivität der nordiſchen Haar- und Augenfarbe, den vorwiegend geraden und welligen Naſenrücken und ſchließlich das Vorhandenſein auch rein nordiſcher Menſchen beachtet, wird man den Anteil nordiſchen Blutes auf mehr als 50% einſchätzen müſſen“. (S. 133) Unverkennbar iſt auch ein ſtarker dinariſcher Einſchlag. „Das ſteile Hinterhaupt (Männer 22,1%, Frauen 15,7%), die oft ſtark konvexe, zuweilen geradezu hakig aus dem Geſicht hervorſpringende Naſe, die Höhe des Kopfes (Männer 128 — x: 37,9%, Frauen 124 — x: 37,4%) ſind zuſammen mit ſchlankem, hohem Wuchs und dunkler Haar- und Augenfarbe ſo auffallende Merkmale, daß der Anteil dieſer Raſſe an der Zuſammenſetzung der deutſchen Bevölkerung des Burzenlandes ohne genaue ſtatiſtiſche Unterſuchung ſogar überſchätzt wird .... Die Uebereinſtimmung der alpinen mit der dinariſchen Raſſe in bezug auf Haar- und Augenfarbe, Hautfarbe und Längenbreitenindex des Kopfes erſchweren es, ihren Anteil an der Burzenländer deutſchen Bevölkerung feſtzuſtellen. Daß alpines Blut beteiligt iſt, zeigt der Hundertſatz an kleinen (Männer x — 169: 51,8%, Frauen x — 158: 55,5%) Menſchen, der gewiß nicht durch extreme Ausläufer der beiden erſtgenannten Raſſen erklärt werden kann, der unterſetzte Körperbau (Männer 24,0%, Frauen 18,9%) der Hundertſatz an breiten Geſichtern (Männer mit Index x — 84: 29,2%, Frauen mit Index x — 81: 28,3%), hervorgerufen durch die ſtarken Wangenbeine (Männer 142 — x: 41,6%, Frauen 134 — x: 51,9%), an rundlichen Geſichtsformen (Männer 11,0%, Frauen 29,1%), kurzen Naſen (Männer mit Index 73 — x: 21,3%, Frauen mit Index 74 — x: 15,2%) und konkaven Naſenrücken (Männer 11,5%, Frauen 25,2%).“ (S. 134) Die Beteiligung anderer Raſſen an der Zuſammenſetzung der Burzenländer deutſchen Bevölkerung „läßt ſich kaum mit Sicherheit nachweiſen.... Die Verſchiedenheit zwiſchen den einzelnen Gemeinden beruht nicht auf dem Vorhandenſein anderer Raſſen, ſondern lediglich darauf, daß die genannten nicht immer in demſelben Verhältnis an der Miſchung beteiligt ſind“ (S. 134).

Nun hat ſich Hermann aber nicht damit begnügt, eine „Raſſenkunde der Burzenländer Sachſen“ zu ſchreiben, ſondern hat uns ein Buch über „Die Deutſchen Bauern des Burzenlandes“ geſchenkt, in deſſen erſtem, auch reich und vorzüglich bebildertem Teil er auf 80 Seiten, die Forſchungsergebniſſe vieler anderer Forſcher zuſammenfaſſend, zuerſt Lage, Aufbau und Oberflächengeſtaltung, Klima

und Bewäſſerung, Pflanzen- und Tierleben des Burzenlandes beſchreibt, dann einen Abriß der Geſchichte des Burzenlandes gibt, die wichtigſten Meinungen über die Herkunft der Siebenbürger Sachſen beſpricht, „die Bewohner des Burzenlandes und die Volksbiologie der Sachſen" darſtellt, in einem längeren Abſchnitt über „Die ſächſiſchen Siedlungen des Burzenlandes" (S. 38—76) eindrucksvolle Bilder vom ſächſiſchen Dorf, von Hof und Haus, Hausrat und Tracht, von den Kirchenburgen und anderen Burgen des Burzenlandes, von den Kirchen, der Volkskunſt, dem Kultur- und Wirtſchaftsleben entwirft und endlich die geiſtige Eigenart der Burzenländer Sachſen kennzeichnet.

So hat Hermann ein Buch geſchaffen, das nicht nur vom zünftigen Raſſenkundler verſtanden werden kann, ſondern jedem Gebildeten, der es anſchaut und lieſt, auch wenn er den raſſenkundlichen Teil wegläßt oder daraus nur etwa die leichter verſtändliche „Zuſammenfaſſung" durchnimmt, viel Belehrung und Freude bereiten wird. Wir wollen es ihm danken.

Eines allerdings müſſen wir bedauern: Daß er „Die geiſtige Eigenart der Burzenländer Sachſen" nicht nach der „Raſſenkunde" beſprochen und aus ihr zu erklären verſucht hat. Er hat zwar in einem Satz behauptet, daß die raſſiſche Zuſammenſetzung die geiſtige Eigenart der Burzenländer erkläre, und in einem zweiten Satz ſogar darauf hingewieſen, daß die unterſchiedliche geiſtige Haltung einzelner Gemeinden auf raſſiſche Verſchiedenheiten zurückzuführen ſei, hat aber nicht einmal verſucht, die geiſtige Eigenart der Burzenländer deutſchen Bauern im allgemeinen und der deutſchen Bauern der einzelnen Gemeinden im beſonderen nun auch wirklich aus ihrer raſſiſchen Zuſammenſetzung zu erklären.

Hermannſtadt. Alfred Cſallner.

Sulica, Szilard: A magyar irodalom és művelődés hatása a román irodalom és művelődés fejlodésére (Der Einfluß der madjariſchen Literatur und Kultur auf die Entwicklung der rumäniſchen Literatur und Kultur). Szegedin: Acta litterarum ac scientarum reg. universitatis hung. Francisco-Josephinae, Sectio geographico-historica III/1 1937. 91 S.

Die Erforſchung der kulturellen Beziehungen Ungarns zu ſeinen Nachbarvölkern im Südoſten ſelbſt hat im Laufe der letzten Jahre ſtark zugenommen, wobei vor allem deren kulturelle Beeinfluſſung ſeitens des Madjarentums fortſchreitend ſtärkere Beachtung findet. Der Reihe dieſer Arbeiten, die ſich ſchon bisher mit beſonderer Vorliebe den madjariſch-rumäniſchen Beziehungen zuwandten, ſchließt ſich vorliegende Studie S.s an, die infolge ihres umfaſſenden Themas und einer bemerkenswerten Gediegenheit beſondere Beachtung erheiſcht. S. unterſucht den madjariſchen Kultureinfluß auf das Rumänentum vom 16. bis zum 20. Jh., den er für außerordentlich hoch anſchlägt. Es iſt zweifellos richtig, daß ſeine Arbeit in manchem zu einer Reviſion der bisherigen Anſchauungen in dieſen Fragen wird führen müſſen. Im einzelnen kann zu ſeinen Ausführungen aber deswegen nicht gut Stellung genommen werden, weil jegliche Belege fehlen, die bei einer derartigen Arbeit aus begreiflichen Gründen von beſonderer Wichtigkeit ſind. Wir ſehen daher der von S. angekündigten Zuſammenfaſſung über dieſen Gegenſtand mit großem Intereſſe entgegen.

Erübrigt es ſich auch unter dieſen Umſtänden zu S.s Arbeit im einzelnen Stellung zu nehmen, ſo müſſen doch zwei grundſätzlich wichtige Fragen angeſchnitten werden, die ſich in dieſem Zuſammenhang ergeben. S. geht der Erforſchung der kul-

turellen Zuſammenhänge zwiſchen dem Madjaren- und Rumänentum mit großem Eifer und viel Liebe nach. Er bewertet den kulturellen Einfluß, der ſeitens des Madjarentums auf das rumäniſche Volk ausgeübt wurde, außerordentlich poſitiv. An ſich iſt dagegen nichts einzuwenden. Nur wäre es gut, wenn die methodiſchen Vorausſetzungen, die dabei gelten, auch für die deutſche Forſchung gelten gelaſſen würden, wenn dieſe ſich mit den deutſchen Einwirkungen auf Ungarn beſchäftigt. Auch in methodiſcher und thematiſcher Hinſicht muß gleiches Recht für alle gelten.

Nicht minder wichtig iſt ein weiterer Umſtand. S. ſpricht von ungariſcher, bzw. madjariſcher (magyar) Kultur, ohne jedoch im notwendigen Grad klarzuſtellen, was er darunter verſteht. Unter „ungariſcher Kultur" darf beſtimmt nicht die Summe der kulturellen Erſcheinungen in Ungarn verſtanden werden. Abgeſehen von der Volkskultur der nichtmadjariſchen Volksgruppen, die es ſchon im Mittelalter gegeben hat, haben dieſe bereits ſeit dem 18. Jh. eine Hochkultur zu entfalten begonnen, die in ihren Zielſetzungen, obſchon nicht in ihrem Umfang, der madjariſchen entſprach. Dazu kommen die deutſchen Siedlungen vor allem des Weſtkarpatengebietes, Siebenbürgens und der deutſchen Städte des Landes überhaupt, deren geiſtiges Leben zwar in manchem von dem des Mutterlandes abwich, aber trotz einer eigenartigen Note einen unleugbar deutſchen Charakter beſaß. Bei einer Unterſuchung madjariſcher kultureller Einflüſſe auf Nachbarvölker muß auf dieſen Sachverhalt ebenſo Rückſicht genommen werden wie anderſeits die deutſche Forſchung bei der Unterſuchung deutſcher geiſtiger Einflüſſe etwa auf das Rumänentum darauf achten muß, Anregungen, die ungariſcherſeits ausgingen, davon zu trennen. Eine genauere Berückſichtigung dieſer Momente würde den Wert der zu erwartenden Arbeit S.s, die berufen iſt, eine große Lücke in der ungariſchen Geſchichtsliteratur auszufüllen, außerordentlich erhöhen.

Moga, Ion: Problema ţării Loviştei şi Ducatul Amlaşului (Die Frage der terra Loysta und das Hamleſcher Herzogtum). Klauſenburg: Cartea Românească 1936. 11 S.

Ein anregender Beitrag zu den Beſitzverhältniſſen und Grenzen Siebenbürgens im 13. und 14. Jh. Die Urkunde v. J. 1233, worin Bela IV. „Rex Junior" dem Grafen Corlad die terra Loysta verleiht, iſt nach M.s Anſicht gleichfalls eine Fälſchung, die vermutlich zwiſchen 1374/76—87 entſtanden ſei, um den Fürſten der Walachei ihren ſiebenbürgiſchen Beſitz rechts der Alt ſtreitig zu machen.

Popescu, Mihail: Documente inedite din timpul ocupaţiunii principatelor române de către Austrieci între 1854—56 (Unveröffentlichte Dokumente aus der Zeit der Beſetzung der rumäniſchen Fürſtentümer ſeitens Oeſterreichs zwiſchen 1854—56). Bukareſt: Selbſtverlag 1935, 85 S.

Der Wert vorliegender Veröffentlichung beſteht in der Herausgabe von 6 Berichten öſterreichiſcher Offiziere und Beamter aus der Moldau und Walachei innerhalb des Zeitraumes 1853—57, die einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der rumäniſchen Fürſtentümer darſtellen und vor allem die Stimmung des Landes und ähnliche Erſcheinungen gut beleuchten, die ein fremder Beobachter oft beſſer wahrzunehmen pflegt. Eine knappe Einleitung (S. 3—11) und ein genaues Regiſter (S. 81 bis 85) erhöhen die Benutzbarkeit des Buches, die lediglich durch die vielen Druckfehler im deutſchen Text etwas leidet. Bedauerlich iſt auch, daß die Fundſtellen der aus dem Archiv des Wiener Innenminiſteriums ſtammenden Akten nicht angegeben ſind. F. B.

Petranu, Corolian: Die alte kirchliche Kunſt der Rumänen. In: Kyrios, VZſchr. für Kirchen- und Geiſtesgeſchichte Oſteuropas, hgg. v. Hans Koch, Heft 4, S. 363—380. Berlin-Königsberg: Oſteuropaverlag 1936.

Die kleine Abhandlung bietet einen ebenſo klaren wie gediegenen Ueberblick über Geſchichte und Weſenheit der religiöſen Kunſt in den beiden rumäniſchen Fürſtentümern. Sehr überzeugend wird geſchildert, wie abend- und morgenländiſche Kunſtelemente der verſchiedenſten Herkunft hier eine komplexe Baukunſt von außerordentlich maleriſcher Wirkung ſchufen, die ſich auf rumäniſchem Boden zur Eigenart weiterentwickelte und die ihrerſeits dann wieder — ähnlich wie die rumäniſche Volkskunſt — auf die benachbarten Länder ſtark zurückwirkte. Die Beigabe von ausgezeichneten Lichtbildern, ſowie der Abriß einer Bibliographie über die noch ſehr wenig erforſchte rumäniſche religiöſe Kunſt machen die Arbeit als Einführung und Ueberblick ganz beſonders wertvoll.

Petranu, Corolian: Monumentele istorice ale judeţului Bihor I. Bisericile de lemn (Geſchichtsdenkmäler im Bezirk Bihor. I. Holzkirchen). Hermannſtadt 1931, 64 S. Text in rumäniſcher und engliſcher Sprache. 123 Tafeln.

Der Ordinarius für Kunſtgeſchichte an der Univerſität Klauſenburg, Profeſſor Petranu, bekannt durch ſeine zahlreichen Veröffentlichungen über die Holzbaukunſt der Rumänen, hat ſich durch die allerdings heute ſchon ſechs Jahre zurückliegende Herausgabe des Bilderwerkes über die Holzkirchen des ſiebenbürgiſchen Bezirkes Bihor ein neues Verdienſt erworben. Als Schüler J. Strzygovskis, der ja zuerſt die Bedeutung des Holzbaues in Oſt- und Südoſteuropa erkannte, hat Petranu den ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzbau zu ſeinem Spezialforſchungsgebiet gemacht. Seine Studien ließen ihn zur Auffaſſung gelangen, daß die rumäniſchen Holz-, namentlich aber die Kirchenbauten autochthone Kunſt ſeien, eine Anſicht, die er durch zahlreiche ſcharfſinnige Argumente belegt. Daß die — übrigens künſtleriſch überraſchend hochrangige — Kunſt des Holzkirchenbaues in den letzten Jahrhunderten faſt ausſchließlich die Domäne rumäniſcher Baumeiſter war, dürfen wir mit Petranu ohne weiteres annehmen, ebenſo, daß der Einfluß der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzbaukunſt auch auf die benachbarten Gebiete Ungarns und der Ukraine ausſtrahlte; dagegen dürfte ein abſchließendes Urteil über die Einflüſſe, die urſprünglich die Eigenart des ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Kirchenbaus bewirkten, in den nächſten Jahren noch nicht zu gewinnen ſein. Bei dem kurzlebigen Werkſtoff — die älteſte der 1274 Holzkirchen in Siebenbürgen ſtammt aus dem letzten Jahrzehnt des 17. Jh.s — ſteht die exakte Forſchung vor ungleich größeren Schwierigkeiten als beim Steinbau. Hier kann nur das Publizieren des in Weſteuropa noch kaum bekannten Materials und das Zuſammentragen von Argumenten, wie es Petranu tut, allmählich die Hypotheſe durch die geſicherte Erkenntnis erſetzen.

Petranu, Corolian: Bisericile de lemn ale Românilor Ardeleni (Die Holzkirchen der Siebenbürger Rumänen). Hermannſtadt: Krafft & Drotleff. 1934. 71 S.

In der in rumäniſcher und deutſcher Sprache abgefaßten Broſchüre reſumiert der Verfaſſer die Urteile von 18 nichtrumäniſchen Fachleuten über ſeine Arbeiten „Die Holzkirchen im Komitate Arad", Hermannſtadt 1927 und die oben beſprochene

„Geſchichtsdenkmäler im Bezirk Bihor I. Holzkirchen", 1931. Er gelangt zu der Feſtſtellung, daß die außerrumäniſche Fachwelt ſeiner Anſicht ſowohl über die kunſthiſtoriſche Bedeutung als auch über die Bodenſtändigkeit der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzkirchenbaukunſt weitgehend beigetreten iſt. Die Annahme Treibers von der Patenſchaft germaniſch-deutſcher Einflüſſe auf die rumäniſch-ſiebenbürgiſche Holzbaukunſt glaubt Petranu unter Hinweis auf Strzygöwskis verſichtige Formulierungen ablehnen zu müſſen. Noch entſchiedener werden die Behauptungen einiger ungariſcher und ukrainiſcher Fachleute über magyariſche bezw. rutheniſche Beeinfluſſung der ſiebenbürgiſchen Holzkirchenbaukunſt zurückgewieſen.

Petranu, Corolian: Noŭi cercetari şi aprecieri asupra architecturii în lemn din Ardeal. Neue Unterſuchungen und Würdigungen der Holzbaukunſt Siebenbürgens. Bucureşti: Imprimeria Naţională. 1936. 48 S. 8°.

Die in rumäniſcher und deutſcher Sprache abgefaßte Broſchüre ergänzt die obige, indem ſie die Auseinanderſetzung Petranus mit den auf die ſiebenbürgiſch-rumäniſche Nationalkunſt, insbeſondere Holzbaukunſt eingehenden Neuerſcheinungen ſeit 1933 fortſetzt. Gegen H. Phleps („Oſt- und Weſtgermaniſche Baukultur, Berlin 1934), deſſen Verdienſte um die Erforſchung des bäuerlichen Holzhausbaus und deſſen Feſtſtellung der Verwandtſchaft der ſkandinaviſchen mit der rumäniſchen Baukunſt, Petranu durchaus anerkennt, erhebt Verf. den Vorwurf, die nationale Leiſtung der Rumänen überſehen zu haben, wenn er das rumäniſche Bauernhaus im Apuſenigebirge als unverändertes gepidiſches Erbe anſpricht. — Gegen das von dem Ungarn O. Szönyi herausgebrachte Bildwerk „Régi magyar templomok" (Alte ungariſche Kirchen, Budapeſt, o. J.) wendet Petranu ein, daß er durch Aufnahme ſächſiſcher, zipſerdeutſcher und ſlowakiſcher Kirchen in ſein Werk unter Verſchweigung des fremdnationalen geiſtigen Eigentums ſich einer bewußten Irreführung des Auslandes ſchuldig gemacht habe, die ſelbſt durch die Liebe des Herausgebers zu ſeinem Vaterlande nicht zu rechtfertigen ſei. — Szönyis Landsmännin Ilona Balogh (Magyar fatornyok [Ungariſche Holztürme, Budapeſt 1934]) nimmt die Ausbildung des mit Ecktürmchen und einfachem Wehrgang gezierten Helmtypus als „individuelle Schöpfung der ungariſchen Holzbaukunſt" in Anſpruch. Dagegen macht Petranu geltend, daß dieſe Ecktürmchen in Weſteuropa aufkamen, in Böhmen übernommen und zweifellos von den Sachſen und Siebenbürgen übertragen worden ſeien; von den Sachſen haben nach Petranu ſowohl die Rumänen als die Ungarn das Motiv übernommen. Neben verſchiedenen anderen kultiſchen Ausſtellungen bezeichnet Prof. Petranu die Ableitung der Holzlauben des Gebäudes, der Turmarkaden und des Tonnengewölbes vom Steinbau (und das erſt in der Renaiſſancezeit) als „Verirrung oder Tendenz". Den Verſuch Baloghs, einen nennenswerten ungariſchen Beitrag zur Holzbaukunſt Siebenbürgens nachzuweiſen, bezeichnet Petranu angeſichts der geringen Zahl auch nur literariſch belegter ungariſcher Holzkirchenbauten (100 gegenüber 1274 beſtehenden rumäniſchen) und deren im Verhältnis zu den rumäniſchen Kryptiken kunſtloſen Charakters als völlig mißglückt? es ſeien im Gegenteil die Magyaren die Empfangenden geweſen. Schließlich wird Baloghs Behauptung, daß die ungariſche Wiſſenſchaft die Holzkirchen der ungarländiſchen Rumänen keineswegs vernachläſſigt habe, unter Anführung von Beweiſen widerlegt. — Der Reſt der Broſchüre gibt unparteiiſche Urteile deutſcher, franzöſiſcher, ſchwediſcher und tſchechoſlowakiſcher Rezenſenten im Auszug, die ſämtlich ſich lobend über Petranus Verdienſte über die Erforſchung der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzbaukunſt ausſprachen.

Petranu, Corolian: Influence de l'art populaire des Romains sur les autres peuples de Roumanie et sur les peuples voisins. Bukareſt: Imprimerie Naţională. 1936. 46 S. 8°.

Ausgehend von der Formulierung, daß von den drei Völkern Siebenbürgens in der „gelehrten" Kunſt (art savant) die Sachſen, in der Volkskunſt dagegen die Rumänen das Beſte geleiſtet hätten, unterſucht der Verfaſſer den Einfluß dieſer rumäniſchen Volkskunſt auf die mit den Rumänen in Symbioſe lebenden und benachbarten Völker. Was die religiöſe Malerei anlangt, ſo waren die Rumänen als Anhänger der orthodoxen Kirche natürlich von der byzantiniſchen Ikonographie beeeinflußt? doch habe ſich in Rumänien eine bodenſtändige Spielart des byzantiniſchen Stils entwickelt. Dieſer romano-byzantiniſche Stil ſei von ſo ſtarker Eigenart geweſen, daß er durch die zahlreichen Griechen, die ſich in Rumänien bereichert hatten und ſpäter in die Heimat zurückkehrten, ſelbſt nach Epikus und Theſſalien importiert wurde. Für die Athosklöſter hat ſchon Strzygówski auf die zahlreichen eigenartig-ſchönen Ikonen hingewieſen, die aus Votivgaben rumäniſcher Fürſten und Bojaren ſtammten. Ebenſo fand die rumäniſche Ikonographie, die wie Th. Uſpenski anerkannte, in der Zeit Stefans des Großen eine beſondere Glanzzeit erlebte und in allen orthodoxen Ländern ſehr geſchätzt wurde, Verbreitung in Galizien, Wolhynien, in der Ukraine und ſogar im fernen Rußland. Auch in Bulgarien haben religiöſe Maler rumäniſcher Herkunft gewirkt. Von beſonderem Einfluß ſei vor allem die Hausbaukunſt der Rumänen auf die benachbarten Völker geweſen. Vor allem habe das ſtattliche Haus der Aromunen nach Cvijic und Weigand eine ſtarke Wirkung auf die bäuerliche Hausbaukunſt der Südſlawen, Bulgaren, Griechen und Albaneſen ausgeübt. Nicht weniger ſtark iſt nach Petranu der rumäniſche Einfluß auf Hausbau, Kleidetracht, Tänze, Muſik, Gewohnheiten und Aberglauben der polniſchen Goralen in der Tatra, in gewiſſer Hinſicht (Holzkirchen, Türme, Wandfresken) auch auf die Siebenbürgen benachbarten Ungarn und Ruthenen. Namentlich gewiſſe Eigentümlichkeiten des Szeklerhauſes (Vordach, Türen, Schnitzereien) reklamiert Petranu als rumäniſches Kunſtgut. Je ein beſonderes Kapitel widmet der Verf. dem Einfluß der rumäniſchen Holzſchnitzerei, Teppichſtickerei und Stickerei mit ihren charakteriſtiſchen geometriſchen Motiven auf die mit- und umwohnenden Völker. Beſonders intereſſiert uns das Kapitel über die Beeinfluſſung der Volkskunſt der Siebenbürger Sachſen, die ſich beſonders auf Schmuckſachen, Holzarbeiten, Stickereien, Wirkereien und Keramik, aber auch auf Volkspoeſie und Volksmuſik ausgewirkt habe. Ein beſonderes Kapitel beſchäftigt ſich mit der Verbreitung der Elemente von rumäniſcher Volkspoeſie, Volksmuſik und Volkstanz. In Bezug auf die altungariſche Muſik ſpricht Petranu geradezu von einer rumäniſchen Baſis

Schinner.

Bologa, Valeriu—Dima, Lia: Bibliografia tezelor dela facultatea de medicină si farmacie din Cluj (Bibliographie der Doktorarbeiten der Klauſenburger mediziniſch-pharmazeutiſchen Fakultät). Klauſenburg 1936. 8°, VI + 102 S.

Das Verzeichnis umfaßt die Doktorarbeiten 1923/24—1935/36 und iſt für unſere Zwecke dadurch von Wert, daß es die in dieſem Zeitraum an der Univerſität Klauſenburg angefertigten medizingeſchichtlichen Diſſertationen anführt.

Grosz, Geza: Stiri interesând istoria medicinei în Ardeal din volumele I—II ale revistei „Wiener medizinische Wochenschrift" (Medizingeſchichtl. Nachrichten über Siebenbürgen aus Bd. I—II der „W. m. W."), 1851—1852. Klauſenburg (1936). 8°, 18 Seiten.

Die Arbeit, eine bei Prof. Bologa-Klauſenburg angefertigte Diſſertation, bietet eine Zuſammenſtellung aller im angeführten Zeitraum über Siebenbürgen in der „W. m. W." erſchienenen Artikel und Notizen in rumäniſcher Ueberſetzung.

Kepp, Friedrich Viktor: O socoteală inedită a Spitalului Sibian din anii 1537—38 (Eine unveröffentlichte Rechnung des Hermannſtädter Spitals aus dem Jahre 1537—38). Klauſenburg 1934. 8°, 34 S.

Neben einem kurzen Abriß des Hermannſtädter Spitals (das erſte Mal belegt 1292), der wenig Neues bietet (S. 8—13), bringt Verf. eine Hermannſtädter Spitalrechnung aus d. J. 1537—38 zum Abdruck (S. 14—33), die auch über das Medizingeſchichtliche hinaus Auswertungsmöglichkeiten bietet. Aufſchlußreich iſt es, daß Perſonen fremder Volkszugehörigkeit ausnahmslos nach dieſer im Verzeichnis benannt erſcheinen („vo[n] einer vngerin": S. 15_2; „den vlachen": S. 28_{25}; „vom vlachen": S. 32_5). Auch hieraus darf wohl gefolgert werden, wie gering die Zahl Fremdvölkiſcher im damaligen Hermannſtadt geweſen ſein muß, wenn es noch möglich war, ſie unterſchiedslos nach ihrer Volkszugehörigkeit zu benennen.

Kepp, Richard: Stiri medicase şi sanitare din războiul Independenţii în gazetele săseşti din Ardeal (Ärztliche und geſundheitliche Nachrichten aus dem [rumäniſchen] Unabhängigkeitskrieg in ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Zeitungen). Klauſenburg 1935. 8°, 39 Seiten.

Vorliegende Arbeit, eine Klauſenburger Diſſertation, gewährt ſehr intereſſante Einblicke in die Verhältniſſe Siebenbürgens in d. J. 1877—78. Auffällig iſt die rumänenfreundliche Berichterſtattung der ſächſiſchen Zeitungen, die Heranziehung ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher und reichsdeutſcher Aerzte zur mediziniſchen Betreuung der rumäniſchen Armee und die ſtarke Anteilnahme der ſiebenbürgiſchen Rumänen, die trotz behördlicher Behinderungen Hilfskomitees für die rumäniſchen Kriegsverwundeten bildeten und im Spendenweg anſehnliche Summen aufbrachten.

Maſoff, Jon: Istoria Teatrului National din Bucureşti (Geſchichte des Nationaltheaters in Bukareſt), 1877—1937. Bukareſt: Univerſala (1937), 8°, 370 S.

Ein ſehr wichtiger Beitrag zur rumäniſchen Kulturgeſchichte der letzten Jahrzehnte. Ohne eine wiſſenſchaftliche Darſtellung im eigentlichen Sinne des Wortes zu bieten, bedeutet das vorliegende Buch M.s immerhin einen wichtigen und dankenswerten Beitrag, der neben der vorhandenen Literatur über dieſen Gegenſtand vor allem aus dem Archiv des Theaters und der mündlichen Ueberlieferung ſchöpft. Außer der Darſtellung der wechſelreichen Geſchicke des Nationatheaters im behandelten Zeitraum (S. 15—121), gibt M. — was wichtig iſt — den geſamten Spielplan (S. 125—260) und ein Verzeichnis der Künſtler (S. 261—74). Ueberraſchend groß iſt der franzöſiſche Einfluß, der vor allem in der hohen Zahl franzöſiſcher Stücke in Erſcheinung tritt. Es wäre kulturgeſchichtlich außerordentlich aufſchlußreich, den Spielplan des Budapeſter und Bukareſter Nationaltheaters vergleichsweiſe zu bearbeiten.

Roth, Georghe: Istoria Medicinii în fascicolele 1—2 volumul III (1793) al revistei „Siebenbürgiſche Quartalſchrift" (Medizingeſchichtliches in Heft 1/2 d. III. Bds. der Zeitſchrift „S. Qu."). Klauſenburg 1936.. 8°, 17 S. Klauſenburger Diſſ. angefertigt bei Prof. Bologa. R.

VII. Übriger Südoſten.

Trudove na statističeski institut za stopanski proučvanija pri sofiiskija dŭržaven universitet (Studien des Statiſtiſchen Inſtitutes für Wirtſchaftsforſchung an der Sofianer Staatsuniverſität), Druckerei Poligrafija, Sofija 1935—37.

Im Jahre 1935 wurde an der Sofianer Staatsuniverſität mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung ein „Statiſtiſches Inſtitut für Wirtſchaftsforſchung" gegründet, welches ſeitdem in vierteljährlicher Folge „Studien" herausgibt, die m. E. als die gediegenſte und ernſteſte periodiſche Veröffentlichung Bulgariens auf wirtſchaftlichem Gebiet zu werten ſind. Die Mitarbeiter ſind vorzugsweiſe jüngere Gelehrte, deren Beiträge ſich im allgemeinen durch Fleiß und Ringen nach Objektivität auszeichnen.

Fragen mehr theoretiſcher Natur behandeln in den „Studien" Raško Zaikov und O. N. Anderſon. Zaikov iſt mit folgenden Beiträgen vertreten: 1) Ueber die Zerlegung ſtatiſtiſcher Zeitreihen in drei Komponenten (1936 Nr. 4), 2) Ausſchaltung der zufälligen Komponente nach der Variate-Difference-Methode (1937 Nr. 1), 3) Ausſchaltung der Saiſonkomponente nach der Methode A. Wald (1935 Nr. 2/3). Und Anderſon, der Leiter des Inſtituts, beſchäftigt ſich mit der Aufſtellung eines internationalen Vergleichsindexes für Induſtrieerzeugung (1937 Nr. 1), ferner mit den Grundlagen der Konjunkturbewegung in den ſüdoſteuropäiſchen Agrarſtaaten (1936 Nr. 1) und mit dem Problem der Preisſchere (1935 Nr. 2/3). Gute Schulung verrät außer dieſen vor allem auch die Arbeitsweiſe Ivan Stefanovs, der in „Struktur und Quellen der Finanzwirtſchaft Bulgariens" (1935 Nr. 2/3) das Fondsſyſtem im öffentlichen Haushalt mit klarem Blick für die Zuſammenhänge und Hintergründe einer kritiſchen Betrachtung unterzieht und in den „Dorfwirtſchaftlichen Materialien in der bulgariſchen Induſtrie" (1936 Nr. 4) einen wertvollen Beitrag zu den Beziehungen zwiſchen Landwirtſchaft und Induſtrie geliefert hat. Beachtung verdienen weiterhin folgende Beiträge: A. Totev über den Index der pflanzlichen Erzeugung Bulgariens (1935 Nr. 2/3) und im gleichen Heft D. Minkov über die bulgariſche Kautſchukinduſtrie, ferner J. v. Charalambev über die Entwicklung der A.G. in Bulgarien 1929/36 (1937 Nr. 1) und N. K. über die Preiſe und den Geldumlauf in Bulgarien (1936 Nr. 1). Eine außerordentlich groß angelegte Arbeit iſt die von St. Spaſičev über „Die wirtſchaftlichen Beziehungen Bulgariens zu den Staaten des Donaubeckens" (1936 Nr. 4), die eine Analyſe des verfügbaren ſtatiſtiſchen Materials darſtellt und deshalb trotz aller Mühe, die ſich der Verfaſſer gab, nicht ſo tief in die Zuſammenhänge eindringt, wie das Thema es wert geweſen wäre.

Dieſe kurze Ueberſicht über die bemerkenswerteſten Beiträge der erſten drei Jahrgänge läßt bereits die Vielfalt der in den „Studien" behandelten Fragenkreiſe erkennen. Ich habe abſichtlich von einer ausführlichen Würdigung der einzelnen Aufſätze Abſtand genommen, weil bereits in der Auswahl, die ich traf, mein Urteil über ihren Wert ruht. Zwei Hefte der „Studien" haben je einen ſpeziellen Themen-

kreis zum Gegenſtande. Heft 2/3 des Jahrgangs 1936 iſt die bulgariſche Urſchrift des ſpäter in den „Schriften der Internationalen Agrarkonferenz" erſchienenen Buchs „Die ſozialökonomiſche Struktur der bulgariſchen Landwirtſchaft", und in Nr. 2 von 1937 unterſucht Aſen Čakalov das Nationaleinkommen Bulgariens 1924—1935. Durch dieſe Veröffentlichung ſtellt der Verfaſſer erneut unter Beweis, daß er Autorität auf dieſem Gebiete iſt.

Sofia. Arno Mehlan.

Michov, Nikola V.: Bibliographie des articles de périodiques allemands, français, anglais et italiens sur la Turquie et la Bulgarie. Akademie der Wiſſenſchaften in Sofia, Hofdruckerei Sofia 1938, XIV + 688 S. RM. 10.50.

Ueber den Mangel an Quellen über die Verhältniſſe der Balkanländer in vergangenen Zeiten iſt bereits oft und viel geklagt worden. Mit Recht. Aber die wiſſenſchaftliche Erforſchung des zwiſchen der Mitte des 14. Jh.s und dem Jahre des Berliner Kongreſſes liegenden Zeitraumes, alſo der ſog. Türkenherrſchaft, wird m. E. mehr noch gehindert durch die Schwierigkeiten, der einſchlägigen literariſchen Veröffentlichungen habhaft werden zu können. Es fehlt in Mittel- und Weſteuropa noch an dem bibliographiſchen Rüſtzeug, das Auskunft über die balkaniſchen Beſtände der großen Bibliotheken gibt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus hat ſich Michov durch ſeine nunmehr dreißigjährigen bibliographiſchen Arbeiten ein großes Verdienſt erworben. Was er in Deutſchland, Oeſterreich, Belgien, Frankreich, der Schweiz, England und Bulgarien fand, hat er unermüdlich und gewiſſenhaft, frei von jedem Chauvinismus, nur von Objektivität geleitet, geſammelt. Was er geſchaffen hat, verrät gründliche deutſche Schule, würdig ſeiner großen Lehrer Schwenke und Carolsfeld, von denen er noch heute als Sechzigjähriger ſtets in Dankbarkeit ſpricht.

Seine bibliographiſchen Werke ſind von der Bulgariſchen Akademie der Wiſſenſchaften angenommen und von dieſer auch herausgegeben worden, gewöhnlich mit finanzieller Unterſtützung ſtaatlicher Inſtitutionen, wie z. B. der Bulgariſchen Nationalbank und der Bulgariſchen Agrar- und Genoſſenſchaftsbank. 11 Bände liegen bisher vor. Einesteils handelt es ſich bei ihnen um Reihen, in denen die Literatur nach mehr ſachlichen oder patriotiſchen Geſichtspunkten angeordnet iſt: 1. „Bulgarien und die Bulgaren im Urteil des Auslandes" (Bd. 1: Werke in franzöſiſchen Sprache, Lauſanne 1918; Bd. 2: Werke in deutſcher Sprache, Sofia 1929, 2. „Sources bibliographiques sur l'histoire de la Turquie et de la Bulgarie" (Sofia I. 1914, II. 1924, III. 1928, IV. 1934) und 3. „La population de la Turquie et de la Bulgarie au 18. et au 19. s." (Sofia I. 1915, II. 1924, III. 1929, IV. 1935); ihnen ſoll ſich ſpäter eine Reihe aller Quellen über die Wirtſchafts- und Handelsgeſchichte anſchließen. Und andernteils handelt es ſich — bei ſeinem neueſten, oben angegebenen Werke — um eine Sammlung aller Zeitſchriftenaufſätze, erſchienen in den Jahren 1715—1891 in 407 ausländiſchen Zeitſchriften (187 franzöſiſche, 146 deutſche, 63 engliſche, 11 italieniſche); im ganzen ſind es 10 044 Titel, und zwar 4736 franzöſiſche, 3715 deutſche, 1377 engliſche und 243 italieniſche.

Als Folge ſolcher Aufgliederung ergeben ſich vielfältige Wiederholungen. Würden ſich dieſe vermeiden laſſen, indem er in die Lage käme, alle angeführten 11 Bände in einigen wenigen zu vereinigen, ſo würde m. E. das Intereſſe der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Kreiſe an dieſen bibliographiſchen Veröffentlichungen noch weit reger werden; denn ſie ſtellen das Rüſtzeug dar, das bisher entbehrt wurde. Die

Faſſung ihres Titels „sur la Turquie et la Bulgarie“ iſt leider geeignet, inſofern einen falſchen Eindruck zu erwecken, als man darin keine literariſchen Angaben über Griechenland, Rumänien und Jugoſlawien vermutet, die ſie tatſächlich, wenn auch nicht im ſelben Umfange, mit enthalten.

Lückenlos ſind die über die europäiſche Türkei vorliegenden Veröffentlichungen von Michov noch nicht erfaßt. Ganz auf ſich allein geſtellt, ohne jede Unterſtützung, auch ohne Mitarbeiter, vielfach im eigenen Lande nicht ganz verſtanden, liegt er ſeinem Forſchungstrieb ob. Michov iſt ſich klar darüber, daß er den Schlußpunkt unter ſein Lebenswerk erſt ſetzen kann, nachdem er auch die ruſſiſchen und Konſtantinopler Archive durchgearbeitet und, wie er es für das Frühjahr 1938 beabſichtigt, einmal längere Zeit in London verweilt hat.

Sofia. Arno Mehlan.

Landſchaftsbild und Siedlungsgang in einem Abſchnitt der ſüdöſtlichen Kalkalpen (Oſtkarawanken und Steiner Alpen) und ſeinen Randgebieten.[1])

Von Günter Glauert (München).

Die hier zu behandelnden Gebirgsgruppen ſind ſeit wenigen Monaten ſtärker in den geopolitiſchen Geſichtskreis getreten. Bilden ſie doch nun einen Teil des großen alpinen Grenzgürtels, der das neue Großdeutſche Reich von ſeinen Nachbarn im Süden ſcheidet. Gerade hier, in den nördlichen Steiner Alpen, am Sanntaler Sattel (2001 m) erreicht das Deutſche Reich ſeinen ſüdlichſten Grenzpunkt. Der „naturverſtärkte" Grenzzug der Karawanken und Steiner Alpen wird von nun an eine größere Bedeutung erlangen, da er jetzt zum Grenzſaum nicht nur (wie immer ſchon) zweier Völker, ſondern auch zweier großer Staaten geworden iſt.

Die naturlandſchaftliche Ausgangsform in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Kulturlandſchaft.

Im Urlandſchaftsſtadium ſtellen Oſtkarawanken undd Steiner Alpen eine dichtbewaldete[2]) Hochgebirgslandſchaft dar, deren randliche Teile von teils verſumpften, teils fichten- und föhrenbewachſenen Schotterebenen gebildet werden. Unterhalb der in einer Höhe von ca. 1500 m beginnenden Almregion dürfte es bei der ſtarken Befeuchtung kaum nennenswerte, von Natur waldfreie Gebiete gegeben haben. Ein großer Teil des Gebirgslandes ſcheidet von vornherein faſt völlig für eine künftige kulturlandſchaftliche Entwicklung[3]) aus. Es ſind dies die eine hohe Reliefenergie aufweiſenden Stöcke und Kämme des Kalkhochgebirges, insbeſondere deſſen oberſte Höhenſtufen von ca. 2000 m an. Zu dieſen zählen die Einzelmaſſive von Obir und Petzen im Norden und die teils kamm-, teils plateauförmig entwickelten Steiner Alpen einſchließlich Raducha und Krainer Storſchitz im Süden.

---

[1]) Dieſe Abhandlung bildet eine Vorarbeit zu einer landeskundlichen Behandlung des Gebietes. Ihr lag ein teilweiſe bereits 1934, teilweiſe 1935 fertiggeſtelltes, ſpäter überarbeitetes Manuſkript zugrunde. In dieſem Aufſatz werden hauptſächlich die Randgebiete des Gebirges behandelt.

[2]) „Wo heute Wald ſteht, da iſt er auch für die Urlandſchaft anzunehmen". O. Jauker: Bemerkungen zur hiſtoriſchen Beſiedlung der Alpen- und Karſtländer. Geogr. Zeitſchr. 1908, S. 199.

[3]) Hierzu ſiehe auch O. Maull: Geographie der Kulturlandſchaft, Berlin und Leipzig 1932, S. 124/25.

Der zwiſchen Nordkarawanken und Steiner Alpen hinziehende Uſchowakamm iſt nicht ganz ſo kulturfeindlich.

Die ſchroffen, zerriſſenen Hochgebirgsformen, die Steilwände, welche die Hauptfelsbildner (Kalke und Dolomite) bedingen, drücken die Grenzen aller Lebensformen herab. Eiszeitliche Ueberformung mag im einzelnen die Hochgebirgszüge noch verſchärft, manche Wände noch verſteilt haben. Die leichte Lösbarkeit und Verwitterbarkeit der Kalke ſetzt den zerſtörenden Kräften wenig Widerſtand entgegen, ſodaß Steinſchlagsgefahr und Vermurung droht. Rieſige Schuttmaſſen unter den Wänden, in Karen und Talſchlüſſen erſticken weithin jede Lebensäußerung. Infolge der Waſſerdurchläſſigkeit des Kalkes herrſcht Verkarſtung und Quellenarmut, der trockene Boden mit ſeiner mageren Verwitterungskrume kann nur einen ſpärlichen Pflanzenwuchs ernähren.

Die ſteilwandigen Durchbruchstäler der Flüſſe (Sann, Feiſtritz, Kanker, Vellach und Mieß) ſind infolge ihrer Enge und häufigen Klammbildung meiſt ſiedlungsfeindlich.[4]) Die Grenzen der Siedlungsmöglichkeit ſind in den tief in den Gebirgskörper eindringenden Trogſchlüſſen[5]) der Steineralpen-Täler beſonders niedrig. Sie liegen im Norden zwiſchen ca. 750 m bis 900 m, im Feiſtritztal bei ca. 600 m. Nur da, wo Porphyr und Werfener Schichten ſanftere Hänge bilden oder fluvioglaziale Schotter und Schuttkegel aufgeſchüttet wurden, ſind den Kulturkräften einige Anſatzpunkte gegeben. Die den Steiner Alpen ſüdlich vorgelagerten niedrigen Kalkplateaus von Stefansberg, Ulrichsberg und Gozd (ca. 700 m) beſitzen eine gewiſſe Lage- und Klimagunſt.

Auch das Kalkhochgebirge iſt nicht völlig ohne jeden kulturlandſchaftlich nutzbaren Boden. Ermöglicht doch der dürre Raſen der Polſterſegge, der bis weit über 2000 m hinauf noch große Flächen überzieht, dem anſpruchsloſen Schaf noch ſeinen Lebensunterhalt.

Die Legföhre bedeckt beſonders in den höheren Plateaugebieten große Räume. Dennoch finden ſich auch dort noch einzelne prächtige kräuter- und blumenreiche Matten über der Waldgrenze, welche von Rind und Schaf genutzt werden können. Die trefflichen Weideböden der Wengener Schichten im Gebiet der Steiner Almen und der Koroſchitza ſind da beſonders hervorzuheben, aber auch die ſonnſeitigen Hänge von Obir und Petzen geben

---

[4]) Die Talausgänge ſind oft durch eiszeitliche Schotter und tertiäre Konglomerate verbaut. Ueber dieſe und andere der Siedlung ungünſtige Faktoren in den Karawanken ſ. auch V. Paſchinger, Die Karawanken als Strukturgrenze, Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung, 2. Jahrg. 1931/32 S. 144.

[5]) R. Krebs: Die bewohnten und unbewohnten Areale der Oſtalpen. Geogr. Ztſchr. 1912, S. 446, 448, 449.

ſchöne Weideplätze. Im allgemeinen aber gehören dieſe zerriſſenen und verkarſteten Almgebiete der ſüdöſtlichen Kalkalpen zu den geringwertigſten der ganzen Oſtalpen.

Im nördlichen Karawankenzug Obir-Petzen ſtellen die ſo häufig hervorbrechenden mächtigen Bleierzvorkommen, in der Vellacher Kotſchna Queckſilbervorkommen und in den ſüdlichen Steiner Alpen Brauneiſenſteinlager nicht unbedeutende Energiequellen dar, die von den Kulturkräften ausgewertet werden können. Das ſtarke Gefälle der Gebirgsflüſſe Kanker, Vellach, Sann und Mieß, ſowie der große Waldreichtum vervollſtändigen das Bild der hier kulturlandſchaftlich wertvollen Kräftevorräte.

Im kriſtallinen Schiefergebiet der Oſtkarawanken und des Krainski reber, ſowie im Tuffhügelland ſind die Bodenbedingungen beſſere als im Kalkgebirge. Die kriſtallinen und päläozoiſchen Schiefer und die andeſitiſchen Tuffe weiſen nicht die ſteilen Böſchungswinkel des Kalkes auf, ſie bilden ſchiefrig-tonige Verwitterungsböden, welche in tieferen Lagen bis ca. 1200 m dem Getreidebau und der Graswirtſchaft bei guter Durchfeuchtung ziemlich günſtige Bedingungen gewähren. Am beſten geeignet erſcheinen die weichen Schiefer des Seeberggebietes, ſowie die Aſchentuffe des Leutſch-Oberburger Hügellandes.[6]) Granite und Tonalite ragen als gewellte Rücken empor und tragen dichten Waldwuchs.

Häufig erhaltene alte Talböden und Gehängeleiſten über den tiefeingeſchnittenen rezenten Tälern ſowie die fluvioglazialen Schotterterraſſen des Sanntals zwiſchen Laufen und dem Rietzer Becken ſind wegen ihrer hochwaſſerfreien Lage beſonders ſiedlungsgünſtig. Vor allem bieten die ſonnſeitigen Hänge der Vellach und ihrer Seitentäler, ferner jene der oberſten Sann und Mieß und des Tuffhügellandes ſolche Möglichkeiten.[7]) Allerdings hat die ſonnſeitige Lage auch Nachteile, da die ausdörrende Wirkung der Beſonnung bei dem oft dünnen, ſchotterigen Boden ſehr ſtark iſt. Starke Regenfälle (Herbſtregen!) ſchwemmen die geringe Verwitterungskrume oft weg, legen die Hänge bloß und gefährden die Täler durch Ueberſchwemmungen. Die ſehr tonhaltigen oberkarboniſchen Schiefer und Sandſteine der ſüdlichen Oſtkarawanken ſowie die miozänen Tegel des Lobniggrabens neigen zu häufigen Rutſchungen und bedrohen dieſe Gebiete mit Murgängen (Schuttſtröme bei der Komendaalpe, Kriſtanhöhe, Lobniggraben uſw.).

Die im kriſtallinen Oſtkarawankengebiet auftretenden Vorkommen von Kupferkieſen, Fahlerzen und Zinnober, ſowie die zahlreichen Kohlenſäurequellen nebſt den Glanzkohlen von Lobnig haben zwar nicht die kultur-

[6]) Hier wird die obere Grenze der Siedlungsmöglichkeit weit hinaufgerückt.

[7]) Auch im Kriſtallin des Krainski reber (Tſcherna- und Driethgebiet) finden ſich ſiedlungsgünſtige Hänge.

landſchaftliche Bedeutung wie die Bleierze der Nordkarawanken, vermögen aber auch die lokale Erſchließung zu fördern. Im Krainski reber-Gebiet treten Kaolinlager hinzu.

Der Waldreichtum im kriſtallinen Gebiet iſt unerſchöpflich, auch die Waſſerkraft iſt bedeutend.

Dem Verkehr bietet das Kalkhochgebirge meiſt unüberſteigbare Hinderniſſe.

Der nördliche Karawankenzug Obir-Petzen bildet den erſten Querriegel zwiſchen Klagenfurter und Laibacher Becken, der nur von Vellach und Mieß durchbrochen wird. Von dieſen Flüſſen hat nur der erſtere eine größere Bedeutung für den Verkehr, da er über den Seeberg ins Laibacher Becken leitet (Verbindung Inneröſterreich-Adria).

In den Engpaßſtrecken zwiſchen Rechberg und der Trobeklamm werden ſich daher anthropogeographiſche Grenzen bilden können, wie auch auf dem Verbindungskamm zwiſchen Obir- und Petzenplateau.

Die im Kriſtallin hinter den Engen liegenden Punkte im Vellach- und Mießtal (Eiſenkappel, Schwarzenbach) erſcheinen als Sammler des Verkehrs der kriſtallinen Längstalfurche (Zelltal—Ebriachgraben—Lobnig/Leppen—Remſcheniggraben—Mieß-Koprein) begünſtigt.

Das ganze mittlere Oſtkarawankenland zwiſchen Obir-Petzenzug und Steiner Alpen bietet dem Verkehr lange nicht die Hinderniſſe, wie das Kalkgebirge. Es ſtellt im Schiefergebiet zwiſchen Seeberg und Uſchowa und in der oſtweſtlichen Längstalfurche eine Paßzone zwiſchen zwei Kalkgürteln dar.

Die durch wellige Granit- und Tonalitkämme begrenzten oſtweſtlich verlaufenden Seitengräben der Vellach gliedern das Land in mehrere kleine Lebensräume unter.

Die ſüdliche Karawankenkette iſt hier zwiſchen Koſchuta und Uſchowa zerriſſen bzw. teilweiſe bis ca. unter 1200 m abgeſunken. Ihr kommt daher nur noch eine geringe verkehrshemmende (Vellachengtal), aber kaum noch eine grenzbildende Bedeutung zu. Einen ſtärker ſcheidenden Charakter beſitzt erſt wieder der über 1900 m hohe, ſteile Uſchowakamm.

Das Kalkgebirge hat in dieſem Abſchnitt ſeinen verkehrsfeindlichen Charakter ſtark eingebüßt, der waſſerſcheidende Kamm zwiſchen Vellach, Kanker und Sann wird von paläozoiſchen Schiefern gebildet. Die Kammwaſſerſcheiden ſpielen auch in unſerem Alpengebiet eine wichtige grenzbildende Rolle, da ſie meiſt den Verkehr ſtark behindern. Sie werden als Trennungsſaum anthropogeographiſcher Kleinräume ſcheiden und vielleicht auch ſpäter als ſchützende Staatengrenzen wirken.[8])

[8]) Siehe O. Maull: Die bayer. Alpengrenze. Diſſ. Marburg 1910 S. 21.

In den Steiner Alpen tritt uns ein Hochgebirge von ungleich größerer verkehrsfeindlicher und grenzbildender Wirkung entgegen, als es die Oſtkarawanken ſind. Scharfe Grate im Weſten und NW., maſſige Plateaus im Oſten und SO. bilden einen beſonders von Norden her ſchwer überſteigbaren Grenzwall. Die ſteil gegen Norden abfallenden Scharten des Hauptkamms liegen außer dem Steiner Sattel alle über 2000 m und eignen ſich in keinem Falle zum Durchgangsverkehr; nur Hirten- und Jägerſteige können hier Platz finden. Die Oede der weiten verkarſteten Plateaus wirkt wohl ebenſo abſchreckend auf den Verkehr als die Steilheit der Wände. Hier gewinnt der wertloſe Grenzſaum eine beſondere Breite und Unüberſichtlichkeit. Eine Grenzlinie wird ſich hier wohl erſt ſpät entwickeln.

Die Engpaßſtrecken von Kanker und Sann werden innerhalb des Kalkgebirges dem Verkehr große Hinderniſſe bereiten, wenn nicht gar ihn unmöglich machen. (Nadel!). Hier werden ſich bei noch größerer Steilheit der Talwände Engpaßgrenzen[9]) entwickeln müſſen, welche ſtärker ſcheiden als beiſpielsweiſe der in weichen Schiefern gelegene Seeberg (1218 m), welcher Vellach- und Kankergebiet, Klagenfurter und Laibacher Becken eher verknüpft als trennt.

Der Kanker-Engpaß von Siebenbrünn und die Nadelenge zwiſchen Sulzbach und Leutſch erſcheinen gleicherweiſe zur Bildung einer Landesgrenze geeignet, welche vom Krainer Storſchitz über den Hauptkamm der Steiner Alpen zur Raducha und zum Großen Travnik verlaufen würde. Das Mießgebiet fällt dabei dem Norden zu. Die Engen kammern beide zwei ſcharf begrenzte Kleinräume gegen Süden ab: Das infolge Schieferbodens und glazialer Ausräumung ſiedlungsgünſtige Oberſeeländer Becken und den engen Sulzbacher Keſſel, deſſen Nordhänge allein beſſeren Schieferboden aufweiſen.

Die zahlreichen Trogtäler der Nordſeite (wie auch Sann und Mieß) bilden Sackgaſſen des Verkehrs und können zur Gliederung kleiner Lebensräume dienen. Das unruhige Gewirr des Tuffhügellandes im SO. iſt nicht beſonders verkehrsgünſtig, zahlreiche Kämme und Seitenkämme ſondern einzelne Tallandſchaften ab (Podwollouleg, Drieth, Katzenwinkel (Mačkin kot) und erleichtern ſo die Bildung kleiner anthropogeographiſcher Einheiten.

Die durch den niedrigen Tſchernaſattel (902 m) verknüpften Täler der Drieth und Tſcherna und beſonders das Neultal weiſen den Weg vom mittleren Sanngebiet nach dem Feiſtritztal und zum Rande des Laibacher Beckens (Fernverbindung Ungarn—Italien über Cilli—Laibach).

---

[9]) O. Maull a. a. O. S. 21.

Im Norden und Süden ſind dem Gebirgsland jungtertiäre Hügellandſchaften vorgelagert, deren günſtige Lage- und Klimabedingungen im Verein mit beſſeren Böden den Kulturkräften ein frühes und nachhaltigeres Eingreifen ermöglichen.

Am Rande des Kärntner Beckens bieten die Teraſſen des ſandig-ſchotterigen Sattnitzkonglomerats ganz gute Siedlungsbedingungen, und Braunkohlenvorkommen erhöhen den Kulturwert des Beckenrandes.

Miozäne Lehme und Tone begünſtigen den Anbau im Hügelland von Stein am Rande der Oberkrainer Ebene. Die beſten Entwicklungsmöglichkeiten weiſen die ebenen Vorländer auf.

Ihre günſtige Verkehrslage am Kreuzungspunkt von Fernverbindungen (Ungarn—Marburg—Draudurchbruch—Klagenfurt—Puſtertal im Jauntal, Ungarn — Cilli — Sanntal — Trojanapaß — Laibach — Adria im Laibacher Becken, ferner Inneröſterreich—Völkermarkt—Eiſenkappel—Seeberg—Krainburg—Trieſt), ſowie ihr warmes Klima (Klagenfurter Becken!) befördern eine frühe Erſchließung.

Die ſandig-ſchotterigen Böden glazialen Urſprungs haben meiſt den Nachteil der Waſſerarmut und befürworten eine Erſchließung längs Flüſſen und Bächen in mehr geſchloſſener Siedlungsform. Dies gilt ebenſo auch für das Rietzer Becken und für die Schotterterraſſen der Feiſtritzweitung zwiſchen Stein und Streine. Am Austritt von Gebirgsflüſſen in die Ebene ſowie am ganzen Gebirgsrande können ſich Orte mit Sperr- und Schutzfunktion entwickeln (Rechberg, Globasnitz, Bleiburg, Höflein, Stermol, Stein u. a.).

Bei der Betrachtung haben ſich Gunſt- und Ungunſtlandſchaften herausgeſchält.

Zu erſteren gehören die klimatiſch bevorzugten Randlandſchaften des Klagenfurter, Laibacher und Rietzer Beckens ſamt ihren tertiären Vorhügelländern. Auch die kriſtallinen Gebiete der Oſtkarawanken und des Krainski reber ſowie das Tuffhügelland von Leutſch und Oberburg ſind durch beſſere Böden günſtig gekennzeichnet.

Dagegen iſt das Kalkhochgebirge durch den großen Anteil unproduktiver Felsbedeckung, ſtarke Schartung des Kammes, erhebliche mittlere Kammhöhe, ſehr ſtarke Waldbedeckung und Undurchdringlichkeit als naturverſtärkter Grenzzug bezw. als ca. 30 km breite „Grenzeinöde“[10]) eine charakteriſtiſche Ungunſtlandſchaft.

---

[10]) V. Paſchinger, a. a. O. 1931/32, S. 138, 145.

Entwicklung der Kulturlandſchaft.

Vorgeſchichtliche und keltorömiſche Zeit geſtalteten das Landſchaftsbild des Hochgebirges gar nicht, das der Randlandſchaften aber nur ſpärlich und an wenigen Punkten um. Am meiſten wurde noch das Jauntal (Juenna), dann das Laibacher- und Rietzer-Becken, noch weniger das Saweberglan d von keltorömiſchen Kulturkräften erfaßt.[11])

Das Landſchaftsbild zu Beginn der ſloweniſchen Landnahme.

In unſerem Gebiet konnten daher die Slowenen wohl in noch geringerem Maße an einer bereits vorhandenen Kulturlandſchaft anſetzen als im übrigen Norikum und Pannonien. Nur die randlichen Ebenen- und Beckenlandſchaften lagen ja im Ausſtrahlungsbereich provinzialrömiſcher Kulturkräfte.

Im Hügelland des Sann-Sawegebietes gab es einige punkthaft angeordnete Straßenſtationen. Das äußerſt weitmaſchige Straßennetz umging das Hochgebirge mit vielleicht einer Ausnahme (Seeberg-Saumweg) völlig. Dazu kam nun noch eine ziemlich erhebliche Verödung[12]) des römiſchen Kulturlandes der Randgebiete als Folge der Völkerwanderungskämpfe.

Die Straßenſtationen des unterſteiriſchen und des Saweberglandes waren zerfallen, Juenna,[13]) das Zentrum Oſtkärntens, von den Alpenſlawen zerſtört.

Jedoch ſind wohl gerade hier nicht alle alten Verbindungen zerriſſen worden, da wir den Gegendnamen „Jun“ ſpäter in Verbindung mit Heiligennamen als Bezeichnung der älteſten aquilejiſchen Pfarren[14]) des Jauntals finden; auch die politiſche Einheit dieſer Gegend taucht ſpäter im Jauntalgau[15]) wieder auf. Klebel ſieht die älteſten aquilejiſchen Pfarren geradezu als Romanenvorpoſten[16]) im Slawenland an!

---

[11]) Vgl. G. Glauert: Zur Beſiedlung der Steiner Alpen und Oſtkarawanken. Deutſch. Arch. f. Landes- u. Volksforſchung I 1937, S. 459, 460.

[12]) Vgl. Otto Kämmel: Anfänge deutſchen Lebens in Oeſterreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit, Leipzig 1879, S. 180; Franz v. Krones. Die deutſche Beſiedlung der öſtlichen Alpenländer, insbeſondere Steiermarks, Kärntens und Krains. Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1889, S. 332; Jauker, a. a. O. 1908, S. 204; Anton Mell: Grundriß der Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte d. Landes Steiermark, Graz-Wien-Leipzig 1929, S. 69; E. Klebel: Geſchichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, Carinthia I 1926 gegen übertriebene Verödungsauffaſſungen.

[13]) Aug. Jakſch: Geſchichte Kärntens bis 1335 I, Klagenfurt 1928, S. 49.

[14]) E. Klebel, a. a. O. 1926, S. 38, 39.

[15]) Franz v. Krones, a. a. O. 1889, S. 340; E. Klebel, ebenda, S. 39; ſiehe auch derſ.: Die mittelalterliche deutſche Siedlung im ... deutſch-ſloweniſchen Grenzraum. In „Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze“, 1934, S. 32.

[16]) E. Klebel, a. a. O. 1926, S. 40.

Einige wenige Römerſiedlungen haben ſich wohl erhalten, wie wahrſcheinlich Lahovče = Walchsdorf[17]) am Südrand des Tertiärhügellandes von Stein und das ſpätrömiſche Carnium, welches im 6. Jahrhundert langobardiſch war und als Krainburg ſpäter zur Hauptſtadt der Creina marcha wurde.

Während im trockeneren Jauntal und im Rietzer Becken inſelhaft mehr oder weniger bedeutende waldfreie Flächen aufgetreten ſein dürften, blieben das Hochgebirge und größtenteils auch die Hügelländer wie bisher Wald-Felslandſchaft, die Schotterebenen, beſonders das Laibacher Becken, wie ehemals großenteils Wald- und Sumpfland.[18])

Die alpenſlawiſche Landnahme.

Wie Sidaritſch[19]) für Steiermark, Simon Pirchegger[20]) ſpeziell für das Mürzgebiet und Milko Kos für Kärnten[21]), Vatovec[22]) für den Tüfferer Bezirk feſtſtellten, haben die Slowenen zunächſt vor allem die Hügelländer, die niedrigen Gebirgslagen, die ſonnſeitigen Talränder und Berghänge beſiedelt, aber auch die Ebenen- und Beckenränder mit ihren Schuttkegeln ſowie gewiſſe randliche und gewäſſernahe Teile der großen Schotterebenen. Von einer völligen Leerlaſſung der weiten Schotter-

---

17) 1384 als Walchsdorf genannt (Urkunden- und Regeſtenſammlung Schumi, Michelſtettener Urkunde; Nationalmuſium Laibach). Lahovče von lah = Welſcher, Walch; ſ. auch Rutar in ſeiner Beſprechung der v. Krones'ſchen Arbeit über die deutſche Beſiedlung der öſtl. Alpenländer, in Mitt. d. Hiſt. Vereins für Krain, 1891, S. 63; ferner 1412 als „Walchsdorf" erwähnt, ſ. Levec in: Mitt. d. Hiſt. Vereins f. Krain, 1895, S. 8; vgl. ferner Jlešič, Kmetska naselja na vzhodnem Gorenjskem. Geografski Vestnik 1933, S. 90.

18) Dieſes erhellt auch durch die Jnhaltsangabe der Ortsnamen, auf die in einer ſpäteren Abhandlung eingegangen wird.

19) Marian Sidaritſch: Geographie des bäuerl. Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Graz 1925, S. 38.

20) Kartenbeilage zu Simon Pirchegger: Die ſlawiſchen Ortsnamen im Mürzgebiet. Veröffentl. d. ſlaw. Jnſtituts an d. Friedrich-Wilhelm-Univerſität Berlin I, Leipzig 1927. Die ſlawiſchen Namen erſcheinen hier hauptſächlich an den Talhängen des Mürztales und ſeiner Seitengräben, ferner an d. Hängen d. Beckens von Aflenz und auch ſehr häufig auf Bergen (Dullwitz, Aflenzer Staritzen). Talböden und -auen werden mit Ausnahme der Weitung von Kapfenberg immer gemieden.

21) Milko Kos: Slovenska naselitev na Koroškem Geogr. Vestnik 1932, S. 137, 138, 141, betont, daß die erſten Slowenen in Kärnten die überſchwemmungsreichen Talböden u. d. größ. Ebenen wegen deren Siedlungsfeindlichkeit infolge ſchlechter Abwehrmöglichkeit, waſſerarmer Böden und ausgedehnter Waldbeſtände mieden.

22) Vatovec: K starejši upravni in gospodarski zgodovini laškega okraja Ljubljana 1927.

flächen durch die Alpenſlawen, gegen die ſich Jlešič[23]) und Melik[24]) wenden, kann freilich nicht die Rede ſein. Jedoch dürfte Jlešič[25]) die Intenſität gerade der Beſetzung der Ebenen weit überſchätzt haben. Ueber die Erweiterung der ſpärlichen, noch vorhandenen vorgeſchichtlichen und keltorömiſchen Kulturlandinſeln dürften die erſten Alpenſlawen in den mittleren Ebenen verhältnismäßig nur wenig hinausgekommen ſein. Anders in den Hügelländern und Randgebieten.

Dieſer Grundzug des ſlawiſchen Beſiedlungsvorganges erſcheint auch im Gebiete des Jauntals, der nördlichen oberkrainiſchen Ebene und ihres gebirgigigen Trennungsgürtels beſtätigt (vgl. die Ortsnamenerklärung).

Die Slowenen ſind hier entlang den Nebenflüſſen von Drau und Sawe vorgedrungen und haben vor allem das ziemlich fruchtbare Tertiärhügelland von Stein, das Sawebergland, die Ränder des Rietzer Beckens, das Moränenhügelland am Oſtende des Draugletſchers und die klimabegünſtigten, terraſſentragenden Vorlagen der Karawanken und Steiner Alpen beſiedelt. Die ausgedehnten, waſſerdurchläſſigen Schotterebenen des Jaunfeldes zwiſchen Eberndorf und Bleiburg, ſowie der oberkrainiſchen Ebene zwiſchen Kanker und Steiner Feiſtritz haben ſie nur relativ ſchwach mit Siedlungen beſetzt, und zwar großenteils längs waſſerſpendenden Flüſſen[26]) und Bächen.

Dann ſind ſie auch in das höhere Gebirge eingedrungen, aber zunächſt mehr in die randlichen Teile, in die innerſten Täler damals wohl kaum zur Anlage von ſtändigen Siedlungen.

Mit dieſen Feſtſtellungen decken ſich ſo ziemlich die Verhältniſſe, welche H. von Wißmann im mittleren Ennstal[27]) angetroffen hat. Dort findet ſich das alte Siedlungsland auf breiten Terraſſen im Moränenhügelland und auf größeren Schwemmkegeln innerhalb der hauptſächlichen Verbreitung der Kiefer, bezw. des Kiefernheidewaldes. Im Ennstal ſelbſt liegen nur wenige Namen ſlawiſchen Urſprungs, die meiſten an den hügeligen Talrändern.

---

[23]) Jlešič: Kmetska naselja na vzhodnem Gorenjskem. Geogr. Vestnik 1933, S. 77, 83, 84, 89, 93, 94.

[24]) Anton Melik: Kmetska naselja na Slovenskem. Geogr. Vestnik 1933 S. 158.

[25]) Jlešič, ebenda S. 77 ff., 89, ſucht die alte Beſiedlung der Ebenen auch durch Heranziehung der kirchlichen Organiſation und der Ortsnamen nachzuweiſen.

[26]) Ueber die Flußnähe der ſloweniſchen Siedlungen ſ. auch E. Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung, a. a. O., 1934, S. 70.

[27]) H. v. Wißmann, Das Mitter Ennstal, Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde. Bd. 25/1, Leipzig 1927 Karte S. 69, ferner S. 70/71. — Derſ., Die bäuerliche Beſiedlung und Verödung des mittleren Ennstales, Petermanns Mitt., 1927, S. 65; vgl. auch H. Pirchegger, Geſch. d. Steiermark, I, Gotha 1920, S. 81, welcher ebenfalls die Vermeidung ſumpfiger Niederungen und die Bevorzugung von Schwemmkegeln an den Mündungen von Seitenbächen ſowie von Hügelgebieten erwähnt. Dazu ferner E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 70.

Nach der Herkunft der Orts- und Familiennamen.

In den altbeſiedelten randlichen Teilen des Klagenfurter und beſonders des Laibacher Beckens überwiegen die Orts- und Hof- bezw. Familiennamen ſlawiſcher Herkunft in zum Teil erheblichem Ausmaße.

In der Moränenhügel- und Wannenlandſchaft des unteren Vellachgebietes[28]) ſind von 33 Ortsnamen 58.8% ſloweniſchen Urſprungs und von den 1827 auftretenden Familiennamen[29]) ſind es 62.5% (weſtlich und ſüdlich der Vellach) bzw. 63.7% (öſtlich der Vellach bis St. Stefan—Wakendorf).

Am Nordhange der Karawanken, auf den Terraſſen und Plateaus der tertiären Vorbergzone iſt die ſloweniſche Beſiedlung faſt ähnlich dicht.

Die ſchotterigen und ſandigen Sattnitzkonglomerate ſind hier Träger eines Quellhorizontes, welcher die Waſſerverſorgung ermöglicht. Dazu kommt die ſeit altersher bekannte Schutzlage, vereint mit klimatiſcher Bevorzugung.

Machen ſich doch auf den höheren Ebenheiten (ca. 700—900 m) bereits die Vorteile der Temperaturumkehr geltend. Im Winter können dieſe Ebenheiten bereits manchmal in Sonnenſchein liegen, während in der Tiefe der Ebene ein milchiges Nebelmeer wogt.

Hier ſind 54% der Ortsnamen (des Einzelhofgebiets) und ca. 59.1% der erfaßten Hofnamen[30]) des 16. Jahrhunderts ſloweniſcher Herkunft.

Für die Stärke der urſprünglichen ſloweniſchen Anſiedlung in dieſen Höhengebieten ſpricht auch der Ortsname Slovenjach = bei den Slowenen. Leſſiak hat den Namen dadurch erklärt, daß die Sprache dieſes Gebirgsortes gegenüber derjenigen der ſtark verdeutſchten, hauptſächlich erſt ſpäter beſiedelten Ebene als abweichend auffiel.[31])

Im Süden der Karawanken und Steiner Alpen iſt die ſloweniſche Durchſiedlung bedeutend ſtärker geweſen.

---

[28]) Welche ſich mit dem Hügelland des Sattnitzkonglomerates verzahnt.

[29]) Zur Feſtſtellung der Intenſität der ſloweniſchen (und ſpäter der deutſchen) Beſiedlung in den einzelnen Landſchaftsgebieten können die Ortsnamen allein kein beſonders genaues Bild, nur die großen Umriſſe liefern. Bezügl. der Heranziehung der Hof- und Familiennamen vgl. meine Bemerkung im Deutſchen Archiv für Landes- und Volksforſchung 1937 S. 480.

[30]) Mittelwert; Mindeſtwert 51,8%. Nach Urbar Sonnegg 1535, Urbar Herrſchaft Bleiburg 1524. Die dort auftretenden Familien- und Hofnamen (in Rechberg, Zauchen, Blasnitzen, Unterort) machen 76,9% der Hofnamenſumme von 1827 aus. — Blasnitzen hat z. B. 55,5%, Unterort 63,7% ſloweniſche Hofnamen.

[31]) Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 25. — Von den ſtark germaniſierten Talbodenorten führt er Globasnitz, Jaunſtein, Loibegg, St. Stefan und Wakendorf an. Siehe auch M. Wutte, Deutſch-Windiſch-Sloweniſch, Sonderabdruck aus dem Gedenkbuche „Kampf um Kärnten", hg. vom Kärntner Heimatbund, Klagenfurt 1930, S. 11.

Die Anſicht, daß die Intenſität der ſloweniſchen Beſiedlung von Norden nach Süden zunehme,[32]) wird alſo beſtätigt. Beſonders begünſtigt ſind auch im Süden der Steiner Alpen wieder die unteren Plateaus (Ulrichsberg—Stefansberg) und die Vorbergzone (ca. 700 m). Die Vorzüge der Temperaturumkehr kommen wohl auch ihnen, wenn auch vielleicht in etwas beſchränkterem Maße zugute.

Dazu geſellen ſich als weitere Gunſtfaktoren die günſtige Expoſition und die Schutzlage, ferner die ziemlich guten Böden der Ulrichsberger Schiefer und Sandſteine.

Allerdings ſcheinen die zahlreichen Heiligen-Ortsnamen der Plateaus eine ganz frühe Beſiedlung auszuſchließen.

Auch die Lehme und Tone des Tertiärhügellandes von Stein bieten beſſere Bodenbedingungen. Deshalb finden wir beſonders im Tertiärhügelland mit die größte Dichte der ſloweniſchen Siedlung.

In beiden Landſchaften zuſammen ſind 71.4% der 53 Ortsnamen ſloweniſch. Dieſem Wert entſprechen auch die Hundertſätze der erfaßten Familiennamen des 15. und 16. Jahrhunderts mit 70.4%[33]) für die unteren Plateaus und die Vorbergzone ſowie 71.9%[34]) für das Tertiärhügelland.

Noch ſtärker iſt der Anteil ſloweniſcher Namen im ſüdlich anſchließenden Saweberglan d.

Das Tucheiner Tal[35]) weiſt ca. 88.5% ſloweniſche Ortsnamen (von 51) auf.[36])

---

[32]) v. Krones, Die deutſche Beſiedlung der öſtlichen Alpenländer. Stuttgart 1889, S. 337. — Aus der heute vorhandenen größten Dichte des Slowenentums in Unterſteier, Südkärnten und Krain (im Vergleiche zu den nördlichen Landſchaften) ſchließt v. Krones, daß dieſe Verhältniſſe ſchon von Anfang an beſtanden.

[33]) Nach dem Oberburger Urbar, Amt Pureber von 1426 und dem Michelſtettener Urbar von 1458. Die auftretenden Hof- und Familiennamen in Stefansberg, Ulrichsberg, Sidraž, machen 25,3% der Hofnamenſumme von 1827 aus.

[34]) Nach Urbar Amt Creytz, Urbar Amt Neul von 1571, Stadt Steiner Urbar um 1604 (Gebiet von Theinitz, Sduſch, Goditſch, Gozd. — 32,5% der Hofnamenſumme von 1827).

[35]) Außerhalb des engeren Arbeitsgebietes. — In dem gleichfalls außerhalb liegenden Rietzer Becken ſind von 27 Ortsnamen beiläufig 44—50% ſloweniſch (Mindeſtzahl), eine große Zahl zweifelhaft bzw. bereits im 15. Jahrhundert zweiſprachig beurkundet.

[36]) An der Nordſeite des unteren Tucheiner Tals (einſchließlich Plateau von Gozd) zählen wir von 1400—1426 nach dem lf. Gültenbuch der Herrſchaften Scherfenberg, Stein, Krainburg, Adelsberg und dem Oberburger Urbar Amt Pureber 76,9% und nach d. Urbar des Amtes Neul u. d. Oberſt. Urbar v. 1571 71,4% ſloweniſche Hofnamen.

Gegenüber dieſer ſtarken Altbeſiedlung der Hügelländer, Terraſſen ſowie der Hänge der Vorbergzonen blieb die alpenſlawiſche Beſitznahme der großen, waſſerarmen Schotterebenen ziemlich zurück.

Zwar ſcheinen dieſe Unterſchiede im Jauntal auf den erſten Blick nicht ſo hervorzutreten, da wir im engeren Arbeitsgebiet der dem Gebirgsrand benachbarten Schotterfläche des ſüdöſtlichen Jauntales von 16 Ebenen-Ortsnamen doch noch 55.5% als ſloweniſch anzuſehen haben.

Ebenſo wie bei der Waldverteilung bekämen wir aber auch hier ein ſchiefes Bild, wenn wir nicht wie dort die nördlich anſchließenden Gebiete um Gösſelsdorf, Gablern, Mittlern, Moos, Einersdorf, Schilterndorf uſw. mit in die Betrachtung einbezögen. Bei Hinzurechnung dieſer Gegend (7 Orte) geht der ſloweniſche Anteil auf ca. 40% (genauer 39%) zurück.

Im nördlichen Laibacher Becken tritt der Unterſchied zwiſchen Hügelland und Ebene ſchärfer hervor. Von den 27 Ortsnamen der nördlichen Schotterebene zwiſchen Kanker und Steiner Feiſtritz einſchließlich der Weitung von Streine ſind nur 48.3%[37]) ſloweniſchen Urſprungs.

Von den glazialen Schotterebenen haben die Slowenen nur ganz beſtimmte Gebiete beſetzt, was wir an Hand der Ortsnamenverteilung feſtſtellen können.

Einmal waren dies die zum Teil ſchon vor- und frühgeſchichtlich beſiedelten Ränder der Ebenen und die daraus aufragenden Klippen und Inſelberge. Im ſüdlichen Jauntale wären hier die meiſt bereits in kelto-römiſcher Zeit beſiedelten Austrittspunkte der ſchuttreichen Karawankenbäche aus dem Gebirge zu nennen, ſo z. B. Globasnitz, die Nachfolgerin Juennas am Austritt des Globasnitzgrabens, Feiſtritz (röm. Fund) am Eintritt der Bleiburger Feiſtritz in die Ebene, das gleichfalls früh beſiedelte Loibach (röm. Anſiedlung in Unterloibach) ebenfalls am gleichnamigen Bach beim Betreten der Schotterfläche. Auch Dolintſchitſchach iſt eine Gebirgsrandſiedlung.

Andere Siedlungen lehnen ſich an die Triaskalkklippen, die als Schubfetzen der Karawankentrias erhalten ſind, wie z. B. Tſcherberg an den bereits hallſtattzeitlich beſiedelten Katharinenberg oder ähnlich das römiſch beſiedelte St. Stefan-Niederglobasnitz und auch Tſchepitſchach.

Auch an die aus der Ebene aufſteigenden Phyllitrücken ſchmiegen ſich alte Siedlungen an, wie z. B. wohl Hinterlibitſch, Liupicdorf, die Vorgängerin von Bleiburg, vielleicht auch Sorgendorf und Moos.

---

[37]) Auch bei Einbeziehung der im W und S anſchließenden Gebiete von Povlje, Babendorf, Baſchel, Vellach, Hotemaſch, Waiſach, Lauſach, Mitterdorf, St. Georgen, Hülben, Winklern, Niederfeld, Fernig, Lachowitſch, Moſte, Kreuz, Podgier uſw. ändert ſich das Bild nicht weſentlich. Von den nun insgeſamt 58 Ortsnamen der Kanker—Feiſtritzebene ſind etwa 51,8% ſloweniſcher Herkunft.

Noch ſtärker verbreitet ſind dieſe Hügelfuß- bezw. auch Hügelſiedlungen naturgemäß weiter im Weſten in der Moränenhügellandſchaft der unteren Vellach (Abriach, Glantſchach, im W. Homitz) und im anſchließenden Hügelland des Sattnitzkonglomerates (Tihoja, Polena, Sielach).

Gebirgsrandſiedlungen wurden von den Slowenen auch im Gebiete der Krainburger Ebene mit Vorliebe angelegt.

Weſtlich der Kanker finden wir außer dem mit glazialen Schottern verzahnten miozänen Hügelland um Goritſche, Terſtenik, Vellach und Tenetiſche beſonders den Südrand der Storſchitzgruppe von frühen Siedlungen aufgeſucht. Die Orte liegen dort auf Gehängeſchutt und auch auf kleinen Schuttkegeln, welche kleinere, vom Triaskalkmaſſiv des Krainer Storſchitz herabkommende Bäche herunterbrachten bzw. ablagerten (Saloch bezw. Zalog, Trſtenik, Baſchel). Jenſeits der Kanker ſetzen ſich dieſe Gehängeſchutt- und Schuttkegelſiedlungen am Südrande der Steiner Alpen fort. Dort liegen z. B. Olſcheuk (Višovek),[38]) ferner Grad (Naſſern) und Dvorje auf dem mächtigen halbkreisförmigen Rekaſchuttkegel. Nicht mehr auf Schuttboden, aber noch dicht am Gebirgsrand ſind Beiſcheid und Poženik erſtanden und am Rande des Steiner Tertiärhügellandes in der ſumpfigen Pšata-Ebene erſt ſpäter weitere zahlreiche Orte. Im vorgeſchichtlich beſiedelten Komenda wurden ja altſloweniſche Gräber gefunden, ebenſo in Mannsburg, dieſem gleichfalls vorgeſchichtlich bewohnten Ort am Fuße der Uranſchitza.

Das ganze Gebiet der aus dem Laibacher Becken aufragenden Inſelberge und ihrer Ränder iſt früh auch von den Slowenen beſiedelt worden, zumal hier auch beſſere Verwitterungsböden zu finden ſind.

Auch am Rande der keilförmig nach Norden vorſpringenden Steiner Ebene haben ſich die Slowenen niedergelaſſen (Oberperau, bzw. Perovo)

Außer den Gebirgsrand- oder Inſelbergfußlagen bevorzugten die Slowenen zum anderen Mal in der Ebene ſelbſt die Nähe von größeren Waſſerläufen.

Die aus mehr oder weniger groben Kalkgeröllen beſtehenden Lockerböden (meiſt Niederteraſſenſchotter, ſeltenere lehmreichere Hochteraſſenſchotter) laſſen nämlich das Waſſer nur zu gut durchſickern und zwingen infolge ihrer Waſſerarmut die Siedler an die Bäche heran.

So reihen ſich in der Jauntaler Schotterebene ſloweniſche Orte wie Niderglobasnitz = St. Stefan[39]) an den Lauf des Globasnitzgrabens; Feiſtritz[40]) und Gonowetz ſowie einige Orte nördlich von Bleiburg folgen

---

[38]) Nach der Flurform (Gewannflur) wohl jüngerer Entſtehung.

[39]) Bereits römiſch beſiedelt.

[40]) Römerfund.

der waſſerſpendenden Bleiburger Feiſtritz, und Loibach (Ober- und Nieder-)[41]) liegt am gleichnamigen Bache.

Ganz im Norden erſtrecken ſich zahlreiche ſloweniſche Orte auf Terraſſen und Ebenheiten über der Drau in hochwaſſerfreier Schutzlage, ſowie im weiteren Endmoränengebiet des Rinkenberges.

In der Krainburger Ebene herrſchen ganz ähnliche Verhältniſſe. Auch hier knüpfen ſich lange Siedlungsreihen an die die waſſerarme Schotterfläche durchziehenden Bäche. Nur iſt die Erſcheinung hier wohl noch ausgeprägter.

An der waſſerreichen Kanker ziehen ſich Siedlungen meiſt ſlowenischen Urſprungs auf hochwaſſerfreien Schotterterraſſen hin, wie Tupalitſch, Hotemaſch, Waiſach, Gorenje, Predaſſel.

Beſonders ſtark verbreitet ſind ſolche Orte an der aus dem Südweſten der Steiner Alpen kommenden Reka und z. T. an der benachbarten, durch Schuttanhäufung verlegten, ſumpfigen Pšata (Zirklach, Fernig (Ober- und Unter-), der alte Walchenort Lachowitſch uſw.). Sonſt finden ſich gerade im Pšatagebiet auch junge Siedlungen.

An die am Oſtrand des Saweberglandes vorbeifließende, auenbildende obere Steiner Feiſtritz reiht ſich eine dichte Kette meiſt älterer ſlowenischer Orte.

Im noch innerhalb des Hügellandes liegenden Becken von Streine liegen auf meiſt hochwaſſergeſchützten Schotterterraſſen des eiszeitlichen Feiſtritzgletſchers die ſlowenischen Siedlungen Streine, Goditſch, Podjelše Sduſch, Jeranovo.

Auch Stein ſelbſt mit ſeiner ausgezeichneten, bereits früher gekennzeichneten Engpaß- und Verkehrslage am Rande des Gebirges dürfte vielleicht bereits eine kleine ſlowenische Siedlung getragen haben.

Im teilweiſe bereits römiſchbeſiedelten Rietzer Becken haben die Slowenen zunächſt gleichfalls hauptſächlich nur die hochwaſſerſicheren Ränder der Schotterterraſſen eingenommen.

Der Ort Rietz ſoll der Mittelpunkt eines ſlawiſchen Großgrundbeſitzes geweſen ſein.[42])

Die altſlawiſche Beſiedlung aller dieſer Schotterebenen war nur ziemlich dünn, ganz bedeutend geringer als die der Hügelländer und Gebirgsränder.

---

[41]) Römiſch beſiedelt.

[42]) A. Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja. Časopis za zgodovino in narodopisje. Maribor (Marburg) 1910, S. 27. — Die weiteren Ausführungen von St. über Rietz als Sitz eines ſlawiſchen Fürſten, die Neugründung von Dörfern durch dieſen, ſowie über ſeine Ueberſiedlung nach Altenburg und Oberburg (S. 28), und das Ausſterben dieſes Geſchlechtes vor 1140 ſind nichts als Vermutungen.

Sehr große Gebiete, die waldbedeckten Mittelstücke der Schotterflächen abseits der größeren Wasserläufe, zum Teil auch die Gebirgsränder selbst blieben recht siedlungsarm.

Im Jaunteil war es ein ausgedehntes Gebiet zwischen den Terrassen- (bzw. auch Moränenhügel-)siedlungen über der Drau im Norden, der Moränenhügel- und Wannenlandschaft des Klopeiner- und Zablatnig-Sees, von Gösselsdorf und Sonnegg im Westen, dem Karawankensaum im Süden und den Bleiburger Phyllitbergen im Osten.

Auch das unmittelbare Vorland der Petzen blieb großenteils noch unbesiedelt.

Im Krainburger Schotterfeld war der siedlungsarme Raum in altslawischer Zeit noch etwas größer.

Er dehnte sich zwischen den Siedlungen der Kankerterrassen im Westen und Nordwesten, der Sawe im Südwesten, dem Inselberggebiet von Flödnig—Mannsburg bis zum Sawebergland im Süden, der Pšata und dem Tertiärhügelland von Stein im Osten und dem Südrand der Steiner Alpen im Norden. Ja, jenseits der Sawe setzte sich das siedlungsarme Gebiet fort bis zum Gebirgsrande bei Bischoflack.

Einige vorwiegende Flurtypen der slowenischen Landnahme und ihr Verhältnis zu den Ortsnamenendungen.

Die slowenische Landnahme war zwar die erste umfassende Besiedlung, aber sie erfolgte keineswegs planmäßig. Wie K. v. Maydell[43]) für das Innere Böhmens und A. Klaar[44]) für den österreichischen Donauraum hervorheben, haben wir in den Weilern und Haufendörfern die älteste slawische Siedlungsschicht vor uns, welcher Block- und Weilerfluren entsprechen. Auch in Schlesien zeichnet sich nach Schlenger[45]) die ursprüng-

[43]) K. v. Maydell: Die Dorf- und Flurformen Böhmens, Heimatbildung. Sudet. Monatsschr. f. Volksbildung. Reichenberg 1936, S. 49, erwähnt dort die regellos gewachsenen alten Ortsformen der Haufendörfer und Weiler.

[44]) Adalb. Klaar: Die Grundzüge der Siedellandschaft im österr. Donauraum. Südostdeutsche Forschungen II, München 1937, S. 152, 153, führt an, daß im ältesten Siedlungsteil bei Sammelsiedlungen d. Haufendorf und eine haufendorfähnliche Weilerform herrscht. Die Slawensiedlungen unterscheiden sich siedlungstechnisch kaum von den bajuwarischen Haufendörfern, dürften aber nie so groß angelegt gewesen sein und bildeten daher nur Weiler (ebenda S. 155); vergl. auch derſ.: Die Siedlungsformen des oberöst. Mühlviertels und des böhm. Grenzgebietes. Deutsch. Archiv für Land- und Volksforschung I, 1937, S. 132, 137.

[45]) Herb. Schlenger: Formen ländl. Siedlungen in Schlesien. Beitrag zur Morphologie der Schles. Kulturlandschaft. Veröffentl. d. Schles. Ges. f. Erdkunde e. V. und des Geogr. Inst. d. Univ. Breslau, 1930, S. 84, 85, 200. — In der Osthälfte Schlesiens überwiegen unregelmäßige, allmählich gewachsene Dörfer (ebd. S. 185).

lich ſlawiſche Flur durch ihre Unregelmäßigkeit und Kleinheit aus, ebenſo ſind die zu polniſchem Recht locierten Dörfer recht klein und liegen abſeits vom Verkehr.

Aehnlicherweiſe iſt im Hügelland und auch in randlichen Teilen des Klagenfurter[46]) und Laibacher Beckens die echte (primäre) Weilerflur[47]) mit Haufenorten als alte Siedlungsſchicht vorherrſchend, was man auch bei anderen Gegenden mit urſprünglicher alpenſlawiſcher Siedlung feſtgeſtellt hat.[48])

Selbſt Jlešič[49]) und Melik[50]) halten wenigſtens im Hügel- und Bergland des nördlichen und öſtlichen Sloweniens die echten Weiler (und folgerichtig auch wohl die Haufenorte) für die älteſte Siedelform.

Dementſprechend ſind von 28 Weilerortsnamen in den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen und des Tertiärhügellandes von Stein 75% und am Nordrand der oberkrainiſchen Ebene einſchließlich der Weitung von Streine 62,5% ſloweniſcher Herkunft.[51])

Der alten Weiler- und auch der Gehöftgruppenſiedlung entſpricht das häufige Auftreten beſtimmter Ortsnamenendungen.

Großenteils ſind dieſe Siedlungen nach den Bewohnern[52]) oder ihrer Tätigkeit benannt oder auch appellativiſch nach der Geländebeſchaffenheit.

---

[46]) Auch in großen Teilen Kärntens bildet der Weiler die urſprünglichſte Siedlungsart; ſ. auch J. Schmid: Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I. 1929, S. 140. Schmid (ebenda S. 143) denkt ſich die überwiegende Mehrzahl der kärntn. Weiler aus Gehöftgruppen entſtanden.

[47]) Neuerdings hat ſich E. Klebel: Die mittelalt. deutſche Siedlung im... deutſch-ſlowen. Grenzraum, Berlin 1934, S. 69, 70, über die Nachteile der ſiedl.-geogr. Bezeichnung Weilerflur bei ſiedl.geſchichtl. Betrachtungen geäußert. Man könne hierbei die aus der Einödflur entſtandene Weilerflur nicht von der urſprüngl. bezw. echten trennen. Bereits S. Jlešič, a. a. O. 1933, S. 57, unterſcheidet urſpr. entſtandene (primäre) Weiler und durch Teilung von Einzelhöfen oder Zuſammenſtellung derſelben entſtandene ſekundäre Weiler.

[48]) M. Sidaritſch, a. a. O. 1925, S. 76, 38; H. v. Wißmann: Das Mitter Ennstal, Forſchungen zur deutſch. Landes- und Volkskunde, Leipzig 1927, S. 76; derſ.: Die bäuerl. Beſiedlung und Verödung des mittl. Ennstales, Petermanns Mitt. 1927, S. 65. — Bereits H. Pirchegger: Geſchichte der Steiermark I, Gotha 1920, S. 404, vermutete, daß die Weilerſiedlungen auf der Tüfferer Hochfläche (Gebiet der Laſche-Namen) altſlawiſcher Herkunft ſeien.

[49]) Jlešič, a. a. O. 1933, S. 79, 80.

[50]) A. Melik, a .a. O. 1933, S. 165.

[51]) Im Jauntal und im Karawankenvorland finden ſich bedeutend geringere Hundertſätze.

[52]) Jlešič, a. a. O. 1933, S. 84, meint, daß die Ableitungen von Perſonennamen von einer alten Beſiedlung zeugten, wenn auch die Namen nach den örtlichen Natureigentümlichkeiten nach Schlüter und Meitzen einer noch älteren Siedlungsphaſe entſprechen ſollen. Alle Ortſchaften im öſtl. Oberkrain, die von ſlawiſchen Perſonennamen abgeleitet ſind, ſollen in der Ebene und in breiteren Flußtälern liegen.

Fr. v. Krones wollte aus den zahlreich auftretenden Perſonennamen ſogar auf Benennung nach den „Aelteſten" ſchließen, was ſeiner Auffaſſung über die altſlawiſche Gemeindeverfaſſung entſprach.[53])

Beſonders im Jauntal iſt die Endung „—ah" = Lokativ plur. „bei den"[54]) zahlreich vertreten. Ins Deutſche gingen dieſe Bezeichnungen als falſche —ach-Endungen über. So erſcheinen im ſüdlichen Jauntal und Karawankenvorland allein 9 ſolcher —ach-Endungen, z. B. Glantſchach, urkundlich Glatſach (1159 bis 1173) von klanec = Wegſteile,[55]) alſo etwa bei den Leuten auf der Wegſteile; Goritſchach, urkundlich Gortſchach (1267—68) von gorica[56]) = Berglein, alſo bei den Leuten auf dem Berglein; Drabunaſchach, ſlow. Drobunače von Drobun = ſlowenischer Perſonenname,[57]) alſo etwa bei den Leuten bzw. bei der Siedlung des Drobun; Dullach von asl. dolъ, nsl. dol = Tal,[58]) alſo bei den Talleuten.

Auch am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene tritt die —ah-Endung auf,[59]) z. B. Dvorje, urk. Dvoriach (1439 nach Chmel I.) bzw. Zworyach (Urbar Michelſtetten 1458) von dvor = Hof mit Suffix -jan(inu). Dvorjan heißt der Höfler, Dvorjah = bei den Höflern,[60]) gleichermaßen das

---

[53]) Von Krones, a. a. O., S. 339, 340. — Dagegen Levec: Pettauer Studien III, S. 193, welcher erklärt, daß die große Anzahl der Ortsnamen aus Perſonennamen kein Beweis für Sippenſiedlungen ſei.

[54]) P. Leſſiak: Die kärntniſchen Stationsnamen. Carinthia I 1922, S. 21. — Kämmel, a. a. O., 1879, S. 183. — J. Scheinigg, Slowenische Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892, S. 185, über das Suffix -janinu. Die erwähnten Ortsnamen entſtanden aus Perſonennamen mit beigefügtem Suffix -janinu, z. B. kommt Rečanin = der Flußanwohner von reka = Fluß, Bach. Dieſe Bezeichnungen werden nur im Plural gebraucht, alſo Rečani = die Flußbewohner. Im Lokal heißt es v Rečanih = bei den Flußbewohnern, verkürzt v Rečah, daraus kommt der Name Reče. Zahlreiche deutſche Formen auf -ach gehen aus dem verkürztem Lokal hervor, z. B. Dullach aus dol = Tal. — Siehe gleichfalls Pintar, Imenoslovne črtiče, Carniola 1910, S. 76, über den Zuſatz des Suffixes -jan(inu). — Nach Flešič a. a. O. S. 85 ſollen die Namen mit den Suffixen -ina jüngeren Dörfern mit Streifen- und Weilerflur eigen ſein.

[55]) P. Leſſiak a. a. O., 1922, S. 4.

[56]) Scheinigg, a. a. O., 1892, S. 186 (goričani von goriča, dieſes von gora = Berg). Leſſiak, 1922, S. 8 — S. Pirchegger, 1927 S. 38.

[57]) Scheinigg, Slowenische Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892 S. 154.

[58]) Scheinigg, a. a. O., 1892, S. 186;
derſ., Die Appellativa gora und dolu in den Ortsnamen Kärntens. Car. I. 1894, S. 59/60; Simon Pirchegger, Die ſlawiſchen Ortsnamen im Mürzgebiet. Leipzig 1927, S. 22.

[59]) Allerdings hin und wieder auch außerhalb des echten Weilerflurgebietes wie bei Dvorje und Zirklach. — Nach Flešič a. a. O., 1933, S. 38 war Zirklach urſprünglich ein ganz kleines Haufendorf mit Weilerflur und erhielt wohl erſt ſpäter die Streifenweilerflurform.

[60]) Pintar, Imenoslovne črtiče, Carniola 1910, S. 76.

erſt ſpäter entſtandene bzw. ſo benannte Zirklach,[61]) ſl. Cerklje, urk. Cirkelach (1239) von cerkev = Kirche, cerkve oder cerkle = die Kirchen. (Pri) cerkljah heißt hier bei den Kirchen[62]); (ſiehe weiter Obergörtſchach, Potoče von potočah bzw. Pototſchach).

Eine weitere Gruppe von Weilerortsnamen wird ähnlicherweiſe aus Perſonennamen gebildet.

Die Bildung vermitteln hier aus den Perſonennamen abgeleitete Poſſeſſiv-Adjektiva mit den Suffixen -ovo oder -iske[63])

So heißt z. B. Adamovo (ergänze selo, selišče, posestvo) die Siedluug des Adam, Korošče, die Siedlung eines Korošec (Kärntners), Kocjanovišče = Siedlung des Kocjan (Kanzian).[64]) Oft fällt dann das i weg, und es heißt dann Kocjanovše.

Gerade im Miſchgebiet von Weiler- und Einödflur, im Tertiärhügelhügelland von Stein und den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen (z. B. im Tſcherna-Tal) treten Ortsnamen mit Endungen auf -ovo und -išče häufig auf. In dieſem ganzen Gebiet finden wir 6 Namen auf -ovo und 2 auf -išče, dazu treten noch mehrere dieſer Namen im Tucheiner Tal. In der Weitung von Streine liegt Jeranovo = Siedlung eines Jeran, in den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen Klemenčevo = Siedlung eines Klemenc, im Tertiärhügellande Kregarjevo = Siedlung eines Kregar (Streitſüchtiger),[65]) im Tſcherna-Tal Žagarjevo[66]) = Siedlung eines Žagar = Sägers.

Auf -išče lauten Kališče, bzw. Kališče, wohl von kal = Schmutz, Dreck[67]) im Tſcherna-Tal und Selišče von selo= Siedlung[68]) im Tucheiner-Tal.

Die verkleinernde Endung -ica tritt im Weilergebiet 5 mal auf, aber auch im Einödflurgebiet. Auf dem Plateau von Stefansberg—Ulrichsberg

---

[61]) Zirklach kann erſt nach der Chriſtianiſierung benannt ſein, da der Ort den Namen nach einer Kirche erhalten hat; vgl. den wohl älteren Ortsnamen Tyrneulach bzw. Tirnovlach von aſl. тръновъ = Dorn; Dornſtätten.

[62]) Scheinigg, a. a. O., 1892, S. 186; Pintar ebda.

[63]) L. Pintar, Radkersburg und Radmannsdorf. Eine toponomaſtiſche Studie. Carniola 1909, S. 47.— Ilešič a. a. O., 1933, S. 85 meint, daß die Ortsnamen mit den Suffixen — ovo hauptſächlich den jüngeren Dörfern mit Streifen- oder Weilerflur eigen ſeien.

[64]) L. Pintar, ebda., 1909, S. 47/48.

[65]) Vom Patronymikum Kregarъ = Streitſüchtiger. Mitt. S. Pirchegger 1933.

[66]) Mitt. S. Pirchegger 1933.

[67]) Mitt. S. Pirchegger 1933, etwa = Schmutzſiedlung.

[68]) Leſſiak: Die kärntniſchen Stationsnamen 1922, S. 9. Die von selo abgeleiteten Namen ſollen nach Ilešič a. a. O. 1933 S. 88 f. junge Siedlungen kennzeichnen.

findet man Dubovica von dob = Eiche,[69]) im Steiner Tertiärhügelland und am Südrand des Hochgebirges erſtrecken ſich Sagoritz, ſl. Zagorica = hinter dem Berglein[70]) und Wiſterſchitz, ſl. Bistričica = die kleine Feiſtritz[71]).

Während die echte Weilerflur wohl allgemein als urſprüngliche alpenſlawiſche Flurform anerkannt wird, liegt der Fall hinſichtlich der echten Gewannfluren und der regelmäßig angelegten Dörfer viel ſchwieriger. Jlešič[72]) kommt an Hand ſeiner Unterſuchungen in Oſtoberkrain zu dem Schluß, daß die geſchloſſenen Dörfer mit Gewannflur zur älteren Siedlungsſchicht gehören, und Melik[73]) pflichtet ihm bei. Die Gewannflur verſchiedener Ausprägung nimmt ſüdlich der Steiner Alpen große Teile der Ebene ein, nämlich faſt das ganze Zirklacher Feld und die Dörfer im Weſten gegen die Kanker und Sawe ſowie die überwiegende Mehrzahl der Dörfer an der Steiner Feiſtritz unterhalb Stein und anderswo in der Steiner Ebene. Nun ſind wir aber ähnlich wie Sidaritſch,[74]) Vatovec[75]) und Kos[76]) der Anſicht, daß die zentralen und gewäſſerfernen Teile der Ebenen großenteils erſt ſpäter beſetzt wurden. Ferner iſt die große Frage, ob die Gewannflur den Alpenſlawen von Anfang an eigen war, oder ob ſie nicht etwa vorher, ähnlich wie die Slawen in Schleſien[77]) und Böhmen[78]) urſprüngliche Block- und Streifenfluren hatten, die etwa unter deutſchem Einfluß in Gewanne umgelegt wurden. An eine ſolche Umlegung bzw. an die Uebernahme deutſcher Flur- und Dorfformen durch die Slawen denken Meitzen und Schlüter[79]). Auch Blaznik[80]) ſieht in der Syſtematiſierung der Gewanneinteilung die Folge eines jüngeren Koloniſationsvorganges.

---

[69]) H. Pirchegger, Geſchichte der Steiermark I, S. 83; Simon Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 23.

[70]) Scheinigg, Die Appellativa gora und dolu ... Car. I, 1894, S. 24; P. Leſſiak, a. a. O. 1922. S. 13. — Die Ortsnamen mit dem Vorwort „za" ſollen nach Jlešič, a. a. O., S. 87, gleichfalls jüngeren Urſprung andeuten.

[71]) P. Leſſiak, Ein Beitrag zur kärntniſchen Ortsnamenkunde, Car. I 1906, S. 130; Derſ., a. a. O. 1922, S. 55.

[72]) Jlešič, a. a. O. 1933, S. 77, 78, 82, 89 uſw.

[73]) Melik, a. a. O. 1933, S. 165.

[74]) Sidaritſch, a. a. O., 1925, S. 38.

[75]) Vatovec, a. a. O. 1927.

[76]) M. Kos, a. a. O. 1932, S. 137/38, 141.

[77]) Nach H. Schlenger, a. a. O. 1930, S. 83 iſt die ſlawiſche Blockflur in Schleſien nur ſelten erhalten.

[78]) K. v. Maydell, a. a. O. 1936, S. 49, erklärt das Nebeneinander ungeregelter alter Blockfluren und geregelter Gewannfluren im Innerböhmen dadurch, daß vielfach alte Blockfluren zu ſogenannten Blockgewannen kommaſſiert und alte Ortsformen reguliert worden ſind.

[79]) Vgl. Die Zitate bei Schlenger, a. a. O. 1930, S. 86, S. 9.

[80]) P. Blaznik, Kolonicazija Selške doline. Laibach 1928, S. 58.

Möglicherweiſe kann man die Haufendörfer mit unregelmäßiger Gewannflur noch am eheſten als relativ ältere Siedlungsſchicht anſehen.

Außer der weit verbreiteten Weilerflur iſt der ſloweniſchen Landnahme allerdings in geringerem Maße und wohl in ſpäterer Zeit noch eine andere Flurform weſensgemäß, nämlich die hauptſächlich im Gebirge auftretende Einödflur[81]) in ihrer gewöhnlichen Ausprägung mit regelloſer Form der Beſitzgrenzen und häufig paar- und gruppenweiſe auftretenden Einzelhöfen.

Im Tertiärhügelland von Stein, in den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen und im Tſchernatale miſchen ſich dieſe Flur- und Siedlungsformen ſehr ſtark mit der Weilerflur, ja, teilweiſe iſt hier wohl die Weiler- ſpäter aus der Einödflur hervorgegangen (ſekundäre Weilerflur).[82]) Im Gebiet des Moränenhügellandes der unteren Vellach und der tertiären Vorbergzone (Sattnitzkonglomerat) der Nordkarawanken ordnen ſich die Einzelhöfe im allgemeinen ohne Miſchungsformen dicht über dem Weilergebiet an, treten aber in einzelnen Gebieten (K. G. Altendorf, Sonnegg) auch zwiſchen den Weilern auf.

Gerade über den Weiler- und Einödflurgebieten im Süden der Steiner Alpen finden wir auf den meiſt klimatiſch waldfreien Plateaugebieten um und über 1500 m größere Gemeinſchaftsalmgebiete, beſonders die Mala und Velika planina im Bereich der Wengener Schichten ober dem Tſchernatal.[83])

Dieſe Gebiete unregelmäßig geſtalteter Einödflur, deren Höfe meiſt auf Hängen und Ebenheiten liegen und im Sanngebiete (Leutſch-Oberburger Tuffhügelland) ſowie in den nördlichen Oſtkarawanken weit verbreitet ſind, dürften wohl am eheſten Wißmanns „Bergbauernflur“[84]) nahekommen, jedoch iſt hier Gemeinſchaftswaldbeſitz oft kaum vorhanden. Auch iſt

---

[81]) M. Sidaritſch, a. a. O. Graz 1925, S. 76. Nach J. Schmid, a. a. O. 1929, S. 136, ſind Einzelhöfe urſprünglich die vorherrſchende Siedlungsart in Kärnten. Ilešič, a. a. O. 1933, S. 80, und Melik, a. a. O. 1933, S. 165, halten die Einzelhöfe und Streuſiedlungen mit geſchloſſenem Grundbeſitz für eine jüngere Siedlungsſchicht. Auch. K. v. Maydell, a. a. O. 1936, S. 48, 49, und A. Klaar, a. a. O. 1937 (Deutſch. Arch.), S. 131, halten die Einzelſiedlung in Böhmen und im öſtl. Donauland für eine ſpätmittelalterliche Koloniſationsform.

[82]) Vgl. auch Ilešič, a. a. O., S. 64, 65, 67, 80, 81, deſſen Arbeit mir erſt nach Vollendung des urſprünglichen Manuſkriptes bekannt wurde.

[83]) Auch am Nordhang der Petzen (Unterort; frühere Globasnitzer Alm) und am Nordhang des Obirs (Altenberg, Stara gora nördlich Enzelsdorf; Gemeindeweide „na Oſterz“ von Abtei) gibt es größere Gemeinſchafts-Wald- und -Alm-Gebiete. Sie gehören allerdings meiſt geſchloſſenen Ortſchaften der Ebene.

[84]) H. v. Wißmann, Das Mitter Ennstal, Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, Leipzig 1927, S. 78. Derſ., Die bäuerliche Beſiedlung und Verödung des mittleren Ennstals. Peterm. Mitt. 1927, S. 65—66.

hier das reihenartige Uebereinanderliegen der Höfe auf Querbändern ſelten ausgeprägt.[85])

Sicher haben die Slowenen bei bezw. nach der erſten Landnahme nur die Teile des Gebirges (bzw. des gewöhnlichen Einödflurgebietes) beſetzt, die dem Hügelland und der alten Weilerſiedlung am nächſten lagen.[86])

Vor allem ſind dies die von der primären Weilerſiedlung nicht erfaßten Teile des Südabfalls der Steiner Alpen. Hier (und im Tertiärhügelland von Stein) ſind 71.4% aller Einödbezeichnungen ſloweniſcher Herkunft. 1827 weiſen die ausgeſprochenen Gebirgsgemeinden Županje njive und Tſcherna (Črna) am ſüdlichen Abhang der Steiner Alpen ſogar 90.9%[87]) ſloweniſche Hofnamen auf. Im Tſchernagebiet beſiedelten die Slowenen gern die Schuttkegel an den Mündungen der Seitengräben und die Hänge der kriſtallinen Zone im Talurſprung.

Ganz auffallend iſt, daß die echten Einzelhöfe in Nordoſtoberkrain nur ſelten und meiſt von kleinerem Umfang ſind; häufig ſind ſie erſt ſpäter entſtanden. Nur im ſteiriſchen Grenzgebiet bei Möttnik ſind ſie häufiger. Demgegenüber ſtehen die oft rieſigen Einödhöfe der öſtlichen, nördlichen und weſtlichen Steiner Alpen[88]) und der Oſtkarawanken, die der ſpäten grundherrſchaftlichen Rodung und deutſchem Einfluß ihre Entſtehung verdanken. Warum aber bei zum Teil ähnlichen morphologiſchen Verhältniſſen der Süden der Steiner Alpen nicht von dieſer Siedlungsart ſtärker erfaßt wurde, iſt ſchwer feſtzuſtellen. Vielleicht waren die ſozialen und grundherrſchaftlichen Verhältniſſe im ſchwächer deutſch beeinflußten Krain der Rodungsſiedlung in Form großer Einödhöfe weniger günſtig. (?)

Vom Rietzer Becken her, deſſen Ränder altbeſiedelt ſind, reicht die Weilerflur im oberen Sann- und Driethgebiet bis in die Gegend von Frattmannsdorf, Oberburg und Laufen. Anſchließend an dieſe Gebiete dürften wahrſcheinlich auch die benachbarten Teile des Leutſch-Oberburger Tuffhügellandes von einer recht dünnen Beſiedlung erfaßt worden ſein. Aehnlich ſchloß ſich wohl an die Weilerſiedlung im Moränenhügelland der unteren Vellach die Einzelhofſiedlung auf den Ebenheiten am Nordhange der Karawanken und eine ziemlich ſchwache Beſetzung des ſüdlich anſchließenden Gebirgslandes.

Im oberen Sanngebiet finden wir abgeſehen von verſchiedenen Seitengräben faſt ausnahmslos ſloweniſche Fluß- und Bachbezeichnungen; im

---

[85]) Joſeph Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens. Car. I 1928, S. 29, erwähnt, daß die Streifenart der übereinanderliegenden Querbänder nicht immer regelmäßig entwickelt iſt.

[86]) Vgl. Sidaritſch, a. a. O. 1925, S. 38.

[87]) Nach dem Bauparzellenprotokoll des Franziszeiſchen Kataſters.

[88]) Vgl. Ilešič, a. a. O. 1933, S. 68.

oberen Vellach- und Mießgebiet ſind die Waſſerläufe mit einer Ausnahme ſloweniſchen Urſprungs (Ebriach, Lobnig, Leppen, Remſchenig, Koprein, Wiſtra, Topla).

Auch die Berge tragen heute überwiegend ſloweniſche Bezeichnungen; im Gebiet der zentralen Steiner Alpen ungefähr ausſchließlich. Doch ſei hier hervorgehoben, daß die große Mehrzahl der Bergnamen erſt etwa vom 18. Jahrhundert an auftritt. Betrachtet man aber nur die ſeit dem 13. bis zum 16. Jahrhundert beurkundeten und bekannten Bergnamen, ſo verſchiebt ſich das Verhältnis ziemlich, aber nicht zu Gunſten der Namen ſloweniſcher Abkunft.

Im großen und ganzen kann die Beſiedlung der Hochgebirgsräume zur Zeit der erſten ſloweniſchen Landnahme nur eine recht dünne geweſen ſein. Die inneren Gebirgslandſchaften, bezw. die Urſprungsgebiete von Vellach, Mieß, Kanker und Sann blieben noch unerſchloſſen von einer Dauerſiedlung.[89])

Auf den fruchtbaren Mergel- und Schieferböden (Wengener Schichten) der ſüdlichen und öſtlichen Steiner Alpenplateaus dürfen die Slowenen frühzeitig die Almwirtſchaft[90]) betrieben haben, ähnlich auch auf den Weideflächen im Süden des Obirs und auf dem Petzenplateau. Außer zweien (doppelſprachigen) führen ſämtliche Almen der Steiner Alpen ſloweniſche Namen und auch die überwiegende Mehrzahl der meiſt erſt ſpät bezeugten Gipfelbezeichnungen iſt — wie oben erwähnt — ſloweniſchen Urſprungs.

Südlich der Karawanken findet man auch faſt nur ſloweniſche Riednamen, wobei allerdings zu beachten iſt, daß der Joſephiniſche Kataſter für Krain bisher nicht auffindbar war.

Beſtätigung des Siedlungsbildes durch den Ortsnameninhalt.

Die meiſten Ortsnamen ſind aus Geländebezeichnungen entſtanden, unter denen ſolche allgemeiner Art[91]) überwiegen. Es wird durch dieſe Namen beſtätigt, daß die Slowenen außer der Beſiedlung der Berg- und Gehängelagen, ſowie der Terraſſen auch die Täler bezw. beſonders die Talränder nicht ungern aufſuchten.

---

[89]) Milko Kos, Slovenska naselitev na Koroškem. Geografski Vestnik 1932, S. 107, 120, 141, welcher darin übereinſtimmt, daß die inneren Karawankentäler noch lange ſchlecht — oder unbeſiedelt blieben.

[90]) Rinderzucht und Almwirtſchaft ſollen die Alpenſlawen bereits von den romaniſierten Kelten übernommen haben (H. Pirchegger, a. a. O., I, 1920, S. 420/1).

[91]) Vgl. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 183. — Solche Namen können meiſt nichts über das Alter der Siedlungen ausſagen. Vgl. Flešič a. a. O. 1933 S. 87/88.

So bezeichnet neben dem bereits erwähnten Glantſchach auch Stermol (von strmica = Steile)[92]) eine Steilheit, Kozjak (wohl von koza = Ziege[93]) einen (ſteilen) Geiß- oder Bocksrücken, das häufige Hom oder Homitz (von hom, homica = Kuppe bzw. kleine Kuppe)[94]) eine Kuppe, bzw. einen Bergkegel oder Hrib (von hrib = Hügel)[95]) einen Hügel, Poreber und na Rebri (von Reber = Abhang)[96]) einen Abhang (Leiten).

Häufig erſcheinen auch Orte, welche eine Ebenheit bezeichnen wie Polana (von poljana = Ebene)[97]) oder die im Süden der Steiner Alpen öfters erſcheinenden Ravne-Bezeichnungen (von nsl. ravna = Ebenheit, Ebene),[98]) welche bei Verebnungsreſten auftreten.[99])

Naturgemäß ſpielen (in Landſchaften mit ſolch ſtarken Reliefunterſchieden) auch die eigentlichen Berg- und Talnamen eine nicht unbedeutende Rolle. Im altſlowenisch beſiedelten Gebiet werden dieſe Ortsnamen aus Appellativen von gora und dolu zuſammengeſetzt.

Von gora bzw. gorica abgeleitet ſind die bereits erwähnten Namen Goritſchach bei Sittersdorf, ſowie Obergörtſchach und Sagoritz[100]) im Süden der Steiner Alpen; von dolu bzw. dolina leiten ſich her die

---

92) Auf Gehängeſchutterraſſe nordweſtlich Dvorje. — strmica von aſl. stъrmъ = ſteil, jäh; S. Pirchegger, 1927, S. 73/74.

93) Siehe Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 20. — Kozjak, Gehöft unter St. Ambroſi; Bocksruck (gen. 1229), Übergang vom Tucheiner Tal nach Mötnik.

94) hom von aſl. chъlmъ, nſl. holm; S. Pirchegger, 1927, S. 16/17; Scheinigg, Slowenische Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892, S. 186. — Homitz bei Loibegg, Homberg im nördlichen Vorland der Oſtkarawanken, nahe der Mieß, Hom ober dem Tucheiner Tal bei St. Martin, Homec ſüdlich von Stein an der Feiſtritz.

95) Hrib = Obergörtſchach bei Höflein, Hrib bei Poreber und bei Cirkuše im Tucheiner Tal.

96) Reber von aſl. rebro = Abhang eines Berges, ſiehe S. Pirchegger 1927, S. 64; Kämmel, a. a. O., 1879, S. 157/58 — Poreber im Tucheiner Tal, na rebri bei St. Leonhard ober Ulrichsberg .— Die Siedlungen auf der Nordſeite des Tucheinertals und im Tſchernatal ſind meiſt ſekundäre Weiler. Vgl. Flešič a. a. O. S. 65.

97) poljana von asl. pol'ana = Ebene; S. Pirchegger, 1927, S. 6/7. Leſſiak, 1922, S. 3 und 83. — Polena in der Vorbergzone der Karawanken bei Altendorf, Pollain im Mießtal.

98) ravna von aſl. ravъnъ = eben, ſ. S. Pirchegger, 1927, S 62; O. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 172. — Raune bei Ulrichsberg, Raune bei Koſchiſche im Tertiärhügelland; Ravne ober dem Tucheiner Tal nördlich St. Martin.

99) Vgl. Flešič, a. a. O., 1933, S. 87/88.

100) J. Scheinigg, Slowenische Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892, S. 86; derſ., die Appellativa gora und dolu in den Ortsnamen Kärntens. Car. I, 1894, S. 24—26; Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 13; S. Pirchegger, a. a. O. 1927, S. 38. — (Görtſchach, Goritſchach von aſl. gorica = Berglein + ſuff. -janinu = aſl. goričanинъ, nſl. goričan = Gebirgsbewohner, goričah = Lok. plur.). — Nach Flešič a. a. O. S. 87 ſoll die Vorſilbe „za" auf jüngere Entſtehung bei Gehöftgruppen und ſekundären Weilern deuten.

zum Teil ebenfalls erwähnten Ortsnamen Dolintſchach (Dolinče), Dullach und Dolintſchitſchach (Dolinčiče)[101]) im Moränenhügelland der unteren Vellach und am Rande der Jauntaler Schotterebene, ferner „Na dolliny“[102]) (1571) in den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen und auch Sidol bzw. Suhidol (= trockenes Tal)[103]) im Tucheiner Tal.

Auf Rutſchgelände und Lawinengefahr deuten die Namen der am Nordhange der Karawanken im Gebiete miozäner Sand-, Tegel- und Schottermaſſen liegenden Einzelhofſiedlungen Blasnitzen (von plažišče = Ort, wo eine Lawine niederzugehen pflegt, Abrutſchgelände)[104]) und Homelitſchach[105]) (von tſchech. chomol = Sturmwind, Schneelawine) hin. Auch der Name Podlom (von lom = Bruch, Erdrutſch, Lawine)[106]) im kriſtallinen Tſchernagebiet dürfte auf Lawinen oder Abrutſchgelände deuten.

In den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen vorkommende Sauerbrunnen werden durch den zweimal auftretenden Ortsnamen Slatina[107]) (bzw. Svatna) gekennzeichnet, während ebendort Snožet (von aſl. senožetъ = Heumahd, Wieſe)[108]) auf Graswirtſchaft und Apne (wahrſcheinlich 1559 Kalchsdorff[109]) von apno = Kalk) auf die kalkige Bodenart ſchließen laſſen.

Durchſchnittlich werden 20—30% aller Ortsnamen durch ſolche allgemeinen Geländebezeichnungen gebildet.

---

[101]) J. Scheinigg, a. a. O., 1892, S. 185; derſ., a. a. O., 1894, S. 59—61; S. Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 22. — Dullach von aſl. dolъ = Tal, Dolina iſt Ableitung von dol, eine Verkleinerungsform von Dolina iſt dolinica. Durch Zuſatz des Suffixes -janinu bildet ſich Dolinčičah, Dolinčiče (Lok. plur.) = bei den Leuten im Tälchen.

[102]) Urbar des Amtes Neul, 1571, Zehent zu St. Ambroſien-Perg im Gebirg.

[103]) Aus aſl. suchъ, nſl. suh = trocken, dürr + dolu, nſl. dôł = Tal, alſo Dürrental, ſ. S. Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 87. — Vgl. Flešič, a. a. O. S. 88.

[104]) Pintar, Imenoslovne črtiče, Carniola 1912, S. 91. — Leſſiak, 1922, S. 10.

[105]) Siehe auch Homölitſch bei Freibach. — Leſſiak, Ein Beitrag zur kärntniſchen Ortsnamenkunde, Car. I, 1906, S. 134, 153.

[106]) Aus aſl. Lomъ = Bruch, Baumbruch, Windriß, Steinbruch, Lawine, Erdrutſch. S. Pirchegger, 1927, S. 48; Kämmel, a. a. O., 1879, S. 154; H. Pirchegger, I, S. 83.

[107]) Leſſiak, Die kärtniſchen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 3; S. Pirchegger, Die ſlawiſchen Ortsnamen im Mürzgebiet, 1927, S. 94. — Slatina aus aſl. slatъ, slatina, nſl. slâtina = Sauerwaſſer.

[108]) Perſ. Mitt. S. Pirchegger, 1933. — Aus aſl. sěnožetъ = Heumahd, Wieſe. — Nach Flešič, a. a. O., S. 86 ſoll dieſer Name ausſagen, daß der Boden einſt nicht bebaut war.

[109]) Die Form Kalchsdorff erſcheint 1559 im Urbar der Herrſchaft Flödnig, evtl. ſchon 1300 in einer Münkendorfer Urkunde (Abſchr. Steierm. L. A., Nr. 1612, Sammlung Schumi) als „Chalch“. Erſteres ſ. bei W. Levec, Schloß und Herrſchaft Flödnig in Oberkrain, Mitt. d. Muſealvereins für Krain, 1896, S. 174.

Häufig liegen dieſe ziemlich farblos bezeichneten, noch heute meiſt unbedeutenden Orte (zu denen auch die kot = Winkelorte zählen) im verkehrsfernen Moränen- oder Tertiärhügellande, hart am Gebirgsrande und im Uebergangsgebiet von der Weiler- zur Einödflur.[110])

Da die anfängliche Beſiedlung den Flüſſen entlang vordrang und dieſe in den Schotterebenen zur Waſſerverſorgung aufſuchen mußte, ſo iſt auch eine Reihe von Orten nach Flüſſen benannt worden. Die Zahl der durch Flußnamen bezeichneten Orte[111]) iſt allerdings nur im Gebiete des ſchotterreichen ſüdlichen Jauntals bedeutend, wo dieſe Bezeichnungen mit 18.8% aller Namen an zweiter Stelle ſtehen. Im Gebiete der oberkrainiſchen Ebene und der ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen ſpielen dieſe Ortsnamen eine weit geringere Rolle. Meiſt geben die Flußnamen eine Ausſage über Stärke, Gefälle und Farbe der Waſſerläufe.

Der Ortsname Feiſtritz, ſl. Bistrica (von aſl. bystrica, nſl. bistrica = Wildbach, klar fließender Bach)[112]) erſcheint ſowohl in der Jauntalebene als auch am Südrande der Steiner Alpen, wo er als Wiſterſchitz (Bistričica) = kleine Feiſtritz)[113]) auftritt. Das verſchollene Möttnick bei Feuersberg (von motnica = Trübenwaſſer)[114]) zeigt trübes, dagegen Vellach, ſl. Bela (von belo = weiß),[115]) Weißwaſſer an.

Eine Siedlung an einem tiefen Bach wird durch Globasnitz bzw. auch Niderglobasnitz(!) (Globasnica von globoko = tief, alſo Tiefenbachtal)[116]) bezeichnet, und eine Bachſiedlung überhaupt heißt Potoče, Potok (von aſl. potokъ = Bach, Gießbach).[117]) Von einem Bächlein leitet ſich Rietz, der Hauptort des gleichnamigen Beckens her (rečica = Bächlein von reka = Flußlauf).[118])

---

[110]) Siehe auch Joſ. Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I, 1929, S. 139.

[111]) Abgeſehen von den Hochgebirgslandſchaften, in denen die Flußnamen 17—27% aller Ortsbezeichnungen bilden. — Ueber die ſtarke Verbreitung ſlow. Nebenfluß-, Gebirgsbach- u. Talbezeichnungen, ſ. v. Krones, a. a. O., 1889, S. 336.

[112]) Leſſiak, Ein Beitrag zur kärnt. Ortsnamenkunde, Car. I, 1906, S. 140; derſ., Die kärtn. Stationsnamen, Car. I, 1922 S. 49, 55; S. Pirchegger, Die ſlaw. Ortsnamen im Mürzgebiet, 1927, S. 28.

[113]) Siehe Anm. 112.

[114]) Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen, 1922, S. 85.

[115]) Vellachfluß. Vellach bei Höflein. — Scheinigg, Slow. Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892, S. 186. Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 16 und 37; Wutte, Deutſche Fluß- und Bergnamen in den Karawanken. Sieger-Feſtſchrift, S. 101.

[116]) 1143—64, 1265, Clobazniz. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 153. Leſſiak, a. a. O., 1906, S. 148. Mitt. S. Pirchegger, 1933.

[117]) Potoče bei Höflein, Potok im Tucheiner Tal. — Simon Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 2.

[118]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 16.

Die meiſten dieſer Fluß- und Bachſiedlungen haben die Endung -ica, da die Slowenen Nebenflüſſe oder Quellbäche durch Verkleinerungsſilben ausdrücken.

In den Ebenen,[118a]) aber auch im Moränenhügelland der unteren Vellach gewinnen die nach reinen Perſonennamen gebildeten Ortsbezeichnungen ſtarke Bedeutung.

Von den 33 Ortsnamen des Moränenhügellandes am Vellachaustritt ſind 18.1% aus Perſonennamen entſtanden wie Drabunaſchach, ſl. Drobunače (vom ſl. Perſ.N. Drobun),[119]) Maltſchach, ſl. Malče (vom Perſ.N. Malič),[120]) ſowie Pfannsdorf, ſl. Banja ves (von turkotat. bajan = reich, ſüdſl. bân = Herr, Banus).[121]) Tſcherberg, ſl. Črneče am Fuße des Kathreinkogels, kommt vom ſl. Perſ.N. Črnovič[122]) (von aſl. čьrnъ = ſchwarz). Bereits erwähnt wurden die zahlreichen, im Steiner Tertiärhügellande auftretenden Ortsnamen, welche nach Perſonennamen wie Klemenc, Kregar, Krivec, Žagar benannt ſind. Im unteren Tucheiner Tal geſellt ſich Markovo = Siedlung eines Marko hinzu.

Reine Siedlungsnamen ſind in dieſer Periode ſeltener, doch finden ſich im Hügelgebiet am Fuße der Karawanken Namen wie Sielach, ſl. Sele (von selo = Siedlung),[123]) im Tucheiner Tal zweimal Sela und einmal Selišče.

Es ergibt ſich ferner, daß die Slowenen beſonders im Tertiärhügelland von Stein und in der ſüdlichen Vorbergzone der Steiner Alpen, aber auch am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene eine ziemliche Rodungstätigkeit entfaltet haben müſſen. Sind doch von den ganz überwiegend ſlawiſchen Ortsnamen dieſes Gebietes 13—15% und im Tucheiner Tal ſogar über 20% Baum-, Wald- und Rodungsnamen.[124])

[118a]) Vgl. Jlešič, a. a. O. 1933, S. 84/85. Er meint, daß die Ableitungen von Perſonennamen auf alte Beſiedlung weiſen, während Schlüter und Meitzen der gegenteiligen Anſicht ſind.

[119]) Scheinigg, Slow. Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I, 1892, S. 154.

[120]) Scheinigg, ebda., S. 111. = Malič von der Wurzel malū.

[121]) Leſſiak, Die kärntn. Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 6.

[122]) Scheinigg, a. a. O., 1892, S. 113; S. Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 69.

[123]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 9 und 20. — Jlešič, a. a. O., 1933, S. 88 ſpricht die von „selo" abgeleiteten Namen meiſt ſehr jungen Gehöftgruppenſiedlungen oder unbedeutenden Siedlungen wie Selo in Ober- und Selišče in Untertuchein zu.

[124]) Im ſüdlichen Jauntal und in den Karawankenvorlagen ſind nur 3 Baum-, Wald- und Rodungsnamen gegen 12 in der nördlichen oberkrainiſchen Ebene und in den Vorlagen der Steiner Alpen (ohne Tucheiner Tal mit weiteren 11 ſolcher Namen). Brandrodungsnamen ſind nach aſl. paležъ (Palowitſch), pogoreti, požarъ und požega (Poženik), gewöhnliche Rodungsnamen nach lazъ (Laaſe-Tuchein), preseka und trebiti (Trebs-Sanntal) gebildet. — Siehe Dopſch, a. a. O., 1909, S. 115, nach Mik-

Noch beſſer als die Ortsnamen ſpiegeln beſonders die Riednamen[125]) die Gelände- und Kulturverhältniſſe wider.[126])

Das kulturlandſchaftliche Bild zu Beginn der deutſchen Grundherrſchaftskoloniſation um 955.

Das Land, das ſich den im 10. und 11. Jahrh. von N. und W. vordringenden deutſchen Kulturkräften darbot, war immer noch dünn bevölkert.[127])

Die ſchotterigen Ebenen trugen großenteils Wälder, zum Teil auch Sümpfe, das Hochgebirge war größtenteils urwalderfüllt, ſoweit es nicht der Felsregion angehörte.

Nur inſelhaft hob ſich das ſpärliche Kulturland[128]) an den Rändern der Ebenen und in den Hügelgebieten der Moränenlandſchaften und der tertiären Zonen heraus. Auch die unteren Plateaus am Gebirgsrande zeigten kleine Siedlungsflecken in Waldinſellage.

Die Bewohner waren zum allergrößten Teil abhängige Slowenen, untermiſcht wahrſcheinlich mit einigen Awaren und Kroaten.

Es iſt ganz gut möglich, daß ſich beſonders im altbeſiedelten Jauntale[129]) auch bis in dieſe Zeit noch Reſte von Romanen erhalten haben, vielleicht auch im Rietzer Becken und am Südrand des Steiner Tertiärhügelgebietes.

Iosich, Die ſlaw. Ortsnamen aus Appellativa. Denkſchr. d. Wien. Ak. d. W. 23, 208 ff; 12, 16, 21. Bereits Kämmel, a. a. O., 1879, S. 180, erwähnt, daß bei den Slowenen abgeſehen von Lagenamen (Berg-, Tal-, Flußnamen) Wald- und Baumnamen, ſowie Sumpfnamen überwogen. — Nach Ilešič, a. a. O., 1933, S. 85/86 treten Wald- und Pflanzennamen meiſt in älteren Beſiedlungsphaſen, am häufigſten bei Weilern im Bergland auf. Rodungsnamen ſind wohl jünger.

[125]) Nach den Grundparzellenprotokollen des Franziszeiſchen Kataſters.

[126]) Genannt ſeien hier nur einige, z. B. „Tratta“ = Tratte, Wieſe (Altendorf), „Vinski Verch“ = Weinberg (Theinitz), „na Klanzi“ = auf der Wegſteile, Hügel (Oberloibach, Abtei), „Huda Dollina“ = ſchlechtes Tal, (Sonnegg), „na Dollina“ = auf, über dem Tal (Ulrichsberg), „Gora“ = Berg (Sonnegg, Goritſchach), „u Reber“, „na Reber“ = im bzw. am, über dem Abhang, Leiten (Münkendorf, Tſcherna, Ulrichsberg, Goditſch), „Hrib“ = Hügel (Goditſch, Koſchiſche, Theinitz uſw.), „na Potoki“ = am Bach (Ulrichsberg), „u Sunzach“ = in der Sonne, Sonnſeiten (Tſcherna), „Per poseg“ = beim Brand, Gſchwend (Ulrichsberg) uſw.

[127]) O. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 238; H. Pirchegger, a. a. O., 1920, I, S. 402; A. Mell, a. a. O., 1929, S. 69; M. Wutte, Deutſche und Slowenen in Kärnten, Car. I, 1919, S. 2. E. Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung im . . . deutſch-ſloweniſchen Grenzraum, in „Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze“, a. a. O., 1934, S. 34.

[128]) Ueber die ähnlichen Verhältniſſe Oberſteiermarks vgl. H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 402.

[129]) Vgl. E. Klebel, Geſch. d. Pfarren und Kirchen Kärntens, Car. I, 1926, S. 40.

Die Deutſchen betreten ſomit keineswegs überall völliges Neuland, ſie übernehmen eine, wenn auch noch im Anfangsſtadium ſtehen gebliebene Kulturlandſchaft.[130])

Bereits die Alpenſlawen hatten ja auf einigen keltorömiſchen Reſten aufgebaut, aber ſie ergriffen doch von einem ziemlich erheblich verödeten, großenteils von ihnen ſelbſt zerſtörten Lande Beſitz.[131])

Die Deutſchen hingegen haben immerhin den Vorteil, ein trotz der ſpäteren Ungarneinfälle[132]) ſicher bedeutend unverſehrteres und auch ausgedehnteres Kulturland vorzufinden.[133])

Dies gilt vor allem für das alte Karantanien, das ähnlich wie früher Norikum von den Römern, vor den Magyareneinfällen von Franken und Baiern friedlich durchdrungen wurde.[134])

In der altkrainiſchen Landſchaft war infolge ihrer Verkehrslage zwar der Schauplatz der karolingiſchen Awarenfeldzüge und ſpäter der magyariſchen Einfälle, aber auch hier dürften die Zerſtörungen nicht überall gleich groß geweſen ſein.

Gerade in den hier behandelten Gebieten dürften die Gebirgsnähe und relative Abgelegenheit ſehr bedeutende Schutzfaktoren dargeſtellt haben. Die große Mehrzahl der alpenſlawiſchen Siedlungen wird hier erhalten geblieben ſein.

Die Summe der ererbten Formen, die die Deutſchen übernehmen, iſt alſo beträchtlich größer als diejenige, welche die Römer den Alpenſlawen hinterließen.[135])

Die Potenzierung der Kulturwirkungen ſchreitet ſomit fort.

---

[130]) Vgl. O. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 191; H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 95.

[131]) Ueber die gründliche Vernichtungsarbeit der Alpenſlawen in Kärnten, ſ. E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 34.

[132]) Siehe die von E. Klebel, a. a. O., 1926, S. 48, erwähnte Vernichtung Laibachs.

[133]) Das vor den Magyarenzügen vorgefundene Kulturland in Karantanien war ganz unzerſtört (Pirchegger, I, S. 95). Die Ungarneinfälle berührten Kärnten nur wenig. Aber an der damaligen Kulturlandſchaft haben in den Gebieten ſüdlich der Drau deutſche Kulturkräfte noch gar nicht oder ganz ſchwach und vereinzelt angeſetzt. — Ueber die Wirkungen der Ungarneinfälle vgl. Kämmel, a. a. O., 1909, S. 4; H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 111. — Mell, Grundriß der Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte . . . ., 1929, S. 70, erklärt, daß man nicht wiſſe, wie weit die vernichtenden Einflüſſe der Ungarnkriege ſich erſtreckten; ſ. ferner E. Kriechbaum, a. a. O., 1934, S. 26.

[134]) H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 95.

[135]) Möglicherweiſe haben die Deutſchen auch einige Dinge von den Römern direkt übernommen, wie z. B. wohl einzelne keltorömiſche Siedlungen (wahrſcheinlich vor allem Bergſiedlungen), vielleicht auch Teile von Straßen und den Weinbau des Jauntales.

Zu den übernommenen Formen gehören vor allem die alpenſlawiſchen Weilerſiedlungen im Hügelland und am Rand der Schotterflächen, weniger die Gehöftgruppen- und Einödſiedlungen auf den vorgelagerten Plateaus und auf den Hängen am Hochgebirgsſaum, aber auch wohl einige Gebräuche bzw. Gegenſtände des Ackerbaues und der Viehzucht (Blondvieh),[136]) der Gehöftanordnung[137]) (Haufenhof) und möglicherweiſe auch des Hausbaues.[138])

Die Umgeſtaltung der Landſchaft durch die deutſche Grundherrſchaftskoloniſation.

So wie am Ende des 10. Jahrhunderts und teilweiſe ſchon früher die Koloniſierung im Jauntale und im Pettauer Feld einſetzte, wurden wohl auch die Ebenen Altkrains von der grundherrſchaftlichen Beſiedlung erfaßt.

Vom alten Mittelpunkte Cilli ſchritt die Beſetzung des Landes sannaufwärts und von der Markgrafenſtadt Krainburg (Knotenpunkt der Loibl- und Seeberg-Paßwege uſw.) ging die Erſchließung gegen die Gebirgsränder hin.

Es iſt jedoch zu vermuten, daß die weiten Schotterebenen um Krainburg und Stein ſpäter als das Jauntal, wohl hauptſächlich im 11. Jahrhundert erſchloſſen wurden.

Im Verlaufe des 12. Jahrhunderts (1. Hälfte) wird dieſer Vorgang abgeſchloſſen. Aehnliches gilt für die Becken des Sanngaues, z. B. das Rietzer Becken.

Die älteſte kirchliche Organiſation im Patriarchate Aquileja in ihrer Beziehung zur Siedlungsentwicklung.

Die vorliegenden urkundlichen Quellen geben uns nur ein recht lückenhaftes Bild von der erſten koloniſatoriſchen Erfaſſung der Randlandſchaften des Gebirges im karantaniſch-altkrainiſchen Grenzraum. Das gilt beſonders für die ſüdlichen Gebirgsränder.

---

136) Die bereits in vorrömiſcher Zeit beſtehende Rindviehzucht wurde auch von den Alpenſlawen betrieben, welche das helleinfarbige Slowenenrind, in Kärnten Blondvieh genannt, züchteten. Die Rinder wurden ſchon früh auch als Milchtiere gehalten. Darauf weiſen Käſezinſe im Jauntal um 995—1005 bei Erwähnung von ſlaw. Hufen. Acta Tirolensia I, S. 37; zit. v. A. Dopſch: Die ältere Sozial- und Wirtſchaftsverfaſſung der Alpenſlawen, Weimar 1909, S. 92. — H. Pirchegger: Geſch. d. Steiermark I, Gotha 1920, S. 84. — A. Gſtirner: Die Entſtehung d. ſteir. Rinderraſſen, Blätter f. Heimatkunde, Graz 1923, S. 7, 14.

137) M. Sidaritſch, a. a. O. 1925, S. 72; ſ. auch O. Kämmel, a. a. O. 1909, S. 27.

138) Die Hausformen werden ſpäter an anderer Stelle erörtert.

Eine teilweiſe Ergänzung der bisher gewonnenen Anſchauung bilden die Quellen kirchlicher Art, die uns die Pfarrgeſchichte und die Patrozinienforſchung liefern.

Ueberblicken wir die aquilejiſche Pfarrorganiſation und ihre Einfügung in die Landſchaft am Ende des 11./Anfang des 12. Jahrhunderts, ſo ergibt ſich folgendes Bild.

In den am Rande des Gebirges gelegenen Schotterflächen- und Moränenhügellandſchaften iſt die Pfarrorganiſation in der Hauptſache bereits fertig, am früheſten im Jauntale.[139]) Von letzterer Landſchaft aus dringt ſie bereits in die nördlichen Karawanken vor (Eiſenkappel), während von Süden her kein eigentlicher Einbruch ins Gebirge erkennbar iſt. Die Pfarrorte Zirklach, Stein und Rietz[140]) berühren kaum den Rand des Hochgebirges.

Die Mittelpunkte der Urpfarren knüpfen häufig an Orte mit vorgeſchichtlicher oder römiſcher Siedlung an, immer aber liegen ſie an Orten mit Verkehrsbedeutung oder Schutzlage.

Der älteſte Pfarrort des Jauntales, Eberndorf, hat zwar keinen nachweisbaren vorgeſchichtlichen oder römiſchen Vorgänger, befindet ſich aber an einer ſehr günſtigen Stelle.

Von Chrugelberg, auf dem das Stift ſteht, iſt die Jauntalebene, in in deren Mittelpunkt der Ort ungefähr liegt, gut zu überſehen. Die Siedlung Eberndorf ſelbſt liegt im Zuge des glazialen Gösſelsdorfer Seetales, dem Teilſtück eines alten Vellachlaufes, welcher über Kühnsdorf gegen die Drau verläuft. Dieſe Talung leitet den Nord-Süd-Verkehr von Völkermarkt durch das Vellachtal und über den Seeberg nach Krainburg, dem Sitze einer der älteſten krainiſchen Pfarren.

---

[139]) Die Pfarrorganiſation des aquilejiſchen Kärnten iſt bereits 1106 von Roſegg drauabwärts vollendet geweſen, umfaßte alſo das ganze Roſen- und Jauntal. Die Pfarren Roſegg, St. Kanzian, Eberndorf, St. Michael und Windiſchgraz in Unterſteier werden damals erwähnt.

[140]) O. Kämmel, a. a. O., 1909, S. 13, war der Anſicht, daß der Sanntalgau im 11. Jahrhundert noch keine einzige Pfarre hatte. — Bereits M. Felicetti von Liebenfels (Steiermark im Zeitraum vom 8.—12. Jh. II, Beiträge zur Kunde ſteierm. Geſch.Quellen, 10. Jg., 1873, S. 114/15) hielt Oberburg und Fraßlau für einige der älteſten Pfarren des Sanngaus, doch könne man über das Beſtehen dieſer und anderer Pfarren im 11. Jahrhundert keinen Nachweis erbringen. Die Patrozinien dieſer und beſonders auch der Rietzer Kirche ſprechen jedoch für ein recht hohes Alter der Pfarren. — Flešič, a. a. O. 1933, S. 82/83 weiſt darauf hin, daß die Sitze der alten oſtoberkrainiſchen Pfarren vor 1269, nämlich Zirklach, Michelſtetten, St. Peter in Komenda, Stein und St. Georgen mit Ausnahme von Moräutſch alle in der Ebene liegen. Seinen daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen kann man aber nicht völlig zuſtimmen.

Eberndorf vereinigt alſo die Verkehrs- mit der Schutzlage auf einem Hügel und befindet ſich überdies am Rande der Schotterflächenlandſchaft gegen die Moränen- und Wannenlandſchaft von Klopein. Gleich anſchließend im Norden beginnt ein Moränenwall gegen die Drau hinzuziehen.

Das am Fuße einer auf Phyllit ſitzenden Kalkklippe, des Kathreinkogels gelegene St. Michael hat infolge ſeiner Schutzlage bereits zur Hallſtattzeit zur Anlage von Wohnplätzen gedient.

Die Neigung zum Anknüpfen an römiſche und vorgeſchichtliche Siedlungsſtätten zeigt ſich auch bei den Urpfarrenorten im Süden der „Krainberge".

Beſonders trifft das auf die ſehr alte Kanzianipfarre Krainburg, die früheſte Markgrafenpfalz Urkrains, zu. Infolge ſeiner ausgezeichneten Verkehrs- und Schutzlage war der hoch über der Kanker und Sawe gelegene Ort, von dem mehrere Straßen über den Karawankenkamm und ins Sawequellgebiet ausſtrahlen, bereits zur Hallſtattzeit beſiedelt. Seit der keltorömiſchen Zeit iſt dieſer Ort dann über die Langobardenherrſchaft hinweg dauernd bewohnt geweſen.

Eine derartige Siedlungskonſtanz haben die beiden übrigen krainiſchen Urpfarrenmittelpunkte, Zirklach und Stein, freilich nicht aufzuweiſen.

Zirklachs Lage iſt gar nicht beſonders hervorſtechend. Der Ort erſtreckt ſich längs der mäandrierenden Reka in der Ebene, dort, wo dieſe tiefer in das Gebirge einbuchtet. Vom Gebirgsrand mit ſeinen Schuttkegeln und Terraſſen bleibt die Siedlung ziemlich weit entfernt.

Auf Steins große Eignung zur Wohnanlage infolge ſeiner Verkehrs- und Schutzlage an und über dem Feiſtritzdurchbruch iſt bereits öfters hingewieſen worden. Die nahe Umgebung von Stein hat vorgeſchichtliche (Steinbüchel, Komenda, Palowitſch) und ſogar römiſche (Theinitz) Funde und Siedlungen aufzuweiſen.

Im Urpfarrengebiet der oberen Sann wird das Flußaufwärts-Dringen der Kirchenorganiſation und damit auch der Koloniſation beſonders deutlich.

Am meiſten abwärts, dort, wo ſich das breite Sannbecken mehr und mehr verengt, liegt der ganz alte Marienpfarrort Fraßlau.

Daß an dieſer günſtigen, etwas über dem Tal gelegenen Stelle ein Römerfund gemacht wurde, nimmt nicht Wunder.

Schon bedeutend weiter aufwärts, am Nordrande des innerſten Sanngaubeckens, liegt der Mittelpunkt der Kanzianipfarre Rietz, der eigentlichen Urpfarre[141]) dieſes Beckens und wohl urſprünglich des ganzen Sannquellgebietes.

---

[141]) Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja, a. a. O., Marburg 1910, S. 30, neigt zwar zu der Vermutung, daß in Rietz die erſte Miſſionsſtation war, jedoch meint er, daß die erſte Pfarre nicht dort gegründet wurde, ſondern in Oberburg, wo der Grundherr (aber erſt ſpäter!) wohnte.

Auch bei Rietz hat eine römiſche Siedlung beſtanden.

Oberburg endlich, das ein jüngeres Patrozinium[142]) hat als Rietz, iſt noch weiter bergwärts und aufwärts gerückt als jener Ort und liegt noch dazu in einem Seitental. Römerfunde fehlen hier. Als ſpätere Urpfarre des Urſprungsgebiets der Sann dürfte es Nachfolgerin von Rietz ſein. —

Die alten Hauptpfarrorte Eberndorf, Stein in Krain und Oberburg entwickeln ſich ſpäter zu Zentren von Erzdiakonaten.[143])

So wie die Urpfarrenmittelpunkte ſich häufig auf den Reſten von alten, ja uralten Anſiedlungen aufbauen, gehören die Urpfarrenräume mit zu den erſten Zellen, aus denen ſich mittlere und kleinere anthropogeographiſche Einheiten entwickeln.

Die Einpaſſung der Urpfarrenräume in die Landſchaft tritt naturgemäß in der Ebene weniger hervor, als im Gebirge.

Immerhin erfüllen die Eberndorfer und St. Michaeler Pfarren einen im N. und S. ziemlich gut begrenzten Raum zwiſchen der Drau und dem Südzuge der Karawanken.

Innerhalb des Gebirges aber nehmen die alten Pfarren meiſt Gebiete verkehrs- und ſiedlungsgeographiſcher Einheiten ein, indem ſie eine oder mehrere Talſchaften[144]) umfaſſen.

So iſt Eberndorf die Mutterpfarre des ganzen Vellachgebietes bis zur Quelle und greift noch über die Waſſerſcheide ins oberſte Talgebiet der Kanker. Im S., SO. und W. ſcheiden die Felsmauern der Steiner Alpen und Karawanken von den benachbarten krainiſchen und ſauniſchen Urpfarren, und im Kankertal bildet eine Enge die Grenze. Aehnlich ſtellt St. Michael die Urpfarre des oberen Mießtals dar, im S. gleichfalls vom Karawankenkamme begrenzt.

Von S. her dringt die Steiner Mutterpfarre ins Hochgebirge vor. Sie um faßt einerſeits den Oberlauf der Steiner Feiſtritz, andererſeits die Talſchaften der Tſcherna und des Tucheiner Tals im nördlichſten Teile des Saweberglands.

Die Rietz-Oberburger Urpfarre endlich ſtellt wohl das beſte Beiſpiel einer Talſchaftspfarre dar. Im N., W. und S. wird ſie von Gebirgskämmen, welche bald der Wald-, bald der Alm- und noch häufiger der Felsregion angehören, ſowie von verkarſteten Kalkplateaus begrenzt. Nur im

---

142) A. Stegenšek, a. a. O, Marburg 1910, S. 29/30.

143) Gruden, Zgodovina slovenskega naroda I, Klagenfurt, 1912, S. 136 ff.; E. Klebel, a. a. O., 1926, S. 4; Stiasny, Kamnik, S. 71, 83 ff.; H. Pirchegger, a. a. O., 1920, S. 317.

144) Ueber den Begriff der Talſchaft als kleine anthropogeographiſche Einheit, ſ. Robert Sieger, Landgerichte und Talſchaften in der Ober- und Mittelſteiermark, Ztſchr. d. hiſt. Ver. f. Steiermark, 1917, S. 115/16.

O. iſt die Grenze ſtärker gegen das unterſteiriſche tertiäre Hügelland geöffnet. Aber im Sanntal ſelbſt liegt die Grenze bezeichnenderweiſe dort, wo der Fluß in einer Enge die Dolomite des Dobrolls durchbricht[145]), ehe er in das ſich immer mehr öffnende Sannbecken (bei Fraßlau) eintritt.

Auch in der Ebene laſſen ſich mitunter die Grenzen der Urpfarren noch heute erkennen.

So wird die Grenze zwiſchen der Eberndorfer und St. Michaeler Urpfarre innerhalb der Jauntalebene von einem mächtigen Waldgürtel gebildet, welcher von der Drau öſtlich von Pirk faſt ohne Unterbrechung bis zum Nordrande der Karawanken bei Jaunſtein verläuft. Aehnlicherweiſe wird die Zirklacher Urpfarre durch große Waldſtücke von St. Georgen und Woditz getrennt.

Wahrſcheinlich ſind demnach die älteſten Pfarren mit die hauptſächlichſten Ausgangspunkte der Rodungstätigkeit geweſen.[146])

Die Siedlungsmethoden der anfänglichen deutſchen Grundherrſchaftskoloniſation nach den Orts- und Familiennamen.

Wie bereits erwähnt, haben die Alpenſlawen das Land im Ganzen nur recht dünn bevölkert. Dazu nahm die Siedlungsdichte von Süden nach Norden ziemlich erheblich ab.

Die ausgedehnten glazialen Teraſſengebiete an Drau und Sawe wurden wegen der oft ſchwierigen Bodenverhältniſſe und der Waſſerarmut der manchmal groben Schotter doch in größerem Maße gemieden.

Sidaritſch[147]) führt für die ſpätere Beſiedlung der Ebenenlandſchaften noch einen weiteren Grund an. Die dünngeſäten früheren Siedlungen dieſer Gebiete ſollen wegen ihrer offenen, ſchutzloſen Lage beſonders oft zerſtört worden ſein.

So blieb den im 10., 11. und 12. Jahrhundert nachfolgenden deutſchen Grundherrſchaften noch ein beträchtliches Feld der Tätigkeit.

---

[145]) Die Grenze des Landgerichts Oberburg deckt ſich an dieſer Stelle nicht mit der Urpfarrgrenze. Aber auch die Landgerichtsgrenze liegt an einer Enge, nämlich am Eintritt ins Rietzer Becken beim Schloſſe Altenburg.

[146]) Erſt nach Abfaſſung dieſes Abſchnittes erhielt dieſe Anſicht eine Beſtätigung durch E. Klebel. Er ſchreibt a. a. O., 1934, S. 74, daß die kirchlichen Organiſationen den beſten Aufſchluß über Zeiten und Stufen der Rodung geben, z. B. wenn nacheinander von einer ſehr alten Pfarre andere abgetrennt werden oder wenn Kirchen entſtehen, die verſelbſtändigt werden. Die kirchl. Organiſation hinkt zwar der Siedlung um ein Beträchtliches nach, iſt dafür aber eindeutiger beſtimmt, als andere Angaben.

[147]) Sidaritſch, a. a. O., Graz 1925, S. 77.

Große Gebiete konnten ſie völlig neu erſchließen. In bereits dichter beſiedelten Gegenden ſchoben ſie ihre Dörfer zwiſchen die Siedlungen der Slowenen,[148]) oder ſie ſetzten ihre Leute in bereits beſtehende Orte neben die alten Bewohner.

Der letztgenannte Vorgang wird durch die Tatſache erläutert, daß in Orten unzweifelhaft ſlawiſcher Entſtehung (Glantſchach, Feiſtritz, Penk, Blasnitzen) bereits im 16. Jahrhundert ſehr beträchtliche Anteile deutſcher Bewohnernamen erſcheinen.

Von der Errichtung rein deutſcher Dörfer kann man wohl weder im ſüdlichen Jauntale noch in der nördlichen Krainburg-Steiner-Ebene ſprechen.

Die Grundherren ſiedelten mit Deutſchen und Slowenen zugleich, der Anteil beider Völker ſchwankte oft erheblich.

Aber der Grundzug der neuen Siedlungsanlage war unzweifelhaft deutſch.

In der Schotterflächenlandſchaft des am weiteſten nördlich gelegenen Jauntals war der deutſche Einfluß am kräftigſten.

Dies zeigt ſich vielleicht weniger bei den Orts-, als bei den Hof- und Perſonennamen.

Betrachtet man das mittlere und ſüdliche Jauntal etwa bis zur Linie Eberndorf—Gablern—Mittlern—Moos—Schilterndorf im N., ſo ſtehen 43,4% deutſchen 40% ſloweniſche Ortsnamen gegenüber (von 23 Orten).

Dabei fällt noch eine ganze Reihe weiter nördlich gelegener deutſcher Ortsbezeichnungen wie Buchbrunn, Buchalm, Kühnsdorf, Pirk, am Draurain uſw. außerhalb der Betrachtung.

Bei den Hof- und Perſonennamen wurde nur das engere Arbeitsgebiet in den fünf Kataſtralgemeinden St. Michael, Feiſtritz, Penk, Nieder- und Oberloibach herangezogen.

Im 16. Jahrhundert finden wir hier 40% deutſche[149]) und 44,6% ſloweniſche Namen.

---

148) Vgl. Kämmel, a. a. O. 1879, S. 238, 42; häufig ſollen auch neue Rodungen im Anſchl. an ſchon beſtehende Slawendörfer erfolgt ſein. Siehe auch v. Krones, a. a. O. 1889, S. 446.

149) Nach dem Bleiburger Urbar von 1570 und dem Sonnegger Urbar von 1535. — Die auftretenden Hof- und Familiennamen machen 63,7% der Hofnamenſumme von 1827 aus. Die deutſchen Anteilswerte von 1827 ſind beſonders im Jauntale, aber auch ſonſt von den mittelalterlichen wenig verſchieden, z. B. zählen wir 1827 in der ſüdlichen Jauntaler Schotterebene 37% deutſche Bewohnernamen. — Ueber den großen Anteil deutſcher Orts- und Bauernnamen im Jauntal ſ. auch M. Wutte, Aus Bleiburgs Geſchichte, Car. I, 1928. S. 81/82. Derſelbe in 700-Jahr-Feſt-

In der nördlichen oberkrainiſchen Ebene zwiſchen dem Kankergebiet und dem Steiner Tertiärhügelland iſt der Anteil deutſcher Siedler bedeutend geringer. Hier wirkt ſich ſchon die räumliche Trennung durch den Karawankenſaum aus.

Wieder geben hier die Ortsnamen allein kein richtiges Bild. Denn deutſche und ſloweniſche Ortsnamen machen je 48,3% aus (von 27 Orten). Der deutſche Anteil iſt alſo größer als im Jauntal!

Dagegen ſind im 15. Jahrhundert (in einem Teilgebiet) nur 18,5% der Bewohnernamen deutſcher Herkunft,[150]) während 67,5% ſloweniſchen Urſprungs ſind.

Das Mißverhältnis dieſer Zahlen wird dadurch aufgeklärt, daß die deutſchen Grundherren im oberkrainiſchen Gebiet zwar möglicherweiſe noch mehr Dörfer neu anlegten, als im altbeſiedelten Jauntale, jedoch im S. im allgemeinen viel weniger deutſche Bauern zur Verfügung hatten als im Norden.

Einige Gegenden Oberkrains wurden allerdings ſtark mit Deutſchen bevölkert. Das Verdienſt dieſer Koloniſation gebührt dem Bistum Freiſing, welches bei Biſchoflack deutſche Dörfer gründete. Nach einem Urbar von 1160 hatte die Herrſchaft Freiſing im Biſchoflack 108 deutſche und 153 Slawenhuben.[151]) Dieſe Gegend hieß ſogar das „bayriſche Amt" (Officium Bawarorum).[152]) Noch1500 ſind in Feichting 30 von 48 Hofnamen deutſche, in Safnitz 22 von 35 und in Dörfern ſogar 5 von 7 Hofnamen.[153])

Von den 27 Ortsnamen des ſchottererfüllten Rietzer Beckens ſind ungefähr 26% rein deutſcher Herkunft.

In den Moränenhügel- und Wannenlandſchaften, den Tertiärhügelländern und zum Teil auch auf den Teraſſen der Vorbergzonen fand man

---

ſchrift Bleiburg 1928, S. 2. — Ueber den Wert der Urbare des 15. u. 16. Jahrhunderts für die Feſtſtellung der Volkszugehörigkeit vgl. auch die Anm. Nr. 115 auf S. 480 im „Deutſchen Archiv" 1937. Abzulehnen iſt für unſer Gebiet die Anſicht E. Klebels, a. a. O. 1934, S. 77, daß ſchon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts infolge Durchdringens kirchlicher Perſonennamen die Möglichkeit aufhöre, aus den Namen auf die Nationalität zu ſchließen. In unſerem Gebiet treten relativ wenig kirchliche Perſonennamen auf, und wo doch, ſind letztere ausdrücklich bei der Berechnung der Nationalitätenanteile ausgeſchieden, bzw. als zweifelhaft angegeben worden.

[150]) Nach dem Urbar der Herrſchaft Michelſtetten von 1458. Die auftretenden Hof- und Familiennamen in Tupalitſch, Olſcheuk, Michelſtetten, Kerſtetten, Zirklach, Beiſcheid und Poženik machen 32,2% der Hofnamenſumme von 1827/1910 aus.

[151]) A. Luſchin v. Ebengreuth, Ueber Orts- und Perſonennamen in Krain, Laibach 1879, S. 11/12.

[152]) Gruden, Zgodovina slovenskega naroda I, S. 104. Über dieſes ſiehe auch E. Klebel, Die mittelalterliche deutſche Siedlung im ... deutſch-ſlow. Grenzraum, a. a. O., Berlin, 1934, S. 61.

[153]) Salbuch der Freiſinger Herrſchaft Biſchoflack von 1500. K. B. Allg. Reichsarchiv Freiſing Hochſtift Nr. 519. Hauptſtaatsarchiv München.

bereits eine relativ dichte ſlowenische Beſiedlung vor und konnte nur vereinzelte Orte zwiſchen die alten Weilerſiedlungen legen.

Daher ſind in dieſen Landſchaften die Anteile deutſcher Orts- und Bewohnernamen oft erheblich geringer als in den Schotterebenen.

In der ganzen glazialen Hügel- und Seenlandſchaft des unteren Vellachgebietes ſind nur 24,4% der 44 Ortsnamen deutſchen Urſprungs. Im 16. Jahrhundert ſind weſtlich und ſüdlich der Vellach 25% der Bewohnernamen (Herrſchaft Sonnegg und Eberndorf) deutſcher Herkunft,[154]) während dieſer Anteil öſtlich der Vellach im Jahre 1827 28,3% ausmacht.[155])

Aehnliche Werte treten in der tertiären Vorbergzone der Nordkarawanken auf.

Im 16. Jahrhundert gibt es hier 28,5% deutſche Hof- und Bewohnernamen.[156])

Beſonders bei den Hügellandſchaften zeigt ſich wieder die Erſcheinung, daß ſüdlich der Karawanken und Steiner Alpen die Beteiligung der Deutſchen an der Beſiedlung ziemlich ſchwach iſt.

Sind doch von den 53 Ortsnamen der ſüdlichen Vorbergzone der Steiner Alpen und des Tertiärhügellandes von Stein nur 13,3 % deutſcher Abſtammung. Auf den unteren Plateaus und in der ſüdlichen Vorbergzone der Steiner Alpen ſind im 16. Jahrhundert ſogar nur 7,1% deutſche Hof- und Bewohnernamen,[157]) während im Steiner Tertiärhügelgebiet zur ſelben Zeit 13% ſolcher Namen[158]) auftreten.

---

154) Nach Urbar Sonnegg von 1535, Eberndorfer Urkundenbuch (Genannte 1553). Die in Krejanzach, Enzelsdorf, Altenberg, Glantſchach, Goritſchach und Dullach auftretenden Hof- und Familiennamen machen 37,3% der Hofnamenſumme von 1827 aus. — Im Gebiet der Herrſchaft Stein im Jauntal, welche größtenteils die Seenlandſchaft um Klopein und bis zur Vellachmündung umfaßte, waren jedoch 1580 ſogar 50% der Hofnamen deutſch! Siehe M. Wutte, Deutſch—Windiſch—Slowenisch, 1930, S. 11.

155) Nach dem Franziszeiſchen Kataſter.

156) Mindeſtwert; Mittelwert 34%. — Nach dem Urbar der Herrſchaft Sonnegg von 1535 und dem Urbar der Herrſchaft Bleiburg von 1524. Die auftretenden Bewohnernamen in Rechberg, Zauchen, Blasnitzen und Unterort (I) machen 76,9% der Hofnamenſumme von 1827 aus.

157) Nach dem Urbar Viktring, Amt Höflein von 1541 und Urbar des Amtes Neul von 1571. Die in Moiſesberg und Ambroſienberg (einſchließlich St. Leonhard) auftretenden Hofnamen machen 62,5% der Hofnamenſumme von 1827 aus.

158) Nach Urbar Amt Neul, Urbar Ambt Creytz von 1571, Stadt Steiner Urbar um 1604. — Die auftretenden Bewohnernamen in Theinitz, Sagoritz, Wiſterſchitz und Gozd machen 29,4% der Hofnamenſumme von 1827 aus. — 1827 betrugen ſowohl in der Plateauzone als im Tertiärhügelland die deutſchen Bewohnernamen nur 10,8%.

Nach dem Sawebergland hin ſcheint der deutſche Siedlungsanteil noch mehr abzunehmen.

Im unteren Tucheiner Tal einſchließlich deſſen Nordſeite ſind nur ca. 5,8% der 51 Ortsnamen deutſcher Abſtammung, während der Prozentſatz bei den Hofnamen ziemlich ſchwankt. Im 15. Jahrhundert ſind es 10,3%.[159]) (Im 16. Jahrhundert dagegen ſogar 33,3%).[160])

Die räumliche Anordnung der deutſchen Ortsnamen gewährt uns einen recht guten Ueberblick über die Art der deutſchen Beſiedlung.

Es beſtätigt ſich, daß die Deutſchen beſonders auch die weiten Schotterflächen[161] mit ihren oft ſeichtgründigen und waſſerarmen Böden erſchloſſen haben.

So dringen in der Eberndorfer Gegend die Orte Kühnsdorf, Buchalm, Gablern, Gösſelsdorf und Hart bei Loibegg von W. gegen das große zuſammenhängende Waldgebiet des Jauntales vor, während Mittlern von N. her eindringt.

Im S. dieſes Waldes (Dobrawa) liegen Traundorf, Moos, Schilterndorf, Aich uſw.

Auch am Rande des Petzenvorlandes waren noch große Gebiete frei. Hier finden wir Kleindorf, Wakendorf, Pirkdorf und Hof. Die dem Ackerbau günſtigen feinen Sedimente der letztgenannten Orte haben die Ortsanlage beſonders begünſtigt. Hof konnte ſogar an einen Römerfund anknüpfen.

Ganz ähnliche Verhältniſſe finden wir in der oberkrainiſchen Ebene zwiſchen Krainburg und Stein. Genau wie im Jauntal wird dort ein mächtiger Waldkomplex, der ſich zwiſchen der Sawe und dem Gebirgsrand erſtreckt, von verſchiedenen Seiten angegriffen.

Im N. dieſes Gebietes wurden wahrſcheinlich Mitterdorf, Oberfeld, Waſchze (= 1458 im Dörfflein) und Niederfeld[162]) angelegt, von S. und W. ſtießen Hülben und Winklern ſowie St. Georgen vor. Bei Hülben und St. Georgen treten Waldhufenfluren auf.[162a])

---

[159]) Nach dem Gültenbuch der Herrſchaften Scherfenberg, Stein, Krainburg, Adelsberg von 1400 bei Milkowicz, a. a. O. und dem Oberburger Urbar Amt von 1426. Die in Briše, Tučna, Hrib, Pureber, Markovo, Studenec, Sela und Trobelno auftretenden Hofnamen machen 48,3% der Hofnamenſumme von 1910 aus.

[160]) Nach Urbar Amt Neul und Oberſteiner Urbar von 1571. Die vorkommenden Bewohnernamen in Neul, Briše und Hrib machen 65,3% der Hofnamenſumme von 1910 aus.

[161]) Vgl. v. Krones, Die deutſche Beſiedlung der öſtlichen Alpenländer ..., Stuttgart 1889, S. 446.

[162]) Bei Niederfeld und Waſchze gewannartige Streifenfluren, gemiſcht mit Weilerfluren. Ilešič, a. a. O., S. 38 hält Waſchze für eine ſpäter entſtandene Siedlung.

[162a]) Ilešič, a. a. O., 1933, S. 41/42.

Häufig konnten auch die Ebenenſiedlungen der deutſchen Koloniſation an irgendwelche Stützpunkte im Gelände anknüpfen. So folgen Kühnsdorf und Gösſelsdorf dem Zuge des alten Gösſelsdorfer Seetals, Hof, Schilterndorf und Aich der am Rande des Kömmelmaſſivs einherfließenden Bleiburger Feiſtritz, Traundorf liegt am ſumpfigen Ende des Globasnitzgrabens, während Pirkdorf ſich an den Fuß des Ferrakogels, eines tertiären Ausläufers, und Moos an den Fuß des Libitſchberges lehnt. In der oberkrainiſchen Ebene wurde Ranndorf an der Kanker angelegt und ähnlich wahrſcheinlich auch Mitterdorf und Waſchze an Waſſerläufen.

Faſt überall nötigte der waſſerarme Boden der Schotterflächen zur Ortsanlage an größeren oder kleineren Waſſeradern.[163])

Ganz ähnliche Bodenbedingungen herrſchten im Rietzer Becken. Dort entſtand eine ziemliche Anzahl von Orten an Sann und Drieth, aber wegen der Hochwaſſergefahr meiſt etwas entfernt von den Flüſſen. Hier wären u. a. wohl zu nennen Weyngarten (Okonina), noch im Bereich des gleichnamigen Konglomerats, Viſchern (Gruschoule), St. Johann, Aerendorf (Arpolje) auf glazialen Terraſſen der Sannweitung, Totenueld (Oedenfeld) und St. Martin im allvialen Gebiet der unteren Drieth.

Auch am unmittelbaren Südrande der Steiner Alpen fanden die deutſchen Koloniſatoren noch Siedlungsmöglichkeiten.

Auf dem Gehängeſchutt am Südhange der Krainer Storſchitzgruppe entſtanden Povlje (am Paul), Katzendorf und Neudorf, teilweiſe auch Höflein. Die drei letzten Orte erhalten ihr Waſſer durch einen Nebenbach der Kanker.

Oeſtlich der Kanker wurden Michelſtetten (zum Teil), Trata, Adergaß und Kerſchſtetten geſchützt und ziemlich dicht nebeneinander auf dem terraſſierten Schuttkegel eines Bächleins errichtet.

Es zeigt ſich alſo, daß nicht nur die Slowenen, ſondern auch die deutſche Koloniſation die Gebirgsrandlagen gern aufſuchte, ſoweit ſie noch frei waren.

Auch die Hügelgebiete der Moränenlandſchaften und der Vorbergzonen blieben nicht unbeſetzt von deutſchen Siedlungen.

Man muß dabei berückſichtigen, daß die Siedlungsdichte ſelbſt dieſer, von den Slowenen beſonders gern beſiedelten Landſchaften doch nicht allzu groß war.

Beſonders wurden die Hügellandſchaften des Jauntals erfaßt.

Von dem urſprünglich aribboniſchen, ſpäter brixenſchen Stein aus wurden in der Wannenlandſchaft des Klopeiner- und Zlablatnig-Sees Orte wie Lanzendorf, Rückersdorf, Hart bei Rückersdorf zwiſchen die ſchütteren

---

163) J. Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I. 1928, S. 51; Car. I. 1929, S. 135, 138.

Slowenenſiedlungen eingeſchoben. Auch die nach bibliſchen Namen benannten Orte Grabelsdorf (= Gabrielis villa) und Oberſammelsdorf (= Salomonsdorf) dürften bei Beginn der deutſchen Koloniſation entſtanden ſein.[164])

Im unteren Vellachgebiet legte man Enzelsdorf zu Füßen des Obirs an, während das kleine Rain bei Sittersdorf nahe dem Austritt der Vellach in das Hügelland ſich aufbaute. Beide Orte liegen im Bereich glazialer Schotter.

Streuſiedlungen drangen auch in die tertiäre Hügelzone am Nordfuße der Karawanken. Hier folgte Altendorf dem Laufe des Suhabaches.

Im Vorhügelgebiet ſüdlich der Steiner Alpen kann von Siedlungen der deutſchen Koloniſationszeit kaum die Rede ſein.

Immerhin aber ſprechen die auf —berg endigenden Sankt-Namen wie Stefansberg, Ambroſienberg und Ulrichsberg für eine Beſiedlung nach der altſlawiſchen Zeit.[165]) Die Schutzlage und günſtige Expoſition dieſer hochgelegenen Ebenheiten haben wir bereits hervorgehoben. Etwas überraſchend erſcheint hier die Anlage ziemlich geſchloſſener Ortſchaften in dieſer Höhe (600—700 m).

Eine beſondere Stellung nehmen die Burgſiedlungen ein, welche meiſt im 12. Jahrhundert entſtanden.

Im Jauntal finden wir eine bedeutende Anzahl von Wehranlagen. Wohl die älteſte von ihnen, Stein, welches einen wichtigen Drauübergang beherrſcht, wurde bereits erwähnt.

Einige Burgen lehnen ſich an Inſelberge oder Moränenhügel, welche aus der Schotterebene emporwachſen. Die Burg Sonneg, wohl die Nachfolgerin des alten Jovnek (1267/68 castrum Jovnek, vgl. Juenna!),[166]) erhob ſich auf einem weit in die Ebene vorgeſchobenen Hügel im Würmmoränengebiet. Möglicherweiſe knüpfte die Burg auch an römiſche Reſte an, welche in den benachbarten Orten Pfannsdorf und Kriſtendorf gefunden wurden. Etwas weiter nordöſtlich wurde auf einem kleinen Hügel Loibegg (genannt um 1267/68)[167]) errichtet.

---

164) Desgleichen wohl die nach Heiligen bezeichneten Orte St. Veit u. St. Primus.

165) Flešič, a. a. O., S. 88 u. 89 hält dieſe wohl für älter, da er angibt, daß bei den älteren Siedlungen, die nach dem Patrozinium heißen, faſt ausſchließlich das nichtſloweniſche „šent“ gebraucht wird, wie z. B. Senturška gora, Stefanja gora. Er meint, daß bei Ulrichs- und Stefansberg der urſprüngl. Name durch den kirchl. verdrängt wurde.

166) M. C. IV, 2, S. 658 Nr. 14. — Bereits 1193 und 1194 werden ein Cholo frater Chunonis und ein Rodolfus de Iovnek genannt.

167) 1451 Lebigk, ſiehe Wutte, Kärntner Gerichtsbeſchreibungen, a. a. O., S. 148. 1460 Leweg, ſiehe Schroll, a. a. O., 1870, S. 73.

Am Nordfuße des phyllitiſchen Libitſchberges dürfte die Minnenburg (genannt 1195)[168]) wohl durch die Grafen von Heunburg, die Nachfolger der Aribonen angelegt worden ſein.

Demſelben Geſchlecht iſt wohl auch die Gründung zunächſt der Burg Bleiburg (1228 Pleiburch)[169]) zu verdanken, welche ſich auf einem Ausläufer des kriſtallinen Kömmelmaſſivs erhebt. Sie wurde in der Nähe bzw. über der alten Slawenſiedlung Liupicdorf (Loibach) errichtet,[170]) ein damals nicht ſeltener Fall.

Von dieſem Punkt aus können die Wege vom Lavanttal (St. Paul) und vom Völkermarkt zum Nordrande der Karawanken und ins Mießtal beherrſcht werden, während Loibegg und Sonnegg ziemlich unbedeutende Verbindungswege vom Oſtrande des Jauntals nach Eberndorf und ins Vellachtal (Eiſenkappel) überwachen.

Eine ganze Reihe von Burgen zieht ſich unmittelbar am Nordabfall der Karawanken hin.

Unter den Wänden des Obirmaſſivs wurde Wildenſtein (1147—54 Wildenberch)[171]) angelegt, welches eine Verbindung vom Vellachaustritt zum Eingang des Roſentales deckt.

Wohl die wichtigſte dieſer Burgen war Rechberg (1236 Rechperch),[172]) welches hoch über dem erſten Vellachdurchbruch gelegen, das ganze Tal und damit die Seebergſtraße nach Krainburg beherrſchte.

Ihr Gegenſtück fand dieſe Burg in den Sperranlagen am Austritt der Kanker in die oberkrainiſche Ebene.

Urſprünglich den Herren von Junek gehörend, kam Rechberg wegen ſeiner Bedeutung ſchon bald in die Hand der Kärntner Herzöge.[173])

Auch das unweit des alten Juenna in einem Tälchen zwiſchen der Vorbergzone des Sattnitzkonglomerats gelegene Feuersberg (1256 Vewers-

---

[168]) Nennung des Heunburger Miniſterialen Albero von Minnenburg im Jahre 1195. Siehe Jakſch—Wutte, Kärnten, in Erl. z. hiſt. Atlas d. öſterr. Alpenländer, Wien 1914, S. 136. Wutte, Aus Bleiburgs Geſchichte, car. I, 1928, S. 82.

[169]) MC, IV, 1, S. 168. — Wutte, ebenda; derſelbe in 700-Jahr-Feſtſchrift Bleiburg, S. 2.

[170]) Leſſiak, Die kärntniſchen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 69, meint, daß die Siedlung vor Gründung der Burg Liupicdorf hieß. Die Gründung der Burg verlegt er um die Zeit von 1000, wohl etwas verfrüht. Siehe auch Wutte, a. a. O., 1928, S. 81/82.

[171]) M. C. III, S. 519, vgl. v. Krones, 1889, S. 436.

[172]) M. C. IV, 1, S. 230, Nr. 26/27; Jakſch, Geſchichte Kärntens bis 1335, I, S. 381.

[173]) Jakſch, ebenda, Jakſch—Wutte, Kärnten, i. Erl. z. Hiſt. Atlas 1914, S. 174.

perch)[174]) findet man früh in herzoglichem Beſitz. Die Burg hat eine ausgeſprochene Schutzlage, aber kaum Verkehrsbedeutung.[175])

Während von den acht Burgſiedlungen des Jauntales einige auf oder an Inſelbergen angelegt wurden, weiſen die acht Burgen der nördlichen oberkrainiſchen Ebene ausnahmslos Gebirgsrandlage auf.

Eine beſondere Bedeutung hatte der Austritt der Kanker aus dem Gebirge. Ihn ſperrten ſpäter nicht weniger als drei Burganlagen, nämlich Schloß Höflein (1147—1154 Nuverhouen, Niwnhoven),[176]) Thurn unter Neuburg[177]) und das wohl auf eine ſloweniſche Siedlung zurückgehende Schloß Obergörtſchach.[178])

Wie wir noch ſehen werden, war die Seebergſtraße faſt im ganzen Mittelalter ein viel begangener Weg von Oberkrain nach Unterkärnten und bedurfte deshalb weitgehender Sicherung.

Am Fuße des Stefansberger Plateaugebietes dürften die Schlöſſer Frauenſtein bei Michelſtetten[179]) und wohl auch Stermol[180]) erſt im ſpäteren Mittelalter entſtanden ſein. Letzteres wird einen früheren ſloweniſchen Wohnplatz zum Vorläufer haben.

Das auf dem ſüdlichen Ausläufer des Steiner Tertiärhügellandes erbaute Schloß Kreuz[181]) überſah die Wege von Stein durch die Ebene nach Mannsburg und Krainburg.

Alle dieſe am Südrande[182]) der Steiner Alpen auf Schuttkegeln und Terraſſen errichteten Burganlagen treten zurück gegenüber der ſtrategi-

---

[174]) M.C. IV, 2, S. 490 bzw. M.C.IV,a Nr. 2627, Jakſch—Wutte, 1914, ebenda.

[175]) Der von hier eingeſehene Weg vom Globasnitzgraben über die Luſcha ins obere Mießgebiet dürfte damals keine beſondere Bedeutung gehabt haben.

[176]) Franz Schumi, Urkunden- und Regeſtenbuch des Herzogtums Krain, I, Laibach, 1882/83, S. 107—11; Aug. v. Jakſch, Mon.Hist.Duc.Car. III, S. 519 ff. I—VI.

[177]) thurn bey Newnburg auf der Gangker, 23. 1. 1408, Urkundenſammlg. des Krainiſchen Landes-Muſ., ferner 2. 8. 1417, 28. 9. 1455 ebda. (ſ. auch Sammlung Schumi); bereits 1156 als „Castrum apud Nûwenbûrch" erwähnt. ſ. Schumi, U. B. Krain I, S. 112. Mon.Duc.Car. III. S. 519 ff. X.

[178]) 1500 Görtſchach, Viktringer Urbar, Amt Höflein.

[179]) Nach Valvaſor, a. a. O., XI, S. 367, ſtarb 1473 der letzte Beſitzer des alten Bergſchloſſes in türk. Gefangenſchaft.'

[180]) Genannte Weriand und Hermann von Stermol, 1292, bzw. 1301. Michelſtettener Urkunde, Schumi; Archiv II, S. 253, ſ. auch Lavrenčič, a. a. O., 1890 I, S. 1—10; vgl. Flešič, a. a. O., S. 82 über die Konzentrierung alter Burgen auf dem Zirklacher Feld.

[181]) 1403, 21. Apr., Chrewcz, Urkundenſammlg. des krain. Landesmuſeums, jetzt Nationalmuſeum Laibach.

[182]) Die uralte Siedlung Mannsburg am Fuße der Uranſchitza taucht damals als Meingozpurch (1238) wieder auf. Siehe Schumi, U.B. Krain, II, S. 75.

ſchen Bedeutung von Stein (1202, 1207 castellum, castrum, Stain, Staine; 1147—54 Nennung des Bertholdus de Stain),[183]) auf welche ſchon öfters hingewieſen wurde.

Der leicht zu ſperrende Feiſtritzdurchbruch liegt zentral am Südrand des Gebirges und beherrſcht die beiden nördlichſten Klammern des altkrainiſchen Paßlandes, das Tſcherna-Tal mit dem Tſcherna-Sattel und das Tucheiner Tal mit dem Kozjakſattel. Daher iſt es verſtändlich, daß die Burgen Kleinfeſte und Oberſtein wohl mit zu den älteſten Krains gehören. Sie dürften im 12. Jahrhundert durch die Krainer Markgrafen aus dem Hauſe Weimar-Orlamünde erbaut worden ſein.[184])

Einige Burgen ſind wohl zur ſelben Zeit im oberen Sanngebiet entſtanden.

Das an einer römiſchen Fundſtelle aufgebaute Schloß Sannegg,[185]) dem das gleichnamige Geſchlecht entſtammte, ſchloß die Weitung des Sannbeckens im NW.

Drei Burgen bewachten das Rietzer Becken und ſeinen öſtlichen Eingang. Wurzeneck lag am ſüdweſtlichen Ausgang der Praßberger Weitung vor dem Sanndurchbruch und Altenburg (1248 Altenburch caſtrum),[186]) die älteſte und wichtigſte Wehranlage ſperrte den Eintritt ins Rietzer Becken von NO. her. Es lag auf der Südſeite des Sanndurchbruchs durch die Dolomite an der Mündung der Drieth in die Sann. Am wenigſten bedeutend dürfte das erſt ſpäter entſtandene Rudeneck[187]) am Berghange nordweſtlich von Rietz geweſen ſein.

---

[183]) 1202 ſiehe Schumi, U.B. Krain, II, S. 5, 1207. ſ. ebda., II, S. 10; 1147—1154 ſiehe ebendort I, S. 109. Ferner M.C. III, S. 519 ff., I, III, IV; v. Krones, a. a. O., 1889, S. 408.

[184]) Luſchin v. Ebengreuth, Ein Protocoll der Stadt Stein aus den Jahren 1502—03, Mitteilungen des Muſealvereins für Krain, 1905, S. 40; ſ. auch Ljudevit Stiasny, Kamnik. Zemljepisno-zgodovinski opis, Laibach 1894, II, 1. Zgodovina mesta v srednjem veku, S. 19 ff. — Über Lage und Entſtehung von Oberſtein ſiehe auch Anton Kaſpret, Die Burg Oberſtein, Sonderabdruck aus der Laibacher Zeitung 1899.

[185]) Die Burg Sannegg lag 1 Std. ſüdweſtlich vom Markt Fraßlau an der Oſtſeite des Dobrollplateaus mit Hauptausſicht nach Oſten. Die Freien von Sannegg bzw. Suneck erſcheinen zuerſt mit dem Namen de Soune im Jahre 1130 (bzw. 1129). Siehe Tangl, Die Freien von Suneck, Mitt. d. Hiſt. Ver. f. Steiermark, 1861, S. 89 ff. Gruden, a. a. O., I, 1912, S. 122; H. Pirchegger, a. a. O., I, 1920, S. 347.

[186]) Orožen, Das Bisthum und die Diözeſe Lavant II, 1, Das Benediktiner-Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 31. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, Wien, 1893, S. 8; Zahn, Urkunden-Buch des Herzogthums Steiermark, III, Graz, 1903, S. 77; Stegenšek, a. a. O., 1910, S. 15.

[187]) 1325 Rudenſtein, ſpäter Rudeneck, ſ. Orožen, 1876, S. 102, 103.

Das vom Nordhang der Menina herabſchauende Oberburg (1140 Obbrembruch)[188]) ſicherte den Weg vom Rietzer Becken durchs Driethal und über den Tſchernaſattel in die oberkrainiſche Ebene bei Stein. Seiner Entſtehung nach iſt es wohl jünger[189]) als Altenburg.

Für eine ganze Anzahl von Stadt-, Markt- und auch Dorfſiedlungen bildeten die Burgen die Siedlungskerne.

Dies dürfte einmal wohl bei Stein im Jauntale der Fall geweſen ſein.

Unter dem Schutze der gleichnamigen Burgen entwickelten ſich die Dörfer[190]) Wildenſtein und Rechberg (dieſes zeitweiſe als Markt bezeichnet), und auch bei Loibegg entſtand eine kleine Siedlung.

Höflein bildete ſich um den gleichbenannten Herrenhof herum und ähnlich vielleicht auch Hof im Jauntale.

Für die Märkte und ſpäteren Städte Bleiburg und Stein in Krain ſtellten einerſeits die Bleiburger Burg und andererſeits die Kleinfeſte,[191]) weniger Oberſtein (= Altſtein) die Entwicklungszellen dar. Aehnliches gilt zum Teil für den ſpäteren Markt Oberburg.[192])

Die bedeutendſten Burgen wurden in ſpäterer Zeit Mittelpunkte der Landgerichte.

Im Jauntal entwickelten ſich ſo nicht weniger als 5 Landgerichte, nämlich Stein, Rechberg, Sonnegg, Feuersberg und Bleiburg. Die 4 erſtgenannten bildeten anfangs das herzogliche Landgericht im Jauntale,[193]) deſſen Sitz in Sonnegg und zeitweiſe in Rechberg war.

In Altkrain entſtand ſpäter das rieſige Landgericht Kreuz und Oberſtein mit Oberſtein als Zentrum, ſowie das Landgericht Oberburg mit dem Mittelpunkt im gleichnamigen Ort.

So ſehen wir außer den Urpfarrenorten (und meiſt ſpäter als ſie) auch Burgen als Ausgangspunkte anthropogeographiſcher Raumbildung entſtehen.

---

[188]) Orožen, a. a. O., 1876, S. 3—7; Zahn, U. B. Steiermark, I, Graz, 1875, S. 188—90; derſelbe, Ortsnamenbuch der Steierm. Wien 1893, S. 363; Stegenšek, a. a. O., 1905, S. 122, 1910, S. 28.

[189]) Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja, a. a. O., 1910, S. 28.

[190]) Nach Sidaritſch, Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens im ehemaligen Herzogtum Steiermark, Graz 1925, S. 57, lehnen ſich bäuerliche Siedlungen im Gegenſatz zu Marktorten ſehr ſelten an befeſtigte Plätze an.

[191]) Luſchin, Ein Protocoll der Stadt Stein, a. a. O., 1905, S. 40—41; vgl. Gruden, a. a. O., I, 1912, S. 181.

[192]) Das Kloſter Oberburg entwickelte ſich im Schutze der gleichnamigen Burg. Der ſpätere Markt entſtand unregelmäßig um das Kloſter herum.

[193]) Jakſch-Wutte, Kärnten, in Erl. z. hiſt. Atlas d. öſterr. Alpenländer, Wien 1914, S. 174.

Landgerichts- ſowie Urpfarrenmittelpunkte und -räume zeigen manchmal weitgehende Uebereinſtimmung, aber ſie decken ſich ſelten vollkommen.

Das Zuſammenfallen der Mittelpunkte alter oder Urpfarren und ſpäterer Landgerichte findet man nur bei Stein im Jauntal (alte Tochterpfarre von St. Kanzian), Stein i. Kr. und Oberburg. —

Einige vorwiegende Flurtypen der deutſchen Grundherrſchaftskoloniſation und ihr Verhältnis zu den Ortsnamenendungen.

Die deutſche Grundherrſchaftskoloniſation umfaßte einen langen Zeitraum und ging keineswegs überall gleichmäßig vor.

Den Bedingungen der Naturlandſchaft mußte auch ſie Rechnung tragen. Die vorherrſchende Waſſerarmut der großen Schotterebenen zwang wegen der Wichtigkeit der Waſſerverſorgung zur Siedlungszuſammenballung und damit zur Errichtung größerer geſchloſſener Ortſchaften.[194])

Daher wurden in dieſen weiträumigen Gebieten öfter von den Grundherren planmäßig geſchloſſene Dörfer gegründet. Hinderten doch hier keine Geländeformen, wie Wannen, Kuppen oder ſchroffe Hänge die Regelmäßigkeit der Anlage.

Letztere kommt zum Ausdruck in den geregelten Flurformen, nämlich der Gewannflur[195]) und der gewannähnlichen Streifenflur bzw. der Streifenweilerflur.

An anderer Stelle führten wir bereits an, daß Ilešič[196]) die Dörfer mit Gewannflur auf den trockenen Geröll- und Geſchiebeflächen an der Zirklacher Reka und Steiner Feiſtritz als gleich alt mit den Weilerorten im Hügelland anſieht. Jedoch iſt P. Blaznik,[197]) ein anderer ſloweniſcher Forſcher, der Anſicht, daß die Gewannfluren in Oberkrain auf einen jüngeren Koloniſationsurſprung hinweiſen. Auch im Donaugebiet ſtreben die ſpäteren Siedlungsformen von den unplanmäßigen Haufendorfformen zu immer planvolleren Typen hin. Um 1100 ſind dort die Siedlungstypen der Koloniſation geſchaffen und erfüllen von da an einen jüngeren Siedelteil.[198])

In unſeren Randlandſchaften erhellt die Planmäßigkeit der Anlage weniger aus den Siedlungstypen, denn echte Straßen- bzw. Längsdörfer ſind nicht überall gleich häufig.

---

[194]) J. Schmid: Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I 1929, S. 35, 143.

[195]) Ueber Gewannfluren ſ. auch außer Sidaritſch, a. a. O. 1925, Bemerkungen von Kämmel, a. a. O. 1909, S. 28 (z. T. veraltet).

[196]) Ilešič, a. a. O. 1933, S. 78—80, 89.

[197]) P. Blaznik, a. a. O. 1928, S. 58.

[198]) A. Klaar, S. O. F. 1937, S. 159, 165, 166.

In Kärnten gibt es keine ausgesprochenen Gewanne größeren Umfangs[199]) und somit erscheinen auch im südlichen Jauntale kaum wirklich echte Gewannfluren.

Solche wurden dagegen im Rietzer Becken sannaufwärts bis Frattmannsdorf angelegt[200]) und fehlen auch in der oberkrainischen Ebene nicht.

Wohl viel weiter verbreitet als echte Gewanne sind in unseren Ebenenlandschaften andere planmäßig angelegte Fluren wie die gewannähnliche Streifenflur bzw. die Streifenweilerflur.[201])

Für die Anlage aller dieser regelmäßigen Fluren war besonders die Bodengüte maßggebend, welche z. B. im Jauntale sehr schnell wechselt.[202]) Die groben Schotter eignen sich recht wenig für den Ackerbau, besonders dagegen die feinen Sedimente.

Letztere Bodenflächen wurden schon sehr früh streifenförmig an die Besitzer verteilt.

Solche Streifenfluren entstanden besonders im Bleiburger Gebiet in den Katastralgemeinden Aich, Penk und Feistritz,[203]) aber auch ziemlich häufig in den Gemeinden Wakendorf, Globasnitz, Altendorf, Goritschach, Glantschach, Enzelsdorf und Gallizien[204]) (untere Vellach) usw.

Besonders verbreitet sind gewannähnliche Streifenfluren in der oberkrainischen Ebene beiderseits des Kankeraustritts in die Schotterfläche und unter der Ulrichsberger Plateauzone (Katastralgemeinden Ranndorf, Olscheuk, Michelstetten, Kerstetten, Grad, Beischeid).[205]) Auch in der Weitung von Streine finden sie sich. —

In den Ebenen, besonders im Jauntale, scheint es teilweise auch zur Umlegung ursprünglicher Weilerfluren gekommen zu sein. Darauf deuten öfters auftretende Mischflurtypen.

Regelmäßige Anlage der Siedlungen ist im südlichen Jauntale sehr häufig.

Dort sind 11 von 15 Streifenflurorten Längs- bzw. Durchgangsdörfer (=73,5%), während in der nördlichen oberkrainischen Ebene nur

---

199) J. Schmid, a. a. O., Car. I, 1928, S. 53.

200) Sidaritsch, a. a. O., 1925, S. 25/26; über die Gewannfluren des Rietzer Beckens, die Erhaltung der „Gmaina" = Allmende in Frattmannsdorf, s. auch Stegenšek, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja, Marburg, 1910, S. 28.

201) Ilešič, a. a. O., 1933, S. 36 hält die streifenförmige, gewannähnliche Flur für später gerodet. Sie soll auch in Gebieten mit Waldhufenflur auftreten.

202) J. Schmid, a. a. O., Car. I, 1928 S. 51.

203) J. Schmid, ebda.

204) Ein kleines Gewann im Bereiche von Gallizien erwähnt J. Schmid, Die Flur des Rosentales, Car. I, 1926, S. 71.

205) Nach Ilešič a. a. O. S. 37 meist unregelmäßige Gewannflur; b. Olscheuk echte Mischung von Gewann- und Weilerfl. b. Michelst, Doorje, Grad, Poženik.

4 von 13 Streifenflurorten (=31,2%)[206]) als Durchgangsdörfer auftreten.

Jedoch fehlen bei der Betrachtung der letzteren die weiter südlich in der Krainburger Ebene liegenden Dörfer wie Mitterdorf, St. Georgen und Hülben, welche zum großen Teile musterhaft regelmäßige Ortsanlagen zeigen.[207])

Von den 15 geschlossenen Siedlungen des Rietzer Beckens sind nur 3 bzw. 4, also ca. 20 % ausgesprochene Längsdörfer.[208]) —

So wie der alten Weiler- und Gehöftgruppensiedlung bestimmte Ortsnamenendungen zukamen, entspricht auch den gewannartigen und Streifenweilerfluren das häufige Vorkommen solcher Namensendungen.

Sie lauten auf —dorf[209]), —stetten, —hof und —feld.

Am verbreitetsten sind die —dorf-Namen, welche im südlichen Jauntal 33,3% und in der nördlichen oberkrainischen Ebene 23,3 % aller Streifenflurorte umfassen. Diese Namen sind nun sowohl im Jauntale, als in der Krainburger Ebene zum überwiegenden Teile deutschen Ursprungs. Von 20 Dorfnamen des ganzen mittleren und südlichen Jauntales (von Enzelsdorf im W. bis Schilterndorf im O.) sind 11, also 55,5% rein deutscher Herkunft,[210]) von 8 Dorfnamen der nördlichen und mittleren Krainburg-Steiner Ebene (von der Kanker im NW. bis zur Weitung von Streine im O.) sind sogar 6, also 75% deutscher Entstehung.

Mit diesen Feststellungen decken sich ähnliche, welche Lessiak gemacht hat.

Er untersuchte die mit Personennamen zusammengesetzten Ortsbezeichnungen auf —dorf oder slowenisch —ves und fand, daß sich diese in Kärnten zwischen der Gurk im W. und einer Linie zwischen Völkermarkt und Eberndorf im O. besonders häufen. Sie sind aber auch noch weiter östlich bis in die Gegend von Bleiburg stark verbreitet.

Von diesen —dorf-Namen enthalten über 50% deutsche Personennamen, und kaum 37% sind mit slowenischen Eigennamen verbunden.[211]) Auch für letztere Namenbildungen war das deutsche Muster maßgebend.

---

[206]) bzw. 5 v. 16 (=31,2%) Orten einschl. d. Weitung v. Streine.

[207]) Im Jauntale ist das Längsdorf Schilterndorf außerhalb der Berechnung geblieben. — Hülben ausgesprochener Kolonisationstyp mit ursprüngl. Waldhufenflur, St. Georgen im N. Waldhufenflur, beides Reihendörfer, vgl. Plešič, a. a. O., S. 41, 42 und 31. Mitterdorf hat regelmäßigen nördl. Dorfteil.

[208]) Von zusammen 31 Streifenflurorten des südlichen Jauntales und der nördlichen oberkrainischen Ebene sind 52,6% Längsdörfer.

[209]) Hin und wieder können auch in Gebieten mit echter Weilerflur Dorf-Endungen auftreten.

[210]) Vom Rest sind 2 biblische Namen und 5 zweifelhaften Ursprungs, aber deutscher Namensform.

[211]) Lessiak, Die kärtn. Stationsnamen, Car. I. 1922, S. 12.

Leſſiak kommt zu dem Schluß, daß Namen auf —ves, die mit einem Perſonennamen zuſammengeſetzt ſind, bei den Slowenen nur dort zahlreicher auftreten, wo ſich deutſcher Einfluß in ſtärkerem Maße nachweiſen läßt.[212])

Und das trifft, wie er ſelbſt andeutet und wie wir noch ſehen werden, beſonders auf das Jauntal zu, aber auch auf beträchtliche Teile der oberkrainiſchen Ebene.

Mit Perſonennamen verbunden ſind im Jauntal z. B. die Ortsbezeichnungen Enzelsdorf (1440 Enzestorf von mhd. Enzi),[213]) Rückersdorf (1267/68 Rukersdorf von deutſch Rüdiger),[214]) Lanzendorf (von mhd. Lanzo),[215]) Grabelsdorf (Villa Gabrielis, 1050/65 vom bibl. Namen Gabriel),[216]) Sammelsdorf (ebenfalls im 11. Jahrhundert; vom bibl. Namen Salomon),[217]) Gösſelsdorf (995—1050 Gozlindorf vom ahd. Perſ. N. Gozzilo = der kleine Gote),[218]) wahrſcheinlich auch Eberndorf (vielleicht ſchon 1075—80 Obrundorf, ſpäter Obrendorf, 1106 Dobrendorf vom ſlow. Perſ.N. Dobrun, Dobrin, Ableitung von dober = gut).[219])

In der Krainburger Ebene dürfte zu dieſen Namenbildungen wahrſcheinlich Katzendorf (1156 Chacenberg, 1500 Catzendorff, etwa vom ahd. Perſ.N. Chazzo)[220]) gehören.[221])

---

212) Leſſiak, ebenda, S. 13. — =dorf=Namen in Verbindung mit Eigennamen deuten damit ſchon die jüngere Koloniſierung durch einen Grundherrn an, vgl. A. Dopſch, Die landesfürſtl. Geſamturbare der Steierm. aus d. Mittelalter, Wien und Leipzig, 1910, Beſprechung v. Hans Pirchegger, i. Zt. d. Hiſt. Ver. f. Steiermark, 1910, S' 258. Siehe auch Kämmel, a. a. O., 1879, S. 182, welcher erwähnt, daß die deutſche Koloniſation auf dem Großgrundbeſitz beruhte und meiſt den Beſitzernamen als Ortsnamen wählte. Solche Ortsnamenbildungen ſeien aber im ſlaw. Oſtalpengebiet ſehr ſelten und zum Teil erſt unter deutſchem Einfluß entſtanden.

213) Beda Schroll, Urkunden=Regeſten des Auguſtiner=Chorherrenſtiftes Eberndorf im Jaunthale, Klagenfurt, 1870, S. 56/57; Leſſiak, Die kärntn. Stationsnamen, Car. I. 1922, S. 12.

214) MC. IV, 2, Nr. 17; bereits 1154 als „capella S. Andree plebis Juna" erſcheinend. ſ. MC. III, S. 361; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 66.

215) J. Scheinigg. Slov. Ortsnamen aus Perſonennamen, Car. I. 1892, S. 181.

216) MC. III. S. 112, Nr. 273; Jakſch, Geſch. Kärntens bis 1335, II, S. 253; v. Krones, a. a. O., 1889, S. 457, Leſſiak, 1922, S. 23.

217) Jakſch, Geſch. Kärntens, II, S. 254.

218) MC. III, S. 76; Jakſch, a. a. O., I, S. 155; Leſſiak, 1922, S. 99, 100. — Eine falſche Ableitung gibt Scheinigg, a. a. O., 1893, S. 106/107.

219) Die früheſte Form nach Leſſiak, 1922, S. 98, 1106 ſ. ebendort und MC. III, S. 215; Leſſiak, 1922, S. 98/99, ſ. ferner v. Krones, a. a. O., 1889, S. 459, Scheinigg, 1892, S. 154; Klebel, a. a. O., 1926, S. 38, 45.

220) MC. III, S. 519 ff. X; Mitt. S. Pirchegger, ſ. auch v. Krones, a. a. O. 1889, S. 461.

221) Zu den Dorf=Namen ohne Zuſatz gehört ebendort Waſchze-Vašica (1458 Im Dörfflein, Urbar Michelſtetten).

Intereſſanterweiſe hebt auch Jlešič[222]) hervor, daß die aus Perſonennamen abgeleiteten —dorf-Namen auf jüngere Siedlungen hinweiſen, beſonders da der Urſprung dieſer Perſonennamen nichtſlawiſch, nämlich deutſch iſt. Als Beiſpiele in Oberkrain führt er an: Depalja vas = Diepoltsdorf, Pirnitſch von Pirnat = Bernhard, Vikrče von Wighard, Moräutſch von Marolt und Rafolče von Raghold. Wichtig iſt, daß Jlešič zugibt, daß man es hierbei mit geſchloſſenen Dörfern bzw. großen Weilern, alſo kollektiv organiſierten Siedlunggen zu tun hat.

Auch im Rietzer Becken treten ſolche Ortsnamenbildungen auf. Dort finden wir z. B. Arendorf, ſlow. Arpolje bzw. Varpolje (1347 Aerendorf vom ahd. Perſ.N. Aripo, Arpeo).[223])

Wie bereits erwähnt, ſind die geſchloſſenen Dörfer in den Ebenen faſt alleinherrſchend. So iſt es in der Jauntalebene öſtl. des Gösſelsdorfer Seetals (Linie Kühnsdorf—Eberndorf—Gösſelsdorf).[224])

Gerade hier erſcheinen nun auch auffallend viele dorf-Bezeichnungen, und hier iſt die einzige Gegend Kärntens, in welcher in größerer Zahl gegründete Dörfer[225]) auftreten. Die Aribonen[226]) und ihre Nachfolger, die Heunburger, ſowie die Familie der Gräfin Wichburg dürften als Gründer in Frage kommen.[227])

Auch auf der Krainburger Schotterfläche ſind planmäßig Dörfer gegründet worden, und zwar hauptſächlich einerſeits öſtl. des Kankeraustritts und am Gebirgsrand, andererſeits mitten in der Ebene um St. Georgen, Hülben uſw., wo ſogar Waldhufenfluren auftreten.

Im Rietzer Becken fanden die Gründungen ebenfalls meiſt im inneren Teil (um Arpolje, Pobreſche) ſtatt.

Außer den dorf-Endungen treten in den Ebenen-Gebieten mit vorwiegend regelmäßigen Flurſyſtemen auch Bezeichnungen auf —hof, —ſtetten[228]) oder —feld auf. Auch dieſe Ortsnamen ſind ganz überwiegend deutſchen Urſprungs, ſo z. B. Hof im Jauntal (1570 hoff zu Sandt Nicla),[229]) Höflein (1154 Nuerhouen, Niwnhouen)[230]) unweit des Kanker-

---

[222]) Jlešič, a. a. O., 1933, S. 85.

[223]) Orožen: Das Benediktiner Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 127; Leſſiak, a. a. O. 1922, S. 13.

[224]) J. Schmid: Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I, 1929, S. 145.

[225]) J. Schmid, a. a. O., S. 143, 152.

[226]) Vgl. Kämmel, a. a. O. 1879, S. 269; derſ. 1909, a. a. O. S. 45.

[227]) Außerdem vielleicht noch die Herren v. Junek.

[228]) Nach Jlešič, a. a. O. S. 37, und Pintar, L.Z. 1912, S. 550 ff. deuten das ſlow. „selo“ und deutſche „ſtetten“ auf eine jüngere Siedlung.

[229]) Stockurbar Bleiburg 1570.

[230]) Schumi, Urk.- und Regeſten-Buch d. Herzogtums Krain, Laibach 1882/83 I, S. 107, MC. III, S. 519 ff.

austritts, Michelſtetten (1163 Michilſtet, Michelſteten),[231]) Kerſchſtetten (1238 Kerſteten),[232]) Oberfeld (1458 Oberveld)[233]) und Niederfeld (1458 Nider Veld)[234]) in der oberkrainiſchen Ebene ſüdlich des Stefansberger Plateaus.

Auffallend iſt die Tatſache, daß gerade in den Gemeinden mit den beſt entwickelten Streifenfluren der Anteil der deutſchen Hof- und Bewohnernamen am ſtärkſten iſt.

So hat die Kataſtralgemeinde Penk im 16. Jahrhundert 43,4%,[235]) Feiſtritz 45,4% [236]) deutſche Bewohnernamen.

Die Kat.Gem. Ranndorf hat im 16. Jahrhundert im Mittel 33,6% deutſche Bewohnernamen,[237]) eine für die oberkrainiſche Ebene ſehr hohe Zahl.

Der Anteil der deutſchen Siedler iſt alſo in den Gebieten mit regelmäßigen Fluren und gegründeten Dörfern mit am höchſten. Dieſe Feſtſtellung darf uns aber nicht zu dem Fehlſchluß verleiten, daß etwa die regelmäßige Streifenflur bzw. die Gewannflur eigentlich die Flurform für die Siedler deutſcher Volkszugehörigkeit ſei.

Denn ſchon Levec[238]) und dann Sidaritſch[239]) erkannten, daß die Flurform keinen (beſonderen) Anhaltspunkt für die Volkszugehörigkeit der Siedler bildet.

Denn ſo, wie die planmäßig angelegten Orte von Anfang an zu ſehr beträchtlichen Teilen auch mit Slowenen beſetzt wurden, haben die Deutſchen hier ſtellenweiſe auch auf Weilerflur geſiedelt, davon zeugen einige deutſche Ortsnamen in ihrem Bereich.

---

231) Schumi, U.B. Krain I, S. 120, Gradivo IV Nr. 462; von michel = groß, alſo Großſtätten, Perſ. Mitt. S. Pirchegger 1933. Vgl. die ſlow. Form Velesovo, alt „Vele salo“ = selo bei L. Pintar, „Vuizilinesteti“, Časopis za zgodovino in narodopisje 1912, S. 118. Ilešič, a. a. O., S. 37 hält M für eine relativ jüngere Siedlung.

232) Schumi, U.B. Krain II S. 77; deutſch = Kirſchenſtätten, ſ. Perſ. Mitt., S. Pirchegger, vgl. v. Krones, a. a. O. 1889, S. 461.

233) Urbar Michelſtetten, fl. XL, XLI, ſ. auch nächſte Anm.

234) Urbar Michelſtetten, fl. VII, VIII. Bereits 1299 und 1302 als „Veld“ und „im Velde prope Circhlach“ erſcheinend; ſiehe Lavrenčič, a. a. O. VII, S. 46, IV, S. 31—33. Reg. Samml. Schumi; wahrſcheinlich entſpricht dieſem Ort das 1238 bei der Gründung von Kloſter Michelſtetten genannte „Vellde“, ſiehe Schumi U. B. Krain, II, S. 77. — Die drei letzteren ſind Haufendörfer mit meiſt unregelmäßiger Gewannflur. Vgl. Ilešič, a. a. O., S. 28, 37.

235) Nach Urbar Herrſchaft Bleiburg 1570.

236) Nach Urbar Herrſchaft Sonnegg 1535, Urbar Herrſchaft Bleiburg von 1570.

237) Nach Viktringer Urbar Amt Höflein von 1500; Mindeſtanteil der deutſchen Namen 23,8%.

238) Levec, Pettauer Studien III, Wien 1905, S. 191.

239 Sidaritſch, Geographie des bäuerlichen Siedlungsweſens, Graz 1925, S. 30, 38.

Allerdings ſind dieſe im ſüdlichen Jauntal und in der nördlichen Krainburger Ebene wenig zahlreich.

Von 28 Weilerflurortsnamen des ſüdlichen Jauntales und des Karawankenvorlandes, ſind nur 6, alſo 21,7%, deutſchen Urſprungs, und von dieſen geht die Hälfte auf Burgſiedlungen zurück.

Als wirklich urſprüngliche Weilerorte ſind hier nur Rain bei Sittersdorf (1267/68 Rain),[240]) Winkel bei Feiſtritz (1524 Im Wingkl)[241]) ſowie wohl auch Hart bei Rückersdorf (1267/68 Auf dem Harde)[242]) und Hart bei Loibegg (1451 Hard)[243]) anzuſehen.

In den mittleren und nördlichen Teilen des Jauntales (um Gablern, Mittlern) ſind häufiger von Deutſchen benannte und großenteils auch beſiedelte Weilerflurorte entſtanden.

Am Südrand der Steiner Alpen greifen die deutſchbenannten Weilerorte Trata und Adergaß[244]) buchtartig in die Vorbergzone ein.

Uebergänge von echter Weiler- zur Streifenweilerflur zeigen die —berg-Orte der Stefansberg-Ulrichsberger Ebenheit,[245]) welche mit Sankt-Namen zuſammengeſetzt ſind.

Die Anordnung der Weilerflurorte deutſchen Namens beweiſt wieder, daß (im allgemeinen) nur die morphologiſchen Verhältniſſe und die Bodenart für die Entwicklung der verſchiedenen Flurform maßgebend waren und ſind.

Denn dieſe Orte finden ſich großenteils in denſelben Gebieten, in denen auch ſloweniſche Weiler auftreten, beſonders an den Gebirgsrändern, und weiſen die gleiche Benennungsart auf.

Genau wie die ſloweniſchen Weilerorte ſind dieſe unbedeutenden Siedlungen ziemlich nichtsſagend, bzw. nach der Geländebeſchaffenheit bezeichnet, wie Rain (bei Sittersdorf), Hart = Wald (bei Rückersdorf und Loibegg), Winkel (bei Feiſtritz), Trata = Tratte oder Wieſe[246]) uſw.

In der Ebene erſcheinen ſolche Weilerflurorte meiſt dort, wo der grobere und ſchlechtere Schotterboden eine Aufteilung in Streifen wenig

---

240) MC. IV, 2, S. 658 Abſ. 13.

241) Stockurbar Herrſchaft Bleiburg, 1524.

242) MC. IV, 2, S. 658, Abſ. 17.

243) M. Wutte, Kärntner Gerichtsbeſchreibungen (Vorarbeiten zum hiſt. Atl. der öſterr. Alpenländer) im Arch. f. vaterl. Geſch. u. Topographie, herausg. v. Geſchichtsverein für Kärnten, 20. u. 21. Jg. 1912, S. 148.

244) Nach Ilešič, a. a. O. 1933, S. 43 jüngerer Entſtehung neben dem Kloſter Michelſtetten mit überwiegendem Keuſchlercharakter.

245) Vgl. die Bemerkung von Ilešič, a. a. O. 1933, S. 58, daß z. B. auf Kalkniveaus die Parzellen der Weilerflur einen mehr oder minder regelmäßigen ſtreifenförmigen Charakter bekommen, ſodaß ſie den Eindruck von Gewannflur machen.

246) v. Krones, a. a. O., 1889, S. 455, 462. — Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 14.

ratſam erſcheinen läßt, und wo Bodenunebenheiten wie Moränenwälle, Kuppen und Wannen die Landſchaft ſtärker gliedern.[247])

Grundherrlicher Zwang ſpielt natürlich bei dieſen Siedlungen keine Rolle, niemand nahm einen entſcheidenden Einfluß auf die Art der Anlage, nur die Lageverhältniſſe und wirtſchaftliche Rückſichten waren dafür maßgebend.[248])

Im Großen geſehen, erſcheint die Gewannflur bezw. die gewannähnliche Streifenflur mit ſtarker Verbreitung der Längsdörfer für die deutſche Grundherrſchaftskoloniſation[249]) der großen Schotterebenen ziemlich charakteriſtiſch, während die Weilerflur dieſen zwar nicht immer fehlt, aber doch mehr in den Gebieten auftritt, in denen bereits eine etwas dichtere ſlowениſche Beſiedlung beſtand.

Ueberblicken wir die Verteilung der Flur- und Siedlungsformen, ſo zeigt ſich gerade in den Randgebieten der Ebenen eine ſtarke Miſchung der Formen, die eine Scheidung der Siedlungsſchichten und noch mehr eine ſolche der Volkszugehörigkeit der Siedler ſehr ſchwierig geſtaltet.

Mit ziemlicher Sicherheit läßt ſich nur ſagen, daß die primäre Weiler- und zum Teil die Gehöftgruppenſiedlung, ſowie die Haufenorte mit Weilerflur der älteſten alpenſlawiſchen Schicht angehören. Hinſichtlich der Gewannflurdörfer liegt der Fall ſchon ſchwieriger, wir glauben aber annehmen zu können, daß vor allem die regelmäßigen Reihen- und Straßendörfer der ſpäteren Koloniſationsepoche angehören (ſo die Straßendörfer am rechten Ufer der Steiner Feiſtritz, wie z. B. Homez). Ganz ſicher iſt das der Fall bei den Waldhufendörfern der oberkrainiſchen Ebene, die aber außerhalb des eigentlichen Arbeitsbereiches liegen. Waldhufenfluren treten auf bei Hülben, im Norden v. St. Georgen, im Felde von Skarutſchna, nördlich von Terboje beiderſeits der Sawe, an der Pšata v. St Martin bei Zirklach bis Depelsdorf, am Fuß der Theinitzer Dobrawa (Zalog) und im weſtlichen Teil der Stein-Mannsburger Ebene. Dieſen Fluren entſprechen typiſche Reihendörfer wie Hülben, St. Georgen, Podgier bei Stein uſw.[250]) Sie liegen auf weniger günſtigen, teilweiſe ſumpfigen und lehmigen Böden. Die junge Entſtehung dieſer Orte erhellt auch aus ihrer mehr oder weniger charakteriſtiſchen Waldinſellage, beſonders bei St. Georgen, Hülben, auch Winklern und den Dörfern des Feldes von

---

[247]) J. Schmid, Siedlungsgeographie Kärntens, Car. I 1929, S. 140.

[248]) J. Schmid, ebenda, S. 145.

[249]) Hier ſei nochmals hervorgehoben, daß deutſche Grundherrſchaftskoloniſation in unſeren Gebieten nicht als alleinige Beſiedlung mit Koloniſten deutſcher Volkszugehörigkeit aufzufaſſen iſt, ſondern daß mit Deutſchen und Slowenen gleichzeitig koloniſiert wurde.

[250]) Ilešič, a. a. O. 1933, S. 31, 40, 41, 42, 44, 45, 47.

Skarutſchna. Schmälere und breitere Rodungsgaſſen ziehen vom Austritt des Kankertals i. W. am Gebirgsrand entlang bis zur Theinitzer Dobrawa und zur Steiner Ebene im Oſten.

Bei den Gewannflurorten wie auch weniger bei den Weilern finden ſich ſowohl deutſche als ſlow. Ortsnamenformen, was die Unterſuchungen außerordentlich erſchwert.

Ortsnameninhalt.

Nicht nur bei den Weilerorten, ſondern auch bei allen anderen Ortsbezeichnungen zeigt ſich der gemeinſame Stil der Ortsnamenbildung,[251]) von Slowenen und Deutſchen.

Beide Völker mußten ſich eben den Bedingungen derſelben Naturlandſchaft anpaſſen. Aber auch die kulturelle Abhängigkeit der Slowenen von den Deutſchen ſoll für die Bildung der Ortsnamen maßgebend geweſen ſein.[252])

Der Ortsnameninhalt ſagt bei den deutſchen Ortsnamen ganz ähnliche Dinge aus wie bei den ſloweniſchen.

Beſonders im Jauntale einſchließlich des Moränenhügellandes iſt ein ſehr beträchtlicher Teil der Siedlungsbezeichnungen deutſcher Entſtehung nach Perſonen- und Bewohnernamen benannt.

Von 23 Orten tragen 30% ſolche Namen.[253])

Weniger ſtark treten ſie in der nördlichen Schotterebene Oberkrains auf (17,5% zwiſchen Kanker und Steiner Feiſtritz).

Von den durch Perſonennamen gebildeten Bezeichnungen hörten wir bereits, es ſind aber auch eine Reihe von Orten nach den Bewohnern und deren Tätigkeit benannt.

Zu dieſen gehören z. B. Gablern (1106 Gablarn, dt. = bei den Gabelmachern),[254]) Mittlern (1267/68 Mutlaren von ahd. mutilôn, mhd. muteln = murren, brummen, mürriſch ſein; alſo bei den Mürriſchen)[255]) und Schilterndorf (1486 Schiltndarff von mhd. ſchiltaeren = Dorf bei den Schildmachern.[256]) Das am Rande des Steiner Tertiärhügelgebietes in

---

[251]) Leſſiak, a. a. O. 1922, S. 11.

[252]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 12; es kann ſich hier nur um ſloweniſche Ortsnamen handeln, welche gleichzeitig mit oder nach der deutſchen Koloniſation entſtanden ſind, bzw. ſpäter umgebildet wurden.

[253]) Wohl infolge Gründung durch einzelne Grundherren. ſ. Kämmel, a. a. O., 1879, S. 182; Dopſch, a. a. O. 1910.

[254]) MC. III, S. 215; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 21.

[255]) MC. IV, 2, S. 657 ff.; Urbar des herzoglichen Hauptſchloſſes Rechberg; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 68.

[256]) Urbar St. Georgen am Längsſee 1486; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 21; eine abwegige Ableitung gibt Scheinigg, a. a. O., 1893, S. 158.

der Krainer Ebene liegende Walchsdorf, ſlow. Lahovče (1384 und 1458 Walchsdorf)[257]) iſt nach ſeinen früheren Bewohnern, den Walchen oder Romanen (bzw. romaniſierten Kelten) benannt.

Mitten in der Ebene liegt Winklern (gen. 1247, von deutſch Winkel = bei den Leuten im Winkel)[258]), halbinſelförmig in das große Waldgebiet vorſpringend.

Beſonders in der Krainburger Schotterebene, aber auch im Jauntal kommen reine Siedlungsnamen öfters vor (etwa 10 bis 20% aller bzw. auch der deutſch-benannten Ortsnamen).

Zu dieſen gehören bereits anderweitig erwähnte Orte wie Neudorf (1500 Newdorff),[259]) Höflein, Michelſtetten, Altendorf (1267/68 Altendorf),[260]) Kleindorf (1387 wenigen Derflen)[261]) und Hof.

Auch die Deutſchen haben einen beträchtlichen Teil ihrer Siedlungsnamen nach den Geländeverhältniſſen gebildet.

Auf verſchiedene Rain-, Winkel- und Hartbezeichnungen ſind wir bereits eingegangen. Der Ort Randorf (1154 Rain = ſteiler Abhang, alſo etwa Terraſſenkante)[262]) auf einer Terraſſe über der Kanker rechnet gleichfalls zu den vorigen.

In erſter Linie hat man die Burgen nach den morphologiſchen Verhältniſſen benannt, da dieſe ſich den Naturlandſchaftsbedingungen beſonders anpaſſen mußten.

Ueberwiegend tritt dabei die Lage auf einem ſteil abfallenden Felſen, auf einem Sporn- oder Inſelberg in Erſcheinung, welche durch —ſtein, —egg oder —berg angegeben wird.

Nach der Lage auf ſteil abfallendem Felſen ſind Stein im Jauntal,[263]) Stein[263]) in Krain, ſowie Wildenſtein,[264]) Oberſtein und das ſpätere

---

[257]) 1384 ſ. eine Michelſtettener Urkunde der Urkundenſammlung Schumi im Nationalmuſeum Laibach, 1458 ſ. Urbar Stift Michelſtetten, fol. XLV; über die Herkunft des Namens ſ. Rutar in ſeiner Beſprechung der v. Krones'ſchen Arbeit von 1889 in Mitt. d. Muſ. Ver. f. Krain, 1891, S. 63.

[258]) Schumi, U. B. Krain, II, S. 113/14; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 20. — Nach Flešič, a. a. O., 1933, S. 30, 40 Platzdorf mit unregelmäßiger Gewannflur.

[259]) Urbar Viktring, Amt Höflein, 1500, ferner auch „in villa Newndorf" (Otoky) im Rietzer Becken. ſ. Oberburger Urbar 1426 bei Orožen, Stift Oberburg, S. 251.

[260]) MC. IV, 2, S. 658, Nr. 11; v. Krones, a. a. O., 1889, S. 459.

[261]) Schroll, Urkunden-Regeſten des Auguſtiner-Chorherrnſtiftes Eberndorf im Jaunthal. 1870, S. 43; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 35.

[262]) Schumi, U. B. Krain I, S. 110; MC. III, S. 519 ff. VII; Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 93.

[263]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 66, ſ. auch S. Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 35.

[264]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 26.

Schloß Steinbüchel bezeichnet; Sonnegg heißt nach einer inſelartigen Erhebung, Feuersberg[265]) liegt unter einem Berge.

Auffallend iſt, daß die Deutſchen eigentlich gar keine Ortſchaften nach Flüſſen benannten.

Deutſche Flußnamen ſind überhaupt im ganzen Gebiet ziemlich ſelten. Sie beſchränken ſich größtenteils auf die Zuflüſſe der Drau.

Vor allem wäre hier der größte ſüdſeitige Nebenfluß des Draugebietes zwiſchen Gail und Mieß zu nennen, die Vellach.

Bereits vor 975 wird ſie als Grimach (= graue Ache)[266]) erwähnt!

Erſt viel ſpäter erſcheint der Seebach (1451 Seepach),[267]) welcher das Gößſelsdorfer Seetal durchfließt, ſowie die deutſche Bezeichnung des Grenzbaches Freibach (gen. 1645),[268]) welcher ſchon ſehr früh die Weſtgrenze der Grafſchaft Jaun und ſpäter eine Landgerichtsgrenze (Hollenburg—Rechberg) bildete.

In den Schotterebenen ſelbſt finden ſich deutſche Baum-, Wald- und Rodungsnamen im allgemeinen ziemlich wenig, was jedoch nicht etwa beſagt, daß die Deutſchen damals keine Rodung betrieben hätten.

Das Klopeiner Wannen- und Moränengebiet und die Gegend von Eberndorf ſcheint jedoch ſtärker von einer ſolchen Rodungstätigkeit erfaßt worden zu ſein[269]) als die ſüdliche Jauntaler Schotterebene (ſ. dort nur den Namen Pirkdorf).

Späte Rodungen treten in der Vorbergzone der Nordkarawanken auf, und Aehnliches gilt für das entſprechende Gebiet am Südabfalle der Steiner Alpen.

Einige Namen deuten auf Obſt- und Weinbau, wie Kerſchſtetten (1238 Kerſtetin = Kirſchenſtätten)[270]) am Südfuße der Stefansberger Ebenheit und Weingarten, ſlow. Okonina (1273, 1316 Weyngarten)[271]) am

---

[265]) Scheinigg, a. a. O., 1893, S. 106, will den Namen irrtümlich von einer ſlowenischen Form ableiten.

[266]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 16 und 37. Wutte, Alte deutſche Berg- und Flußnamen in den Karawanken in der Sieger-Feſtſchrift „Zur Geographie der Deutſchen Alpen", Wien 1924, S. 101. — S. auch Fr. Kos, Gradivo za zgodovino Slovencev v srednjem veku II. Laibach 1906, Nr. 438.

[267]) Wutte, Kärntner Gerichtsbeſchreibungen im Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie, 1912, S. 148.

[268]) Wutte, ebenda, S. 161; derſelbe in Sieger-Feſtſchrift 1924, S. 100.

[269]) Vgl. die Namen Lauchenholz: Hart bei Rückersdorf, Hart bei Loibegg, Buchbrunn und Buchalm.

[270]) Schumi, U. B. Krain, II, S. 77; v. Krones, a. a. O., 1889, S. 461, Mitt. S. Pirchegger, 1933.

[271]) Orožen, Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 56, 93. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark, S. 364.

Weſtende des Rietzer Beckens. Auch im Jauntale um Stein iſt ja der Weinbau früh bezeugt. —

Nicht nur durch die Ortsnamen, ſondern auch durch das Auftreten deutſcher Riednamen wird der große Anteil deutſcher Bauern an Beſiedlung der Schotterflächen und auch der angrenzenden Hügelgebiete vor Augen geführt.

Dieſe Riednamen ſind am beſten überliefert in den Parzellenprotokollen und Steuerertragsbögen des Joſefiniſchen Kataſters von 1787, während diejenigen des Franziszeiſchen Kataſters von 1825—27 nurmehr wenige deutſche Flurnamen aufweiſen.

Im Jauntale finden wir noch eine ganze Anzahl derſelben, während ſie in der oberkrainiſchen Ebene, wo der Joſefiniſche Kataſter fehlt, faſt gänzlich ausfallen.

Die Riednamen geben ſowohl Auskunft über Lage und Geländeart (beym Waſſer, Waldried ober dem Sittersdorfer Berg, auf dem langen Berg, hintern Dorf, Ziſchenberg)[272]) als auch über die Kulturverhältniſſe (zwiſchen Weg, untern Weingarten),[273]) wobei beſonders die für Streifenfluren charakteriſtiſchen —feld-Namen (Oberfeld, Unter-Kreuzfeld, Eberſtorferfeld, in Mittenfeld)[274]) erwähnenswert ſind.

Letztere trifft man beſonders in der Schotterebene ſüdlich von Bleiburg. —

Der deutſche Einfluß war in allen dieſen Gebieten ſo ſtark, daß er auch auf bereits vorgefundene Ortsnamenformen einwirkte.

Dieſe wurden öfters bereits in ſehr früher Zeit der deutſchen Lautung angepaßt, bzw. eingedeutſcht.[275])

Altverdeutſchte Ortsnamen gibt es im ſüdlichen Jauntal und in den Karawankenvorlagen mindeſtens 9, am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene und in den ſüdlichen Vorlagen der Steiner Alpen ungefähr 5 und ebenſo viele im Rietzer Becken.

Sie treten in allen Landſchaftsgebieten auf, gerade auch in der ſüdlichen Vorbergzone der Steiner Alpen, die kaum eine ſtärkere deutſche Durchſiedlung aufzuweiſen gehabt haben dürfte! Am weiteſten ſind ſie natürlich im Jauntale verbreitet, das dauernd unter ſehr ſtarkem deutſchen Einfluß ſtand.

---

272) Joſefiniſcher Kataſter, Kataſtralgemeinden Feiſtritz, Sonnegg, Altendorf und Sittersdorf; Franziszeiſcher Kataſter 1827, Grundparzellenprotokoll K. G. Michelſtetten.

273) Joſefiniſcher Kataſter, K. G. Feiſtritz, Sittersdorf.

274) Siehe Joſefiniſcher Kataſter, K. G. Feiſtritz, Stadt Bleiburg, Sittersdorf.

275) Siehe Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 7, 8; jedoch wurden in den heute überwiegend ſloweniſchen Gebieten auch (häufig) urſprünglich deutſche Formen durch ſpätere Entlehnungen wieder verdrängt.

Solche altverdeutſchten Formen ſind im Jauntale und Karawankenvorland beiſpielsweiſe Feiſtritz (1267—68 Veuſtriz),[276]) Liupicdorf bzw. Leopach, das ſpätere Loibach (gen. 993—1000, 1267—1268),[277]) dann Cel, ſpäter Sielach (1267—68 Cel)[278]) und wohl auch Blasnitzen (1535 in der Plasnitz).[279])

Wahrſcheinlich dürfte auch Eberndorf, die Urpfarre und das Rodungszentrum des Jauntales (1106 Dobrendorf, ſpäter Oeberndorf = bei dem oberen Dorf)[280]) zu den altverdeutſchten Ortsnamen gehören.

Am Rande der oberkrainiſchen Ebene wären hier zu nennen Obergörtſchach (1500 Görtſchach),[281]) Vellach, ſowie auch der Vellachfluß im Norden (Ort Vellach gen. 1458, Vellachfluß gen. 1086—1121).[282])

Im Steiner Tertiärhügelland unmittelbar am Südfuße des Gebirges liegt Wiſterſchitz, ſl. Bistričica, welches 1323 und 1419 „in der wenigen Veuſtritz" lautet.[283])

---

[276]) M.C. IV, 2, S. 660: ein Otto de Veuſtriz, Wzſtriz erſcheint bereits 1193 bis 1220 in M.C. a. a. O. Feiſtritz, Veuſtriz iſt gebildet aus aſl. Bystrica durch Diphtongierung des y zu äu. Siehe Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 49, 55. Die Diphtongierung ſetzt im allgemeinen ſchon Ende des 11. Jahrhunderts ein. Siehe Leſſiak, ebenda, S. 47.

[277]) M.C. III, S. 72, Nr. 176, M.C. IV, 2, S. 657, Abſ. IV: Liupicdorf bezw. Liupach, Leopach von aſl. ljub und altbairiſch liup, beide = lieb, freundlich (ſ. Leſſiak, 1922, S. 69). In der echten Mundart wird nicht umgelautetes iu, welches ſeit dem 12. Jahrh. mit eu bezeichnet wird zu oi; dieſes mundartliche oi hat ſich manchmal, wie hier, auch in der Schreibung der Ortsnamen feſtgeſetzt. Siehe Leſſiak, 1922, S. 49/50.

[278]) M.C. IV, 2, S. 657, Abſ. I; Cel iſt alte Entlehnung aus ſlow. selo = Siedlung. Siehe Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 9.

[279]) Urbar Sonnegg 1535.

[280]) Siehe oben; die deutſche Herkunft des Wortes iſt zweifelhaft. Der Name Obern-, Oeberndorf bedeutet „bei dem oberen Dorf" und wurde wohl ſchon im 11. Jahrhundert ſo aufgefaßt. Wahrſcheinlich wurde der urſprüngliche ſloweniſche Perſonenname Dobrin zu obrun, obrin (Dat. Sing. „oberen") umgedeutet und demgemäß eingedeutſcht; ſ. Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 98, 99.

[281]) Urbar Viktring, Amt Höflein 1500; Görtſchach iſt die alteingedeutſchte Form von aſl. goričahъ = bei den Leuten auf dem Berglein. Der Umlaut und das Zurückziehen des Akzentes auf die erſte Silbe gehören zu den Hauptmerkmalen der frühen Germaniſierung. Siehe Leſſiak, 1922, S. 8.

[282]) Vellach in Oberkrain, ſ. Urbar Michelſtetten 1458, Vellachfluß in Kärnten, ſ. M.C. III, S. 187; Vellach entſtand aus ſl. Bela = Weißwaſſer. Im Deutſchen wurde das ſlaw. ſtimmhafte b, welches dem alpenländiſchen w nahe ſteht, über v zu f; zum Teil, wie bei Vellach wird das f noch v geſchrieben; ſ. Leſſiak 1922, S. 39 bis 40. Die ſlawiſche Endung —a wurde durch deutſches —ach (=Waſſer) erſetzt, als dieſes in ſeinem Gebrauche noch lebendig war (Leſſiak, a. a. O., S. 16).

[283]) 1323 „in der wenigen Veuſtritz", ſ. Orožen, Stift Oberburg, S. 101; 1419, 17. Juli „an der chlayn Fewſtricz", ſ. die Urkundenſammlung im Nationalmuſeum (früher krainiſches Landesmuſeum) Laibach. Ableitung aus Bystrica.

Das Rietzer Becken und das Tucheinertal[284]) weiſen ebenfalls einige altverdeutſchte Bezeichnungen auf.

Außer den altverdeutſchten treten (ſchon) im Mittelalter auch deutſche und ſlowenische Formen ein und desſelben Ortsnamens nebeneinander auf,[285]) Tatſachen, die wieder den gemeinſamen Stil der Ortsnamenbildung vor Augen führen.

Jedoch ſind ſolche Bildungen teilweiſe auch aus Ueberſetzungen entſtanden.

In Hinſicht auf die bereits ziemlich früh in Erſcheinungen tretende völkiſche und ſprachliche Miſchung in unſerem Gebiet bleibt es im einzelnen freilich meiſt fraglich, welcher Volksteil überſetzt hat![286])

Derartige Parellelformen findet man weniger im Jauntale als am Südabfall der Steiner Alpen[287]) (Županje njive = 1301 Am Ammans Agker,[288]) um 1604 Am Suppans Agker;[289]) Gozd = 1309, 1312 auf dem walt,[290]) 1426 na gosde[291]) und beſonders im Rietzer Becken.

In letzterem ſind im Jahre 1426 mindeſtens 13 Orte doppelſprachig bezeugt![292])

Bei anderen Namen wiederum ſtehen deutſche und ſlowenische Form in gar keiner Beziehung zueinander.[293])

---

[284]) Im Tucheinertal z. B. Zel gen. 1260, aus ſl. selo, Fütſch, gen. um 1400 aus ſl. Buč; im Rietzer Becken z. B. Vozzen, gen. 1231 und 1247 aus ſl. Bočna.

[285]) P. Leſſiak, Alpendeutſche und Alpenſlawen in ihren ſprachl. Beziehungen. German.Roman.Mon.Schr. II. Jg., Heidelberg, 1910, S. 76; derſ., Die kärntniſchen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 11,. 12; ſ. auch A. v. Jakſch, Ueber Ortsnamen und Ortsnamenforſchung.

[286]) Leſſiak, a. a. O., 1922, S. 12; Die Behauptung von Levec, a. a. O., III, 1905, S. 194, daß urkundlich deutſche Namen (z. B. im Pettauer Feld) öfters Ueberſetzungen ſlowenischer ſeien, iſt gänzlich unbeweisbar.

[287]) Am Kankeraustritt liegt Potoče, welches 1500 als „Pototſchach" (Abſchrift des Kaufbriefes betr. „Neunwurg Inn der Khanngkher", Akten Herrſchaft Oberſtain, J. Oe. A. 127, Graz) und 1513 als „Pach" (Abſchrift des Kaufbriefs „Vmb die Guetter von Bartholomeen Schrotten herkhoment, ebenda) erſcheint. Im Tucheinertal heißt es z. B. 1403 „Mitterstorff" (Orožen Stift Oberburg, S. 159) und 1426 „Wſtredne weſſe = Srednja vas (Orožen, ebda., S. 307 laut Urbar).

[288]) Schumi, Archiv f. Heimatkunde II, Laibach 1884 und 1887, S. 254.

[289]) Urbar Stadt und Spital Stein, um 1604. Nationalmuſeum Laibach.

[290]) Koblar, Regesti listin farnega arhiva v Kamniku. Izvestja mužejskega društva za Kranjsko 1896, S. 131/132. Orožen, Stift Oberburg, S. 189.

[291]) Oberburger Urbar, herausgegeben v. Orožen Stift Oberburg, S. 304.

[292]) Z. B. Zu Viſchern. Wgrusolech (Orožen, St. Oberburg, S. 244 laut Urbar), Müldorff. Mlynslaves (ebenda, S. 246), Am Aych Wchrasty (ebenda, S. 253) uſw.

[293]) Hier wären zu nennen am Rande der oberkrainiſchen Ebene Naſſern, viel ſpäter = Grad; (Naſſern ſiehe Münkendorfer Urkunde v. 1300), im Rietzer Becken. Weyngarten. w Bokowyne (Orožen, Oberburg, S. 244), Newndorf Otoky (ebenda, S. 251).

Eine beſondere Rolle ſpielen die häufiger auftretenden Heiligen-Ortsnamen.

Von ihnen haben wir die älteſte Gruppe, die nach vorſlawiſchen Gegendnamen benannten Sankt-Namen bereits erwähnt.

Durch die Volksmiſchung zwiſchen Deutſchen und Slowenen entſtand eine zweite Gruppe dieſer Ortsbezeichnungen. Oft war der ſlawiſche Namen für die Deutſchen weniger gut zu merken als der Kirchenname,[294]) welcher dann den erſteren verdrängte.

Im Jauntale bietet wohl St. Stefan ein ſolches Beiſpiel, welches 1387 noch „nider Globasnitz"[295]) hieß.

Ob die mit —berg zuſammengeſetzten Sankt-Namen auf den Ebenheiten im Süden der Steiner Alpen urſprüngliche ſloweniſche Bezeichnungen verdrängt haben, iſt immerhin zweifelhaft.[296]) Möglicherweiſe iſt dies bei Sittichsdorf, ſl. Stiška vas der Fall, welches 1384 und 1458 „an dem Chreutzperch" und „Kreuzperg"[297]) lautete, dagegen 1526 „hl. Kreuz zu Stiſchkha".[298])

Doch verſchwanden wohl gerade in dieſen Gegenden mit ſtändigen ſloweniſchen Mehrheiten eher alte deutſche Ortsnamen durch Einſetzung von Sanktnamen als urſprünglich ſloweniſche.

Von dieſen beiden Fällen abgeſehen, müſſen wir jedoch ſchließen, daß die Orte mit Sankt-Namen erſt nach der Chriſtianiſierung der Alpenſlawen entſtanden ſind, wahrſcheinlich großenteils gleich zu Beginn der Koloniſation durch die deutſchen Grundherren.

Beſonders ſcheint dies zuzutreffen auf die zahlreichen, nach Heiligen- und bibliſchen Namen benannten Ortſchaften der Seenlandſchaft ſüdlich von Stein im Jauntal und Klopein, welche alle recht früh bezeugt[299]) ſind.

---

[294]) E. Klebel, Zur Geſchichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, Car. I, 1926, S. 39.

[295]) B. Schroll, Urkundenregeſten des Auguſtiner Chorherrnſtiftes Eberndorf im Jaunthal. Klagenfurt 1870, S. 43.

[296]) Flešič, a. a. O., 1933 S. 89 glaubt an eine Verdrängung der ſlow. Form. Es ſoll ſich bei Stefansberg und Ulrichsberg nur um ſpätere Beiworte zur Unterſcheidung der 2 Siedlungen „im Berge" handeln, wofür auch ſpricht, daß auch für St. Ambroſi die Bezeichnung „St. Ambroſienberg" gebraucht wird.

[297]) Evtl. ſchon 1304 „auf dem hl. perge ze dem hl. Chreutze" (Münkendorfer Urkunde, Regeſtenſammlung Schumi). 1384 ſ. eine Michelſtettener Urkunde, deren Original im Pfarrarchiv Michelſtetten, Regeſtenſammlung Schumi. 1458 ſ. Michelſtettener Urbar, fol. III.

[298]) Koblar, Kranjske cerkvene dragocenosti. Izvestja mužejskega društva za Kranjsko 1895, S. 146. — Es ſieht eigentlich hier eher aus, als habe der ſlow. Name die deutſche Sanktnamenform verdrängt.

[299]) Im 11. Jahrhundert Sankt Georgiberg, Sankt Daniel, Sammelsdorf, Grabelsdorf, ferner St. Veit (gen. 1154), ſowie Gallizien ſüdlich der Vellachmündung.

Weniger alt ſind vielleicht die meiſten mit Sanktnamen bezeichneten Siedlungen des oberkrainiſchen Gebietes um Krainburg und Stein, zum mindeſten das mitten in der Ebene in faſt völliger Waldinſellage gelegene, ſehr regelmäßig angelegte Dorf St. Georgen.[300]) —

Von beſonderem Intereſſe iſt die (bereits angedeutete) Frage nach der Herkunft der deutſchen Siedler.

Ortsnamen verſagen bei der Feſtſtellung faſt in gleicher Weiſe wie Flur- und Siedlungsformen.

Eher könnte wohl eine Betrachtung der Bewohnernamen hier etwas Licht bringen.

Zur Darſtellung der Eigenart der Bewohner eignen ſich die Namen der frühmittelalterlichen Bauern und Miniſterialen unſerer Landſchaften ziemlich ſchlecht,[301]) da ſie verhältnismäßig ſelten und über große Gebiete verſtreut auftreten und außer dem Rechberger keine Urbare vorhanden ſind.[302]) Abgeſehen davon werden deutſche Vornamen manchmal auch von Slowenen verwandt.

Ziemlich gute Anhaltspunkte über Herkunft und Eigentümlichkeit der eingewanderten deutſchen Bauern gewähren in unſerem Gebiete dagegen die Hof- bzw. Bewohnernamen aus den Urbaren des 15. bis 17. Jahrhunderts.

Bei dieſen nehmen die aus Perſonennamen gebildeten einen nicht geringen Anteil ein.

Im ſüdlichen Jauntal und Karawankenvorland[303]) erſcheinen Namen wie: Lamprecht, Rumpollt, Lienhart, Arnollt, Cuentz (häufig), Fritzmann bzw. Fritzl (häufig), Gunther, Wuriannt bzw. Weriannt (häufig) uſw.[304]);

---

300) 1238 „ad Sanctum Georium", ſ. Schumi, U. B. Krain, II S. 74.

301) Wutte, 700-Jahr-Feſtſchr., Bleiburg, 1928, S. 1; derſ., Aus Bleiburgs Geſchichte, Car. I, 1928, S. 82, weiſt auf die zahlr. deutſchen Bauernnamen des Brixner Gebiets um Stein im 11. und auf jene der herzogl. Güter zu Rechberg und Bleiburg im 13. Jahrh. hin. Einige davon wurden bereits erwähnt, andere ſeien hier noch angeführt, z. B. Raynher in Leopach, die herzogl. Miniſterialen Pluemlinus de Veuſtriz, Haidenricus de Veuſtriz, Hermannus Vlucher de Clobazniz, Wulflinus de Clobazniz, Leonhardus de Pirch, Leonhardus de Viwersperch, Perner et Hartlieb de Vansdorf, Otto de Rechperch uſw. (Alle im Urbar des herzogl. Hauptſchloſſes Rechberg v. 1267/68 in M.C. IV, 2, S. 660). Am Nordrande der Krainb. u. Steiner Schotterfläche finden wir im 12. u. 13. Jh. die Miniſterialen Albertus de Rain, Gerlochus und Albertus de Michelſteten, Gerlochus und Waltherus de Stain, uſw.

302) Klebel, a. a. O. 1934, S. 76/77, hält gerade die Perſ.Namen des 13. und und 14. Jhs. zur Feſtſtellung der Nationalität ſ. recht wichtig. Vgl. dazu unſere Anm. Nr. 149.

303) Nach Urbar Herrſchaft Bleiburg 1524 und 1570, Urbar Sonnegg 1535, Urbar St. Martin und St. Ulrich zu Waggendorf, nach 1606, Urb. St. Georgen am Längsſee 1486, Urk.-Regeſten d. Auguſtiner-Chorherrenſtiftes Eberndorf im Jauntale.

304) Ferner Rueprecht, Ruepl, Reichart, Seifridt, Gotprecht bzw. Garpreth, Waſtl.

am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene und des Saweberglandes[305]) findet man die Namen Peterlin, Enzi, Walter, Veriant und häufig Wallant bzw. Wallandt. Kropf bzw. Kröphl, Khrebs, Lampl, Aßthwen (Aſthuhn?) und Paldauf ſtellen meiſt Spitznamen dar.

Am häufigſten ſind die Hofnamen nach der Lage- und Geländebeſchaffenheit, ſowie nach der Tätigkeit der Siedler. Hier nennen wir im ſüdlichen Jauntal und im Karawankenvorland die Bewohnernamen Schatter, Praitnegger bzw. Praittenegker (ſehr häufig!), Pämbgarten bzw. Pangarter, Kraudtperger, Staudegger, Prenner (häufig), Schmallzer bzw. Schmaltzer, Drexer, Reiffner, Dreſcher, Huetter, Herollt uſw.[306])

Am Nordrande der oberkrainiſchen Ebene und des Saweberglandes ſind auf dieſe Weiſe gebildete Bewohnernamen Vomperger, Lueg(er), Purg(er), Forſter, Viſcher, Lager, Egk, Slecht, Dienſtmann, Hawbmann, Adelman, Mair, Seydl, Storm bzw. Störm (häufig) uſw.[307])

Einige Namen geben Auskunft über die völkiſchen Miſchungsverhältniſſe wie die im Jauntale auftretenden Bezeichnungen Windiſch, Windiſchman[308]) und Halberteutſch (!)

Auf die Herkunft der Siedler ſcheinen die Namen Schwab (häufiger in der oberkrainiſchen Ebene), Karner (Oberkrain) und Gottſcheer bzw. Gottſcheuer (Oberkrain und Sittersdorf) zu deuten.

Außer dieſen Bezeichnungen ſind Handwerkernamen wie Weber, Schmidt, Sneider, Schueſter, Pinter, Mulner, Haffner, Phißter, Flewſchackher, ziemlich weit verbreitet. Jedoch ſind die Träger dieſer Namen nicht ohne weiteres immer als Deutſche anzuſprechen.

---

305) Nach Urb. Michelſtetten 1458, Urb.Viktring—Höflein, v. 1500, 1541, 1631, Urb.Oberſtein 1571, Urb.Amt Neul 1571, Stadt Steiner Urb. um 1604, Urb. St. Peter Comenda 1753.

306) Ferner an der Mull, Khriegenvelder, Reiſſer, Schwarz, Raſter, Vaſchang, Krafft, Scherßer, Klampfer, Helbling, Kueſmann, Khremſer, Galler, Lochmair, Herßt, Straſſer, Vader, Kaiſer (häufig). — Wutte, Aus Bleiburgs Geſch., Car. I, 1928, S. 81/82, bringt ebenfalls Beiſpiele deutſcher Bauernnamen aus dem Jauntale.

307) Ferner Zueckh (Zweck), Pleyer, Awlner, Praune, Gergkmann, Roſenfelder, Fidler, Traun. — Nach den Urbaren lt. o. Anm. 305. — Bereits Luſchin, Ueber Orts- und Perſonennamen in Krain, Laibach 1879, S. 14, führte eine Reihe deutſcher Familiennamen aus dem Michelſtettener Urbar v. 1458 an. Einige davon, welche außerhalb unſeres engeren Arbeitsgebietes liegen, ſeien hier zuſätzlich genannt, wie: Aswin, Bruder, Grüm, Kern, Kaſtner, Khſling, Mawrer, Rosmann, Payer, Puzzel, Steinprecher, Stürzl, Tanzer, Vogler, Walcher, Zaichen, Czainflegk (ſpäter Zaunfleck) uſw.; vgl. auch v. Krones, a. a. O., 1889, S. 444.

308) Im Urbar der Pfarre und Kirche „St. Stephan im Jaunthall vnterm Feuersperg" v. 1640. — E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 77, ſchließt aus dem Auftreten des Perſonennamens Windiſch (ähnlich wie Leſſiak und Wutte aus dem Ortsnamen Sloveniach), daß das Deutſchtum hier damals ſehr ſtark durchgedrungen war.

Aus der Art der Namengebung kann man mit großer Sicherheit ſchließen, daß die deutſchen Koloniſten ſowohl Südkärntens als Oberkrains aus Baiern[309]) gekommen ſind. —

Die Beſetzung des Hochgebirges.

Der Siedlungsausbau der Ebenen iſt nur zum Teil ein Werk der deutſchen Grundherrſchaftskoloniſation geweſen, ſeine Zeugen ſind die gegründeten Längs- bezw. Reihendörfer des Jauntals und neben anderen vor allem die Waldhufendörfer der oberkrainiſchen Ebenen. Die Beſetzung des Hochgebirges dagegen iſt das alleinige Verdienſt der deutſchen Grundherren.

Von drei randlichen Beckenlandſchaften, dem Klagenfurter Becken (Jauntal), dem Laibacher und dem Rietzer Becken, greifen die grundherrſchaftlichen Kräfte ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts an und dringen gegen die Grenzwildnis der Oſtkarawanken und Steiner Alpen vor.

Die Rodungsbaſen ſind Bleiburg und Rechberg im Norden, Stein im Süden und Oberburg im Südoſten.

Die von Norden kommenden Kräfte ſind gegenüber den von Süden kommenden begünſtigt, da ſie bereits in dem aus dem 11. Jahrhundert ſtammenden ſpäteren Pfarrort Kappel einen Stützpunkt haben.

Der von Norden geführte Stoß hat bereits 1154 das Gebiet der Eiſenkappler Längstalzone zwiſchen den beiden Karawankenzügen erreicht und die Kirche in Ebriach errichtet, während das 1140 geſtiftete Kloſter Oberburg noch ganz am Rand, weit vom Kalkhochgebirge entfernt ſitzt.

Im Südweſten beſteht zur ſelben Zeit (1154) die Kirche Höflein am Eingang des Kankertals.

Die von Kärnten ausgehenden Kräfte ſind offenbar erheblicher bzw. intenſiver geweſen, da es ihnen gelungen iſt, am Seeberg die Waſſerſcheide zu überſchreiten und die Grenze bis zur Enge von Siebenbrünn vorzuſchieben.

Aehnliches wie am Seeländer Becken hat der Herzog von Kärnten noch in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in dem öſtlicher gelegenen Sulzbacher Keſſel verſucht und iſt wahrſcheinlich bis zur Nadelenge, einer ſehr gut naturgemärkten Grenze vorgedrungen, jedoch iſt es hier nicht gelungen, die Grenze ſo weit vorzuſchieben, da der ſauniſche Widerſtand (Oberburg) zu groß war. Wäre der Vorſtoß gelungen, ſo hätte Kärnten die große Mauer der Steiner Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung als prächtige naturverſtärkte Südgrenze gehabt.

---

[309]) Der Grundcharakter dieſer deutſchen Koloniſation iſt bairiſch, andere Stammeselemente konnten ſich nicht behaupten. Vgl. v. Krones, a. a. O., 1889, S. 446

Der 1268 erfolgte Zuſammenſtoß des Sponheimers mit Oberburg an der Uſchowa bezeichnet das Ende des beiderſeitigen Einſchneidens in den Grenzwald. Zu dieſer Zeit beſtehen auf den Karawankenvorlagen, im Vellachgebiet uſw. noch zahlreiche Rodungen.

Die von den Heunburgern, Junekern und Sponheimern im Norden, den Andechſern und Viktringer Ziſterzienſern im Süden und den Oberburger Benediktinern im Südoſten vorgetragene Rodung[310]) geht ſchrittweiſe vor, ſie erfaßt zunächſt die Randgebiete, das Tuffhügelland, ſowie die nördlichen Karawanken und läßt die Talurſprünge noch frei. Ihr entſpricht der bergbauernartige Typ der Einödflur, während die ſpätere Siedlungsepoche, die Beſetzung der Hochtalböden der innerſten Karawankentäler ,weniger der Steiner Alpen, den grabenbauernartigen Streifeneinödtypus trägt. Ihr entſprechen auch ſehr erhebliche Beſitzgrößen.

Die rieſigen Wälder und die wenig bedeutenden Almen des Kalkhochgebirges blieben meiſt in Händen der großen Grundherrſchaften, ein Umſtand, der die kulturlandſchaftliche Erſchließung erheblich gehemmt haben dürfte.

Als eine der letzten Etappen im Siedlungsausbau entſtanden im Gebiete kriſtalliner Schiefer und Aſchentuffe eine Reihe von Schwaighöfen. Sie bilden wie überall meiſt die Obergrenze der Dauerſiedlung, ſteigen aber wegen klimatiſcher Ungunſt und überaus mächtiger Waldbedeckung nicht über 1300 m. Vor allem wurden ſolche Höfe mit überwiegender Viehzucht im Bereiche der Herrſchaft Oberburg[311]) angelegt, einige auch in dem der Herrſchaft Sonnegg. Im ganzen Gebiete der Steiner Alpen und Oſtkarawanken gab es zuſammen ca. 40 Schwaigen.[312])

Die von den Grundherren eingeſetzten Siedler waren Slowenen und Deutſche. Die Zahl der letzten nimmt gegen das Gebirgsinnere hin zu; dort wurden ſtellenweiſe faſt gleichviel Deutſche und Slowenen angeſiedelt. Durchſchnittlich erreicht der Anteil deutſcher Hofnamen im Gebirge 33,3%, jener der ſlowениſchen über 60%.

Im Laufe des ausgehenden Mittelalters wurden die deutſchen Siedler ſlowениſiert, und zwar am ſtärkſten im Oberburger Gebiet, wo der Anteil der deutſchen Hofnamen von ca. 33% im 15. Jahrhundert auf wenig über 10% im 19. Jahrhundert fiel.

---

310) Ueber die Rodungstätigkeit im Hochgebirge ſowie über die Flur- und Siedlungsformen desſelben wurde an anderer Stelle ausführlicher berichtet. ſ. G. Glauert, a. a. O. 1937, S. 464—480.

311) ſ. auch Adolf Gſtirner, Die Schwaighöfe im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Zeitſchr. d. hiſtor. Vereins ſ. Steiermark, Graz 1937, S. 84, 85.

312) Vergleichsweiſe finden wir 1500 in der Freiſinger Herrſchaft Biſchoflack 60 Schwaigen. Siehe Salbuch der Freiſ. Herrſch. Biſchoflack von 1500. Hauptſtaatsarchiv München.

In den Hochgebirgsgemeinden Sulzbach und Heiligengeiſt gab es 1426[313]) noch 41,2% bzw. 47,6% deutſche Hofnamen, 1601[314]) nurmehr 21,2% bzw. 15,3%, 1825—28[315]) endlich nur noch 16,1% bzw. 8,7%. Aehnlich waren in Podvolovlek (Unter dem Ochſenberg) 1426 43,4% deutſche Hofnamen, 1601 nur 27,7% und 1825—28 nurmehr 16,6%. Bei Raducha zählt man 1426 noch 47,6%, im Jahre 1601 nur 12% und 1825—28 allerdings 12,5% deutſche Hofnamen. Im oberkrainiſchen Randgebiet zwiſchen Kanker und Steiner Feiſtritz waren 1458[316]) von den Bewohnernamen 18,5 % deutſche, im 19. Jahrhundert[317]) hat ſich dieſe Zahl nur wenig verändert (Gemeinde Michelſtetten 20,8%, Kerſchſtetten 21,2%, Grad 17,8% uſw.).

Die frühere Viktringer Gemeinde Ranndorf hat 1500[318]) ca. 33,6% und 1825—28 noch 25% deutſche Bewohnernamen.

Gegenüber der ſtarken Slowenisierung der Namen im unterſteiriſchen Sannquellgebiet haben ſich die deutſchen Hofnamen im Jauntal und in den kärntniſchen Oſtkarawanken im allgemeinen gut behauptet. So finden wir in den Ebenengemeinden St. Michael, Feiſtritz, Nieder- und Oberloibach im 16. Jahrhundert[319]) 37,3% bzw. 40% deutſche Hofnamen, 1825—28[320]) z. B. in Feiſtritz ſogar 41,6%, in Penk 36,1% und in Niederloibach 33,3%.

Die in den Karawanken gelegenen Gemeinden Remſchenig, Vellach und Seeland zählten im 16. Jahrhundert[321]) 27,0%, 47,8% und 40% deutſche Hofnamen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts lauten die Zahlen 35,7%, 33,3% und 30,3% für Ober- und 20% für Unterſeeland.

Weitere Schlüſſe kann man aus dem Vergleich der dem „Deutſchen Archiv f. Landes- und Volksforſchung" 1937 beigegebenen beiden Hofnamenkarten mit der dieſer Arbeit beiliegenden Karte der Verteilung der deutſchen Hof- und Familiennamen in den Jahren 1825—28 ziehen.

---

313) Nach dem Oberburger Urbar von 1426, veröffentlicht v. Orožen, Das Benediktinerſtift Oberburg. Marburg 1876, S. 215—318.

314) Nach dem Oberburger Urbar von 1601 (Salbuch). Steierm. Landesarchiv Graz.

315) Nach den Bauparzellenprotokollen des Franziszeiſchen Kataſters (1825/26), Steierm. Landesarchiv Graz.

316) Nach Urbar Kloſter Michelſtetten v. 1458, Nat.Muſ. Laibach.

317) Nach den Bauparzellenprotokollen des Franziszeiſchen Kataſters 1825—28. Kataſtralmappenarchiv b. d. Finanzdirektion Laibach.

318) Nach Urbar Kl. Viktring, Amt Höflein v. 1500, Arch. d. Geſch.Ver. für Kärnten, Klagenfurt Nr. 3/23.

319) Nach den Urbaren der Herrſchaft Bleiburg v. 1524 und 1570 ſowie dem Urbar der Herrſchaft Sonnegg v. 1535. Kärntn. Landesarchiv Klagenfurt.

320) Nach dem Franzisz. Kataſter v. 1827, Kataſtralmappenarch. Klagenfurt.

321) Nach d. Urbar d. lf. Amtes Kappel v. 1573, Kärntn. Landesarch. Klagenf.

Ueber die Bedeutung des Orts- und Hofnameninhalts in den Steiner Alpen und Oſtkarawanken wurden an der oben erwähnten Stelle bereits einige Ausführungen gemacht, weitere, ſowie die Behandlung der Berg- und Flußnamen werden ſpäterhin folgen. —

Die ſpäte Beſiedlung der inneren Hochgebirgstäler wird beſtätigt durch die kirchlichen Verhältniſſe.

Eine Reihe der den dortigen Kirchen und Pfarren zugehörigen Patrozinien entſtammt einer ganz jungen Heiligenſchicht niederdeutſcher Herkunft.

Zu dieſen gehören die Oswaldikirchen in Schwarzenbach und Seeland und die Eliſabethkirche in Laufen.

St. Lorenz in Leutſch dürfte ebenfalls einer ſehr jungen Schicht, nämlich jener der Schutzpatronskirchen angehören.

Keine dieſer Kirchen iſt vor dem 13. Jahrhundert entſtanden.

Die am randlichſten gelegene, Oberburg nicht ſehr ferne Kirche von Laufen, wird 1308 zuerſt erwähnt und kann früheſtens im 13. Jahrhundert errichtet worden ſein.[322]) Laufen iſt eines der älteſten Oberburger Vikariate.

Die St. Lorenzkirche in Leutſch dürfte aus dem 15. Jahrhundert ſein, obwohl ſie im Urbar von 1426 nicht direkt erwähnt wird. Die Pfarre Leutſch wird wahrſcheinlich aus der älteren Pfarre Laufen entſtanden ſein.[323])

Erſt im 14. Jahrhundert, nämlich 1365, wird die in dem durch die Nadelenge von Süden abgeſchloſſenen Keſſel gelegene Kirche Maria Schnee in Sulzbach erwähnt.

Jedoch iſt dieſe Kirche älter, wie ſchon das Vorhandenſein einer romaniſchen Muttergottesfigur beweiſt.[324])

Dem 12. Jahrhundert kann man dieſe Kirche jedoch ſicher nicht zuſchreiben, ſie dürfte früheſtens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entſtanden ſein.

---

[322]) 1308 als Kirche zu „Louen" erwähnt, Kirche gotiſch; ſ. Orožen, Dekanat Oberburg 1874, S. 153, Stift Oberburg, S. 82; Stegenšek, Dekanija Gornjegrajska, 1905, S. 173. Eliſabeth von Thüringen gehört der jungen deutſchen Heiligenſchicht des 13. Jahrhunderts an, ſ. Klebel, Reg. zur Geſch. d. Pfarr. u .Kirchen Kärntens, Car. I, 1928, S. 5 Anhang.

[323]) Sie wird erſt 1541 erwähnt. Orožen, Dekanat Oberburg, S. 144, glaubt, daß die Kirche 1426 jedoch ſchon beſtand, desgleichen auch Stegenšek, a. a. O., 1905, S. 9. Orožen, Dekanat Oberburg, S. 143, iſt der Anſicht, daß die Pfarre Leutſch im 16. Jahrhundert aus der Pfarre Laufen entſtand. Die Mehrzahl der aquilhiſchen Laurentikirchen gehört zur Schicht der Schutzpatronskirchen, welche ſeit 1500 auftreten. Siehe Klebel, Geſch. d .Pf. u. Kirchen Kärntens, 1927, S. 101, 116

[324]) 1365 Stiftung eines Kaplans durch die Grafen von Cilli; ſ. Orožen, Dekanat Oberburg, S. 129, 131, Stift Oberburg, S. 139. Kirche hochgotiſch, romaniſche Muttergottesfigur aus dem 12. Jahrhundert; ſ. E. Klebel, a. a. O., 1926, S. 32, 33; Stegenšek, a. a. O., 1905, S. 6.

Die Oswaldikirche in Schwarzenbach im Mießtal, in ganz ähnlicher Lage wie Eiſenkappel, wird erſt 1362 genannt[325]), 300 Jahre ſpäter als die Eiſenkappeler Kirche. Sie iſt Filiale der Urpfarre St. Michael bei Bleiburg.

Ganz junger Entſtehung iſt endlich die Oswaldikirche in dem jenſeits des Seebergs gelegenen abgeſchloſſenen Seeländer Becken. Sie wird erſt 1593 bezeugt.[325a])

So zeigt ſich, daß außer Eiſenkappel und Ebriach keine der Kirchen und Pfarren des Hochgebirges vor dem 13. Jahrhundert, eine ganze Reihe von ihnen, beſonders die zentralſt gelegenen, erſt im 15. und 16. Jahrhundert entſtanden ſind. —

In der Zeit, in welcher die Beſiedlung des Hochgebirges bereits im Abklingen begriffen iſt, entwickeln ſich vor allem an ſeinen Rändern, weniger im Inneren Städte und Märkte, die allein der deutſchen Kulturkraft ihr Daſein verdanken und deutſches Gepräge[326]) tragen.

Dieſe Siedlungsformen ſind in den Alpenländern jünger als die bäuerliche Siedlung im Gegenſatz zum deutſchen Nordoſten und zum Sudetenland.[327])

Für unſer von Anfang an gemiſchtſprachiges Gebiet gewinnen ſie beſondere kulturelle Bedeutung.

Großenteils ſind ſie während des 13. Jahrhunderts in Anlehnung an bereits im 12. Jahrhundert angelegte Burgſiedlungen entſtanden, wie Bleiburg, Stein und auch wohl Oberburg, zum Teil auch aus alten Pfarrorten wie Eiſenkappel am Ort einer alten Eberndorfer Tochterpfarre.

Sowohl Bleiburg als Eiſenkappel und Stein ſind als Marktorte von ihren Grundherren gegründet worden, worauf die ſtraßenmarktartigen Siedlungsgrundriſſe deutlich hinweiſen.

Bei der Anlage von Kappel und Stein haben ſicher die Verkehrskräfte eine große Rolle geſpielt, während dies auf Bleiburg und Oberbürg weniger, auf Laufen aber garnicht zutrifft.

Bei der Entſtehung von Bleiburg und auch wohl an der von Eiſenkappel haben ferner bergbauliche Kräfte mitgewirkt.

Als Hauptorte der Randlandſchaften des Gebirges im Norden und Süden entwickelten ſich Bleiburg und Stein.

---

325) Vikariat genannt 1362. Oswald gehört zur jungen weſtdeutſchen bezw. niederdeutſchen Heiligenſchicht ſeit dem 13. Jahrhundert. Siehe E. Klebel, a. a. O., 1926, S. 53, 1927, S. 101, 1928 (Nachträge und Regiſter) S. 15 Anhang.

325a) Errichtung des Vikariats 1593. ſiehe E. Klebel, a. a. O., 1926, S. 53.

326) Siehe auch Dimitz, Geſch. Krains, I, Laibach 1874, S. 178; v. Krones, a. a. O., 1889, S. 442.

327) E. Klebel, a. a. O., 1934, S. 61; vgl. auch H. Pirchegger, I, S. 380.

Die ſpätere Entwicklung der Kulturlandſchaft iſt hauptſächlich durch 2 Dinge beeinflußt worden, durch das Aufkommen der Eiſeninduſtrie und des Bleibergbaus, ſowie durch die Fernwirkung der Türkeneinfälle. Die Ende des 15. Jahrhunderts einſetzenden türkiſchen Raubzüge haben auch unſer Gebirge heimgeſucht und die Seebergſtraße als Einfallstor von Krain nach Kärnten benutzt. 1473 brachen die Türken zum erſten Mal durchs Kankertal über den Seeberg ins Jauntal, vernichteten den Widerſtand der Kappler Bürger und brandſchatzten das Jauntal. 1476 und 1478 wiederholten ſich die Einfälle ins Jauntal, von denen auch Bleiburg[328]) bedroht wurde. Stein in Krain, Münkendorf und Michelſtetten waren in jener Zeit ebenfalls in Gefahr.[329]) Im Jauntal hinterließen die Türken große Verödungen, die noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts erkennbar ſind. So zählt man (nach dem Bleiburger Urbar von 1524) in Penk 5 Huben und 12 öde Huben, in Feiſtritz 9 Huben und 16 öde Huben, in Pirkdorf 9 Huben und 14 öde Huben, in St. Michael 9 Huben und 16 öde Huben!

Die Waſſerkräfte der Vellach, Kanker und Feiſtritz begann man im 16. Jahrhundert auszunützen.

1514 und 1544 erſcheinen in Eiſenkappel und an der Mündung der Ebriach die erſten Eiſenhämmer,[330]) welche im 18. Jahrhundert eine gewiſſe Blüte erreichen und Ende des 19. Jahrhunderts durch Aenderungen der Wirtſchaftsſtruktur verſchwinden. Auch an der Steiner Feiſtritz gab es im 18. Jahrhundert Eiſenhämmer[331]), im Kankertal bereits im 16. Jahrhundert.[332])

Durch den ſtarken Holzkohlenbedarf haben die Hammerwerke mit zur Verringerung des Waldbeſtandes beigetragen, die aber nie die erſchreckenden Ausmaße annahm wie in Oberſteier. Andererſeits hat die Eiſeninduſtrie zur Folge gehabt, daß die Wälder des Gebirges durch Holzfäller und Köhler belebt wurden.

---

328) M. Wutte, Aus Bleiburgs Geſchichte. Car. I. 1928, S. 86.

329) Nach Ljudevit Stiasny, Kamnik, Laibach, 1894, II. „Zgodovina mesta v srednjem veku“ war dies 1491.

330) L. Jahne: Die Eiſeninduſtrie im Vellachtal in Kärnten. Mont. Rundſchau 1930, S. 1.

331) Müllner, in „Argo“ 1895, S. 10. — Vgl. das Geſuch des Hammersgewercken Frantz Urbanſchitz (aus der) Feiſtritzer Waldung das benötigte Kohlholz auf dem Fluß Feiſtritz zu dem Hammerwerck Triften zu dürfen. Siehe Repertorium über die Montanistica und Wald Sachen v. Jahr 1786—1790. Nat.Muſ. Laibach.

332) A. Müllner, Das Eiſen in Krain, Argo 1897, S. 61, erwähnt dort ein Eiſenbergwerk im Jahre 1579. — Vgl. „Jtem die Gewerkhen an der Kankher betreffend“, sine actis. Publica, Politica I/126.20 im „Repertorium über die in dem Landes-Vicedom'ſchen Arch. z. Laibach befindlichen Publica, Politica, Ecclesiastica, Urbaralia und camerata. Mauth Acta.“ Nat.Muſ. Laibach.

Abgeſehen von der Köhlerei war die Waldnutzung bis zu Beginn der Neuzeit äußerſt gering, heißt es doch noch im Joſephiniſchen Kataſter von Koprein, daß das Holz überall einen gleich niedrigen Preis habe, da es doch nicht zu verkaufen ſei.

Die Haupturſache für die ſchlechte Verwertung des Waldbeſtandes war und iſt die überaus ſchlechte Transportlage des Holzes. Immer wieder kehren in den Kataſtern Klagen wieder, daß gutes Holz wegen ſteiler Wände und ſonſtiger Unausbringlichkeit nicht zu verwerten ſei.

Wie in anderen Gebieten der Oſtalpen nahm auch hier bereits im Mittelalter die Waldverwüſtung teilweiſe überhand, ſo daß bereits im 16. Jahrhundert ſtrenge herrſchaftliche und landesfürſtliche Rodungsverbote ergehen mußten.

Im Sanntal war ſchon im 16. Jahrhundert die Flößerei entwickelt, denn wir finden in der Oberburger Gültenſchätzung von 1542 eine Reihe von Untertanen im Beſitze von „Holzſchwemm-Genuß".

Im 18. und 19. Jahrhundert hat die Flößerei auf der Sann bedeutendere Ausnaße angenommen, das Holz wurde ſannabwärts in die Sawe und dieſer folgend weiter bis in die Donau und in die Balkanländer verflößt.

Seit dem 16. Jahrhundert ſind die Viehbeſtände des Hochgebirges teilweiſe außerordentlich ſtark zurückgegangen, vor allem wurde davon die einſt blühende Schafzucht im Seeländer und Sulzbacher Gebiet betroffen.

Das Seeländer Schaf,[333]) ein ausgeſprochen anſpruchsloſes Gebirgstier, galt als gutes Zuchtvieh und wurde auch nach auswärts hin verkauft. Es war für die verkarſteten Plateaus und zerriſſenen Grate der Steiner Alpen gerade das geeignetſte Weidetier.

Seit Ende des 16. Jahrhunderts (1588) wurde zwiſchen Leppen- und Lobnigggraben auch Eiſenſteinbergbau betrieben, doch iſt er nicht beſonders ergiebig geweſen.

Genauere Nachrichten über den Bleibergbau am Hochobir haben wir erſt ſeit Beginn des 18. Jahrhunderts.[334])

Infolge ſchlechter Abſatzverhältniſſe und ausländiſcher Konkurrenz iſt der Bleibergbau am Hochobir zu Beginn dieſes Jahrzehnts zum Erliegen gekommen, während er an der Petzen im Mießgebiet zur Zeit noch recht beſchäftigt iſt.

---

333) A. Sohner, Studien über das Kärntner Schaf. Sonderdruck aus „Arbeiten der Lehrkanzel f. Tierzucht an der Hochſchule f. Bodenkultur in Wien". 1929. S. 87.

334) Ludwig Jahne: Geſchichtliche Entwicklung der Bergbauten am Hochobir, Montan. Rundſchau XXI. Jahrg .1929.

Die Bevölkerungszahl im Hochgebirge iſt trotz der Türkenkriege auffallend konſtant geblieben, das lehren die Verhältniſſe des Vellachtales wie auch des oberen Sanngebietes. Im Amt Kappel war die Hubenanzahl 1524 und 1573 mit 175 und 177 faſt die gleiche, die Beſitzerzahl ebenfalls. Die Anzahl letzterer ſtieg von 183 im Jahre 1524 auf ca. 205 im Jahre 1827.

Im oberen Sanngebiet bis zum Rietzer Becken ohne die beiden Marktorte und Dorf Leutſch war gleichfalls die Hofbeſitzerzahl in den Jahren 1426, 1542 und 1601 mit 473, 476 und 487 faſt gleichbleibend. Bis zum Jahre 1826 ſtieg ſie dann auf 568. Die Verteilung der Höfe auf die einzelnen Gemeinden zeigt die Karte der Beſiedlung des oberen Vellach- und Sanntales im 16. Jahrhundert.

Die Bevölkerung hat allerdings ſeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſtark abgenommen; in einigen Hochgebieten wie in Trögern z. B. von 120 Einwohnern im Jahre 1881 auf 58 im Jahre 1923!

Der Gerichtsbezirk Eiſenkappel gehörte bis 1923 zu den Gebieten mit ſtärkſter Bevölkerungsabnahme in Kärnten.

Im großen und ganzen hat ſich die junge Rodungslandſchaft des Hochgebirges ſeit dem Mittelalter nur wenig verändert. Zu Bauernlegungen großen Stils iſt es hier nicht gekommen, nur im Vellachtal hat Graf Thurn im vorigen Jahrhundert eine Reihe von Huben aufgekauft, mit Förſtern beſetzt und verwalden laſſen.

Der deutſche Kultureinfluß

macht ſich noch heute in zahlreichen Erſcheinungen bemerkbar, wobei nur an die häufig dem Deutſchen entnommenen Bezeichnungen für Hausgeräte, an das Brauchtum uſw. erinnert ſei. Auch Hausbau und Volksſprache iſt voll von deutſchen Elementen. In Unterkärnten erwähnt Graber[335]) das Entzünden von Oſterfeuern und Oſterſchießen bis zum Karawankenhauptkamm, Johannisfeuer ſelbſt noch in Oberkrain, das Auftreten urſprünglich deutſcher Sagengeſtalten, wie Pechtra baba (Perchta), Škrat = Schrat, von den žalik žene = Saligen Frauen. Auch im oberſten Sanntal ſind ſolche Geſtalten noch lebendig, wie die Žalžene in Laufen, beim Raduschnik uſw., der Škrat, der Divja jaga = wilder Jäger, uſw.[336])

Von deutſchem Einfluß zeugen auch die dort üblichen Hausbezeichnungen kamra = Kammer, Keuder oder Kelder = Keller, die Bezeichnung fruštik = Frühſtück, uſw.[337])

---

[335]) Deutſche Kultureinflüſſe bei den Kärntner Slowenen, Wien. Zeitſchr. für Volkskunde 1931, S. 11—15.

[336]) Kocbek: Savinjske Alpe, Cilli 1926, S. 238—75.

[337]) Kocbek ebda., S. 233—34.

Umvolkungsvorgänge beim Deutſchtum in Slawonien.

Von Wilhelm Sattler (München).

Einführung.

Mit dem Ausdruck Umvolkung bezeichnen wir den Uebergang von einem Volkstum zum anderen. Jede Volksgruppe iſt von Seiten ihrer fremdvölkiſchen Umgebung und des fremden Staates einem beſtimmten Druck ausgeſetzt, der beſtrebt iſt, die beſtehenden Unterſchiede auszugleichen und häufig den allmählichen Verluſt des eigenen Weſens zur Folge hat. So wird als hervorragendſtes Ausdrucksmittel die Sprache zurückgedrängt, ſebſtändige kulturelle Formen verſchwinden, wirtſchaftliche Spannungen werden überbrückt, und ſchließlich bewirkt eine raſſiſche Vermiſchung die vollſtändige Vernichtung volklicher Eigenheiten. Nicht immer vollziehen ſich dieſe Vorgänge allein unter ſtaatlichem Zwang, ſondern auch geringe Spannungen der Volkstümer zueinander und unentwickeltes Volksbewußtſein können eine ganz allmähliche, aber ebenſo vollſtändige Aufſaugung bewirken.

Das ſlawoniſche Deutſchtum zählt zu den jüngſten Volksinſeln des Südoſtens, wo ſich infolgedeſſen in Zuſammenhang mit der Mannigfaltigkeit ſeiner Anſiedlungsbedingungen und -zeit, des wirtſchaftlichen und ſozialen Aufbaus und ſeinem geringen Anteil an der Geſamtbevölkerung, ſowie ſeiner Zerſtreuung uſw. ein Bewußtſein der völkiſchen Zuſammengehörigkeit bisher nicht entfalten konnte, und erſt in den letzten Jahren eine Selbſtbeſinnung einſetzte. Seine Siedlungen zeigen in ganz verſchiedenem Maße Erſcheinungen, die uns über die Vorgänge der Umvolkung unterrichten, wie ſie auch in anderen auslandsdeutſchen Gebieten zu verzeichnen ſind, ebenſo wie die Ergebniſſe der Unterſuchung auch für zahlreiche andere deutſche Volksinſeln zutreffen.

Allgemeine Lage.

Um von dem Ausmaß der Entwicklung ein Bild zu entwerfen, ſoll ein Mittel herangezogen werden, deſſen Zuverläſſigkeit zwar oft in Frage geſtellt wird, die amtliche Statiſtik. Der Vergleich der Volkszählungen in den einzelnen Jahrzehnten geſtattet unter Berückſichtigung verſchiedener Faktoren wie Zu-, bzw. Abwanderung, natürliche Vermehrung uſw. Rückſchlüſſe auf den Umfang der Kroatiſierung, vorausgeſetzt, daß auf die kleinſte Einheit — das Dorf — zurückgegriffen werden kann.

Nach der Zählung von 1931[1]) gibt es in Slawonien[2]) 67401 Deutſche, d. ſ. 9,08% der Geſamtbevölkerung, während 1910 72327 gezählt wurden; der Verluſt beträgt alſo 6,8% innerhalb dieſer 21 Jahre. Da dieſe Zahl an ſich noch wenig ausſagt, ſollen die deutſchen Ortſchaften nach dem Hundertſatz der Deutſchen in beſtimmten Gruppen zuſammengefaßt und mit dem Stand von 1910 verglichen werden.

Anteil der Deutſchen an der Geſamtbevölkerung	Zahl der Ortſchaften	Zahl der Deutſchen 1931	Hundertſatz am Geſamtdeutſchtum	Zahl der Deutſchen 1910	Entwicklung 1910—31
80—100%	20	11906	18%	10677	+ 11,5%
60— 80%	11	3411	5%	2732	+ 25,6%
40— 60%	21	10006	15%	8722	+ 14,7%
20— 40%	30	27055	40%	25423	+ 6,4%
10— 20%	41	6461	9%	6178	+ 4,6%
0— 10%		8562	13%	18595	— 53,9%

Es zeigt ſich, daß die Orte mit deutſcher Mehrheit entſprechend dem natürlichen Wachstum ſtark zugenommen haben. Selbſt nach Abzug der Neugründungen bleibt bei der Gruppe 80—100% eine Zunahme von 9.6%, bei der Gruppe 60—80% eine ſolche von 16.9%. In ihnen ſcheint alſo im allgemeinen kein Volksverluſt durch Kroatiſierung vorzuliegen. Anders die übrigen, wo der deutſche Anteil in der Minderheit iſt. Von ihnen zeigen die Orte mit einem nennenswerten deutſchen Hundertſatz (10—40%) noch eine ſchwache abſolute Zunahme, während der große Reſt der Deutſchen, die in der Zerſtreuung leben (in Orten unter 10% der Geſamtbevölkerung), in ſo ſtarkem Maße verloren gegangen iſt, daß dadurch nicht nur die Zunahme der Geſamtzahl aufgehoben, ſondern ſogar in eine Abnahme umgewandelt wird. Schon dieſe rohe Zuſammenſtellung ergibt im Laufe der zwanzig Jahre bei den Orten unter 10% deutſchen Bevölkerungsanteils einen Verluſt von etwa 10000, eine Zahl, die man nach eingehender Unterſuchung noch vervielfachen kann. Auch die Orte von 10—40% haben große Verluſte, denn ihr Wachstum entſpricht durchaus

[1]) Upravno sudsko i crkveno razdjeljenje i imenik prebivalšta savske banovine, (Einwohnerverzeichnis der Savebanſchaft), Agram 1937. — 2. Handſchriftliches Tabellenmaterial des Staatsamtes für Statiſtik in Agram über die Volkszählungen von 1910, 1921 und 1931. — 3. Wilhelm Sattler: Die deutſchen Siedlungen in Slawonien (mit einer Karte) in: Auslandsdeutſche Volksforſchung, H. 1, Jg. 2, Stuttgart 1938, S. 72—80.

[2]) Gemeinſam mit Hermann Rüdiger S. 2 (Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien und Syrmien [Sonderdruck aus „Der Auslandsdeutſche", H. 4, April 1937, S. 2]) verſtehen wir darunter den mittleren Teil des kroatiſchen Zwiſchenſtromlandes, deſſen Grenzen außer durch Drau und Save im W durch die Weſtgrenzen der ehemaligen Geſpanſchaften Poſchega und Wirowitiza gebildet werden und im O die Bezirke Wukowar, Winkowzi und Schupanja einſchließen.

nicht der natürlichen Bevölkerungsbewegung. Eine Abwanderung hat im allgemeinen nicht ſtattgefunden. Wenn man bedenkt, daß der Volkstumsverluſt nicht erſt in der Nachkriegszeit begann, ſondern ſchon in früheren Jahrzehnten ſich abſpielte, vermag man zu ermeſſen, wieviel deutſches Volkstum hier ſchon verloren gegangen iſt.

Soviel ſagt uns ſchon die bloße Gegenüberſtellung der ſtatiſtiſchen Ergebniſſe der Volkszählungen. Freilich mag dagegen eingewendet werden, daß die amtlichen Zählmethoden nicht einwandfrei ſeien. Tatſächlich liegen auch bei der Zählung des ſlawoniſchen Deutſchtums einige Unſtimmigkeiten vor, auf die ich ſchon hinweiſen konnte.[3]) Es muß aber betont werden, daß das Ausnahmefälle ſind, die leicht aufgedeckt und ausgeſchieden werden können. Im allgemeinen kann für Slawonien geſagt werden, daß das mutterſprachliche Bekenntnis bei der Volkszählung den wirklichen Stand recht gut wiedergibt. Dieſe Zahlenangaben allein laſſen aber noch keine eindeutigen Rückſchlüſſe zu. Sie können nur eine Grundlage abgeben für weitere Unterſuchungen an Ort und Stelle, die ich im Sommer 1937 vor allem in der ſlawoniſchen Drauniederung durchführte. In 5 Verwaltungsbezirken (Eſſeg, Walpowo, Donji Miholjaz, Naſchize, Slatina und Wirowiza) mit 27 507 Deutſchen beſuchte ich alle Dörfer mit nennenswerter deutſcher Bevölkerung, insgeſamt über 50. Entſprechend ſind die angeführten Beiſpiele auch faſt alle aus dieſem Gebiet entnommen, können aber ohne weiteres verallgemeinert werden, da die Bedingungen in ganz Slawonien die gleichen ſind. In Ergänzung der ſtatiſtiſchen Angaben wurden die Zahlen der deutſchen Familiennamen und derjenigen Familien feſtgeſtellt, in denen die Hausſprache noch Deutſch iſt.

Im günſtigſten Fall ſtimmen alle drei Zahlen überein. Das trifft für die rein deutſchen Ortſchaften zu, wo auch bisher kaum ernſthafte Umvolkungserſcheinungen vorliegen. Anders in den gemiſchten Ortſchaften, von denen zunächſt einige beſonders auffällige Beiſpiele herausgegriffen ſeien.

	Geſamteinwohner 1931	Deutſche Familiennamen	Perſonenzahl der Deutſchen 1910	1931	Deutſchſprechende Familien
Suhopolje	1584	105	289	232	53
Zabuna	1229	83	157	231	17
Nowaki	800	47	242	147	25
Wirowitiza	6975	228	426	291	24
Petrijewzi	2320	110	197	158	1
Djurdjenowaz	1879	114	166	194	0

Dieſe Aufzählung, die ſich noch beliebig fortführen ließe, zeigt, daß die Verluſtzahlen, die ſchon bei der allgemeinen Statiſtik errechnet wurden,

[3]) Sattler, a. a. O. S. 77.

keineswegs zu hoch gegriffen sind, sondern im Gegenteil noch erhöht werden müssen, so daß wir nahezu doppelt so viel Deutschstämmige rechnen können als die Statistik angibt, anders ausgedrückt, daß wir in Slawonien trotz der jungen Besiedlung schon die Hälfte unseres Blutes eingebüßt haben, seit der Zählung von 1931 aber auch schon wieder einen nennenswerten Hundertsatz (wohl fast ein Viertel), wenn man die Hausprache als entscheidendes Merkmal anerkennen will.

Diese Tatsachen erhellen uns ausreichend das Ausmaß und die Gefahren der Entvolkung und damit die Wichtigkeit eines Versuchs, sie im einzelnen kennenzulernen. Bevor wir auf die Besprechung einzelner Beispiele eingehen, wollen wir uns kurz einen Ueberblick über die allgemeinen siedlungsgeographischen und bevölkerungspolitischen Verhältnisse verschaffen, soweit sie für unsere Untersuchung von Bedeutung sind. Bereits oben konnten wir deutliche Unterschiede zwischen dem Grad des deutschen Bevölkerungsanteiles in den Ortschaften feststellen. Die beiden Hauptgruppen, rein deutsche Dörfer (80—100%) mit 11 906 und die starken Minderheitssiedsiedlungen (20—40%) mit 27 055 Deutschen, nach Abzug der Städte noch mit 11 585, dafür ihnen aber zuzurechnen die schwächeren Minderheitssiedlungen (10—20%) mit 6 461 entsprechen den Ansiedlungsverhältnissen: einerseits Neugründungen, andererseits Einsiedlungen.

Die Neugründungen können staatliche, sog. ärarische oder privatgrundherrschaftliche des 18., letztere aber auch des 19. Jh.s sein, oder sie sind durch privaten Kauf bäuerlicher Gruppen vor oder kurz nach dem Kriege entstanden. Die Siedler waren entweder direkt aus dem Reichsgebiet (Stammsiedlungen) oder schon in Ungarn, Batschka oder Syrmien, aber auch in Slawonien selbst ansässig (Tochtersiedlungen). Die Einsiedlungsbewegung setzte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. Sie brachte aus den südungarischen Komitaten und aus der Batschka, wo die Bodenpreise in der Nähe der deutschen Ortschaften stark angestiegen waren, kleinere Familiengruppen in slawische Ortschaften, in die sie sich einkauften, wo sie häufig vereinzelt blieben, oft aber noch andere nach sich zogen und auf diese Weise bedeutende deutsche Einsiedlungen begründeten. Beide Siedlungstypen sind von vornherein auseinander zu halten, da das völkische Leben sich inmitten fremdvölkischer Dorfgenossen anders abspielen muß, als in einem rein deutschen Dorf, das als deutsche Einheit sich von der Umgebung abhebt. Sie sollen daher auch in getrennten Abschnitten behandelt werden.

Das Deutschtum stellt nach den Serbokroaten die stärkste Volksgruppe in Slawonien dar. Nach der Zählung von 1931 ergibt sich folgendes Bild:

Geſamtbevölkerung	Deutſche		Serbokroaten		Orthodoxe		Madjaren		Tſchechen u. Slowaken	
	abſol.	%	abſol.	%	abſol.	%	abſol.	%	abſol.	%
742427	67401	9,08	584943	78,8	174986	23,57	40288	5 43	27451	3,70

Die überwältigende Mehrheit haben die Serbokroaten. Nach Abzug der Serben, die man annähernd mit den Orthodoxen gleichſetzen kann, ergibt ſich aber, daß die katholiſchen Kroaten nur wenig mehr als die Hälfte der Geſamtbevölkerung ausmachen. Immerhin ſind ſie überall das beſtimmende Element.

Durch die Berührung mit dem Staatsvolk vollziehen ſich im ſlawoniſchen Deutſchtum jene Erſcheinungen, deren Ausmaß wir ſchon kennengelernt haben und die wir noch näher unterſuchen wollen. Hier iſt es nötig feſtzuhalten, daß im Gegenſatz zum benachbarten Syrmien und zur Wojwodina das Staatsvolk überwiegend durch die Kroaten vertreten wird, während dort die orthodoxen Serben vorherrſchen. Es iſt verſtändlich, daß bei der bekenntnismäßigen Zuſammenſetzung der Deutſchen, die in der Mehrzahl katholiſch ſind, den katholiſchen Kroaten gegenüber weniger Unterſchiede beſtehen als zu den Serben. Hinzukommt, daß ſchon vor dem Kriege im damaligen Königreich Kroatien-Slawonien beſonders ſeit dem Ausgleich mit Ungarn im Jahre 1868 eine Kroatiſierungspolitik betrieben wurde, wie ſie uns beſonders in der Schulfrage noch begegnen wird und die innerhalb des ſüdſlawiſchen Staates u. a. durch politiſche Parteien mit anderen Mitteln fortgeſetzt wird.

Einſiedlungen.

Staatliche Zwangsmaßnahmen, wie ſie uns in Ungarn in der Namensmadjariſierung oder auch in Slowenien in der Ausbürgerung oder in dem Grenzzonengeſetz entgegentreten, ſind für das ſlawoniſche Deutſchtum direkt nicht feſtzuſtellen, obwohl ſich auch hier Maßnahmen wie die Agrarreform volklich auswirken. Die Kroatiſierung iſt vielmehr ein Vorgang, der, wohl begünſtigt durch das Staatsweſen, ſich im weſentlichen aber ohne ſtaatliche Gewalt überall unter der Oberfläche vollzieht und den Beſtand dieſer deutſchen Siedlungsgruppe gefährdet.

Da die Einſiedlungen mehr als zwei Drittel des ſlawoniſchen Deutſchtums erfaſſen und bei ihnen die Kroatiſierung am ſtärkſten iſt, faſt als unumgänglich erſcheint, ſollen ſie zuerſt näher betrachtet werden. Wenn es bei rein deutſchen Ortſchaften möglich ſein wird, gewiſſe Faktoren, die eine Umvolkung herbeiführen, herauszugreifen und geſondert zu behandeln, ſo iſt bei den Einſiedlungen nötig, das Geſamtbild des Dorfes herauszuſtellen, weil hier weniger Einzelheiten, wie politiſche Parteien, Schul-

weſen, Kirche uſw. wirkſam ſind, ſondern vor allem das Zuſammenleben mit fremdvölkiſchen Dorfgenoſſen von ausſchlaggebender Bedeutung iſt. Es ſollen daher zunächſt eine Anzahl typiſcher Beiſpiele aufgezählt werden, wo unter verſchiedenen Bedingungen in wechſelndem Ausmaß ſich eine Kroatiſierung vollzogen hat. Die erſten vier Beiſpiele (Waſchka, Zabuna, Suhopolje und Petrijewzi) ſind bezeichnend für ländliche Siedlungen verſchiedener Größe, in die ſich Deutſche, meiſt aus der Schwäbiſchen Türkei, aber auch aus umliegenden rein deutſchen Ortſchaften ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingekauft haben und dort als Kleinbauern unter Kroaten, zum Teil auch zuſammen mit Serben, Madjaren und anderen wohnen. Daran ſchließt ſich eins (Bankowzi), in dem ſich, abweichend von allen übrigen, noch heute Madjariſierungserſcheinungen zeigen, ein Zeichen, daß eine Umvolkung ſich nicht immer zum Staatsvolk hin vollziehen muß. Die für Fabrikſiedlungen typiſchen Verhältniſſe zeigt Beliſchtſche. Schließlich folgen noch zwei Beiſpiele für ſtädtiſche Siedlungen, die alte Geſpanſchaftsſtadt Wirowitiza und die Hauptſtadt Slawoniens, gleichzeitig ſein wirtſchaftlicher, politiſcher und kultureller Mittelpunkt, Eſſeg.

Waſchka.

Zunächſt eine kleine Ortſchaft unter 1000 Einwohnern mit einem Anteil von 13% Deutſchen:

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Madjaren	Deutſche
1910	958	783	45	127
1921	933	788	37	108
1931	937	788	28	120

Dicht an der Drau, die Grenzfluß gegen Ungarn iſt, liegt abſeits großer Straßen auf der Diluvialterraſſe in einer lockeren Kette von Siedlungen Waſchka, das verwaltungsmäßig zum Bezirk Slatina fällt. Seit 1850 begann die Einſiedlung Deutſcher aus der Schomodei jenſeits der Drau in dieſe kroatiſche Ortſchaft, wodurch 44 deutſche Familien hier anſäſſig wurden. Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſind ungünſtig; ein Teil des Bodens iſt tief und liegt häufig unter Waſſer, der andere wäre zum Anbau, z. B. von Kartoffeln durchaus geeignet, aber die ſchlechten Wege, die im Winter überhaupt nicht mehr fahrbar ſind, ſchließen das Dorf völlig vom nächſten Bezirksort (12 km) ab. Hinzu kommt, daß bei Zuteilung von Agrarfeldern die Deutſchen nicht berückſichtigt wurden, während die Kroaten pro Kopf ein Joch bekamen. Dadurch iſt die wirtſchaftliche Vormachtſtellung der Deutſchen gebrochen und es iſt auch im Dorfbild kaum noch möglich, deutſche Häuſer von anderen zu unterſcheiden. Ein Teil der Deutſchen bearbeitet als Hälftler Agrarfeld oder findet als Taglöhner in den umliegenden Meierhöfen Beſchäftigung.

Verfolgt man die Statiſtik der letzten Jahrzehnte, ſo möchte man kaum annehmen, daß ein Viertel der Bevölkerung deutſch iſt. Von den 44 Familien mit deutſchem Namen bekannten ſich 1931 nur noch 20 Familien zur deutſchen Mutterſprache, 19 aber als Kroatiſch und noch 5 als Gemiſchtſprachig. Sind die letzteren auch auf Miſchehen zurückzuführen, ſo hat bei den „kroatiſchen" Familien jedoch meiſt keine raſſiſche Vermiſchung ſtattgefunden, ſondern ein allmähliches Uebergehen zur kroatiſchen Sprache — nicht erſt in der Nachkriegszeit — die Unterſchiede zum kroatiſchen Volkstum verwiſchen laſſen. Ebenſo ungünſtig iſt die Lage, wenn wir die tatſächliche Hausſprache (1937) berückſichtigen. Von den 20 „deutſchen" Familien ſprechen noch 15 im Hauſe Deutſch, wenn auch bei ihnen einige ſind, wo die Kinder nur noch recht wenig können. Auch unter den „Kroaten" gibt es noch einige deutſchſprechende Familien. Aber die Gaſſenſprache iſt kroatiſch und die erwachſene Jugend bedient ſich ihrer ausſchließlich.

Suchen wir nun nach der Urſache, die maßgebend ſein könnte, daß ein Teil ſein Deutſchtum noch behält, ein anderer aber ſchon ſo weit im Kroatentum aufgegangen iſt, daß er nicht einmal mehr Deutſch verſteht. Die Deutſchen ſind faſt ausſchließlich Kleinbauern. Eine Zuſammenſtellung zeigt, daß bei den „Kroaten" der Durchſchnittsbeſitz 8,2 Joch pro Familie beträgt, während er bei den „Deutſchen" beträchtlich höher liegt, nämlich bei 11,7 Joch. Der kleinere Beſitz förderte unter ihnen alſo den Volkstumsverluſt. Die Durcharbeitung der Pfarrmatrikeln ergab, daß zwei völlig verkroatete Familien ſchon vor der deutſchen Beſiedlung anſäſſig waren, wahrſcheinlich damals ſchon kroatiſch verſippt. Sie werden auch im Dorf nicht einmal mehr als Deutſchſtämmige angeſehen. Unter den Einwanderern kamen die meiſten aus Szent László (Schomodei). Für 11 jetzt im Dorf lebende Familien konnte dieſer Herkunftsort auch nachgewieſen werden; unter ihnen ſind nur drei, die ſich als Kroaten bezeichnen, alle anderen haben ſich deutſch gehalten. Demgegenüber ſind Einwandererfamilien aus Ujfalu (Schomodei) völlig verkroatet. Wir ſehen alſo, daß auch der Herkunftsort für die Kroatiſierung von Bedeutung iſt.

Zabuna.

Ueber 1000 Einwohner und faſt 20% Deutſche hat Zabuna, Sitz eine politiſchen Gemeinde im Bezirk Wirowitiza.

	Geſamtbevölkerung	Katholiſche	Orthodoxe	Serbokroaten	Madjaren	Deutſche
1910	1183	845	324	759	257	157
1921	1122	790	318	735	138	228
1931	1229	752	449	931	60	231

Unmittelbar am Fuße des Hügellandes liegt es an der großen Straße der Drauniederung, etwa in der Mitte zwiſchen Slatina und Wirowitiza, und iſt gleichzeitig Bahnſtation. Bereits 1782 findet ſich in den Matrikeln des Franziskanerkloſters in Wirowitiza eine Eintragung, die 4 deutſche Familiennamen nennt, die heute allerdings nicht mehr feſtzuſtellen ſind. Die deutſchen Anſiedler dürften in größerer Zahl erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingewandert ſein. Sie kamen aus den ſüdungariſchen Komitaten, meiſt aus Szulok, beſaßen zunächſt nur wenig Feld, bearbeiteten meiſt herrſchaftliches ums Drittel oder das von Einheimiſchen (Serben) um die Hälfte und kauften es teilweiſe ſpäter. Noch heute iſt die wirtſchaftliche Lage nicht günſtig. Es gibt nur 6 Bauern, die mehr als 10 Joch Feld beſitzen, viele haben nicht einmal ein Pferdegeſpann. Sie arbeiten als Hälftler oder im Taglohn. Aber da ſind die Bedingungen ſchlechter als vor dem Kriege, als es durch die Herrſchaft noch genug Feld und Arbeit gab.

Auch hier hat ſich ein deutſches Leben nie entfalten können. Auf der Gaſſe hört man kein deutſches Wort. Schule und Kirche haben nie deutſchen Charakter gehabt. Durch die allgemeine Gleichgültigkeit der Deutſchen iſt es auch zu keinen nennenswerten Abgrenzungen weder zu den Serben, noch zu den Kroaten gekommen. Die Bevölkerungsſtatiſtik gibt uns ein ſcheinbares Steigen des deutſchen Anteils an, das jedoch nicht der Wirklichkeit entſpricht. Nach 1910 hat keine nennenswerte Einwanderung mehr ſtattgefunden und die heute vorhandenen 83 deutſchen Familiennamen zeigen uns, daß der blutsmäßige Anteil noch größer iſt. Aus dem niedrigen Stand von 1910 erſehen wir, daß ſchon damals die Kroatiſierung bedeutend war, während das Ergebnis von 1931 den Anſchein einer Rückdeutſchung erweckt. Unter Zuhilfenahme der wirklichen Hausſprache ändert ſich das Bild aber bedeutend. Von den 231 Perſonen, die ſich als Deutſche bezeichneten, leben 77 in 17 rein deutſchen Familien, die auch alle noch Deutſch ſprechen, 119 aber in 26 rein deutſchen Familien, die jetzt Kroatiſch als Hausſprache haben, und noch weitere 30 in 16 Familien, die völkiſch gemiſcht ſind. Darüber hinaus ſind 24 Familien mit deutſchem Namen völlig verkroatet, d. h. ſie bekannten ſich weder bei der Zählung als Deutſche, noch ſprechen ſie im Hauſe Deutſch. Aufſchlußreich iſt eine Aufgliederung in die Berufsgruppen.

Bekenntnis bei der Volkszählung	Hausſprache	Bauern	Taglöhner Arbeiter	Handwerker	Beamte
rein deutſch	deutſch	10	7	—	—
rein deutſch	kroatiſch	10	15	1	—
deutſch u. kroat. gem.	„	4	7	4	1
kroatiſch	„	6	15	3	—

Sie zeigt uns bei den noch Deutſchſprechenden ein Ueberwiegen der Bauern, während ſonſt die Taglöhner und Arbeiter zahlenmäßig ſtärker ſind, die alſo der Kroatiſierung viel eher erliegen, ähnlich wie auch die Handwerker.

Suhopolje.

Noch ſtärkeren blutsmäßig deutſchen Anteil zeigt der Marktflecken Suhopolje, ebenfalls auf der Straße nach Wirowitiza, dem mit der Bahn Vorüberfahrenden von fern durch den Kuppelbau ſeiner Kirche kenntlich.

	Geſamtbevölkerung	Kathol.	Orthod.	Juden	Serbokraten	Madjaren	Deutſche
1910	1306	1211	43	44	747	233	289
1921	1866	1685	148	—	1015	484	206
1931	1584	1355	194	24	1066	190	232

Schon ſeit Beſtand der Matrikeln (1802) finden wir vereinzelt Deutſche, die bei der Herrſchaft Thereſowaz im Dienſt ſtanden und vermutlich ſchon um 1770 gekommen ſind. Häufiger werden ſie ſeit 1830. In dieſem Jahr ſind von den 26 Geſtorbenen des Ortes 11 Deutſche. Die älteſten Gaſſen waren von Deutſchen und Slowaken beſiedelt und zeigen noch heute einen ſtarken deutſchen Anteil. Vor dem Kriege wurde der Name Thereſowaz umgeändert in Suhopolje, worunter vorher nur die an das Herrſchaftsgebiet angrenzende kroatiſche Siedlung verſtanden wurde. Die Tabelle zeigt beſonders die Zunahme der Kroaten auf Koſten der Madjaren und Deutſchen, wobei die Slowaken von vornherein meiſt ſich als Kroaten zählen ließen, zum Teil allerdings auch eingedeutſcht wurden. Trotz ihrer großen abſoluten Zahl haben die Deutſchen keinerlei kulturelles Leben entwickeln können. Die Kirchenſprache war immer kroatiſch, trotzdem zur Pfarre auch das rein deutſche Kapan gehört, wo von Zeit zu Zeit deutſche Gottesdienſte ſtattfinden. Auch eine deutſche Schulabteilung hat es nie gegeben, obwohl genügend Kinder zuſammenkämen. Maßgebend iſt unter den wenigen Deutſchbewußten die Furcht vor der andersvölkiſchen Mehrheit. Bei den anderen iſt durch äußerſt ſtarke biologiſche Vermiſchung der Unterſchied zum Kroatentum vielfach ſchon verwiſcht. Außerdem ſind es gerade Deutſchſtämmige, die in der kroatiſchen Bewegung an führender Stelle ſtehen und jeden Verſuch unterdrücken, etwa eine deutſche Organiſation oder Schulabteilung zu gründen. In Suhopolje gab es 1931 105 Haushaltungen mit deutſchen Namen. Davon bekannten ſich aber nur 28 als Deutſche, während ebenſoviel (28) Kroatiſch als Mutterſprache angaben und faſt die doppelte Anzahl (49) gemiſcht ſind, alſo teils deutſche, teils kroatiſche Mutterſprache angaben. In den rein deutſchen Haushaltungen leben nur 103 Deutſche, 88 in den gemiſchten und der Reſt von

41 in völlig kroatiſchen Haushaltungen verſtreut. Die berufliche Gliederung zeigt, daß unter den ſich als Deutſche Bekennenden die Bauern ſtark überwiegen, während bei den „Kroaten" die Handwerker in der Mehrheit ſind. Kennzeichnend iſt, daß auch die Intelligenz mit deutſchen Namen (Apotheker und Lehrer) verkroatet iſt.

Mutterſprache bei der Zählung 1931	Bauern	Handwerker	Taglöhner	ohne Beruf
rein deutſch	14	4	1	9
rein kroatiſch	9	12	1	3
deutſch u. kroat. gem.	16	19	7	5

Bei der Kontrolle, welche Sprache tatſächlich im Hauſe üblich iſt, ergab ſich folgendes Bild: von den 28 rein deutſchen Familien ſprechen alle Deutſch, mit Ausnahme von dreien, die gar nicht und einer, die nur wenig Deutſch ſprechen. Die „kroatiſchen" Familien mit deutſchem Namen ſprechen auch unter ſich nicht mehr Deutſch, bis auf 7, die es noch als Hausſprache haben, trotzdem ſie ſich bei der Zählung als „Kroaten" führen ließen. Unter dieſen ſind drei Handwerker und drei Mittelbauern. Von den gemiſchten Familien ſprechen 22 Deutſch und 27 Kroatiſch. In den meiſten Fällen liegen hier Miſchehen vor, in denen meiſt die Frau eine Kroatin iſt und die Kinder es ebenfalls werden. In den noch Deutſch ſprechenden Familien dieſer Gruppe ſind hingegen meiſt Schwiegerſöhne und -töchter fremder Volkszugehörigkeit, die ſpäter auch die Sprache im Haus beſtimmen werden, ſelbſt wenn es heute noch als deutſches gezählt werden kann. In einigen Fällen bekannten ſich beide Eltern noch als Deutſch, während für ihre Kinder Kroatiſch als Mutterſprache angegeben iſt. Hier iſt alſo im Gegenſatz zu den Miſchehen eine Kroatiſierung vollzogen ohne Aenderung der volklichen Subſtanz. Die Feſtſtellung der Geburtsorte ergibt, daß faſt die Hälfte aller deutſchen Familien auswärts geboren iſt. Die ſich als Deutſche Bekennenden ſtammen überwiegend aus deutſchen Ortſchaften, teilweiſe aus der Batſchka oder aus der Umgebung (z. B. aus dem benachbarten Kapan.) Die „Kroaten" ſind aus den umliegenden gemiſchten Ortſchaften eingewandert, ebenſo wie die Gemiſchtſprachigen, die auch aus weiteren Ortſchaften einzeln zugewandert ſind.

Petrijewzi.

Den größten Rückgang einer ſtarken bäuerlichen Siedlung weiſt Petrijewzi im Bezirk Walpowo, an der Mündung der Karaſchiza in die Drau, auf.

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Juden	Deutſche
1910	2437	2195	24	197
1921	2311	1939	20	339
1931	2320	2102	22	158

Im Volksmund gibt es noch heute eine deutſche Gaſſe, die vor dem Kriege nur von Deutſchen bewohnt war, jetzt aber in Auflöſung begriffen iſt. Schon in den Jahren 1841—44 finden wir in den Matrikelbüchern faſt 40 deutſche Namen, ſo daß eine Zahl von etwa 200 Deutſchen angenommen werden kann. Bereits 1857 iſt bei einer Geſamtbevölkerung von 2090 eine Zahl von 292 feſtgeſtellt. Aber ſchon 1910 war die alteingeſeſſene Bevölkerung ſo weit verkroatet, daß damals ſich nur 197 als Deutſche bekannten. Die Zählung von 1921 brachte einen ſcheinbaren Anſtieg, der aber 1931 wieder zuſammenfiel. Die Siedler ſind vorwiegend aus Apatin (Batſchka) und aus der Baranja (Gemeinde Darda) gekommen als Kleinbauern mit einem Durchſchnittsbeſitz von 5 bis 7 Joch und Handwerker, z. T. auch Fiſcher. Vor dem Kriege hatten ſie durch Taglohn bei der Bizowazer Herrſchaft zuſätzlichen Verdienſt, der aber mit der Aufteilung ausfiel. Im heutigen Dorfbild kann man die deutſchen Häuſer nicht mehr von den übrigen unterſcheiden. Aus der Unterſuchung der Geburtsorte kann als Regel abgeleitet werden, daß all die, die ſich noch als Deutſch bezeichneten, nicht in Petrijewzi geboren ſind, während ſich faſt alle Einheimiſchen als „Kroaten" führen ließen. Von den 112 deutſchen Familien gaben 38 eine Gemiſchtſprachigkeit an. Hier liegen faſt immer Miſchehen vor, ſeltener werden auch die Kinder als Kroaten angegeben. In dieſen Fällen ſcheint die Kroatiſierung unaufhaltſam und ſie hat inzwiſchen noch weitere Fortſchritte gemacht. Heute (1937) gibt es nur noch ein Haus, in dem die Kinder Deutſch ſprechen! (Hier iſt der Beſitzer aus Apatin zugewandert.) Im allgemeinen ſind die erſten Worte der Kinder wohl noch Deutſch, ſowie ſie aber vom Haus auf die Gaſſe kommen, gewöhnen ſie ſich ſehr ſchnell das Kroatiſche an und wollen ſpäter nichts anderes mehr ſprechen. Die Kroatiſierung iſt hier alſo faſt vollſtändig, trotzdem nahezu 500 Deutſchſtämmige vorhanden ſind.

Bankowzi.

Eine Sonderſtellung in der Umvolkung des ſlawoniſchen Deutſchtums nimmt Bankowzi ein.

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Madjaren	Deutſche
1910	413	155	164	86
1921	411	88	212	97
1931	437	144	148	127

Abſeits der Straße liegt es etwa 5 km von Orahowiza entfernt zwiſchen Reſtſtücken des ehemaligen Niederungswaldes im Bezirk Naſchize. Hier wanderten ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zuſammen mit Madjaren Deutſche aus Südungarn (Szaks) ein, arbeiteten zunächſt vielfach als

Täglöhner auf den umliegenden Meierhöfen, die in madjariſchen Händen waren, ſind heute aber meiſt Mittelbauern und vermiſchten ſich ſtark untereinander. Sogar die wenigen ortsanſäſſigen kroatiſchen Familien (7) wurden madjariſiert. So kommt es, daß es zwar 33 Familien mit deutſchem Namen gibt, darunter aber nur wenige mit rein deutſcher Mutterſprache. Faſt alle ſind mit Madjaren oder Kroaten gemiſcht. Anderſeits gibt es eine Anzahl kroatiſcher und madjariſcher Namen, die ſtärkeren deutſchen Anteil zeigen. Nach der Statiſtik ſind nur 9 Familien rein deutſch, ſprachlich aber geht die Madjariſierung noch weiter. Nur ein einziges Haus gibt es, wo immer Deutſch geſprochen wird und dort nur, weil die Tochter längere Zeit in Batſchka bei Verwandten geweſen iſt. Sonſt können die Kinder faſt gar nicht Deutſch, ſondern ſprechen unter ſich Madjariſch. Das Sonderbare iſt, daß auch nach dem Kriege die Madjariſierung nicht einer Kroatiſierung gewichen iſt, ſondern noch weitere Fortſchritte gemacht hat, obwohl die Kinder durch die Schule ſtreng gehalten werden, kroatiſch zu lernen und zu ſprechen. Eine Ortsgruppe, die im Februar 1937 gegründet wurde, ſteht nur auf dem Papier und hat vorerſt keinerlei Arbeitsmöglichkeit, da eine Scheidung in Deutſche und andere infolge der ſtarken Durchmiſchung ſo gut wie ausgeſchloſſen iſt.

Beliſchtſche.

Als Muſterbeiſpiel einer Fabrikſiedlung ſoll uns Beliſchtſche dienen.

	Geſamtbevölkerung	Kathol.	Orthod.	Juden	Serbokroaten	Madjaren	Deutſche
1910	1560	1255	92	138	485	561	458
1921	1950	1661	113	104	898	556	412
1931	1994	1668	162	86	1602	145	139

Bereits 1881 wurde bei Valpovo nahe der Drau eine Sägemühle errichtet, die von Anfang an auch deutſche Arbeiter herbeizog. Die ſtarke Rodungstätigkeit ſeit den 70er Jahren, die den Niederungswald erheblich zurückdrängte, lieferte genügend Material für eine ſchnell emporblühende Holzinduſtrie. So entwickelte ſich bald eine Dampfſäge, eine Faßfabrik (die Faßdaubenerzeugung ſpielte in dem Export eine hervorragende Rolle), eine Tanninfabrik und ſchließlich eine Parkettfabrik. Mit der Erſchöpfung des Waldbeſtandes in der Umgebung mußte das Netz der ſlawoniſchen Induſtriebahn, deren Hauptwerk in Beliſchtſche iſt, immer mehr erweitert werden. Dieſe Bahn ſteht alſo in engem Zuſammenhang mit der Firma und iſt jetzt ebenfalls eine Aktiengeſellſchaft in jüdiſchen Händen.

Die Einwohner von Beliſchtſche, das eine eigene politiſche Gemeinde bildet, ſind faſt alle bei der Firma oder der Eiſenbahn beſchäftigt. Sie ſind

in Werkswohnungen untergebracht und bilden zuſammen mit Leuten aus Walpowo den feſten Facharbeiterſtamm, während ungelernte Arbeiter und zeitweiſe Beſchäftigte aus den umliegenden Ortſchaften kommen. Die Statiſtik zeigt uns, daß von jeher ein ſtarker Anteil unter den Arbeitern und Angeſtellten deutſch war, der aber reſtlos aſſimiliert wird. Die ſtarke Abhängigkeit, die Werkswohnung, die bunte Umgebung (faſt alle Völker des ſüdſlawiſchen Staates finden ſich hier zuſammen), das Fehlen jeglicher Bindung zu Volksgenoſſen, dies alles ſind die wichtigſten Faktoren, die ein Volksbewußtſein untergehen laſſen, trotzdem die Deutſchen vielfach in gehobenen Stellungen ſind (Werkmeiſter, Vorarbeiter uſw.) und nicht eigentlich proletariſiert werden. Die 130 deutſchen Familien ſind aus allen Ortſchaften Slowoniens, aus Ungarn und aus entfernten Gebieten zuſammengekommen. Da es faſt immer einzelne Perſonen waren, ſtammen ſie aus ganz verſchiedenen Ortſchaften. Infolgedeſſen ſind auch die Miſchehen recht zahlreich. Nur 13 Familien bezeichnen ſich als rein deutſch, 55 als rein kroatiſch, während der ganze Reſt (62), d. i. die Hälfte, Gemiſchtſprachigkeit angibt. In faſt all dieſen Fällen handelt es ſich um völkiſche Miſchehen! Die wirkliche Lage iſt inſofern noch ſchlechter, als es keine Familien mehr gibt, mit Ausnahme der jüdiſchen, in denen Deutſch geſprochen wird. So iſt alſo im Laufe einer Generation eine völlige Kroatiſierung vollzogen.

Wirowitiza.

Als Beiſpiel der Vernichtung einer ſtarken Einſiedlung in einer Stadt ſoll uns Wirowitiza dienen.

	Geſamtbevölkerung	Kathol.	Orthod.	Juden	Serbokroaten	Madjaren	Deutſche
1857	4147	3931	58	137	—	237	631
1910	5916	5664	166	229	5076	379	426
1921	6460	5888	241	—	5580	329	269
1931	6975	6240	378	233	5981	366	291

Wirowitiza, nach der die frühere Geſpanſchaft, die die ganze Drauniederung umfaßte, benannt war, wird ſchon 1234 als Stadt mit deutſchem Bevölkerungsanteil erwähnt.[4]) 1533 von den Türken zerſtört, wurde der Ort erſt 1684 wieder zurückerobert und damit auch einer deutſchen Beſiedlung wieder erſchloſſen. Vom Grafen Pejačević erwarben 1843 die Fürſten von Schaumburg-Lippe, die uns als Gründer deutſcher Siedlungen entgegentreten, dieſe Herrſchaft. Hier haben ſie der Wirtſchaft und der ganzen Landſchaft ein deutſches Gepräge aufgedrückt: ein gepflegtes Forſtweſen entſtand, die Ackerflächen wurden dräniert, Muſterwirtſchaften ange-

[4]) Karl Frhr. v. Czörnig, Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie, Wien 1857. Bd. II, S. 250.

legt und beſonders die Züchtung von Edelraſſen betrieben. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelte ſich auf dieſer Grundlage eine Induſtrie: eine Zuckerfabrik, Bierbrauereien, Brennereien u. a., die aber wegen der ſchlechten Verkehrsverhältniſſe zum Teil wieder eingingen. Deutſche Einwohner, vorwiegend wohl Handwerker, fanden ſich vereinzelt ſchon im 18. Jh. in Wirowitiza ein. Um die Mitte des 19. Jh.s erreichte die deutſche Bevölkerung wohl den höchſten Stand (über 600), wobei auch deutſche Beamte und Pächter aus dem Reichsgebiet zu nennen ſind, die zur Herrſchaft gehörten. Aber ſchon früh ſetzte die Kroatiſierung in dieſem ehemals ſehr bedeutenden Markt ein. Die Statiſtik zeigt ein beträchtliches Abſinken der deutſchen Zahlen, trotzdem eine geringe Zuwanderung noch immer angehalten hat. Insgeſamt gibt es 232 Familien mit deutſchem Namen, das wären etwa tauſend deutſche Einwohner (alle Zahlen beziehen ſich nur auf die Stadt ſelbſt, nicht auf die ihr verwaltungsmäßig angegliederten kleineren Orte, die z. T. deutſch ſind, wie Breſik, Antunowaz, Korija uſw.). Von dieſen 232 Familien gaben noch 24 Deutſch als Mutterſprache an, aber 141 Kroatiſch, und der Reſt (67) war gemiſcht. Die Tabelle zeigt die Aufgliederung in Berufsſtände, aus der hervorgeht, daß unter den Kroatiſierten die Handwerker vorherrſchen, während bei den „Deutſchen" die Bauern überwiegen.

Mutterſprache bei der Zählung 1931	Bauern	Handwerker	Arbeiter Taglöhner	Beamte Intellektuelle	ohne Beruf
rein deutſch	7	1	8	2	6
ein kroatiſch	36	56	15	15	19
deutſch u. kroat. gem.	11	22	17	8	9

Noch ungünſtiger iſt die Lage, die ſich bei Feſtſtellung der Hausſprache ergibt. Von den 80 in (24) rein deutſchen Familien Lebenden ſprechen 26 nicht mehr ihre Mutterſprache. Die 10 Familien (= 45 Perſonen), die ſich als Deutſche bekannten und auch noch Deutſch ſprechen, ſind ſämtlich nicht in Wirowitiza geboren, ſondern zugezogen, entweder aus benachbarten deutſchen Siedlungen, wie Breſik, Lukatſch, Kapan oder Ungarn bzw. dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet. Bei den gemiſchtſprachig Aufgeführten handelt es ſich meiſt um Miſchehen. In der Regel werden die Kinder als Kroatiſch gezählt, wenn ein Elternteil nicht Deutſch iſt. In mehreren Fällen, wo der Vater Deutſcher iſt und die Mutter Madjariſch oder Tſchechiſch als Mutterſprache angab, wurden die Kinder als Kroaten geführt. Hier hat ſich auch ſtets das Kroatiſche als Hausſprache durchgeſetzt; im ganzen gibt es bei den Gemiſchtſprachigen nur 4 Fälle, wo ſtändig Deutſch geſprochen wird. Hervorgehoben werden müſſen noch 13 Familien, in denen beide Elternteile deutſch ſind, ſich auch als ſolche bekennen, die Kinder als Kroaten geführt ſind und im Hauſe auch nicht mehr Deutſch

ſprechen. Trotzdem man hier alſo in gewiſſem Sinne von einem deutſchen Bewußtſein ſprechen kann, denn beide Eltern fühlen ſich noch als Deutſche, haben die Einflüſſe der fremden Umgebung, die Schule u. a. m., die Kinder zu Kroaten werden laſſen.

Eſſeg.

Die Umwandlung einer deutſchen Stadt zeigt uns der Hauptort Slawoniens, Eſſeg. Seine neuzeitliche Entwicklung begann nach Vertreibung der Türken (1687). Der Mittelpunkt war die Feſtung, die 1710—21 neu aufgebaut wurde. Zuſammen mit dem Militär kamen deutſche Gewerbetreibende und Kaufleute, die ſich hier niederließen und durch gediente Soldaten ergänzt wurden. Aehnlich war die Zuſammenſetzung der Oberſtadt, während die Unterſtadt nach dem Rákóczi-Aufſtand einen Zuſtrom von Flüchtlingen aus Südungarn, meiſt Serben, erhielt. Um die wirtſchaftlichen Bedürfniſſe der Beſatzung, beſonders die Getreidelieferung, ſicherzuſtellen, wurden deutſche Koloniſten angefordert, die ſeit 1720 Meierhöfe gründeten, aus denen ſich die Neuſtadt entwickelt hat. Auf dieſe Weiſe war nicht nur die Feſtung, ſondern ganz Eſſeg vorwiegend deutſch beſtimmt. Während des 18. Jahrhunderts waren in der Feſtung faſt alle Bürgermeiſter Deutſche, und auch in der Unterſtadt finden wir viele deutſche Namen.[5]) Auch während des 19. Jahrhunderts war das Bürgertum in Eſſeg Deutſch beſtimmt. Die erſte Zeitung erſchien 1848 in deutſcher Sprache, in ihrer Haltung war ſie jedoch madjariſch, ſowohl im politiſchen wie im völkiſchen Sinn (gegen Wien und Agram). Auch ſpätere Zeitungen erſchienen weiterhin in deutſcher Sprache, bis 1902 die erſte kroatiſche Zeitung auftauchte. Aufſchlußreich iſt die Bevölkerungsſtatiſtik in den letzten Jahrzehnten.

	Geſamtbevölkerung	Deutſche	Prozentſatz der Deutſchen an der Geſamtbevölkerung
1880	18201	8970	49
1890	19778	10657	54
1900	23018	12039	52
1910	28505	10778	38
1921	34485	10077	29
1931	40337	9731	24

Es zeigt ſich, daß der deutſche Anteil an der Geſamtbevölkerung nicht nur relativ abnimmt, indem er durch den Zuſtrom von Fremden zurückgedrängt wird, ſondern auch abſolut im Sinken begriffen iſt. Auf dieſe Weiſe ging die Zahl der Deutſchen, die 1900 ihren Höhepunkt erreicht hatte, (nicht erſt ſeit 1918!) bis 1931 auf den Stand etwa von 1885 zurück!

[5]) J. Bösendorfer, Series iudicum trium cameralium civitatum ac triunae civitatis necnon consulum liberae regiaeque civitatis Osijek. In: Zbornik arheološkog Kluba „Mursa“. Eſſeg 1936.

Eine Zählung der deutſchen Familiennamen nach dem Adreßbuch von 1937 ergab unter Ausſcheidung der Juden etwa 6800 deutſche Namen, d. h. nahezu 25 000 Deutſchſtämmige. Die Volkstumsverhältniſſe gehen allerdings beſonders beim Arbeiter- und Handwerkerſtand und bei den Intellektuellen außerordentlich ſtark durcheinander, ſodaß es ſowohl Träger kroatiſcher Namen gibt, die unbedingt Deutſche ſein wollen, als noch mehr mit deutſchen Namen, die empört ſind, wollte man ſie als Deutſche bezeichnen, die auch nie die deutſche Sprache gekonnt haben. Unter dem Bürgertum trifft man vielfach ſolche Deutſchſtämmige, die ihre Vergangenheit nicht verleugnen, gut und gern Deutſch ſprechen, aber durch und durch ſich als Kroaten fühlen, nicht nur in politiſcher Hinſicht. Sie ſind feſt davon überzeugt, als Deutſche dank ihrer Ueberlegenheit die Aufgabe zu haben, das kroatiſche Volk in ſeinen Belangen zu vertreten und zu führen. Für das Dritte Reich ſind ſie vielfach begeiſtert, aber ein völkiſches Eigenleben der deutſchen Siedlungsgruppe lehnen ſie entſchieden ab.

Lediglich in den Außenbezirken iſt das Deutſchtum noch geſchloſſen anzutreffen. Hier hat man die Kleinbauern, Handwerker und Arbeiter durch die Kulturorganiſationen erfaſſen können und einige Jugendgruppen aufgebaut, die ſich mit jenen des Hauptſiedlungsgebietes durchaus vergleichen können.

Zuſammenfaſſung.

Damit ſoll die Betrachtung von Einſiedlungen abgeſchloſſen ſein. Beſonderheiten der einzelnen Typen, von denen ſich noch eine Reihe von Abarten aufzählen ließ, wurden an den Beiſpielen ſchon hervorgehoben. Zuſammenfaſſend laſſen ſich die Hauptpunkte etwa folgendermaßen charakteriſieren:

Ausſchlaggebend iſt, daß die Anſiedlung völlig planlos und privat, in kleinen Gruppen oder einzelnen Familien, manchmal ſogar durch Einzelſtehende und nicht auf einmal, ſondern in einer längeren Zeitſpanne ſich abſpielte. Das ſlawoniſche Landſchaftsbild läßt nur kleine Ortſchaften entſtehen, ſodaß es zu Siedlungen in dem großen Stil wie in der Batſchka nicht kommen kann, daß alſo das deutſche Element zahlenmäßig nie die Oberhand erreicht. Durch vorwiegenden Einkauf in kroatiſche Hausplätze kam es nur ſelten zur Entwicklung einer deutſchen Gaſſe. Wo eine ſolche bei den Zuſiedlungen vorhanden war, iſt ſie in den letzten Jährzehnten in Auflöſung begriffen. Auf dieſe Weiſe wird zunächſt die Gaſſenſprache Kroatiſch. Männer und Kinder lernen ſehr bald die kroatiſche Umgangsſprache, unter ſich ſprechen ſie noch Deutſch und nur mit Fremden Kroatiſch; überwiegt aber deren Zahl, ſo tritt das Deutſche immer mehr zurück, beſonders, wenn ſich

der Einfluß der kroatiſchen Schule hinzugeſellt. Die Hausſprache bleibt zunächſt weiterhin Deutſch. Dieſe Trennung in Haus- und Gaſſenſprache kann ſehr lange beibehalten werden, durch Generationen hindurch. Allmählich beginnen aber die übrigen volklichen Unterſchiede ſich zu verwiſchen. Infolge der Iſolierung geht das deutſche Volksgut verloren: Handarbeiten mit deutſchen Sprüchen werden durch kroatiſche Muſter allmählich erſetzt, die Stadt, wo an den Markttagen eingekauft wird, liefert überhaupt keine deutſchen Waren, wodurch auch die Tracht betroffen wird. Wenn nun keine ſonſtigen Gegenſtände konfeſſioneller, ſozialer oder anderer Art beſtehen, erfolgt beſonders von den Kindern aus der Einbruch in die Hausſprache. Häufig klagen die Eltern dann, daß ſie immer nur kroatiſche Antworten von den Kindern bekommen. Das geht ſogar ſoweit, daß ſich manchmal Großeltern und Enkel kaum noch verſtändigen können, beſonders wenn ſie nicht in einem Hauſe wohnen. Schließlich entſteht bei den Kindern eine Scheu vor der deutſchen Sprache, weil ſie hierin nicht ſo ſicher ſind, wie im Kroatiſchen, das ſie als Schriftſprache lernen. Auch in rein deutſchen Ortſchaften bekommt man immer wieder zu hören, daß das Kroatiſche doch fließender geht als das Deutſche, und wenn etwas recht ſchnell oder genau geſagt werden ſoll, iſt der mundartliche Wortſchatz häufig zu gering und es kommt dann Kroatiſch heraus. Hand in Hand mit dem ſprachlichen Verluſt geht häufig die raſſiſche Vermiſchung, wobei es im einzelnen verſchieden iſt, ob die Miſchehe erſt die Vernichtung der deutſchen Hausſprache bringt, was wohl der häufigſte Fall iſt oder aber der Verluſt der deutſchen Hausſprache als letztes völkiſches Ausdrucksmittel auch das Bewußtſein der raſſiſchen Verſchiedenheiten vernichtet.

Dieſe Entwicklungsreihe iſt keineswegs ſtarr; wie wir an den einzelnen Beiſpielen ſahen, kann die Entvolkung in jeder Stufe beginnen oder aufhören. Unbeachtet gelaſſen wurden die parteipolitiſchen Einflüſſe, die hier auch überall wirkſam ſind und dazu beitragen, ein deutſches Bewußtſein auszuſchalten und die Unterſchiede zum Kroatentum zu beſeitigen. Sie ſollen bei den rein deutſchen Ortſchaften näher behandelt werden, weil ſie dort in den klareren Formen auftreten. Die Empfänglichkeit für die Umvolkung iſt verſchieden, teils nach der ſtammlichen Zugehörigkeit, mehr noch nach dem Chaarakter der Mutterſiedlung. In vielen Fällen hat dort bereits eine Zerſetzung begonnen, die ſich erſt hier ausgewirkt hat. Eine große Rolle ſpielt die ſoziale Struktur: die unabhängigen und bodenverbundenen Bauern halten ſich am längſten, bei Handwerkern, Taglöhnern und Arbeitern macht ſich die wirtſchaftliche Abhängigkeit und die größere Freizügigkeit bemerkbar. Intellektuelle gehen in allen Fällen verloren. Auf dieſe von der ſozialen Schichtung abhängige Umvolkung ſoll auch ſpäter bei den rein deutſchen Ortſchaften noch eingegangen werden.

Wollen wir einen vorläufigen Schlußſtrich ziehen, ſo müſſen wir doch ſagen, daß es äußerſt ſchwer ſein wird, der Entvolkung in dieſen Einſiedlungen wirkſam entgegen zu treten. Was ſich 1931 noch als Deutſch bekannt hat, iſt inzwiſchen noch weiter fremden Einflüſſen erlegen, und die heute noch deutſchſprechenden Familien ſind vielfach erſt in dieſer Generation aus rein deutſchen Ortſchaften oder aus günſtigeren Gebieten eingewandert. Zwar iſt es auch in den Einſiedlungen zu Gründungen von Ortsgruppen der kulturellen Organiſationen gekommen, aber der Dauererfolg bleibt abzuwarten.

Zuſiedlungen.

Ergänzend zu den vorherigen Beiſpielen ſeien noch einige genannt, die von dieſer unabänderlich erſcheinenden Entwicklungsreihe abweichen. Es ſind Orte, in denen der deutſche Anteil zahlenmäßig ſo groß iſt, daß das volkliche Eigenleben geſichert ſcheint und die ſomit einen Uebergang zu den rein deutſchen Ortſchaften vermitteln.

Spiſchiz-Bukowiza.

Dieſe Ortſchaft, die ganz am Rande der ſlawoniſchen Drauniederung im Bezirk Wirowitiza liegt, iſt durch eine frühzeitige ſtarke deutſche Zuwanderung ausgezeichnet.

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Deutſche
1910	1906	1125	578
1921	1988	1475	424
1931[6])	1750	987	707

Schon mit Beginn des 19. Jh.s, alſo früher als die allgemeine Einſiedlungsbewegung begann, d. h. in den Jahren 1804—08, tauchen die erſten Deutſchen in den Matrikeln auf. Die Anſiedler kamen faſt alle aus dem ſchon 1715 gegründeten Szulok jenſeits der Drau und kauften den Kroaten Felder und Hausplätze ab. Durch dieſe Bewegung wurden die Kroaten allmählich aus der Dorfmitte verdrängt und die Deutſchen, die ſich hier zunächſt in die Häuſer eingekauft hatten, fingen bald an, auch eigene zu bauen. Auf dieſe Weiſe entſtand zwiſchen dem Kirchenplatz und der Landſtraße eine überwiegend deutſche Gaſſe, wenn auch noch überall zwiſchen den Kroaten einzelne deutſche Häuſer vorkommen.

---

[6]) Ausſchließlich Winogradi.

Wie die Tabelle des Grundbeſitzes zeigt, iſt der ſoziale Aufbau durch das Ueberwiegen des Mittelbeſitzes günſtiger als ſonſt in den Einſiedlungen.

Beſitzgrößenklaſſen in Joch	0—1	1—5	6—10	11—20	über 20
Zahl der Betriebe	14	29	35	44	5

Die Zwerg- und Kleinbeſitzer ſind zum Teil Hälftler oder haben ihren Verdienſt durch Holzführen vom Wald an die Bahn, die für den allgemeinen Abſatz ſich hier günſtig auswirkt. Beſonders lohnend iſt der Kartoffelanbau, durch den ein großer Teil der Steuern gedeckt wird.

Alle Träger deutſcher Namen bekannten ſich als Deutſche; darüber hinaus iſt eine weitverzweigte kroatiſche Familie reſtlos eingedeutſcht, deren Stammvater als Knecht in ein deutſches Haus eingeheiratet hatte. Eine einzige anſäſſige Familie mit deutſchem Namen bezeichnet ſich als kroatiſch und iſt auch völlig kroatiſiert. In den Matrikeln ließ ſich nachweiſen, daß ſie ſchon lange vor der deutſchen Beſiedlung, nämlich ſchon 1764 im Ort und ſchon 1799 kroatiſch verſippt war; hier iſt jegliche Erinnerung an einen deutſchen Ahnherrn ausgelöſcht.

Hatte ſich in früheren Jahren unter den Männern und Kindern ſchon eine weitgehende Angleichung an die Kroaten vollzogen, wozu die Kirche das ihre tat, ſo begann ſeit einigen Jahren ein deutſches Bewußtſein ſich zu entwickeln: Der Aufbau einer deutſchen Schulabteilung ſeit 1933 und die Ortsgruppengründung, die ſchon im Januar 1935 vollzogen wurde, ließ dieſe Einſiedlung in die Reihe der aktiven deutſchen Orte treten, zu denen ſonſt nur die rein deutſchen Gründungen gehören. Infolge des kroatiſchen Druckes im eigenen Ort iſt der Zuſammenſchluß hier feſter als ſelbſt in den rein deutſchen Dörfern: faſt alle deutſchen Kinder (70) ſind in der deutſchen Schulabteilung, die Ortsgruppe hat 125 Mitglieder und die übrigen, die nicht eingetreten ſind, kann man nicht zu den gegneriſchen Kreiſen rechnen, da ſie meiſt nur unintereſſiert ſind. Bei den Kindern empfindet man hier beſonders deutlich, wie günſtig ſich eine deutſche Unterrichtsſprache und die Kenntnis der deutſchen Schrift auch auf die Umgangsſprache auswirkt. Bei ihnen äußert ſich das Deutſchbewußtſein damit, daß ſie nicht mehr mit kroatiſchen Kindern ſpielen wollen und nur noch Deutſch ſingen und ſprechen. Gegenüber der Verſchämtheit durch die Verächtlichmachung ihres Deutſchtums — der Ausdruck „švaba“ wurde durchaus als Schimpfwort empfunden — ſcheint ſich jetzt wieder ein geſundes Deutſchbewußtſein in allen Altersſtufen durchzuſetzen.

Weliſchkowzi.

Wo die Karaſchiza erſtmalig dicht an die Drau herankommt, liegt zwiſchen Walpowo und Donji Miholjaz neben der Landſtraße eine ur-

ſprünglich rein kroatiſche Ortſchaft, in die ſeit 1840 Deutſche vorwiegend aus Apatin, aber auch aus ſüdungariſchen Komitaten einwanderten.

	Geſamtbevölkerung	Deutſche	Kroaten
1910	621	338	260
1921	596	332	253
1931	607	325	265

Die Kroaten waren damals verſchuldet und verkauften das Feld billig, ſodaß allmählich eine ſchwache deutſche Mehrheit entſtand, die ſich auch durchſetzte und eine Zuſiedlung entſtehen ließ, die in die Reihe von Spiſchiz-Bukowiza und Tſchatſchinzi gehört. In ihrer ſozialen Gliederung zeigt ſie durch den ſtarken Mittelbeſitz einen recht geſunden Aufbau.

Feldbeſitz in Joch	0—1	1—5	5—10	10—20	20—50	über 50
Zahl der Haushaltungen	9	12	14	13	16	3

Demgegenüber iſt der Feldbeſitz der Kroaten viel geringer (Größtbeſitz 22 Joch). Es herrſcht die Zweifelderwirtſchaft mit dem Wechſel von Mais und Weizen, die in der Donauebene verbreitet und nur auf gutem Boden möglich iſt. Die günſtige Nachkriegsentwicklung der hohen Weizenpreiſe regte die unternehmenden Deutſchen zum Feldkauf, Häuſerbau und zur Anſchaffung von Maſchinen an. Da nicht immer ſofort Bargeld vorhanden war, nahm man Kredit auf in Erwartung einer weiterhin günſtigen Konjunktur. Nun ſetzte aber 1929 die Kriſe ein, die 1932 voll zum Ausbruch kam und in der die Weizen- und Viehpreiſe erheblich ſanken, ſodaß zur Tilgung einer Schuld z. B. 7 Joch Feld verkauft werden mußten, die früher durch 2 Joch ausgeglichen werden konnte. Die Folge war eine heute noch beſtehende Verſchuldung, durch die trotz des Bauernentſchuldungsgeſetzes einige Höfe noch immer gefährdet ſind. Demgegenüber ſind die Kroaten ſchuldenfrei, da ſie infolge ihres geringeren Unternehmungsgeiſtes keine nennenswerten Käufe und Wirtſchaftsverbeſſerungen vornahmen, auf dieſe Weiſe alſo von der Kriſe kaum betroffen wurden.

Infolge des wirtſchaftlichen Niederganges verloren die Deutſchen auch den völkiſchen Halt. Sie erhofften von den kroatiſchen Führern eine Beſſerung und gerieten unter parteipolitiſche Einflüſſe. Das ging ſo weit, daß man auf der Gaſſe kein deutſches Wort mehr hörte und beſonders die Jugend auch im Hauſe nicht mehr Deutſch ſprechen wollte und nur kroatiſche Lieder ſang. Vor zwei Jahren trat trotz des Widerſtandes des Pfarrers, der Renegat iſt, ein völliger Umſchwung ein. Es gelang, eine Ortsgruppe zu gründen und allmählich ein geſundes Deutſchbewußtſein wieder aufzubauen. Heute iſt der kroatiſche Einfluß völlig geſchwunden, gegenüber den ortsanſäſſigen Kroaten hat ſich eine klare Scheidung vollzogen, und die Ortsgruppe zählt jetzt zu den rührigſten der Umgegend.

Tſchatſchinzi.

Als Beiſpiel einer jungen Zuſiedlung ſei Tſchatſchinzi genannt, zwiſchen Naſchize und Slatina an der großen Straße liegend, dort, wo die ſlawoniſche Induſtriebahn, die auch die Ausflügler Eſſegs in das Papuk-Gebirge bringt, die Hauptlinie kreuzt.

	Geſamtbevölkerung	Katholiſche	Orthodoxe	Serbokroaten	Madjaren	Deutſche
1910	988	500	271	486	120	310
1921	1288	686	312	727	144	356
1931	2217	1296	426	1231	237	607

Dieſe Zuſiedlung entſtand erſt ſeit 1908. Damals boten ſieben Obrowazer Bauern ihr gemeinſames Gut nahe bei dem kroatiſchen Tſchatſchinzi zum Verkauf an. Daraufhin fanden ſich katholiſche Deutſche, vorwiegend aus Obrowaz (Batſchka), aber auch aus Slawonien und der Umgebung von Barcs (Schomodei) ein. Da ihre Zahl aber nicht ausreichte, verkaufte man auch an evangeliſche und reformierte Deutſche, die beſonders nach dem Kriege (1920, 22 und 24) aus der Batſchka, vorwiegend aus Neu-Siwatz, aber auch aus Dobanowzi, Neu-Paſua und anderen Batſchkaer und ſyrmiſchen Ortſchaften einwanderten. Einige kamen auch aus Welimirowaz. Auf dieſe Weiſe entſtand neben dem ſerbokroatiſchen Dorf eine Neuſiedlung, die vorwiegend deutſch beſtimmt iſt. Die Statiſtik von 1931 zeigt uns den großen Anteil (über ein Viertel an der Bevölkerung des ganzen Ortes). Braun[7]) gibt noch neuere Zahlen und nennt von 2873 Einwohnern 757 Deutſche, die ſich annähernd gleich auf die frei konfeſſionellen Gruppen verteilen.

Die wirtſchaftliche Lage iſt günſtig; bei den Beſitzgrößenklaſſen überwiegt ſtark der Mittel- und Großbeſitz.

Feldbeſitz in Joch	0—1	1—5	5—10	10—20	20—50
Zahl der Haushaltungen	29	25	16	34	41

Nach Braun beſitzen die Deutſchen die Hälfte des geſamten Dorfhotters. Deutſche Taglöhner gibt es verhältnismäßig wenig, Haushaltungen, die nur geringen Feldbeſitz haben, ſind zumeiſt Handwerker, insgeſamt etwa 30 deutſche.

In den Konfeſſionen beſtehen zwiſchen Reformierten und Lutheranern keine Unterſchiede, weder wirtſchaftlich, biologiſch noch völkiſch. Sie miſchen ſich auch ſtark untereinander. Anders die Katholiken, die von den anderen einen größeren Abſtand haben. Miſchungen mit proteſtantiſchen Deutſchen

[7]) Fritz Braun, Die deutſche Siedlung Slawoniens und ihre Beziehungen zur Batſchka. In: Beiträge zur Kunde... a. a. O., S. 24—31.

kommen nicht vor, wohl aber — beſonders in früherer Zeit — mit Kroaten. Heute gibt es ſchon etwa 10 gemiſchte katholiſche Familien; vielfach haben auch Kroaten deutſche katholiſche Frauen genommen. Als eine der erſten in Slawonien wurde bereits 1931 eine deutſche Schulabteilung aufgebaut, in der jetzt alle deutſchen Kinder (75) erfaßt ſind, und eine Ortsgruppe des Schwäbiſch-Deutſchen Kulturbundes gegründet. Seit dem Aufbau der Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung gibt es auch von dieſer eine Ortsgruppe. Die innervölkiſchen Auseinanderſetzungen, die ſonſt ſich in Slawonien meiſt poſitiv in einer außerordentlichen Belebung der völkiſchen Arbeit auf beiden Seiten ausgewirkt haben, führten hier zu erheblichen Spannungen und leider zu einer völligen Spaltung der Deutſchen, die weder konfeſſionell noch ſozial bedingt iſt. Ohne dieſe könnte man Tſchatſchinzi, das auch ein durchaus deutſches Gepräge hat, trotzdem nicht einmal ein Drittel des ganzen Ortes Deutſche ſind, zu den volklich geſundeſten Ortſchaften zählen.

Neugründungen.

Nach den drei letzten Beiſpielen, wo ſich ſchon ein ſtarkes Eigenleben der Deutſchen feſtſtellen ließ, kommen wir zur Unterſuchung der rein deutſchen Siedlungen. Unter ihnen gibt es einige, die weitgehende Aehnlichkeit mit den Zuſiedlungen haben, ſich in der Nachbarſchaft eines ſlawiſchen Ortes entwickelten, formell ſelbſtändig, in Wahrheit aber zu klein ſind, als daß ſich ein eigenes Dorfleben voll hätte entfalten können. Ein Uebergreifen auf den benachbarten ſlawiſchen Ort ſchuf dort eine Einſiedlung, für die ſich die Nachbarſchaft der Mutterſiedlung zunächſt günſtig auswirkte. Da dieſe aber zu klein war, um kulturell ſelbſtändig ſein zu können, erfolgte oft auf dem Wege über die Einſiedlung eine Angleichung an das Kroatentum und ſchließlich eine blutsmäßige Vermiſchung. Als Beiſpiel ſollen uns eine ſehr alte und eine junge Gründung dienen.

Deutſch-Mihaljewzi.

Im Poſcheganer Keſſel, nur wenige Kilometer vom Bezirksort entfernt, liegt Deutſch-Mihaljewzi, um 1750 als deutſche Zuſiedlung neben dem kroatiſchen Mihaljewzi entſtanden. Anfangs waren es nur wenige Familien, die wirtſchaftlich ſchlecht geſtellt waren, ſpäter aber noch Zuzug aus nahegelegenen Einſiedlungen des Poſcheganer Keſſels, auch aus Kula und Poretſch ſelbſt erhielten. Noch heute herrſcht der bäuerliche Kleinbeſitz vor; bemerkenswert iſt, daß ſich die einzelnen Familien gegenſeitig mit dem Geſpann aushelfen müſſen. Günſtig für den Abſatz wirkt ſich allerdings die Nähe der Stadt aus.

1931 gab es 193 Einwohner, davon amtlich nur 112 Deutſche. Demgegenüber ſind von insgeſamt 42 Häuſern 32 mit deutſchen Namen (insgeſamt 159 Perſonen). Der Reſt ſind Kroaten und Serben. Allerdings iſt die raſſiſche Vermiſchung ziemlich weit fortgeſchritten. Nur 18 Häuſer ſind noch rein deutſch, während alle anderen kroatiſchen Anteil haben, wie anderſeits auch in den kroatiſchen noch deutſche Elemente vorkommen. Sprachlich hat ſich die Kroatiſierung ſchon reſtlos vollzogen, neben der Gaſſenſprache iſt auch die Hausſprache überall kroatiſch. Nur wenige Kinder verſtehen noch deutſch. Nur die Alten über 50 Jahren können noch fließend ſprechen. Infolge einer völligen Verſtändnisloſigkeit gegenüber völkiſchen und kulturellen Dingen iſt die Gründung einer Ortsgruppe bisher nicht möglich geweſen.

Hier iſt es infolge der Kleinheit und ungünſtigen wirtſchaftlichen Struktur nie zur Ausprägung einer ſelbſtändigen Dorfeinheit und -gemeinſchaft gekommen, die allein das Deutſchtum hätte erhalten können. So ſind im Grunde dieſe kleinen Anſiedlungen nicht viel anders aufzufaſſen als Zuſiedlungen und unterliegen den gleichen Gefahren, beſonders wenn ſie ſchon vor der allgemeinen deutſchen Beſiedlung entſtanden ſind.

Albertinowaz.

Aehnliche Vorgänge zeigen ſich aber auch in jüngeren Siedlungen wie z. B. in Albertinowaz. Südlich der Bahnſtrecke hat ſich im Bezirk Naſchitze, rings umgeben von Waldflächen, vor wenigen Jahrzehnten eine kleine deutſche Rodungsſiedlung entwickelt.

	Geſamtzahl	Katholiſche	Orthodoxe	Serbokroaten	Slowaken	Deutſche
1921	114	109	—	10	—	104
1931	182	162	17	53	14	115

Im Jahre 1907 verkaufte die Szegediner Bank 1410 Joch neben dem ſlowakiſchen Ledenik an 28 deutſche Familien, die vorwiegend aus Erneſtinowo und Karawukowo kamen. Jede nahm für ſich ſo viel ſie verarbeiten konnte, teilweiſe bis über 50 Joch. Nachfolgende Notjahre machten jedoch eine Abtragung der Schuld unmöglich und da einer für den anderen haftete, verloren alle 1913/14 das Beſitzrecht und mußten es ſich ſpäter einzeln wieder erkaufen. Damals ſiedelten 13 Familien wieder aus und gingen zum Teil in ihre alte Heimat zurück oder aber in andere Dörfer. Während des Krieges ging alles verloren: aus den ſelbſtändigen Bauern wurden Hälftler, die die Felder der Bank bebauten. Erſt allmählich konnten ſie wieder eigenes Feld erwerben, aber noch heute gibt es kaum einen Hof, der mehr als 10 Joch Eigenbeſitz hat. Meiſt ſind es Taglöhner oder Hälftler, die ſich nebenbei noch Verdienſtmöglichkeiten ſu-

chen, beſonders durch Holzfuhren, falls ſie Pferde haben. Der Vergleich der Statiſtik von 1921 und 31 (1910 kann wegen der nachfolgenden Abwanderung nicht herangezogen werden) zeigt einen Rückgang des deutſchen Anteils im Dorf. Die Zahl der Fremdvölkiſchen ſtieg von 10 auf 87, während die der Deutſchen nur um 11 zunahm. 1937 waren von den 38 Häuſern nur 25 deutſch, während allein 8 von Slowaken, die aus dem benachbarten Ledenik einwanderten, bewohnt waren. Die deutſche Abwanderung dauert auch weiterhin an.

Die enge Beziehung zu Ledenik (beide Ortſchaften gehen ineinander über, Albertinowaz hat keinen Kaufmann, keine Schule, keine Kirche uſw.) ließen die volklichen Unterſchiede eher verwiſchen. Die Gaſſenſprache war ſchon kroatiſch geworden, Kinder ſangen überhaupt nur kroatiſche Lieder uſw. Da brachte die Gründung einer Ortsgruppe 1936 einen Umſchwung und eine Aktivität, wie man ſie nicht erwarten ſollte. Die kleine Ortsgruppe, der etwa 70 eingeſchriebene Mitglieder angehören, hat ein eigenes Heim und entfaltete ein ſehr reges Leben und als der Ort im Herbſt 1937 die Dreißig-Jahrfeier ſeiner Anſiedlung beging, war die Anteilnahme aller Einwohner recht erfreulich.

Nicht nur die kleinen Siedlungen, ſondern auch andere, beſonders ältere Gründungen zeigen ſchon gewiſſe Anzeichen eines Verwiſchens der Volksgrenzen und ein Angleichen an die Umgebung. Solche ſind ſchon vor der allgemeinen ſtaatlichen und privatherrſchaftlichen Anſiedlung der 70er Jahre des 18. Jh.s entſtanden und unterſcheiden ſich von ihnen auch durch ihre wirtſchaftliche Struktur. Als Beiſpiel ſeien die beiden älteſten deutſchen Siedlungen in der Drauniederung Lukatſch und Deutſch-Bresnitz genannt.

Lukatſch.

Im Bezirk Wirowitiza entſtand an der Straße von Wirowitiza nach Barcs zur Sicherung des Uebergangs über die Drau die älteſte deutſche Siedlung, in der angeblich um 1750 gediente Soldaten ſeßhaft gemacht wurden.

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Deutſche
1910	440	147	234
1921	394	84	276
1931	400	262	121

In den Matrikeln der Pfarre, die allerdings nur bis 1764 zurückgreifen, wird erſtmalig 1768 Sanct Luca erwähnt und zwar mit deutſchen Familiennamen. Seit dieſer Zeit iſt Lukatſch rein deutſch geblieben.

Um ſo verwunderlicher iſt es, wenn man die letzten Jahrzehnte an Hand der Statiſtik verfolgt und feſtſtellen muß, daß ſchon 1910 wenig mehr als die Hälfte deutſch ſein ſollte. Es gibt 64 Familien, dabei nur drei Namen, die nicht deutſch ſind, deren Träger jedoch ſchon ſehr früh eingedeutſcht wurden und blutsmäßig völlig im Deutſchtum aufgegangen ſind. Umſo ſonderbarer iſt das Zahlenverhältnis. Es haben ſich alſo eine Reihe Träger deutſcher Namen als „Deutſche", andere als „Kroaten" bekannt, während Gemiſchtſprachigkeit nicht vorkommt. Mit Hilfe der Familiennamen konnten keinerlei Schlüſſe gezogen werden, da die gleichen Namen teils als Kroaten, teils als Deutſche auftreten.

Mutterſprache bei der Volkszählung 1931	Bauern	Handwerker	Eiſenbahner	Intellektuelle
rein deutſch	22	1	3	1
rein kroatiſch	20	4	11	2

Bei der Aufgliederung in Berufe zeigt ſich unter Hinzuziehung der Geburtsorte, daß von den „Kroaten" die Handwerker und Eiſenbahner alle bis auf 3 Familien ortsfremd ſind.

Von den 20 „kroatiſchen" Bauern waren aber nur eine Familie und 4 Einzelperſonen außerhalb geboren ;alle anderen ſind ſo lange wie die „Deutſchen" im Ort anſäſſig. Soziale Unterſchiede liegen auch nicht vor.

Ein Beſuch des Dorfes zeigte, daß man von einer gewiſſen Entvolkung durchaus ſprechen muß, wenngleich die Statiſtiken auch ein völlig irriges Bild vermitteln. Sie wird beſtätigt darin, daß eine Ortsgruppe bis Dezember 1936 trotz wiederholter Verſuche, beſonders durch das benachbarte Breſik, nicht gegründet werden konnte. Auch ſonſt hat ſich kein Gemeinſchaftsleben entwickelt, weder unter den Männern, noch bei der Jugend. Das Fehlen einer deutſchen Schule macht ſich ſtark bemerkbar und neuerdings auch der Sitz der politiſchen Gemeinde, die fremde Beamte heranzog und durch die ſtändig Fremdvölkiſche in den Ort hereinkommen. Maßgebend für das Bekenntnis bei der Volkszählung war ein Streit, der damals wegen einer deutſchen Schulabteilung ausgebrochen war und bei dem der Lehrer durch verſchiedene Bindungen, meiſt finanzieller Art, erreichte, daß ein großer Teil als „Kroaten" gegen die Einführung des deutſchen Unterrichts war. Auf den Lehrer iſt es auch zurückzuführen, daß neuerdings nach einem kurzen Aufſchwung ſeit 1935 eine gegneriſche Einſtellung zur völkiſchen Arbeit in einigen Kreiſen wieder ſtärker wird. Allerdings liegen die eigentlichen Gründe noch tiefer und ſind in einer teilweiſen Entfremdung vom deutſchen Volkstum infolge der langen Iſolierung und der dauernden Einwirkung fremder Einflüſſe zu ſuchen. Es ſcheint, daß über die eingedeutſchten Elemente, die ſich jetzt auf einmal wieder an ihre kroatiſchen Namen erinnern und beſonders von außen her darauf hingewieſen wer-

den, der Weg zur weiteren Kroatisierung beschritten wurde. Die wenigen Deutschbewußten können sich nur schwer durchsetzen und erst in allerletzter Zeit sind auch hier Erfolge zu verzeichnen.

Deutsch-Bresniz.

Die zweite Ortschaft liegt unweit von Naschize längs der Straße und Bahnlinie, die nach Esseg führen.

	Gesamtbevölkerung	Serbokroaten	Deutsche
1910	502	61	399
1921	611	132	431
1931	676	91	532

In den Matrikeln wird es erstmalig 1779 mit deutschen Namen erwähnt. Es sollen gediente Soldaten gewesen sein, die in einer nahen Glashütte arbeiteten. Noch heute zeigt sich in der sozialen Struktur ein Ueberwiegen der Zwergbesitze.

Feldbesitz in Joch	0—2	2—5	5—10	10—20	20—50
Zahl der Haushaltungen	13	16	26	19	4

Meist sind es Waldarbeiten, die als Holzfäller beschäftigt sind, oder wenn sie ein Gespann haben, Holzfuhren machen. Wirtschaftlich sind sie besser gestellt als landwirtschaftliche Arbeiter. Aber der Waldbestand wird in der Umgebung immer mehr verringert und in wenigen Jahrzehnten wird diese Erwerbsmöglichkeit erschöpft sein.

Die Statistik zeigt, daß sich diese Ortschaft im allgemeinen rein Deutsch erhalten hat. Aber sie unterscheidet sich nicht nur in ihrer sozialen Struktur von den meisten anderen deutschen Siedlungen. Die Arbeitsverhältnisse und die mangelnde Bindung an den Boden mögen es mit sich bringen, daß eine Dorfgemeinschaft sich nicht so entwickelt hat wie anderswo. Die Kinder hatten auch im Haus schon nicht mehr Deutsch sprechen wollen und sind erst in letzter Zeit etwas zusammengefaßt worden. Seit 1934 gibt es eine deutsche Schulabteilung, der aber von etwa 140 Schulkindern bezeichnenderweise nur 30 angehören.

Wichtig zu wissen ist, daß verhältnismäßig häufig Mischehen mit Slowakinnen (insgesamt 21 Fälle) vorkommen, die sich die Burschen aus dem benachbarten Jelisawaz holen, wohin sie regelmäßig zu Unterhaltungen gehen. Bis zu einem gewissen Grade ist eine Eindeutschung möglich, meist aber wird in solchen Familien dann kroatisch gesprochen.

So müssen wir zusammenfassend feststellen, daß diese älteren Siedlungen, die von vornherein sich unter schlechteren Verhältnissen entwickelten, auch völkisch gefährdet sind und sich von den anderen deutschen Siedlungen deutlich unterscheiden.

Joſephiniſche und ſpätere Gründungen.

Die Gründungen der joſephiniſchen Zeit haben günſtigere Bedingungen vorgefunden und ſich auch ausnahmslos gut entwickelt und erhalten. Sie ſind die Hauptſtützen des katholiſchen Deutſchtums und zuſammen mit den neuen evangeliſchen Siedlungen die Träger der völkiſchen Arbeit. Von vorn herein wurden vom Aerar, mehr aber noch von privaten Grundherren ſelbſtändige Ortſchaften gegründet und jeder Familie Hausplatz und Felder zugewieſen, für die ſie in erträglichem Maße Abgaben zu leiſten hatte, ſodaß es überall zu einem für ſlawoniſche Verhältniſſe beachtlichen Wohlſtand gekommen iſt, der allerdings nicht mit dem der Batſchka verglichen werden kann. Dieſe Dörfer zeigen am ausgeprägteſten das für die jungen Siedlungen im Südoſten kennzeichnende Bild: breite gerade Straßen, an denen die alten Koloniſtenhäuſer längſt größeren, mit den verſchiedenen Entwicklungsſtufen des Laubenganges ausgeſtatteten Gebäuden gewichen ſind und ſchon von Ferne dem Beſucher einen deutſchen Ort ankünden.

Hier, wie auch in den meiſten Neugründungen der ſpäteren Zeit, hat ſich das Deutſchtum frei entwickeln können und ſich bis heute ohne Blutsmiſchung geſund erhalten.

Die Statiſtik zeigt entſprechend dem natürlichen Wachstum überall ein ſtetiges Anwachſen und läßt keinerlei Rückſchlüſſe auf Kroatiſierungserſcheinungen zu. Wohl aber gibt es auch hier gewiſſe Vorgänge, die auf eine Umvolkung hinzielen, die wir ſchon von den Einſiedlungen her kennen, wo ſie aber nur ſchwer infolge der räumlichen und blutsmäßigen Durchmiſchung in ihrer Wirkung zu iſolieren waren. Vor allem wollen wir hier politiſche Einflüſſe, die Bedeutung der Konfeſſionen und der Schulen kennenlernen.

Parteipolitiſche Einflüſſe.

Beſondere Beachtung verdient eine große Gruppe Deutſcher, die ſtark vom politiſchen Leben der Kroaten beſtimmt iſt. Wir finden ſie nicht nur in den Einſiedlungen, wo bei dem engen Zuſammenleben mit Kroaten eine ſolche Haltung infolge der allgemeinen Angleichung eher verſtändlich wäre, ſondern beſonders auch in rein deutſchen Ortſchaften. Urſache iſt die Parteipolitik, die im Dorfleben eine zunächſt überraſchend große Rolle ſpielt und dabei mit recht einfachen Argumenten getrieben wird, meiſt ſoziale, aber auch verwandtſchaftliche Hintergründe hat. Die kroatiſche Bauernbewegung, die weite Kreiſe des ſlawoniſchen Deutſchtums erfaßt hat, verdient hier beſonders hervorgehoben zu werden, da ihr für ſeine Vernichtung und Zukunft große Bedeutung zukommt.

Wenn ihre Wurzeln auch in der national-kroatiſchen Bewegung der Vorkriegszeit zu ſuchen ſind, ſo geht die Bauernpartei unmittelbar auf Stephan Radić zurück, der für die Wahlen des erſten Parlamentes 1920 ein recht einfaches Programm aufſtellte und eine der ſtärkſten Parteien des SHS.-Staates ſchuf. Seine Ermordung im Jahre 1928 ſtempelte ihn zum Märtyrer der kroatiſchen Idee. Der Nachfolger in der Parteiführung wurde Dr. Maček, der die Herſtellung der „hiſtoriſchen und kulturellen Individualitäten mit eigenen Landtagen und Regierungen" anſtrebte. Die Einführung der Diktatur 1929 und die Auflöſung der Parteien machte dieſen Beſtrebungen zunächſt ein Ende. Mit dem Umbau des SHS.-Staates in das Königreich Südſlawien und durch die neue Banaleinteilung ſollten die hiſtoriſchen Grenzen beſeitigt werden. 1931 zwang ein neues Wahlgeſetz die Kroaten in die Oppoſition und ſeither begannen ſich aus den früheren Parteien wieder Gruppen zu formen, die in der letzten Zeit auf eine Neugründung hinzielen. Die vereinigte Oppoſition ſchloß 1937 ein Abkommen, indem ſie gemeinſam eine Volksregierung aus Vertretern der politiſchen Parteien auf dynaſtiſcher Grundlage forderte.

Dieſe kroatiſche Bauernbewegung hat es verſtanden, vor allem in Kroatien und Slawonien weiteſte Kreiſe der Unzufriedenen zu erfaſſen, nicht durch ein Programm, ſondern auf Grund ihres Kroatentums. Die Hoffnung auf Beſſerung der ſozialen Zuſtände und die Furcht, daß bei einem Syſtemwechſel die Kroaten freie Hand bekommen könnten, was oft genug als Drohung ausgeſprochen worden iſt, trieb auch viele Deutſche in ihre Reihen, wo ſie zum Teil Wortführer geworden ſind; gelockt wurden ſie dabei durch Vergleiche mit der Bewegung im Reich, indem Maček mit dem Führer verglichen und angebliche Beziehungen zwiſchen beiden Männern konſtruiert wurden. Weiterhin arbeitete man mit dem Argument, ſie ſeien ja auch „Kroaten, denn ſie ſind in Kroatien geboren, eſſen kroatiſches Brot" und anderes mehr. Das einzige, was ſie von den echten Kroaten unterſchiede, ſei die deutſche Sprache, weshalb ſie ſich bemühen ſollten, recht bald ſo gut Kroatiſch zu lernen, daß ſie das Deutſche aufgeben könnten, um auf dieſe Weiſe noch „gute Kroaten" zu werden. Häufig wurde dann noch auf Vorkämpfer der kroatiſchen Idee mit deutſchem Namen verwieſen, beſonders auf Biſchof Stroßmayer, deſſen Urgroßvater als Soldat aus Oeſterreich kommend in Eſſeg ſeßhaft geworden war.

Auf dieſe Weiſe entſtand eine zahlenmäßig ſtarke Gruppe Deutſcher, die nichts wollen von deutſchen völkiſchen Organiſationen, die deutſche Schulen ablehnen und auf Befragen ſtets antworten, ſie ſeien Kroaten, obwohl ſie bei der Volkszählung noch Deutſch als Mutterſprache angaben, zu Hauſe auch nur Deutſch ſprechen, begrifflich aber nicht imſtande ſind, parteipolitiſche Geſinnung und volkliche Zugehörigkeit zu trennen. Praktiſch halten ſie

aber die Unterſchiede zunächſt noch aufrecht, indem ſie die kroatiſche Hausſprache und Miſchehen ablehnen. Dieſe Gruppe wird von den organiſierten Deutſchen, die für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, allein „Deutſche" zu ſein, in eine noch größere Oppoſition gedrängt und vielfach zum Kroatentum gezwungen. So vollzieht ſich in den meiſten Ortſchaften eine ſcharfe Spaltung, die oft jegliche Beziehungen auch unter Verwandten zerreißt.

Man kann nicht behaupten, daß dieſe Gruppe rettungslos kroatiſiert ſei, ein Mißerfolg der kroatiſchen Politik würde ſie ſofort umſtimmen, aber auf die Dauer könnte ſich aus dieſer politiſchen Kroatiſierung durchaus eine völkiſche entwickeln.

Kapan (Antonsdorf).

Als Beiſpiel mag das rein deutſche Kapan nahe Suhopolje, Bez. Wirowitiza genannt werden.

	Geſamteinwohner	Deutſche
1910	375	319
1921	374	290
1931	350	300

1786 wurde es vom Grafen Pejačević gegründet und vergrößerte ſich 1865 durch Zukauf von Schaumburg-Lippeſchen Beſitzungen (Neukapan), blieb aber ſtets rein deutſch. Infolgedeſſen gibt es nur deutſchen Grundbeſitz. Die Fremdvölkiſchen ſind kroatiſche Knechte und ein jüdiſcher Kaufmann. Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſind verhältnismäßig gut, trotzdem die Ausdehnungsmöglichkeiten immer geringer werden.

Auch das völkiſche Leben kann nach Gründung einer Ortsgruppe bereits ſeit Februar 1934 als rege bezeichnet werden. Allerdings iſt hier die Oppoſition von Seiten der „politiſchen Kroaten" außerordentlich groß. Zahlenmäßig zwar gering, aber ſehr aktiv, gruppiert ſich um einen Mann, der als Knecht in ein reiches Haus hineingeheiratet hat und aus dieſem Grunde ſeither als Außenſeiter betrachtet wird. Er ſpielt in der kroatiſchen Bewegung der Umgebung eine hervorragende Rolle und meint, als Deutſcher die Aufgabe zu haben, die — „etwas zurückgebliebenen" — Kroaten führen zu müſſen. Die Oppoſition geht ſo weit, daß ſich ſeine Anhänger an keinerlei Veranſtaltung der Dorfgemeinſchaft beteiligen, daß ihre Jugend zuſammen mit den kroatiſchen Knechten kroatiſche Lieder ſingt und die „Deutſchen" zu ſtören verſucht. Da dieſe Gruppe zahlenmäßig zu ſchwach iſt, als daß ſie ſich ſelbſtändig gegen die Anhänger der deutſchen Organiſation durchſetzen könnte, ſchließt ſie ſich mehr und mehr an den überwiegend kroatiſchen Nachbarort Suhopolje an, ſodaß durchaus die Gefahr einer raſſiſchen Vermiſchung beſteht.

Teilweiſe iſt es den Kulturorganiſationen ſchon gelungen, eine Schwenkung herbeizuführen. Es zeigt ſich nämlich, daß deutſche Bauern, deren Volksbewußtſein wieder geweckt wird, ohne weiteres einſehen, daß ſie nicht Schrittmacher einer kroatiſchen Partei ſein können, die letzten Endes durch ihren beſonders gearteten Volksbegriff eine Vernichtung des Deutſchtums herbeiführen würde. Als typiſches Beiſpiel haben wir Weliſchkowzi oder auch Albertinowaz kennengelernt.

Poretſch.

Anfügen möchte ich hier noch einen Sonderfall, den ich in einer rein deutſchen Siedlung im Ponhegauer Keſſel beobachten konnte. Auf perſönliche Initiative von Joſef II. wurde es 1786 zuſammen mit der Schweſterſiedlung Kula auf der Kameralherrſchaft Kutjevo gegründet und zählte 1931 464 Einwohner, davon 420 Deutſche. Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſind trotz ungünſtiger Verkehrslage gut.

Feldbeſitz in Joch	0–2	2–4	4–9	9–18	18–35
Zahl der Haushaltungen	9	9	31	31	15

Die Beſitzgrößenklaſſen ergeben einen Durchſchnitt von 9 Joch je Familie.

Im Herbſt 1936 wurde hier die 150-Jahrfeier der Anſiedlung begangen, die erſte, die das erwachende ſlawoniſche Deutſchtum in einer großen Kundgebung feiern konnte. Bei der Vorbereitung der Anſiedlungsfeier ergab ſich folgendes Bild: Die Männer ſtanden geſchloſſen ohne Oppoſition in der Ortsgruppe und waren durchaus für den Gedanken und für eine tätige Mithilfe zu haben. Weſentlich kam es aber darauf an, die Jugend aus einer loſen Maſſe zu einer feſten Gruppe, die mit Liedern, Volkstänzen und anderen Aufgaben hervorzutreten hatte, zu formen. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es halbwegs eine Geſchloſſenheit zu erreichen. Als ich nach einem Jahr den Ort wieder aufſuchte, war die Jugendgruppe zerfallen. Die Jüngeren, noch unter dem Einfluß der Eltern ſtehend, kamen häufig zuſammen, wurden aber von den Burſchen, die das eigentliche Gemeinſchaftsleben beſtimmen (Militärdienſtpflichtige, Heiratsfähige), verlacht und ſogar bedroht. Dieſe Burſchen, in Oppoſition zu ihren Eltern, in einem Zuſtand der Unſicherheit, zu allen Streichen aufgelegt, dabei jeder Einzelne gut zugänglich, in ihrer Geſamtheit aber unberechenbar, fanden den Ausweg ihrer Spannungen in der Frontſtellung gegen alles Deutſche. In anderen Orten, wo es gelang, dieſe Zwiſchenſtufe zu erfaſſen, ſtellt ſie heute ſchon ſehr aktive Mitkämpfer und die Führer der deutſchen Erneuerungsbewegung.

Johannesberg.

Wie weit ſtammliche Unterſchiede innerhalb des ſlawoniſchen Deutſchtums ſich auf die Umvolkung auswirken,ſoll nun das Beiſpiel einer ſudetendeutſchen Siedlung zeigen.

1824 wurde mit Egerländer Koloniſten vom Grafen Pejačević ſüdlich von Slatina auf dem Hügelland als Rodungskolonie Johannesberg gegründet. Die Lebensbedingungen waren von Anfang an ſchwer. Neben den Rodungsarbeiten mußten der Herrſchaft Roboten, Zahlungen und Abgaben geleiſtet werden, wodurch der ganze Ort auch ſpäter nur ſchwer aus der Armut herauskam. Auch heute gibt es nur Kleinbauern, die mit den größten auch durch die Bergſiedlung bedingten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Dieſe wirtſchaftliche Notlage mag entſcheidend dazu beitragen, daß die völkiſche Lage ungünſtig iſt.

	Geſamtbevölkerung	Kroaten	Deutſche
1910	178	17	161
1921	186	185	—
1931	202	198	4

Die Zählungen von 1921 und 1931 weiſen keine Deutſchen mehr auf. Die Durchſicht der Haushaltungsbögen ergab aber, daß bis heute in Johannesberg noch keine einzige kroatiſche Familie anſäſſig iſt, ſondern bis auf einige tſchechiſche Namen nur deutſche vorkommen. An der raſſiſchen Subſtanz hat ſich alſo ſeit 1910 nichts geändert, der Ort iſt nach wie vor rein deutſch.

Wenn trotzdem alle als Kroaten geführt wurden, ſo muß das ſeinen beſonderen Grund haben. Die Hausſprache iſt überall Deutſch, da die Großeltern nichts anderes ſprechen können, doch hört man auf der Straße faſt immer Kroatiſch reden, obwohl noch bis 1908 eine deutſche Schule beſtand, die Bedingungen alſo noch günſtiger ſind als häufig anderswo. Von den umliegenden deutſchen donauſchwäbiſchen Ortſchaften werden ſie nicht für voll genommen und eher zu den Tſchechen gerechnet. Infolgedeſſen ſind ſie ohne jede Verbindung mit anderen zunächſt ganz auf ſich ſelbſt geſtellt, infolge ihrer geringen Zahl aber bald angewieſen, ſich ihre Frauen in kroatiſchen Ortſchaften zu ſuchen, ebenſo wie deutſche Mädels in kroatiſche Dörfer einheiraten. So bewirkt die ſtammliche Verſchiedenheit hier eine Iſolierung, die ſich auf die Dauer für das Deutſchtum ſchädlich auswirken muß, wenn es nicht gelingt dieſe Unterſchiede zu überbrücken.

Agrarreform.

Wie entſcheidend wirtſchaftliche Verhältniſſe für das völkiſche Leben ſind, ſehen wir an allen Beiſpielen. Sie wurden auch ſtets ausführlich be-

handelt, weil sie immer eng mit den andern Faktoren verbunden sind. Es ist daher hier nicht nötig, noch einmal besonders auf die Einflüsse der sozialen und wirtschaftlichen Lage einzugehen und ich kann mich auf die Auswirkungen einer staatlichen Einmischung beschränken: die Agrarreform.

Diese Maßnahme hat sich auch auf das Deutschtum Slawoniens ausgewirkt, trotzdem es nicht von der Höchstgrenze betroffen wurde. Abgesehen von besonderen Fällen wie Brezik, wo der ganze Besitz vom Ankauf her noch grundbüchlich auf dem Namen des für den Kauf Beauftragten stand und 1924 die Kroaten gewaltsam sich das Land aneignen wollten, waren es besonders zwei Folgeerscheinungen, die von größter Bedeutung sind. In vielen Ortschaften, wo die deutschen Siedler wenig Feld haben, waren sie auf den Taglohn bei der Herrschaft angewiesen, oder sie bebauten ums Drittel herrschaftliches Feld. Darüber hinaus gab es Verdienstmöglichkeiten durch Fuhren u. a. m. Durch die Aufteilung entfiel dieser Erwerb und nur in den seltensten Fällen wurde der Verlust ausgeglichen durch Zuteilung von Agrarfeld an Deutsche. Solches Feld wurde im allgemeinen nur an einheimische Serbokroaten gegeben oder — und damit kommen wir zur zweiten Auswirkung — es wurden ortsfremde Kriegsfreiwillige und Kolonisten angesiedelt. Auf diese Weise sind vor vielen deutschen Dörfern slawische Siedlungen entstanden, die den deutschen Lebensraum einengen. Gefährlich sind sie insofern, als sie außerordentlich kinderreich sind. So gibt es neben dem rein deutschen Poretsch, das schon als Beispiel genannt ist, eine Ansiedlung von 11 Kriegsfreiwilligen-Familien, insgesamt 68 Personen. Die Kinder dieser Ansiedlung gehen mit den deutschen zusammen in Poretsch zur Schule und sind zahlenmäßig ebenso stark wie diese, die aus rund 100 Familien mit insgesamt 405 Deutschen kommen! Zwar ist es im allgemeinen richtig, daß das slawonische Deutschtum den einheimischen Serben und Kroaten biologisch überlegen ist, aber diese fremden Elemente übertreffen es ganz gewaltig. Einschränkend muß aber betont werden, daß sich bei den Kriegsfreiwilligen und Kolonisten schon jetzt starke Rückschläge bemerkbar machen, die den Wert des Ansiedlungswerkes durchaus in Frage stellen.[8]) Besonders auf wirtschaftlichem Gebiet zeigt sich, daß diese Menschen, aus völlig anderen Lebensbedingungen kommend, in ihrer neuen Umgebung nicht zurecht kommen, vielfach sogar wieder abwandern. Wenn auch der Verkauf des Bodens und damit der Erwerb durch den Deutschen bisher noch nicht möglich ist, so hat er ihn doch häufig in Pacht und wartet auf den Zeitpunkt, wo er ihn endgültig kaufen kann, um seinen eigenen Lebensraum in dem nötigen Maße zu erweitern.

---

[8]) Otto von Franges, Die sozialökonomische Struktur der jugoslawischen Landwirtschaft. Berlin 1937.

Schulweſen.

Ueber das Schulweſen der Deutſchen in der Vorkriegszeit, beſonders in der Drauniederung, ſind wir durch eine Arbeit von Lutz[9]) unterrichtet. Vor der Schaffung eines einheitlichen Volksſchulgeſetzes 1888 für Kroatien—Slawonien gab es in der Geſpanſchaft Wirowitiza einſchl. der Freiſtadt Eſſeg 16 allgemeine Volksſchulen mit deutſcher Unterrichtsſprache. Das neue Geſetz geſtatte neuerdings die Errichtung und Erhaltung deutſcher Volksſchulen mit dem Zuſatz, daß auch die ſerbokroatiſche Sprache, wenn ſie ſich in einem ſolchen Ort ſchon eingebürgert hat, Unterrichtsſprache ſein kann. In der Praxis wurde dieſes „kann" in der Folgezeit als „muß" ausgelegt, und mit der Begründung, die Deutſchen hätten lange genug Zeit gehabt, ſich die Kenntnis der ſerbokroatiſchen Sprache anzueignen, kroatiſierte man allmählich die deutſchen Schulen. Zunächſt die in dem rein deutſchen Lukatſch, die ſeit 1811 beſtand, und die ſeit 1858 in Budakowaz, einer deutſch-madjariſchen Siedlung, beſtehende im Jahre 1888, die in dem deutſchen Adolfsdorf im folgenden Jahr, im nächſten die ſeit 1825 beſtehende in Deutſch-Bresnitz, wieder ein Jahr ſpäter die im rein deutſchen Johannesberg. Hier konnte ſich faſt bis zum Kriege eine deutſche Privatſchule erhalten, während alle anderen in allgemeine Volksſchulen mit ſerbokroatiſcher Unterrichtsſprache umgewandelt wurden. Ein Lehrplan vom Jahre 1890 beſagt, daß in den oberen Klaſſen der deutſchen Schulen Geographie, Geſchichte und Naturkunde kroatiſch vorzutragen ſei. Auf dieſe Weiſe begann man mit der allmählichen Kroatiſierung und hatte ſchon 1904 erreicht, daß keine einzige allgemeine Volksſchule mit deutſcher Unterrichtsſprache mehr beſtand, trotzdem ſich die Gemeindevertretungen heftig gegen die Auflöſung wehrten. Lediglich als nicht obligater Lehrgegenſtand wurde das Deutſch für eine Reihe kroatiſcher Schulen genehmigt. Wenn man ſich dieſe Vorkriegslage vergegenwärtigt, muß man geſtehen, daß die jugoſlawiſchen Geſetze keine Verſchlechterung mehr bringen konnten. Tatſächlich ſind ſie auch ſeit 1930 verhältnismäßig günſtig inſofern, als bei 30, in beſonderen Fällen auch bei 25 Kindern, auf Antrag eine deutſche Schulabteilung zu bewilligen iſt. Praktiſch ſcheitern deutſche Abteilungen aber häufig. Teilweiſe ſchon an der Raumfrage, denn die ſerbokroatiſche Abteilung hat immer den Vorrang, auch wenn nur die Kinder der Beamten dafür in Frage kommen, und die Deutſchen können nicht die Koſten für eine zweite Schule aufbringen, nachdem ſie ſchon die erſte aus eigenen Mitteln aufgebaut haben. In anderen Fällen ſind die deutſchen Dörfer oft

[9]) Andreas Lutz, Die Ausrottung der deutſchen Volksſchulen in der königlichen Freiſtadt Eſſegg und in der Virovitizer Geſpanſchaft (Kroatien—Slawonien) in den letzten Jahrzehnten. In: Deutſche Erde, Jg. 1913. S. 207—210.

zu klein, als daß ſie die nötige Zahl an Schulkindern aufbringen, die dann im Nachbarort in die kroatiſche Abteilung gehen müſſen. (Albertinowaz, Sopjanska Ada u. a. m.).

Die Einſiedlungen haben niemals deutſche Abteilungen, abgeſehen von den Zuſiedlungen, wo das Deutſchtum zahlenmäßig ebenſo ſtark iſt wie die Serbokroaten. So gibt es in Tſchatſchinzi bereits ſeit 1931 eine deutſche Abteilung, der alle deutſchen Kinder angehören und in Spiſchiz-Bukowiza ſeit 1933 eine, die 70 Kinder zählt. Auch in Weliſchkowzi (vgl. S. 543/44) hat es 1931—33 eine deutſche Abteilung gegeben; dann ging man jedoch mit der Namensanalyſe vor und ſchloß eine Anzahl Kinder völlig eingedeutſchter Familien aus, ſodaß die nötige Zahl nicht mehr erreicht wurde. Aehnlich iſt man auch in Lukatſch vorgegangen.

Von den rein deutſchen Ortſchaften in der ehemaligen Geſpanſchaft Wirowitiza bzw. der Drauniederung, insgeſamt 16, haben nur 5 eine deutſche Schulabteilung und zwar Breſik, Erneſtinowo, Sarwaſch und Welimirowaz ſeit 1931, Deutſch-Bresniz ſeit 1934. Während in Breſik und Sarwaſch alle deutſchen Schulkinder in der deutſchen Abteilung ſind, faſt alle auch in Erneſtino, gehören in Welimirowaz ein Drittel, in Deutſch-Bresniz aber zwei Drittel der ſerbokroatiſchen Abteilung an. Die übrigen Orte haben wiederholt Verſuche gemacht, eine deutſche Abteilung bewilligt zu bekommen. In Kapan wurden ſchon 1931 ausreichende Unterſchriften geſammelt. Durch Gegenarbeit des Lehrers aber, der Deutſchſtämmiger iſt, ſtets eine deutſche Schulabteilung verhindert. Er erklärte ſich lediglich bereit, Deutſch als Unterrichtsfach zu erteilen und fand damit trotz der Ungeſetzlichkeit die ſtillſchweigende Billigung der Schulbehörde. In Ziganka, wo es ſeit 1935 eine Staatsſchule gibt, iſt eine deutſche Abteilung bisher noch nicht bewilligt, trotzdem von 44 Schulkindern 38 deutſche ſind. In Lukatſch wird der Verſuch immer wieder zunichte gemacht, da der Lehrer es verſtanden hat, eine Anzahl von Familien von ſich abhängig zu machen und hier außerdem mit der Namensanalyſe gearbeitet wird, wodurch dann die Zahl zu gering wird. Seit Oktober 1937 gibt es noch eine deutſche Abteilung in Joſiwowaz und Krawize, die ſchon immer zuſammen eine Schule haben und ſeit langer Zeit angeſucht hatten. Allerdings haben ſich aus beiden rein deutſchen Ortſchaften mit insgeſamt über 1000 Einwohnern nur 32 Kinder in die deutſche Abteilung einſchreiben laſſen, während alle anderen, etwa 90, weiterhin in die ſerbokroatiſche Abteilung gehen.

Wenn nun wirklich eine deutſche Schulabteilung vorhanden iſt, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß ſie ein Mittel zur völkiſchen Erziehung darſtellt. Der Lehrermangel iſt in Slawonien beſonders groß, denn die wenigen Junglehrer, die in der Privaten Deutſchen Lehrerbildungsanſtalt

Neu-Werbaß bisher ausgebildet wurden, gehen lieber in die großen Batſchkadörfer, wo ſie auch einen größeren Wirkungskreis haben. Auf der anderen Seite drängen ſich Serben und Kroaten danach, in einem deutſchen Dorf Lehrer zu ſein, weil ſie hier viel günſtigere Arbeitsbedingungen antreffen. Dabei kommt es dann vor, daß die Kinder beſſer Deutſch können als ihr Lehrer. Häufig iſt der Lehrer auch ein Deutſchſtämmiger, der aber als Intellektueller keine völkiſchen Bindungen kennt und wegen ſeines deutſchen Namens Furcht hat, bei ſeiner vorgeſetzten Behörde ſchlecht angeſchrieben zu werden, wenn er ſich deutſchfreundlich betätigt. Tatſächlich zeigen auch verſchiedene Verſetzungen, wie auf eine völkiſche Haltung reagiert wird. Da bei Inſpektionen immer nur der ſerbokroatiſche Unterricht kontrolliert wird, wird er auch von den Lehrern mehr betrieben, als die Schulverordnung angibt, zumal infolge der vielen Feiertage der Stoff ſehr zuſammengedrängt werden muß. Wieweit nun noch die Zweiſprachigkeit nachteilig wirkt inſofern als keines richtig gelernt wird, ſoll hier nicht unterſucht werden. Es iſt aber kein Zweifel, daß die deutſche Schriftſprache, ſelbſt wenn ſie nur unvollkommen gelernt wird, dem Kind ein ganz anderes Verſtändnis für das Deutſche vermittelt, als wenn es die Mundart immer nur hört und ſpricht. Beſonders erfreulich erſchien mir die Auswirkung der Schule in Spiſchiz-Bukowiza, wo die Kinder ſehr ſicher und fließend ſprechen, trotzdem ſie auf der Gaſſe nur Kroatiſch hören.

Kirchen.

Die katholiſche Kirche.

Die katholiſche Geiſtlichkeit iſt reſtlos kroatiſch-national eingeſtellt und von jeher die Vorkämpferin einer kroatiſchen Nationalidee. Von der Kanzel herunter hört man die Pfarrer, die vielfach ſogar deutſche Namen tragen, von Maria als der Mutter der Kroaten und Chriſtus als dem König der Kroaten ſelbſt vor deutſchen Gemeinden predigen. Dieſer fanatiſch kroatiſchen Haltung wird in den meiſten Fällen aber die Spitze dadurch abgebogen, daß die Autorität des Pfarrers bei der Bevölkerung — beſonders bei den Männern — nicht beſonders groß iſt. Inſofern kommt der katholiſchen Kirche im Dorfleben eine geringere Bedeutung zu. Die konfeſſionelle Kroatiſierung ſpielt daher auch nicht die Rolle wie die anderen Faktoren, wenngleich eine deutſche Kirchenſprache und deutſche Kirchenlieder von größter Bedeutung ſein würden. Das zeigt ſich ſchon, wenn es einmal gelingt, einen Pfarrer Deutſch predigen zu laſſen. Aber das kommt nur ſelten vor und iſt einer deutſchen Dorfgemeinde faſt nie möglich. Nur die rein deutſche Gemeinde Sarwaſch hat einen Pfarrer, der auch deutſch geſinnt iſt.

Die proteſtantiſchen Kirchen.

Von proteſtantiſcher Seite wird demgegenüber immer wieder auf die Bedeutung der evangeliſchen Kirche durch die deutſche Kirchenſprache für die Erhaltung des Volkstums hingewieſen und beſonders gern als Beiſpiel das evangeliſche Breſik angeführt, das ſchon mehrmals genannt wurde.

Breſik.

Im Jahre 1912 kaufte eine Gruppe von 12 Bauern aus Neu-Paſua (Syrmien) den Georgshof bei Wirowitiza mit 1150 Joch aus dem Beſitz des Grafen Schaumburg-Lippe. Die Siedler hatten in ihrer Heimatgemeinde nur wenig Feld und konnten aber für deſſen Verkauf hier das Dreifache erwerben. Allerdings traute man ſich in der neuen Heimat zu viel zu. Der hohe Feldbeſitz (durchſchnittlich etwa 100 Joch) ſtand in keinem Verhältnis zur Viehhaltung, ſodaß die Felder nach einigen Jahren wenig ertragreich waren. Dazu baute man große Häuſer, die die Kaufſchuld noch mehr anwachſen ließen. Auf dieſe Weiſe haben ſie noch heute, verſtärkt durch die Agrarkriſe, wirtſchaftlich ſtark zu kämpfen, obwohl es an Feld nicht fehlt.

Wenn das Dorf auch klein blieb (1931 hatte es 24 Häuſer mit 221 Einwohner, davon 204 Deutſche), ſo ſtellte es doch ſtets eine ſehr geſchloſſene und bewußte Einheit dar. Schon 1913 wurde ein Bet- und Schulhaus errichtet, im gleichen Jahr eine Privatſchule mit deutſcher Unterrichtsſprache aufgebaut, die nach Auflöſung aller Privatſchulen im Jahre 1930 in eine deutſche Abteilung umgewandelt wurde. Von Beginn an unterhielt dieſe kleine Gemeinde eigene Prediger und Lehrer. Außerordentlich günſtig iſt die biologiſche Entwicklung; wie die Tabelle zeigt, iſt der Geburtenüberſchuß bedeutend höher als im übrigen ſlawoniſchen Deutſchtum. Selbſt ein Vergleich mit der Muttergemeinde Neu-Paſua, die Haller[10]) als eine der kinderreichſten der ganzen Doppelmonarchie bezeichnet, zeigt, daß Breſik z. Zt. noch beſſer ſteht.

Breſik.

im Jahresdurchſchnitt	Geburten	Sterbefälle	auf 1000 Einwohner Ueberſchuß
1919/30	38,8	9	29,9
1931/35	52,9	20,6	32,3

[10]) H. Haller, Neu-Paſua u. Neu-Banowzi, zwei Schwabenſiedlungen in Syrmien. In: Auslandsdeutſche Volksforſchung, H. 1, Stuttgart 1937. S. 44—65.

Neu-Paſua.

im Jahresdurchſchnitt	Geburten	Sterbefälle	auf 1000 Einwohner Ueberſchuß
1919/30	43,6	21,4	22,2
1931/35	36,0	18,0	18,0

Aber auch in völkiſcher Hinſicht iſt das junge Breſik vorbildlich und ſetzt ſeine Orts- und beſonders die Jugendgruppe in vorbildlicher Weiſe in der Umgegend ein, ſodaß es heute als ein Zentrum des Wirowitizaer Bezirk angeſehen werden muß.

Beim Vergleich mit den katholiſchen Siedlungen könnte man meinen, daß dieſe Ausnahmeſtellung aus der Konfeſſion abzuleiten wäre. Wie aber aber auch Haller feſtſtellte, ſind wohl andere Faktoren, der allgemeine Volkscharakter, geſunder ſozialer Aufbau der Paſuaner und a. m. maßgebend geweſen, daß ſich auch in einer ſo kleinen Siedlung das Deutſchtum ſtark entfalten konnte.

Zu den regſamſten Ortsgruppen Slawoniens ſind noch zwei proteſtantiſche Siedlungen zu zählen, Tſchatſchinzi und Welimorowaz, von denen die erſtere ſchon häufig erwähnt wurde und bei der auch ſchon auf die Unterſchiede innerhalb der Konfeſſionen hingewieſen werden konnte.

Außer dieſen gibt es aber auch evangeliſche Ortſchaften, die völkiſch bedroht ſind, wie das Beiſpiel von Adolfsdorf im Slatinaer Bezirk inmitten der noch erhaltenen Niederungswälder an der oberen Karaſchiza zeigen ſoll.

Adolfsdorf.

Es wurde 1866 von Adolf Fürſt Schaumburg-Lippe gegründet. Die Siedler, die als Taglöhner völlig mittellos waren, kamen vorwiegend aus der Baranja (Bikal und Csikóstöttös, nördlich von Fünfkirchen). Das Ziel der herrſchaftlichen Anſiedlung war nicht die Schaffung neuer Bauernſtellen, ſondern die Sicherſtellung von Landarbeitern. Aus dieſem Grunde wurde ihnen nur 1 Joch Hausplatz zur Verfügung geſtellt und erſt ganz allmählich konnten ſie ſich Feldbeſitz erwerben ,ſodaß ſie noch heute Kleinbauern ſind. Mit der Auflöſung des Großgrundbeſetzes verloren ſie ihren Arbeitsplatz, wo ſie durch Taglohn, Holzführen und anderes Verdienſt hatten, und wurden auch bei der Zuteilung des Agrarfeldes nicht berückſichtigt. Hinzu kommt eine ungünſtige Verkehrslage und ſchlechte Wegverhältniſſe, ſodaß die Armut ziemlich groß iſt. Von dem benachbarten Donji Bazije iſt Adolfsdorf räumlich nicht getrennt und eine ganze Anzahl deutſch-evangeliſcher Familien hat ſich hier zwiſchen Kroaten und Serben eingekauft.

	Gesamtbevölkerung	Katholische	Evangelische	Deutsche
1910	98	17	79	93
1921	88	21	67	81
1931	91	23	67	86

Die evangelische Gemeinde, die älteste in der ehemaligen Wirowitizaer Gespanschaft, erhält schon seit 1875, als die erste Kirche gebaut wurde, einen eigenen Prediger, der gleichzeitig auch Deutschunterricht gibt.

Trotz des konfessionellen Gegensatzes zu den Kroaten haben schon einzelne völkische Mischehen stattgefunden. Diese Kinder gehen zum Teil noch zum Deutschunterricht des Predigers, sind aber in der Regel schon sehr gefährdet. Da aber auch die anderen nicht mehr richtig Deutsch lernen, in der Schule in Donji Basije stets mit Fremdvölkischen zusammen sind und die Eltern verhältnismäßig gleichgültig sind, gab es schon eine Zeit, wo sie nur kroatisch sprechen wollten. Auch das Wirken des Predigers und die Gründung einer Ortsgruppe konnte daran nur wenig ändern. Jedenfalls unterscheidet sich die völkische Lage hier nur wenig von der in den katholischen Ortschaften, wie wir sie schon hinreichend kennen gelernt haben.

* * *

Obwohl statistisch nicht feststellbar — abgesehen von den kleinen Ortschaften, die eher als Zusiedlungen aufzufassen sind, da sie keine selbständige Dorfeinheit bilden, und den ältesten Gründungen — zeigen sich auch in den rein deutschen Ortschaften in verschiedenem Ausmaß Erscheinungen, die zu einer Umvolkung hinführen können, teilweise auch schon recht bedenkliche Folgen gezeigt haben. Sie konnten eintreten, weil den fremden Einflüssen, gegen die der Einzelne machtlos ist, nichts entgegengestellt werden konnte, müssen aber in dem Maße wieder weichen, wie das deutsche Volksbewußtsein auch in Slawonien sich entwickelt. Daß ein solches sich immer mehr durchsetzt, zeigen die zahlreichen Ortsgruppengründungen in den letzten Jahren und die Erfolge, wie sie an einzelnen Beispielen deutlich zum Ausdruck kamen.

Die Bevölkerung Oſtböhmens.*)

Ihre gegenwärtige völkiſche, ſoziale und bevölkerungspolitiſche Lage.

Von Erich Emmerling (München).

Die ſtarken geographiſchen Unterſchiede der ſudetendeutſchen Siedlungsgebiete untereinander wirken ſich oftmals bereits in den einzelnen Siedlungsabſchnitten recht unangenehm aus. Dazu kommen ſchließlich noch die verſchiedenen inneren Verwaltungsgrenzen, die den an und für ſich ſchon genügend zerlappten deutſchen Volksboden vollends aufſplittern und ihm die innere Feſtigkeit nehmen, die eine Grundlage des Abwehrkampfes gegen die immer ſtärker ſich auswirkenden fremdvölkiſchen Angriffe iſt. Auch wenn es gegenwärtig keinen deutlichen äußeren Grund gibt, die letzte Volkszählung bereits ſieben Jahre zurückliegt und ſchon 1940 in der Tſchechoſlowakei eine neue Volkszählung durchgeführt werden ſoll, die das Zahlenmaterial gewiß weſentlich ändern wird, ſo möge dennoch eine Unterſuchung über einen umſchriebenen Teil des ſudetendeutſchen Volksbodens hier Raum finden, die ſeine gegenwärtige völkiſche, ſoziale und bevölkerungspolitiſche Lage beleuchtet. Dieſe Unterſuchung ſoll vor allem auf die kommenden nächſten Volkszählungsergebniſſe vorbereiten, ferner die Aufmerkſamkeit auf die Entwicklung eines Gebietes lenken, die faſt typiſch für alle anderen Abſchnitte des ſudetendeutſchen Raumes iſt, denen eine ähnliche völkiſche und ſoziale Gliederung zukommt. Das ſudetendeutſche Rieſengebirgsvorland bildet in ſeiner jetzigen Erſcheinung ein geradezu erſchütterndes Beiſpiel für dieſe Entwicklung.

Im folgenden ſoll die Lage eines Gebietes unterſucht werden, das einen in ſich ziemlich abgeſchloſſenen Teil des ſudetendeutſchen Volksbodens darſtellt und im Weſten von der oberen Iſer bis zum Braunauer Ländchen im Oſten reicht und ſich von den Kämmen des Rieſengebirges ſüdlich bis zum Beginn der ſog. Goldenen Rute erſtreckt, des nördlichen Ausläufers der innerböhmiſchen Elbeniederung. Dieſes im Norden von der über die höchſten Erhebungen des Rieſengebirges und ſeiner öſtlichen Vorberge verlaufenden Staatsgrenze, im Süden von der nur ſtellenweiſe unruhig, im allgemeinen jedoch ſcharf gezogenen Sprachgrenze begrenzte Stück deutſchen Bodens birgt in reichlich kleinem Rahmen eine Fülle geographiſcher Verſchiedenheiten. Es macht nicht allein eine Abdachung von durchſchnittlich 1200 m auf rund 25 km durch, ſondern es enthält in ſeinem beſchränkten Raume eine typiſche Außenlandſchaft, das Braunauer Länd-

*) Vorliegender Aufſatz war bereits vor einem halben Jahr geſetzt und gelangt unverändert zum Abdruck. Er bietet nach der Vereinigung des Sudetenlandes mit dem Reich einen rückſchauenden Lagebericht.

chen, das dank ſeiner natürlichen Schutzlage in der Umfriedung von drei kammartigen Gebirgszügen lange Zeit den nationalen Angriffen ſtandhielt und auch ſeinen urſprünglich agrariſchen Charakter länger als das übrige deutſche Oſtböhmen rein bewahren konnte. Wenn es ſpäter dennoch dieſen Angriffen unterlag oder doch zumindeſt nachgeben mußte, ſo brachten das die Zeitumſtände mit ſich, denen auch die geographiſche Schutzlage auf die Dauer nicht gewachſen war. Das eigentliche Rieſengebirgsvorland blieb gleichfalls lange Zeit hindurch frei von nationalen Problemen, wie es ja auch durch ſeine Lage eines jener ſudetendeutſchen Gebiete iſt, die verhältnismäßig ſpät, dann aber ausſchließlich von Deutſchen beſiedelt wurden, ſo daß man gerade hier am wenigſten von „Verdeutſchung" eines ehemals ſlawiſchen Landſtriches ſprechen kann. Erſt ſeit dem 15. Jh. beginnt man von den ſchon ſeit ihrer Gründung im 12. Jh. deutſchen Städten und Ortſchaften der tieferen Gebiete, hauptſächlich von Trautenau aus, den Grenzwald nutzbar zu machen und ſpäter dann in den Tälern aufwärts Dörfer und Weiler immer weiter ins Gebirge hinauf anzulegen. Dieſe Ortſchaften des Rieſengebirges ſind im weſentlichen Erſcheinungsformen einer inneren deutſchen Koloniſation, die nur gelegentlich durch geringen Zuzug aus dem Binnendeutſchtum unterſtützt wurde und ausnahmslos bis dahin unkultivierten Boden der Siedlung erſchloß.

Es iſt hier nicht der Ort, die geſchichtliche Entwicklung des deutſchen Rieſengebirgsvorlandes bis in die Einzelheiten aufzuführen. Nur das eine muß feſtgehalten werden, daß die einſeitige ſüdliche Abdachung und die den Tälern folgenden Verkehrswege bis in die jüngſte Zeit immer nur nach dem Landesinneren wieſen. Das hohe Gebirge ſtörte einen regelmäßigen Verkehr mit den ſchleſiſchen Anrainern und der Mangel an guten Oſt-Weſt-Verbindungen ſpaltete das Gebiet in Nord-Süd-Streifen auf, die mehr oder weniger auf ſich ſelbſt angewieſen waren, wie die nur loſen Beziehungen zwiſchen verhältnismäßig nahen Orten bis in das vorige Jahrhundert beweiſen. Dementſprechend mußten ſich überall dort Schwächeſtellen für den völkiſchen Beſtand des Deutſchtums ergeben, wo Verkehrswege aus den ſüdlichen tſchechiſchen Gegenden in das deutſche Gebiet eintraten. Dieſe Erſcheinungen haben ſich tatſächlich in den letzten Jahren in erſchreckend wachſender Zahl gehäuft und der Abbröckelungsprozeß macht an jenen Stellen der Sprachgrenze bedrohliche Fortſchritte.

In wie ſtarkem Maße der auf Abb. 1 in ſeiner geographiſchen Umwelt gezeigte kleine deutſche Volksboden des Rieſengebirgsvorlandes von inneren Grenzen zerriſſen iſt, erweiſt ein Blick auf Abb. 2. Der insgeſamt 1853,26 qkm große Raum verteilt ſich auf 12 Gerichtsbezirke, von denen 8 mehr als 80% Deutſche zählen, einer gegenwärtig 35% Deutſche beſitzt und 3 mit zuſammen 58,25 qkm am deutſchen Volksboden noch gerin-

geren Anteil haben. Auf der Karte ſind die deutſchen Gerichtsbezirke mit ihren deutſchen und die drei tſchechiſchen, die kleine deutſche Anteile haben, mit ihren tſchechiſchen Namen verzeichnet, während der über ein Drittel deutſche Bevölkerung aufweiſende Bezirk Königinhof eine Sonderſtellung einnimmt, über die ſpäter noch mehr zu ſagen ſein wird. Die für unſere Betrachtungen in Frage kommenden 12 Gerichtsbezirke gehören 6 politiſchen Bezirken an, von denen allein der pol. Bez. Hohenelbe zwei deutſche Gerichtsbezirke umfaßt. Rochlitz bildet mit den tſchechiſchen Ger.Bez. Starkenbach (Jilemnice) und Hochſtadt (Vyſoké) den pol. Bez. Starkenbach; der pol. Bez. Trautenau umſchließt neben Marſchendorf und Schatzlar auch den tſchechiſchen Ger.Bez. Eipel (Upice) und der pol. Bez. Braunau außer Wekelsdorf den tſchechiſchen Ger.Bez. Politz (Police). Die Deutſchen des Ger.Bez. Neu-Paka gehören dem gleichnamigen tſchechiſchen pol. Bezirk und jene des Ger.Bez. Jaromer dem pol. Bez. Königinhof zu.

Eine weitere Grenze iſt die der Wahlkreiſe für die Wahlen ins Abgeordnetenhaus, wobei die Gerichtsbezirke Rochlitz, Hohenelbe, Starkenbach und Neu-Paka dem Wahlkreiſe IV (Jungbunzlau), alle übrigen aber dem Wahlkreiſe III (Königgrätz) zugehören. Praktiſch wirkt ſich das ſo aus, daß die deutſchen Ortſchaften der Bezirke Starkenbach und Neu-Paka von den Kreisleitungen der politiſchen Parteien im III. Wahlkreiſe propagandiſtiſch beeinflußt werden, am Wahltage aber dann ihre Stimmen den Abgeordneten des Wahlkreiſes IV geben müſſen. Schließlich ſpaltet noch eine dritte Verwaltungsgrenze das deutſche Rieſengebirgsvorland, nämlich die Kreisgerichtsgrenze zwiſchen Jitſchin und Königgrätz, indem mit Ausnahme des pol. Bez. Braunau, der zu Königgrätz gehört, alle übrigen Bezirke dem Kreisgericht Jitſchin unterſtehn. Im ganzen umgeben oder zerteilen derart Grenzen in der Länge von rund 500 km das Rieſengebirgsvorland, ſo daß durchſchnittlich je 3,5 qkm von 1 km irgendeiner Grenzlinie getroffen werden.

In dieſem Raume ſchwankt die Dichte der Geſamtbevölkerung zwiſchen 70 im Ger.Bez. Marſchendorf und 195 im Ger.Bez. Schatzlar und weiſt für das ganze Gebiet einen Durchſchnitt von rund 128 Einwohnern auf den qkm auf. Damit liegt die Dichte des Rieſengebirgsvorlandes unter der Bevölkerungsdichte Böhmens mit 136 Einwohnern auf den qkm. Nur die Gerichtsbezirke Braunau, Königinhof, Schatzlar und Trautenau gehen mit ihrer Dichte über dieſe Zahl hinaus.

Was nun das Wachstum der Bevölkerung betrifft, ſowohl der Geſamtzahl nach, wie auch des deutſchen und tſchechiſchen Anteils, ſo gibt ein Ueberblick über die letzten 50 Jahre von 1880—1930 den beſten Aufſchluß. Abb. 3 erläutert auf einen Blick dieſe Entwicklung. 30 Jahre lang nimmt die Geſamtbevölkerung zu, wobei allerdings an dieſem Zuwachs das

deutſche Element ſeit 1890 nicht mehr beteiligt iſt. 1880—1890 nahm es um 2,57% zu, während die Tſchechen um ein geringes in der gleichen Zeitſpanne verloren, ſodaß der Geſamtzuwachs der Bevölkerung auf die deutſche Seite zu buchen iſt. Aber ſchon 1890—1900 gewannen die Tſchechen ſoviel, daß ſie trotz des Verluſtes 1880—1890 den Stand von 1880 überſchritten und durch dieſen Zuwachs die Erhöhung der Geſamtbevölkerung um 0,67% bewirkten. Die Deutſchen waren nämlich um 0,15% in ihrem Beſtande zurückgegangen und konnten ſeitdem nichts mehr zum natürlichen Wachstum der Geſamtbevölkerung beitragen. Dieſer Rückgang nimmt immer ſchärfere Formen an, 1900—1910 beträgt er 0,44% und infolge der Einwirkung der Kriegsjahre gar 14,73% in der Zeit 1910—1921; auch nach dem Kriege ſinkt die deutſche Bevölkerung weiter um 1,16%, ſodaß in den 50 Jahren von 1880—1930 der Verluſt insgeſamt 14,07% des Beſtandes von 1880 bildet.

Demgegenüber ſteigt der tſchechiſche Hundertſatz der Bevölkerung ſeit 1900 mit unheimlicher Gleichmäßigkeit und wächſt auch in den Kriegsjahren ſtändig, ſodaß der Verluſt der Geſamtbevölkerung 1910—1921 von 9,67% ausſchließlich von den Deutſchen getragen wird. Den allmählichen Anſtieg der Geſamtbevölkerung um 1,67% ſeit dem Kriege beſtreiten hingegen die Tſchechen, da das deutſche Element wie ſchon erwähnt auch 1921—1930 weiterhin in Abnahme verharrt. Während von 1880—1930 die Tſchechen ihren Beſitzſtand um 60,03% vermehrt haben, verliert das Rieſengebirgsvorland ſtändig an deutſchen Menſchen. Wenn alſo die Geſamtbevölkerung trotz der Kriegsverluſte, die Oſtböhmen nach dem Unterſchiede zwiſchen 1910 und 1921 26517 Menſchen gekoſtet haben, dennoch 1930 nur mit 3,96% gegenüber 1880 im Rückſtande war und wohl bei der nächſten Volkszählung den Stand von 1880 vielleicht auch nur um ein weniges, aber eben dennoch überſchritten haben wird, ſo iſt das ausſchließlich ein Ergebnis der tſchechiſchen Zuwanderung in die deutſchen Gebiete; denn einerſeits iſt das deutſche Element in einer biologiſch äußerſt gefährdeten Lage, anderſeits das tſchechiſche nicht minder ungünſtig geſtellt in bevölkerungspolitiſcher Hinſicht, ſodaß lediglich die tſchechiſche Zuwanderung als Erklärung für das Wachstum der Geſamtbevölkerung übrig bleibt.

Verteilen wir den tſchechiſchen Zuwachs, dem überall ein verhältnismäßiger deutſcher Abſtieg entſpricht, auf die einzelnen Bezirke, ſo wird ſchon bei dieſer noch immer etwas rohen Aufrechnung die eingangs erwähnte Erſcheinung offenbar, daß hauptſächlich an jenen Uebergängen des deutſchen ins tſchechiſche Sprachgebiet das tſchechiſche Element an Boden gewinnt, in denen beide eine gleichartige oder doch ähnliche ſoziale und wirtſchaftliche Gliederung beſitzen. Das bedeutet alſo, daß es dem Tſchechen leichter fällt, ſich in einer deutſchen Gegend feſtzuſetzen, die ihrer Struktur nach an-

nähernd ſeiner innerböhmiſchen Heimat entſpricht. Ferner trägt der Grad der Induſtrialiſierung weſentlich zur Beſchleunigung der tſchechiſchen Durchſetzung einer Gegend bei, ſo daß die induſtrialiſierten Bezirke ein raſcheres Anwachſen des tſchechiſchen Hundertſatzes aufzuweiſen haben. Wenn in den letzten Jahren auch die mehr landwirtſchaftlich beſtimmten Bezirke mit ihrer bodenverbundenen deutſchen Bevölkerung gleichfalls eine ſtarke tſchechiſche Zunahme zeigen, ſo hängt das freilich mit anderen Umſtänden zuſammen, nämlich mit der Zuwanderung bezw. Heranziehung tſchechiſcher Staatsbedienſteter.

Dieſe allgemeinen Erwägungen klären die Einzelheiten, wie ſie uns aus den vier Kartenſkizzen entgegentreten, die den tſchechiſchen Hundertſatz der jeweiligen Geſamtbevölkerung in den oſtböhmiſchen Gerichtsbezirken bei den Volkszählungen 1900—1930 im Verlaufe einer 30-jährigen Entwicklung zeigen. Von den 8 oſtböhmiſchen Gerichtsbezirken mit heute mehr als 80% deutſcher Bevölkerung beſaßen im Jahre 1900, das als Ausgangsbeſtand für die weiteren Vergleiche dienen ſoll, 4 Bezirke einen tſchechiſchen Hundertſatz, der unter 2% lag. In Marſchendorf und Wekelsdorf war er gar verſchwindend klein (0,3%), ein Beweis, daß kein Tſcheche freiwillig in die ſeinen Lebensbedingungen nicht entſprechenden deutſchen Gegenden zog. Auch Arnau und Braunau waren faſt rein deutſch. Die wenigen Tſchechen dieſer Bezirke lebten nur in den größten Orten, in den Städten Arnau und Braunau ſelbſt, und waren ſchon damals in der Hauptſache Beamte, deren Vorhandenſein bereits im alten Kaiſerſtaate keineswegs mit dem rein deutſchen Charakter des deutſchen Anteiles der böhmiſchen Kronländer vereinbar war.

Die Bezirke Rochlitz, Hohenelbe, Trautenau und Schatzlar wieſen 1900 einen tſchechiſchen Hundertſatz zwiſchen 2 und 5% auf, der im Verhältnis zur Induſtrialiſierung ſtand. Hohenelbe und Rochlitz, damals am ſtärkſten in der Bildung eines beſitzloſen Proletariats fortgeſchritten, beherbergten die meiſten Tſchechen, die allmählich als billigere und willigere Arbeitskräfte in die deutſchen Gebiete einzuſtrömen begannen. Die deutſchen Anteile in den angrenzenden tſchechiſchen Gerichtsbezirken zeigen ſchon 1900 eine ungleiche Zuſammenſetzung in nationaler Hinſicht. Die deutſchen Ortſchaften der Ger.Bez. Jaromer und Neu-Paka ſind nur wenig vom tſchechiſchen Element durchſetzt, hingegen jene des Ger.Bez. Starkenbach in verhältnismäßig hohem Grade, nämlich zu über einem Drittel (34,4%).

Der Bezirk Königinhof, der 1890 noch zur größeren Hälfte deutſch war, hat dieſes Verhältnis zu ungunſten der Deutſchen umgekehrt: der tſchechiſche Anteil hält bei 53,2%. Dieſes Ergebnis war eine Folge des beſonderen Verlaufs der Sprachgrenze im Bezirk Königinhof. Während zwei Drittel der Landgemeinden faſt rein deutſch ſind, hat die Stadt

Königinhof mit ihren rund 16500 Einwohnern heute nur mehr 9% Deutsche. Schon 1900 war dieses Mißverhältnis, wenn auch noch nicht so ausgeprägt, vorhanden und bewirkte durch den ständigen Zuwachs der Stadtbevölkerung das Ueberwiegen des tschechischen Elementes im ganzen Bezirke. Es hat sich in der Folgezeit zwar in den deutschen Dörfern nur wenig im völkischen Bestande geändert, aber der deutsche Hundertsatz wurde dennoch immer geringer, weil die deutschen Gemeinden nur ganz bescheiden zum Wachstum der Gesamtbevölkerung beitrugen, deren Anstieg lediglich durch den tschechischen Zustrom in die Stadt Königinhof und deren unmittelbare Umgebung bewirkt wurde. Dieser Zuwachs auf 60,4% im Jahre 1910 ist der stärkste; denn auch die biologische Kraft der Tschechen läßt nach und ihr Anstieg 1921 auf 62,9% und 65,0% im Jahre 1930 ist lange nicht mehr so jäh wie in den Jahren bis 1910, wo es galt, den Bezirk in die Hände zu bekommen und vor allem die Stadt Königinhof ihres deutschen Charakters zu entkleiden.

Im Jahre 1910 finden wir ein allgemeines Vordringen des Tschechentums, das nur in zwei Gerichtsbezirken, nämlich in Trautenau und Marschendorf, und im deutschen Anteil des Bezirkes Neu-Paka wenigstens ziffernmäßig zurückgeht. Im übrigen deutschen Sprachgebiet stärkt es seine Stellung und steigt besonders in Schatzlar und Arnau an, woran wiederum die Industrialisierung einen Großteil der Schuld trägt. Auch der deutsche Anteil von Jaromer wird stärker durchsetzt, wie auch im Bezirke Starkenbach die Tschechen in die deutschen Dörfer eindringen. Ist dieser Anstieg der Tschechen ein noch verhältnismäßig geringer, so nimmt er in der Spanne von 1910—1921 bedrohlichste Formen an. Bei dieser Volkszählung hat sich das Bild vollkommen geändert.

Hätte man für jedes dieser 11 Jahre Zahlenmaterial bereit, das man in Kurven zur Darstellung bringen könnte, so würden sich interessante Linien sowohl für die Gesamtbevölkerung wie für die beiden Nationen und ihr Verhalten zu einander ergeben; auch das Verhalten der Bevölkerung in Landgemeinden und Städten wäre aufschlußreich. Leider liegt ein solches Material für die einzelnen Jahre 1910—1921 nicht vor; nur die Endergebnisse einer Entwicklung sind zahlenmäßig greifbar, die graphisch darzustellen aber dennoch versucht werden soll. Bei Abb. 6 sind also nur die Angaben für Ausgangs- und Endpunkt, die Volkszählungsergebnisse von 1910 und 1921, authentisch, die Ordinaten der eingezeichneten Entwicklungskurven sind nicht völlig zahlentreu und sollen nur in ihrem bildlichen Verlauf das Wort unterstützen. Bis zu Kriegsausbruch nimmt die Gesamtbevölkerung um ein geringes zu: Wie schon früher erwähnt, in der Hauptsache eine Folge des tschechischen Zuzugs. Die deutsche Bevölkerung verharrt in ihrem Bestande, wenn sie nicht vielleicht sogar etwas abnimmt.

Dann aber ändert der Weltkrieg die Lage völlig. Mit einem Schlag verliert die Landſchaft rund 5% ihrer Bevölkerung, als durch die Mobiliſation die kriegsfähigen Männer zu den Waffen gerufen werden. Im Verlaufe des Krieges wurden dann noch einigemal jüngere und ältere Jahrgänge eingezogen, ſo daß der Verluſt an Bevölkerung immer ſtärker wurde. Von dieſem Verluſt wurden wiederum faſt ausſchließlich die Deutſchen betroffen, denn das tſchechiſche Element erhielt ſich in ſeiner zahlenmäßigen Stärke über den Krieg und gewann in den Umſturztagen einen mächtigen Auftrieb. Wenn dann vom Kriegsende bis zur Volkszählung 1921 die Geſamtbevölkerung wieder anſtieg, ſo war das nur zum Teil das Verdienſt der heimkehrenden Krieger. Ihre Zahl war ein Bruchteil jener Summen von Menſchenleben, die der große Krieg verlangt hatte, denn das Sudetendeutſchtum war mit einer der höchſten Poſten in der Todesbilanz. Für Oſtböhmen hat man durchſchnittlich 4 Tote auf je 100 Einwohner vor dem Kriege berechnet, eine Zahl, die lediglich von den Deutſchen getragen wurde. Aber nicht allein die Verluſte an Menſchen, die an der Front geblieben, ſondern vielmehr jener, die der ungeheuren Not im Heimatlande erlegen waren, machten die Zahl der Heimkehrer unweſentlich für die Hebung der Geſamtbevölkerungsziffer. Deren Zunahme nach dem Umſturz iſt der Ausfluß einer Invaſion der Tſchechen in das ſudetendeutſche Gebiet, als deſſen Herren ſie nun auftraten und das ihrer Politik durch die ſchweren Kriegsverluſte völlig preisgegeben war.

Es wäre eine aufſchlußreiche Arbeit, die leider unter den gegenwärtigen Verhältniſſen undurchführbar iſt, aus einer gemeindeweiſen Zählung der zum Kriegsdienſt Eingezogenen, ſowie der Verluſte an der Front und der Todesfälle in der Heimat von Auguſt 1914 bis Oktober 1918 das Verhältnis feſtzuſtellen, in dem dieſe Zahlen zueinander und zu den Volkszählungsergebniſſen ſtehen; erſt dann wären die verſuchten Kurven auch zahlentreu und wertvolle Aufſchlüſſe für manche Erſcheinungen ſozialer und biologiſcher Art gegeben, über die noch zu ſprechen iſt. Leider muß auf dieſes Zahlenmaterial verzichtet werden, da keine amtlichen Aufſtellungen beſtehen und private Zählungen verboten ſind, Arbeiten in den Matrikelämtern aber beſonderer Genehmigungen bedürfen, Behörden und Pfarreien jedoch faſt ausnahmslos ſolchen Anliegen verſtändnislos, ja ablehnend entgegenſtehn.

Das Jahr 1921 zeigt alſo eine ganz bedeutend verſchlechterte Lage für das Deutſchtum, der tſchechiſche Hundertſatz iſt in allen Bezirken geſtiegen, wobei es letzten Endes gleichgiltig iſt, ob dieſer Anſtieg eine Folge der ſeit dem Umſturz mit allen Mitteln betriebenen Tſchechiſierung oder aber des Rückganges der deutſchen Bevölkerung iſt. Das Ergebnis bleibt das gleiche: das deutſche iſt gegenüber dem tſchechiſchen Elemente auch rein

zahlenmäßig in zunehmendem Nachteil. Noch zwei weitere Erſcheinungen, denen in der Folgezeit erhöhte Bedeutung zukommt, kündigen ſich an: die beiden Hauptpunkte des tſchechiſchen Angriffsplans gegen den ſudetendeutſchen Raum beweiſen ihre Wirkſamkeit in der Praxis, nämlich erſtens das Vordringen in die Städte und größeren Ortſchaften und zweitens das Aufſplittern des geſamten ſudetendeutſchen Volksbodens in kleinere Abſchnitte, die man einzeln leichter erobern kann. Das Vordringen in die größeren Orte ſoll die Schaffung einer ſtarken führenden Beamtenſchicht bilden, für die tſchechiſche Handwerker und Gewerbetreibende eine notwendige Folge ſind, um auf dieſem Wege das bodenſtändige deutſche Bürgertum zu durchſetzen. Das Aufſplittern des ſudetendeutſchen Raumes aber verſucht man ſo, daß man an gewiſſen Stellen, wo ſich Sprach- und Staatsgrenze nähern, dieſe vollends zuſammenfallen laſſen will, um dann längs der Staatsgrenze vordringend den deutſchen Raum zwiſchen dieſer und der Volkstumsgrenze einzuengen und das Deutſchtum zu zermürben und aufzureiben.

Wie weit dieſe Pläne geglückt ſind, ergibt ſich aus dem Anwachſen der Tſchechen in den Bezirken Rochlitz und Schatzlar, wo vor allem die Ortſchaften an der Staatsgrenze durchſetzt werden, und in den Bezirken mit größeren Städten, Trautenau, Braunau, Hohenelbe und Arnau, in denen die tſchechiſche Zuwanderung in erſter Linie die Minderheiten der Hauptorte ſtärkt. Da wir jedoch hier keine volkspolitiſche Polemik eröffnen noch eine eingehende Unterſuchung der Tſchechiſierungsmethoden anſtellen, ſondern vielmehr den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung mit allen Ausſichten für die Zukunft behandeln wollen, ſo verſagen wir es uns, auf die näheren Umſtände einzugehen, die in den Jahren 1921—1930 zu dem bei der Volkszählung am 1. Jänner 1930 feſtgeſtellten Zuſtande geführt haben. Immerhin aber möge eine kartographiſche Darſtellung der nationalen Verhältniſſe in den Gemeinden die Ziele einer Entwicklung aufdecken, wie ſie die nächſte Volkszählung beweiſen wird.

In der angefügten Karte wurde der tſchechiſche Zuwachs in den einzelnen Gemeinden zwiſchen 1910 und 1930, bezogen auf den Stand von 1910, in Verhältniszahlen zur Darſtellung gebracht.

Auch der gegenwärtige ſoziale Zuſtand der Bevölkerung des Rieſengebirgsvorlandes bedarf einiger allgemeiner Erwägungen, die aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnte Hinweiſe auf die Zukunft bieten. Gemäß ſeiner geographiſchen Gliederung wechſeln im deutſchen Oſtböhmen Gebiete der verſchiedenſten wirtſchaftlichen und ſozialen Struktur miteinander, neben faſt durchinduſtrialiſierten gibt es überwiegend agrariſche Landſtriche und ſolche, die eine für die ganze Landſchaft typiſche Zwiſchenſtellung einnehmen. Von den 8 Gerichtsbezirken mit mehr als 80% deutſcher Bevölkerung ſind die Bezirke Marſchendorf, Rochlitz und Wekelsdorf

agrariſch mit ſtarkem gewerblich induſtriellem Einſchlag. Die ſchon im Bezirke Marſchendorf beträchtliche Anzahl induſtrieller Streuſiedlungen und die vor anderen Zweigen überwiegende Papierinduſtrie ſteigert ſich im Bezirke Rochlitz mit ſeiner Textil- und Glasinduſtrie. In urſprünglich agrariſchen Gegenden bewirkte die Induſtrialiſierung der 80er Jahre in gewiſſen Orten eine Zuſammenballung der Arbeiterbevölkerung, die beſtenfalls ein wenig Gartenbau als Nebenbeſchäftigung trieb, im übrigen aber frei von Bodenbeſitz und demnach auf den Ertrag der Fabriksarbeit allein angewieſen war. Die Berge blieben nach wie vor den Baudenleuten überlaſſen, die ſich weiterhin um den kargen Boden mühen wollten und ein ſchweres Leben als Gebirgsbauern dem leichteren Broterwerb in den Fabriken der Täler vorzogen. Der Bezirk Wekelsdorf, obzwar für den Ackerbau weitaus günſtiger als die Gebirgsgegenden, wurde gleichfalls von ſtarken induſtriellen Streuſiedlungen mit Textilinduſtrie durchſetzt. Die ehemals ausſchließlich agrariſche Struktur wirkt ſich übrigens noch jetzt in der niedrigen Bevölkerungsdichte der drei Bezirke aus, die 70, 76 und 87 beträgt, wobei die Ballung der Bevölkerung in wenigen Orten noch merklicher hervortritt, wenn man die Fläche von 137, 107 und 129 qkm, die beſonders in den Bezirken Marſchendorf und Rochlitz zu 25% völlig unproduktiv und demnach auch frei von menſchlicher Siedlung iſt, zum Vergleiche heranzieht. Uebrigens liegen alle drei Bezirke mit ihrer Bodenfläche unter der durchſchnittlichen Größe böhmiſcher Gerichtsbezirke mit 135,7 qkm.

Ein Zwergbezirk mit nur 50 qkm und 9 Ortſchaften iſt der Ger.Bez. Schatzlar, in dem das gewerblich-induſtrielle Element hervorzutreten beginnt. Seine hohe Dichte von 195, die höchſte des deutſchen Gebietes in Oſtböhmen, beweiſt die hauptſächlich mit dem Schatzlarer Bergbau zuſammenhängende Induſtrialiſierung mit allen Vor- und Nachteilen, von denen die Nachteile auf nationalem und biologiſchem Gebiete weitaus überwiegen. Beſchränkt ſich im Bezirk Schatzlar das induſtrielle Element hauptſächlich auf alles, was die Steinkohlengruben um Schatzlar und Lampersdorf betrifft, ſo erſtreckt ſich die Induſtrialiſierung der Bezirke Arnau, Braunau und Trautenau auch auf andere Zweige, unter denen in Arnau die Papier-, in Braunau und Trautenau aber die Textilinduſtrie vorherrſcht. Im Geſamtbilde der Bezirke tritt hier wegen der noch ſtärkeren Ballung der Fabriken an gewiſſen Punkten der urſprünglich landwirtſchaftliche Charakter der Gegend zurück, obzwar in den Bezirken überall die Hälfte der Ortſchaften frei von größeren Induſtrieunternehmen iſt. Dagegen kann der Bezirk Hohenelbe als durchinduſtrialiſiert gelten, da nur mehr ein Drittel ſeiner Gemeinden den agrariſchen Charakter erhalten hat und vielfach aus Orten, die ſelbſt keine Fabriken haben, ein Teil der

Einwohner in die Nachbargemeinden zur Arbeit geht. Auch der Bezirk Königinhof iſt durchinduſtrialiſiert, wobei ſein 35%iger deutſcher Anteil ebenfalls an der Induſtrie teil hat, denn nur 14 ſeiner 31 Gemeinden mit 70—95% deutſcher Mehrheit ſind frei von größeren Unternehmen induſtrieller Art.

Eine Beſchreibung der wirtſchaftlichen Gliederung des Rieſengebirges in rohen Umriſſen genügt ſchon, um die großen Unterſchiede und Gegenſätze klar zu machen, die auch in dieſer Hinſicht die Gegend in höchſtem Maße uneinheitlich und damit allen planmäßigen Aufſpaltungs- und Zerſetzungsverſuchen gegenüber wehrlos ſein laſſen. Bei einer rund 170 km langen Sprachgrenze iſt eben der Kampf um den Arbeitsplatz nicht nur ein ſozialer, ſondern vor allem ein nationaler, wie das folgende Zahlenmaterial beweiſt. Um auch hier die Richtung der Entwicklung zu zeigen und die Ergebniſſe einer nächſten Volkszählung verſtändlicher zu machen, ſeien wiederum die letzten Jahre zum Vergleich des gegenwärtigen Standes herangezogen.

Die ſchon bei der Behandlung der nationalen Verhältniſſe unterſuchte Umſchichtung der Bevölkerung ſeit dem Weltkriege brachte naturgemäß auch eine Veränderung der wirtſchaftlichen Lebensgrundlage mit ſich, die ſich vor allem in der Einbuße an Beſitzſtand und der damit zuſammenhängenden Anzahl von Arbeitsplätzen und der kataſtrophalen Verringerung des Volkseinkommens auswirkte. Die Verſchiebung von Berufsgruppen und Veränderung der einzelnen Berufsſparten beweiſen die Verſchlechterung der ſozialen und wirtſchaftlichen Lage. Beſonders die Landwirtſchaft, die gewiß noch Menſchen aufnehmen könnte, hat in allen Bezirken Verluſte erlitten, was ſich einerſeits aus der ſtändigen Abwanderung in andere Berufsgruppen erklärt, in denen oftmals ſelbſt Beſchäftigungsloſigkeit herrſcht, und anderſeits aus den ſchweren, den Landwirten aufgebürdeten ſozialen Laſten, die eine Beſchränkung auf möglichſt wenig fremde Hilfskräfte dringend nötig machen (ſiehe Tabellen 1 und 2).

Tabelle 1.

Soziale Schichtung der Deutſchen des Rieſengebirgsvorlandes 1930.

(Hundertſätze der einzelnen Bezirke.)

Gerichtsbezirk	Selbſtſtändige	Arbeiter	Beamte	Taglöhner	Hausbedienſtete	Lehrlinge
Arnau	24,7	61,2	5,8	5,2	1,7	1,3
Braunau	28,8	57,6	5,3	4,2	1,9	2,3
Hohenelbe	22,8	60,6	6,5	4,4	2,9	2,5
Königinhof	34,2	54,2	5,5	2,8	1,5	1,8
Marſchendorf	35,1	48,8	3,9	6,3	3,3	2,5
Schatzlar	27,0	62,3	3,8	3,0	1,3	2,5
Trautenau	28,0	60,2	6,8	4,3	2,0	3,2
Wekelsdorf	33,4	55,7	3,0	4,1	1,6	2,2

Berufliche Gliederung der Deutſchen im Jahre 1930.

(Hundertſätze der Bezirke.)

Gerichtsbezirk	Land- und Forſtwirtſchaft, Fiſcherei	Induſtrie und Produktionsgewerbe	Handel und Geldweſen	Verkehr	Öffentl. Dienſt und freie Berufe	Häuslicher und perſönlicher Dienſt	Sonſtige Berufe und Berufsloſe
Arnau	18,7	61,1	4,6	3,0	3,1	1,0	8,2
Braunau	20,8	52,5	6,8	4,5	3,8	1,3	10,3
Hohenelbe	15,0	58,0	9,6	3,8	3,4	1,7	8,0
Königinhof	31,4	50,8	5,2	1,4	2,0	0,6	8,5
Marſchendorf	32,0	40,4	10,4	3,5	3,1	1,6	8,0
Schatzlar	12,7	63,4	4,9	2,9	2,9	1,0	12,0
Trautenau	17,8	51,3	10,1	5,1	4,2	1,4	9,7
Wekelsdorf	29,8	49,8	5,9	3,2	2,7	1,1	8,1

Tabelle 2.

Soziale Schichtung im Vergleich der Volkszählungen 1921 und 1930.

	Deutſche			Tſchechen		
	1921	1930	% 1930	1921	1930	% 1930
Selbſtändige	30 703	30 365	30,80	6 281	7 217	25,90
Beamte	4 602	5 017	5,40	1 291	1 972	7,10
Arbeiter	46 239	53 747	54,60	11 217	16 371	58,90
Lehrlinge	3 356	2 506	2,50	946	1 045	3,80
Taglöhner	4 168	4 703	4,70	908	563	2,00
Hausbedienſtete	2 097	1 964	2,00	578	632	2,30

Berufliche Gliederung im Vergleiche der Volkszählungen 1921 u. 1930.

	Deutſche			Tſchechen		
	1921	1930	% 1930	1921	1930	% 1930
Land- u. Forſtwirtſchaft, Fiſcherei	52 495	45 580	24,7	9 129	9 184	18,4
Induſtrie- und Produktionsgewerbe	86 444	90 750	49,5	20 363	23 999	48,1
Handel und Geldweſen	9 929	12 836	7,0	2 466	3 287	6,2
Verkehr	7 552	6 697	8,6	1 821	4 265	8,7
Staatsdienſt, freie Berufe	6 258	6 004	3,3	2 571	3 884	7,8
Häusliche und perſönliche Dienſte	1 866	2 154	1,2	597	614	1,2
Sonſtige Berufe und Berufsloſe	18 081	19 483	10,6	4 038	4 691	9,6

Aus den Aufstellungen ist ersichtlich, daß die Hälfte aller Berufstätigen in der Industrie und im Produktionsgewerbe beschäftigt ist, ein Viertel in der Landwirtschaft und der Rest sich auf die übrigen Berufsgruppen aufteilt. Bei der tschechischen Bevölkerung im deutschen Gebiete ist das Verhältnis ähnlich und entspricht nur in allem, was mit dem Staat unmittelbar zusammenhängt, nicht der deutschen Aufteilung und dem zahlenmäßigen Verhältnis, in dem die beiden Nationen zu einander stehen. Besonders die Schichtung innerhalb der verschiedenen Berufsklassen kennzeichnet diese Verhältnisse, wie sie aus dem Zahlenmaterial hervorgehen (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3.

Die Schichtung innerhalb der einzelnen Berufssparten.

		1921	1930
Land- und Forstwirtschaft			
Selbständige und Pächter	deutsche	10 480	10 020
	tschechische	1 650	2 036
Beamte	deutsche	157	155
	tschechische	48	45
Arbeiterschaft und Angestellte	deutsche	8 429	6 598
	tschechische	1 611	1 436
Bergbau und Hüttenwesen			
Beamte	deutsche	66	29
	tschechische	10	4
Arbeiterschaft und Angestellte	deutsche	2 293	1 161
	tschechische	279	155
Metallverarbeitung			
Selbständige und Pächter	deutsche	460	504
	tschechische	86	94
Beamte	deutsche	17	30
	tschechische	4	3
Arbeiterschaft und Angestellte	deutsche	2 440	2 788
	tschechische	505	685
Papierindustrie			
Selbständige und Pächter	deutsche	73	53
	tschechische	9	13
Beamte	deutsche	151	196
	tschechische	10	14
Arbeiterschaft und Angestellte	deutsche	2 892	2 918
	tschechische	132	149

Textilinduſtrie		1921	1930
Selbſtändige und Pächter	deutſche	553	279
	tſchechiſche	110	42
Beamte	deutſche	748	1 215
	tſchechiſche	128	255
Arbeiterſchaft und Angeſtellte	deutſche	17 861	23 694
	tſchechiſche	4 825	6 718

Staatsdienſt

a) Öffentliche Verwaltung und Gerichtsweſen

Beamte	deutſche	393	281
	tſchechiſche	231	304
Sonſtige Angeſtellte	deutſche	389	244
	tſchechiſche	251	342

b) Bei der Poſt

Beamte	deutſche	275	139
	tſchechiſche	88	220
Sonſtige Angeſtellte	deutſche	294	224
	tſchechiſche	78	190

c) Bei den Staatsbahnen

Beamte	deutſche	297	153
	tſchechiſche	137	244
Sonſtige Angeſtellte	deutſche	1 396	847
	tſchechiſche	324	747

Die Zahlen ſind trotz ihres etwas ſummariſchen Charakters in vieler Hinſicht aufſchlußreich, denn ſie beſtätigen wiederum den Ablauf einer Entwicklung, die für das deutſche Element immer bedrohlicher zu werden beginnt. Obzwar die oſtböhmiſchen Bezirke von der Bodenreform ſo gut wie verſchont blieben (nur wenige Hektar wurden beſchlagnahmt, aber nicht aufgeteilt), ſo iſt dennoch die Anzahl der tſchechiſchen Selbſtändigen in Land- und Forſtwirtſchaft um 25% geſtiegen. 1930 zählt man bereits 382 tſchechiſche Selbſtändige und Pächter mehr als 1921, während ſich in dieſen 9 Jahren die Zahl der deutſchen Inhaber landwirtſchaftlicher Betriebe um 460 verringerte. Daß es ſich hier um eine Erſcheinung handelt, die mit nationalen Gründen und mit dem Beſitz des Bodens auf engſte verknüpft iſt, ergeben die Zahlen der Beamten, Angeſtellten und Arbeiter, die von 1921—1930 ſowohl bei den Deutſchen wie den Tſchechen im faſt

gleichen Verhältnis gesunken sind, ein Ergebnis von Landflucht und Landwirtschaftskrise. Auch im Berg- und Hüttenwesen fielen die Zahlen der Arbeitnehmer, während sie in der Metallverarbeitung beträchtlich anstiegen und sich auch die Arbeitgeber beider Nationalitäten um ein erhebliches vermehrten. Eine Verschiebung zu Ungunsten der Deutschen trat in der Papierindustrie ein, wo 20% der Betriebe eingingen, deren Verlust deutsche Unternehmer traf. Dabei blieb aber erfreulicherweise die Zahl der Beschäftigten erhalten, ja vermehrte sich sogar, was auf eine Erhöhung der Produktion in diesem Industriezweig schließen läßt. Die ehemals hochberühmte ostböhmische Textilindustrie erlebte gleichfalls bis 1930 einen Aufschwung, der sich zwischen 30 und 60% des Standes von 1921 bewegt. Durch Schaffung von Kartellen, Aktiengesellschaften und ähnlichen Zusammenschlüssen der Unternehmer fiel allerdings deren Anzahl um mehr als die Hälfte und zwar sowohl auf deutscher wie auf tschechischer Seite. Wenn sich seit 1930 die angegebenen Zahlen gewaltig verschoben haben und die allgemeine Krise gerade die ostböhmischen Industriegebiete mit am härtesten betraf, daß sie heute zu den sudetendeutschen Industriefriedhöfen und Notstandsgebieten gehören, so ist das aus dem Stande bei der letzten Volkszählung noch nicht ersichtlich und mithin das Zahlenmaterial von 1930 nur eine schöne Erinnerung an bessere Zeiten. Es kann nurmehr zum Nachweis herangezogen werden, daß gerade durch die Industrie ein wesentlicher Beitrag zur Vertschechung geleistet wurde, der durch die letzte hier aufgerechnete Beschäftigtenzahl vollends ergänzt wird: die öffentlichen Dienste in Verwaltung und Gerichtswesen, bei Post und Bahn, kurz im Staatsdienst. Der Schlüssel für Ostböhmen wäre gemäß der Volkszählungsergebnisse 1:4 zugunsten der Deutschen. Wie es in Wirklichkeit um eine gerechte Verteilung der Staatsstellen steht, zeigen die Zahlen mit ihrem oft umgekehrten Verhältnis zum Nachteil der deutschen Bevölkerung.

Das schwierigste Kapitel im Zusammenhange mit der sozialen Lage ist das der Arbeitslosen. Wir wollen hier nicht die Gründe der Arbeitslosigkeit erörtern, sondern nur das geringe authentische Zahlenmaterial, das für einzelne Gebiete erstellbar ist, zu deuten und auszuwerten versuchen. Die einzige amtliche sog. Arbeitslosenstatistik vermittelt, wie selbst Minister ausdrücklich zugegeben haben, kein genaues Bild der wirklich Erwerbslosen, sondern gibt lediglich die Zahl der bei den staatlichen Arbeitsämtern nicht untergebrachten Bewerber an. Diese Arbeitsvermittlungen vermitteln im allgemeinen Arbeitsplätze nur an Taglöhner, Hilfs- und Landarbeiter, Maurer und dgl.; erwerbslose Kleinhäusler und Heimarbeiter, stellenlose Intelligenzler, Handwerker und Facharbeiter werden nur höchst ungenau erfaßt. Daß also die wirklichen Elendsziffern ungemein höher als die veröffentlichten Angaben über die Erwerbslosen sein müssen, erhellt schon

daraus, daß erſtens ſehr viele Arbeitsloſe durch die amtlichen Statiſtiken gar nicht erfaßt werden können und zweitens ja die Familien Erwerbsloſer von der gleichen Not mitbetroffen ſind.

Private Erhebungen im Jahre 1933 ergaben für Trautenau 2253 Arbeitsloſe und 773 Kurzarbeiter. Nach dem „Genter Syſtem" wurden 1034 unterſtützt, aus Gemeindemitteln 20, und 1401 durch Ernährungsaktionen. Von den Betrieben lagen 5 vollkommen ſtill, 6 arbeiteten ſtark verkürzt und 38 waren von Exekutionen betroffen. Dieſe Zahlen ſind genügend gewichtig, denn ſie machen 35% aller Berufstätigen im Zählungsgebiet aus. Laut Mitteilung des Statiſtiſchen Staatsamtes, das ſelbſt zugibt, mit abſoluten Zahlen, deren Richtigkeit verbürgt iſt, nicht aufwarten zu können, betrug der Hundertſatz der Erwerbsloſen des Rieſengebirgsvorlandes im Juni 1936 durchſchnittlich 30% der Berufstätigen von 1930, alſo zu Beginn der Kriſenjahre. Abb. 9 bietet dieſe Zahl auf die einzelnen Bezirke aufgeteilt: die Induſtriebezirke ſind zugleich die gefährdetſten in völkiſcher und ſozialer Beziehung, während die mehr landwirtſchaftlich eingeſtellten noch etwas weniger unter der Ungunſt der Zeitumſtände leiden. Die Zahlen der durch die „Sudetendeutſche Volkshilfe" im Winter 1935/36 unterſtützten Volksgenoſſen ſchaffen eine weitere Handhabe, das oſtböhmiſche Elend ziffernmäßig zu erfaſſen. In den Ger.Bez. Braunau wurden 2905, Hohenelbe 3585, Trautenau 3764 und im deutſchen Teile Königinhofs 266 mit Zuwendungen bedacht; das war die bedürftigere Hälfte der Erwerbsloſen, wenn man Elend überhaupt noch klaſſifizieren darf. Die Zahl der Unterſtützungsbedürftigen, die alle das Exiſtenzminimum nicht erreichen, dürfte mehr als doppelt ſo hoch ſein.

Nach einer der letzten, aber gleichfalls unvollkommenen, Zuſammenſtellungen vom Oktober 1937 waren in den politiſchen Bezirken Braunau 2815, Hohenelbe 1386 und Trautenau 2728 arbeitswillige, jedoch bei der amtlichen Stellenvermittlung nicht untergebrachte Perſonen gemeldet. Das ſind jeweils 10,5%, 6,0% und 6,1% der Berufstätigen dieſer Bezirke. Bedenkt man das oben über die Arbeitsvermittlung Erwähnte, ſo laſſen die Zahlen unſchwer erkennen, daß es ſich nur um einen kleinen Teil der tatſächlich Erwerbsloſen handelt.

War ſchon die nationale und ſoziale Lage für das Deutſchtum des Rieſengebirgsvorlandes alles andere als erfreulich, ſo iſt der gegenwärtige bevölkerungspolitiſche Zuſtand geradezu kataſtrophal. Auch dafür iſt die Entwicklung der nationalen Umſchichtung ſeit 1918 verantwortlich, denn die biologiſche Lage iſt wenigſtens zum Teil eine Funktion der ſozialen und dieſe eben wieder ein Ausfluß der geänderten völkiſchen Bedingungen. Der nationale Kampf um den Arbeitsplatz; die allgemeine Wirtſchaftskriſe,

deren verheerende Auswirkungen in der Tschechoslowakei nicht allein deshalb das Deutschtum härter trafen, weil sein Hundertsatz der in der Industrie Tätigen höher war als der tschechische, sondern weil die Krise von den Tschechen als wirksamer Bundesgenosse gegen die Deutschen verwendet wurde und man über die Untätigkeit gegenüber dem sudetendeutschen Elend hinaus noch alles für eine Steigerung dieser Not tat; die seelische Depression als Folge materieller Sorgen, all das muß sich natürlich in der biologischen Lage eines Landstriches auswirken. Jemand, der selbst nichts zu beißen hat, überlegt es sich wohl, noch einen Hausstand zu gründen, für den er nicht sorgen kann. Fällt aber die Zahl der Eheschließungen, so heißt das, daß auch die Geburtenziffer zurückgehen muß. Man kann nun die verschiedensten Berechnungen anstellen und die Grundzahlen nach allen möglichen Gesichtspunkten aufrechnen, das Ergebnis wird das gleiche bleiben, der biologische Abstieg bestätigt sich mit jeder neuen Verhältniszahl, die man herausfindet.

In den folgenden Zusammenstellungen wurde Zahlenmaterial des Bundesgaues Ostböhmen verwertet. Aus lokalen Gründen waren die Zahlen des Bezirkes Rochlitz und der deutschen Anteile an den Bezirken Jaromer, Neupaka und Starkenbach nicht erstellbar. Immerhin veranschaulichen die gebotenen Ziffern, die aus den Veröffentlichungen der Matrikelämter gewonnen wurden, ein zureichendes Bild von der gegenwärtigen Lage, die man sich aber immer noch um einige Grade schlimmer vorzustellen hat, da seit 1935, dem letzten Angabenjahr, schon wieder zwei Jahre vergangen sind, in denen von einer Aenderung zum Besseren nicht das geringste Anzeichen zu verspüren war. Den von den Matrikelämtern gebotenen Zahlen haftet ein bedeutender Mangel an: Sie beziehen sich auf die Gesamtbevölkerung ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit. Man wird aber keineswegs fehl gehen, wenn man dem tschechischen Bevölkerungsanteil die gleiche biologisch ungünstige Lage wie den Deutschen zuschreibt. Vergleichszahlen aus rein tschechischen Bezirken Innerböhmens sprechen dafür. Die Zunahme der Gesamtbevölkerung trotz des mitunter starken Geburtenausfalls ist also der tschechischen Zuwanderung zu verdanken, die in Geburten- und Sterblichkeitsziffern nicht zum Ausdruck kommt und nur im Volkszählungsergebnis ihren Niederschlag findet. Zur Beurteilung der Lage in Ostböhmen ist zum Vergleich immer der vom Statistischen Staatsamte errechnete Landesdurchschnitt herangezogen, der jeweils beweist, wie ungünstig es um die ostböhmische Ecke heute bestellt ist (s. Tab. 4, 5 u. 6).

Eheſchließungen. Tabelle 4.

Bezirk	1920		1925		1930		1935	
	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.
Arnau	250	13,37	175	9,31	147	7,77	161	8,42
Braunau	420	15,35	248	8,97	257	9,38	209	7,73
Hohenelbe	252	11,12	244	10,54	207	8,84	210	8,86
Königinhof	372	12,48	332	9,73	344	9,45	276	7,35
Marſchendorf	118	13,01	84	9,05	92	9,65	73	7 74
Schatzlar	184	18,49	100	9,58	93	9,49	92	9,47
Trautenau	586	13,80	437	10,06	347	7,81	323	7,23
Wekelsdorf	205	17,69	99	8,30	150	9.41	62	5,74
Landesdurchſchnitt		13,63		9,59		9,71		7,92

Lebendgeburten. Tabelle 5.

Bezirk	1920		1925		1930		1935	
	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.
Arnau	434	23,22	365	19,41	333	17,59	268	14,01
Braunau	700	25,58	491	17,77	403	14,71	263	9,73
Hohenelbe	506	22,33	462	19,97	384	16,40	352	14,85
Königinhof	672	22,54	596	17,46	619	17,00	458	12,19
Marſchendorf	256	28,22	496	21,11	176	18,46	157	16,65
Schatzlar	325	32,65	211	20,22	181	18,46	117	12,04
Trautenau	961	22,63	834	19,21	691	15,56	597	13,36
Wekelsdorf	328	28,31	252	21,05	232	20,79	155	14,36
Landesdurchſchnitt		23,13		20,56		18,53		13,95

Sterbefälle. Tabelle 6.

Bezirk	1920		1925		1930		1930	
	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.	geſamt	a. T.
Arnau	378	20,22	264	14,04	262	13,84	264	13 80
Braunau	576	21,05	4 19	15,16	397	14,49	385	9,73
Hohenelbe	373	16,46	340	14,70	280	12 79	275	11,60
Königinhof	515	17,27	441	12,92	509	13,98	504	13,41
Marſchendorf	204	22,49	167	17,99	151	18,84	164	17 39
Schatzlar	213	21,40	127	12,17	144	14,69	145	14,92
Trautenau	821	19,33	690	15 89	605	13,62	615	13,76
Wekelsdorf	229	19,77	155	13 00	177	15,86	135	12,51
Landesdurchſchnitt		17,50		14,12		13,49		13,09

Geburtenüberſchuß (in Tauſendſt.) Tabelle 7.

Bezirk	1920	1925	1930	1931	1932	1933	1934	1935
Arnau	3,00	5,37	3,75	3,06	5,57	2,62	4,29	0,21
Braunau	4,53	2,61	0,22	—1,49	—1,43	—3,73	—2,83	—4,28
Hohenelbe	5,87	5,27	4,44	2,56	4,58	1,95	2,23	3,25
Königinhof	5,27	4,54	3,02	1,63	3,14	0,32	1,77	—1,22
Marſchendorf	5,73	3,12	2,62	—0,63	4,17	4,68	0,11	—0,74
Schatzlar	11,25	8,05	3,77	2,77	2,32	3,04	0,31	—2,88
Trautenau	3,30	3,32	1,94	2,23	1,39	—0,45	0,40	—0,40
Wekelsdorf	8,54	8,05	4,93	2,70	4,17	—1,00	3,50	1,85
Landesdurchſchnitt	5,63	6,44	5,04	3,91	3,31	2,24	2,23	0,86

Die Zahl der Eheſchließungen fällt von 1920—1935 in allen Bezirken. 1920 liegen von den behandelten 8 Bezirken noch 4 über dem Landesdurchſchnitt, 1925 ſind es nur mehr 3, 1930 überhaupt keine und 1935 wieder 3 mit einer etwas höheren Zahl als der Durchſchnitt von Böhmen. Die gleichen ungünſtigen Verhältniſſe zeigt die Geburtenzahl, die in allen Bezirken in mehr oder weniger ſteilem Grade ſinkt. 1935 überſchreiten nur 4 Bezirke das Landesmittel, während der Bez. Braunau einen beſonders raſchen Abfall zu verzeichnen hat, ein Beiſpiel dafür, wie wenig die Verfallserſcheinungen vor ländlichen Bezirken Halt machen. Trotzdem ſich der Landesdurchſchnitt gleichfalls verringert, iſt Oſtböhmen beſonders ſtark durch den Geburtenausfall gefährdet, da die auffallend hohe Sterblichkeitsziffer den Stand der Geſamtbevölkerung immer ſtärker bedroht. 1935 überſchreiten bereits mit Ausnahme von 3 Bezirken alle übrigen den Landesdurchſchnitt beträchtlich. Daß der Bezirk Braunau eine geringere Sterblichkeit beſitzt, iſt kein Troſt, denn dafür droht Vergreiſung der Bevölkerung, da ſich der Geburtenüberſchuß, die Differenz zwiſchen Lebendgeburten und Todesfällen, gerade in dieſem Bezirke in den höchſten Geburtenabgang verwandelt hat. Der geringe Geburtenüberſchuß Böhmens mit 0,86 im Jahr 1935 wird nur von den beiden Bezirken Hohenelbe und Wekelsdorf überboten, die anderen leiden mit Ausnahme von Arnau unter bedenklichem Geburtenabgang. In der letzten Tabelle iſt nochmals der Beweis dafür erbracht, daß in dem ſudetendeutſchen Rieſengebirgsvorlande die gegenwärtige bevölkerungspolitiſche Lage mehr als troſtlos iſt, wenn wir die vielen negativen Vorzeichen richtig zu deuten verſtehen. Gerade bei der Feſtſtellung der bevölkerungspolitiſchen Lage kann man nicht ohne die ſchwerſten Befürchtungen für die Zukunft bleiben, denn es handelt ſich hier um Fragen, welche die Grundlagen unſeres völkiſchen Daſeins überhaupt

ausmachen. Die beſten Fähigkeiten und Leiſtungen und auch der ſtärkſte Glaube und das mutigſte Durchhalten ſelbſt in härteſten Notzeiten nützen nichts, wenn eine Volksgruppe, die wie die ſudetendeutſche einen Kampf um Lebensraum und Selbſterhaltung führen muß, zahlenmäßig immer auffälliger zurückgeht. Das läßt befürchten, daß die Erhaltung kultureller und wirtſchaftlicher Güter wie auch des ererbten Siedlungsraumes durch den Mangel an den notwendigen deutſchen Menſchen in der Zukunft bedenklich bedroht erſcheint.

Es konnte in dieſem Aufſatz nicht die Aufgabe ſein, bindende Folgerungen aus dem aufgezeigten Zahlenmaterial abzuleiten, ſondern es ſollte vor allem auf die volkspolitiſche, wirtſchaftliche und biologiſche Gefahrenlagen eines deutſchen Landſtriches aufmerkſam gemacht werden, der wie kein zweiter den traurigen Titel eines Notſtandsgebietes verdient. Auch der Mangel an Sonderdarſtellungen der Lage des Rieſengebirgsvorlandes hat mit dazu geführt, daß eine wenigſtens in großen Zügen die Verhältniſſe umreißende Darſtellung verſucht wurde, die hoffentlich auf die für das geſamte ſudetendeutſche Gebiet ſymptomatiſchen Erſcheinungen dieſes deutſchen Siedlungsabſchnittes genügend aufmerkſam gemacht hat.

Quellennachweis.

Für die nationale Lage wurde Zahlenmaterial nach den „Mitteilungen des Statiſtiſchen Staatsamtes", Zahl GZB 2199—26/2—36, für die Darſtellung der ſozialen und beruflichen Lage Zahlenmaterial laut „Mitteilungen des Statiſtiſchen Staatsamtes", Zahl B 2199—5/3—37, verwendet. Die Zahlen über die bevölkerungspolitiſche Lage wurden durch den Bundesgau Oſtböhmen nach Angaben der Matrikelämter errechnet. Die Zahlen über die wirtſchaftliche Lage entſtammen privaten Erhebungen aus den Jahren 1933—36.

Die Bedeutung des deutſchen Blutes in Südoſteuropa.

Von K. V. Müller (Dresden).

I.

Das Ziel dieſer Darlegungen ſoll es ſein, einen Einblick zu gewinnen in die Rolle, die das deutſche Blut — und zwar in ſtreng biologiſchem Sinne, als ſozial, kulturell und politiſch, alſo als geſchichtlich wirkendes Erbgut deutſchſtämmiger Sippen — bei Aufbau und Entfaltung jener Völker- und Staatenwelt geſpielt hat, die ſüdlich und öſtlich in mannigfacher Verzackung und Verzahnung, in Ueber- und Unterſchichtung an den deutſchen Siedlungsraum anſchließt. Die Betrachtung ſoll ſich dabei nicht ſtreng an die Grenzen der früheren Donaumonarchie halten, ſondern gelegentlich auch etwa außer Galizien den übrigen polniſchen Volksraum berückſichtigen. Das neuerdings unter verſchiedenſten Geſichtspunkten behandelte Problem der ſogenannten „Umvolkung“,[1]) d. h. des Volkstumswechſels, der Verſchiebung der Volksgrenzen auch bei bodenſtändigen Bevölkerungen, ſoll dabei von einer neuartigen, bislang noch nicht berückſichtigten Seite angegangen werden, die zugleich Einblicke in lebensgeſetzliche Grundlagen und Geſetzmäßigkeiten des Völkerwerdens und Völkerwandels geſtattet.[2]) Gerade hierfür iſt der Südoſten ein dankbares Beobachtungsfeld. Denken wir etwa daran, daß vor kaum mehr als 150 Jahren die Tſchechen oder die Polen Völker darſtellten, die in ihrer damaligen Verfaſſung kaum die Anwartſchaft auf die Rolle andeuteten, die ſie heute als Staatsvölker nicht nur ſpielen, ſondern auch tatſächlich auszufüllen vermögen.

Wenn wir etwa die letzten tauſend Jahre Volksgeſchichte im Oſt- und Südoſtraum im Fluge an unſerem Auge vorübergleiten laſſen und dabei jene Volksbewegungen und Verſchiebungen der Volkstumsgrenzen in dieſem Raum gleichſam auf wenige Augenblicke zuſammendrängen, ſo bietet ſich in der Tat ein Bild von großartiger Bewegtheit, ein Bild umfaſſenden Wandels. Von der Elbe—Saale—Böhmerwald—Oſtalpenlinie, die damals ſelbſt noch mannigfach gegen Weſten eingebeult war, ſchiebt ſich da zunächſt bedächtig, dem Kreuz und dem Schwerte folgend, die deutſche bäuerliche Landnahme in dünnbeſiedelte, von Slawen beſetzte Räume vor und gewinnt ſo im Süden die öſterreichiſchen Kernlande, im Sudetenkeſſel, ge-

[1]) Vgl. hierzu den Bericht über die Tagung der Arbeitsſtelle für Auslandsdeutſche Volksforſchung 1937 „Zur Frage der Umvolkung“, Auslandsdeutſche Volksforſchung I (1937) v. H. J. Beyer.

[2]) Hierzu verſuchte Vf. eine erſte Anregung zu geben, vgl. „Geſetzmäßigkeit bei Wandlungen im ſozialanthropologiſchen Gefüge von raſſiſch naheſtehenden Nachbarvölkern durch Umvolkungsvorgänge“, in: Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie Bd. 31 (1937). Vgl. auch Eberhard Geyer, Anthropologie und Nationalitätenforſchung in: Nation und Staat 1933/4.

legentlich an vorhandene Reſte germaniſcher Bevölkerung anknüpfend[3]), nicht nur die heutige Sprachgrenze, ſondern auch große, heute wieder als tſchechiſch erſcheinende Gebiete, im Mittelabſchnitt allmählich, zum Teil vorwiegend wendiſch bleibende Gebiete überſpringend oder nur flüchtig durchſiedelnd, Schleſien und die nordöſtliche Sprachgrenzzone im Warthe-Netzegebiet und in Oſtpreußen.[4]) Gerade hier bleiben aber die Volks- und Sprachverhältniſſe noch lange Zeit, in gewiſſen Grenz- und Miſchgebieten bis heute, in der Schwebe.[5])

Aber längſt, ehe die dort und im Zwiſchengebiet ſitzengebliebenen, in ihrem Ausmaße nicht zu unterſchätzenden Reſte ſlawiſcher Bevölkerung umvolkt, eingedeutſcht, zum deutſchen Volkstum übergegangen waren,[6]) gingen

---

[3]) Hierzu neuerdings: Leonhard Franz, Kelten und Germanen in Böhmen, in: Feſtſchrift zur 75. Jahrfeier des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen „Das Gudetendeutſchtum", Brünn 1936 ſowie Derſelbe: „Zur Bevölkerungsgeſchichte des frühen Mittelalters" in: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 1938 H. 2.

[4]) Vgl. Aubin, Zur Erforſchung der deutſchen Oſtbewegung, in: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I (1937) H. 1 f. Ferner R. Kötzſchke und W. Ebert, Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation, Leipzig 1937, Bibliograph. Inſt. und Joſef Pfitzner, Die Geſchichte Oſteuropas und die Geſchichte des Slawentums als Forſchungsprobleme, in: Hiſtor. Z. 150 (1934) ſowie H. J. Beyer, „Aufbau und Entwicklung des oſtdeutſchen Volksraumes", 1935.

[5]) Hierzu Franz Doubek, Zum Nationalitätenproblem im Raume der deutſch-polniſchen Nachbarſchaft, in: Deutſche Monatshefte in Polen, Okt. 1935.

[6]) Ernſt Birke, Fragen und Aufgaben der geſamtſchleſiſchen Forſchung, in: Auslanddeutſche Volksforſchung, 1938 H. 2, ſpricht S. 269 f. von einer „friedlichen Angleichung der ſlawiſchen Einwohner". Für das deutſche Oſtelbien vgl. beſonders auch die Arbeiten von Hans Witte „Die Abſtammung der Mecklenburger" (Deutſche Erde Jg. 4, 1905, „Wendiſche Bevölkerungsreſte in Mecklenburg" (Bd. 16 H. 1 der Forſchung für deutſche Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1905), „Slawiſche Reſte in Mecklenburg und an der Niederelbe" in: Volz, Der oſtdeutſche Volksboden, 1926. — Ferner R. Beltz, „Germanen und Slawen in Mecklenburg" (ebenda), der mit ſehr überzeugenden Argumenten den Leiſtungsabſtand der Slawen von den Germanen bzw. Deutſchen betont: „Der tatſächliche kulturelle Tiefſtand der baltiſchen Slawen iſt eine merkwürdige kulturgeſchichtliche Erſcheinung, wenn man erwägt, wie eng die Beziehungen geweſen ſind, welche ſie mit ihren nördlichen Nachbarn, bei denen damals die herrliche Wikingerkunſt blühte, unterhalten haben... Ebenſowenig hat die ſtarke deutſche Kulturentwicklung im Sachſenlande über die Grenze hinübergegriffen, die Zollgrenze Karls d. Gr. iſt nicht nur eine politiſche, ſondern auch eine Kulturſcheide geblieben, ſolange die Wenden eine politiſche Macht geweſen ſind. Es ſind zwei in Bedürfniſſen wie Fähigkeiten grundverſchiedene Stämme, die das Schickſal zu Nachbarn gemacht und in einen Gegenſatz gebracht hat, der auch heute noch lebendig iſt" (S. 191; im Or. nicht geſperrt). — Vgl. auch Werner Gley, Die Beſiedlung der Mittelmark von der ſlawiſchen Einwanderung bis 1624 (Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken H. 1) Stuttgart 1926; beſ. S. 64 ff.

Ströme deutſcher bäuerlicher Siedler in mehr oder minder breiten und dichten Streifen und Sprüngen nach Oſten und Süden vor. Schon im 12. Jahrhundert, vielleicht noch früher, entſtand die Zips; hauptſächlich um die dortigen Bergwerke ſiedeln ſich blühende deutſche Städte und Dörfer an; der Einfluß dieſer Deutſchen ſtrahlt aber beträchtlich weiter: alle Städte Oberungarns ſind von Deutſchen zur Blüte gebracht worden.[7]) Im gleichen Jahrhundert wird ein Strom von Deutſchen „ad retinendam coronam“ zur ſeßhaften Grenzhut nach Siebenbürgen gerufen, es entſteht das ſtolzeſte und feſteſte, in ſich beſtgegliederte Auslandsdeutſchtum, die Siebenbürger „Sachſen“. Im Süden, im Slowenengebiet, ſchließt ſich die Durchſiedelung der Unterſteiermark und Krains bis zum Gottſcheer Deutſchtum an. Im 13. und 14. Jahrhundert ſchob ſich im Oſten bereits das äußerſt tüchtige und nach Pioniertugenden ausgeleſene lebenskräftige ſchleſiſche Koloniſtentum weiter und weiter nach Oſten vor, durchſiedelte mit ſeinen Waldhufendörfern, die heute noch ganz Weſtgalizien den Charakter geben,[8]) mehr oder minder dicht geſchloſſen den größten Teil des Raumes bis zum Dunajec, zur Rawa und zum San, alſo etwa zwiſchen Krakau und Lemberg.

Zugleich aber mit dem Bauern drang ein anderes deutſches Element nach Oſten und Südoſten vor: Der deutſche Bürger. Zwar iſt die Annahme des Altmeiſters der Wiſſenſchaft vom Deutſchtum des Oſtens, Raimund Friedrich Kaindl, daß dort, wo in ſtädtiſchen oder ländlichen Siedlungen deutſches Recht nachgewieſen wird, auch auf urſprünglich deutſche Siedlung geſchloſſen werden kann, von polniſchen Forſchern, wie Oswald Balzer, (der ſeinen guten deutſchen Namen ſicher auch keinem polniſchen Vorfahren verdankt), beſtritten worden und kann, wie auch deutſche Forſcher heute annehmen, nicht völlig gehalten werden:[9]) Man muß ſchon einen Unterſchied zwiſchen deutſchrechtlicher und volksmäßig deutſcher Siedlung machen. Aber auch nach dem neueſten Stande der Forſchung bleibt als unbeſtreitbare Tatſache beſtehen, daß Polens wichtigſte und älteſte Städte damals faſt ausnahmslos, mitunter zwei Jahrhunderte hindurch, eine rein oder nahezu rein deutſche Bürgerſchaft hatten. Das gilt für Poſen wie für Thorn, für Krakau wie Warſchau, für Lemberg wie Wilna oder Kauen (Kowno).[10]) Der Anfang und die ausgeſprochene Blütezeit

---

[7]) Fauſel, Das Zipſer Deutſchtum, Jena 1927.

[8]) W. Kuhn, Die deutſchen Siedlungsformen in Polen. In: Deutſche Blätter in Polen, 1929; Derſ.: Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutſchtums in Polen. In: Deutſche Monatshefte in Polen Jg. 2 (12), Juli/Auguſt 1935.

[9]) Vgl. Erich Maſchke, Zur Kulturgeſchichte des mittelalterlichen Deutſchtums in Polen. In: Deutſche Monatshefte in Polen 1935 (Juli/Auguſt).

[10]) Hierzu im einzelnen das führende Werk von Kurt Lück, Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen i. V. 1934. Sehr aufſchlußreich auch Maſchke a. a. O.; nach der zuletzt von Karl Górski angewandten Methode

polniſchen Städteweſens fällt zuſammen mit dem deutſchen Charakter der Bürgerſchaft. Nach vorſichtiger Schätzung eines der heute auf dieſem Gebiet führenden Forſcher, Kurt Lück in Poſen, waren um die Mitte des 14. Jahrhunderts mindeſtens 20—25% der im damaligen Polenreich lebenden Bevölkerung deutſcher Zunge und Volkszugehörigkeit.[11]) Da es ſich um eine völlig organiſche, allmählich anſteigende Bewegung handelte, kann man aus der bisher beobachteten Entwicklung durchaus den Eindruck bekommen, daß ſich damals ein großer Teil des heutigen Polenlandes anſchickte, ganz ähnlich wie die weſtlicher liegenden, heute deutſchen Gebiete, ein deutſches Geſicht zu bekommen. Dieſen Eindruck geben uns unmittelbare Zeugniſſe und Beobachter durchaus wieder; ſo ſchreibt der päpſtliche Nuntius Ruggieri noch zwei Jahrhunderte ſpäter, da längſt eine rückläufige Bewegung ſich ausgewirkt hatte, und noch vor der zweiten deutſchen Maſſeneinwanderung, über Großpolen[12]): „Die Handwerker ſind faſt nur Deutſche, es ſind ſehr viele bei ihnen eingewandert, ſo daß man an vielen Orten keine andere Sprache als nur Deutſch hört.“ Dasſelbe beſtätigt mit ähnlichen Worten um 1600, alſo etwa 35 Jahre ſpäter, der italieniſche Kardinal Valenti.[13])

Können wir alſo etwa bis gegen 1400 einen hoffnungsreichen Hochſtand deutſcher Beſiedlung öſtlichen Raumes annehmen, ſo bringt hier wie auch in den anderen ſüdöſtlich und ſüdlich anſchließenden Koloniſationsgebieten das 15. und 16. Jh. einen großen Rückſchlag: Der Nachſchub verebbt bei gleichzeitig deutlich zu beobachtender Erſchlaffung des Bevölkerungsdruckes im Mutterland. Auf allen Abſchnitten deutſcher Südoſt-

zur Berechnung mittelalterlicher Nationalitätenverhältniſſe kommt 1289 unter den Kaliſcher Ratsherren und Schöffen auf 8, in der Bürgerſchaft auf 4 Deutſche 1 Pole; in Koſten, Poſen und anderen Städten werden oft überhaupt nur Deutſche erwähnt. — Heidelck, F. (Die Stellung des Deutſchtums in Polen, in: Deutſche Blätter in Polen, 1929 6) ſtellt feſt: „Nicht nur in vielen, ſondern in den meiſten polniſchen Städten war der Gebrauch der deutſchen Sprache eine ſelbſtverſtändliche Notwendigkeit, und zwar auch im amtlichen Verkehr, denn die Städte waren faſt ausnahmslos von deutſchen Einwanderern gegründet und hatten dauernd deutſchen Zuzug. Deswegen beſtanden die ſtädtiſchen Magiſtrate überwiegend aus Deutſchen, die ſich, ohne daß es dazu einer beſonderen Genehmigung bedurft hätte, kraft des deutſchen Rechts, nach dem ſie gegründet waren, der deutſchen Sprache bedienten, in der erklärlicherweiſe auch die Stadtbücher geſchrieben waren“ (S. 51).

[11]) A. a. O. 71.

[12]) Zit. nach Friedrich Heidelck, Die Stellung des Deutſchtums in Polen. Kritiſche Unterſuchungen zu Zygmunt Stoliński: Die deutſche Minderheit in Polen. In: Deutſche Blätter in Polen, 1929 (6), 51.

[13]) „Die Polen wollen von Handwerkstätigkeit nicht viel wiſſen; es gibt in Polen keinen Gewerbetreibenden von Belang außer den fremden, und zwar ſind es in dieſem Falle meiſt Deutſche“ (nach H. R. Wieſe, Uns rief Polen, Leipzig 1937, 74).

koloniſation herrſcht Grabesruhe, ſchwinden die errungenen Erfolge. Das Slawentum im Oſten unterwandert die Städte, poloniſiert die deutſche Bürgerſchaft. Weſtgalizien, das auch von der bäuerlichen Siedlung her ſchon nahezu deutſches Gepräge trägt, wird bis auf geringe Reſte verpolt. Die prächtige, zahlreiche, fruchtbare und lebenskräftige ſchleſiſche Koloniſtenbevölkerung in Weſtgalizien iſt bereits ſpäteſtens im 17. Jh. ſtockpolniſch geworden.[14]) Im Süden tritt durch die 150-jährige Türkenzeit eine weitere verhängnisvolle Verlängerung des Siedlungsſtillſtandes ein.

Inzwiſchen aber kommt im Oſten ſchon wieder ein neuer Strom in Gang, der ſich bald zu einer Maſſeneinwanderung verdichtet und aus verſchiedenen Anläſſen und unter verſchiedenen Formen bis ins 19. Jahrhundert anhält: In breiten weſtöſtlichen Streifen ſchieben ſich deutſche bäuerliche Siedlungen ins kernpolniſche Land hinein, indem immer wieder von den älteren Siedlungen „wie Sternregen eines Feuerwerks" Schwärme von Tochterſiedlungen ausſtrahlen. Scharen deutſcher Handwerker werden in die teilweiſe ſtark heruntergekommenen, inzwiſchen von polniſchem Zuzug überſchwemmten polniſchen Städte nachgezogen. Auch das polniſche Schrifttum gibt zu, daß erſt mit dieſer neuen Maſſeneinwanderung aus Deutſchland wieder eine Blüte und Kultur des gewerblichen Lebens und des handwerklichen Könnens heraufzieht.[15]) Freilich: nur zu bald werden auch dieſe nach Tauſenden zählenden deutſchen Sippen wieder verpolt.

Lenken wir nunmehr den Blick auf das Habsburgerreich, ſo gewahren wir ein beſonders von Maria Thereſia bewußt herbeigeführtes und unterſtütztes maſſenhaftes Einſtrömen deutſchblütiger bäuerlicher wie ſtädtiſcher Siedler in das von der Türkenherrſchaft befreite Land. Wenn auch dieſe bäuerliche deutſche Menſchenſchicht in den einzelnen Verwaltungsbezirken Ungarns heute bekanntlich höchſtens eine 40%ige Minderheit neben den andersvölkiſchen Gruppen erreicht, ſo prägte ſie dennoch weiten Gebieten des alten Großungarn ihren kulturellen Stempel auf. Unter Joſef II. ſetzt nach Einverleibung Galiziens in die Donaumonarchie ebenfalls dank ſtaatlicher Initiative eine Maſſeneinwanderung Deutſcher beiderlei Konfeſſion zunächſt in die Städte, ſodann aber auch auf das Land, ein. Polniſche Großgrundbeſitzer ahmen bald darauf das Beiſpiel der Regierung nach. In einzelnen Wellen — ebenſo wie in Großungarn — wandert unter ſtaatlicher wie privater Führung deutſche Bauernbevölkerung in das Land ein.

Im Oſten ſchließlich iſt neben ſtändig nachfließender bäuerlicher Siedlung im 19. Jahrhundert noch der Maſſeneinſtrom deutſchſchleſiſcher Tuch-

---

[14]) W. Kuhn, Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutſchtums in Polen (Deutſche Monatshefte in Polen 1935), gibt als ſpäteſten Zeitpunkt das Jahr 1772 an.

[15]) Zeugniſſe bei Lück a. a. O.

macher zu erwähnen, die das Lodzer Induſtriegebiet aufbauen, das heute noch — wenigſtens zahlenmäßig — eine Hochburg des ſtädtiſchen Deutſchtums in Polen darſtellt.[16])

Heute iſt von all' dieſen großen Wellen noch etwa folgender uns geläufiger Beſtand an deutſchen Volkszugehörigen übriggeblieben: Im Gebiet der heutigen Tſchechoſlowakiſchen Republik rund $3^1/_2$ Millionen, davon die meiſten dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet angehörend; in dem heutigen Polen rund $1^1/_3$ Millionen, davon der größte Teil ebenfalls in Anlehnung an das geſchloſſene deutſche Sprachgebiet; im heutigen Ungarn etwa 600 000, in Südſlavien 700 000, in Großrumänien 800 000.

Es darf wohl als ſicher gelten, daß die gewaltige Wellenbewegung, die auch bei gleichbleibenden bodenſtändigen Bevölkerungen gleichſam ein Volkstum von dem andern immer wieder überwandern und überfluten läßt, nicht mit dem heutigen Stande plötzlich erſtarrt gedacht werden darf: Es handelt ſich ja nicht um einen nunmehr für alle Zeiten abgeſchloſſenen Vorgang, ſondern vielmehr um einen zeitlichen Querſchnitt durch eine Bewegung, die weiter ſchwingen wird: Zu welchem Ziele, das zu ſagen liegt außerhalb unſerer Aufgabe und Möglichkeit. Zunächſt wahrſcheinlich wird ſich unter dem Eindruck der Machtverſchiebungen, die die letzten Jahrzehnte im ſüdoſteuropäiſchen Raum gebracht haben, leider nur mit einem weiteren Abſtieg für das deutſche Volkstum rechnen laſſen, trotz mancher erfreulicher Ausnahmen im einzelnen, wie etwa der Zips oder der Sathmarer Schwaben.

Die hier nur in ganz kurzen Umriſſen gezeichnete Volkstumsverſchiebung im Südoſtraum gibt nach mancherlei Richtungen Anregung zu wiſſenſchaftlicher Durchforſchung. Wir wählen uns dabei einen beſonderen Standort der Betrachtung aus, indem wir überlegen, daß hier ja nicht nur Volksgrenzen verſchoben, dabei Kulturgüter ausgewechſelt, Vorbilder geſtellt, Lehren erteilt, Erziehungsanſtöße vermittelt wurden, *ſondern auch im ſtreng biologiſchen Sinne Blutsbeſtände beträchtlichen Umfanges von Volkstum zu Volkstum übereignet wurden*. Wem das Ausmaß dieſer Verpflanzung gegenüber dem Ausmaß der rieſigen, mit Umvolkung verbundenen neuzeitlichen Völkerwanderungen bei Beſiedlung der neuen Welt etwa zu unerheblich erſcheint, dem ſei zu bedenken gegeben, daß es mindeſtens *nicht unerheblich* iſt für

[16]) Allein aus der Rawitſcher Gegend (Südpoſen) wanderten von 1818—1828 etwa 10 000 Familien aus; die plötzlich leerſtehenden und verfallenen Häuſer der Ausgewanderten mußten polizeilich abgeriſſen werden, in Rawitſch z. B. 55 an der Zahl. Vgl. A. Breyer, Oſtdeutſchland als Mutterland der deutſchen Siedlungen in Mittelpolen. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Juli/Auguſt 1935.

die empfangenden, an Zahl oft von vornherein ſehr wenig ſtarken Völker, in deren ſtaatlichen Rahmen dieſes Auslandsdeutſchtum heute eingeſpannt und denen es irgendwie dienſtbar iſt. Es handelt ſich ja zudem nie um die Zahl der urſprünglichen Koloniſten oder Bürger, ſondern um deren im Lauf der Zeit mindeſtens im Durchſchnitt des allgemeinen Volkswachstums vervielfältigte Zahl: Die unter Joſef II. und ſpäter nach Galizien einwandernde deutſche Bauernbevölkerung z. B. betrug etwa 20 000 Seelen. Dieſe galiziſch-deutſche Stammbevölkerung hat ſich in den reichlich hundert Jahren kräftig vermehrt, Tochterſiedlungen gegründet, nachgeborene Söhne und Töchter an die Stadt abgegeben (wo ſie raſch verpolten). Sehr große Teile von ihr ſind wiederum ausgewandert: nach Kongreßpolen, nach Rußland, ſchließlich zurück nach Wien oder — beſonders — nach Poſen und Weſtpreußen, dem Rufe der Preußiſchen Anſiedlungskommiſſion folgend. Ganze Dörfer, ja Siedlungsbezirke ſind nachweislich in wenigen Menſchenaltern wiederum verpolt. Und trotzdem beſtehen heute noch aus jener Stammbevölkerung von 5000 Pfälzer und deutſchböhmiſchen Bauernfamilien rund 200 Siedlungen und Einſiedelungen mit rund 60 000 Deutſchen, zu neun Zehnteln fernab vom geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet als Streuſiedlungen im rutheniſchen Oſten ſeßhaft![17]) So lebenskräftig wuchert deutſches Blutserbe im weiträumigen Oſten: in unſerm Beiſpiel handelt es ſich dabei um den jüngſten, vielleicht am wenigſten nach Lebenstüchtigkeit ausgeleſenen Koloniſtenſtamm! Das deutſchblütige Erbgut im Oſten und Südoſten — ganz ohne Rückſicht darauf, ob es nun in ſprachlich entfremdeten Familien weiterlebt oder ſolchen, die ſich heute noch als volksdeutſch bekennen — iſt auch nach ſeinem Umfang ein höchſt beachtlicher Faktor, indem das urſprünglich einwandernde Sippengut mit reichem Zins und Zinſeszins zugunſten des Neuvolkes blutsmäßig wuchert.

Wie lebendig das Gefühl für die Bedeutung ſolcher Fragen für die Dynamik der Umvolkung auf ſlawiſcher Seite iſt, dafür ſei ein einziges, aber gewichtiges Zeugnis angeführt. Ein offener Gegner des Deutſchtums, der Poſener Prof. Stojanowski, prüft in ſeiner Studie „Raſſenlehre wider Slawentum“ [18]) in ſehr überblickreicher, wenn auch nicht immer ſtreng wiſſenſchaftlicher Schau die Größe der Gefahr, die mit der Beſinnung auf die Raſſenwerte und mit dem Wachſen einer lebensgeſetzlichen Weltan-

[17]) Vgl. W. Kuhn, Bevölkerungsſtatiſtik des Deutſchtums in Galizien (Bd. 7 der Schriften des Inſtituts für Statiſtik der Minderheitsvölker an der Univerſität Wien, Hrsg. v. Wilhelm Winkler, Wien 1930; Derſelbe, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien (Deutſchtum im Ausland, Studien .... Hrsg. von Georg Schreiber, 26./27. H.); Derſelbe, Biologiſche Grundfragen des Deutſchtums in Galizien, in: Deutſche Blätter in Polen, 1929, eine für die hier behandelte Frage höchſt wichtige Studie.

[18]) Rasizm przeciw Słowiańszczyźnie; Poſen 1934.

ſchauung dem Slawentum durch das Deutſchtum erwachſen könnte. Er bekämpft nicht ſo ſehr den Wahrheitsgehalt der Raſſenlehre, argwöhnt aber hinter ihr und ihrem Gefolge eine herrentümliche Weltanſchauung und Haltung, die den nordiſch-deutſchen Herrenmenſchen zum Ausgriff in die Welt des Slawentums und zum Vollzug einer Führungsſendung gegenüber dem vorwiegend ſlawiſchen Oſten und Südoſten auffordern könnte. Von dieſer Haltung des Warners aus beurteilt er die jüngſte geſchichtliche Entwicklung und ſtellt dabei mit einer gewiſſen Erleichterung eines feſt: Durch den Ausgang des Weltkrieges ſei jene drohende Gefahr an einem entſcheidenden Frontabſchnitt dennoch in den Hintergrund gedrängt, nämlich in Südoſteuropa, genauer im Bereich der alten Donaumonarchie. Er ſpricht dabei den nachdenklich ſtimmenden Gedanken aus: Was nütze ſchon dem Slawentum und was ſchade auf lange Sicht dem Deutſchtum der Gewinn oder Verluſt einiger Provinzen an der deutſchen Oſtgrenze und wie gering wiege im Volkstumskampf beiderſeits dieſe Veränderung gegenüber der einen großen Tatſache: der Zertrümmerung des habsburgiſchen Donauſtaates. Bis vor kurzem und wahrſcheinlich beſonders im Falle eines Sieges der Mittelmächte Plattform, Baſtion, Ausfallsſtellung des deutſchen Machtanſpruchs, heute — bis auf Rumpföſterreich — eine würgende Kette von nichtdeutſchen und deutſchfeindlichen Staatengebilden — ſo erſcheint trotz aller bekannten gegenſeitigen Auffaſſungen, die gerade im deutſchen Lager geäußert wurden und werden, weiten und maßgebenden Kreiſen des Slawentums die Rolle des alten Donaureiches: Trotz allen ſchwächlichen Nachgebens in Nationalitätenfragen im Grunde doch eine gefährliche, ſtarrende Zwingburg des geſamtdeutſchen Herrenvolkes.

Etwas anderes als die zugrundeliegende erſtaunliche Gefühlswertung feſſelt uns noch an dieſer Schau: Das Deutſchtum einerſeits — die ſlawiſchen Völker andrerſeits ſind hier gleichſam als politiſche Lebeweſen, als Kollektivperſönlichkeiten gedacht, die um den Lebensraum oder um eine beſtimmte Rolle, eine beſtimmte Machtſtellung in dieſem Lebensraum ringen oder wetteifern. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dabei die romantiſche Auffaſſung Herders mitſchwingt, dem ja die ſlawiſchen Erneuerungsbewegungen ſo unendlich viel verdanken, der ja gerade dem angreifenden germaniſchen Herrenvolk die weichen, bäuerlich verharrenden, „taubengleichen" ſlawiſchen Völker gegenüberſtellte. Es ſoll ja noch deutlich werden, wie ſehr wir gerade auf Grund ſozialanthropologiſcher Einſichten genötigt ſein werden, dieſe aus rein geiſteswiſſenſchaftlicher Anſchauung erwachſende Deutung des Verhältniſſes des Deutſchtums zu den anrainenden Slavenvölkern zu ergänzen, zu ändern, des romantiſchen Zaubers Herderſcher Ideenſchau zu entkleiden. In einem Ausgangspunkt herrſcht aber Uebereinſtimmung: auch wir dürfen bei unſerer Betrachtung nicht ſo ſehr von Nationen, von

Staatsvölkern ausgehen, als vielmehr etwa den Begriff des „politiſchen Volkes" zugrundelegen, den uns Hans Freyer nahegebracht hat;[19]) Völker ſind uns Lebenskreiſe unter beſtimmten Lebensordnungen, die ſelbſt blutsmäßig züchtende und ausleſende Wirkung haben. Je nach den Aufgaben, die Boden und Geſchichte einem Volkstum ſtellen, und je nach der — letztlich raſſiſch-erblich-bedingten — Art und Kraft, mit der ſie angepackt werden, richtet ſich mittelbar auch die Schärfe und Richtung der in dieſem völkiſchen Raum über allen ſeinen ſo verſchiedenartigen Gliedern waltenden Ausleſeordnung! Ein harter und mühſeliger Lebenskampf oder verweichlichendes Wohlleben haben verſchiedenartig ausleſende Wirkung auf ein und dasſelbe raſſiſche Ausgangselement; und umgekehrt bedingt bei Völkern von verſchiedenem raſſiſchen oder ſozialanthropologiſchem Ausgangsmaterial ein und dieſelbe Umwelt, ein und dieſelbe geſchichtliche Lage ein verſchiedenes Verhalten und in der Folge verſchiedene ausleſende Wirkungen. So hat es auch biologiſch einen Sinn, von einer verſchiedenen „Volksblütigkeit" zu reden, ſelbſt da, wo die Unterſchiede im raſſiſchen Erſcheinungsbild zweier Völker nicht ſehr ins Auge fallen; „deutſchblütig" nenne ich eine Sippe dann, wenn ſie lange genug, um vom Volk herkommende ausleſende Wirkungen verſpüren zu können, unter der beſonderen Ausleſe- und Züchtungsordnung des deutſchen Volksraumes geſtanden hat.

Gerade aber, weil wir ja ſozialanthropologiſche Fragen an dieſen volksgeſchichtlichen Stoff herantragen, müſſen wir betonen, daß uns dabei die Grenze der Möglichkeit, ein Volk als Blutseinheit zu betrachten, bewußt bleibt. Die Bluts- und Erbguteinheit, mit der wir es wiſſenſchaftlich zu tun haben, iſt die Raſſe, nicht das Volk. Das Volk beruht, wie gerade Hans F. K. Günther mit Nachdruck betont, auf Sprache, Geſittung, und, wie wir hinzufügen, auch auf einem oder mehreren politiſchen Willenskernen; es beſteht jedoch in der Regel aus Elementen verſchiedener Raſſen; ja es unterliegt ſogar unter Umſtänden ſehr tiefgreifenden Umraſſungsvorgängen, iſt alſo — im Gegenſatz zur Raſſe — biologiſch durchaus nichts Beſtändiges.

Die blutsmäßige Bedeutung des Volkes liegt — wie ſchon kurz umriſſen — auf anderen Feldern.

Zunächſt iſt jedes Volk — von jenen Umvolkungsvorgängen abgeſehen, die ſich an ſeinen Rändern abſpielen — tatſächlich eine Art großer Familie, innerhalb deren der Ahnenverluſt und damit die Verwandtſchaftswahrſcheinlichkeit viel größer iſt, als wenn wir ganze Völkergruppen in die Rechnung einbezögen. Allerdings trifft dies im beſonderen auf die

[19]) Hans Freyer, Das politiſche Semeſter, Leipzig 1933.

ſozial niederen Stände, und für dieſe wieder überwiegend deutlich nur für kleinere Stammesbezirke zu, innerhalb deren dann auch eine oft erſtaunliche Stammesähnlichkeit im körperlichen und ſeeliſchen Verhalten nachgewieſen werden kann.

Dann aber bildet die gemeinſame Heimat, Sprache und Kultur auch eine unmittelbar biologiſch wirkende Kraft. Natürlich niemals in dem Sinne, daß ſie ſich auf dem Wege gleicher Umweltwirkung am lebenden Erſcheinungsbild auch irgendwie in das Erbgut der Einzelmenſchen einſchleicht und ſo eine erbliche Einheitlichkeit prägen hilft. Mit allem Nachdruck ſei betont, daß es ſo etwas nicht gibt und nach dem Stande biologiſcher Erkenntnis auch nicht geben kann. Das Erbgut iſt einer Beeinfluſſung im Sinne der Umweltwirkung am lebenden Erſcheinungsbild des Menſchen völlig entzogen, völlig unzugänglich. Wenn trotzdem die völkiſche Umwelt auch eine biologiſch, blutsmäßig angleichende, typenbildende Wirkung zeigen ſollte, ſo kann das nur auf dem Wege der gleichſinnigen, gerichteten Auslеſe geſchehen.

Gewiß ſind, wie die Raſſenkunde lehrt, alle Völker Europas aus etwa denſelben Raſſenelementen gemiſcht, oft in gar nicht ſehr unterſchiedlichem Miſchungsverhältnis. Und gleichwohl weiſen ſie ſehr verſchiedene typiſche Züge auf. Das beruht meiſt natürlich auf dem den Einzelnen von Kindesbeinen an mit prägenden Einfluß von Sprache, Geſittung, Kultur, iſt alſo inſofern reine Umweltwirkung. Es beruht aber auch zum Teil ſchon auf erblicher Ausleſewirkung. Jedes Volk hat ſein Leitbild, ſeine feſtgeprägte Vorſtellung von Schönheit, Vollkommenheit, Tugend, der es im kleinen und großen nacheifert. Dieſes Bild entſpringt, wie Hans F. K. Günther mit Recht hervorhebt, im weſentlichen dem Bild der in dieſem Volk führenden Raſſe, jener Raſſe, die mehr oder minder gemeinſames Bindeglied faſt aller Sippen dieſes Volkes iſt. Bei uns und noch mehr bei Angelſachſen und nordiſchen Völkern iſt dies die nordiſche, bei den Südſlaven die dinariſche, bei Spaniern, Italienern, Rumänen die weſtiſche Raſſe. Aber niemals iſt das Leitbild in allen ſeinen Zügen nur dieſer einen Raſſe entlehnt: vielmehr ſpiegeln ſich in ihm ebenſowohl beſtimmte Züge anderer Raſſen, die in dieſem Volke irgendwie größere Bedeutung beſitzen. Auch Eigenſchaften, die rein ſozialanthropologiſch Bedeutung beſitzen und bei allen Raſſen in verſchiedener Verteilung vorkommen, gehen in das Leitbild ein: Deutſche Tüchtigkeit und deutſche Gemütlichkeit ſind Begriffe, die von keiner Raſſe typiſch vertreten werden und doch einen weſentlichen Zug des deutſchen Leitbildes ausmachen. Dieſes Leitbild mit ſeiner verpflichtenden, durch die Jahrhunderte ſtetig wirkenden Macht hat nun ſicherlich auch Ausleſewirkung: aus allen Raſſenkreiſen lieſt es beſtimmte Erbeigenſchaften aus, die ihrem Träger für Lebenskampf und

natürliche Zuchtwahl förderlich werden, während andere artbedingte Eigenſchaften ihre Träger beim geſellſchaftlichen Fortkommen, bei der Gattenwahl, ja im eigenen Selbſtbewußtſein hemmen, zurückſetzen, abſtoßen, da ſie vom Leitbild zu ſtark abweichen. So beſcheiden und unauffällig ſolche Ausleſe wirken mag, ſo begünſtigt ſie doch allmählich aus allen Raſſenelementen im Volk beſtimmte Züge, verſucht ihr Bild ganz langſam ausleſend erblich umzuprägen, ſo daß man — freilich nur ſehr cum grano salis — vielleicht von einer deutſchen Art nordiſchen Menſchentums ſprechen könnte; ich möchte dabei keineswegs ſo weit gehen wie etwa v. Eickſtedt, der im Volk einen Ausgangspunkt neuer Raſſenzüchtung ſieht.[20]) Wir erkennen aber, wieſo gerade das intimſte Weſen eines Volkes, ſein Charakter, ſein ſeeliſches Antlitz, doch auch in gewiſſer Weiſe erbbiologiſch faßbar werden, das Volk als auch blutsmäßig mitgeprägte, mitbeſtimmte Gemeinſchaft begriffen werden kann.

Von dieſer völkiſchen, auch ausleſemäßig gewonnenen Eigenart, die ſich in allen Aeußerungen kulturellen Lebens ausſpricht, gehen bei Durchdringung und Berührung zweier Völker, wie wir ſie im Südoſtraum ſo typiſch beobachten können, die mannigfachſten, reizvoll zu verfolgenden Ausſtrahlungen aus. Jede kleine deutſche Sprachinſel macht ſich durch ſolche kulturellen Ausſtrahlungen bemerkbar, faſt könnte man, wenn man deutſche Hausbauformen uſw. auch in ihrer fremdvölkiſchen Umgebung antrifft, wie es von Schier z. B. beobachtet und beſchrieben wurde, an Hans Naumanns berühmtes „abſinkendes Kulturgut“ — diesmal mit völkiſchem Vorzeichen — denken.

Aber wir haben vor, die ſich im Südoſtraum begegnenden und durchdringenden Völker auf viel weniger feine und intime Züge hin zu prüfen und zu vergleichen. So wie beim ſozialen Auf- und Abſtieg innerhalb eines Volkes ſelbſt, ſo zählen in der harten Tatſachenwelt der politiſchen Völker, die ſich behaupten, zur Geltung bringen, ihren Lebensraum auf Koſten anderer erweitern wollen, nur robuſte, mengenmäßig faßbare, von Volk zu Volk leichter vergleichbare Eigenſchaften, die aber — ebenſo wie beim Einzelmenſchen — eher noch eindeutiger und unabdingbarer als das Kulturbekenntnis oder die Geſchmacksrichtung erbgutmäßig bedingt ſind.

Es iſt eine der geſichertſten Tatſachen der Sozialanthropologie und Kulturbiologie, daß jeder Menſch zunächſt „geboren“, das heißt erblich beanlagt iſt für beſtimmte ſoziale Leiſtungs- und Bewährungsfelder, zu denen ihn ſein erbliches Weſen hinzieht, oder von denen es ihn fernhält, viel entſcheidender, als es die erziehliche Beeinfluſſung je zuwegebrächte.

---

[20]) Grundlagen der Raſſenpſychologie, Stuttgart 1936.

Man kann nicht aus beliebigem erblichem Stoff Offiziere oder Künſtler, oder Ackerknechte „erziehen"; dazu wird man im weſentlichen *geboren*. Die ererbte körperſeeliſche Verfaſſung läßt den einzelnen für die Bewährung an beſtimmten Leiſtungsplätzen beſonders geeignet oder beſonders ungeeignet erſcheinen. Mit der Eignung verbindet ſich üblicherweiſe auch Neigung, bis zu leidenſchaftlichem Streben in beſtimmter Richtung, oder Abneigung bis zu verzweifelten Anſtrengungen etwa eines ſozialen Wiederaufſtiegs. Unter unſeren ſozialen Bedingungen iſt als die für die Bewährung eines Menſchen wichtigſte erblich bedingte Eigenſchaft ſeine *Begabung* zu nennen — freilich in weitem Sinne gefaßt, ſo wie ſie aus den Leiſtungen unter ſonſt gleichen Umſtänden vergleichbar abzuleſen iſt; darin ſteckt natürlich auch die Willens- oder, wenn man ſo will, Charakterkomponente.

Aehnlich ſteht es nun bei Volkspersönlichkeiten: auch im Wettkampf unter ihnen iſt ihre in Leiſtung auswirkbare Begabung die Haupterfolgsbedingung, auch bei ihnen iſt Begabung und Tüchtigkeit eindeutig biologiſch bedingt. Völker ſind nun zwar nicht in ſtrengem Sinne Lebeweſen, aber ſie ſetzen ſich unzweifelhaft und ausſchließlich aus *Menſchen* zuſammen, aus Sippen, in denen ſie ſich wieder erneuern und deren einzelne Glieder jeweils in ihren Lebensleiſtungen zuſammenwirkend die geſchichtliche Geſamtleiſtung ihres Volkes bedingen. Dieſe zu einem Volke zählenden Menſchen als Leiſtungsträger und als Glieder von Familien- und Ahnenreihen ſind ſowohl in ihrer perſönlichen Lebensleiſtung, die ſich in der völkiſchen Leiſtung ſummiert und potenziert, wie auch erſt recht in ihrer Eigenſchaft als Ahnen künftiger Generationen eindeutig biologiſch beſtimmt. Wir wählen für dieſe Glieder des Volkes in ihrer Doppelfunktion: aus Erbgut unterſchiedliche Leiſtung vollbringend und das gleiche Erbgut bewahrend und durch Zeugung weiterreichend, den kurzen Ausdruck: Varianten, wobei bemerkt ſei, daß der Ausdruck ſtreng biologiſch genommen nur die Erblinien bezeichnet, die im Erbgut der Geſchlechter ſich erhalten und ſich im lebenden Einzelweſen in deſſen Auseinanderſetzung mit den Umweltreizen erſcheinungsbildlich auswirken und äußern.

Die Zuſammenſetzung der Varianten, die ein Volk bilden, hinſichtlich ihrer Begabung in weiteſtem Sinne, ihrer Bewährungshöhe, ihrer ſozialen und völkiſchen Brauchbarkeit und Leiſtungstüchtigkeit, iſt außerordentlich mannigfaltig. Wir finden da gewöhnlich in jedem Volke eine kleine und ſchmale Gruppe von höchſtbegabten, zu höchſter ſchöpferiſcher Leiſtung befähigten und mit Charakter und Willen geſtrafften Varianten, unter ihnen in mannigfacher Abſtufung ein nach der Mitte zu immer mächtiger werdendes Heer von gut, überdurchſchnittlich oder mittelbegabten Leiſtungsvarianten, darunter wieder ein ebenfalls ſehr breitgeſätes Heer von unter-

durchſchnittlich begabten, ſchlichten, aber noch durchaus tauglichen Volksgenoſſen, das dann in zunächſt noch breiten, nach unten zu jedoch wieder ſchmaler werdenden Streifen in die Niederungen des ſtumpfſinnigen Maſſenmenſchen und des ausgeſprochenen Untermenſchentums überzugehen pflegt. Dieſe ſelbe Schichtung der Varianten nach ſo roh geſehener ſozialer Bewährungshöhe könnten wir übrigens auch quer durch die einzelnen Raſſen feſtſtellen: Für rein nordraſſiſche Bevölkerungen braucht man ebenſowohl Hochſchulen wie Hilfsſchulen und Zuchthäuſer, genau wie etwa bei alpindinariſchen Miſchbevölkerungen, nur mit dem Unterſchied, daß die durchſchnittliche Begabungshöhe ſowie die Leiſtungseigenart bei den einzelnen Raſſen deutlich verſchieden liegen. So iſt — bei aller Streuung in der Leiſtungshöhe ihrer Varianten — die Nordraſſe doch als für unſere Verhältniſſe beſonders leiſtungsbegabt anzuſprechen: das zeigt ſich im Ueberwiegen ihres Typus unter den Beſuchern der Hochſchulen und ihrem immerhin ſpürbaren Zurücktreten in niederen Leiſtungsſparten. Praktiſch auswertbar iſt eine ſolche auf die Raſſe abgeſtellte Betrachtung für unſere Zwecke aber nur ſehr bedingt: für die jeweils unmittelbar einem Volke geſtellten geſchichtlichen Aufgaben iſt ihm das obere Leiſtungsdrittel jedes anderen ſeiner Raſſenelemente unmittelbar wichtiger als das untere Leiſtungsdrittel ſeiner Menſchen von äußerlich nordiſchem Typ. Es kommt der Kulturbiologie zunächſt auf die Tatſache an, daß — ohne Anſehen der Raſſenzugehörigkeit — die Varianten, aus denen ſich ein Volk zuſammenſetzt, aus ihrem individuellen Erbgut heraus durchaus verſchiedene Bewährung zeigen (daher ja der Ausdruck: Varianten), ſie erſcheinen für ihre ſozial-völkiſche Bewährung gleichſam in doppelter Weiſe erblich geeicht: einmal hinſichtlich der Leiſtungshöhe — wir ſprachen hier kurz von Begabungsſtufen — ſodann aber auch hinſichtlich ihrer Leiſtungseigenart.

Die allgemeine Begabungshöhe beſtimmt die einzelne Variante ziemlich ausſchlaggebend hinſichtlich der Höhenſtufe ihres ſozialen Wirkens, iſt gleichſam denkbar als die biologiſche Grundlage der Sozialſtände.

Die daneben möglicherweiſe auftretende, neben manchem Umwelteinfluß auch erblich bedingte Begabungsrichtung würde die Variante entſprechend für eine beſtimmte Berufsſphäre eichen, wäre gleichſam die biologiſche Grundlegung der Berufsſtände im Unterſchied zu den Sozialſtänden, nach denen alle geſchichtlich wirkenden Volkskörper ſich gliedern laſſen. Eine erblich bedingte ausgeſprochene Begabungsrichtung würde beſtimmen, ob jemand eine hohe Chance hat, im geſellſchaftlichen Wettkampf, in der völkiſchen Siebungsausleſe zur Berufsſparte Muſik oder Landbau oder Technik zu gelangen. Die allgemeine und praktiſch bedeutend wichtigere Begabungskomponente beſtimmt dagegen in jedem Falle

ſeine ſoziale Chance, bedingt alſo in unſerm Beiſpiel, ob er dort Bänkelſänger oder Kapellmeiſter, Knecht oder Verſuchsgutleiter, angelernter Arbeiter oder Werkmeiſter oder leitender Ingenieur wird.

Es iſt für ein Volk und ſeine geſchichtliche Leiſtungskraft in nüchterner ſozialanthropologiſcher Betrachtung nicht gleichgültig, ſondern entſcheidend wichtig, in welcher Weiſe ſich ſeine Varianten auf die einzelnen Begabungsfelder verteilen, im ganzen wie in den einzelnen Berufsſparten und Sozialſtänden. Betrachten wir zwei Völker, die geſchichtlich nebeneinander wirken, ſo gelingt es meiſt mühelos, ihre Leiſtungshöhe im Durchſchnitt wie in den einzelnen Leiſtungsſchichten untereinander zu vergleichen. Die relative Häufigkeit ſchöpferiſcher Perſönlichkeiten, die unmittelbar in ſichtbarer ſpezifiſcher Leiſtung ſich auswirkende und offenbarende Tüchtigkeit der einzelnen Berufsſtände gewährt zumeiſt einen deutlichen Einblick darein, wie das eine oder andere Volk im großen Durchſchnitt und in ſeinen einzelnen vergleichbaren Funktionsſchichten mit dafür erblich geeichten Varianten ausgerüſtet iſt.

Es wäre theoretiſch durchaus denkbar, durch vergleichbare Eignungsunterſuchungen oder Auswertung ſonſtiger vergleichbarer Bewährungsanzeichen ein empiriſches Leiſtungsprofil der einzelnen Völker zu bekommen, ſowie es neuerdings tatſächlich gelungen iſt, ein vollkommen eindeutiges ſoziales und berufliches Leiſtungsprofil einzelner deutſcher Stämme zu ermitteln.[21]) Es genügen uns jedoch für unſere Aufgabe ſchon die Anſätze und Anhaltspunkte, die wir aus dem bereits erarbeiteten ſozial- und kulturgeſchichtlichen und volkskundlichen Material für unſere Zwecke gewinnen können. Wir erkennen nunmehr, daß es bei der Beobachtung von Umvolkungsvorgängen, von zwiſchenvölkiſchem Variantenaustauſch von entſcheidender Bedeutung werden kann, welcher Leiſtungsſtufe die überwechſelnden Varianten angehörten. Für ein großes und an Begabungsträgern reiches Volk iſt das Abbröckeln von ein paar tauſend ſehr leiſtungstüchtigen Varianten, die in ſeinem Raume bei Vollbeſetzung der entſprechenden Funktionsfelder vielleicht ſogar überzählig ſein können, kein ſpürbarer Verluſt und das Zuſtrömen einer Anzahl hochwertiger Leiſtungsträger aus anderem Volkstum kein ins Gewicht fallender Gewinn: Für ein kleines und vielleicht an Hochleiſtungsvarianten armes Volk kann derſelbe Zu- oder Abſtrom von ſchickſalhafter Bedeutung werden. Damit zeichnet ſich bereits in groben

[21]) Neben W. Hellpachs bekannten Arbeiten ſei hier neuerdings auf die exakte Herausarbeitung des beruflichen Eignungsprofils der Bayern, Franken und Pfälzer durch Huth, A., Seelenkunde und Arbeitseinſatz, München 1937, verwieſen.

Umriſſen die zu löſende Aufgabe für die folgenden Ausführungen ab: es ſoll nicht nur die Tüchtigkeitsſtufe und Leiſtungseigenart der aus dem deutſchen Volksraum nach dem Südoſtraum entwandernden Varianten beobachtet, ſondern auch gefragt werden, ob zum Zeitpunkt ihrer Zuwanderung in dem Volkstum, das ſie aufnimmt, die ihrer Leiſtungshöhe und -eigenart entſprechenden Felder ausreichend oder mangelhaft oder noch ſo gut wie gar nicht mit erblich gleich hoch geeichten Leiſtungsträgern beſetzt waren. Für den, der mit biologiſcher Blickrichtung an dieſe nach andern Richtungen hin ſchon verſchiedentlich erörterten Fragen der Umvolkung herantritt, iſt es ja eben klar, daß nicht nur der eine oder andere bekannte Leiſtungsträger, die eine oder andere Auswanderergeneration eine Lücke ausfüllte, kulturell anregend und erziehend wirkte: ſondern er ſieht neben dieſer einmaligen Wirkung die durch alle kommenden Generationen dieſer umgevolkten Sippen aus dem unveränderlich gleichhoch geeichten Erbgut ihrer Nachfahren fließende, dauernde, weſenhafte Bereicherung und Steigerung der Leiſtungshöhe des empfangenden Volkstums. Hier liegt möglicherweiſe die nur auf dieſem Wege ſichtbar zu machende vornehmſte Bedeutung der deutſchen Blutszufuhr für die ſogenannten „jungen" Völker Südoſteuropas. Wir werden im einzelnen zu prüfen haben, welche erb- und raſſengutmäßige Irredenta deutſchſtämmigen Blutes in verſchiedenen Verpflichtungsgraden, vom loyalen Bürgerdienſt der Minderheit bis zur völligen Umvolkung mit fanatiſchem Bekenntnis und Einſatz für das neue Heimatvolkstum in jenen Völkern wirkſam iſt und wie ſich durch dieſen Vorgang ihr völkiſches Leiſtungsprofil geändert hat.

II.

Wir hatten uns in dem vorangegangenen Teil einen raſchen Ueberblick über Geſchichte und Ausmaß der Volksverſchiebungen zwiſchen dem deutſchen Volk und ſeinen ſüdöſtlichen Nachbarvölkern verſchafft; es war, nicht nur unter ſtaatlichen, ſondern unter völkiſch-politiſchen Geſichtspunkten geſehen, ein wogender Kampf um den Beſitzſtand nicht nur an Raum, ſondern auch an Blut. Nicht nur Verdrängung, ſondern vielmehr und vorzugsweiſe auch wirtſchaftliche und ſchließlich politiſche Dienſtbarmachung unter Umvolkung, Einverleibung des fremden, völkiſch abgetrennten oder ſtaatlich iſolierten Volksgutes war die allgemeine Uebung in dieſem ſtummen, zähen Völkerringen.

Wir hatten die Frage nach der Berechtigung einer biologiſchen, im engeren Sinne: ſozialanthropologiſchen Behandlung jener Erſcheinungen

bejaht: gerade weil Völker nur ſehr bedingt als biologiſche Einheiten, als blutsmäßig beſtimmte Gruppen, ſondern in erſter Linie als politiſche Willensgemeinſchaften angeſehen werden müſſen, kommt es entſcheidend darauf an, ob ſie im Hinblick auf die Beſetzung der einzelnen Begabungsfelder und -ſtufen genügend gerüſtet ſind, um erfolgreich zu beſtehen und ihre politiſchen und kulturellen Aufgaben zu erfüllen.

Da nicht ein Volk als Ganzes, ſondern nur ſeine einzelnen Glieder (Varianten) erblich für beſtimmte Leiſtung geeicht ſind und ſolches Erbgut durch Zeugung neuer Geſchlechter weiterreichen, kommt dem Vorgang der Umvolkung und auch ſonſtigen Formen der praktiſchen Dienſtbarmachung fremden Volksgutes möglicherweiſe eine große Bedeutung zu: dann nämlich, wenn zahlenmäßig ſchwache und in ihren Varianten zu einſeitig auf beſcheidene Leiſtung geeichte Völker mit der Hereinnahme fremden Volksgutes aus beſtimmten höheren Leiſtungsſtufen Lücken auffüllen, Mängeln ihres inneren Weſens oder beſſer: Strukturmängeln abhelfen, die bislang vielleicht entſcheidende Nachteile im Behauptungswettkampf waren. Auch kleine, zahlenmäßig für das Spendervolk nicht weiter ins Gewicht fallende Beſtände ſolcher Begabungsträger können vom Standpunkt des empfangenden Volkes von höchſtem Belang werden. Es iſt daher eine gerade am Beiſpiel des Südoſtraumes lohnende Aufgabe, neben der Menge der übereigneten Volksteile beſonders auf ihre Gütengliederung zu achten, und die jeweilige, durch die Begabungsſtruktur des empfangenden Volkes abzuſchätzende ſpezifiſche Bedeutung für dieſes zu ermitteln.

Wegen der im Rahmen dieſer Darlegungen gebotenen Kürze iſt es nur möglich, einen kleinen Ausſchnitt, gleichſam Stichproben deſſen, was ſich heute ſchon ausſagen läßt, zu geben. Wegen mancher Einzelausführungen darf auf die kürzlich erſchienene Arbeit aus meiner Feder im Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie verwieſen werden (a. a. O.)[22])

Wir wollen jetzt Volk um Volk des bunten Kranzes, von Oſt nach Süd ſchreitend, ins Auge faſſen. Wenn ich dabei etwas ausführlicher bei dem deutſch-polniſchen Verhältnis, insbeſondere Galizien, verweile, ſo vor allem deshalb, weil hier die gründlichſten und anſchaulichſten Vorarbeiten durch Hiſtoriker und Volkstumskundler die ergiebigſten Beurteilungsgrundlagen bereitgeſtellt haben. Die einzelnen meiſt fließenden Stufen und Formen der Umvolkung oder Dienſtbarmachung ſollen jeweils auch nur kurz berührt werden.

---

[22]) Zur Einführung in die geſellſchaftsbiologiſche Frageſtellung überhaupt muß immer wieder auf Lenz, Menſchliche Ausleſe und Raſſenhygiene (Eugenik), [Baur-Fiſcher-Lenz, Menſchliche Erblehre und Raſſenlehre, II., München 1928] verwieſen werden.

Dabei ſcheiden wir zweckmäßig die bäuerlichen Varianten von den ſtädtiſchen. Das iſt ja auch ſozialanthropologiſch nicht völlig ſinnlos, da es ſich auch um zwei verſchiedene ſozialanthropologiſche Ausleſekreiſe handelt.

Die Qualität des bäuerlichen Menſchenſtromes, den das deutſche Volkstum ins polniſche Land entſandte, war — ebenſo wie bei den übrigen ſüdoſteuropäiſchen Siedlungsgebieten — keineswegs einheitlich. Mit den erſten großen Wellen muß bis zum 13./14. Jh. freilich eine ſelbſt nach deutſchen Leiſtungsmaßſtäben außergewöhnlich tüchtig zu nennende Schar ausgezogen ſein, die, wie W. Kuhn, der bekannte Sprachinſelforſcher, mit Recht bemerkt, dem polniſchen Volke nicht nur ein ganzes Stammesgebiet im Vorland der Karpathen zubrachte, ſondern auch mit ihrer Umvolkung im 16. u. 17. Jh. einen außerordentlich tüchtigen Neuſtamm,[23]) der ſich heute noch in deutlichem Leiſtungsgefälle gegen das altanſäſſige Polentum abhebt; jene Deutſchſtämmigen tragen auch heute noch ihren beſonderen Namen, Gluchoniemcy, d. h. Deutſche im Buſch, im Walddickicht,[24]) das ſie einſt rodeten. Ein gleiches Urteil gilt für die ein halbes Jahrtauſend ſpäter nachrückenden deutſchböhmiſchen Siedler aus dem Böhmerwald und Egerland, die ſchon in der alten Heimat als Rodungspioniere lebten.[25]) Für alle dieſe Typen von Koloniſten gilt in verſtärktem Maße, was in echt ſozialanthropologiſcher Betrachtung A. Helbok vom Rodungswerk im Unterlande zu ſagen hat: „Das Rodungswerk am deutſchen Waldlande war... ein gewaltiger Ausleſevorgang am deutſchen Volke. In immer erneutem Angriff auf den Urwald vollzog ſich eine wiederholte Herauszüchtung von Generationen deutſcher Bauernpioniere... Kulturarbeit am Boden iſt Bauern ſchaffende, iſt raſſenzüchteriſche Arbeit."[26])

Ausgeſprochene ländliche Qualitätsvarianten ſtellten auch die durch ganz Weſtpreußen, Poſen und Kongreßpolen verbreiteten Hauländer.[27]) Es ſind das urſprünglich zwar Holländer geweſen, die ihre Technik der Urbarmachung von Flußmarſchen zunächſt in die Danziger Niederung verpflanzten, wo ſich ihnen bald viele anſäſſige deutſche Bauern zugeſellten; dieſe Gruppe ſchob nun ihre Marſchhufen und Einzelhöfe längs der Weichſel

---

[23]) Kuhn, a. a. O.

[24]) Kuhn, die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien 1930, 18.

[25]) Kuhn, Biologiſche Grundfragen, a. a. O. 1929, Teil II: Pfälzer und Deutſchböhmen.

[26]) A. Helbok, Grundlage der Volksgeſchichte Deutſchlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutſchen Raſſen-, Kultur- und Staatsgeſchichte, Berlin-Leipzig 1935 ff., 440.

[27]) Vgl. Kuhn, Die Siedlungsräume, a. a. O. 1935, ferner: Auguſt Müller, Vom Deutſchtum Kongreßpolens und ſeiner Herkunft, in: Deutſche Blätter in Polen 1929; insbeſ. Walter Maas: Hauländereien, Holländereien. In: Deutſche Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Poſen 1935, 29.

und des Bug ſehr raſch aufwärts; ähnlich taten es die Bruchkoloniſten aus der Mark im Warthe- und Netzebruch.[27a]) Auch für die pommerſchen und ſchleſiſchen Siedlungsſtreifen[28]) und beſonders auch für die aus allen deutſchen Stämmen zuſammengewürfelten Wolhyniendeutſchen[29]) — den jüngſten, ſehr zahlreich beſetzten deutſchen Gau in Polen — gilt, daß ſie zum überwiegendſten Teile dem härteſten und zäheſten bäuerlichen Pioniersſchlage angehörten. Man muß nur die ergreifenden Darſtellungen und Zeugniſſe der Schickſale leſen, wie ſie Karaſek und Lück uns gerade für die Wolhyniendeutſchen gaben: vom Kriege überraſcht; gebrandſchatzt, nach Sibirien verſchleppt, mißhandelt, ſo kehren ſie nach dem Kriege zurück: in Erdhütten, neben den Brandſtellen ihrer alten Höfe, oder auf neuem, erſt urbar zu machendem Boden beginnen ſie wiederum von vorn; kaum ſteht das Haus, ficht der Pole ihnen ihr Pacht- oder Beſitzrecht an; wieder ziehen ſie weiter, fangen zum dritten-, zum viertenmale in ihrem Leben von vorne an.... es iſt wirklich nicht übertrieben, wenn Kuhn ſagt, daß ſie für die Erſchließung und Hebung ihres Landes „unendlich viel" getan haben. Von ihrer ſlawiſchen Umgebung werden ſie — obſchon nach unſeren Begriffen wenig gebildet und kulturell anſpruchlos — ob dieſer Uebermenſchliches leiſtenden Tüchtigkeit allgemein als Vorbilder geſchätzt.

Zweifelhaft erſcheint dagegen zunächſt die Qualität des Siedlermaterials, das die joſefiniſche Staatsſiedlung im 19. Jahrhundert vornehmlich aus der Pfalz nach Galizien brachte. W. Kuhn, dem wir ausgezeichnete Monographien hierüber verdanken,[30]) hält es für nahezu unterwertig; dieſe Pfälzer ſeien proletariſiert und verſtädtert geweſen; meiſt Handwerker, auch Abenteurer; er bezieht ſich dabei auf W. H. Riehl, der die Pfälzer „ausziviliſiert" nennt und ihnen rationale Denkungsart zuſchreibt.[31]) Dieſe Züge treffe man heute noch an — ſie werden übrigens

---

[27a]) Werner Schulz, Die zweite deutſche Oſtſiedlung im weſtlichen Netzegau (Deutſchland und der Oſten Bd. 9) Leipzig 1938.

[28]) Albert Breyer, Oſtdeutſchland als Mutterland der deutſchen Siedlungen in Mittelpolen. In: Deutſche Monatshefte in Polen Juli/Auguſt 1935.

[29]) Karaſek—Lück, Die deutſchen Siedlungen in Wolhynien. Geſchichte, Volkskunde, Lebensfragen (Deutſche Gaue im Oſten, Hrsg. v. V. Kauder, Bd. 3 Plauen 1931). — Kurt Lück, Die deutſchen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande (Deutſche Gaue im Oſten, Bd. 6) Plauen 1933.

[30]) W. Kuhn, Bevölkerungsſtatiſtik des Deutſchtums in Galizien. Wien (Springer) 1930. — Derſelbe: Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinſelforſchung (mit Vorwort von Prof. Winter-Prag) Münſter 1930. — Ferner R. F. Kaindl, Die Deutſchen in Galizien und in der Bukowina. Frankfurt a. M. 1916.

[31]) W. Kuhn in „Biologiſche Grundfragen...", D. Bl. in Polen 1929.

ganz neuerdings durch die exakte seelenkundliche Massenuntersuchung von A. Huth im Landesarbeitsamt Bayern im ganzen bestätigt.[32]) Uns gehen bei unserer Fragestellung jedoch solche feineren Eigenarten wenig an, wir fragen nach der Bewährungshöhe und allgemeinen Tüchtigkeit.

Auch da sieht es bei den Pfälzer-Auswanderern schlimm aus: die weitgehende Fürsorge Kaiser Josefs verlockte allzuviele gedrückte Existenzen oder gewissenlose Abenteurer, dem Rufe der Werber zu folgen. Es wurde zu viel versprochen und auch zu viel gewährt. Ich stamme selbst von Pfälzer Galiziendeutschen ab und weiß noch sehr gut, wie uns die Großeltern vom guten Kaiser Josef erzählten, der ihren einwandernden Vorfahren „die Sau in den Stall gestellt" oder gar „den Löffel auf den Tisch" gelegt habe. Was Konrad Schünemann bei den theresianischen Ansiedlungen in Ungarn beobachtet hat,[33]) läßt sich auch auf diesen Fall anwenden: viele kärglicher ausgerüstete, mit bescheideneren Werbungen zustandegekommene Privatansiedlungen zogen eine besser vorausgelesene, einheitlicher tüchtige Siedlerart ins Land, die sich im Durchschnitt besser bewährte.[34]) In gewissen Grenzen gilt auch für Galizien Schünemanns Satz, daß die Siedlungen umso besser geraten, je geringer die Aufwendungen für sie waren. Es ist daher kein Wunder, wenn die josefinischen Staatssiedlungen neben Tüchtigen auch viel Unterwertige herbeilockten: Wenn sie sich nicht schon unterwegs mit den behobenen Reisegeldern aus dem Staube machten, so setzten etliche, an Ort und Stelle angelangt, etwa ihr Saatgetreide, das ihnen zugewiesen war, beim nächsten Juden in Schnaps um; sie zankten sich mit ihren Pfarrern, prügelten sich auch wohl mit ihrem Schulzen — alles das ist uns leider nicht nur in Einzelfällen berichtet. Bald aber sehen wir, wie die

---

[32]) Huth a. a. O.

[33]) Konrad Schünemann, Bevölkerungs- und Siedlungspolitik im Zeitalter des Absolutismus. In: Forschungen und Fortschritte 12. Jg. Nr. 14 (1936). — Derselbe: Oesterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Berlin 1936. Dieselbe Beobachtung wurde übrigens auch gelegentlich der Versuche der preußischen Ansiedlung in Nordpolen gemacht; vgl. die sehr sorgfältige Arbeit von August Müller: Die preußische Kolonisation in Nordpolen und Litauen (1795—1807). Berlin 1928; besonders eindrucksvoll die Beispiele aus dem Bezirk Bialystok.

[34]) Vgl. E. Maenner, Die Herkunft der josephinischen Siedler in Galizien. In: Deutsche Monatshefte in Polen, April/Mai 1936. — Josef Lanz: Die Herkunft der Ansiedler von Brigidau in Galizien (ebenda). — Alfred Karasek-Langer, Josefinische Privatansiedlungen im alten Zamoścer Kreise; ebenda, Januar 1936. — W. Kuhn, Die deutschen Kolonien im Bezirk Mielec in Westgalizien. In: Deutsche Blätter in Polen 1930. — Derselbe: Die deutschen Siedlungen bei Kamionka Strumilowa. Ebenda 1928. — Während der Korrektur erscheint der Aufsatz „Galizien" im Hwb. d. Grenz- und Auslandsdeutschtums III mit reichem Material.

Minusvarianten abgeſtoßen werden: ſie verkommen, wandern zurück, wandern aus, verſuchen ihr Glück im tiefen Rußland, gehen in den Städten unter. Die Koloniſtenumwelt bewährt ſich auch hier als harter, unerbittlicher Prüfſtein und holt nach, was bei der Siedlerausleſe in der Heimat verſäumt worden war: ſie ſcheidet erbarmungslos die Spreu von dem Weizen. H. Koch hat wohl recht, wenn er die Pfälzer Koloniſten in Galizien hinſichtlich ihrer Geſamtbewährung und Tüchtigkeit, wie ſie ſie etwa in der Zeit vor dem Kriege oder heute erweiſen, gegenüber W. Kuhn in Schutz nimmt:[35]) das, was in jenem harten Ausleſe- oder, biologiſch richtiger geſagt: Ausmerzevorgang blieb und ſich nun als deutſche Sprachinſel im polniſchen oder ruthenischen Lande behauptete oder aber bei der Verſtädterung und im ſozialen Aufſtieg verpolte, ſteht an Tüchtigkeit und Begabung keinem anderen Stamme nach; ja gegenüber den von Kuhn ſehr herausgeſtrichenen Deutſchböhmen zeigen die Pfälzer deutliche Bewährungsüberlegenheit: ſie ſind viel wohlhabendere, fortgeſchrittenere Wirte, bildungsfähig und bildungsſtrebig, freilich auch anpaſſungsfähig und aufſtiegsbefliſſen, nicht ſo ſchollenverwurzelt wie jene. Die Pfälzer allein ſtellen zahlreichen Nachwuchs an tüchtigen Handwerksmeiſtern[36]) für die galiziſchen Städte und Städtchen, wo ſie oft mangels tauglicher Konkurrenz einen goldenen Boden für ihr Handwerk finden. Sie ſtellten in öſterreichiſcher Zeit einen großen Teil der Unteroffiziere, Bahn- und Poſtbeamten.[37]) Aber noch andere und höhere Begabungsausweiſe und Aufſtiegsleiſtungen vollbringen ſie: Mir iſt ein Beiſpiel zur Hand aus einem ſeit 1900 der Poloniſierung unterliegenden katholiſchen Pfälzerdorf, Schönanger bei Mielec: bis 1927 waren aus dem etwa 200 Deutſche zählenden Dorf in der lebenden Generation oder unter den kürzlich Verſtorbenen hervorgegangen: 2 katholiſche Pfarrer, 7 Juriſten, 6 Ingenieure, darunter 1 Profeſſor, 4 Offiziere, 10 Lehrer, 11 Lehrerinnen, 13 andere Beamte, 2 noch nicht im Beruf ſtehende Abſolventen von Hochſchulen.[38])

---

[35]) Gelegentlich der Arbeitstagung der Arbeitsſtelle für auslanddeutſche Volksforſchung (Umvolkungsfrage) in Stuttgart 1937.

[36]) Hierzu vgl. a. die ſehr eingehende und lehrreiche Studie von A. Karaſek-Langer: Dornbach. Der Untergang einer deutſchkatholiſchen Siedlung in Galizien. In: Deutſche Monatshefte in Polen. Mai/Juni 1935, 463—490. „Mit der Zeit ſollen an 200 Wagner, Schmiede, Schneider uſw. in die umliegenden Dörfer abgewandert ſein." (S. 473.)

[37]) R. F. Kaindl, Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern III. Bd. (1911) S. 160 ff. Derſ.: Die Deutſchen in Galizien und in der Bukowina, Frankfurt a. M., 1916.

[38]) Kuhn, Die deutſchen Kolonien im Bezirk Mielec, Dt. Bl. in Polen 1930.

Dieſes Bild iſt — vielleicht in etwas abgeſchwächterem Maßſtabe — typiſch[39]) dafür, in welchem, den Durchſchnitt um ein vielfaches übertreffenden Ausmaße das deutſche Bauernelement dem Polentum auch gehobene Leiſtungsträger ſtellt — nicht erſt ſeit 1919, ſondern mindeſtens ſeit 1866, ſeit die Polen die Autonomie in Galizien bekamen; es iſt leider faſt überflüſſig zu bemerken, daß die aufſteigenden Varianten auch aus ſolchen Dörfern, die der Verpolung noch widerſtehen, faſt ſämtlich zum Polentum übergehen. Eine Erinnerung kommt mir da in den Sinn: Als mein Vater etwa um 1890 zu einer kurzen Waffenübung in Przemyſ'l eingerückt war, zu der man ausſchließlich galiziſche Lehrer — alſo faſt nur Nationalpolen — eingezogen hatte, fiel ihm bei der Vorſtellung auf, wie viele unter ihnen deutſche Namen trugen: Pan Szulc, Pan Leman, Pan Knobloch uſw. Er fragte ſie: ihr ſeid doch alſo Deutſche? und erhielt die klaſſiſche Antwort: Name macht nichts, Herz iſt polniſch! Es waren faſt ſämtlich nachgeborene Bauernſöhne aus verpolenden oder verpolten deutſchſtämmigen Siedlungen.

Man könnte ſagen: ja, was ſind aber dieſe beſtenfalls ein paar Hunderttauſend zählenden deutſchblütigen Varianten in dem großen Galizien mit reichlich 7 Millionen Einwohnern? Man darf aber die Stärke der Ueberlegenheitsausleſe nicht außer Anſatz laſſen. Ich brachte ſoeben eine Beobachtung aus dem polniſchen Lehrerſtand vor der Jahrhundertwende, deren Beweiskraft an ſich gewiß gering iſt; aber neuerdings liegen ſchon Zählungen vor, die eine überraſchende Beſtätigung jener Einzelbeobachtung bringen: Kuhn hat die Namen der nationalpolniſchen Lehrer eines galiziſchen Bezirks ſyſtematiſch ausgezählt und dabei gefunden, daß die deutſchen Namen polniſcher Lehrer zehnmal ſo häufig waren wie der Durchſchnitt der Bevölkerung er-

[39]) Kuhn, Biologiſche Grundfragen ....., D. Bl. i. P., 1929, 420. Ferner derſelbe, Geſchichte der Mennoniten in Kleinpolen, in: Deutſche Blätter in Polen, 1928, deren (inzwiſchen poloniſierte) Siedlungen mit einer Ziffer von 2,5% Univerſitätsabſolventen „an der Spitze aller Koloniſten" marſchieren. — Ganz ähnliche Aufſtiegsverhältniſſe, wie ſie Kuhn von Schönanger berichtet, ſchildert auch Karaſek-Langer in der Studie über Dornbach (a. a. O.) Er bringt ein Verzeichnis der letzten Generation, die deutſchen Familien auf Dornbacher Bauernſtellen entſtammt: Nr. 1: Söhne: Offizier, Richter, Eiſenbahnbeamter, Maturant, Töchter: 2 Lehrerinnen. — Nr. 2: Söhne: Notar (Dr. jur.), Mittelſchulprofeſſor, Stationsvorſtand. Nr. 3: Söhne: Arzt, Handelsakademiker; Tochter: Lehrerin. Nr. 4: Söhne: Profeſſor, Pfarrer, Bankbeamter; Töchter: 2 Lehrerinnen. Nr. 5: Söhne: Bauer (erbt 2 Wirtſchaften), Bierbrauer, Militärauditor. Nr. 7: Sohn: Großkaufmann in Wien. Nr. 8: Söhne: Eiſenbahnbeamter, Mediziner, Lehramtskandidat (beide Studium aufgegeben). Nr. 25: Söhne: Jeſuit, 2 Lehrer. 2 Pfarrer, Kaufmann. Wirtſchaft „am Berg": Söhne: Gartendirektor, Oberfinanzrat, Lehrer, Bankbeamter; Töchter: 2 Lehrerinnen.

warten ließ.[40]) Nun muß man aber noch bedenken, daß bei der Verpolung, gerade bei der Aufſtiegsumvolkung, ganz abgeſehen von der ſtets polniſch gewählten Schreibweiſe — auch der deutſche Name ſelbſt oft überhaupt mit einem polniſchen vertauſcht wird;[41]) bei katholiſchen Familien, die beſonders leicht der Verpolung erliegen, hilft hier nachweislich die Geiſtlichkeit nur zu gern mit oder gibt die Anregung dazu. Man wird alſo mit einem weit höheren tatſächlichen Wirkungsradius des deutſchen Ausleſeerbgutes in der polniſchen Führungsſchicht rechnen müſſen, als ſolche an ſich ſchon erſchütternden Ausſchnitte zeigen können.

Wir erkennen das Tüchtigkeitsgefälle aber nicht nur an der Leiſtung ſelbſt, nicht nur an gelegentlich ermittelten Aufſtiegsziffern, ſondern auch faſt ebenſo deutlich an dem Widerhall in der Volksmeinung, dem allgemeinen Ruf, den eine beſtimmte Gruppe genießt, und den Tatſachen, die dieſem Ruf zugrundeliegen: eine Studie von Karaſek-Langer[42]) über die joſefiniſchen Privatanſiedlungen im alten Zamoścer Kreis wendet dieſen Dingen ein verdienſtliches Augenmerk zu: Dieſe Siedlungen wurden 1784 gegründet; ſie hielten ſich deutſch, auch als ſie — kurz nach der Gründung — bei der erneuten Teilung Polens vom öſterreichiſchen Galizien abgetrennt wurden und unter ruſſiſche Hoheit kamen. Der Entdeutſchungsprozeß ſetzte erſt 1880 ein, ganz langſam und allmählich, und iſt heute noch nicht völlig abgeſchloſſen. Wie ſo oft, iſt er durch völkiſche Miſchehen — es handelt ſich um katholiſche Deutſche — ſtark beſchleunigt worden.

Auch die verpolten Deutſchſtämmigen halten ſich gegenüber dem urſprünglichen Polentum für eine Elite,[43]) gelten auch dafür und beweiſen es. Die Deutſchſtämmigen erwerben zugegebenermaßen bei Gutsparzellierungen in der Umgebung durchſchnittlich mehr Boden als die echten Polen; ſie können ſich regelmäßig auf dem neuen Beſitz beſſer halten.

---

[40]) W. Kuhn, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien, Münſter 1930, S. 156.

[41]) A. Breyer: Poloniſierte deutſche Familiennamen. In: Deutſche Blätter in Polen 1924, 5. Vgl. auch Herbert Franze, Herkunft und Volkszugehörigkeit der Krakauer Bürger des 15. Jahrhunderts, in: Deutſche Monatshefte in Polen, April/Mai 1936. S. 443 f, wo ebenfalls über anfängliche Latiniſierung, ſpätere Poloniſierung der deutſchen Namen aus Großpolen berichtet wird. — Im übrigen vgl. Lück, Aufbaukräfte, z. B. S. 88 f. und paſſim.

[42]) Karaſek-Langer a. a. O.

[43]) Ganz entſprechend berichtet auch Karaſek-Langer von Dornbach (a. a. O.), daß die erſte polniſche Einwandererſchicht, die der Poloniſierung den Weg bahnte, aus Menſchen beſtand, „denen gegenüber der deutſche Widerſtand geringer war: kulturell gehobene Teile des Polentums, vor allem Kleinſtädter“ (S. 475); „kennzeichnend für ihre eigene Stellungnahme iſt, daß ſie ſpäter mehr zu den Deutſchen als zu den einwandernden polniſchen Volksgenoſſen hielten.“ (S. 476).

Sie gelten auch bei den Polen für eine Elite: Der beſte Maßſtab hierfür iſt bekanntlich das Konnubium. Nun iſt bezeichnend (dasſelbe wird auch aus anderen Bezirken beſtätigt): Dieſe vorhin erwähnten Miſchheiraten geſchehen nur mit polniſchen Grundbeſitzern und Großbauern. Allein dieſe gelten als ſozial ebenbürtig mit den deutſchſtämmigen Bauern von Sitaniec, niemals aber einfache polniſche Bauern gleicher Gutsgröße oder gar Ruthenen. Die deutſchſtämmigen Mädchen ſind weit und breit als Partien jener Schichten begehrt, da ihnen die Polen beſondere Tüchtigkeit, Sparſamkeit und Reinlichkeit nachrühmen.[44])

Oder ein anderes mittelbares Volksurteil: aus dem Bezirk Mielec wird uns von Kuhn[45]) berichtet, daß für die Polen der Dienſt bei deutſchen Bauern ein Weg zu Bildung, Anſehen und Aufſtieg iſt: etliche ſolche Dienſtboten mit deutſcher Bildung wurden nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatdorf zu Gemeindevorſtehern gewählt.

Es iſt übrigens derſelbe Bezirk, aus dem uns luſtige Geſchichten aus der Robotzeit berichtet werden, da ſich die Deutſchen bei den polniſchen Robotgenoſſen unbeliebt machten, weil ſie in derſelben Robotzeit regelmäßig mehr als doppelt ſoviel wie die Polen geleiſtet hatten!

Die Volkskunde kann noch weitere Klarheit ſchaffen.[46]) Der Volksmund hält ſelbſt im Sprichwort mit Anerkennung des Deutſchen

---

[44]) Ganz die gleichen Feſtſtellungen hinſichtlich des Konnubiums nur mit fremden Eliten finden wir bei Karaſek-Langer, Dornbach, a. a. O. 1935: „Betrachten wir die Miſchehen nach Stand und Herkunft des Ehepartners, ſo zeigt es ſich, daß die kulturell oder wirtſchaftlich gehobenen Schichten unter den Polen überwiegen, unter den Ukrainern die Regel bilden. Der Deutſche fühlt ſich dem Polen um einiges, dem Ukrainer um vieles überlegen, und dieſe Spannung iſt nur gegenüber ſozial höherſtehenden ſlawiſchen Ehegatten geringer. Es iſt ferner bezeichnend, daß uns bei den Angaben über die Miſchehen immer wieder betont wurde: „ein intelligenterer Pole", „einer, der deutſch ſprechen konnte", „ein braver Mann, der ſich als halber Deutſcher fühlte" uſf. Wir erſehen daraus, daß man auf die perſönlichen Eigenſchaften und auch auf die Kenntnis der deutſchen Sprache bei den Polen Gewicht legte, daß der deutſche Teil der fordernde und auswählende war. Bei zwölf Miſchehen zwiſchen Deutſchen und Polen, deren Daten mir zur Verfügung ſtanden, handelt es ſich in vier Fällen um polniſche Kleinſtädter ..., zwei Lehrer, einen Organiſten und drei reiche Polinnen. Unter den drei Ukrainern, die Dornbacherinnen heirateten, ſind zwei Lehrer und ein Poſtbeamter, ſie ſind ſtolz darauf, daß ſie Deutſche zu Frauen haben und betrachten dies als eine Stufe ihres ſozialen Aufſtieges. Bezeichnend iſt ferner, daß der Sohn aus einer dieſer ukrainiſch-deutſchen Miſchehen ſich in jüngſter Zeit in Dornbach angeſiedelt hat und dauernd ſeine Herkunft von einer deutſchen Mutter betont ..."

[45]) W. Kuhn, Die deutſchen Kolonien im Bezirke Mielec, D. Bl. i. P., 1930.

[46]) Vgl. allgemeiner: Bruno Schier, Die Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchen und Slawen in volkskundlicher Sicht. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung II (1938) 1.

nicht zurück: da gilt — ebenſo wie in der Beurteilung im polniſchen Roman, über die Lück in ſeiner Diſſertation berichtet[47]) — der deutſche Bauer als tüchtigkeitsüberlegen — „ſelbſt aus Steinen wiſſe er Brot zu machen" — als arbeitswütig, als geizig, als hartherzig, als kalt, als ſtreberiſch. Das iſt ebenſowohl Ablehnung aus andersartiger Volksſeele, aus entgegengeſetztem Leitbild, als auch mittelbares Zugeſtändnis einer Ueberlegenheit, die ein wenig durch die Brille der Mißgunſt geſehen wird.[48])

Im ganzen darf man angeſichts aller Zeugniſſe aus dem ſehr eingehend durchforſchten Galizierdeutſchtum ſagen: Der bäuerliche Sektor des in den polniſchen Volksraum eingegangenen und in ihm bei Deutſcherhaltung doch ſozialwirtſchaftlich und kulturell dienenden, aber auch erſt recht des in dem polniſchen Volkstum ſelbſt aufgegangenen deutſchen Blutes ſtellt, ſchon im Vergleich zum heimiſchen Berufsſtandesdurchſchnitt — denken wir an die Aufſtiegsleiſtungen —, aber ganz beſtimmt im Vergleich zum berufsgleichen Begabungsdurchſchnitt des polniſchen Volkes, eine ſehr deutliche Plusausleſe dar.[49])

Intereſſant iſt, daß ſogar anthropologiſch das verpolte bäuerliche Deutſchtum in Weſtgalizien, beſonders im San-Weichſel-Dreieck, ſich heute noch durchaus eindeutig von ſeiner Umgebung abhebt. Czekanowski, der bedeutende, aber wirklich nicht zugunſten des Deutſchtums befangene Lemberger Raſſenkundler hebt in ſeinem „Grundriß der polniſchen Raſſenkunde" dieſe Tatſache ausdrücklich hervor: dieſe urſprünglich deutſchen Gebiete weiſen ſtärkere Anteile ſeines α-Typus, alſo der Nord-

[47]) Kurt Lück, Die Bauern im polniſchen Roman des 19. Jh.s, Breslauer Diſſ., Poſen 1926. Lück ſchildert hier in einem beſonderen Abſchnitt das Verhältnis des polniſchen Bauern zum Juden und zum Deutſchen.

[48]) Vgl. beſonders Kurt Lück, Deutſches Weſen im Spiegel der polniſchen Literatur und Volksüberlieferung. In: Deutſche Monatshefte in Polen, Februar 1936. —

Bezeichnend iſt auch das Urteil von Wiercieński über die Charaktereigenſchaften der verpolten Deutſchen im Lubliner Lande, das uns Lück mitteilt. (Die deutſchen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande, 1933. S. 42). „Das deutſche Blut gab den gemiſchten Familien eine bei uns ungewöhnliche Arbeitsluſt und -ausdauer, die ſie in hervorragender Weiſe von unſerer Allgemeinheit unterſcheidet."

Den deutſchen Kultureinfluß in Polen im Spiegel polniſcher Zeugniſſe und der polniſchen Sprache ſchildert kurz auch R. F. Kaindl: Die Deutſchen in Polen und Galizien. Prag 1917, 23—35.

Von polniſcher Seite findet ſich reiches Material zu dieſer Frage bei Jan St. Byſtron, Megalomanja Narodowa (Völkiſcher Größenwahn), Warſchau 1935 (Beſpr. durch G. Klein in: Auslandsdeutſche Volksforſchung I, 106).

[49]) Ueber die ſoziale Stellung des Deutſchen — ohne ihn allerdings als biologiſch wirkende Potenz zu ſehen — äußert ſich auch Günther Ipſen in gleichlautendem Sinne (Gedanken zur ſoziologiſchen Erforſchung des Deutſchtums in Oſtmitteleuropa, Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung).

raſſe, auf als ihre urpolniſche Umgebung.[50]) Für andere Gegenden wurde eine ähnliche Erſcheinung auch von anderen Forſchern feſtgeſtellt.[51]) Dieſes Raſſengefälle dürfte ſich jedoch hauptſächlich auf die altſchleſiſche deutſche Koloniſtenbevölkerung, weniger auf die deutſchböhmiſchen und Pfälzer Siedlungen beziehen.

Bei der deutſchen und deutſchſtämmigen Bürgerſchicht, ſoweit ſie nicht aus bereits behandelten bäuerlichen Aufſtiegsvarianten beſteht, iſt die Qualitätsausleſe im Lichte ſowohl der deutſchen wie der polniſchen Forſchung noch deutlicher. Ein Vergleich ihrer Tüchtigkeit mit dem Bürgertum im deutſchen Mutterland kann nicht gut gezogen werden, es ſei denn, man ſchließe aus ihrer ſchöpferiſchen Bewährung ſelbſt unter den Mühen und Drangſalen der fremdvölkiſchen Umwelt auf eine beſondere Bewährungsſtufe, eine der beobachteten bäuerlichen vergleichbare bürgerliche Pionierausleſe.

Wie im Norden, ſo iſt auch in den galiziſchen Städten das Bürgertum urſprünglich rein oder überwiegend deutſch geweſen. Damals war nach übereinſtimmender Meinung auch der polniſchen Hiſtoriker die Blütezeit des „polniſchen" Städteweſens. Mit der polniſchen Unterwanderung und Aushöhlung der deutſchen Gewerbe und Zünfte, die das 15. Jahrhundert ſchon deutlich zeigt, geht parallel ein Abſinken ihres Kulturniveaus, ja oft eine ausgeſprochene Verödung (Ptaśnik).[52]) Wenn auch andere Gründe mitgeſprochen haben: ein urſächlicher Zuſammenhang kann umſoweniger geleugnet werden, als eben dieſe Städte und Handwerke — wiederum nach polniſchem Zeugnis — im Gefolge der ſtarken, im 17. Jahrhundert einſetzenden Neuzuwanderung von Maſſen deutſcher Handwerker und Gewerbetreibenden aufleben; inſofern iſt vielleicht ein Vergleich mit der Leiſtung entſprechender Standesvarianten polniſchen Stammes möglich, der ſonſt ſchwer iſt, da das polniſche Volk eben eigentlich gar kein eigenes Bürgertum aus ſich heraus entwickelt hat.[53]) Bezeichnenderweiſe wird auch ſpäterhin die deutſche und die deutſchblütige Bürgerſchaft nicht abgelöſt

[50]) Nach Lück, Deutſche Aufbaukräfte, S. 40; S. 103.

[51]) K. Stołyhwo bei ſehr kritiſcher und vorſichtiger Bewertung der anthropologiſchen Unterſuchungen an der ſchleſiſchen Bevölkerung (Zagadnienie składu rasowego ludności Śląska; Kattowitz 1935.

Percy Meyer (Riga) ſtellt für die Durchdringung Nordpolens mit ſtark nordiſchen litauiſchen (germaniſchen) Elementen ähnliche Erſcheinungen feſt („Wieweit iſt Oſtland nordiſch?" In: Sonne, Februar 1932).

[52]) Vgl. auch Kaindl, Polen, Leipzig 1916; S. 82 zitiert K. den polniſchen Rechtshiſtoriker Bobrzyński (1876), der ſich ganz in gleichem Sinne äußert.

[53]) Kennzeichnend iſt auch das Verſchwinden handwerklichen Könnens um Dornbach mit der Poloniſierung dieſes Dorfes durch Unterwanderung (Karaſek-Langer, Dornbach..... 1935, 487). „Es wird ſchon jetzt von den ukrainiſchen und polniſchen Bauern in der Umgebung Klage darüber geführt, daß ſeit der

oder vielmehr ergänzt durch eine polniſche — gerade bei der ländlichen Uebervölkerung Kleinpolens hätte das nahegelegen —, ſondern durch eine jüdiſche, die heute noch den meiſten galiziſchen Städten — mit Ausnahme der kleinen, wirkliche Kultur atmenden Städte wie Landshut, Bielitz, Kroſſen uſw. im mittelalterlichen Deutſchtumsbereich Weſtgaliziens — das bekannte, typiſche Gepräge gibt.

Das deutſche Bürgertum, zumal in den großen Städten, verſiegte mehr oder minder raſch mangels rechtzeitigem Nachſchub und ging nach anfänglichem Widerſtand nach ſpäteſtens zwei Jahrhunderten faſt regelmäßig im Polentum auf. In Krakau z. B. waren noch Ende des 14. Jh.s 66% der Neubürger Deutſche; anfangs des 16. Jh.s nur noch 24% (nach Kaczmarcyk — Lück). Viele Bürgerſöhne gingen als Grundbeſitzer zum polniſchen Adel über; ſcharenweiſe wurden deutſche Patriziertöchter vom polniſchen Landadel heimgeführt.[54]) Nach Ptaśnik, den Lück nochmals überprüfte, war in Galizien die kulturelle und politiſche Elite der neben dem eingeſeſſenen Bojarenadel gegen Ende des 15. Jh.s entſtandenen polniſch-katholiſchen Herrenſchicht durchaus vorwiegend deutſcher Abſtammung.[55])

Die umfaſſendſten Unterlagen für die Schöpfung und Erneuerung der polniſchen Städtekultur durch die deutſche Maſſen- und „Ausleſeeinwanderung" hat Kurt Lück im Hauptteil ſeines Werkes: „Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" (1934) niedergelegt. Es genügt, auf dieſe umfaſſende, zum größten Teil auf Vorarbeiten polniſcher Gelehrter beruhende Darſtellung zu verweiſen.

Selbſt für die jüngſte ſoziologiſche Bewährungsform der Induſtriearbeit laſſen ſich Vergleiche der Tüchtigkeit des polniſch- und des deutſchbeſtimmten Elementes ziehen: das beweiſt ein Blick auf die Geſchichte des

---

Poloniſierung Dornbachs in der ganzen Gegend keine anſtändigen Handwerker mehr zu finden wären und die polniſchen, aber noch mehr die jüdiſchen Handwerker ſeit dem Fehlen einer deutſchen Konkurrenz viel läſſiger wurden ..." ... Träger des Handwerks und des Fortſchrittes ſind in Dornbach bis in die letzten Jahre hinein die poloniſierten Deutſchen geblieben .... Darum will man auch heute noch in Dornbach und Umgebung lieber einen deutſchſtämmigen Handwerker als einen polniſchen."

Für Weſtpreußen und Poſen ſei auf das wohlfundierte Zeugnis von Ilſe Rhode: Das Nationalitätenverhältnis in Weſtpreußen und Poſen zur Zeit der polniſchen Teilungen (Breslauer Diſſ., Poſen 1926) hingewieſen. Danach war in dieſem gemiſchtbeſiedelten Raum der Gewerbefleiß (insbeſondere das blühende Tuchmacherhandwerk) immer deutſch; alle gewerbliche und kulturelle Führung lag hier bei Deutſchen, auch in der Landeskultur (Netzedörfer, Hauländereien).

[54]) Ueber die Frage der „Deutſchen Frauen in Polen" berichtet an Hand vieler Beiſpiele Martin Kage, Deutſche Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Poſen 1935, 29.

[55]) Lück, Deutſche Aufbaukräfte, 104 ff.

größten polniſchen Induſtriebezirkes um Lodz, die eine Geſchichte deutſcher Pioniertüchtigkeit iſt.[56]) In Oſtoberſchleſien, das jetzt größtenteils dem polniſchen Staat angehört, iſt bekannt — Laubert führt in einer Studie zahlenmäßige Nachweiſe[57]) —, daß ſich die deutſchen Stimmen dieſer Arbeiterbevölkerung allgemein unter den qualifizierten Hüttenarbeitern finden, während die Grubenarbeiter vielfach polniſch ſtimmten, ganz auffällig ſtark in Rybnik und Pleß, mit neuerſchloſſenen, leicht abzubauenden Gruben, dem „Dorado ungelernter Arbeit".

Fragen wir uns nach dieſer notgedrungen kurzen Orientierung, in welchen Schichten denn offenſichtlich die ſtärkſte Tendenz zur unmittelbaren Umvolkung beſtand, ſo muß die Antwort lauten: in den beſonders qualifizierten. Adel und Patriziat ſind faſt vollkommen und raſch verpolt, die Intelligenz der ſpäteren Zeit und heutigentags nicht minder; die katholiſche Geiſtlichkeit duldet ſehr wohl deutſchſtämmige, aber nicht deutſchbewußte Leute in ihren Reihen; ein beſonders eindrucksvolles Beiſpiel zeigt auch gerade die Gegenwart mit der Verpolung der größtenteils deutſchſtämmigen evangeliſchen Geiſtlichkeit in Polen unter Führung des rein deutſchſtämmigen Generalſuperintendenten Burſche[58]); man beachte dabei, daß rund neun Zehntel aller Deutſchen in Polen evangeliſch und rund neun Zehntel aller Evangeliſchen in Polen Deutſche ſind!

Auch die Gewerbe- und Handelskreiſe in den Städten ſaugen in raſcher Abfolge deutſchſtämmige Varianten ins Polentum hinein. Bezeichnend iſt, daß nach Kaindl die Reihenfolge der Verpolung der deutſchen Lemberger und Krakauer Bürgerſchaft die folgende war: zuerſt das Patriziat und die reichen Gilden, die ſich primitive Wörterbücher anſchaffen, dann die Zünfte, beginnend mit den vornehmſten, zuletzt die Schuſterinnung.[59])

---

[56]) Hierzu u. a. E. O. Koßmann: Das alte deutſche Lodz auf Grund der ſtädtiſchen Seelenbücher. In: Deutſche Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für Polen, Poſen 1936, 30.

[57]) Manfred Laubert, Nationalität und Volkswille im preußiſchen Oſten, Breslau 1925, 17.

[58]) Hierzu Hans Koch, Zur Frage der Umvolkung der evangeliſchen Deutſchen in Kongreßpolen. In: Auslanddeutſche Volksforſchung 1937, 4.

[59]) Nach frdl. Mitteilung von Her. O.-St.Archivrat Dr. Naumann (Dresden) aus privaten Geſprächen mit Kaindl. Vgl. auch „Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern" I S. 146ff. — Kaindl (Polen, Leipzig 1916) zitiert S. 83 eine ſehr intereſſante polniſche Stimme (Wiek nowy, 7. Juli 1914): „Lemberg und Krakau haben ſogar in der Zeit ihres deutſchen Charakters ſehr viel deutſches Bürgertum aufgenommen. Deutſche waren es, die anſtelle der ſchmutzigen Einkehrhäuſer ordentliche Hotels errichteten; ſie entwanden dem Verfalle unſere Druckerkunſt und den Buchhandel; ſie gaben uns die großen polniſchen Politiker . . ., die polniſchen Induſtriellen . . ., die polniſchen Künſtler . . . Ihnen eine ganze Reihe tüchtiger Agrarier, die großen Gelehrten Liske und Hirſchbrand und die Schriftſteller . . . Die Grundlage des polniſchen Bürgertums in Lemberg und Krakau ſind die verſchiedenen Fiſcher, Stadtmüller und andere . . .".

Und ähnlich iſt es beim Bauerntum. Kuhn formuliert es geradezu als Geſetzmäßigkeit, daß — wenigſtens in Galizien — kulturell höchſtſtehende Siedlungen zuerſt poloniſiert werden, — nicht zuletzt durch die Aufſtiegsumvolkung der Söhne und Töchter — während ſich am erfolgreichſten — ſogar ungeachtet ihrer katholiſchen Konfeſſion — die armen und etwas primitiven Deutſchböhmen als Kleinbauern und Waldarbeiter deutſch gehalten haben.[60])

Das heißt aber mit anderen Worten: Das konkurrenzarme Vakuum der Führungsräume und höheren Leiſtungsebenen im polniſchen Volkskörper, das mit eigenſtämmigen Varianten nur ſehr notdürfig beſchickt werden konnte, ſaugte die dazu von vornherein beſſer befähigten, d. h. erblich höher geeichten deutſchen Varianten raſch und erſtaunlich umfangreich in ſich hinein. Um den Preis der Umvolkung gewähren dieſe polniſchen Führungsräume den andersſtämmigen Varianten verhältnismäßig leichte Befriedigung ihres Führungsehrgeizes, leichte Karriere, leichten Aufſtieg und Behauptung auch zahlreichen Nachwuchſes in der höheren ſozialen Sphäre, für die ſie von Natur aus geeicht ſind. Für das polniſche Volk, bei dem ſich eine überlegene Begabung bislang eigentlich nur in primitiv-feudalen Bewährungsformen gezeigt hatte, iſt damit eine für den Behauptungskampf auf der Ebene moderner Kulturvölker wahrſcheinlich entſcheidende Anreicherung an vordem empfindlich mangelnden ſpezifiſchen Leiſtungsträgern und damit eine Angleichung ſeiner ſozialanthropologiſchen Struktur an das Leiſtungsprofil abendländiſcher Völker ermöglicht worden.

III.

Wie ſteht es nun bei den anderen Südoſtvölkern? Laſſen ſich bei ihnen ähnliche Erſcheinungen, die den beim deutſch-polniſchen Variantenaustauſch beobachteten Geſetzmäßigkeiten folgen, aufweiſen?

Am auffälligſten zeigt ſich da die Uebereinſtimmung mit dem ſoeben Geſagten für das Verhältnis des Deutſchen zum Madjaren. Das alte Großungarn und das Rumpfungarn von heute iſt geradezu das klaſſiſche Land der Ausleſeumvolkung gegenüber ſeinen Minderheiten, inſonderheit allerdings gegenüber den Deutſchen, zu nennen. Ich erwähnte ſoeben das Beiſpiel Galiziens: es verblaßt gegenüber der geradezu unheimlichen maſchi-

[60]) W. Kuhn in: „Biologiſche Grundfragen . . .“ D. Bl. in Polen, 1929, S. 421: „Je primitiver ein Volk oder Stamm iſt, deſto weniger iſt es fremden geiſtigen Einflüſſen zugänglich. Erſt geiſtige Reife und Aufgeſchloſſenheit befähigen zur Einführung (Einfühlung?) in fremdes Seelenleben. Die Primitivität gewährt eine gewiſſe Immunität gegen geiſtig Fremdes.“

nenmäßigen Präziſion, mit der ſeit Generationen aufſtiegsfähiges deutſches Erbgut in das madjariſche Volk, in ſeine Führungsſchicht hineingeſaugt wird. In der geſamten reichen Literatur beider Seiten gibt es keine Meinungsverſchiedenheit über dieſen offen zutageliegenden Vorgang: nur ſeine Bewertung und Deutung iſt je nach dem Standpunkt des einzelnen verſchieden.

Ich müßte mich wiederholen, wenn ich Einzelbeiſpiele bringen wollte; es ſei hiefür auf das gleichfalls reiche Schrifttum über das Deutſchtum in Groß- und Rumpfungarn hingewieſen.[61]) Eigenartig und beſonderer Erwähnung wert iſt hier die Willigkeit, mit der ſich das gegenüber Polen viel mächtigere Deutſchtum — mit der einen prächtigen Ausnahme der Siebenbürger[62]) — in die ſtarke Umvolkung im allgemeinen und die faſt reſtloſe Umvolkung jeglicher aufſteigenden Varianten im beſonderen ſchickte, und die Zielſtrebigkeit, mit der das Madjarentum in voller Abſicht und Kenntnis der Wirkung ſich bis zur völligen blutsmäßigen Eigenüberüberfremdung mit fremdſtämmigen Begabungsvarianten[63]) auflud: Man könnte geradezu an eine Art ſozial-anthropologiſchen Inſtinktes glauben — sit venia verbo —, ſo merkwürdig zweckmäßig und ſtetig betreibt die madjariſche Führerſchicht, je blutsmäßig unmadjariſcher ſie wird, umſo ſtraffer die Madjariſierung.

---

[61]) Vgl. die Schrifttumsangabe zu Isbert, Madjariſierung oder Madjariſation, in: Auslandsdeutſche Volksforſchung I. Jg. (1937) ſowie den einſchlägigen Artikeln des Handwörterbuches für das Grenz- und Auslanddeutſchtum.

[62]) Vgl. Hermann Rüdiger, Das Deutſchtum an der mittleren Donau (Ungarn, Jugoſlawien, Rumänien). Das Grenz- und Auslanddeutſchtum, München 1923, 4. — Randolf Rungaldier, Das Deutſchtum in Rumpf-Ungarn. In: Das Buch des deutſchen Volkstums, hrsg. von Peter Groß, Leipzig 1935. Die Stärke der Aufſtiegsaſſimilation in jüngerer Zeit läßt ſich mittelbar abſchätzen an den ſtatiſtiſchen Daten, die Klocke im Artikel „Budapeſt" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums gibt; vgl. ferner Derſ., Artikel „Donauſchwaben", ebenda, ſowie die ſoziologiſche Unterſuchung „Deutſches und madjariſches Dorf in Ungarn", Leipzig 1937, die freilich für unſere Frageſtellung wenig Ausſagen bringt bzw. ihr Material nicht nach dieſer Richtung auswertet; deutlicher behandelt Klocke dieſe Frage in: „Geſellſchaftsordnung und deutſche Volksgruppe in Ungarn", in: Deutſche Arbeit 1937, 11. — Treffende Hinweiſe enthält Fritz Valjavec, Der deutſche Kultureinfluß in Ungarn, in: Deutſch-Ungariſche Heimatblätter, 1933 ff; auch hier ſteht die Umvolkungsfrage nicht unmittelbar zur Debatte. — Im einzelnen: Herbert Sachſe, Die Verluſte des ungarländiſchen Deutſchtums. Nach der amtlichen ungariſchen Volkszählung von 1920 und 1930, in: Deutſche Arbeit, Februar 1937. — Beſonders klar ſieht in der Umvolkungsfrage auch K. Bell a. a. O.

[63]) Hierzu u. a. Das Deutſchtum im Ausland — Siebenbürgen — hrsg. von Karl Bell, Deutſcher Buch- und Kunſtverlag William Berger, Dresden 1930, mit kurzer, überſichtlicher Orientierung.

Die Ueberfremdung ſetzt beim Adel ſehr früh und nachhaltig ein mit den Rittergefolgen Giſelas, der Schweſter des deutſchen Königs Heinrich II., Gemahlin Stephans des Heiligen.

Dieſer hatte noch die berühmte Mahnung an ſeinen Sohn, ſein eigenes Regierungsprogramm, erlaſſen: Sicut enim ex diversis partibus provinciarum — darunter nicht ausſchließlich, aber vorzugsweiſe deutſche Länder zu verſtehen ſind — veniunt hospites: ita diversas linguas et consuetudines, diversaque documenta et arma secum ducunt quaeomnia regnum ornant et magnificant aulam et perterritant exterrorum arrogantiam — propterea iubeo te mi fili ut bona voluntate illos nutrias et honeste teneas, ut tecum libentius degant, quam alibi habitant.[64]) Während in Polen[65]) oft nur widerwillig der Deutſche mit ſeinem tüchtigkeitsverpflichtenden völkiſchen Leitbild, der Not gehorchend, ins Land gerufen wird — quia naturale est odium inter Polonos et Theotonicos, wie es in einer Beſchreibung Oſteuropas aus dem Jahre 1308 ſchon heißt, über die Kaindl berichtet,[66]) — hält der Madjare dem tüchtigen Volksfremden, ſelbſt oder gerade wenn er in die mit der Ausweitung der ungariſchen Herrſchaftsſphäre benötigte Führungselite aufſteigt, alle Tore freudig offen, falls er nur beim Aufſtieg gleichfalls Madjare wird.[67]) Allmählich geht er auch zu weſentlich rigoroſeren Formen unmittelbarer Zwangsumvolkung über.

---

[64]) Zit. nach Bell, Das Deutſchtum im Ausland — Ungarn. Deutſcher Buch- und Kunſtverlag William Berger. Dresden, 20. Vgl. auch Julius Szekfü, Ungarn und ſeine Minderheiten im Mittelalter. In: Südoſtdeutſche Forſchungen I, München 1936.

[65]) Zum Vergleich des polniſchen und ungarländiſchen Deutſchtums ſteuert W. Kuhn zwei wichtige Beiträge bei, die mir freilich in manchen Zügen um der Hervorhebung der Gegenſätzlichkeit willen die wichtigen Gemeinſamkeiten etwas zu ſtark zurücktreten zu laſſen ſcheinen: „Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn, ein ſprachinſelkundlicher Vergleich" in: Deutſche Monatshefte in Polen Juli 1934, und „Bielitz und Kremnitz, ein ſprachinſelkundlicher Vergleich", in „Deutſche Blätter in Polen", 1931.

[66]) R. F. Kaindl, Die Deutſchen in Galizien und in der Bukowina, Frankfurt a. M. 1916, S. 53.

Die bereits aus der Beſprechung durch Klein zitierte Arbeit von Byſtron „Megalomanja Narodowa" führt als kennzeichnend das ſeit Jahrzehnten verbreitete polniſche Sprichwort an: „Solange die Welt beſteht, wird der Deutſche dem Polen nicht Bruder ſein".

[67]) Fauſel, Das Zipſer Deutſchtum, Jena 1927, ſchreibt ſehr lebensnah (S. 53): „Die Magyaren, denen die Zipſer als gute Beamte hochwillkommen waren, gaben ihrem Fleiß und Talent reiche Belohnung und ließen dadurch im Zipſer eine derart blinde Liebe zum Magyarentum aufkeimen, daß die meiſten dem Vorteile der

Aber eine merkwürdige Verkettung von geſchichtlichen Ereigniſſen — u. a. der gemeinſame Gegenſatz gegen das reaktionär-katholiſche Habsburg — führten die deutſche und madjariſche Intelligenz noch viel enger zuſammen, als es die Ausleſeumvolkung je mit ihrem gewichtigen Kraftfeld hätte bewirken können. Selbſt das erwachende Volkstumsbewußtſein der letzten Jahrzehnte vermochte nicht den glühenden Staatspatriotismus der ungarländiſchen Deutſchen erſichtlich zu dämpfen. Bezeichnend für dieſe dem Außenſtehenden faſt unverſtändliche Haltung, die weit über die ſonſt bei Auslandsdeutſchen übliche echte Heimatliebe und Zweckloyalität hinausgreift, ſind Bekenntniſſe des unlängſt verſtorbenen Führers des ungarländiſchen Deutſchtums, Bleyer, aus der Zeit, da er ſeine Wandlung zum Volksdeutſchtum vollzog: 1917, unter dem ſtarken Erlebnis des Krieges. Noch 1917 bejaht Bleyer in einem zugleich deutſch und madjariſch erſcheinenden Aufſatz die Tatſache der Aufſaugung des Deutſchtums; es müſſe ſich damit abfinden und auf eine eigene Oberſchicht reſtlos verzichten. Es ſei, aſſimiliert, eines der bedeutſamſten ſtaatserhaltenden Elemente und für das Ungartum als Ergänzung und Stärkung des Mittelſtandes nicht zu entbehren. Im Oktober 1917, nach ſeiner Wandlung, bekennt er ſich aber gleichwohl noch ſtolz als „Ungar": „Mein Vaterland iſt die ungariſche Geſellſchaft", — wie treffend für die Wertungswelt der Aufſtiegsaſſimilation[67]) — „die ungariſche Kultur, die ungariſche Wiſſenſchaft. Ich habe keine andere Nation als die ungariſche. Ich habe aber auch ein deutſches Volk. Und dieſes deutſche Volk

---

Gegenwart zuliebe die Zukunft ihres Stammes preisgaben". Aehnlich Geſemann (Das Deutſchtum in Südſlavien, Das deutſche Grenz- und Auslanddeutſchtum, H. 3, München 1922, S. 14: „Den Ungarn waren dieſe Renegaten hochwillkommen. Der Magyare iſt im allgemeinen unfähig zu poſitiver, ausdauernder adminiſtrativer Arbeit, und ſo findet man auch viele Deutſche in leitenden Stellen der ungariſchen Regierung, die ſich als „Vollblutmagyaren" gerieren ..... Den Serben der Wojwodina iſt es zum Teil nicht anders ergangen."

[68]) Ganz ähnlich übrigens und in voller Beſtätigung der „ſozialanthropologiſchen" Umvolkungsdeutung, die ich kürzlich verſucht habe, berichtet Koch a. a. O., 404, wie ſich der polniſche Evangelizismus dagegen verwahrte, daß diejenigen diffamiert würden, die ſich, obwohl ſie deutſcher Abkunft ſind, „der polniſchen Geſellſchaft aſſimiliert haben oder jetzt aſſimilieren". Dazu bemerkt Koch: „Man beachte hiebei neuerdings, wie zunächſt nur die Rede von der polniſchen Geſellſchaft (nicht vom Volk) iſt." Aehnlich Eichler, Ad., Das Deutſchtum in Kongreßpolen, Stuttgart 1921, über das Warſchauer Deutſchtum, S. 97. — Vgl. hierzu auch die ſehr lebensnahen Beobachtungen im „Magyaren-Spiegel oder wahre Schilderung der Völkerverfaſſung und Richtung des ungariſchen Reiches neueſter Zeit", Von einem Magyaren, Leipzig 1844, beſonders die pſychologiſche Charakteriſtik des Verhältniſſes der Völker zueinander, a. a. O. S. 43 ff. und paſſim.

verleugne ich nicht; ich hänge dieſem Volk vielmehr mit einer Macht des Gefühls an, welche aus der Abſtammung entſpringt".[69])

Das iſt typiſch für die Haltung des größten Teiles der ungarländiſchen Deutſchen bis in die letzte Zeit hinein; erſt ganz allmählich ſcheint ſich ein gewiſſer Wandel anzubahnen. Isbert macht in dem gleichen Aufſatz, in dem er dieſe Selbſtzeugniſſe Bleyers mitteilt, darauf aufmerkſam, daß gewiſſe madjariſche Kreiſe eine rückläufige Bewegung, ſtatt der „Aſſimilation" eine „Diſſimilation", eine Rückvolkung der madjariſierten andersſtämmigen Varianten, und zwar nicht zuletzt unter dem ſtarken Eindruck der allenthalben aufflammenden nationaliſtiſchen Ideen, zu fürchten beginnen.[70])

Ueber die Lage des Deutſchtums in Südſlawien, das größtenteils ja eben altungarländiſches Deutſchtum iſt, wäre zu berichten, daß ſich dort eine ſtarke Aufſtiegsumvolkung und demnach Ausleſeumvolkung, zumal in den Städten, zugunſten des neuen Herrenvolkes ſehr deutlich zeigt, bei aller Kürze der Zeit, ſeit der man dem aſſimilierenden Madjarendruck entzogen iſt:[71]) ein ſtarker Beweis für die Macht jener ſozialanthropologi-

---

[69]) Isbert a. a. O. (1937). Zu Bleyer vgl. ferner Hedwig Schwind, Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländiſche Deutſchtum. In: Südoſtdeutſche Forſchungen, herausgegeben im Auftrage des Inſtituts zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten in München von Fritz Valjavec, I (1936); daneben Rudolf Brandſch, Edmund Steinacker und die deutſche Bewegung im alten Ungarn, in: Auslanddeutſche Volksforſchung I (1937), H. 4.

[70]) Isbert a. a. O. 417.

[71]) Vgl. hierzu Gerhard Geſemann, Das Deutſchtum im Südoſten (Das Grenz- und Auslandsdeutſchtum H. 3) München 1922 — ſehr kurz orientierend; dennoch ſehr ausgeprägte Urteile über die Urſachen der Umvolkung in den einzelnen Gauen und Schichten, die z. T. in Widerſpruch zu den Ausſagen einheimiſcher Beobachter ſtehen (ſo beurteilt Baſch in H. 6 derſelben Schriftenreihe die Eigenart des ſchwäbiſchen Bauern und die darausfolgende Eignung zur Umvolkung weſentlich anders, wenn auch kaum treffender als Geſemann.). Hierzu auch Hermann Rüdiger, Die Donauſchwaben in der ſüdſlawiſchen Batſchka. Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Stuttgart 1931; Hermann Haller, Neu-Paſua und Neu-Banovci, zwei Schwabenſiedlungen in Syrmien. In: Auslanddeutſche Volksforſchung I (1937). Johann Weidlein, Die volklichen Verhältniſſe in der Schwäbiſchen Türkei im 18. Jahrhundert, in: Südoſtdeutſche Forſchungen, hrsg. von Fritz Valjavec, I (1936) ſowie Aegidius Faulſtich, Deutſche und Nichtdeutſche in der ſchwäbiſchen Türkei, ebenda.

Zur Rolle des Biſchof Stoßmayer, Gründer der kroatiſchen Univerſität, in ſehr treffender Schau R. F. Kaindl, 1848/49—1866—1918/19, des deutſchen Volkes Weg zur Kataſtrophe und ſeine Rettung, München, Drei-Masken-Verlag 1920, S. 44.

Zur Lage des Deutſchtums in Slowenien ſind neuerdings z. T. ſehr eingehende Unterſuchungen erſchienen: D. Kraft, Das unterſteiriſche Drauland

ſchen Geſetzmäßigkeit, die auch hinter der ſcheinbar ſo myſtiſch geladenen Anziehung des Madjarentums auf alles Deutſche waltet: Dem Aufſtiegsaſſimilanten kommt es nicht auf das madjariſche oder ſlawiſche Volkstum an, ſondern dieſes iſt ihm — auch wenn er es ſich vor ſich ſelbſt beſchönigt — ein notwendiges Uebel oder ein gleichgültiger Umſtand, der in Kauf genommen werden muß, um ſein inneres, beherrſchendes Lebensgeſetz der ſpezifiſchen Tatfeldſuche zu vollziehen.[72]) Ebenſo zeigt es ſich — nach der ſehr lehrreichen Studie von E. Fauſel,[73]) einer Fundgrube von Anſchauungsſtoff für unſer Thema — in der Zips: Schon früher war dort die Umvolkung nicht in erſter Linie durch die angebliche Affinität der deutſchen und der madjariſchen Volksſeele bedingt, ſondern durch die ſozialanthropologiſche Tatſache der ſpezifiſchen Sozialſiebung: nämlich nur die aufſteigenden Varianten gingen in die vergleichsweiſe konkurrenzarmen gehobenen Wirkungsfelder — und zwar wiederum nicht in die ſtark deutſchbeſiedelten Komitate: „denn dort fand der Zipſer Rivalen", bemerkt Fauſel,[74]) ſondern in die madjariſchen und zumal nach der Hauptſtadt. Dagegen wurden minderbegabte kleinbäuerliche Varianten dem typiſch auf

---

(Veröff. des Inſtituts zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten; hrsg. von K. A. v. Müller und M. Heuwieſer, Bd. 10, München 1935; G. Werner, Sprache und Volkstum in der Unterſteiermark (Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde, hrsg. v. E. Metz, 31. Bd., H. 3, 1935.) —

Die Gefahr der Aufſtiegsumvolkung liegt beſonders beim ſtädtiſchen Deutſchtum, vgl. W. Ruoff, Artikel „Belgrad" im Hwb. des Grenz- und Auslanddeutſchtums, ferner derſelbe, „Das Deutſchtum in Belgrad", in: Der Auslanddeutſche, April 1937; Hans Pirchegger, Das Volkstum der unterſteiriſchen Städte und Märkte. Ein geſchichtlicher Beitrag zu einer Streitfrage. In: Südoſtdeutſche Forſchungen, hrsg. v. Fritz Valjavec, I, München 1936; beſonders H. Schlumberger, Gefahren und Verluſte für das Deutſchtum in Slawonien, in: Der Auslanddeutſche, April 1937. — Neuerdings auch Heinr. Geißler, „Umvolkungserſcheinungen bei (männlichen) Jugendlichen in der fremdvölkiſchen Großſtadt": Die deutſchen Studenten erſcheinen ſtärker gefährdet als die nach derſelben Methode befragten jungen Arbeiter. — Vgl. ferner die Beiträge von Rüdiger, Lendl, Hans Kühn, Fritz Braun, H. Schlumberger, W. Ruoff in: Der Auslandsdeutſche 1937.

[72]) Vgl. hierzu Anm. 58.

[73]) Erich Fauſel, Das Zipſer Deutſchtum. Geſchichte und Geſchicke einer deutſchen Sprachinſel im Zeitalter des Nationalismus. Jena 1927.

[74]) Fauſel a. a. O. 69 ff. Ueber die Umbildung der Oberſchicht der Zips, die nach Fauſel wohl nur durch Umvolkung und Abwanderung deutſcher Intelligenz — letzteres führte erſt recht zur Umvolkung — erklärt werden muß, gibt folgende Statiſtik ein eindrucksvolles Bild — beſonders über die Schnelligkeit der Abſiebung der Begabungsvarianten ſowohl aus dem deutſchen wie aus dem ſlowakiſchen Volk:

kleinbäuerliche Lebensbewährung geeichten Slowakenvolke,[75]) ganz niedere ſogar dem Ruthenenvolke zugeſiebt.[76]) Und um das Maß der Anſchauung vollzumachen, berichtet ſchon Fauſel (1927!), daß neuerdings, nach Einverleibung in die tſchechoſlowakiſche Hoheitsſphäre, aufſtiegsbefliſſene Zipſer entweder wieder der ſtarken deutſchen Volksgruppe — unter Valet an das Madjarentum — oder aber, in ſelteneren Fällen zwar, nicht dem anrainenden Slowakentum, ſondern dem ſtaatsführenden, weitabſiedelnden Tſchechenvolke zuſtoßen.[77])

Es bekannten ſich zur . . . . Mutterſprache in %

	i J.	magyar.	deutſch	ſlowak.
Seelſorger und Hilfsſeelſorger	1890	23,2	38,7	29,3
	1900	48 9	29,6	17,7
	1910	56 0	21 7	18 5
Elementarſchullehrer und -Lehrerinnen	1890	17,7	43,1	32,1
	1900	45,4	32,8	19,3
	1910	79,4	15 0	4,8
Gemeinde-, Kreis- und Hilfsnotäre	1890	35 1	43 8	19,3
	1900	81,7	15,9	2,4
	1910	82,0	15,7	2,3

Allerdings darf die Beweiskraft der madjariſchen Statiſtik über Mutterſprache nicht überſchätzt werden. Die bekannte Zweideutigkeit (Land oder Volkstum) des Begriffes „ungariſch" wurde 1880 bewußt in die Einleitung zur Volkszählung hineingetragen und gab ſolchen, die ſich tarnen wollten oder mußten (Staatsbeamte) willkommene Gelegenheit, ſich als „Ungarn" einzutragen (Vgl. Fauſel a. a. O. 33, Anm. 4, beſonders S. 35.). Freilich liegen die Dinge nun in der Zips wieder anders, da es ſich hier tatſächlich um freiwillige Umvolkung mit Willen der Betroffenen handelt; inſofern ſagen obige Ziffern doch mehr aus, als anderswo.

[75]) Fauſel a. a. O. 71; oft auf dem Umweg über die Dienſtbotenſprache.

[76]) Aber wohl nur Einzelfälle (Bettler u. dgl.), wie ſie mir auch aus Galizien bekannt ſind. Es ſind zwar ganze Dörfer ruthenisiert worden, aber aus Gründen religiöſer Art: um in der Zeit der Gegenreformation nicht katholiſch werden zu müſſen, nahmen ſie orthodoxen Glauben an (Abendmahl in beiderlei Geſtalt!) und wurden damit ruthenisiert (S. 73). Eine gewiſſe Minderqualität läßt ſich vielleicht darin erblicken, daß keines dieſer Dörfer den Weg zurück fand wenigſtens zum Geſinnungsdeutſchtum, wie eine Anzahl polniſch-ſlowakiſch gewordene Gemeinden (S. 74), ſondern in Sitten und Sprache trotz erkennbaren Gefälles doch ruthenisch blieben. Im letzten Jahrhundert iſt keine Gemeinde mehr nachweisbar ruthenisiert worden.

Eine Rückvolkung kam ſchon vor dem heute berühmten Beiſpiel der Sathmarer Schwaben vor: Fauſel erwähnt das Beiſpiel von Knieſen, das urſprünglich und noch bis 1643 deutſch war, 1724 ſlowakiſch-polniſch, 1880 aber wieder zu 80% deutſch, während ſich die Blutszuſammenſetzung der Bevölkerung kaum weſentlich verändert haben dürfte (S. 89).

[77]) a. a. O. 105, „vor allem bei den Staatsangeſtellten" zeige ſich der alte Zipſer Opportunismus, der zur karrieregemäßen Umvolkung führte.

Aus Großrumänien liegt — außer für Siebenbürgen — verhältnismäßig wenig an zuverlässigen Berichten[78]) vor. Die Zahl der Mischehen ist in Siebenbürgen, wie eine neue, sehr verdienstvolle Untersuchung von A. Csallner[79]) zeigt, immer noch verhältnismäßig gering.

A. Csallner, der Leiter der Landesarbeitsstelle für Statistik, Bevölkerungspolitik und Sippenwesen am deutschen Volksrat für Rumänien, hat in seiner soeben genannten Arbeit hinsichtlich der allein bedeutsamen Mischehen in den Städten eine für unsere Frage sehr wichtige Auswertung des Materials vorgenommen, die es uns gestattet, das für das Gefühl der inneren Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit so hochbedeutsame Konnubium, also die verhältnismäßige Häufigkeit der Gattenwahl, auch gegliedert nach Ständen und Berufen zu beobachten. Die weitgehend mit deutschem Blut aufgeladene madjarische Oberschicht zeigt dabei — auch nach Jahren rumänischer Herrschaft! — eine deutliche konnuptiale Nähe zur deutschen Volksgruppe; bei den Rumänen wird für die Mischehen beider Völker — des deutschen wie des madjarischen — nur eine Elite herangezogen; lediglich die untersten Schichten beider Volksgruppen neigen stärker zu Mischehen mit dem Rumänentum, wenn das auch in der Statistik nicht ganz einheitlich zutagetritt.

Die Verhältniszahlen finden sich bei Csallner vorerst nur für Hermannstadt berechnet. Es wird gegenübergestellt das Verhältnis, in dem innerhalb der Mischehen rumänische oder madjarische Partner a) der Wahrscheinlichkeitsberechnung nach, b) tatsächlich von deutschen Partnern gewählt worden sind.

	Erwartungsverhältnis	Tatsächliches Verhältnis
Deutsche Männer in Mischehen heirateten rumänische bzw. madjarische Frauen		
vor 1918	59 : 41	42,2 : 57,8
nach 1918	65 : 35	37,7 : 62,3
Deutsche Frauen in Mischehen heirateten rumänische bezw. madjarische Männer		
vor 1918	55 : 45	28,5 : 71,5
nach 1918	70 : 30	56,4 : 43,6

[78]) Richard Csaki (Leiter des DAJ.), Das Deutschtum in Rumänien. In: Das Buch vom deutschen Volkstum, hrsg. von Peter Gauß, Leipzig 1935.

[79]) Alfred Csallner, Die Mischehen in den siebenbürgisch-sächsischen Städten und Märkten. In: Auslandsdeutsche Volksforschung 1937, H. 3 ff.

Der Durchſchnitt der Zahl *rumäniſcher* Frauen deutſcher Männer zu der *madjariſcher* Frauen deutſcher Männer in den Hermannſtädter Miſchehen betrug 39 : 61; das Verhältnis war jedoch in den einzelnen ſozialen Schichten ſehr verſchieden. Eine entſchiedene Abweichung zugunſten der madjariſchen Frauen zeigte ſich bei Unteroffizieren (20 : 80), Kaufleuten und Akademikern (31 : 69); etwa dem Durchſchnitt entſprachen die Gruppen der Diener, Kellner und Kutſcher (34 : 66, wohl zu kleine Grundzahlen!), Handwerker (36 : 64), Beamte und Angeſtellte (42 : 58); deutlich bevorzugt waren die rumäniſchen Frauen bei Arbeitern und Taglöhnern (49 : 51), Offizieren (60 : 40) — ſollte hier vielleicht eine vom Stande her verſtändliche Ausnahme obwalten? — ſowie Kraftwagenlenkern und -beſitzern (67 : 33). Daß trotz der hieraus erſichtlichen Unregelmäßigkeit das vermutete ſoziale Gefälle das Konnubium bei den Miſchehen ſteuert, erhellt weiter aus dem umgekehrten Verhältnis bei den rumäniſchen Männern, die Volksfremde geehelicht haben. „Umgekehrt als die Deutſchen haben demnach die Rumänen im allgemeinen umſo häufiger Volksfremde geheiratet, *je höher ſie geſtellt waren*"; und zwar ſogar bevorzugt Deutſche — in den oberen Schichten: Die rumäniſchen Männer aus Miſchehen haben in Hermannſtadt deutſche und madjariſche Frauen im durchſchnittlichen Verhältnis 54 : 46 geheiratet. Das Verhältnis iſt jedoch bei:

Offizieren	85 : 15	Dagegen bei Handwerkern	41 : 59
Kaufleuten	83 : 17	Arbeitern und Taglöhnern	37 : 63
Akademikern	80 : 20	Bauern	20 : 80
Unteroffizieren	67 : 33		
Pfarrern, Profeſſoren, Lehrern	64 : 36		(Cſallner, a. a. O. 247)
Beamten	61 : 39		

Ganz ähnliche Beobachtungen berichtet auch Matz *Hoffmann*,[80]) der Leiter der Banater Gauarbeitsſtelle für Volksgeſundheit. „Am häufigſten greifen die Rumänen und die Madjaren nach der deutſchen Frau. Wenn der deutſche Mann ſich zu einer Miſchehe entſchließt, ſo holt er ſich in erſter Linie eine madjariſche und in zweiter Linie eine rumäniſche Frau.[81]) Die Bedeutung dieſes Umſtandes für die bevölkerungsbiologiſche und ſozialanthropologiſche Anreicherung des Rumänenvolkes an Elitevarianten wird durch die von *Hoffmann* weiterhin belegte Tatſache unterſtrichen, daß die deutſche Frau in den — an ſich kinderarmen, vgl. auch *Cſallner* a. a. O. — Miſchehen fruchtbarer iſt als die madjariſche Frau.

[80]) Völkiſche Miſchehen im Banat. Ein Beitrag zur Frage der Umvolkung. In: Auslanddeutſche Volksforſchung II, 1938, H. 2.

[81]) M. *Hoffmann* a. a. O. 223.

Auch hier vollzieht ſich durch die Miſchehe vornehmlich ein Austauſch von Elitevarianten. Die Männer in Miſchehen waren dem Berufe nach zu 40% Handwerker und Kaufleute, (davon etwa die Hälfte Deutſche), zu 26% „Arbeiter der Stirn" (dasſelbe), zu nur 9% ſolche „der Fauſt" (zum geringeren Teil Deutſche), 15% Bauern (in der Minderheit Deutſche).

Bei der Erhebung, der dieſe Ziffern ihren Urſprung verdanken, wurde auch danach gefragt, welche Ehehälfte die tüchtigere iſt; die Frage wurde von ortskundigen Laien dahingehend beurteilt, daß in 47% der Fälle die deutſche, in 24% die fremde Ehehälfte die tüchtigere ſei, in 29% wurden beide als gleichwertig erachtet oder nicht beurteilt: das deutet doch auf ſtarke gleichſinnige Paarungsſiebung.

Nach einer von M. Hoffmann weiters mitgeteilten Arbeit des rumäniſchen Statiſtikers Petre Ramneantzu: „Das Problem der Miſchehe in den Städten Siebenbürgens [und des Banats] in dem Zeitabſchnitt von 1920 bis 1937" heirateten in den angegebenen 18 Jahren in den Städten Siebenbürgens und des Banats 45.454 rumäniſche Männer; dieſe heirateten nur zu 69,1% rumäniſche Frauen, dagegen zu 23,3% Madjarinnen, zu 5,8% (=2622) Deutſche, zu 0,8% Jüdinnen, zu 0,6% Slawinnen, zu 0,4% andere Volksgruppen. Auch hier verſchiebt ſich bei Staatsbeamten, Privatbeamten, Offizieren und Unteroffizieren die Wahl zugunſten der deutſchen, bei Gewerbetreibenden zugunſten der madjariſchen Frau.[82])

Es heirateten von	Rumäninnen	Madjarinnen	Deutſche	Jüdinnen
rumäniſchen Staatsbeamten	68,1%	23,2%	5,9%	1,3%
rumäniſchen Privatbeamten	60,1%	27,6%	9,4%	2,1%
rumäniſchen Offizieren und Unteroffizieren	75,8%	15,3%	6,5%	1,1%
rumäniſchen Gewerbetreibenden	59,1%	32,2%	7,2%	—

Auch im jetzigen Rumänien können — ähnlich wie im Falle der Zips — Rückvolkungserſcheinungen verzeichnet werden; am bekannteſten wurde ja der Fall der Sathmarer Schwaben.[83]) — Auch im Buchenland (Bukowina)[84]) und den anderen deutſchen Siedlungsbereichen in Alt-

[82]) M. Hoffmann a. a. O. 226.

[83]) Vgl. Hermann Maurer, Sathmar. Schwabenfahrt nach dem Südoſten. [Stuttgart 1936]. S.-A. aus „Württembergiſche Schulwarte", 1936.

[84]) Norbert Zimmer, Die deutſchen Siedlungen in der Bukowina. Plauen 1930; vgl. auch noch R. F. Kaindl: Die Deutſchen in Galizien und in der Bukowina. Frankfurt a. M. 1916.

rumänien, Dobrudſcha und Beſſarabien[85]) ſcheint ſich das Deutſchtum vorerſt von Umvolkung freizuhalten: Der Aufſtieg kann ſich dort, wie ehedem, in gewiſſem Umfang im Rahmen des Siebenbürger Deutſchtums vollziehen, das eine lückenloſe Sozialſtruktur aufweiſt und ſeine prächtige Volkstumsorganiſation erfolgreich auf die übrigen Deutſchen Großrumäniens ausdehnt. Inwieweit die neuerlichen rumäniſchen Droſſelungsgeſetze die Entwicklung des Deutſchtums ſtören werden, kann wohl noch nicht abgeſchätzt werden.

Es bleibt noch ein kurzes Wort zu ſagen zu dem deutſch-tſchechiſchen Verhältnis; leider nur ein kurzes: denn auffälligerweiſe iſt hier das Umvolkungsproblem, obſchon in der Geſchichte des Sudetenraumes nahezu mit Händen greifbar, wiſſenſchaftlich nur in ſehr unzureichenden Anſätzen aufgegriffen worden. Die Slawen ſind hellhöriger: es iſt bekannt, daß bei den ruſſiſchen Panſlawiſten die Tſchechen als „ſlawiſch ſprechende Deutſche" angeſehen wurden.

Eingehende Unterſuchungen ſind noch im Gange, die hoffentlich bald Licht auf die merkwürdigen großen Verſchiebungen des nationalen Bekenntniſſes der Bevölkerung in dem böhmiſch-mähriſchen Raum werfen werden. Jedenfalls iſt der Stoß, den der „Polední list" kürzlich mit einer Aufſatzreihe führen wollte, die ſich um den Nachweis mühte, die Sudetendeutſchen ſeien eigentlich germaniſierte Tſchechen, nicht nur ein Stoß ins Leere, ſondern alles, was wir bisher zu erkennen vermögen, weiſt viel eher auf das Gegenteil dieſer Behauptung hin. Von dem zahlenmäßigen Tiefſtand der ſich zum Tſchechentum bekennenden Bewohner Böhmens und Mährens in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s bis zu dem heutigen Bevölkerungsſtand des Tſchechenvolkes führt eine ſo ſteile Linie, daß nur der weitaus geringere Teil der erſtaunlichen Zunahme von beſtenfalls einer halben auf 7 Millionen durch normale Bevölkerungsentfaltung erklärt werden kann; es müſſen ganz ungeheuerliche Umvolkungsvorgänge vorgekommen ſein, denen die Forſchung erſt heute auf die Spur kommt — nicht zuletzt angeregt durch die tſchechiſchen Behauptungen einer ſtarken

---

[85]) Eine neuere Einzelunterſuchung an einem als typiſch bezeichneten Fall verneint die Frage nach der Umvolkung oder Umvolkungsgefahr der Beſſarabiendeutſchen; vgl. Karl L. Peſch und W. Schürmann, Gnadenfeld. Ein Bericht über bevölkerungsbiologiſche, hygieniſche und geſundheitliche Unterſuchungen in einer deutſchen Siedlung in Beſſarabien (Rumänien). In: Auslanddeutſche Volksforſchung II (1938). Es heißt dort weiter, es finde keinerlei Vermiſchung mit Andersvölkiſchen ſtatt; wohl ſei eine ſtarke Fluktuation zu beobachten, aber nur innerhalb des beſſarabiſchen Deutſchtums. Die kulturellen und bevölkerungsbiologiſchen Verhältniſſe ſcheinen denen des Wolhyniendeutſchtums ſtärker zu ähneln: ſehr hohe Geburtlichkeit, aber primitive Hygiene und daher hohe Säuglingsſterblichkeit.

Germaniſierung, die nur für die Zeit vor der tſchechiſchen „Wiedergeburt" glaubhaft gemacht werden kann; auch damals wäre wohl in vielen Fällen eher von einer „Regermaniſierung" zu ſprechen, da wir dank den Forſchungen der Schule Heinz Zatſcheks (Prag) immer beſſer über den erſtaunlichen Umfang des mittelalterlichen (nachhuſſitiſchen) Deutſchtums nicht nur in den Städten, ſondern auch auf dem Land, und zwar in heute rein tſchechiſchen Gebieten, unterrichtet werden.[86]) Auch die Namensforſchung weiſt immer deutlicher auf die tatſächlich ſehr enge Blutsverwandtſchaft auf Grund jahrhundertelanger Verſippung, Verſchwägerung und jeweils Hunderttauſende von Gliedern umfaſſenden Volksaustauſches zwiſchen Deutſchen und Tſchechen hin,[87]) der ſich bis in die jüngſte Zeit hinein unter dem herrſchenden böhmiſchen Landes- und habsburgiſchen Reichspatriotismus ziemlich ungehemmt nach beiden Richtungen vollziehen konnte. Die noch kürzlich bei ſehr wichtigem Anlaß vorgetragene Behauptung, es habe in den letzten Generationen keinerlei bemerkenswerte Umvolkung im böhmiſch-mähriſchen Raum ſtattgefunden,[88]) greift völlig daneben: ſind doch unter unſeren Augen noch — nicht nur durch Zuwanderung — die wichtigſten böhmiſch-mähriſchen Städte, zumal auch die führenden Bürgerfamilien, vertſchecht worden.[89]) Bekannt wurde das Beiſpiel des tſchechoſlowakiſchen Außenminiſters Prof. Dr. Kamil Krofta, deſſen Vorfahren nach dem 30-jährigen Krieg als gute Franken namens Kraft in die Pilſener Gegend einwanderten. Derartige Fälle laſſen ſich mühelos aus dem Bekanntenkreis jedes einzelnen Prager Deutſchen vervielfachen. Man gehe einmal die Hauptgeſchäftsſtraßen von Budweis, Pilſen oder Olmütz durch und achte auf die gut deutſchen Namen ſo vieler Firmenſchilder (natürlich bleiben die Judennamen dabei außer Betracht).

---

[86]) Vgl. Heinz Zatſcheks programmatiſche Aeußerung „Volksgeſchichtliche Aufgaben für die ältere ſudetendeutſche Geſchichte. In: Forſchungen und Fortſchritte 1937, 33. Derſelbe: „Volksgeſchichtliche Aufgaben für die ältere ſudetendeutſche Geſchichte" (Zſ. f. ſudetendeutſche Geſch. 1 (1937); Derſ.: Zur Erforſchung der Volkszugehörigkeit nach Stadtbüchern und Urbaren des Spätmittelalters (ebenda).

[87]) Gerhard Eis, Die deutſchen Familiennamen in Böhmen und Mähren, in: Sudetendeutſche Familienforſchung, 8. Jg. Auſſig 1935 Nr. 1 u. 2, beſ. S. 9 f.

[88]) Wiedergegeben bei H. J. Beyer, Zur Frage der Umvolkung, in: Auslanddeutſche Volksforſchung I (1937), 372 f.

[89]) Hierzu insbeſondere Käubler, Tſchechiſiertes deutſches Land in Innerböhmen. In Auslandsdeutſche Volksforſchung 1938; ſowie K. V. Müller, Ueber Volksſchichtung und Volkstumswandel im Sudetenraum (Sozialanthropologiſche Betrachtungen zur deutſch-tſchechiſchen Nachbarſchaft) in: Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde 29 (Dez.) 1938. — Während der Korrektur erſcheint dazu noch die Studie von J. Weinelt, „Volkstumsverſchiebungen in Mähren und Sudetenſchleſien". In: Auslandsdeutſche Volksforſchung 1938$_3$, die auch auf das umgevolkte ſtädtiſche Deutſchtum Bezug nimmt.

Es wäre ſehr lohnend, unter Beobachtung gewiſſer Vorſichtsmaßregeln — z. B. hinſichtlich gewaltſamer, amtlich geförderter Namensänderungen — an eine ſyſtematiſche Auswertung der Familiennamenſtatiſtik heranzutreten.

Die tſchechiſche Forſchung iſt in der Einräumung dieſer Tatſachen mitunter bemerkenswert freimütig. So ſchreibt der kürzlich leider zu früh verſtorbene tſchechiſche Hiſtoriker Pekař in einer ſeiner letzten Schriften:[90])

„Wenn wir wirtſchaftlich und induſtriell fähiger, in der Adminiſtrative, Diſziplin, in der Arbeitsleiſtung fortgeſchrittener ſind als die andern öſtlichen Völker, dann danken wir das vor allem der deutſchen Erziehung. Und es muß geſagt werden, nicht nur der Erziehung; im Lauf der Jahrhunderte haben wir uns vielfach mit den Deutſchen vermiſcht, haben viel deutſches Blut aufgenommen, haben auch raſſiſch unſeren Charakter weſentlich verändert; wenn heute ein Viertel der Tſchechen in Böhmen deutſche Namen hat, dann iſt das keineswegs ein Dokument der Germaniſation, ſondern der Tſchechiſierung, ein Hinweis darauf, wieviele Deutſche auf dieſem hiſtoriſchen tſchechiſch-deutſchen Kampfboden ihrem Volkstum entfremdet worden ſein mögen. Auch dieſe Tatſache hat unendlich ſtark auf das Maß unſerer Widerſtandsfähigkeit gegen die Deutſchen und auf unſern Eifer, ihnen gleichzukommen, gewirkt — die Deutſchen ſind zum Teil in der Sprache tſchechiſiert, wir in Eigenſchaften und Fähigkeiten germaniſiert worden.“[91])

Pekař iſt keineswegs Sozialanthropologe; es iſt zweifelhaft, ob er ſich der geſellſchaftsbiologiſchen Tragweite dieſer wundervoll klaren Sätze je bewußt geworden iſt.

Ich möchte für die für viele wohl etwas befremdende Einſicht in die Blutsverwandtſchaft und raſſiſche Nachbarſchaft von Deutſchen und Tſchechen noch einige ſehr eindrucksvolle Beiſpiele erwähnen.

Der Prager Volkskundler Jungbauer berichtet über die Unterſchiede des tſchechiſchen Volksliedes in Mähren und in Böhmen:[92]) „Vom deutſchen Lied hat das tſchechiſche Volkslied in Böhmen die Durweiſen übernommen und unterſcheidet ſich in dieſem Punkte ſtark von dem

---

[90]) Joſef Pekař, Der Sinn der tſchechiſchen Geſchichte. Brünn, Leipzig, Wien 1937, Verlag Rudolf M. Rohrer. Mit Einleitung („Joſef Pekařs Lebenswerk“) von Joſef Pfitzner. — S. 60 f.

[91]) Im Original nicht geſperrt.

[92]) Guſtav Jungbauer, Die volkskundliche Forſchung in der Tſchechoſlowakei. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 1938, 450.

tſchechiſchen Volkslied in Mähren, bei dem die Mollweiſen überwiegen. Damit ſtimmt die Feſtſtellung überein, daß die Tſchechen in Mähren weicher, empfindſamer und nachgiebiger als die ſehr ſtark mit deutſchem Blut durchſetzten Tſchechen Böhmens ſind." —

Ein Zeugnis von der Gegenſeite, das gleichfalls nicht die ſozialanthropologiſche Tragweite ſeiner Aeußerungen zu ahnen ſcheint, bildet die Schrift des Prager linksliberalen Journaliſten und Mitarbeiters der Lidové Noviny, Ferdinand Peroutka, „Jací jsme" (Wie wir ſind), die von W. Hermann als ſehr ernſthaftes Werk und eine der wichtigſten Selbſtdarſtellungen der Tſchechen gewürdigt wird.[93]) Ich gebe ſein Geſamturteil über die Tſchechen wieder: „Unſere Lebensart und unſer Charakter ſind in keiner Richtung klar ausgeprägt. Es iſt keine vorherrſchende Eigenſchaft ſichtbar, die wir als typiſch tſchechiſch bezeichnen könnten. Jeder Weſenszug unſeres Charakters wurde von irgendeinem anderen Volk beſtimmter und nachdrücklicher entwickelt." (a. a. O. 65, in Hermanns Ueberſetzung). Alle tſchechiſchen Ideologien und Mythen lehnt er ab, ſelbſt die beſondere religiöſe Begabung wird geleugnet. „Ich meine, wir ſind unſerem Weſen nach den Deutſchen weit ähnlicher, als wir zugeben wollen. Sicher ſind wir ihnen im Charakter näher als den Ruſſen oder Franzoſen."

Schließlich noch ein Zeugnis, das faſt den Charakter eines kulturbiologiſchen Experimentes hat; und zwar läßt es die relative Bewährung und das gegenſeitige Verhalten von Deutſchen und Tſchechen in gleich fremder, gleich neutraler Umwelt erkennen. In Polen haben bekanntlich auch Tſchechen geſiedelt; beſonders in Wolhynien, wo ihre Siedlungen ſich womöglich noch mehr als die deutſchen durch Sauberkeit, Ordnung und kulturelle wie wirtſchaftliche Höhe auszeichnen. Beſonders intereſſant iſt aber die Tatſache, daß in Galizien einige tſchechiſche und deutſche Anſiedlungen in engſter Nachbarſchaft, ja ſogar in dörflicher Gemeinſchaft beſtehen.[94]) Auch hier ſind die tſchechiſchen Wirte genau ſo ſauber, erfolgreich und angeſehen wie die deutſchen; und — ein volkspſychologiſch ſehr ſtarkes Argument: es beſteht zwiſchen ihnen volle Achtung, volle Anerkennung der Gleichwertigkeit und geſelliger Verkehr, während dort beiderſeits Verkehr mit Polen oder gar Ruthenen noch verächtlich gemieden wird. Man heiratet untereinander; und je nach der Mehrheit werden die gemiſchten Siedlungen vollkommen friedlich allmählich germaniſiert oder tſchechiſiert.

---

[93]) Auslanddeutſche Volksforſchung I, 325.

[94]) W. Kuhn: Die deutſchen Siedlungen bei Kamionka Strumilowa a. a. O. 1928.

Es ist nach alledem wahrscheinlich, daß wir Deutschen dem kleinen, aber tüchtigen Tschechenvolk die verhältnismäßig größten Blutsdarlehen an hochwertigen Erbstämmen im Laufe der letzten anderthalb Jahrtausende gewährt haben.

Zusammenfassend können wir als den Haupteindruck unseres Streifzuges wohl den festhalten: Mindestens seit dem Eintritt in den Wettbewerb der abendländischen Kultur, der differenziertere und schwierigere Leistungsanforderungen an die Völker stellt, nimmt die Leistungskraft der Südostvölker nach anfänglich sichtlichem Zurückbleiben sehr rasch zu. Dieser Zunahme ihrer Leistungsfähigkeit im abendländischen Wettbewerb geht jeweils in auffallender zeitlicher Gleichläufigkeit eine massenhafte Einvolkung deutschblütiger Qualitätsvarianten voran. Diese Erscheinung läßt sich sogar innerhalb der einzelnen Stände feststellen. Alle Umstände deuten darauf hin, daß die massenweise Uebereignung deutschen Blutes für die Südostvölker einen geschichtlich bedeutsamen, vielleicht mitunter einen *entscheidend* bedeutsamen biologischen Valorisationsvorgang darstellt.

Kleine Mitteilungen.

Guſtav Kiſch (1869—1938).

Er war mein Lehrer am Biſtritzer Gymnaſium, ſpäter mein Freund. Geradezu reckenhaft ſteht manchmal ſein Bild aus jener Schulzeit vor meiner Seele, — wenn er über die Helden des Nibelungenliedes, über „Siegfried, das Urbild eines deutſchen Jünglings“ (Thema eines deutſchen Hausaufſatzes) oder über das Ränkeſpiel Hagens und die germaniſche Treue Rüdigers von Bechelaren, ja über die Heldenhaftigkeit Dietrichs von Bern ſprach und auf der anderen Seite den Heldenkönig des Heliand vor unſeren zitternden Herzen in vollendetem Vortrag formte, anderſeits aber Goethes und Schillers Geiſt aus ihren Werken erſtehen ließ: Vorahnungen unſerer heutigen Zeit im Tell, im Fauſt uſw. Pſychologie und ſtrenge Logik, Urteilsbildung und Schlußfolgerung, Gefühls- und Willensbeſtimmung, die Wechſelwirkungen zwiſchen Leib und Seele waren Lieblingsthemen ſeines Unterrichtes in philoſophiſcher Propädeutik.

Das war ein neuer Geiſt, der 1897 mit Guſtav Kiſch am Biſtritzer Obergymnaſium eingezogen war. In den Stunden der deutſchen Sprachkunde zerſchlug er mit unbarmherzigen Hieben dem jungen Geſchlecht das ihm von anderer Seite angelehrte Phantom, daß die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Mundart ein „verdorbenes Deutſch“ ſei, und ſetzte an ſeine Stelle die von Leben zitternde deutliche Darſtellung der Mundart als eines rheinmoſelfränkiſchen Sprachgebildes aus der Urheimat, in deren Mittelpunkt ihm allezeit — insbeſondere für den Norden Siebenbürgens — Luxemburg ſtand. Für Kiſch war die Verpflanzung der Luxemburgiſchen Mundart — mit der er durch ſeine vielen Reiſen nach Luxemburg in recht vertrautem Verhältnis ſtand — nach Siebenbürgen im 12. Jh. eine ſo ausgemachte Sache, daß daneben alle anderen Bedenken, die die Wiſſenſchaft nach und nach einzuwenden hatte, als nebenſächlich zurücktraten. Er ſah nur die Erſcheinung, er hörte nur den Klang der Sprache hier wie dort, ihm kam es nur darauf an, ob Siebenbürger und Luxemburger einander verſtünden. Und wenn ihm dies von anderer Seite her beſtätigt wurde, war er des Glückes übervoll. So wie er ſich mit ſeinen „Lätzeburjer Kiſchen“ in der Mundart verſtand (ob der Name nun tatſächlich von Kirſch herzuleiten ſei, wie er glaubte, oder dem O. N. Kerſchen < Caeroeſi, wie Caeſar > kizər), ſo war ihm dies der Maßſtab des Lebens für die Gleichheit der beiden Mundarten vom 12. Jh. der Auswanderung her.

Mit Wehmut gedenke ich jenes Frühjahrsſpaziergangs in unſerer gemeinſamen Vaterſtadt (Biſtritz), als ich meinem einſtigen Lehrer die bairiſche Unterlagerungshypotheſe im Norden Siebenbürgens entwickelte und er plötzlich ſtehen blieb und mit dem Hute in der Hand innerlich tiefbewegt erklärte, einzuſehen, daß Dyphthongierung uſw. in der Urheimat etwas Sekundäres und in Siebenbürgen ebenfalls das Durchſchlagen bairiſchen Charakters in der überlagernden moſelfränkiſchen Mundart bedeute. Kiſch war ein Charakter unendlicher Wahrheitsliebe. Dennoch hat er nie nachher an dieſe Frage gerührt.

Er war ſich aber ganz gewiß der von ihm als „Biſtritzer Schule“ bezeichneten Urheimatforſchung, die ſeit Georg Keintzel, ſeinem eigenen Lehrer, der ſchon Luxemburg verheißungsvoll in die Urheimatforſchungsfrage eingeführt, neue Grundlagen für die ſiebenbürgiſche Mundartforſchung bedeutete. Seine zahlreichen Schüler haben auch tatſächlich die Grundprinzipien ſeiner Wiſſenſchaft feſthalten können.

Oftmals klang es, wenn die Angriffe ſich häuften, wehmütig aus ſeinem Munde: „Ja, was kann Gutes aus Nazareth kommen?“ Aber er hatte Recht. Trotzdem Biſtritz in Siebenbürgen immer etwas in den Hintergrund geſtellt wurde, iſt nicht wegzuleugnen, daß das Nöſner Gelände in der Geſchichte viele hervorragende Männer an das Ausland, darunter Univerſitätsprofeſſoren in das Reich abgegeben, die früher, wenn man ihrer bedurfte, gerne auf eine einfache Landpfarre zurückkehrten. Auch heute ſitzen mehr als ein Dutzend Biſtritzer, darunter auch Rumänen und Ungarn, auf Kathedern verſchiedener Hochſchulen. Die eigentümliche Zuſammenſetzung der Bewohner dieſes Geländes, die geſchichtliche Vergangenheit, der nie verſiegende geiſtige Kontakt mit dem Auslande, insbeſondere der Deutſchen mit dem Mutterlande, haben hier eine geiſtige Atmoſphäre geſchaffen, in der die Samenkörner beſſer gediehen und beſſere Früchte zeitigten als ſonſt. Die verſchiedenen hier geſprochenen Sprachen, das Rumäniſche, Magyariſche (Szeklerausſtrahlungen; auch das Zigeuneriſche bleibt von den Gelehrten nicht unbeachtet), das ausgeſtorbene Slawiſche und vieles andere, das an des Landes Vergangenheit klebt, iſt für den Forſcher Fundgrube herrlichſter Art (bis in vorrömiſche und germaniſche Zeiten zurück) und bedeutete für Kiſch ein wahres Eldorado ſeiner ſprachgeſchichtlichen Intuition.

In dieſem Städtchen (Biſtritz, zu deutſch Nöſen genannt) erblickte Guſtav Kiſch als Paſtorſohn am 26. März 1869 das Licht der Welt. Nach dem Abiturientenexamen (1887) bezog er die Univerſitäten Leipzig, Tübingen, Budapeſt, Berlin und Zürich und ſchloß ſeine Studien der germaniſchen und klaſſiſchen Philoſophie [ſowie der finniſch-ugriſchen Sprachwiſſenſchaften] mit dem Doktorat in Tübingen (1891) und dem Lehramtsexamen in Budapeſt (1893) ab. Ebenſo erwarb er ſich, den Vorſchriften der evangeliſchen Landeskirche in Siebenbürgen entſprechend, bei gleichzeitiger Beendigung des theologiſchen Studiums, nach Ablegung der theologiſchen Prüfung den Pfarrergrad (1896). Dies war umſo wichtiger für ſeinen Lebensweg, als es ihm nach ſeinem Lehrerdienſt an der evangeliſchen Mädchenſchule (1891 bis 1897) und am evangeliſchen Gymnaſium (1897—1911) acht Jahre (1911—1919) vergönnt war, als Stadtpfarrer in Biſtritz ſegensreich und voll völkiſcher Aufopferung im Dienſte der Kirche für ſeine Kirchengemeinde zu wirken.

Auf dem Lehrſtuhl für Germaniſtik an der Univerſität Klauſenburg brach für Kiſch ein neues Wirkungsfeld auf. Es war die Erfüllung ſeiner Träume und Sehnſucht, frei von aller pädagogiſchen Enge der Mittelſchule, frei von kirchlich-religiöſem Denken nun endlich ſeiner Lieblingswiſſenſchaft der heimatlichen Mundartforſchung leben zu können.

Gleich im erſten Semeſter ging er auf Grund ſeiner Diſſertation „Die Biſtritzer Mundart, verglichen mit der moſelfränkiſchen“ (Beiträge zur Geſch. der deutſchen Sprache und Literatur, hsg. von Paul-Braune-Sievers XII, 1893, 374 ff.) los, die Grundſteine für eine Erforſchung der ſiebenbürgiſch-deutſchen Mundart im Hinblick auf die Urheimatfrage in ſtrenger Diſziplin bei ſeinen Hörern neu zu legen.

In der Enge der Kleinſtadt Biſtritz waren immerhin bemerkenswerte Arbeiten von ihm erſchienen: 1/. „Biſtritzer Familiennamen“ (Feſtſchrift der Stadt Biſtritz, 1897), auf Grund von hiſtoriſcher Archivforſchung; 2/. „Nöſner Wörter und Wendungen“ (Gymn. Programm Biſtritz, 1897), worin ſich ſchon der Geiſt der Mundart in charakteriſtiſcher Weiſe ſpiegelt. Hierauf folgten 3/. „Altromaniſche Lehnwörter im Siebenbürgiſch-moſelfränkiſchen“ (Kbl. d. V. f. ſbbg. Lkde. 1904) als volks- und ſprachkundlicher Beweis, daß die ſiebenbürgiſche Mundart nur aus einem ſolchen Gebiete herſtammen könne, wo die ange-

führten, ganz ſpeziellen altromaniſchen Lehnwärter ein Nachklang römiſcher Siedlungszeit waren, die von den Moſel- und ripuariſchen Franken abgelöſt wurde.

Hierauf folgte im Jahre 1905 das Aufſehen erregende „Vergleichende Wörterbuch der Nöſner (ſiebenbürgiſchen) und moſelfränkiſch-luxemburgiſchen Mundarten" (AWSL XXXIII), ein Zeugnis eifrigſter Sammeltätigkeit, zugleich ein Vorbote des 1908 in erſter Lieferung zu erſcheinen beginnenden und bis heute über die erſten zwei Bände (geplant ſind etwa 5 Bände) nicht hinausgekommenen „Siebenbürgiſch-ſächſiſchen Wörterbuches". Kiſch ſtand Zeit ſeines Lebens ſtarr und hartnäckig auf dem Standpunkt, daß ein ſolches Wörterbuch in erſter Linie die Aufgabe habe, den Wortſchatz der Mundart einmal in ſeiner Geſamtheit zu überſchauen, in ſtrenger etymologiſcher Darſtellung die Weſenheit des Wortſchatzes feſtzuhalten und hiedurch die letzten Grundlagen für die Urheimatforſchung und für all die Fragen zu liefern, was das Siebenbürgiſch-ſächſiſche in ſeiner ſiebenbürgiſchen Heimat an vorgefundenem und in den Jahrhunderten ſeiner dortigen Kulturentwicklung von fremder Umgebung herangetragenem Sprachgut in ſich aufgenommen habe. Kiſch war in dieſer Beziehung ein umfaſſender Geiſt ſeltenſter Begabung inbezug auf hiſtoriſche Weitſicht. — Im Jahre 1907 ſtellte ſich dem Wörterbuch ein „Nordſiebenbürgiſches Namenbuch" (AWSL XXXV) an die Seite. Wo Kiſchs Gedankenwelt in dieſer Beziehung hinauslief, beweiſen am ſchönſten ſeine Abhandlungen „Altgriechiſche Ortsnamen in Siebenbürgen" (Kbl. 1911), „Altgermaniſche Elemente im Rumäniſchen" (ebda), „Erloſchenes Slaventum in Siebenbürgen" (Kbl. 1924), „Erloſchenes Magyarentum im Siebenbürger Sachſenlande" (Feſtſchrift f. Ad. Schullerus, Kbl. 1924), ſowie „Zur Wortforſchung" (Feſtſchrift für Eduard Sievers 1921; man vgl. auch ſeinen mit einzigartiger Glut der Seele Sievers gewidmeten Nachruf in der Sbbg.Vjſchr. 1932, S. 261 ff.) und „Zur Etymologie landeskirchlicher Ortsnamen" (Feſtſchrift f. Biſchof Teutſch 1922).

Kiſch kam es bei all dieſen Fragen immer zunächſt auf den großen Wurf an. Die Tatſache beſteht zweifellos, daß er meiſtens ohne Vorgänger neue Forſchungsgebiete eröffnete.

Er pflegte aber auch gerne den Schlußſtein ſelber zu ſetzen, wie er das in ſeinem überreichen Werke „Siebenbürgen im Lichte der Sprache. Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte der Karpathenländer" (Paläſtra, Leipzig 1929) getan. Dies ungeheuer weitſichtige Werk iſt eine ſtaunenswerte Ueberſchau über das Namenmaterial Siebenbürgens in allen ſeinen Sprachen und in Ueberblickung der Geſchichte von über 2000 Jahren. Er ſah die Völker im Waldlande Siebenbürgen ſich tummeln, einander ablöſen und bemerkte ihre hinterlaſſenen Spuren wie kaum ein Zweiter. Er ſah die Flandrer anrücken und die Moſelfranken das Innere Siebenbürgens beſetzen und fühlte gleichſam, wie in ihrem Munde ſich vorgefundenes Sprachgut in der Neubenennung der heimatlichen Siedlungen formte. Dies Werk iſt gleichſam die Krönung von Kiſchs Arbeit.

So feſtgefügt waren die Grundlagen ſeiner Wiſſenſchaft, daß es ſchwer wird — auch bei berechtigten Einwänden —, denſelben beizukommen.

Die Folgezeit bewegte ſich in ſpeziellem Ausbau einiger Seiten ſeiner Wiſſenſchaft und vor allem darin, auch in der Urheimatforſchung insbeſondere vielen Gegnern gegenüber die letzte Feſtſtellung zu machen. Die Unterſuchung „Reflexe germaniſch-romaniſcher Kulturberührungen im Wortſchatz des Gotiſchen und Rumäniſchen" vergißt manchmal allerdings, daß hier

auch Vermittlungen über das Slawiſche vorliegen. Die „Vorſiebenbürgiſche Kulturentwicklung der Siebenbürger Sachſen im Lichte des Lehnwortes“ (Philipp Strauch-Feſtſchrift, Halle 1932) wie „Die Urheimat der Siebenbürger Sachſen“ (Elſ.-Lothr. Jb. III, Frankfurt a. M. 1924) und „Die Herkunft der Siebenbürgeger Sachſen“ (Brünn 1932) unterſtreichen nochmals alle wiſſenſchaftlichen Grundlagen der Kiſch'ſchen Urheimattheorie. Die lautlichen Beweisgründe, die Kiſch immer wieder anführt, ſind ſo ſolide Grundpfeiler, eingerammt in ſein Reich der Erkenntnis, daß an denſelben ſchwer zu rütteln iſt.

Die Nebenfragen, die in dieſe Welt ſich hineinbohren, die die Teilhaberſchaft des Flandriſchen, Niederſächſiſchen, Bairiſchen an der Geſtaltung der ſiebenbürgiſchen Mundarten immer klarer erſcheinen laſſen, haben Kiſch niemals beſondere Sorge bereitet. Er ſah immer nur das Weſen der Sache. Darauf kam es ihm an. „Das mögen andere machen“, war hier ſeine ruhige Antwort.

Wenn er Schritte in das Volkskundliche tat und z. B. „Unſere Vogelnamen“ (auf ſprachvergleichender Grundlage) behandelte (Luxemburger Jahrb. 1932), worin er mit ſeinem Bruder Oskar Kiſch, der als Vogelkenner die heimatliche Vogelwelt durchſtreift hat, ſich berührte, ſo diente auch dies immer wieder der Urheimatheſe, denn „woher hätten wir ſonſt dieſe Namen?“

Allmählich wendete Kiſch ſich aber auch über die Grenzen ſeiner Heimat hinaus. Die Arbeit „Das Banat im Spiegel ſeiner Ortsnamen“ (Temeſchburg 1928) ſollte ebenfalls beweiſen, daß auch dort luxemburgiſche Siedlung klar erkannt werden könne. Ebenſo dient die Unterſuchung „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle“ letztlich der Frage, welche Zuſammenhänge hier in der Zeit der Koloniſation nach der gleichen Urheimat führten, wie von Siebenbürgen aus.

Welch reiches Seelen- und wiſſenſchaftliches Leben liegt auf dieſe Weiſe vor uns! Mit Guſtav Kiſch iſt der Bahnbrecher der ſiebenbürgiſchen Mundart- und Urheimatforſchung aus dem Leben geſchieden. Wie ein germaniſcher Recke, treu ſeiner Ueberzeugung, treu ſeiner Wiſſenſchaft, treu der Sache ſeines Volkes, ſteht er in der Erinnerung vor uns. Geachtet war ſein Name vom Ardennergau bis über den öſtlichen Karpathenwall hinaus. Zahlreiche Auszeichnungen ſchmückten ſeine Bruſt: ſo das Offizierskreuz des Luxemburgiſchen Ordens der Eichenkrone, das Kommandeurkreuz des Ordens der rumäniſchen Krone. Er war Mitglied der rumäniſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Schillerakademie, Ehrenmitglied der luxemburgiſchen Sprachgeſellſchaft uſw. Im Verein für ſiebenbürgiſche Landeskunde war er ebenſo ein geiſtiger Führer wie er es im Landeskonſiſtorium der evangeliſchen Landeskirche in Siebenbürgen geweſen. Zahlreiche Freundſchaftsbande verbanden ihn mit vielen reichsdeutſchen Kollegen, ſo mit Joſef Müller, dem Herausgeber des Rheiniſchen Wörterbuches, mit Adolf Bach, Arthur Hübner, Guſtav Neckel, Walter Mitzka, Ernſt Gamillſcheg. Sein beſter luxemburgiſcher Freund, der Mundartdichter Wilhelm Goergen und viele andere ſchätzten ihn nicht nur wegen ſeines präziſen klaren Urteils, das in ſo vielen Vorträgen, die er im Reiche hielt, zum Ausdruck kam, ſondern auch wegen ſeiner herzlichen Hingabe an die Landſchaft der ſiebenbürgiſchen Urheimat, wie er ſie ſah: vom Siebengebirge bis zum Ardennerwalde hin, wo von vielen Bergſpitzen ſein Blick über die Landſchaft geſchweift. Rheiniſchen Frohſinn verband er gerne mit wiſſenſchaftlicher Tiefgründigkeit, und ſo war er auch ein beliebter Freund der Jugend, deren Gleichſchritt im Dritten Reiche er von ganzem Herzen bejahte.

Der Siebenbürger aber, der Guſtav Kiſchs wiſſenſchaftliche Lande durchſtreift, wird überall ſeine Markſteine finden, die unverrückbar feſtſtehen für alle Zeiten. Hierauf kam es Kiſch ſelbſt an, nicht darauf, was im Einzelnen und Kleinen verſchiedener Frageſtellungen Lücken und Breſchen bot. Er war ein Mann von weiter Umſchau, ein Grundſteinleger und Pfeilerſetzer für kommende Geſchlechter.

Debrezin. Richard Huß.

Zur Entſtehung des deutſchen Volksbewußtſeins in Ungarn.

Das Erſcheinen der „Lebenserinnerungen" des Preßburger Schulmannes Tobias Gottfried Schröer in der von ſeinem Sohn Karl Julius Schröer zuſammengeſtellten Faſſung[1]) ließ erſteren als einen der früheſten Vertreter des deutſchen Bewußtſeins im vormärzlichen Ungarn erſcheinen. Es war daher umſo bemerkenswerter, als Gottfried Fittbogen 1935 auf eine Broſchüre Schröers (die unter dem Decknamen Pius Deſiderius erſchien), „Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Stefan Széchenyi, ..." (Leipzig 1833) hinwies, die als ausgeſprochen madjarenfreundlich zu bezeichnen iſt und ſogar der Madjariſierung der Nationalitäten das Wort redete.[2]) Bei weiſer Mäßigung, Vermeidung von Zwang und Uebertreibung — meint Schröer u. a. —„dürfte die geſamte fremde Jugend in Ungarn in kurzer Zeit zu Magyaren gebildet werden, und die Völker ſelbſt würden allmählich in Eins zuſammenſchmelzen, ja die Miſchung der verſchiedenen Eigenheiten würde einen ſchönen Volkscharakter bilden, ..."[2a])

Dieſe Feſtſtellung Fittbogens war umſo umſtürzender, als aus den „Lebenserinnerungen" Schröers deutſches Bewußtſein aus den 10er Jahren deutlich belegt iſt und auch für die 40er Jahre angedeutet wird.[3]) Die von Fittbogen angeführte Stellungnahme Schröers ſtammt dagegen vom Beginn der 30er Jahre, ſodaß wir alſo geradezu vor einem pſychologiſchen Rätſel ſtehen. Fittbogen ſuchte dieſen Sachverhalt dadurch zu erklären, daß er eine ſtarke Bearbeitung der „Lebenserinnerungen" durch den Sohn, Karl Julius Schröer, annahm, der ſeine völkiſche Haltung gleichſam auch in die Aufzeichnungen ſeines Vaters hineingebracht hätte und Stellen, die ihm nicht entſprochen hätten, entfernte.[4]) Anderſeits ließ Fittbogen die Frage offen, ob Tobias Gottfried Schröer nicht noch ſpäter ſeine Auffaſſung über die Madjariſierung geändert hätte.[5]) Tatſächlich iſt das aber der Fall. Aus einer autobiographiſchen Darſtellung Schröers wiſſen wir, daß er 1841, alſo rund 10 Jahre nach ſeiner Bejahung der ungariſchen Sprachpolitik, auf einer Kirchenverſammlung in Zagy-Ugrócz die Wahrung der ſprachlichen Belange der Deutſchen und Slowaken, und Deutſch als Schulſprache für das Preßburger Lyzeum forderte.

Dadurch gewinnen die Angaben der „Lebenserinnerungen" bezüglich ſeiner deutſchen Haltung an Wahrſcheinlichkeit. Auch das Vorhandenſein eines deutſchbewußten Freundeskreiſes um Schröer in den 40er Jahren gewinnt an Glaubwürdigkeit, ab-

[1]) Chr. Oeſer's—Tobias Gottfried Schröer's Lebenserinnerungen. Hrsg. von Arnold und Rudolf Schröer und Rudolf Zilchert. Stuttgart 1933.

[2]) Gottfried Fittbogen, Schröer über die Zukunft des Deutſchen Elementes in Ungarn: DUHBl. VII (1935), 55—57.

[2a]) Zit. Fittbogen, a. a. O. 55.

[3]) Schröer, a. a. O. 205, 207.

[4]) Fittbogen, a. a. O. 55.

[5]) Ebda., 55—57.

[6]) R. St., Tobias Gottfried Schröers Kampf um deutſche Schulen: SODF I (1936), 306—07.

geſehen davon, daß dies auch durch andere Umſtände als hinreichend erwieſen gelten kann. Die Tatſache, daß Karl Julius Schröer die „Lebenserinnerungen" in manchem nach ſeinem Sinne umgearbeitet hatte, bleibt daneben beſtehen.[7])

Wir können es ſomit als feſtſtehend annehmen, daß Gottfried Tobias Schröer ſeine Anſicht in den völkiſchen Fragen dreimal gewechſelt hat. In ſeiner Jugendzeit im weltbürgerlichen Klaſſizismus verwurzelt, war er von einem deutſchen Kulturbewußtſein erfüllt, das freilich unpolitiſch war. Die Wucht der ungariſchen Reformbewegung, das liberale Programm „zeitgemäßer" Zielſetzungen, die Macht der nationalen Dynamik ſcheint ihn dann am Anfang der 30er Jahre mitgeriſſen zu haben, woraus ſich ein ſtärkeres Verſtändnis für die ungariſche Sprachpolitik, die angeſtrebte Vorherrſchaft der madjariſchen Sprache ergab. Die weiteren Vorſtöße und Erfolge des ungariſchen Nationalismus ſcheinen aber dann bei ihm zu einer gewiſſen pſychologiſchen Reaktion geführt zu haben, ſodaß er ſpäter wieder die ſprachlichen Rechte der nichtmadjariſchen Volksgruppen, vor allem die des Deutſchtums in einer mutigen Weiſe verteidigte.

Das Weſentliche daran iſt nicht die Aufhellung über den inneren Entwicklungsgang Schröers, ſondern die Tatſache, daß wir dadurch bemerkenswerte Einblicke in die Auseinanderſetzung des deutſchen Bewußtſeins mit dem Nationalſozialismus der ungariſchen Reformzeit überhaupt gewinnen. Es darf nicht überſehen werden, daß das deutſche Bürgertum, aus einer ſatten, ſelbſtzufriedenen verfeinerten Kulturatmoſphäre jählings in den politiſchen Kampf der Reformzeit hineingeſtoßen, nun plötzlich Stellung nehmen und ſich entſcheiden mußte, wobei es ſich um Dinge handelte, die wie der ganze Fragenbereich des Volksbewußtſeins in der vorhergehenden Zeit noch gar nicht bekannt geweſen waren. Ein Teil dieſes deutſchen Bürgertums wurde durch die Wucht des ungariſchen Nationalismus mitgeriſſen, ein Teil, vor allem der unliberale, konſervative, verharrte in ſtiller Reſignation. Aber auch die kleine Schicht, die ſich angeſichts der Notwendigkeit klarer völkiſcher Stellungnahme für das angeſtammte deutſche Volkstum entſchied, fand ſich in der gärenden Zeit eines allgemeinen Umbruches der Ideen nicht ſofort zurecht und gewann erſt nach längeren Taſtverſuchen ſeine eigene Stellung. Für dieſes Widerſpiel pſychologiſcher Kräfte mit allen Gegenſätzen und Schwankungen iſt gerade die völkiſche Entwicklung Schröers ein ſchöner Beweis.

Ein weiteres Beiſpiel dieſer ſich oft widerſprechenden Entwicklung iſt Edmund Steinacker, der aus dem liberalen Lebensbereich ſeines Elternhauſes kommend, auf Grund ideenmäßiger Uebereinſtimmungen, wie ſie damals gültig waren, und auf Grund von Familienüberlieferung zuerſt durchaus Parteigänger der ungariſchen Sache war und erſt gegen Ende der 60er Jahre allmählich den Weg zur völkiſchen Selbſtbeſinnung beſchritt.[8])

Wir kennen aber auch Beiſpiele einer Entwicklung in entgegengeſetzter Richtung, Perſonen, die von einem deutſchen revolutionären Bewußtſein der burſchenſchaftlichen Bewegung ins Lager des liberalen Nationalismus der Ungarn hinüberfanden. Der Raaber Bürger Johann Ecker überlieferte uns in ſeinem Tagebuch ein ſehr aufſchlußreiches Beiſpiel. Es handelt ſich um den Raaber Arzt Dr. Anton Stanzl (1811—1849), deſſen Vater in den 90er Jahren des 18. Jh.s nach Tyrnau eingewandert war. Anton Stanzl unternahm nach vollendetem Studium eine längere Studienreiſe nach Deutſchland und in die Schweiz. „Auf dieſer Reiſe, wo er hauptſächlich die Univerſitäts Städte beſuchte, brachte er ſich einen gewiſſen Studenten

[7]) Darüber Schröer, a. a. O. IV—V.
[8]) Lebenserinnerungen. München 1937, 8, 36, 37, 45—46, 55, 71 uſw.

Typus bei, welchen er bis an ſein ſeel. Ende behielt und welchem zu Folge er ein eifriger Verfechter dieſer Burſchenſchaften und deren Gebräuche war." Man ſollte meinen, daß er entſprechend dieſen Anregungen die deutſche Sache vertreten hätte. Weit gefehlt. „Bei den ſchon vor mehreren Jahren ſich geſtaltenden Umtrieben war er ein Ultra Liberaler, und äffte aller dergleichen Verfechter dieſer Farbe bis ins Lächerliche nach. Bei den ausgebrochenen Wirren im M[ona]th März 1848 war er gantz natürlich auch auf der Seite der Honboldogitók,[9]) alias Honbolonditók[10]) und ſelbſt als die revolutionäre Parthey in Ungarn ſchon Niederlagen erlitt, und die k. k. Armee hier einrückte, disputierte er noch immer für die Integritaet Ungarns, und für die Ausführbarkeit der Pläne Koſſuths ..."[11])

Es mag natürlich richtig ſein, daß revolutionäre Naturen in der deutſchen Volksgruppe ſich durch den Schwung des ungariſchen Nationalismus pſychologiſch angeſprochen fühlten und mitreißen ließen. Immerhin iſt es m. E. weſentlich, daß die Wege des völkiſchen Erwachens beim ungarländiſchen Deutſchtum in den Anfängen bis etwa 1880 äußerſt verſchlungen waren, daß in den Reihen des deutſchen Bürgertums (das bäuerliche Element ſpielte damals noch keine politiſche Rolle) ſeltſame Widerſprüche und Schwankungen in den Auffaſſungen feſtzuſtellen ſind, die bei Unterſuchungen über dieſen Zeitraum als Belege eines bewußtſeinsmäßigen Entwicklungsprozeſſes in ſeinen erſten Anfängen in Rechnung geſtellt werden müſſen. Dieſe Hinweiſe, um mehr ſoll es ſich nicht handeln, mögen als Ausdruck der unberechenbaren Vielfalt und bedeutſamen Veränderlichkeit des Lebens betrachtet werden, die auch bei der Zergliederung derartiger Entwicklungsvorgänge Beachtung erheiſchen.

München. Fritz Valjavec.

Vertrag des Grundherrn Frhr. Johann Ignaz v. Kurtz mit den deutſchen Siedlern zu Peſthidegkút.

Nach der Vertreibung der Türken ließen ſich in der ſchon lange entvölkerten[1]) Gemeinde Hidegkút Deutſche nieder. Wann und woher ſie kamen, ſteht leider noch nicht feſt. Der Vertrag, den der Hidegküter Grundherr Kameraladminiſtrator Frhr. v. Kurtz mit den deutſchen Koloniſten ſchloß, ſtammt aus dem Jahre 1711. Die Beſiedlung der Gemeinde muß alſo knapp vor dieſem Zeitpunkt erfolgt ſein. Es mag ſein, daß auch 1718, wie es bei Czoernig heißt[2]), die ebenfalls in Hidegkút begüterte Familie Szunyogh deutſche Siedler hierher brachte; nach 1711 tauchen ja viele neue Namen auf. Allerdings ſaß das Deutſchtum hier bereits um 1710. Nachſtehend der Vertrag. Er iſt zurzeit der dritte, der aus dem Ofner Bergland vorliegt.[3])

[9]) madj. = Vaterlandsbeglücker.
[10]) madj. = Vaterlandsverrücktmacher. Wortſpiel.
[11]) Tagebuch für das Jahr 1849, S. 90—92. Im Beſitze des Vizegeſpanns a. D. Eugen Kuncz. Ménföcsanak Komitat Raab.

[1]) Borovszky, Samuel. Pest-Pilis-Solt-Kiskun vármegye (Das Peſter Komitat) in der Monographienſammlung „Magyarország vármegyéi és városai" (Ungarns Komitate und Städte). Budapeſt o. J. Bd. I. S. III.

[2]) Czoernig, Karl Frhr. v., Ethnographie der Oeſterreichiſchen Monarchie. Wien 1855. Bd. 3. S. 258.

[3]) Den Budakeſzier Pachtvertrag veröffentlichte Maria Edith Eſzterle (Urkunden aus der Anſiedlungszeit Budakeſzis: DUHBl. I. S. 96 ff.), den Budaörſer

„Den Heünt zu Endt geſezten dato iſt zwiſchen mir auch denen mit Vnterſchriebenen nach folgender Contract beſchloſen.

Primo überlaſze Jhnen ein gewiſzes Bezirckch wie aus gemeſzen, undt (ein Wort unleſerlich) ausgeſezt worden auf meinen Dorff Hidekut, welche grundt Stückch Sye nach ihren gefahlen genieſzen, undt auf das Bäſte wie Sye khönnen Jhren nutzen Schaffen, Drey Jahr Sollen Sye auſzer des Neüntls von allen Kleinen, auch groſzen Sorten Gaaben frey Sein, nach ausgang deren ſoll ein iedes Haus jährl. 6. Fl. ein Jnwohner ſoll zahlen 2. Fl. Holtz Soll Jhnen zu ihrer Hausnottürft angewisen werden, Toch kheinen tauglichen aich Baumb vmbhackchen, ſondern ſo lang Sich mit anderen unnutzen behölffen. Wan eſz aichlen giebt khan ein iedes Haus 2 auch 3 Schweine mit in die aichlen lauffen laſzen, wan aber derer mehr Sollen Sye den Zechendt geben; Ein iedes Haus Soll zahlen 2 Paar Hienner undt 2 andten. Wan Sie einige Weingartten wollen ausſetzen, Sollen ſieben frey Jahr haben, undt ſo dan den Zechendt dar von geben. Kheiner khan ſich ohne Verwilligung der Herſchafft anderenorths hin ziehen, auſzer er ſtölle der Herſchafft einen anſtendigen würth, undt undt bezahle ſein abfahrt geltt, das leithgeben (?) bleibt in So lang der Herſchafft bis Sye ihren Wein gartten zu genuſz bringen alſz dann Sollen ein Viertl Jahr von Schanckch vor ſich genieſzen. Auf meine Hotterung ſollen Sie gleich der Jhrigen acht geben, undt Keinen Fremdten Jäger Schieſzen laſzen, ſondern die Flinten weg nehmben, will ihnen vor iede ein gulden 30 Kr. bezahlen, doch Soll mann Sye des erſte mahlen wahrnen.

Actum Ofen den 5ten July 1711

L. S. Johann Ignati frey Herr v. Kurtz
Jacob ſchenfelner
Martin Kloſtermayr
Nicolaus Paur
Andre Halb wachſz
Martin rohabicz
Mathias Holtzinger
Franz Kuhlenhafer
Joseph Hueber
gottfridt Hueber
Andre ſchenfelner

Weill wir alle mit Keinem Pettſchafft verſehen alſo Haben wür den Mathias Hinsmann gebetten das er in nahmen vns aller vnterſchreibe, undt aus ferttige.

L. S. Carl Philip Schwartz
L. S. Mathias Hinsmann

Bey dieſen Contract iſt auch die Ofner Statt verblieben, welche es vor 2. Jahren zu Michaeli übernohmen, undt in allen Zuſtenden wahre".[4])

Budapeſt. Eugen Bonomi.

Franz Riedl (A budaörsi német középbajor nyelvjárás alaktana, Formenlehre der deutſchen mittelbayriſchen Mundart von Budaörs: Arbeiten zur deutſchen Philologie Heft 54. Budapeſt 1933. Sö 7 f.).

[4]) Kopie im Staatsarchiv Budapeſt, Urbaria et Conscriptiones Fasc. 89 Nr. 62

Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Überſetzte Titel von Zeitſchriftenaufſätzen ſind mit * verſehen. Mit R gezeichnete Notizen ſind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Beſprechungen hintereinander vom gleichen Verfaſſer, ſo iſt nur die letzte gezeichnet. Die Verfaſſer einſchlägiger Veröffentlichungen und Aufſätze werden um Einſendung von Beſprechungsſtücken gebeten.

I. Allgemeines.

Deutſches Volk im europäiſchen Raum. Ein Verzeichnis grenz- und volkspolitiſchen Schrifttums. Hrsg. Grenzbüchereidienſt. Berlin: Volk und Reich 1938. 98 Seiten.

Eine ſehr zu begrüßende Leiſtung, die einen guten bibliographiſchen Ueberblick über die wichtigſte Literatur gibt, die es über das Grenz- und Auslanddeutſchtum gibt. Die Auswahl, die praktiſchen Intereſſen dienen ſoll, iſt im großen Ganzen als gelungen zu bezeichnen. Auch die ſtichwortartige Kennzeichnung der einzelnen Veröffentlichungen iſt meiſtens treffend. Vereinzelte Irrtümer in der Charakteriſierung (Nr. 327) und Lücken (über das Satmarer Deutſchtum iſt nur ein Buch [Nr. 382] angegeben) fallen nicht ins Gewicht.

Heiß, Friedrich [Hrsg.]: Die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze. Der Grenzraum Wien—Preßburg—Radkersburg—Oſttirol. Berlin 1934. 8°, 297 S. Mit zahlreichen Abbildg.

Ein Sammelwerk wie das vorliegende war für die Südoſtgrenze des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes ſchon lange ein häufig empfundenes Bedürfnis. Die vielfältigſten Probleme der behandelten Arbeitsaufgaben geſtalteten die Arbeit ſchwierig, ſodaß nur durch die Mitarbeit vieler Fachkenner, die mit glücklicher Hand ausgewählt worden ſind, ein einigermaßen erſchöpfendes Bild geboten werden konnte. Die Veröffentlichung bietet über die ſüdoſtdeutſche Volksgrenze, ihre Vergangenheit und Gegenwart, einen ausgezeichneten Ueberblick, der auch für raſche Unterrichtung geeignet iſt. Der wiſſenſchaftliche Wert der Beiträge iſt natürlich ſtark verſchieden. Beſonders müſſen die Aufſätze von Ernſt Klebel (S. 31—51; 61—78) und Otto Albrecht Iſbert (S. 136—39; 157—68) hervorgehoben werden. R.

II. Binnendeutſches Grenzgebiet und Öſterreich.

Mayer, Franz Martin—Kaindl, Raimund Friedrich—Pirchegger, Hans: Geſchichte und Kulturleben Deutſchöſterreichs. Wien: Braumüller (1929)—1937. 8°, Band 1—3. XII + 401/XI + 360/VIII + 346 S. Geſamtpreis RM. 25.—.

Ueber die Berechtigung vorliegender, mit dem dritten Band nunmehr abgeſchloſſener Arbeit braucht man wohl kein Wort zu verlieren. Es war ſchon ſeit langem ein empfindlicher Mangel, daß über die Geſchichte Oeſterreichs eine moderne, einigermaßen eingehende Geſamtdarſtellung einfach nicht vorhanden war. Durch die grundlegende Neubearbeitung von Mayers „Geſchichte Oeſterreichs", deren erſter Band Kaindl und deren zweiter und dritter Pirchegger zum Verfaſſer hat, iſt dieſem Mangel nun inſofern Abhilfe geſchaffen worden, als nunmehr ein ausführliches, genaues, klares und doch leichtfaßliches Handbuch der öſterreichiſchen Geſchichte vorhanden iſt. Ohne unmittelbar fachwiſſenſchaftliche Zielſetzungen zu verfolgen, iſt das Werk durch ſeine Ueberſichtlichkeit und genaue Darſtellung nicht nur für den Geſchichtsfreund und den Studierenden beſtimmt, ſondern auch für den Fachmann von entſchiedenem Wert. Von grundſätzlicher Wichtigkeit iſt die außerordentlich fruchtbare Verbindung von politiſcher und kultureller Geſchichte, die zwar auch ſchon in der Arbeit Mayers vorhanden war, aber doch erſt von Kaindl und Pirchegger jenen Grad der Vollendung erhielt, der das Werk gerade auch wiſſenſchaftlich ſo ertragreich geſtaltet. Sehr wichtig halte ich auch, daß — entgegen der jetzt leider vorherrſchenden Gepflogenheit — die Literaturbelege nicht in einem geſonderten Anhang, ſondern in Fußnoten geboten werden, was die Brauchbarkeit der Darſtellung entſchieden erhöht. Leider iſt in Band 2 und 3 die Zahl der Quellenangaben ſpärlicher als im erſten, was wohl damit zuſammenhängt, daß der Verlag beträchtliche Kürzungen wünſchte. Daß die Darſtellung dem gegenwärtigen Stand der Forſchung entſpricht, muß wohl nicht beſonders hervorgehoben werden; hierfür bürgt ſchon die Perſönlichkeit der beiden Bearbeiter. Gewiß wird man in der einen oder anderen Frage abweichender Anſicht ſein können, was jedoch bei einem Werk ſolchen Ausmaßes geradezu eine Selbſtverſtändlichkeit iſt. Für wichtig halte ich auch, daß bei aller richtigen Konzentrierung auf das 1919 durch den Friedensvertrag von

St. Germain geſchaffene Oeſterreich die Geſchichte des ehemaligen Geſamtſtaates im notwendigen Ausmaß von Pirchegger mitberückſichtigt worden iſt, während Kaindl im erſten Band, der bis 1526 geht, dem mittelalterlichen Gebietsumfang Rechnung trug, was den Ueberblick außerordentlich erleichtert und daher ſehr zu begrüßen iſt, da die mittelalterliche Geſchichte Böhmens und Ungarns in einer Geſamtdarſtellung der öſterreichiſchen Geſchichte nichts zu ſuchen hat. Trotzdem iſt die Stellung Oeſterreichs innerhalb des geſamtdeutſchen Lebensraumes einerſeits und gegenüber dem Südoſten anderſeits außerordentlich gut herausgearbeitet. In dieſem Zuſammenhang darf auch darauf verwieſen werden, daß aus der Darſtellung manche wertvolle Seitenblicke auf die Geſchichte des nahen Südoſtens fallen.

Schließlich möge es uns noch geſtattet ſein, für weitere Auflagen des Werkes, das gerade auch im Altreich eine dankbare Leſerſchaft finden wird, einige Wünſche vorzumerken. Eine Erweiterung des Umfanges würde den Wert der Arbeit ſicherlich ſehr zu ſteigern imſtande ſein. Vor allem eine Vermehrung der Literaturbelege in den Fußnoten würde die Verwendbarkeit noch mehr erhöhen. F. V.

Jahrbuch der Geſellſchaft für die Geſchichte des Proteſtantismus im ehem. Oeſterreich. 59. Jg. Wien: Manz'ſche Verlags- und Univ.Buchhdlg. 1938. 184 S.

In einem dem Gedenken an den langjährigen Vorſitzenden der Geſellſchaft Karl Völker gewidmeten Aufſatz („Wirtſchaft und Proteſtantismus", S. 15 bis 22) will J. Kallbrunner unterſuchen, wie weit ſich die geſellſchaftlichen Lehren Luthers auf eine Förderung der öſterreichiſchen Wirtſchaft ausgewirkt haben. Er betrachtet zu dieſem Zweck die Tätigkeit zweier öſterreichiſcher Wirtſchaftsführer, die „wirtſchaftliche Einſicht" mit „proteſtantiſcher Frömmigkeit" vereinten, und weiſt auf die kunſtgewerblichen Leiſtungen der durch wirtſchaftliche Tüchtigkeit hervorragenden Täufergemeinden Südmährens hin.

In einer ausführlichen Abhandlung („Der Kärntner Proteſtantismus von der Adelsemigration bis zum Ende des 17. Jahrhunderts", S. 62—165) befaßt ſich Paul Dedic vor allem mit den Rekatholiſierungsbeſtrebungen in Kärnten während des 30jährigen Krieges, die ſich in den „Erfriſchten Religionsreformationen" (Ausweiſungen bekenntnistreuer Proteſtanten, Vorgehen gegen Geheimproteſtanten) kundtun. Die Abhandlung, die auch intereſſante Angaben über das Schickſal der — z. T. in ſchwediſche Kriegsdienſte tretenden — Emigranten enthält, benutzt als Quellen für die Darſtellung der Rekatholiſierung Berichte der Prieſter an Vorgeſetzte und weltliche Behörden über die „Unkatholiſchen" —Derſelbe Verfaſſer würdigt in einem das Jahrbuch einleitenden Aufſatz das Wirken und die Bedeutung des verſtorbenen Wiener Kirchenrechtlers Karl Völker, der bis zu ſeinem Tode die Redaktion des Jahrbuchs leitete.

Geſchichte Schleſiens. Ein Gemeinſchaftswerk, herausgegeben von der hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien unter Leitung von Hermann Aubin. Band I: Von der Urzeit bis zum Jahre 1526. Breslau: Priebatſche Buchhandlung. 1938. 495 S.

Den Forſchern Erich Randt und Emil Schieche iſt bei Herausgabe dieſes Gemeinſchaftswerkes die verhältnismäßig ſchwerſte Aufgabe zugefallen: Die politiſche Geſchichte Schleſiens vom 10. Jahrhundert bis zum Jahre 1526 darzuſtellen. Es iſt ihnen gelungen, in das Durcheinander der Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen Herzögen, Klerus, Adel, Kaiſer und benachbarten Großmächten um die Wahrung und Mehrung ihrer verſchiedenartigſten Machtſphären in Schleſien weiteſtgehende Klarheit zu bringen und dieſes Durcheinander ſoweit zu entwirren, daß trotz der Zerſplitterung einige große politiſche Linien ſichtbar werden. Der großdeutſche Hiſtoriker wird mit beſonderem Intereſſe die Kapitel leſen, die von dem Kampf zwiſchen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen und der Einbeziehung Schleſiens in dieſen Kampf handeln. Zwangsläufig ergänzt das Buch auch die Kenntniſſe, die wir von der Bedeutung des Ungarn Matthias Corvinus beſitzen, eines der wenigen Männer, die ſchon vor Karl V. verſuchten, die ſüdoſteuropäiſchen Länder zu einer Einheit zu verſchmelzen.

Beſondere Abſchnitte ſind „Verfaſſung", „Wirtſchaft", „Volkstum", „Kunſt", „Muſik" gewidmet, ohne daß eine allzu ſcharfe Abgrenzung und Iſolierung der Spezialabſchnitte erfolgt. Vielmehr finden ſich in jedem derſelben Verbindungslinien zur politiſchen Geſchichte und zu anderen Sondergebieten, wodurch der Reiz der Lektüre erhöht wird. Es iſt im übrigen unmöglich, im einzelnen auf die Anregun-

gen einzugehen, die Verfaſſungs-, Wirtſchafts- und Kulturhiſtoriker aus dem Werk gewinnen werden. Liebevoll herausgearbeitet iſt (von Hermann Aubin) die deutſche Koloniſation in der Zeit, in der die ſchleſiſchen Stämme — der Name „Schleſien" findet erſt im 14. Jahrhundert auf das geſamte Land Anwendung — vorwiegend unter auswärtigem politiſchem Einfluß ſtehen. Vorzügliche Abbildungen ergänzen vor allem den kulturhiſtoriſchen Teil des Werkes. Weden.

Krallert, Wilfried: Kärnten und der Südoſten im Mittelalter. Aufgaben deutſcher Südoſtforſchung. Feſtgabe für Dr. Martin Wutte, Beiträge zur Geſchichte und Kulturgeſchichte Kärntens. Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie, 24. und 25. Jahrgang, Herausgegeben vom Geſchichtsverein für Kärnten, Klagenfurt 1936, S. 86—96.

Die Arbeit verfolgt zwei Ziele. Einmal will ſie den Anteil Kärntens an der mittelalterlichen Südoſtkoloniſation aufzeigen, zum anderen regt ſie die ſiedlungsgeſchichtliche Bearbeitung der Quellenbeſtände des nahen Südoſtens, insbeſondere Altkrains, an.

Kärnten, der ſüdöſtlichſte Eckpunkt der von der Oſtſee bis faſt zur Adria reichenden deutſchen Oſtfront, trug die Koloniſation durch ſeine großen Grundherrſchaften nach Südoſten vor. Während man in der erſten Zeit noch vom bairiſchen Stammesgebiet aus koloniſiert (Freiſing, Brixen), wird bald vom eben erſt eingedeutſchten Kärnten her die Erſchließungsarbeit weitergetrieben. Der altkrainiſche Raum wird zum Berührungsfeld der von Oberitalien, Pannonien und Kärnten ausgehenden Kräfte. Zahlreiche kärntniſche Grundherrſchaften gewannen Beſitzungen im benachbarten Krain und beförderten die Rodung. Von den geiſtlichen Herrſchaften iſt das Bistum Gurk am wichtigſten. Sein im 11. und 12. Jh. erworbener Beſitz umfaßte weite Gebiete Altkrains in Saunien und Unterkrain (Die bedeutende Siedlungstätigkeit Gurks wird Kr. ſelbſt nach den reichen Quellen bearbeiten). Das kärntniſche Ziſterzienſer-Kloſter Viktring erſcheint um die Mitte des 12. Jh.s in Höflein, am Austritt der Kanker aus den Steiner Alpen, und entwickelt die dortige Kulturlandſchaft. Im J. 1500 ſind rund 27% der Bewohnernamen des Amtes Höflein deutſche, von der viktringiſchen Gemeinde Ranndorf 33,6%. Zu Beginn des 13. Jh.s faßt Viktring in Neuthal am Bocksruck (Kozjak), einer der altkrainiſchen Verbindungsklammern, feſten Fuß. Außerdem werden zwei um die Mitte des 13. Jh.s gegründete Tochterklöſter, Mariabrunn bei Landſtraß und Inſel des hl. Jakob bei Agram von Viktring aus betreut. Ein anderes, ſehr altes krainiſches Ziſterzienſer-Kloſter, Sittich, wurde, wenn auch nicht von Kärnten gegründet, ſo doch von dort aus ſtark gefördert. Die Ortsnamen ſeiner Umgebung laſſen auf ſtärkere deutſche Beſiedlung ſchließen.

Von den weltlichen Herren haben am ſtärkſten die Spanheimer, Heunburger und Ortenburger an der Aufſchließung Altkrains gearbeitet. Während der reiche Beſitz der Spanheimer beſonders Laibach mit den benachbarten Burgen, Weineck, Landſtraß, ferner das Gebiet zwiſchen Franz und Tirna umfaßte, hatten die Grafen von Heunburg die Herrſchaften Cilli und Laas, das Aquilejer Lehen Praßberg, das St. Pauler Lehen Forchteneck und das Gurker Lehen Schalleck. Die Ortenburger endlich, welche beſonders Patriarchenlehen inne hatten, ſo Reifnitz, Zobelsberg, Pölland, Ortenegg uſw., haben als letzte im Südoſten größere planmäßige Rodungen angelegt. Ihre Rodungstätigkeit erſtreckte ſich auf Weißenfels, ferner zu Beginn des 14. Jh.s auf das Pöllander Gebiet und endlich auf die Gottſchee, welche durch ſie erſchloſſen wurde. Mit dieſem, zu Beginn des 14. Jh.s erfolgenden Vordringen in den kroatiſchen Grenzwald klingt die von Altbaiern begonnene und von Kärnten fortgeſetzte Südoſtkoloniſation aus. Nach dem Ausſterben der mächtigen Grafen von Cilli im Jahre 1456 geht der Ortenburger Beſitz an die Habsburger über, und nun kommt in Krain eine neue, vierte politiſche Kraft zur endgültigen Herrſchaft. Dieſe, bereits 1286 einſetzende Feſtſetzung Habsburgs in Altkrain bildet einen der Gründe, warum die letzte Ortenburgiſche Koloniſationsarbeit in der Gottſchee nicht fortgeſetzt werden konnte. Die Stoßrichtungen der habsburgiſchen Macht und der alten bairiſchen und kärntniſchen Südoſtkoloniſation weichen völlig voneinander ab. Während dieſe den Oſten erſtrebte, hat der ſeit den letzten Babenbergern von N. her kommende Druck den Durchgang zum Meer als Ziel und riegelt die alte Koloniſation faſt ab. Man will nicht mehr neues Siedlungsland erwerben. Die Tätigkeit

großer kärntniſcher Grundherrſchaften aber wird den neuen Beſtrebungen hinderlich. Nur noch die Behauptung des gewonnenen freien Meereszuganges liegt ſpäter im Intereſſe der Habsburger. Bald danach nehmen die Türkeneinfälle einer deutſchen Rodungstätigkeit vollends die Möglichkeit. Somit iſt ſchon einer der Gründe erörtert worden, warum nicht alle in den Bereich der deutſchen Südoſtkoloniſation gezogenen Gebiete eingedeutſcht werden konnten. Ein anderer liegt in dem Fehlen einer großen, feſten und langdauernden Territorialmacht in dem für die Koloniſation wichtigſten Zeitraum. Dies wiederum iſt einmal begründet in den naturlandſchaftlichen Bedingungen. Die ſtarke Kammerung des SO.-Raumes in voneinander abgeſchloſſene Beckenlandſchaften, wie Klagenfurter, Laibacher, Cillier Becken und Grazer Bucht, verhindert eine großräumige Entwicklung und drängt zur Aufſplitterung in eine Vielzahl von Einzelentwicklungen. Weiter im Süden beeinfluſſen und ſtören mediterrane Kulturkräfte die Verhältniſſe. Andererſeits verhindern ſchwere Auseinanderſetzungen der Geſchlechter untereinander und ihr raſches Ausſterben die Bildung einer feſten Territorialmacht, und als die Habsburger erſcheinen, iſt es für die Koloniſation bereits zu ſpät; außerdem bewirken ihre anders gearteten Intereſſen in Krain durch Abtrennung des Sanngebietes eine Verſchiebung nach S. Die Verordnung Karls des Großen von 811 über die Drau als Diözeſengrenze zwiſchen Salzburg und Aquileja entzog den ganzen weiteren SO.-Raum dem Koloniſationseinfluß der bairiſchen Kirche. Dazu hatten die Patriarchen zunächſt gar kein Intereſſe für die Koloniſierung und konnten auch ſpäter wegen Landbeſitzmangels keine Ausſtattung von Pfarren durchführen. Daher überwiegen ſüdlich der Drau weltliche Eigenkirchen, und Klöſter ſind ſehr ſelten. Aus all dieſen teilweiſe auf unglücklichen Zufällen beruhenden Gründen konnte ſich im SO. kein politiſcher Großraum entwickeln. Gerade deshalb muß man die Leiſtungen der deutſchen SO.-Koloniſation umſo höher bewerten, weil ſie nicht nur die heutigen Länder Steiermark und Kärnten völlig zum deutſchen Volksboden machte, ſondern ihn auch noch darüber hinaus erweiterte und dem weiteren SO. unverkennbar die Züge der deutſchen Kulturlandſchaft aufdrückte.

Am Schluſſe ſeiner Arbeit regt der Verfaſſer in höchſt dankenswerter Weiſe die ſiedlungsgeſchichtliche Bearbeitung der Quellenbeſtände (Urbare und Kataſter) der einzelnen kärntniſchen, aber auch der ſonſtigen deutſchen Grundherrſchaften im weiteren SO. an. G. Glauert.

Suette, Hugo: Der nationale Kampf in der Südſteiermark 1867 bis 1897. München: Max Schick. 1936. 133 S.

Da der Verfaſſer die völkiſche und kulturelle Entwicklung auch des Slowenentums ausführlich behandelt, ergibt ſich ein anſchauliches Bild der Nationalitätenkämpfe in der Südſteiermark. Wahlkämpfe, Tabors, Verfaſſungstage, Turnerfeſte ziehen in lebendiger Darſtellung vor uns vorüber. Der Sprachenfrage wird ihrer Bedeutung gemäß eine bevorzugte Behandlung zuteil.

Sozuſagen als Schulbeiſpiel führt S. ſodann den Kampf um die Gemeinde Cilli an, der hier in alle Organe des ſtädtiſchen Lebens, bald auch in private Sphären (Kampf um Haus- und Grundbeſitz) hineingetragen wurde, Kämpfe, die ſich außerhalb der Gemeinde wieder in den Reichsrats- und Landtagsverhandlungen niederſchlugen. R.

Karcher, Rudolf: Die Mittelſteiermark. (Veröffentlichungen des Inſtituts zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Süden und Südoſten in München, Heft 15). München: Max Schick. 1937. 57 S., 5 Skizzen.

Da unter dem Namen Mittelſteiermark bis heute kein eindeutig begrenztes Gebiet verſtanden wird, geht der Verfaſſer von einer Begriffsbeſtimmung des Raumes aus, der rund 6800 qkm Fläche und 660 000 Einwohner umfaßt. An eine knappe Kennzeichnung der Naturlandſchaften ſchließen ſich die zwei Hauptabſchnitte, die das Werden der Kulturlandſchaft und ihr heutiges Bild zum Gegenſtand haben. Einige Hinweiſe auf das kulturelle Leben und auf die Bedeutung des Gebietes im geſamtdeutſchen Raum beſchließen die Abhandlung. Rund 40 Seiten Text umfaßt das Heft. Schon aus dieſem Umſtand dürfte erſichtlich ſein, daß wir hier keine erſchöpfende Unterſuchung erwarten dürfen, ſondern, wie der Verf. ſelbſt im Vorwort betont, nur ein zuſammenfaſſendes Bild des Grenzlandes Mittelſteiermark, ein Bild, das durch geſchickte Auswertung des bekannten Schrifttums unter Heranziehung eigener Beobachtungen gewonnen wurde. Manches erſcheint infolge der

Knappheit der Darſtellung etwas ſchematiſiert. Vor allem fehlt eine eingehendere Durchgliederung des Geſamtraumes, die erſt geſtatten würde, der Vielfalt der Erſcheinungen nachzuſpüren. Trotzdem hat die Abhandlung als zuſammenfaſſender Ueberblick ihren Wert. H. Fehn.

Die Kärntner Slowenen in Vergangenheit und Gegenwart. Grundſätzliches zur Minderheitenfrage. Klagenfurt: Slowenischer Kulturverband 1937. 150 S.

Die Arbeit, die durchaus den ſlowenischen Standpunkt widerſpiegelt und der volkspolitiſchen Auseinanderſetzung des Kärntner Slowenentums dient, befaßt ſich u. a. mit den Zahlenverhältniſſen (S. 64 ff.), der Schulfrage (S. 86 ff., 105 ff.) und der ſzt. geplanten Kulturautonomie. Der Umſtand, daß die Schrift keinen wiſſenſchaftlichen Charakter trägt, enthebt uns der Notwendigkeit, auf ſie einzugehen. R.

III. Tſchechoſlowakei.

Heimat und Volk. Forſchungsbeiträge zur ſudetendeutſchen Geſchichte. Brünn—Prag—Leipzig—Wien: Rudolf M. Rohrer. 1937. 602 S.

Eduard Winter (Deutſches Geiſtesleben in böhmiſchen Klöſtern des öſterreichiſchen Biedermeier) [S. 505—519] befaßt ſich vor allem mit den beiden böhmiſchen Klöſtern Oſſek und Tepl, die — in der Nähe der Weltbäder Karlsbad, Teplitz und Marienbad gelegen — dem deutſchen Geiſtesleben in der Reſtaurationszeit offener ſtanden als die übrigen Klöſter des Landes. W. ſtellt die Theſe auf, daß die — dem katholiſchen Geiſtesgut doch eng verbundenen — Ideen der Romantik ſich in den genannten Klöſtern nur ſehr langſam gegen die aus dem 18. Jh. noch ſtark nachwirkenden Ideen der Aufklärung durchſetzen konnten. Es ſteht zu hoffen, daß der — leider recht kurz gehaltene und naturgemäß eng begrenzte — Aufſatz einen Kulturhiſtoriker anregen möge, den ſich in dieſer Epoche überſchneidenden Geiſtesſtrömungen nachzuforſchen und insbeſondere den Einfluß des deutſchen Biedermeier auf die Kultur der nichtdeutſchen Länder des damaligen Habsburgiſchen Staatenverbandes zu ergründen.

Otto Wilder beſchäftigt ſich mit dem „kirchlichen Ausbau Südböhmens" (S. 587—602). Der Aufſatz enthält Angaben über Gründungen von Kirchen, Klöſtern und Kapellen und über die Organiſation ſowie weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens in Südböhmen. Urkundenforſchung erhöht die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Abhandlung, die durch Berückſichtigung der ſozialen Verhältniſſe über den Wert einer bloßen Statiſtik hinauswächſt. Ferner ſtellt W. die Sprach- und Patrozinienforſchung in den Dienſt ſeiner Unterſuchung und verſucht mit ihrer Hilfe, den deutſchen Einfluß im religiöſen Leben Südböhmens herauszuſchälen, wodurch die Abhandlung auch für die Erforſchung des deutſchen Siedlungsbodens Südböhmens wertvoll wird.

Grundl, Alfred, Die Fabrikabendſchule der Streicherkinder zu Böhmiſch-Leipa (S. 569—583), geht dem Kampf um die Erhaltung der Fabrikabendſchule der „Streicherkinder"[1]) in Böhmiſch-Leipa nach. Ein Thema, das man ebenſo in die Sozial-, wie in die Kulturgeſchichte des nordböhmiſchen Induſtriegebiets eingliedern kann. G. geht auf die ſozialen und geiſtigen Grundlagen der Schule (Aufklärung, Schulpolitik, Induſtrialiſierung und Proletariſierung der Sudetengebiete) ein und ſtellt ſodann die Entwicklung der Schule dar, wobei er ebenſo Aufbau und Unterricht wie die finanzielle Fundierung der Schule, vor allem aber den Kampf zwiſchen der geiſtig aufgeſchloſſenen Mittelſchicht und den Fabrikherren um deren Erhaltung beſchreibt.

Unter den übrigen Beiträgen, auf welche einzugehen Raummangel verbietet, befinden ſich auch drei kunſtgeſchichtliche, von denen beſonders ein mit ſchönen Abbildungen verſehener Aufſatz von W. Turnwald über die Fresken der Oſſeker Stiftskirche allgemein intereſſieren dürfte, zumal er Hinweiſe auf die allgemeine Entwicklung der Deckenmalerei des Barocks in Südoſt- und Südeuropa enthält.

[1]) Die Entſtehung des Namens erklärt ſich daraus, daß man die Kinder der Textilarbeiter zum Aufſtreichen der Farben auf Schablonen verwandte, mit denen man ſodann die Leinwand bedruckte.

Das Sudetendeutſchtum. Sein Weſen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Feſtſchrift zur Fünfundſiebzigjahrfeier des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 2 Bände: Band I: Mittelalter. Band 2: Neuzeit. Brünn—Prag—Leipzig—Wien: Rudolf M. Rohrer [1937]. 595 S.

Von den im erſten Bande der Feſtſchrift veröffentlichten Beiträgen wird die Leſer unſerer Zeitſchrift beſonders ein Aufſatz von Heinz Zatſchek über „Geſchichte und Stellung Böhmens in der Staatenwelt des Mittelalters" (S. 39—85) intereſſieren. Z. berückſichtigt in ſeiner geſchichtlichen Ueberſchau ſtark die Beziehungen Böhmens zu Ungarn, zumal dort, wo ſich dieſe Beziehungen auf weltpolitiſche Ereigniſſe auswirken, wie z. B. während des Interregnums auf die Kämpfe zwiſchen Ottokar und Rudolf von Habsburg. Hat der Verfaſſer ſich ſchon in den erſten Abſchnitten bemüht, die Bindungen des Alten Deutſchen Reiches an den Südoſten aufzuzeigen, ſo treten dieſe Bindungen nach dem Interregnum naturgemäß noch ſtärker hervor, wie z. B. in den Beſtrebungen der Kaiſer, Böhmen nach dem Nordoſten (Krakau, Eger, Meißen) abzulenken. Eingehend behandelt Z. das Zeitalter der Spannungen mit Ungarn, das 1301 — in dieſem Jahre erhebt Wenzel II. für ſeinen Sohn Anſpruch auf die ungariſche Königskrone — anhebt und faſt zwei Jahrhunderte währt. Die anſchauliche Schilderung dieſer und der darauffolgenden Aera des Böhmiſch-Ungariſchen Großreichs (1490 bis 1526) rechtfertigt in hohem Grade den Ausſpruch, daß ſich die mittelalterliche Geſchichte Böhmens „durch einen bunten Wechſel und eine Vielfalt von Erſcheinungen" auszeichne.

Im 2. Bande der Feſtſchrift beanſprucht beſondere Beachtung ein Aufſatz von G. Jungbauer über „Sudeten- und Karpathendeutſche Volkskunde" (S. 465—529). Der bekannte ſudetendeutſche Volkskundler beſchränkt ſich in ſeinem Artikel nicht auf das Deutſchtum der heutigen Tſchechoſlovakei. Er dehnt ſeine Forſchungen vielmehr auf von böhmiſchen, mähriſchen und ſchleſiſchen Auswanderern beſiedelte Gebiete im Banat, Slawonien, Galizien, in der Bukowina und in Rußland aus. J., der eingehende Studien der „Pſychologie des deutſchen Sprachinſelmenſchen" im Oſten und Südoſten gewidmet hat, befaßt ſich beſonders mit den kulturellen, vor allem auch mit den religiöſen Verhältniſſen in dieſen deutſchen Sprachinſeln, ferner mit den Stammeseigentümlichkeiten und — in einigem Abſtande — mit den wirtſchaftlichen Lebensbedingungen. Den Einwirkungen des Wiener und Budapeſter Kulturraums auf die ſudetendeutſchen Auswanderer ſind breite Darlegungen gewidmet.

Im zweiten Teil ſeines Aufſatzes gibt J. einen Ueberblick über die Geſchichte der ſudetendeutſchen Volkskunde und den heutigen Stand der Forſchung unter beſonderer Berückſichtigung von Sage und Volkslied. Ein wertvolle Anregungen gebender Hinweis auf die Zukunftsaufgaben der ſüdoſtdeutſchen Volkskundeforſchung beſchließt den durch zahlreiche, im Text befindliche Quellen- und Schrifttumshinweiſe bereicherten Aufſatz.

Mit ſudetendeutſcher Siedlungsgeſchichte befaſſen ſich zwei Aufſätze: Ernſt Schwarz, „Deutſche Siedlung in den Sudetenländern im Lichte ſprachlicher Volksforſchung" (S. 85—109) und Guſtav Pirchan, „das Sudetendeutſchtum im Wandel der Jahrhunderte" (S. 561—95). Sch. unterrichtet uns über die verſchiedenen Methoden der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des ſudetendeutſchen Siedlungsraumes und erläutert ſeine Ausführungen durch Beiſpiele, die er wiederum durch Karten illuſtriert. P. gibt, wie er es auch im Untertitel andeutet, einen „Rückblick" auf die Kulturgeſchichte des Sudetenraumes und eine „Zuſammenfaſſung" der die Siedlungsforſchung dieſes Landes betreffenden Probleme. Mit der Beſiedlung Böhmens überhaupt, auch des ſüdlichen Teiles, befaßt ſich eine Abhandlung von Leonhard Franz über „Kelten und Germanen in Böhmen" (S. 1—39), die durch viele Vergleiche mit der Beſiedlung der Donauländer von beſonderem Wert auch für die Südoſtforſchung iſt.

Die zweibändige Feſtſchrift enthält noch verſchiedene wertvolle kulturgeſchichtliche Abhandlungen, auf die wir Raummangels halber leider nicht näher eingehen können. Doch ſeien die Freunde oſtmitteleuropäiſcher Kulturgeſchichte noch kurz auf den Aufſatz von E. Winter, „Deutſches Geiſtesleben in Barock und Aufklärung" (S. 371—419) verwieſen, der die Auswirkung der Aufklärungsbewegung nicht nur auf die Thereſianiſch-Joſefiniſche Kulturpolitik, ſondern auch auf die des Proteſtantismus und Katholizismus in helleres Licht rückt und zeigt, wie in dieſem Zeitalter der geiſtigen Auseinanderſetzungen ſich die großen Ideen nicht nur bekämpfen, ſon-

dern ſich oft in merkwürdigſter Art überſchneiden. So bietet dieſer Aufſatz wertvolle Anregungen zur Erforſchung der Geiſtesgeſchichte nicht nur Böhmens, ſondern überhaupt aller Länder, die einſt zum Bereich der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie gehörten . W e d e n.

Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, 10. Jg., Prag: Calveſche Univ.Buchhandlung 1937. 128 S.

Ueber den Urſprung der Motive zu ſudetendeutſchen Schwänken, deren Verbreitung und verſchiedene Faſſungen macht O. F. B a b l e r („Anmerkungen zu ſudetendeutſchen Schwänken", S. 66—69) intereſſante Angaben, wobei er in einem Falle ſogar die chineſiſche Literatur zum Vergleich heranzieht. Näher hätte wohl etwa die niederdeutſche Literatur gelegen, die gerade hier viele Vergleichsmöglichkeiten bietet.

Der das 1. Heft des Jahrgangs einleitende Aufſatz W o l f s, „A b e r g l a u b e n i m W e r d e n" (S. 1—13), beſchäftigt ſich mit dem Aberglauben bei Schulkindern. In einem anderen Aufſatz (A b e r g l a u b e n — m i ß v e r ſ t a n d e n! S. 104—105) verſucht derſelbe Verfaſſer deſſen Urſachen zu erforſchen.

Heft 4 enthält ferner einen ſehr beachtenswerten Aufſatz von O. B o h u ſ c h über „V o l k s k u n d e u n d E r z i e h u n g" (S. 99—103). Durch ſeine Ausführungen will B. die junge, „lebensnächſte" Wiſſenſchaft der Volkskunde vor dem Schickſal bewahren, eine „tote Wiſſenſchaft" zu werden oder auch nur zu verſtauben. Der Aufſatz gibt auch manche Anhaltspunkte für die Befruchtung anderer Unterrichtsfächer durch die Volkskunde.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengſter Landes. 33. Jahrgang (1937). Mähr. Trübau 1937. 118 S.

Den größten Teil des Heftes beanſprucht ein Aufſatz von H. W e i n e l t, „G r u n d r i ß d e r S c h ö n h e n g ſ t e r B u r g e n k u n d e". W. gibt zunächſt einen Ueberblick über die Erſchließung des Schönhengſtgaus und über die Burgen im benachbarten tſchechiſch-böhmiſchen und mähriſchen Gebiet. Eingehend behandelt er ſodann den Wehrbau der Schönhengſter Sprachinſel, unterſucht ſorgfältig und aufs ſachlichſte die verſchiedenen wirkſamen Stile und Einflüſſe und ſchließt auch die neuzeitlichen Feldbefeſtigungen und befeſtigten Kirchen in ſein Thema ein. Zahlreiche Skizzen und eine Burgenkarte erleichtern das Verſtändnis der auf eingehendes Quellenſtudium geſtützten Arbeit. R.

Grundl, Alfred: Anton Krombholz, 1790—1869. Ein deutſcher Prieſter und Schulorganiſator aus Böhmen. Prag: Deutſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte 1937. 98 S.

Anton K., der als Stadtpfarrer von Böhmiſch-Leipa auf ſozialem und ſchuliſchem Gebiet eine bedeutende Tätigkeit entfaltete, die ſeitens der ſudetendeutſchen Geſchichtsforſchung mit Recht berückſichtigt wird, iſt über die Grenzen ſeines Heimatlandes für den nahen Südoſten in ſchulgeſchichtlicheer Hinſicht von Intereſſe, da er noch 1848 in das neuerrichtete Wiener Miniſterium für Unterricht und Kultus berufen wurde, wo er als Sektionsrat wirkte, die Volksſchulangelegenheiten der geſamten deutſch-ſlawiſchen Länder, kurze Zeit ſpäter ſogar die der ganzen Monarchie (mit Ausnahme der Verwaltungsbezirke Krakau und Lemberg) bearbeitete und ſomit auch mit dem Volksſchulweſen des nahen Südoſtens im neoabſolutiſchen Jahrzehnt verknüpft iſt. G.s Arbeit iſt daher für uns auch inſofern bedeutſam, als ſie uns mit einem leitenden Beamten des Wiener Unterrichtsminiſteriums dieſer Zeit vertraut macht, der tüchtig und gewiſſenhaft wirkte, von deutſchem Bewußtſein und geſamtſtaatlichem Denken erfüllt, dennoch Achtung vor fremdem Volkstum empfand und alles eher als ein „Germaniſator" war. F. V.

Jahn, Rudolf: Konrad Henlein. Karlsbad-Drahowitz-Leipzig: Adam Kraft. 1937. 186 S.

Der Verfaſſer beſchreibt Jugend, Kriegszeit und vor allem die Leiſtung Henleins als Turnführer in der Nachkriegszeit. Seine erzieheriſche Arbeit als Mannſchaftsführer, Turnlehrer und Turnwart wird eingehend gewürdigt. Die volkspolitiſche Bedeutung dieſer Tätigkeit ergibt ſich aus der Tatſache, daß die ſudetendeutſche Turnerbewegung allein es vermochte, das in Parteien zerſplitterte Deutſchtum in der Tſchechoſlowakei zu einigen und ſo auch die Plattform für den Politiker Henlein

zu ſchaffen. „In den Turngemeinden entſtanden die erſten Keimzellen der werdenden Volksgemeinſchaft": Mit dieſen Worten (S. 179) iſt die völkiſche und politiſche Bedeutung der Lebensperiode Henleins als Turnführer (1925—1933) umriſſen.

R.

Blau, Joſef: Geſchichte der deutſchen Siedlungen im Chodenwald. Pilſen: Weſtböhmiſche Druckinduſtrie A.G. 1937. 320 S. 2 Karten, 19 Bildbeilagen.

Nach vieljähriger Forſchungs-, ja Lebensarbeit iſt es dem unermüdlichen Archivbearbeiter Joſef Blau gelungen, die Beſiedlungsgeſchichte der Freigerichte der Küniſchen Freibauern wie des ſog. Chodenwaldes vollkommen aufzuhellen. Nach der „Geſchichte der Küniſchen Freibauern" (Pilſen 1935) liegt nun der zweite Band des großangelegten heimatlichen Geſchichtswerkes vor, der die „Geſchichte der deutſchen Siedlungen im Chodenwalde" ſowie deren Volks- und Ortskunde auf Grund eingehender archivaliſcher Quellenforſchungen behandelt. Noch mehr als im erſten Bande iſt hier dem meiſt tragiſchen Schickſale der einzelnen tapferen Männer nachgegangen worden, die im Dienſte der Heimat die ſchwerſten Kerker- und Leibesſtrafen und den Verluſt von Hab und Gut auf ſich genommen haben. Ueber dieſe für immer voranleuchtenden Beiſpiele größten Opfermutes hinaus erfahren wir dann auch näheres über das Leben und Wirken ſolcher Männer, die in Politik, Wirtſchaft und Kultur weit über ihre Heimat hinaus für Volk und Staat tätig waren und Bedeutung gewannen. Der große Wert des Buches liegt jedoch darin, daß es planmäßig bei jedem Orte die Namen der erſten bekannten Anſiedler und deren Nachfolger im Beſitze von Grund und Boden verzeichnet, wodurch für die Geſchichte der einzelnen Familien und Höfe die erſte und grundlegende Hilfe dargeboten wird, geſchöpft aus ſonſt nicht leicht zugänglichen Quellen. Das Buch gedenkt auch der Schickſale der Familien, die in den Jahren 1728, 1829 und noch 1870 aus den deutſchen Chodendörfern in die Bukowina, ins Banat oder bis nach Braſilien ausgewandert ſind. Als Anhang iſt dem Buche die Geſchichte der Familie des Abgeordneten Zierhut, verfaßt von deſſen Sohne Wolfgang, beigegeben. Die Familie iſt die älteſte bekannte im deutſchen Chodenwalde, denn ſchon im Jahre 1562 war ein Zierhut Mitbegründer von Chudiwa, und mehrere Angehörige dieſer Familie treten im 18. Jh. als unerſchrockene Vorkämpfer für die Freiheiten der „Zehn deutſchen Dorfſchaften" auf. Das mit zwei Karten und zahlreichen Lichtbildern geſchmückte Buch iſt wie der erſte Band des Geſchichtswerkes nicht nur wegen ſeiner guten Ausſtattung, ſondern vor allem wegen des für die volkskundliche Erforſchung der deutſchen Weſtböhmerwaldgebiete wichtigen Inhaltes allen ſich mit der Siedlungsgeſchichte der Sudetendeutſchen Beſchäftigenden als ein wertvolles, wenn nicht unentbehrliches Hilfsmittel zu empfehlen.

Emmerling.

Lipták, Johann: Das Rote Kloſter und Frater Cyprianus. Käsmark: Sauter 1937. 47 S.

In der Geſchichte des (1330) von Kartäuſermönchen erbauten Kloſters intereſſieren beſonders die Angaben über den Frater Cyprianus (1776), eine fauſtiſche Natur (Arzt, Alchimiſt, Naturforſcher), deſſen nach mediziniſchen Geſichtspunkten angelegtes Herbarium noch heute im Karpathenmuſeum in Poprad aufbewahrt wird. Das Kloſter wurde i. J. 1781 im Zuge der Joſefiniſchen Reformen aufgehoben, ging im Beginn des 19. Jh.s in den Beſitz des gr. kath. Bistums in Eperies über und befindet ſich heute in Händen des Staates.

R.

Pekař, Joſef: Der Sinn der tſchechiſchen Geſchichte. Brünn-Leipzig-Wien: Rudolf M. Rohrer 1937. 68 S.

Das Büchlein enthält einleitend eine Würdigung des Lebenswerks des bekannten tſchechiſchen Hiſtorikers durch Joſef Pfitzner und eine kurze Abhandlung P.s, in der er ſeine Stellungnahme gegen Maſaryks Geſchichtsauffaſſung durch eine eigene Deutung des Sinnes der tſchechiſchen Geſchichte zu rechtfertigen ſucht. P. würdigt vor allem den erzieheriſchen deutſchen Einfluß auf die Arbeitsleiſtung des tſchechiſchen Volkes, betont, daß auch die weſtliche Kultur durch deutſche Vermittlung zu den Tſchechen gekommen iſt, und hebt die vielfache Vermiſchung deutſchen und tſchechiſchen Blutes hervor.

R.

Stodola, Kornel: Valečné roky s Milanom Hodžam (Kriegsjahre mit Milan Hodža). Preßburg 1938, Privatdruck zur Feier des 60. Geburtstages des Miniſterpräſidenten. 102 S.

Der Verfaſſer veröffentlicht hier ein Tagebuch, das er aus den ſchickſalsſchweren Tagen des großen Völkerringens gerettet hat und worin er ſeine Erlebniſſe mit dem ehemaligen Miniſterpräſidenten der Tſchechoſlowakiſchen Republik aufgezeichnet und die verſchiedenen Eindrücke, die ihn als einen ſeiner Vertrauten beſtürmt haben, niedergeſchrieben hat. Aufſchlußreich ſind für uns die Eindrücke, die in den erſten Kriegsjahren die Niederlage Serbiens auf die Gemüter der Slowaken machte, ferner die Beſtrebungen zur Wiedergewinnung ſtaatlicher Selbſtändigkeit bei den Tſchechen, die allmählich auch auf die Slowaken ausſtrahlen, wenn es auch nur ganz wenige Männer ſind, die an eine Staatsſouveränität auch der Slowaken zu glauben beginnen. Stodola erinnert an die Tage, wo es dieſen wenigen gelang, ihr ganzes Volk aufzurütteln, es wenigſtens zum Teile politiſch reif zu machen, um dadurch eine Legitimation für ihre außenpolitiſchen Beſtrebungen zu haben. Dieſes Buch verdiente eine Ueberſetzung ins Deutſche, denn es ſteht vieles darin, was wert wäre, einer breiten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden, weil es von großer Bedeutung für die richtige Einſchätzung einer Reihe ſonſt ſchwer verſtändlicher Vorgänge in den letzten Kriegs- und erſten Jahren nach der Gründung des neuen Doppelſtaates der Tſchecho-Slowakei ſein könnte. Ein ſolches dokumentariſches Buch im Auszug zu bieten genügt nicht, man muß es ſelbſt leſen, wenn man zu dem Verſtändnis vieler zwiſchen Tſchechen und Slowaken ſchwebender Fragen vordringen will. Da aber nur wenige der Intereſſierten die ſlowakiſche Sprache beherrſchen, ſo kann man nur immer wieder zur Ueberſetzung ſo wertvoller Veröffentlichungen raten.

Emmerling

Menčl, V.: Stredoveká architektúra na Slovensku. Band 1: Die Baukunſt in der Slowakei von den älteſten Zeiten bis zum Ende der romaniſchen Epoche. Prag-Eperies: Československá grafická unie 1937, 484 S. mit 98 Abb. im Wortlaut + 123 Abb. auf 86 Tafeln, 120. — Kiſch.

Dem ſtattlichen Werk iſt, das ſei eingangs anerkennend bemerkt, eine umfangreiche deutſche Inhaltsangabe beigegeben, was bei ſlowakiſchen Büchern ſchon recht ſelten geworden iſt. Man hält es eben für wichtiger, ein franzöſiſches Reſumé beizugeben, deſſen Notwendigkeit bei einem derartig von deutſcher Kultur durchtränkten und vom deutſchen Erbe zehrenden Land, das noch dazu von deutſchen Volksinſeln durchſetzt iſt, nicht überzeugen kann. M. hat ſich aber leider nicht entſchließen können, dem herrſchenden Zeitgeiſt entgegen auch die deutſchen Ortsnamen und Ortsnamenformen zu verwenden.

1937 war in Prag eine Ausſtellung „Alte Kunſt in der Slowakei", auf der kein deutſches Wort zu leſen war und die, von Volkskunſt und den vorgeſchichtlichen Denkmälern abgeſehen, nur deutſche Kunſt beherbergte, was auch aus dem Führer nicht erſichtlich war. M. hält ſich von ſolchen Verfälſchungen fern und wird dem überragenden deutſchen Anteil voll gerecht. Mit Nachdruck möchte ich nur eine Entgleiſung zurückweiſen, die Behauptung, die deutſchen Bauſchulen, die dann auch nach der Slowakei ausſtrahlen, vermittelten nur weſtliches und ſüdliches Gut, d. h., daß ein ſchöpferiſcher deutſcher Anteil fehle. M. hebt hervor, daß der Geſamtfortſchritt der Baukunſt in der Slowakei, der ſich ſeit ſpätromaniſcher Zeit auch in einer außerordentlichen Erweiterung und Verdichtung des Kirchennetzes zeigt, den deutſchen Siedlern zu danken iſt.

M. beginnt bei der römiſchen Hinterlaſſenſchaft, den Kaſtellen in Theben, Preßburg und Komorn. In der ſlawiſchen Burgwallzeit ſetzt mit dem erſten Kirchenbau bereits der deutſche Einfluß ein: Unter dem Fürſten Pribina erſtand auf Veranlaſſung des Salzburger Erzbiſchofs um 824—36 die erſte chriſtliche Kirche in Neutra, dem damaligen Mittelpunkt des Landes. Der deutſche Einfluß wird immer ſtärker und findet ſeinen Ausdruck in der Beſetzung des Neutraer Bistums mit dem Deutſchen Wiching (880—892), unter dem klar weſtlich, d. h. deutſch-abendländiſch eingeſtellten Fürſten Swatopluk. Und dies zu einer Zeit, da im großmähriſchen Reich, dem auch das Neutraer Fürſtentum angehörte, unter den Slawenapoſteln Cyrill und Method öſtlicher Einfluß weſentlich erſtarkte. Die Südweſtſlowakei war in den volklichen Strahlbereich des bairiſchen Stammes gerückt,

der auch weiterhin für dieſes Gebiet beſtimmend blieb. Das 11. Jh. bringt die erſten Kloſtergründungen. Die Zahl der an die Burgorte gebundenen Kirchen blieb bis in das 12. Jh. ſehr gering. Dann aber tritt der inzwiſchen mit Grundbeſitz ausgeſtattete niedere Adel als Bauherr in Erſcheinung, auf deſſen Kurien ſteinerne Gotteshäuſer errichtet werden, auf die die Rechte der Pfarren übergehen. Im 12. Jh. entſtehen auch die erſten Probſteien. Baugeſchichtlich ſind die Denkmäler in vier Gruppen zu teilen, in die Kloſter- und Kapitelkirchen mit baſilikaler Einteilung, in die Adelskirchen als ländliche Emporenkirchen, denen letztlich Vorbilder in Bayern und Sachſen zugrundeliegen, in die Rundkirchen und in die Backſteinbauten. Die Rundkirchen ſtammen nach M. aus Böhmen und haben den Weg über Mähren genommen. Die räumlich den Rundkirchen naheſtehenden Karner kamen aber erſt im 13. Jh. mit deutſchen Siedlern aus Oeſterreich. Der m. E. auch ſonſt nicht gelungene Verſuch von H. Weidhaas, (Zur Frage der przemyslidiſchen Rundkirchen [Kyrios 2, 1937, S. 280 ff.]), die Rundkirchen als das endgültige Ergebnis der Verſuche „der mähriſchen Miſſion zur Ausbildung einer arteigen weſtſlawiſchen Baukunſt" zu erklären, wird durch die von Bau zu Bau ſchreitende Unterſuchung M. s. nicht geſtützt. Als vierte und letzte Gruppe hochromaniſcher Denkmäler ſind die Backſteinkirchen zu nennen; Lombardiſcher Einfluß und örtliche Gegebenheiten wurden für ihre Erbauung maßgeblich.

Noch im 12. Jh. ſetzt die deutſche Siedlungstätigkeit ein, doch nicht die älteſte Deutſchtumsgruppe, die in der Zips, beſitzt die älteſten ſpätromaniſchen Kirchen, ſondern das reiche Gebiet der nieder-ungariſchen Bergorte um Schemnitz. Hier kommt es zur Ausbildung eines kleinen, rein deutſchen Kunſtkreiſes. Im 13. Jh. iſt die deutſche Siedeltätigkeit mächtig angeſchwollen, Deutſche ſchaffen Kulturlandſchaft, erbauen Städte; viele neue Kirchen entſtehen. Die Zeit der romaniſchen Bauten geht zu Ende, die Einflüſſe des gotiſchen Stils machen ſich immer mehr bemerkbar, hier freilich ſpäter als in den weſtlichen Ländern. Im Uebergangsſtil laſſen ſich mehrere Richtungen deutſcher Herkunft verfolgen.

Es iſt die Stärke von M.s. Buch, daß es das Werden jeden Baues und jeder Bautengruppe in die Orts- bezw. Landesgeſchichte unmittelbar hineinſtellt. Es wird damit zu einem vorzüglichen Beitrag zum Werden der Kulturlandſchaft in der Slowakei. Es ſind, von Ausnahmen abgeſehen, immer wieder deutſche Einflüſſe, die die ſlowakiſche Kunſtlandſchaft beſtimmen, ſie waren von Deutſchen ſelbſt in das Land gebracht worden. Es iſt bezeichnend, daß das Volk, das heute im Lande herrſcht und ihm den Namen gegeben hat, auf die Formung der Kunſtlandſchaft keinen Einfluß nehmen konnte.

Die Slowakei iſt früher als die Sudetenländer in die Kunſtgeſchichte eingetreten, eine Fülle eigenartiger, wenn auch oft nur einfacher romaniſcher Bauten ſind noch erhalten. Das vorzügliche Plan- und das reiche, ſehr gute Bildmaterial zeigen das beſſer als der Wortlaut. Durch M.s Werk mit ſeinen ſoliden Grundlagen iſt zugleich eine neue Quelle für die Heimatforſchung geſchaffen, die reichen Nutzen daraus ziehen kann. Die deutſche Volks- und Kulturbodenforſchung ſchätzt es als weſentliche Bereicherung.

Prag. Herbert Weinelt.

Beninger, Eduard: Die germaniſchen Bodenfunde in der Slowakei. Reichenberg und Leipzig: Sudetendeutſcher Verlag Franz Kraus 1937. 172 S., 30 Taf. (mit 283 Abb., 10 Karten und 5 Landſchaftsbildern). Geh. Kr. 50.—, geb. 56.—

Das neue Heft (8) der Vorgeſchichtlichen Abteilung der Anſtalt für Sudetendeutſche Heimatforſchung, von E. Gierach herausgegeben, bringt eine ſehr erwünſchte Ergänzung zu den von E. Beninger gemeinſam mit H. Freiſing vorgelegten germaniſchen Funden aus Mähren (Heft 4, 1934). Die Einleitung (S. 9—20) enthält nach Ausführungen über die Ortsnamengebung, auf deren zuverläſſige Erfaſſung unter Berückſichtigung der drei einſchlägigen Sprachen (Deutſch, Slowakiſch, Ungariſch) Vf. beſonders bedacht war, die Bezirkseinteilung und eine kurze, dem Landesfremden nützliche Geographie des Gebietes. Auf das Verzeichnis des Schrifttums (S. 21—28) folgt das Verzeichnis der Sammlungen (S. 29 f.), die ſich auf 26 Orte in der Slowakei und 6 auswärtige Orte (von Ungarn bis England) verteilen; man ahnt, welche Mühe mit der Ermittlung und Aufnahme verbunden geweſen iſt, die Vf. durch Hilfe von verſchiedenen Seiten und beſonders durch unſeren Preßburger Kollegen Jan Eisner erleichtert worden iſt. Die Fundliſte

(S. 31—58) zählt 178 Nummern, welche leider in manchen Fällen nicht genau lokaliſiert werden können, wie dies bei älterem Muſeumsgut auch anderswo nur zu oft der Fall iſt; davon entfallen allein 159 auf das 1.—4. Jh., während das 5. Jh. mit 18 Einheiten vertreten iſt. Dem Forſcher wird hier nicht nur eine Menge unbekannten Materials erſchloſſen, ſondern zugleich manche wertvolle Berichtigung unzutreffender älterer Fundangaben (ſo z. B. unter Nr. 171 über die bisher meiſt nach Großmichel—Nagymihály benannte Prachtfibel) dargeboten. Das Schwergewicht des darſtellenden Teiles ruht auf den vier erſten Jahrhunderten (S. 59 bis 156), während die Völkerwanderungszeit (S. 157—164) entſprechend dem bisherigen Fundanfall knapper erledigt werden konnte.

Die Erörterung der typologiſchen und chronologiſchen Einzelfragen, die Vf. dank ſeiner ſchon aus anderen Arbeiten bekannten Stoffkenntnis teils gelöſt, teils erheblich gefördert hat, muß den Fachzeitſchriften überlaſſen werden, während ein kurzer Ueberblick über die gut begründet erſcheinenden Hauptergebniſſe des Buches folgen ſoll. Vf. unterſcheidet ein quadiſches Siedlungsgebiet vom Unterlauf der March bis zur Eipel (vgl. Karte 5—7), deſſen Funde auch den (im übrigen ſchwankenden) römiſchen Einfluß wiederſpiegeln (vgl. Karte 8). Vom oberen Waagtal (etwa ab Trentſchin) bis zum Tal der Kundert, die zum Einzugsbereich der Theiß gehört, breitet ſich dagegen im 1./2. Jh. eine Sondergruppe aus, die Vf. nach dem wichtigſten Fundort Puchow (nördlich Trentſchin) benennt (vgl. Karte 4). Die Annahme einer illyriſchen Grundlage für dieſe Gruppe, in der andererſeits ein weſtgermaniſcher Einſchlag erkennbar iſt, ſcheint überzeugend; mit Vorſicht denkt Vf. an die Möglichkeit, daß das fragliche Gebiet den Sidonen, einem Teilſtamm der Baſtarnen, zuzuſchreiben iſt (S. 100 f.), und daß hier das in den Quellen unklar umſchriebene Reich des Quaden Vannius, eines römiſchen Klientelfürſten, gelegen hat (vgl. S. 140). Eine Entſcheidung fällt ſchwer; man könnte auch bei Anerkennung des vom Vf. vorgelegten Befundes das regium Vannianum näher an der römiſchen Grenze vermuten. Umſo klarer iſt neben der jüngeren quadiſchen Gruppe in der Weſtſlowakei, zu der auch das ſchöne (Veröffentlichung von anderer Seite vorbehaltene, aber vom Vf. wenigſtens teilweiſe mitbehandelte) „Fürſtengrab" von Straže, Bez. Piſtyan (S. 106 — 115), gehört, die wandaliſche Siedlung in der Oſtſlowakei (vgl. Karte 10), zu deren früher veröffentlichten Hauptgräbern Czéke—Cejkov und Oſztrópatapataka—Oſtroviany bemerkenswerte Nachträge gebracht werden (S. 143—153). Eine ſiedlungsgeſchichtliche Auswertung der Funde der Völkerwanderungszeit begegnet größeren Schwierigkeiten, da der zweifellos vorhandene gotiſche Kultureinfluß ſich offenbar auch bei anderen Stämmen durchgeſetzt hat. Daß wichtige Beiträge zu dieſen Fragen gerade aus der Slowakei noch zu erwarten ſind, läßt der kurze Hinweis auf Reſte von zwei Spangenhelmen, dieſen ſeltenen Prachtſtücken der Völkerwanderungszeit (F. O. 167), vermuten.

Wir verdanken der mühevollen Kleinarbeit, auf der das Buch aufgebaut iſt, eine wertvolle Bereicherung der germaniſchen Altertumskunde. Auch der ſich immer ſtärker entwickelnden Bodenforſchung unſerer Nachbarländer wird dieſe Zuſammenfaſſung willkommen ſein. Nicht zuletzt aber iſt dieſe Unterſuchung ein Beitrag zur Südoſtausbreitung der Germanen, die trotz der ſpäteren ſtarken Abwanderung für die weitere Entwicklung dieſer Gebiete nicht belanglos geweſen iſt und auch im Rahmen der Südoſtdeutſchen Forſchungen einmal behandelt zu werden verdient.

München. Hans Zeiß.

Bergmann, Luis: Schmiedeiſerne Wegkreuze. Ogmütz: Kullil 1938, 28 S.

Das Büchlein enthält Abbildungen von 17 Wegkreuzen Weſt-Böhmens, deren Verbreitungsgebiet genauer umſchrieben wird. Einzelne Aufnahmen ſind vorzüglich gelungen, z. B. die vom Wegkreuz bei Hohendorf bei Marienbad, wo ſehr deutlich das Kunſtwerk, aber auch ſein Platz in der Landſchaft ſichtbar wird. Die Arbeit des Verfaſſers iſt umſo höher zu bewerten, als es bisher überhaupt keine Literatur über Wegekreuze gab. Den angekündigten Folgebänden dürften die Leſer dieſes Bildheftes mit Intereſſe entgegenſehen. R.

IV. Ungarn.

Thienemann, Theodor-Pukánszky, Béla [Hrsg.]: A Budapesti királyi magyar Pázmány Péter Tudományegyetem Német Intézetének Évkönyve. Első rész: Irodalomtudomany[1]) (Jahrbuch des Deutſchen Inſtituts der kgl. ung. Peter Pázmány Univerſität Budapeſt). Budapeſt: Deutſches Inſtitut der Univerſität. Jg. I (1936). 537 S. Jg. II (1937). 669 S. Jg. III (1938) 656 S.

Der ungariſchen Germaniſtik hat es ſchon ſeit Jahren an einem Publikationsorgan gefehlt. Das von Th. und P. ins Leben gerufene Unternehmen hat daher in dankenswerter Weiſe eine Lücke geſchloſſen, die in der Fachwelt die ganze Zeit hindurch unangenehm empfunden wurde. Soviel wir ſehen, dient es in erſter Linie zur Veröffentlichung von Arbeiten, die dem Schülerkreis Th.s und P.s entſtammen, und enthält ausnahmslos ſehr umfangreiche Studien. Der gediegene Leiſtungsſtand der Unterſuchungen iſt eine Selbſtverſtändlichkeit, die angeſichts der bisherigen Entwicklung der ungariſchen Germaniſtik eigentlich nicht beſonders betont werden müßte. Trotzdem unterſcheiden ſich die Arbeiten von denen der vorangehenden Zeit erheblich. Ein Teil davon verrät ſchon durch die Themenſtellung die ſtarke und außerordentlich fruchtbare Geltung geiſtesgeſchichtlicher Frageſtellungen, die ſeit der Berufung Th.s nach Budapeſt auch für die germaniſtiſchen Arbeiten dieſer Univerſität beſtimmende Geltung erlangt haben.

Eine inhaltliche Würdigung der Beiträge im einzelnen wäre ein ſchwieriges Unterfangen und würde eine umfangreiche Abhandlung erheiſchen. Wir müſſen uns daher auf die Hervorhebung einiger Unterſuchungen beſchränken. Einen wichtigen Beitrag zur Frage nach dem deutſchen Mittleranteil bei den franzöſiſch-ungariſchen kulturellen Beziehungen bietet Margarethe Nagy-Barhó,* Franzöſiſches Schrifttum in ungarländiſchen deutſchen Zeitſchriften, 1767—1852 (I, 1—155. Mit wertvollem bibliographiſchen Anhang). S. 31 wird die bekannte „Neuwieder Zeitung" irrig als aufkläreriſch-revolutionär ausgerichtet bezeichnet, während es in Wirklichkeit dieſe Strömungen nach Kräften bekämpfte. Auch das Fehlen eines deutſchen Auszuges wirkt gerade bei dieſer Arbeit ſchmerzlich. — In ein bisher noch ſehr vernachläſſigtes Gebiet ungariſcher Geiſtesgeſchichte im Vormärz führt die Studie von Edith Horváth,* Biedermeier-Lebensbilder (I, S. 229—92). Der ungariſche Biedermeier iſt noch lange nicht hinreichend erforſcht. Eine weſentliche Vorausſetzung dazu iſt die Berückſichtigung ſeiner Erſcheinungsformen und — wenn man ſo ſagen will — Elemente im benachbarten deutſchen Kulturgebiet ſowie der Beziehungen des deutſchen Biedermeiers zu Ungarn. H. unterzieht ſich dieſer Aufgabe mit Fleiß und viel Geſchick und unterſucht im Zuſammenhang damit den Einfluß des Biedermeiers im madjariſchen Schrifttum unter beſonderer Berückſichtigung einer beſtimmten Literaturgattung, der Lebensbilder. — Gleichfalls ſehr zu begrüßen iſt die Arbeit von Helene Schmidt,* Die ungariſche Kritik der deutſchen Romantik (I S. 293—407), die einer ſehr umſtrittenen Frage nach der Weſensart der ungariſchen Romantik mit einer außerordentlich glücklichen Themenſtellung von einer neuen Seite zu nahen weiß. Wir wiſſen, daß über die ungariſche Romantik noch keine Klarheit herrſcht. Es war daher ein glücklicher Einfall, ſich mit dem ungariſchen Urteil über die deutſche Romantik zu befaſſen, weil dadurch die Abweichungen in der Auffaſſung ſehr deutlich zum Ausdruck kommen, die uns auch bei der näheren Beſtimmung der ungariſchen Romantik weiterhelfen können.

Der II. Jg. zeichnet ſich durch eine womöglich noch größere Reichhaltigkeit des Gebotenen aus. Die Frage der Frauenemanzipation in Ungarn behandelt Suſanne Vogány (*Die Frauenemanzipation, 1790—1848. II, 177—251). — Ein ſehr wichtiges Moment der deutſch-ungariſchen Beziehungen ſchneidet Marie Dukony (Die ungariſche Tiefebene im deutſchen Schrifttum II, 565—669) an. Das deutſche Intereſſe für Ungarn ſeit der Zeit des Vormärz etwa wurde vor allem durch landſchaftliche Beſonderheiten dieſes Raumes genährt. Die ungariſche Tiefebene mit ihren für einen mitteleuropäiſchen Betrachter ſtark ausgeprägten Eigenartigkeiten des Volkslebens übte dabei einen ſehr großen Anreiz aus, deſſen Spuren ſich auch im deutſchen Schrifttum verfolgen laſſen. P.s Arbeit bietet ſomit einen nicht unwichtigen Beitrag zum Ungarnbild Deutſchlands vor allem im 19. Jh., wobei ich freilich betonen möchte, daß es neben der

[1]) Von Jg. II an veränderter Titel: ... Intézetének Irodalomtudományi Évkönyve.

Schwärmerei für die Pußtenromantik auch noch andere, ernſtzunehmendere Grundlagen eines Intereſſes an Ungarn gegeben hat. — Gleichfalls ſehr wichtig ſind zwei biographiſche Studien, die hervorragende Vertreter des ungarländiſchen Deutſchtums im 19. Jh. behandeln, den auch als Deutſchen Dichter bekannten Erlauer Biſchof Johann Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör und den geiſtvollen Literaturwiſſenſchaftler der Klauſenburger Univerſität Hugo Meltzl. Ueber M. ſchreibt Alexander Kerekes (*Hugo Meltzl von Lomnitz. II, 253—372). Er bietet ein gründlich gearbeitetes, ſtoffreiches Lebensbild dieſes bedeutenden Gelehrten ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher Herkunft, der, ungeachtet ſeiner Sprunghaftigkeit und ſeiner ſonderlinghaften Neigungen, einer der ideenreichſten Wiſſenſchaftler Ungarns in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s war. Die Arbeit K.s iſt in jeder Hinſicht ein erfreulicher Gewinn. — Abel Czigler bietet die Lebensbeſchreibung P.s (*Johann Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör, 1772—1847. II, 445—563), die neben dem rein Biographiſchen auch eine gute Analyſe ſeiner dichteriſchen Tätigkeit bietet. Verwunderlich iſt, daß Cz. die Beziehungen P.s zu Goethe überſehen hat (Vgl. Gideon Petz, Goethes Beziehungen zu Ungarn: DUHBl. IV [1932], 105—06).

Der III. Jg. wird durch eine Abhandlung Margarethe Szekrényeſys, *Romantik im Spiegel der deutſchen und ungariſchen Sprachphiloſophie (III, 5—182), eingeleitet, die Beiträge zur Geſchichte der ungariſchen Sprachphiloſophie, Romantik und nationalen Bewegung bietet. Bedauerlich iſt nur, daß der ungariſche Stoff in der Unterſuchung m. E. etwas zu kurz kommt. Sehr wichtig iſt Magdalene Horváths Studie, *Die Türkengefahr in der deutſchen öffentlichen Meinung (III, 183—289). Sie bietet einen Beitrag zum pſychologiſchen Verhältnis der deutſchen Oeffentlichkeit zu Ungarn und ſüdoſteuropäiſchen Fragen überhaupt, der über den behandelten Zeitraum hinaus grundſätzlichere Bedeutung beanſpruchen kann. Zur Kulturgeſchichte des Judentums im Vormärz und zum Eindringen jüdiſcher Elemente in das Geiſtesſchaffen dieſer Zeit bietet Maximilian Grünwald intereſſantes Material (*Jüdiſcher Biedermeier. III, 291—455). Die Beziehungen Ungarns zu Wien, beſonders auf dem Gebiet des Theaterweſens, erfahren durch die Unterſuchung Valerie Reisners, *Ungariſche Schauſpieler in Wien, 1769—1892 (III, 457—580) von einer Seite wertvollſte Beleuchtung, die bisher wenig beachtet worden iſt. In einem umfangreichen Anhang (S. 491 ff.) bietet ſie eine Zuſammenſtellung der Wiener Schauſpieler ungariſcher Herkunft. Unverſtändlich iſt das Fehlen eines deutſchen Auszuges, das eine Benutzung ſeitens der deutſchen Forſchung praktiſch unmöglich macht. — Die Arbeit Klara Dombays,* Apologetiſche Geſchichtsbetrachtung (III, 583—656), enthält Manches zum Verſtändnis des geiſtlichen Schrifttums Ungarns im Zeitalter der Reformation und der religiöſen Auseinanderſetzungen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. D. führt auch in dankenswerter Weiſe ungariſche Seitenſtücke in verhältnismäßig großer Anzahl an.

Dieſe Ueberſicht des Inhaltes kann man ruhig für ſich ſprechen laſſen. Sie veranſchaulicht den großen Wert des neuen Unternehmens am beſten. Im reinen wiſſenſchaftlichen Streben, das in den vorliegenden drei Bänden unverkennbar zum Ausdruck gelangt, wird ſich auch die deutſche Forſchung, ungeachtet beſtehender Verſchiedenheiten in der Auffaſſung, immer mit der ungariſchen Germaniſtik zuſammenfinden. F. V.

Neue Heimatblätter. Vierteljahrsſchrift zur Erforſchung des Deutſchtums in Ungarn. Jg. I (1935—36) und II (1937). Budapeſt. 380; 329 S.

Die „Beiträge zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa" von J. Kallbrunner und F. Wilhelm (I, 148—153 und 287—303) befaſſen ſich vor allem mit den privaten Siedlungen der vorthereſianiſchen Zeit. Von hiſtoriſchem Intereſſe iſt da beſonders der Hinweis auf die nach 1688 und in den Jahren 1717—39 in Belgrad angelegten Siedlungsverzeichniſſe. Die Verfaſſer heben beſonders das Verdienſt des Belgrader Hiſtorikers Dušan Popović hervor, der eine vorbildliche Ausgabe dieſer Liſten beſorgte, die indirekt auch für die Geſchichte des Deutſchtums im Banat und in der Batſchka wertvoll ſind, da die deutſche Einwohnerſchaft Belgrads nach der Inbeſitznahme der Stadt durch die Türken i. J. 1739 ſich vorwiegend in den Städten dieſer Landſtriche niederließ. — Von den in dem Aufſatz zum Abdruck gebrachten Konſkriptionsliſten intereſſiert beſonders die des Dorfes Pilſen, das 1688 in einer Beſchreibung der oberhalb Ofens gelegenen Donauortſchaften als einzige deutſche Siedlung bezeichnet wird. Weitere ſtatiſtiſche Angaben kennzeichnen die traurige Lage der

deutſchen Siedler Pilſens im Ausgang der Türkenzeit. — Aus der Bürgerliſte der Stadt Fünfkirchen vom J. 1698 erfahren wir, daß $^2/_3$ der Einwanderer aus Oeſterreich ſtammen ($^1/_3$ aus Süddeutſchland). — Als Quellen dienen den Verfaſſern außer den genannten (ſteuerlichen) Konſkriptionsliſten in einem Falle die „Spezifikation" der Einwohner zur Richterwahl und in einem anderen Falle eine Bittſchrift.

Obwohl nicht im Zuſammenhange mit dem ſoeben beſprochenen Aufſatze ſtehend, bildet doch der Beitrag von G. Reiſer „Zur Spät-Thereſianiſchen Anſiedlung im Banat. Gottlob, Triebswetter, Oſtern" (I, 268—286 und II, 84—114), vom Geſichtspunkt des Hiſtorikers aus betrachtet, eine Fortſetzung des erwähnten Artikels. Die Abhandlung R.s enthält ſchwerſte Anklagen gegen die Wiener Hofkammer und beſonders gegen die „Impopulationsdirektion" wegen ihres Einquartierungsſyſtems im Zuge der Anſiedlungsaktion, das ſchwere Krankheiten und Seuchen im Gefolge gehabt habe. Der Aufſatz bringt wertvolle Einzelangaben über die Beſiedlung der drei Orte, ihre bauliche Entwicklung, den Hausbau der Koloniſten, ihre landwirtſchaftliche Tätigkeit und wirtſchaftliche Nöte, ihre Kämpfe mit den Behörden ſowie über das kirchliche Leben und Schulweſen. Ueber die Herkunftsorte der Triebswetterer Feldbeſitzer des J. 1774 gibt uns die Abhandlung genaue Auskunft. Eine überſichtliche Karte ergänzt dieſe ſehr intereſſanten Forſchungsergebniſſe. — In das Gebiet der vorthereſianiſchen Siedlung führt noch ein Aufſatz von L. Hoffmann („Die Niederlaſſung der Banater und der für Serbien angeworbenen Siedler auf ungariſchen Privatgütern". I, 50—55). Die Abhandlung befaßt ſich weniger, wie man vermuten könnte, mit der Siedlung ſelbſt als mit der Anwerbung der Siedler und deren Transport, wobei H. über die Paßverhältniſſe aktenmäßig belegte Angaben macht. — Ueber die Auswanderung aus den von den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. betroffenen Gegenden Süddeutſchlands nach Ungarn berichtet ein Aufſatz von J. Häßler („Mittelbadiſche Ungarnwanderer. Nach Akten des Badiſchen General-Landes-Archivs Karlsruhe zuſammengeſtellt." I, 280—287). — Ueber die Volkskunde der in dieſem Aufſatz von Kalbrunner-Wilhelm erwähnten bemerkenswerten Sprachinſel Deutſch-Pilſen macht K. Horak intereſſante Mitteilungen („Das weltliche Volkslied in Deutſch-Pilſen." I, 214—268). Wir erfahren, daß die Erinnerungen an dieſe ſchon im 12. Jh. von Deutſchen beſiedelte Bergſtadt, die im 15. Jh. große Bedeutung gewann und einen außerordentlichen wirtſchaftlichen Aufſchwung nahm, im Bewußtſein der heutigen Bewohner fortlebt, ſodaß ſie ihr Dorf als „Stadt" bezeichnen. Der Hauptteil der Abhandlung befaßt ſich, dem Titel entſprechend, mit dem deutſchen Liedgut, das ſich hier beſonders bei dem evangeliſchen Teil der Bevölkerung erhalten hat.

Mit der Volksliedforſchung befaßt ſich auch eine Abhandlung von A. Loſchdorfer („Grundſätzliches zur Volksliedforſchung in den deutſchen Sprachinſeln Ungarns". I, 1—7). Als Zukunftsaufgabe der Wiſſenſchaft bezeichnet es die Verfaſſerin, durch Kollektivarbeit mit umfaſſenderer Zielſetzung nicht nur das Volkslied an ſich, ſondern zugleich ſeinen engeren und weiteren Lebenskreis zu erforſchen. Studien über die geſellſchaftliche Struktur der Dorfgemeinden, über Sippenzuſammenhänge und vor allem über das Gemeinſchaftslied ſollen zur Darſtellung der Zuſammenhänge von Lied und Leben führen. Die Forſchung in den deutſchen Siedlungen Ungarns ſoll ſich dabei auch auf im Dorfe geſungene madjariſche Lieder erſtrecken.

Im Zuſammenhang mit der von A. Loſchdorfer geforderten Zielſetzung ſei auf die Abhandlung von A. Haberlandt über „Gegenwartsaufgaben und Probleme der deutſch-ungariſchen Volksforſchung" (II, 1—7 und 177—193) hingewieſen. H. hebt in ſeinen Darlegungen den Wert der kulturgeographiſchen Methode für die volkskundlichen Unterſuchungen hervor. Durch Veröffentlichung der Ergebniſſe von in verſchiedenen Gegenden durchgeführten Volksbrauchtumsforſchungen rechtfertigt der Verfaſſer die Behauptung, daß „gerade die vergleichende Betrachtung eigenſtändiges Volkstum in ſeinen Weſenszügen dort hervortreten läßt, wo ſie es kulturgeographiſch in einen größeren Zuſammenhang ſtellt." Oft, insbeſondere beim Beobachten der Erntefeſtbräuche, greifen H.s Studien über das Karpathenbecken hinaus. Vergleiche mit Bräuchen in anderen Ländern laſſen den deutſchen bzw. madjariſchen Kulturanteil deutlich hervortreten und führen aus dem Gebiet umſtrittener Behauptungen in das wiſſenſchaftlich erhärteter Feſtſtellungen.

Die Abhandlung von Haberlandt über „Das Gefüge der deutſchen und magyariſchen Volkskultur im weſtungariſchen Grenzraum" (I, 193—211) bringt einleitend eine Ueberſicht über die geſchichtliche Entwicklung des deutſchen Siedlungs- und Kulturbodens in Weſtungarn. H. grenzt ſodann den Anteil der verſchiedenen Nationen an den mannigfachen Siedlungsformen (Hausbau, Dorfanlagen uſw.) ab. Beim Studium von Gehöften, Häuſern (Architektur, Innengliederung, Mobiliar, Hausgeſchirr), Volkskunſt, Volkstrachten und Feſtbräuchen unterſucht er die madjariſchen und deutſchen Einflüſſe, weiſt aber verſchiedentlich auch auf die Berührungspunkte und Aehnlichkeiten zwiſchen den beiden Volkskulturen hin.

In Fortſetzung eines im Jahrgang 7, Heft 1 der DUHBl. erſchienenen Artikels verbreitet ſich F. Baſch (I, 23—41) über die Verbreitung des Geiſter- und Zauberglaubens unter der deutſchen Bevölkerung Ungarns („Deutſcher Volksglaube in Ungarn"). In Verbindung mit ſeinen Ausführungen über Geſpenſter- und Hexenglauben macht H. Mitteilungen über die Abwehr von Verhexung und „Beſchreiung", über Schutzregeln, Sympathiekuren und Beſprechungsformeln. Die — im einzelnen durch Quellenangaben belegten — Angaben B.s erwecken den Wunſch, daß die Forſchung einmal ſyſtematiſche Vergleiche zwiſchen dem Volksglauben verſchiedener (benachbarter) Länder und Nationen anſtellen möge. Hierbei dürfte der Kulturgeographie, deren Bedeutung Haberlandt in ſeinem obenbeſprochenen Aufſatz hervorgehoben hat, eine dankenswerte Rolle zufallen.

A. Fr. Chr. Wirthoven bringt in einer umfaſſenden Abhandlung reiches ſtatiſtiſches Material „Zur gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums" (II, 7—41). W. iſt — nach eigenen Angaben — der erſte Forſcher, der mit dieſer Abhandlung verſucht, „bevölkerungspolitiſch durch das geſamte ungarländiſche Deutſchtum einen Querſchnitt zu machen" (S. 41).

A. Schlitt behandelt in ſeinem Aufſatz „Dorfgemeinſchaften in Szakadát" (II, 48—83) Familien- und geſelliges Leben in der genannten Gemeinde. Die Abhandlung, die ausführlich auf die verſchiedenen Kameradſchaften des Dorfes (der Schulkinder, Burſchen und jungen Mädchen wie der Verheirateten) eingeht, bereichert insbeſondere auch die deutſche Volksliedforſchung.

„Last, not least" ſeien Wiſſenſchaftler wie insbeſondere Südoſtforſcher auf die Abhandlungen von E. Moór, „Lautgeſchichte und Siedlungsgeſchichte" (I, 140—148) und von F. Valjavec, „Der deutſche Kultureinfluß in Ungarn" (I, 8—23 und 126—140) hingewieſen. Die das Mittelalter behandelnden Aufſätze B.s ſtellen die Fortſetzung einer im Jahrgang 1933/34 der DUHBl. erſchienenen Aufſatzreihe dar, die demnächſt in Buchform erſcheinen wird.

Weden.

Népünk és Nyelvünk (Madj. Volk und madj. Sprache). Geleitet von Elemér Moór und Karl Sebeſtyén. 9. Jg. Szegedin: 1937.

Aus dem reichhaltigen Inhalt dieſer Zeitſchrift, die durch beigegebene deutſche Auszüge auch der nichtmadjariſchen Forſchung bequem zugänglich iſt, heben wir hervor: Julius Mészáros,* Ein Jazygiſches Sprachdenkmal in Ungarn (S. 33 bis 51), Elemér Moór,* Ein neuer „Beweis" der Identität Hiung-nu Hunnen (250—56 [Nachtrag zu M.s Studie, vgl. SODF III, 395—399], Karl Sebeſtyén.* Die Bank des madj. Bauernhauſes (S. 1—15), Derſ.,* Madjar. Bauernſtühle (S. 129—46), Koloman Timár,* Eine Grenzbegehung aus Fajſz v. J. 1734 (S. 217—21 [zeigt, daß die bunyewatziſchen Siedler, die nach Ende der Türkenzeit hier angeſiedelt wurden, zum großen Teil die alten madj. Grenzbezeichnungen beibehielten]).

Szegedi Füzetek. (Szegediner Hefte.) Szegedin: Städtiſche Druckerei und Buchverlag 1937 III. Jg. 253 S.

Die gediegene Zeitſchrift, die mit vorliegendem Band leider ihr Erſcheinen einſtellte (S. 245), zeichnet ſich auch mit dieſem durch außerordentliche Reichhaltigkeit des Inhaltes aus. Neben einer Reihe ſprachwiſſenſchaftlicher Beiträge, auf die an dieſer Stelle nicht verwieſen werden braucht, iſt auch die Volkskunde, Sprach- und Kulturgeſchichte mit Aufſätzen vertreten. Irma Eckert ſetzt ihre Unterſuchung über „Urſprung und Entwicklung der Kalocſaer Stickerei" fort (S. 47—59), die intereſſantes Material zur Frage nach dem Einfluß der Stadtmode auf die ländliche

Tracht bietet. Gideon Mészöly, der Herausgeber der Zeitschrift, veröffentlicht eine Mönchsneckerei in madjarischer Sprache aus der Zeit um 1427, die aus dem Kronstädter Dominikanerkloster in der Altstadt stammt und von Joseph Fógel entdeckt wurde (S. 71—73).

Madjarische Wörter aus mittelalterlichen Urkunden, die vor allem aus den Urkunden des Privatarchivs des Erlauer Domkapitels stammen, veröffentlicht Béla Iványi (S. 233—40). Die Benutzbarkeit der Zeitschrift seitens nichtmadjarischer Forscher wird durch die beigegebenen deutschen Inhaltsangaben erhöht. R.

Adam Schlitt, Die Mundart von Szakadát. Eine sprachliche Untersuchung im Hinblick auf die urheimatlichen Auswanderungsgebiete mit einem Anhang aus den volkskundlichen Teilen der Pfarrchronik von Szakadát. Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter, V. Budapest 1938, 106 S.

Diese Arbeit, die als dritte mundartliche Arbeit des Germanischen Institutes der Universität Debrecen erschienen ist, will einen statistischen Ueberblick über die Mundart von Szakadát geben und ist eine wertvolle Ergänzung des bunten Sprachenbildes der Schwäbischen Türkei. Ganz unbekannt war uns diese Mundart mit ihren charakteristischen dat, wat Formen ja nicht, da Schreiber dieser Zeilen auf Grund einer flüchtigen Beobachtung ihre auffallendsten Eigentümlichkeiten, — man sagt fous, fois, foi, nau, leip, aich, tot für: „Fuß, Leute, neu, lieb, ich, das" — in den DUHBl. (Jg. 1931 S. 122 ff.) und ihre urheimatlichen Verwandtschaftsverhältnisse im Budapester Sonntagsblatt (vom 1. Mai 1932) schon festgestellt hat. Schlitt bearbeitet nun ebenfalls auf mittelhochdeutscher Grundlage die Laut- und Formenlehre der Mundart seiner Heimatgemeinde mit größter Genauigkeit, kommt aber in seiner Mundartbeschreibung zu demselben Endergebnis, wie ich in meinem erwähnten Artikel im Sonntagsblatt: die Szakadáter Mundart ist mit der Sprache um Westerburg, Montabur, Diez, Limburg am meisten verwandt; doch meint er, daß „hauptsächlich das Lahntal um Diez als Urheimat der Kolonisten nicht abgestritten werden kann". Es gibt aber zwei auffallende Erscheinungen, die — wie Schlitt glaubt — seine Beweisführungen zu vernichten scheinen. Es handelt sich um die Tatsache, daß auf dem fraglichen Gebiet der Urheimat die Wörter tot, rot, brot, dann böse, schön mit langem u bezw. langem i gesprochen werden, während in Szakadát wie im Fuldaischen o und e herrscht. Daraus, sowie aus dem in der Szakadáter Pfarrchronik (1765) angeführten Satz „ich kann naut gefreß" folgert er, daß auch in Szakadát eine Mischmundart vorliegt, die unseren bisherigen Beobachtungen, daß nämlich bei den Privatsiedlungen die Siedler gewöhnlich aus einer urheimatlichen Gegend stammen (DUHBl. 1933, 352 ff.), widerspricht. Nach Schlitt muß das o und e in obigen Wortformen, sowie auch das Präfix im endungslosen Infinitiv in der alten Pfarrchronik aus der Sprache Fuldaer Siedler stammen. Das stimmt jedoch nicht ganz. Wenn Verf. im Sprachatlas-Institut arbeiten hätte können, hätte er sehen müssen, daß auf dem fraglichen Gebiet um Diez, Westerburg usw. etliche Ortschaften mit langem o und e vorkommen. (Ich konnte dort z. B. 8 Dörfer zusammenzählen, wo brōt gesagt wird; auch gibt es ebendort eine ziemlich große Insel, wo für „böse" anstatt dem allgemeinen oberhessischen bies wie in Szakadá bes verbreitet ist). Mit dem Präfix ge im endungslosen Inf. neben „können" steht es auch nicht so einfach, wie man das ohne Kenntnis der urheimatlichen Verhältnisse glauben könnte. Die Verbreitungslinien dieser Form sind auf dem Sprachatlas in Marburg noch nicht bearbeitet. Ich selbst konnte jedoch auf Grund der Wenkerschen Fragebogen feststellen, daß diese Form auf einem weit größeren Gebiet verbreitet ist wie der endungslose Inf. ohne Präfix. Aus der argzerfressenen Linie im Westen, — etwa von Cassel bis Marburg und Soden, — darf man jedoch schließen, daß dieses ge- auch in Deutschland im Rückzug begriffen ist. Wir halten es also nicht für unmöglich, daß im Jahre 1723, zur Zeit der Neubesiedlung von Szakadát, auch in der Diezer Gegend noch ich kann naut gefreß gesagt wurde, nur ist diese Spracheigentümlichkeit in der alten wie auch in der neuen Heimat allmählich verdrängt worden.

Wir sehen also, daß auch die Szakadáter Mundart kein Mischdialekt ist, denn alle ihre Sprachformen lassen sich im Westerwald und im unteren Lahntal auch heute noch auffinden. Umso verblüffender wirkt aber die Angabe der Pfarrchronik, daß nämlich die Szakadáter ex Austrasia germanice Westrich penes fluvium Saar gekommen seien. Da wir nun die Mundart aus der Arbeit Schlitts auf das

genaueſte kennen, beſtehen wir auch weiterhin auf unſerer Meinung (Sonntagsblatt, a. a. O.), daß in der Chronik der Weſterwald mit dem Weſtrich verwechſelt wurde. Dieſe Pfarrchronik, deren wichtigere Teile Verfaſſer im Anhang ohne Erläuterungen und kritiſche Bemerkungen bringt, iſt faſt in der ganzen Tolnau die älteſte ſolcher Schriften. Der mitgeteilte Text ſtammt vom Pfarrer Winkler, der ſich auch mit der Siedlung und mit den Siedlern beſchäftigte. R. Hartmann und W. Kuhn haben übrigens Winklers Aufzeichnungen ſchon vor Jahren beſprochen. (Vgl. DUHBl. Jg. 1930, 66 ff. und Jg. 1934, 111—122).

Aus dem Geleitwort von Prof. Richard Huß erfahren wir, daß er von A. Schlitt begleitet im Sommer 1937 in mehreren deutſchen Ortſchaften Transdanubiens auf Grund der Wenkerſätze und 4 eigener Ergänzungsſätze phonographiſche Aufnahmen machte. Von ihm ſtammt auch die genaue mundartliche Umſchrift der phonographiſchen Aufnahme aus Szakadát. Wenn einmal alle unſere Mundarten mit dieſer von Huß angewendeten und in ſeinem Geleitwort (vgl. auch NHBl. III. Jg., S. 9—13) eingehender beſprochenen Methode aufgezeichnet ſind, wird auch der ungarländiſche deutſche Sprachatlas nicht mehr lange auf ſich warten laſſen.

Szarvas. J. Weidlein.

Eckhart, Franz: A jog- és államtudományi kar története (Geſchichte der rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät), 1667—1935. Budapeſt: Peter Pázmány Univerſität 1936. XIV + 728 S. — A Kir. Magyar Pázmány Péter Tudományegyetem története (Geſch. der kgl. ung. Peter Pázmány-Univerſität, II).

Győri, Tibor: Az orvostudományi kar története (Geſch. der med. Fak.), 1770—1935. Budapeſt: Peter Pázmány-Univerſität 1936. XVI + 842 S. (Ebda., III).

Szentpétery, Imre: A bölcsészettudományi kar története (Geſch. d. philoſ. Fak.). Budapeſt: Peter Pázmány-Univerſität 1935. XIX + 716 S. (Ebda., IV).

Die 300-Jahrfeier der ungariſchen Landesuniverſität hätte keinen würdigeren Niederſchlag finden können als durch die Herausgabe dieſer großangelegten Geſchichte der Univerſität, in der der wiſſenſchaftliche Leiſtungsſtand der Gegenwart der Forſcherarbeit vergangener Geſchlechter, zugleich aber ſich ſelbſt ein ſchönes Denkmal geſetzt hat.

Wenn wir heute die bis jetzt erſchienenen drei Bände einer Würdigung unterziehen (der 1. Band des Unternehmens, der die Geſchichte der theologiſchen Fakultät behandeln ſoll, iſt noch nicht erſchienen), ſo iſt dieſe Aufgabe weder einfach noch leicht. Es hätte keinen Sinn, die Veröffentlichungsreihe mit Lobestiraden zu bedenken. Ebenſo wenig am Platze aber wäre eine kleinliche Kritik.

Um es ſofort vorwegzunehmen: es handelt ſich nicht nur um die Geſchichte einer Univerſität, ſondern darüber hinaus um eine zuſammenhängende Darſtellung wiſſenſchaftlichen Arbeitens, die ſich — mit Ausnahme der erſt 1770 gegründeten mediziniſchen Fakultät — über 300 Jahre erſtreckt und dadurch einen Querſchnitt durch die Geſchichte der ungariſchen Wiſſenſchaft innerhalb dieſes Zeitraumes wie bisher noch kein Werk bietet.

Alle vorliegenden Bände zeichnen ſich durch eine klare, gut gegliederte und ſorgfältig belegte Darſtellung aus, die ſich auf jahrelange Vorarbeiten der einzelnen Verfaſſer aufbaut. Die gediegene Auffaſſung, von denen die Bände beſtimmt ſind, kommt auch darin zum Ausdruck, daß von den noch lebenden Profeſſoren außer der Angabe des Zeitpunktes ihrer Ernennung, nichts mitgeteilt wird (I, S. VI; II, S. VII). Sach- und Namensverzeichniſſe, die jedem Band beigegeben und, wie ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, zuverläſſig ſind, erhöhen die Benutzbarkeit dieſer Veröffentlichungsreihe.

Die Geſchichte der rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät hat den bekannten Rechtshiſtoriker E. zum Verfaſſer, deſſen Darſtellung ſich durch Schlichtheit und ruhige Sachlichkeit auch bei umſtrittenen Fragen auszeichnet.

Die Zeit der Gründung (1667) und die darauffolgende Zeit, in der die Fakultät unter der Oberaufſicht des Graner Domkapitels ſtand, wird von E. nur kurz behandelt. Ausführlicher geht er auf die Entwicklung ſeit 1760 ein, die durch die Einflußnahme des Staates gekennzeichnet iſt, der fortſchreitend ſtärker der Fakultät ſeinen Willen aufzwang und dieſe umgeſtaltete. E. behandelt dieſe Reformmaßnahmen des Wiener Hofes mit bemerkenswerter Sachlichkeit, die überhaupt eine hervorſtechende Eigenſchaft ſeines Buches iſt, und erkennt ihre Bedeutung für die weitere Entwick-

lung vollauf an. Tatsächlich muß betont werden, daß die Reformen der thereſianiſchen, aber auch der ſpäteren Zeit der Fakultät ſowie der ganzen Univerſität aufgezwungen werden mußten, und daß ihre Angleichung an die allgemein-europäiſche Entwicklung aus eigener Anſicht erſt ungleich ſpäter erfolgt wäre. Die Bevormundung der Wiener Regierungsſtellen, die gewiß oft auch läſtig ſein mochte, erſcheint unter dieſen Umſtänden in einem etwas anderem Lichte. Wie die Sachlage an der Fakultät vor Durchführung der Wiener Reformen geweſen ſein mochte, geht — um nur ein Beiſpiel herauszugreifen — daraus hervor, daß das Domkapitel noch 1760 die Profeſſoren des vaterländiſchen Rechtes dazu verhalten mußte, den Vorleſungen nicht grundlos fernzubleiben und das Diktat einem Schüler zu überlaſſen (S. 35). Die einzelnen Phaſen des Reformwerkes werden ſehr gut herausgearbeitet, die bedeutenderen Profeſſoren dieſes Zeitraumes eingehend behandelt, ſo daß auch das Wirken der Perſönlichkeit dadurch in Erſcheinung tritt (vgl. z. B. S. 291—93; 341—68). Sehr hervorzuheben iſt m. E. auch die Behandlung der neoabſolutiſtiſchen Zeit. Bis in die jüngſte Vergangenheit ſind die kulturellen Reformen dieſes Zeitalters in Ungarn ſeitens der ungariſchen Forſchung ſtiefmütterlich behandelt worden. Es iſt ungemein erfreulich, daß E. auch in dieſem Betracht einer vorurteilsfreieren Betrachtung der Dinge die Bahn bricht, ohne freilich den ungariſchen Standpunkt aufzugeben. Eine nicht weniger eingehende Behandlung erfährt auch das Zeitalter des ſog. „Proviſoriums" (1860—67) und die Zeit nach dem Ausgleich, in der die Fakultät im großen Ganzen ihr jetziges Gepräge gewann.

Bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von Arbeiten über die Geſchichte der ungariſchen Rechtswiſſenſchaft, in Anbetracht ferner der Vorzüge, deren ſich E.s Darſtellung erfreut, muß ſein Buch beſonders begrüßt werden.

Die Errichtung der mediziniſchen Fakultät wurde 1769 von Maria Thereſia beſchloſſen und von van Swieten in die Wege geleitet. Ging die Gründung und die Planung von Wien aus, ſo erfolgte auch die Beſetzung mit Kräften, die in Wien ihre Ausbildung erhielten und van Swieten ihre Ernennung nach Tyrnau verdankten. Von den erſten fünf Profeſſoren waren alle ausnahmslos Angehörige der Wiener Schule und von van Swieten empfohlen. Einer (Shoretich) ſtammte aus dem heutigen Burgenland, einer aus dem damals noch kaiſerlichen Banat (Prandt), zwei (Winterl, Plenck) aus den öſterreichiſchen Erbländern und einer (Trnka) aus Böhmen. Auch in der Folgezeit war Wien mit ſeinen Anordnungen und Reformen für die weitere Entwicklung der mediziniſchen Studien an der Landesuniverſität ſchlechtweg beſtimmend, woran ſich bis gegen Ausgang des Vormärz nur wenig ändern ſollte. Dieſer Sachverhalt gelangt auch in Gy.s Darſtellung zum Ausdruck, obſchon er ſich nicht immer zu einer entſprechend poſitiven Wertung dieſes Wiener Einfluſſes zu erheben vermag. Auch der Ausſpruch Gy.s: „Die ungariſche Nation hat in dieſen Jahren (joſephiniſches Jahrzehnt) eine vielleicht nicht genügend gewürdigte Haltung eingenommen, als ſie, auf das tiefſte (vérig) durch die deutſche Sprachordnung, welche die eigene (madjariſche) Sprache überging, beleidigt, dennoch einſah, daß ſie ihre Bildung und ihren Geſichtskreis erweitere, wenn ſie ſich die deutſche Sprache aneigne" (S. 123), gibt den wahren Sachverhalt nicht ganz einwandfrei wieder. Wir dürfen die Lage gegen Ausgang des 18. Jh.s nicht mit Augen einer ſpäteren Zeit betrachten. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s und ſpäter war es möglich, auf die Mittlerdienſte der deutſchen Sprache zu verzichten. Anders im thereſianiſchen und joſephiniſchen Zeitalter. Damals war die Geltung der deutſchen Sprache im Bereich des Geiſtigen ſo ſtark, die madjariſche Sprachkultur noch ſo in ihren Anfängen, daß deutſche Sprachkenntniſſe für geiſtig Schaffende ſo gut wie unentbehrlich waren.

Sehr intereſſant iſt die Darſtellung der Lage, in der ſich die Fakultät während den Ereigniſſen von 1848—49 befand (S. 471). Gelegentlich freilich wird ſie zu breit und geht zu ſehr auf die allgemein-politiſchen Zuſammenhänge ein.

Sehr aufſchlußreich iſt die Entwicklung der Fakultät während des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts, dem dieſe in rein wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſehr viel verdankt, was übrigens auch Gy. anerkennen muß (z. B. S. 518). Freilich ſetzte ſich dieſer damals eintretende Aufſchwung in der Zeit nach 1860 bezw. 1867 kräftig fort, was beweiſt, daß die Kräfte für eine eigenſtändigere Entwicklung bereits ſchon vorhanden waren.

Sz. verdanken wir die Geſchichte der philoſophiſchen Fakultät. Er, den wir bisher nur als hervorragenden Kenner auf dem Gebiet der Urkundenlehre gekannt haben, hat damit ſeine geſtaltende Fähigkeit über ſeine engere Fachrichtung hinaus erwieſen. Seine Arbeit iſt nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte vor allem

der Kulturwiſſenſchaften in Ungarn, ſondern gleichzeitig ein wertvoller Beitrag zur Kultur- und Geiſtesgeſchichte des Landes überhaupt. Die Zeit vor 1753, der erſten von Wien veranlaßten Studienreform, wird von Sz., ebenſo wie von E., verhältnismäßig kurz behandelt, was im Stoff begründet iſt. Die von Wien ſeit 1753 ausgehenden Reformen, die eine Abhängigkeit von Wien bis in die 60er Jahre des 19. Jh.s ergaben, erfahren bei Sz. eine eingehende Darſtellung, aus der ſich ihre Tragweite für den Aufſchwung unſchwer ermeſſen läßt. Auch Sz. ſieht in manchen dieſer Maßnahmen den Niederſchlag einer Bevormundung und geſamtſtaatlicher Beſtrebungen. Obwohl er dabei die Grenzen der Sachlichkeit immer einzuhalten bemüht iſt (Vgl. z. B. S. 29—30, wo er nachweiſt, daß bei der Reform v. J. 1753 auch die Univerſität befragt wurde), beurteilt Sz. m. E. die Rolle der Wiener Schulpolitik bei dem allmählichen Ausbau der Fakultät doch etwas zu ungünſtig. Es iſt natürlich richtig, daß die Maßnahmen der Wiener Regierungsſtellen auf eine kulturelle Vereinheitlichung im Sinne der geſamtſtaatlichen Beſtrebungen hinarbeiteten und — in der Zeit des Neoabſolutismus — vor allem auf dem Gebiet des höheren Schulweſens die Geltung der deutſchen Sprache ſichern wollten. Anderſeits ſehen wir aber, daß dieſe Maßnahmen ſeit der Zeit Maria Thereſias die Univerſität dem Leiſtungsſtand des Weſtens anglichen und ſich dadurch ein Verdienſt erworben haben, das heute nach ſo langer Zeit nicht geſchmälert werden brauchte. Ich möchte übrigens hervorheben, daß Sz. die Maßnahmen des joſephiniſchen Jahrzehnts mit bemerkenswertem Verſtändnis behandelt (S. 141 ff.), während noch Gy. die Mär angeblicher Germaniſierungsabſichten Joſephs II. wenigſtens in einem Nebenſatz aufwärmt (S. 124). Ich ſehe auch in dieſer Haltung Sz.s einen Beweis dafür,, daß in der Beurteilung der thereſianiſchen und joſephiniſchen Zeit gerade in den letzten Jahren die Auffaſſung der ungariſchen Forſchung ſich weitgehend der deutſchen genähert hat, während noch vor einigen Jahrzehnten die Gegenſätze in der Bewertung geradezu unüberbrückbar zu ſein ſchienen.

Groß iſt dagegen die Meinungsverſchiedenheit noch hinſichtlich des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts (1849—59). Obwohl die ungariſche Forſchung der letzten Zeit auch hierin inſofern einen bemerkenswerten Wandel vollzogen hat, als ſie die kulturelle Reformtätigkeit dieſes Zeitalters bereits poſitiver wertet (ich erinnere hier nur an das Urteil Kornis' über die pädagogiſchen Maßnahmen EPhK 1933, 129), gehen, was die kulturelle Bedeutung des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts betrifft, die Anſichten immer noch ſehr auseinander.

Auch Sz. erkennt zwar die große Tragweite der Thunſchen Reformen für die weitere Entwicklung der Fakultät an (Vgl. beſ. S. 396). Er hebt beſonders hervor, daß die Fakultät durch ſie eine gefeſtigtere Stellung bekam, ferner die Einführung der Lehrfreiheit und der Privatdozentur ſowie eine neue zeitgemäße Beſtimmung der in ihr vertretenen Fachrichtungen. Als ſchädlich bezeichnet er die Einführung der deutſchen Unterrichtsſprache, Ernennung fremder Profeſſoren, die bewußte Vernachläſſigung nationaler Lehrgegenſtände ſowie die Beſeitigung der freien autonomen Beſetzung der Hochſchulvertretung. Ich vermag mich hierin der Auffaſſung Sz.s nicht ganz anzuſchließen. Im Sinne der damaligen nationalen und liberalen Strömungen war vieles ein Vergehen, was heute aus einem Abſtand von rund acht Jahrzehnten doch etwas anders beurteilt werden kann. Die Berufung fremder Profeſſoren war z. B. ganz beſtimmt der geiſtigen Entwicklung der Univerſität von Vorteil (vgl. etwa auch die Hinweiſe Gy.s, S. 527) und iſt auch in anderen Ländern Mittel- und Weſteuropas zumindeſtens üblich geweſen. Die deutſche Unterrichtsſprache und die nur vorübergehende Neigung ungariſche Lehrgegenſtände zurückzudrängen, haben der wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Univerſität keine nennenswerten Wunden geſchlagen. Die beiden Maßnahmen können politiſch negativ beurteilt werden, rein wiſſenſchaftliche Schäden — auf die es in dieſem Zuſammenhang doch ankommt — haben ſie aber wie geſagt nicht gehabt. Was wiederum die Frage der Hochſchulautonomie betrifft, ſo darf nicht überſehen werden, daß es auch hierin verſchiedene Auffaſſungen geben kann. Inſoferne gebe ich aber Sz. recht, daß dieſe Maßnahmen damals als Verletzung nationalmadjariſcher Belange aufgefaßt wurden, daß ſie darüber hinaus dieſe in kultur- und ſprachpolitiſcher Hinſicht ſchädigten. Die ungariſche Forſchung kann heute dieſe Tatſache noch nicht überſehen. Immerhin halte ich es für möglich, daß die heute von ungariſcher Seite aus noch beſtehenden Einwände im Laufe der weiteren Entwicklung an Gewicht verlieren werden.

Schließlich möchte ich noch auf die Darſtellung der Entwicklung nach 1860 verweiſen, die ebenfalls ſehr aufſchlußreich iſt und für die künftige Forſchung von

großer Bedeutung ſein dürfte. Gerade die ſchlichte Behandlung dieſes Zeitraumes, die ſich auf die wichtigſten Daten und eine bündige Kennzeichnung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen beſchränkt, fällt angenehm auf.

Alles in allem müſſen wir für dieſe Gabe, die in der Erforſchung der ungariſchen Wiſſenſchaftsgeſchichte einen Markſtein bedeutet, aufrichtig dankbar ſein. Wir dürfen auch darin ein begrüßenswertes Zeichen für die ſteigende Selbſtachtung der Forſchung ſehen, daß ſie ihrer Vergangenheit, ihrem Werden dieſe Aufmerkſamkeit ſchenkt. Valjavec.

Detrich, Martha: Kertbeny Károly élete és műfordítói munkassága (Das Leben Karl K.s und ſeine Überſetzungstätigkeit). Szegedin: 1936. 90 S. Germanisztikai Füzetek, V (Szegediner Diſſ.).

Karl Kertbeny (Benkert) war eine der intereſſanteſten Geſtalten des geiſtig regen deutſchen Bürgertums in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, der durch ſeine zahlreichen, obſchon nicht immer beſonders wertvollen Uebertragungen madjariſcher Dichter ins Deutſche weſentlich zu ihrer Bekanntmachung in Mittel- und Weſteuropa beigetragen hat. Die Arbeit D.s iſt daher ſehr zu begrüßen. Sie iſt gewiſſenhaft gearbeitet, gut gegliedert und vermeidet vor allem auch den beliebten Fehler der Doktoranden, ihren „Helden" in den Himmel zu heben. Das weſentlichſte Ergebnis ihrer Arbeit iſt, daß die Geringſchätzung K.s nicht berechtigt war, daß er ungeachtet ſeiner perſönlichen und ſachlichen Schwächen, die D. mit ſchonungsloſer Klarheit herausarbeitet, durch ſeine Ueberſetzungstätigkeit dem madjariſchen Schrifttum einen nicht unweſentlichen Dienſt erwieſen hat.

Moór, Elemér: Hiung-nuk és húnok (Hiungnus und Hunnen). Szegedin 1937. A Szegedi alföldkutató bizottság könyvtára. IV. szakosztaly, 36. 22 S. (mit deutſchem Auszug).

Verf. wendet ſich gegen die Gleichſetzung der in chineſiſchen Quellen genannten Hiung-nu mit den Hunnen, gegen deren türkiſchen Charakter eine Reihe von Beweisgründen ins Treffen geführt werden.

Ludwig, Helmut: Heinrichs von Mügeln Ungarnchronik. Vorarbeiten zur einer kritiſchen Ausgabe. Berlin: Pfau 1938. 134 S.

Die gründlich und gewiſſenhaft gearbeitete Studie iſt in mehrfacher Hinſicht von Ertrag. Sie behandelt den bisherigen Forſchungsſtand (S. 1 ff.), die Vorlagen für H. v. M. (S. 9 ff.) und ſeine Ueberſetzung, wobei in manchen Punkten die Auffaſſung Domanovzkys richtiggeſtellt werden konnte (S. 26 ff.). Im zweiten Teil ſeiner Arbeit unterſucht L. die Handſchriften (S. 43 ff.), ihre Textgeſtaltung (S. 77 ff.) und ſtellt am Schluß ſeiner Arbeit den Handſchriftenſtammbaum zuſammen (S. 120 ff.). Die von L. gebotenen Ergebniſſe ſind nicht nur von germaniſtiſchem Intereſſe, ſtellen nicht nur einen Beitrag zur Geſchichte der mittelalterlichen Hiſtoriographie Ungarns dar, ſondern beleuchten auch in einigen Punkten die deutſch-ungariſchen Beziehungen des 14. und 15. Jh.s.

Balanyi, Georg: A szentszék és a magyarság szerepe Budavár visszafoglalásában (Die Rolle des Hl. Stuhles und des Ungartums bei der Zurückeroberung der Feſtung Ofen). Budapeſt 1937. 10 S.

B. verſucht in vorliegender Schrift den Nachweis zu erbringen, daß die Befreiung Ofens in erſter Linie ein Werk des Papſtes Innozenz XI. geweſen ſei, der dieſe geiſtig und materiell vorbereitete, und daß auch der ungariſche Steuerzahler an der Vorbereitung und Durchführung des Feldzuges einen ſehr weſentlichen Anteil gehabt hätte. Ohne die Richtigkeit der von B. angeführten Umſtände in Zweifel zu ziehen, muß aber doch geſagt werden, daß daneben auch dem Einſatz des Reiches eine große Bedeutung zukam. Ebenſo wie es falſch wäre, die Befreiung Ofens als ein ausſchließlich deutſches Werk hinzuſtellen, iſt es auch unrichtig, den deutſchen Anteil, der in Wirklichkeit überaus wichtig war, außer Acht zu laſſen.

Nádor, Jenő-Kemény, Gábor: Tessedik Sámuel élete és munkája (Das Leben und Werk S. T.s). Budapeſt: Druckerei Merkantil 1936. 130 S.

Die gründliche, materialreiche Studie über T., die auch die handſchriftlichen Quellen heranzieht, iſt ſehr zu begrüßen. Sie vermehrt die ohnehin nicht allzu

zahlreichen Biographien über ungariſche Gelehrte und iſt außerdem ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geſchichte der Pädagogik in Ungarn im Zeitalter der Aufklärung.

Kún, Joſef: Graf Tiſza, Stephan, Képviselőházi beszédei (Parlamentsreden). Budapeſt: Ungar. Akademie d. Wiſſ. 1937. Bd. 3/2 u. 4. XXVII + 842; XXX + 962 S.

Die großzügige Ausgabe der geſamten Schriften und Reden Tiſzas bedeutet nicht nur eine Ehrung dieſes ungariſchen Staatsmannes, ſondern darüber hinaus eine Quellenſammlung zur Geſchichte Ungarns vor und während des Weltkrieges, die für dieſen Zeitraum von grundlegender Wichtigkeit iſt. Die vorliegenden beiden Bände, deren Textwiedergabe, Kommentierung und Einleitung als ebenſo gelungen wie die vorangehenden bezeichnet werden darf, umfaſſen den Zeitraum zwiſchen 1904 und 1913, alſo einen Teil des erſten Kabinetts T. (Oktober 1904 bis Februar 1905), die Zeit der geſchäftsführenden Miniſterpräſidentſchaft (bis Juni 1905), einige Reden, die T. in der Folgezeit als Privatmann gehalten hat, und ſeine Tätigkeit als Präſident des Abgeordnetenhauſes bis zur Ernennung zum Miniſterpräſidenten (Mai 1912—Juni 1913). Die Wichtigkeit dieſes Zeitraumes für die parlamentariſche Entwicklung Ungarns bringt es mit ſich, daß die beiden Bände für jeden, der die politiſche Entwicklung Ungarns im Zeitalter des Dualismus bearbeitet, ſchlechtweg unentbehrlich ſind und vor allem auch über die pſychologiſche Seite des ungariſchen Parlamentarismus reiche Aufſchlüſſe gewähren. Die Ungariſche Akademie der Wiſſenſchaften hat ſich durch die Herausgabe dieſer Veröffentlichungsreihe, deren weiteren Bänden wir mit Erwartung entgegenſehen dürfen, ein großes Verdienſt erworben, das auch an dieſer Stelle hervorgehoben ſei. R.

Kálvin és a Kálvinizmus (K. und der Kalvinismus). Aufſätze der Vierhundertjahrfeier der Institutio, verfaßt von den Profeſſoren und Doktoren der ref. theol. Fakultät der kgl. ung. Stephan Tiſza-Univerſität. Debrezin: Buchverlag der Stadt und d. ref. Kirchendiſtriktes jenſeits der Theiß 1935. 461 S.

Die großangelegte Feſtſchrift enthält neben theologiſchen Studien, auf die wir nicht einzugehen haben, eine Reihe ſehr wertvoller Abhandlungen aus dem Gebiet der reform. Kirchengeſchichte, die den hohen Leiſtungsſtand dieſer Fachrichtung in Ungarn veranſchaulichen. Wir beſchränken uns im Nachſtehenden auf die Hervorhebung einiger Aufſätze, die natürlich nur eine etwas willkürliche Auswahl darſtellen. Das Verhältnis *„Meliuſz und Kalvin" (S. 295—338) wird von Emerich Révéſz behandelt, der feſtſtellt, daß M.s Haltung nicht ohne weiteres als kalviniſche bezeichnet werden kann, daß in ihm jedoch die theologiſche Beeinfluſſung des Genfer Reformators ſchon ſtärker iſt als bei der ihm vorangehenden Theologengeneration, die etwa durch Stephan Kiſs von Szegedin verkörpert wird. Den Prozeß der ſchrittweiſen Klärung im Anſchauungsgut des ungariſchen Kalvinismus herauszuarbeiten, iſt ein großes Verdienſt R.s und ſeiner glücklich kombinierten geiſtesgeſchichtlich-analytiſchen Methode, die dem theologiſchen Gedankengut der Zeit wirklich auf den Grund geht. — Das ſoziale Wirken, die Beſtrebungen nach innerer Vertiefung der reform. Kirche in Siebenbürgen unterſucht Géza Nagy (*Spuren der inneren Miſſion in der älteren Geſchichte der ſiebb. reform. Kirche, S. 363—77). — Zur Frage des kirchlichen Gemeinſchaftsbewußtſeins, das in Mittel- und Weſteuropa eine bemerkenswerte Anteilnahme an den Geſchicken vor allem Ungarns etwa im 17. Jh. ergab, bedeutet die Studie von Edmund Miklós, *Die grundſätzl. Stellungnahme des niederländ. Kalvinismus im Trauerjahrzehnt des ung. Proteſtantismus (S. 331—92), einen überaus bemerkenswerten Beitrag. — Die Geſchichte des proteſtantiſchen Kirchenliedes in Ungarn erfährt durch den Aufſatz Alexander Payrs eine wichtige Bereicherung (*Brüderl. Gemeinſchaft in unſeren ungariſch-proteſtantiſchen Geſangbüchern, S. 403—40), worin er vor allem den Berührungen zwiſchen dem evangeliſchen und reformierten Kirchenlied nachgeht.

Die Benutzbarkeit der dankenswerten Veröffentlichung wird durch Inhaltsangaben in verſchiedenen Weſtſprachen erhöht.

Révész Imre: A Debrecen-Egervölgyi hitvallás és a tridentinum (Das Bekenntnis von Debrezin-Egervölgy u. d. Tridentinum). Budapeſt: M. Prot. Irodalmi Társaság 1934. 45 S.

Der verdienſtvolle ung. Kirchenhiſtoriker R. bietet in vorliegendem Aufſatz einen wertvollen Beitrag zur Frühgeſchichte der reformierten Richtung unter den

Proteſtanten Ungarns. Die außerordentlich intereſſante Bekenntnisſchrift, die noch durchaus mittelalterlich-ſcholaſtiſchen Geiſt atmet, obſchon ſich ihre Spitze in erſter Linie gegen die katholiſche Kirche richtet, ja ſogar ſich häufig auf die Beſchlüſſe des Tridentinums beruft, erfährt von R. eine gute Analyſe und Klarſtellung ihrer Entſtehungsgeſchichte, die mit der Lage des Proteſtantismus in der Erlauer Gegend zuſammenhängt, dem von der beginnenden Gegenreformation zugeſetzt wurde. Der ſtarke katholiſche Einſchlag in der Bekenntnisſchrift erklärt ſich ſo einerſeits aus taktiſchen Gründen, dann aber auch aus der Ungeklärtheit der geiſtigen Frontſtellungen, die gerade geiſtesgeſchichtlich bemerkenswert iſt und in manchem an die Sachlage erinnert, die bei den Anfängen der Aufklärung beſtand.

Jánoſi, Julius: Barokk hitélet Magyarországon a XVIII. század közepén a jezsuiták müködésc nyomán (Barockes Glaubensleben in Ungarn auf Grund der Tätigkeit der Jeſuiten). Martinsberg 1935. 8°, 84 S. (Budapeſter Diſſ.).

J.s Arbeit iſt mit ſichtlichem Fleiß, unter Heranziehung von viel Literatur, abgefaßt worden. Es iſt ihm auch gelungen, wichtige Geſichtspunkte und Angaben zum Thema zu liefern, ohne dieſes freilich tatſächlich erſchöpfend zu behandeln. Der zu behandelnde Gegenſtand hätte enger, vor allem aber konkreter gefaßt werden müſſen. Daneben iſt auch die mangelnde Kritik bei der Benutzung der Quellen dem Wert der Darſtellung entſchieden abträglich. — Trotzdem ſind viele Einzelheiten brauchbar, ja wichtig. Sogar zur Geſchichte der Nationalitäten im Ungarn des 17. Jh.s bietet die Arbeit nicht unwichtige Angaben. Da die Jeſuiten, die von J. in erſter Linie behandelt werden, ſich ſtets nach den Sprachverhältniſſen ihrer Wirkungsſtätte richteten, kann aus der ſprachlichen Verteilung ihrer Mitglieder (Vgl. S. 9—10) auf die volklichen Verhältniſſe der im Verzeichnis berückſichtigten Städte geſchloſſen werden, was in vielen Fällen von erheblicher Wichtigkeit iſt. — Schließlich darf noch hervorgehoben werden, daß auch vom Verf. die zentrale Bedeutung Wiens für den ungariſchen Barock, auch hinſichtlich der Glaubensformen (S. 79), anerkannt wird. F. V.

Pataky, Arnold: Emlékbeszéd Mihályfi Ákos felett (Gedächtnisrede über A. M.). Budapeſt. Stephaneum 1938. 19 S. A Szent István Akadémia emlékbeszédei. III. Bd. Nr. 1.

Ausführliche Würdigung von M.s Leben und Werk, die ſich zu einer knappen, aber unterrichtenden Biographie abrundet.

Tragor, Ignác: Vác az idegen irodalomban (Waitzen im fremden Schrifttum). Waitzen: Múzeum-Egyesület 1936. 64 S. (Váci könyvek, 24).

Die bemerkenswerte Studie zeigt, daß Waitzen in deutſchen Erzählungen und Gedichten verhältnismäßig oft als Handlungsort vorkommt, und beleuchtet damit die deutſch-ungariſchen Beziehungen von einer neuen Seite. Ein deutſcher Auszug iſt beigegeben. R.

Barſy, J.: Methodenfrage der Mutterſprachenſtatiſtik mit Rückſicht auf das Deutſchtum in Rumpfungarn. Journal Société Hongroise de Statistique. 15. Budapeſt 1937. S. 305—332.

In einer zweifellos ſehr beachtenswerten Unterſuchung ſetzt ſich der Verf. mit den von verſchiedenen deutſchen Seiten, insbeſondere von H. Sachſe und O. A. Isbert erhobenen Bedenken gegen die Methoden und die Ergebniſſe der ungariſchen Nationalitäten-Statiſtik, namentlich anläßlich der Volkszählung von 1930, auseinander. Gegenüber der Behauptung, daß die von dieſer Zählung feſtgeſtellte Abnahme der Zahl der Deutſchen in Ungarn von 551 000 auf 479 000, alſo von 6,9 auf 5,5 v. H. der Geſamtbevölkerung, mit der natürlichen Vermehrung und der Wanderbewegung der deutſchen Volksgruppe in Widerſpruch ſtehe und daher vorwiegend auf politiſche Beeinfluſſung zurückzuführen ſei, verteidigt der Verf. einerſeits die Methode der Nationalitätenſtatiſtik auf Grund der ſog. Mutterſprache anſtatt des ſubjektiven Merkmals der Volkszugehörigkeit, anderſeits bemüht er ſich, an der Hand der von Isbert ſelbſt angezogenen Beiſpiele von 12 Gemeinden in der nächſten Umgebung von Ofen und von 59 Gemeinden der Komitate Weſprim und Zalocz zu zeigen, daß der Rückgang des deutſchen Elements teils auf Zuwanderung von Madjaren, größtenteils aber auf freiwillige oder unbewußte Aſſimilierung und Umvolkung zurückgehe. Es handle ſich alſo um eine durch keinerlei Maßregeln aufzuhaltende Einſchmelzung ſowohl der zerſtreut oder in Minderheiten-

ſiedlungen wohnenden Deutſchen des flachen Landes als auch, in noch höherem Maße, der im Wege der Landflucht in die Großſtädte Eingewanderten. Die eigentliche Anziehungskraft dieſer Einſchmelzung und Aſſimilierung erblickt der Verf. in der (wie er ſie nennt) übervölkiſchen ungariſchen Staatsidee, die auch darin zum Ausdruck komme, daß neben der abſoluten und prozentuellen Abnahme der Deutſchen die Zahl der madjariſch ſprechenden Deutſchen andauernd zugenommen habe.

Es kann hier nicht der Platz ſein, das umfangreiche und vielſeitige Kapitel der ſeit 1867 im Gange befindlichen und auch heute weiter ſchreitenden Madjariſierung ausführlich zu behandeln. Bekanntlich beſteht ſie nicht in eigentlichen Gewaltmaßnahmen, wie ſie gegenwärtig in anderen ſog. Nationalſtaaten geübt werden, ſondern die Madjaren haben, wie das Haſſinger einmal richtig ausgedrückt hat, es verſtanden, ihren Nationalitäten die Spitzen abzubiegen, indem ſie gerade deren tüchtigſten Vertretern durch das Vorenthalten höherer Schulen die Möglichkeit der Erhaltung ihres Volkstums auch in höheren ſozialen Stellungen nahmen. Daß daneben die ganze Schulpolitik darauf ausging, die ungariſche Staatsidee mit dem Bekenntnis zum madjariſchen Volkstum gleichzuſetzen und jede wahre Pflege völkiſcher Gedanken zu erſchweren, iſt zu bekannt, als daß darüber Neues zu ſagen wäre. Was aber die Methode der Nationalitätenſtatiſtik betrifft, ſo bringen nach Anſicht des Ref. die Volkszählungen und die Art der Verarbeitung ihrer Ergebniſſe die tatſächlichen Verhältniſſe im allgemeinen richtig zum Ausdruck, von den wenigen, aber doch unzweifelhaft nachgewieſenen Fällen einer mehr oder weniger gewaltſamen Beeinfluſſung bei der Abgabe des nationalen Bekenntniſſes natürlich abgeſehen. Eine Zählung nach dem Bekenntnis der Volkszugehörigkeit hätte vermutlich angeſichts der noch ſehr wenig weit gediehenen und von den herrſchenden Schichten keineswegs geförderten Aufklärung über die Begriffe Volkstum, Nationalität, Staatszugehörigkeit uſw. kein für das ungarländiſche Deutſchtum weſentlich günſtigeres Ergebnis gebracht. Ueber dieſe Frage iſt übrigens binnen kurzem eine eingehende Darſtellung von A. F. Wirthoven zu erwarten. In dieſem Zuſammenhang ſei aber die von O. A. Isbert gemachte und vom Verf. zurückgewieſene Bemerkung erwähnt, jede neue Beſtandprüfung werde dem mindeſtens Rechnung tragen müſſen, daß ſeit 1933 auch das Deutſchtum in Ungarn in ſtarkem Maße in einem Akt völkiſcher Wiederbeſinnung eine erneute Feſtigung erfahren habe. Dieſer Satz kann wohl nur ſo verſtanden werden, daß die freiwillige oder unbewußte Aſſimilierung in Hinkunft mindeſtens in langſamerem Tempo fortſchreiten werde, da auch bei Beibehaltung der jetzigen Methode der Nationalitätenſtatiſtik ein ſtärkeres Bekenntnis zur deutſchen Sprache als derjenigen, „die die Menſchen am liebſten und am beſten ſprechen und als ihre eigene bezeichnen", eintreten wird.

München. F. Machatſchek.

Hammer, Gyula: Györ. Városföldrajzi tanulmány (Raab. Stadtgeograph. Studie.) Raab: Ausgabe der Stadt 1936. 106 S. (Szegediner Diſſ.).

H.s Studie hat eine der intereſſanteſten Städte Transdanubiens zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchung gemacht, die in ihrem Aufbau und ihrer Methode vom Leiſtungsſtand des Szegediner Geographiſchen Inſtitutes ein rühmliches Zeugnis ablegt. An dieſer Stelle geht uns nur der anthropogeographiſche Teil (S. 20 ff.) an. H. behandelt zuerſt die geſchichtliche Anſiedlung von der vorgeſchichtlichen Zeit bis zur Gegenwart (S. 20—49), das heutige Raab, deſſen Lage (S. 50—58), Bevölkerung (S. 58—66), Berufsleben (S. 66—81) und Verkehrsverhältniſſe (S. 81—87) eine knappe, aber immerhin eingehende Darſtellung erfahren. Der Text iſt mit Fußnoten gut belegt, jedoch bedauerlicherweiſe durch viele allzukleine Abſchnitte unvorteilhaft aufgeſpalten. — Unangenehmer iſt, daß die kulturell-geſchichtlichen Momente in der Behandlung des Stoffes zu kurz gekommen ſind. An mehreren Punkten ſeiner Darſtellung hat man den Eindruck, daß er in kulturgeſchichtlichen Dingen nicht eben bewandert iſt (ſo S. 43, wo er vom Anfang des 17. Jh.s ſagt, daß dieſes Zeitalter im Leben der Stadt eine „bedeutende Steigerung" mit ſich gebracht hätte, — weil hier 1627 ein Jeſuitengymnaſium gegründet wurde). Mit der Vernachläſſigung des hiſtoriſchen Teiles hängt es auch wohl zuſammen, daß das ſerbiſche und deutſche Element der Stadt zu wenig behandelt wurde. Wir erfahren zwar einige Zahlenangaben, ſo z. B. daß die madjariſche Bevölkerung 1567 auf etwa 46% zurückgegangen war, während die Stadt vor Beginn der Türkenzeit noch rein madjariſch (színmagyar) geweſen, wofür H. aber keine Belege anführt, ſodaß

wir dieſe Behauptung mit Zurückhaltung aufnehmen müſſen. 1598 ſtehen 218 madj. Namen von Hausbeſitzern 207 deutſche gegenüber. Im erſten Viertel des 18. Jh.s ſoll das Deutſchtum ſtark zurückgegangen ſein (eine genauere Unterſuchung des Sachverhaltes wäre allerdings notwendig), aber in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s wieder das Uebergewicht erlangt haben (S. 48). H. gibt zu, daß die deutſchen Zuwanderer „weſtlichen Geſchmack und Technik" in die Stadt brachten und auch die Feinheit des Gewerbes" hoben (S. 39). Zeigt ſich H. hierin erfreulicherweiſe unbefangen, ſo muß anderſeits mit Bedauern feſtgeſtellt werden, daß über das mittelalterliche Deutſchtum der Stadt ſo gut wie nichts ausgeſagt wird. Er erwähnt zwar für das 13. Jh. das Vorhandenſein von hospites und gibt auch zu, daß dieſe „die Grundlagen" zur „Verbürgerlichung" (polgárosodás) bedeuteten (S. 31), verzichtet aber darauf, dieſes Thema weiter zu behandeln. Daß die Arbeit durch eine präziſere Beſchäftigung mit dieſen Fragen aber gewonnen hätte, geht aus dem Widerſpruch hervor, in den H. verfällt (S. 37), wenn er bei der Behandlung des 16. Jh.s ſchreibt: „Vom Nationalitätenſtandpunkt aus beginnt ſchon damals das Einſtrömen der Fremden, das in der Folgezeit die Stadt eindeutſcht." Dabei war der Aufſtieg der Stadt ja auch ſchon mit dem Zuſtrom der Fremden verknüpft! — Irrig iſt es auch, anzunehmen, daß im 16. Jh. „viele Italiener" nach Raab gekommen wären (Ebda.). Der Feſtungsbau, der ſich von 1537—75 erſtreckte, mochte einige italieniſche Bauleute, die in öſterreichiſchen Dienſten ſtanden, in die Stadt gebracht haben, aber zum größten Teil nur vorübergehend. H.s Arbeit iſt aber nicht nur in dieſen Fragen unzuverläſſig. Auch im geſchichtlichen Teil überhaupt iſt er unkritiſch, ſtützt ſich auf veraltete ſtadtgeſchichtliche Literatur, deren Behauptungen er ohne Ueberprüfung übernimmt. So ſchließt er ſich — um nur ein Beiſpiel anzuführen — der Behauptung Villányis an, Raab hätte bereits im 13. Jh. 4000—5000 Einwohner gehabt (S. 31). Zuſammenfaſſend darf daher geſagt werden, daß der geographiſche Teil der Arbeit Lob verdient und daß H. bei der Beſchreibung der gegenwärtigen Lage ſich als guter Beobachter erweiſt, während in geſchichtlichem Betracht Zurückhaltung am Platze ſcheint.

Schließlich noch etwas: wenn H. ſchreibt, daß ſchon (!) die erſten Arpadenkönige gegen die „deutſchen imperialiſtiſchen Beſtrebungen kämpfen mußten", ſo ſei dieſe Bemerkung als Ausfluß einer beſtimmten Haltung an dieſer Stelle einfach nur regiſtriert. Valjavec.

Völgyi, Joſeph: Szigetköz. Raab: Selbſtverlag 1937. 61 S.

Eine dankenswerte, mit zahlreichen Bildern und Kartenſkizzen verſehene Unterſuchung, die auch in ſiedlungs- und wirtſchaftsgeographiſcher Hinſicht einen guten Ueberblick über dieſe ſich nordweſtlich von Raab entlangſtreckende Inſellandſchaft bietet. Das vorhandene Schrifttum iſt ſorgfältig herangezogen und — wie es ſcheint — durch örtliche Erhebungen ergänzt. Archivaliſches Material wurde dagegen leider nicht herangezogen. — In der Szigetköz befinden ſich 2 deutſche Gemeinden, die einen Ausläufer des Heidebodens darſtellen. Die eine Gemeinde, Magyar—Kimle, beſaß 1880 79,5%, 1930 45,8% Deutſche und „bewegt ſich ſchon in der Richtung der Madjariſierung" (S. 43). Die andere Gemeinde, Máriakálnok, dagegen hält ſich gut (1880 87,6%, 1930 88,8%).

Szabó, József Elemér: Ormánsági települések (Siedlungen in der Ormánſág). Fünfkirchen: 1937. 61 S. 4 Taf. (Geographica Pannonica, XXVII.)

Die aufſchlußreiche Diſſertation, die unter der Leitung von Prof. Prinz angefertigt wurde, unterſucht die Siedelformen dieſer intereſſanten transdanubiſchen Landſchaft und ihrer landſchaftsmäßigen Vorausſetzungen. Zuerſt befaßt ſich Sz. mit der Landſchaft (S. 8 ff.), dann ihrem Verhältnis zum Menſchen (S. 15 ff.), um ſchließlich die Siedlungsformen eingehend zu unterſuchen. Die mit ſichtlichem Streben nach methodiſcher Vertiefung geſchriebene Arbeit hätte jedoch die ſiedlungsgeſchichtlichen Verhältniſſe wenigſtens in der Einleitung oder ſonſtwie berückſichtigen müſſen, um das gebotene Bild etwas abzurunden. R.

Kriß, Rudolf: Die ſchwäbiſche Türkei. Beiträge zu ihrer Volkskunde. Zauber und Segen. Segen und Wallerbrauch. [Forſchungen zur Volkskunde, hsgb. von Univerſitätsprofeſſor Dr. Georg Schreiber, Heft 30] Düſſeldorf: L. Schwann 1937. 100 S.

Dieſer ſtattliche Band mit dem Titel „Die ſchwäbiſche Türkei" auf der Umſchlagſeite erweckt zunächſt den äußerlichen Eindruck, als ob es ſich um irgendeine umfaſ-

ſende Darſtellung dieſer Landſchaft handle. Dagegen bilden Zauber und Segen wie Sagen und Erzählungen und Wallfahrtsbräuche den Inhalt. Das 1. Kapitel „Zur Siedlungsgeſchichte" iſt nur ein kurzer allgemeiner Ueberblick (S. 7—8) über die Ausdehnung der Landſchaft im Süden Transdanubiens (in den Komitaten Baranya, Tolnau und Schomodei) und die Art der Beſiedlung durch Deutſche Südweſtdeutſchlands in zwei Etappen: nach dem Karlowitzer Frieden (1699) und unter Maria Thereſia wie Joſeph II. Unberechtigt iſt aber dabei die zu allgemeine Feſtſtellung, daß es im Laufe der Zeit zu einer ſolchen Verſchmelzung der Rheinfranken und Schwaben uſw. gekommen ſei, in der „das ſchwäbiſche Element ſich als ſtärkſtes erwies". Sprachlich iſt der Unterſchied noch vielfach in ganzen Landſchaften da, wie H. Schmidt auch auf ſeiner Mundartenkarte in Bleyers „Deutſchtum in Rumpfungarn" dies darſtellt. Meint K. aber nur den „geiſtigen Verſchmelzungsprozeß", wozu die generelle Bezeichnung namentlich von den Ungarn aus (a svábok) beitrug, ſo iſt dies die Erſcheinung jüngſten Datums von Bleyer an, die einfach das volkliche Zuſammendrängen von ſich ſelbſt aus zum Ausdruck bringt.

In dem Kapitel „Die Brauchtumsträger" befaßt ſich Verfaſſer mit denjenigen Perſonen, „die die magiſche Heilpraxis ausüben, die ſich auf das ‚Anwenden' oder ‚Brauchtum' verſtehen" (S. 9—22), und entwickelt einige „grundſätzliche Betrachtungen zur Frage der Individualforſchung, alſo des perſönlichen Anteils des Brauchtumsträgers auf dem Gebiet der Volkskunde." Es iſt ja keine Frage, daß die Schöpfer der Brauchtumsformeln, der Zauber- und Segensſprüche weit zurückliegen, in den frühen Jahrhunderten der Urheimat zu ſuchen ſind, aber es iſt auch wahr, daß durch ſtarke Individualitäten der Kern dieſer Formeln abgeändert wird, namentlich dort, wo die Ueberlieferung verblaßt und lückenhaft erſcheint, ſo daß oft auch Vermiſchungen vorkommen. Anderſeits iſt die torſohafte Ueberlieferung ſtets das Zeugnis individueller Konzeptionsloſigkeit des Brauchers, was häufig bei Frauen der Fall iſt. Daß alles in chriſtlichem Umhang ſich bewegt, iſt ſchon mitgebrachte Eigenart aus der Urheimat. Immer aber zeigt bei Vergleichsmöglichkeiten die Form in der neuen Heimat um mindeſtens 50 Jahre älteren Charakter, wie Verfaſſer betont.

Aus dieſen Bemerkungen aber ergibt ſich leicht, daß über die angeführten Typen, wie ſie das „Romanusbüchlein" von 1788 (Glatz) z. B. enthält, oftmals gut bis in die althochdeutſche Zeit hätte hinaufgegangen werden können, um die Kernbewahrung feſtzuſtellen. Die Entwicklungsphaſen ſind ja leicht, z. B. bei den Zauberſprüchen, an Hand des vom Verfaſſer ebenfalls angeführten Werkes von Friedrich Hülſig „Der Zauberſpruch bei den Germanen bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts" (Diſſ. Leipzig 1910), oder Jakoby „Die Zauberbücher vom Mittelalter bis zur Neuzeit", feſtzuſtellen. Das Weſentliche einer ſolchen Unterſuchung beſteht ja nicht einzig darin, die vielen Variationsformen, wie ſie ſich auch an einem Orte ſicher in größerer Anzahl vorfinden (wenn auch meiſtens ein Brauchweib dominiert!) und ſie das Schalten des Volkes charakteriſieren, einfach zuſammenzutragen, ſondern es muß auch der Typus erkannt werden. Im großen Ganzen ſind die Verweiſungen auf urheimatliche Formen mit Anwendung der vorhandenen Literatur richtig, aber die augenſcheinlichen Vergleiche fehlen dabei.

Grundſätzlich mag gegen den Ausdruck „Segen" im allgemeinen Einſpruch erhoben werden, denn nicht das Bluten, die Wunde, der Rotlauf, bezw. der Erzeuger der Krankheit (Feuer, Würmer uſw.) ſoll ja geſegnet ſein, ſondern derſelbe wird zauberhaft, auch in der chriſtlichen Form, „beſprochen" und ſoll dadurch gebannt, ausgetilgt werden. Die heidniſche Weſensform war ganz gewiß kein „Segen", ſondern zauberhaftes Bekämpfen, und iſt erſt durch die chriſtliche Duldungslehre und das „Verdienſt der Duldung" zum „Segen" geworden, wie z. B. die Form des „Wundſegens" aus Gara (S. 29, Nr. 22): „Es ſegnen dich die fünf Wunden Jeſu Chriſti . . ." oder „Heilig, heilig, heilig iſt die Wunden" (S. 26, Nr. 7) gegenüber „Blutſtillen" (in Eſávoly, S. 27, Nr. 11) mit den Worten: „. . . blut' nicht mehr . . ." deutlich dartut.

Meiſtens handelt es ſich um ein Beſprechen zauberhafter Wirkung, wie das die epiſche Einleitung des erſten Merſeburger Zauberſpruchs zeigt.

Schön iſt die Zurückführung der „Sprüche" (ſo richtig!) gegen Rotlauf, Brand S. 32) uſw. auf die vierzeilige Form von Himesháza (S. 30), die in ihrem epiſchen Eingang und der Zauberanwendung durch Handauflegen (auf Maria bezogen; urſprüngliche Beſchwörung durch Handerhebung) wahrhaft klaſſiſche Prägnanz zeigt. Der epiſche Eingang „Maria Mutter Gottes ging wohl über das Land" (Villány)

oder „Jeſus und Maria reiſen über das grasgrüne Land" (S. 33, Nr. 41, 42) zeigt deutlich die Form des Straßburger „Blutſegens": „Vrō und Lāzakēre giengen fold petretton", wenn auch der Sinn ein anderer iſt. — Ganz richtig weiſt Verfaſſer in der Csávolyer Form (S. 35) auf die Präexiſtenz des Guten hin, ähnlich wie im „Wiener Hundeſegen". — Im „Feuerſegen" aus Gara und Abaliget (S. 36) hätte neben der Verquickung mit dem Spruch für „Blutſtillen" (Csávoly und Kis-Nyarád S. 27) füglich auf den „Milſtätter Blutſegen" verwieſen werden können. Die Andeutung des „Jordanſegens" genügt nicht:

Jeruſalem, Jeruſalem, Jeruſalem du grauſame Stadt,
Wo Jeſus Chriſtus ſein Blut vergoſſen hat,
Stillt alles Blut, alſo ſollſt du ſtille ſtehn gleich
wie das Waſſer im Fluſſe Jordan iſt ſtillgeſtanden ...

Es iſt zu vergleichen: Der hēlige Chriſt wart geboren ce Betlehem, dannen quam er widere ce Jeruſalem. Dā ward er getoufet vone Johanne in demo Jordāne. Duo verſtuont der Jordānis fluz und der ſīn runſt.

Alſo verſtand du, bluotrinna,
durh des heiligen Chriſtes minna, uſw.

Auch das textliche Durcheinandergehen uſw. der Sprüche für verſchiedene Krankheiten hätte mehr philologiſche Beachtung finden können; z. B. S. 39, Nr. 70 Himeshāza: „für Cholera und Darmgicht" deutet im epiſchen Eingang auf obiges „Blutſtillen" von Kis-Nyára und Donaukimling hin. Das ſind wohl neuheimatliche Verquickungen. Die „Wurmſegen" zeigen merkwürdigerweiſe keine Verwandtſchaft mit dem bekannten „Münchener Wurmſegen" des 9. Jh.s aus Tegernſee. Dagegen ſind die „Segen für Schwindſucht, Auszehrung und Gelbſucht" (Nr. 93—100) deutlichſte Umwandlungen des Wurmſegens.

Geſchwind,, geſchwind aus dem Knochen heraus,
Geſchwind,, geſchwind in das Fleiſch,
Geſchwind,, geſchwind in's Blut
Geſchwind,, geſchwind in die Haut
Geſchwind,, geſchwind aus der Haut heraus in den Wald.
uſw.

Die Form iſt gewiß auch recht altertümlich. Vgl. dazu:

Gang uz, neſſo, mit niun neſſinchlinon,
uz fonna marge in deo adra,
fonna den adrun in daz fleisk,
fonna demu fleiske in daz fel,
fonna demo velle in tiz tulli.

Die Tülle wird dann mit dem Pfeil in den Wald geſchoſſen. In Mórágy (Nr. 93) wird ganz offenbar ſekundär noch angehängt, daß der Kranke in dem Wald aus dem dort befindlichen Brünnlein trinken ſolle, „daß er nie mehr an den Schwind gedenke." Es bezieht ſich alſo bloß dieſer letzte Vergeſſenstrunk auf die Schwindſucht etc. Das fließende Waſſer nimmt die Schwindſucht und Auszehrung mit.

Von den „Verrenkungsſegen" ſtimmt nur der für „Aderverzücken" aus Nyomja zum erſten Merſeburger Zauberſpruch. Ganz richtig wird bei den übrigen die Abänderung mit der Vorſtellung des Hängens Chriſti am Kreuz als jünger bezeichnet.

Die „Gratzmutter" iſt wohl die „Sproßmutter", „Gebärmutter". Sie wird durch Drücken in ihre richtige Lage zurückgebracht. Das Drücken wird auch bei Geſchwülſten (mit dem Daumen, Meſſerklinge, uſw.) unter gewiſſen Formeln angewendet (ſo in Siebenbürgen).

Das Kohlenlöſchen beim „Beſchrienſein" findet auch keine Stützen an alten heidniſchen Sprüchen. Es findet ſich früheſtens bei Agrippa von Nettesheim (15. Jh.) im Gebiete der Ceromantie angeführt und ſoll aus der Türkei ſtammen. Danach träte an die Stelle des Ausgießens geſchmolzenen Wachſes in das Waſſer einfach das Einwerfen von Kohlen. Mit dem Figurengießen von Wachs in Waſſer hängt aber auch deutlich das Bleigießen zuſammen, das (in Siebenbürgen) in der Neujahrsnacht als Zukunftbefragung geübt wird. Ein Heilbrauch iſt damit freilich nicht verbunden. Es iſt kaum anzunehmen, daß Kohlenlöſchen und Wachs- wie Bleigießen gleichen Urſprungs und gar türkiſcher Herkunft wären (wie Kriß S. 53 annimmt): weder in der ſchwäbiſchen Türkei noch weniger in Siebenbürgen. Das Bleigießen hat deutlich Zukunftsbefragung zum Ziel, das Kohlenlöſchen aber, das in

Siebenbürgen bei den Sachſen auch unter Begleitung irgendeiner Formel (Kreuzſchlagen z. B. unter Murmeln: „Im Namen des Vaters, des Sohnes etc.") geübt wird, hat einzig und allein Heilzweck, beſonders bei beſchrienen Kindern, denen das Waſſer dann auch zu trinken gegeben wird. Das Kohlenlöſchen wird in Siebenbürgen auch bei Kopfweh angewendet unter gleichzeitigem Kopfdrücken, eventuell auch mit der Meſſerſcheide, aber nicht mehr unter beſtimmten Beſprechungsformeln wie in der ſchwäbiſchen Türkei, ſondern nur noch einfach unter Murmeln „Im Namen des Vaters, des Sohnes etc."

Ganz beſonders wertvoll ſind die Aufzeichnungen von Heilſprüchen für die Gicht (Ge—icht), ſowie verſchiedener „Segen" für andere Krankheiten. In dieſer Richtung müſſen noch viele Nachforſchungen angeſtellt werden. Eine in der Debreziner Kollegiumsbibliothek befindliche mittelalterliche Handſchrift bringt unter anderem Rezepte für die Ruhr (vgl. Nr. 169), freilich ohne Begleitſpruch. An manchen dieſer Sprüche läßt ſich erkennen, daß ſie nach dem Muſter anderer Krankheitsbeſprechungen von einem erfinderiſchen Kopf zurechtgemacht wurden. Inbezug auf die Urſprungszeit kann natürlich nicht geſagt werden, ob ſie urheimatlich oder neuheimatlich ſeien. So z. B. atmet der „Segen für die Nachtruhe" in Mórágy (Nr. 171):

„Du Nachtigall fliegſt über den Wald, flieg rüber, flieg nüber,
bring meinem Kind die Nachtruh wieder"

etwas von der Stimmung und dem Bilde im Lorſcher Bienenſegen.

Manche dieſer Sprüche leiten bereits zur Sagenform hinüber; ſo z. B. ganz beſonders die „Diebsſegen", wobei es ſich auch wieder nicht um ein Segnen des Diebes, ſondern um ein „Bannen" desſelben handelt. Die Vorſtellung dabei iſt im Grunde gewiß nicht anders als bei dem Bannen des feindlichen Heeres durch die Schlachtenjungfrauen im erſten Merſeburger Zauberſpruch. Ganz deutlich zeigt ſich dies in Mecſekjánoſi (Nr. 220): „... Roß und Mann, ich binde euch mit dem Band, mit welchem (Gott der Herr die Hölle) hat überwunden, damit ſein Roß und Mann gebunden zu dieſer Stunden."

Mit den „Segen allgemeinen Inhalts", die nun wirklich Schutzſegen gegen Hexerei, Unglück im Haus uſw. ſind und teilweiſe etwas erzählenden Charakter tragen, leitet Verfaſſer zu den „Sagen und Erzählungen" (III. Kap.) hinüber.

Der Sammler dieſer Sagen und Erzählungen iſt Alfred Karaſek, der dieſelben dem Verfaſſer zur Publikation überließ. Verf. hat dieſelben geſichtet, ausgewählt und geordnet. Sie tragen ſo ſehr den Charakter der neuen Heimat, daß in Bezug auf ihre Entſtehung nicht viel zu ſagen iſt. Sie ſind hier mehr nur eine Illuſtration zu den alten Sprüchen, von deren Geiſt das Uebernatürliche, Unverſtändliche in das Verhältnis des deutſchen Bauers zum ungariſchen „Orwoſch" (= magy. orvos „Arzt") hineingetragen worden. Der andersſprachige Arzt (deutſche Aerzte kamen ja mit dem Bauernvolk aus der Urheimat ebenſowenig mit wie andere „Intelligenzler", deren es auch heute noch entbehrt) erſchien dem deutſchen Bauer als Hexenmeiſter. Und ſo formten ſich um ſeine Geſtalt verſchiedene Sagen, die aber — ganz im Gegenſatz zu der Wirkung der Sprüche der „Brauchmänner und -Frauen" — meiſtens den Mißerfolg der ärztlichen Behandlung des „orvos" feſthalten, demgegenüber noch immer die alte heidniſche Kunſt obſiegt. Meiſtens knüpfen dieſe Sagen ſich auch an altes Brauchtum z. B. von Feuerbannen, Kohlenlöſchen. Ueberſchütten (wenn die Kuh keine Milch gibt), oder an Hexenzauber uſw. an.

Für urheimatliche Vergleichsforſchung ſind dieſe Sagen nicht verwendbar. Auch die Heilſprüche tragen kaum einen ausgeſprochenen Charakter landſchaftlicher Urheimat. Nur das im IV. Kap. „Wallfahrtsbräuche" aufgeführte „Beſenopfer" von Kis-Nyarád (S. 93) wird als ſpezifiſch alemanniſche Sitte" erkannt. Der Urſprung der Sitte iſt entſchieden der Hexenglaube vom Beſenreiten, verquickt mit dem Opferglauben zur Bekämpfung einer Krankheit durch das Opfer (hier des Beſens).

Die Arbeit iſt eine zweifellos fleißige, reichhaltige und den Stoff wiſſenſchaftlich angehende. Was in ihr vermißt wurde, iſt in großen Zügen hier nachgetragen worden.

Der Schlußſatz der Arbeit iſt vollberechtigt: „Deutſche Allheimat und deutſche Koloniſation an der ungariſchen Donau zeigen ſich im Brauchtum unauflöslich verbunden."

Debrezin. Richard Huß.

V. Südſlawien.

Strani Pregled (Fremde Rundſchau). Geleitet von Miloš Trivunac und Miodrag Ibrovac. Jg. VII u. VIII. 1936—37. Belgrad: 1937. 365 S.

Die nunmehr im 9. Jahre ihres Erſcheinens ſtehende Belgrader Zeitſchrift, die eine kräftige Anregung für vergleichende Literaturgeſchichte in Südſlawien bedeutet, wo ſie eine viel wichtigere Funktion als etwa im Weſten hat, bedarf für den Fachmann keiner einführenden Kennzeichnung. Sie hat ſich ihre Stellung und Achtung ebenſo im Inland wie im Ausland erworben und gerade durch ihr Daſein gezeigt, welche Lücke vorher auf dieſem Gebiet beſtand. Der Inhalt der bisherigen Jahrgänge, die ſich in erſtaunlicher Vielſeitigkeit ebenſo auf fachwiſſenſchaftliche Frageſtellungen wie auf die Analyſe gegenwartsnaher Literaturerſcheinungen erſtreckt, erzielt auf dieſe Weiſe trotz der abſoluten Gediegenheit einen ungemein lebensvollen Geſamteindruck.

Aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Doppeljahrganges ſeien etwa folgende Aufſätze hervorgehoben: Pavle Popović, Dositije i Doktor Conson (D. Obradović und Dr. Johnſon, S. 22 ff.), A. Schmaus, Abstemijeve basne kod D. Obradovića (Fabeln von [Laurentius] Abſtemius bei D. O., S. 29 ff.), Rad. Medenica, Nemački izvor jedne Sterijine komed (Die dt. Vorlage eines Schauſpiels von J. St. Popović, S. 40 ff.), Jakob Kelemina, Slovenačko-nemački kulturni odnosi u srednjem veku (Slowenisch-deutſche Kulturbeziehungen im Mittelalter, S. 46 ff.), M. Trivunac, Nemački uticaji u našem jeziku (Dt. Einflüſſe auf die ſerbokroat. Sprache, S. 74 ff.) [Auf die beiden letzten Studien, von denen die Trivunac' auch in Buchform erſchienen iſt, wird J. Matl an einer anderen Stelle unſerer Zeitſchrift zurückzukommen]. Sprachwiſſenſchaft und Literaturgeſchichte ſind im Südoſten nicht nur Fachrichtungen von beſonderer Bedeutung für das Verſtändnis der einzelnen nationalen Kulturen, ſondern gleichzeitig Mittler ſowohl zu den Nachbarvölkern wie Mittel- und Weſteuropa, da ſie die vielfältigen Verbindungen und Zuſammenhänge einfach berückſichtigen müſſen, wenn ſie ihren Pflichten gewiſſenhaft nachkommen wollen. Innerhalb dieſes Aufgabenbereiches nun ſpielt die Germaniſtik der einzelnen ſüdoſteuropäiſchen Länder eine bemerkenswert aufgeſchloſſene Rolle und zeigt damit, daß ſie auch auf dem Gebiete der geiſtigen Zuſammenarbeit von einer Aufgeſchloſſenheit beſeelt iſt, in der deutſche Geiſtigkeit immer ein befruchtendes Geſetz ihres Wirkens ſah.

Valjavec.

Vanino, Miroslav: Chronicon collegii Ragusini, 1559—1764: Fontes et studia historia Societatis Jesu in finibus Croatorum, Fasc. 7. Sarajevo 1937. 178 S.

Die von V. veröffentlichten Jahrbücher des Raguſaner Jeſuitenkollegs ſind vor allem für die Schul- und Kulturgeſchichte dieſer Stadtrepublik, dann aber auch für die Beziehungen zu Italien ſehr aufſchlußreich. Der Abdruck des Textes iſt ſehr genau. Der Benützung ſtehen keinerlei Schwierigkeiten im Wege, da die Jahrbücher in italieniſcher Sprache abgefaßt ſind und auch der ſerbokroatiſchen Einleitung ein lateiniſcher Auszug beigegben iſt. Ein gewiſſenhaft gearbeitetes Perſonen- und Ortsverzeichnis (S. 173—78) beſchließt die wertvolle Veröffentlichung. R.

Popović, Dušan: Beograd pre 200 godina (B. vor 200 Jahren). Belgrad: Kon 1935. 220 S.

Der bekannte ſerbiſche Geſchichtsforſcher, dem wir bereits eine ſehr wertvolle Quellenveröffentlichung über Belgrad am Anfang und im erſten Drittel des 18. Jh.s verdanken, bietet uns in gegenwärtiger Studie, die ſich durch äußerſte Gründlichkeit, ſaubere Gliederung und klare Darſtellung auszeichnet, einen anſchaulichen und lehrreichen Querſchnitt durch das Leben Belgrads als habsburgiſche Grenzfeſtung. Nach einem kurzen Ueberblick über das vorhabsburgiſche Belgrad (vor 1719) (S. 7 ff.), ſchildert P. den Ausbau der Stadt in der folgenden Zeit (S. 14 ff.), den deutſchen Stadtteil, deſſen Einwohner (S. 19 ff.), die ſtändiſche und berufliche Gliederung (S. 36 ff.) ſowie ſonſtige Einrichtungen und Verhältniſſe (Kirche, Schule, Verwaltung uſw.; S. 43 ff.). Mit noch größerer Ausführlichkeit wird der ſerbiſche Stadtteil (S. 68 ff.), ſeine Einwohnerſchaft (S. 71 ff.) und überhaupt das geſamte Leben und Treiben des ſerbiſchen (ſowie orthodoxen) Elementes während der habsburgiſchen Herrſchaft behandelt (S. 86 ff.). P. hat nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Geſchichte der ſüdoſtdeutſchen ſtädtiſchen Koloniſation im 18. Jh., ſondern gleichzeitig einen nicht weniger wichtigen zur ſerbiſchen Volks-, Kultur- und Wirtſchafts-

geſchichte gegeben. Die ausgeglichene Berückſichtigung der geſamten Lebensformen, ein beſonderer Vorzug der Arbeiten des Verf.s, die ſorgfältige Heranziehung des geſamten Quellenmaterials und ſeine geſchickte Auswertung erhöhen den Wert dieſes Buches. Bedauerlich iſt lediglich das Fehlen eines deutſchen Auszuges, da das Werk nicht nur die ſüdſlawiſche, ſondern im gleichen Maße auch die deutſche Forſchung angeht.

Breyer, Blanka: Das Deutſche Theater in Zagreb, 1780—1840. Mit beſonderer Berückſichtigung des dramatiſchen Repertoires. Agram: 1938. 136 S. (Agramer Diſſertation).

Dieſe aus dem Seminar für deutſche Philologie der Univerſität Agram hervorgegangene Arbeit darf in mehrfacher Hinſicht Aufmerkſamkeit für ſich in Anſpruch nehmen. Während bis vor einigen Jahren die ungariſche Germaniſtik, vor allem die Lehrſtühle in Budapeſt, eine ſo gut wie unbeſtrittene Vorherrſchaft auf dem Gebiet deutſch-kundlicher Studien im Südoſten innehatten, ändert ſich das ſeit einigen Jahren. Nachdem die rumäniſche Germaniſtik ſeit einigen Jahren ſtärker in Erſcheinung trat, das germaniſtiſche Seminar an der Belgrader Univerſität unter Prof. M. Trivunac eine ſehr beachtenswerte Tätigkeit zu entfalten begann, darf dem Wirken der Germaniſtik in Agram erwartungsvoll entgegengeſehen werden. Die Arbeit B.s erweckt aber nicht nur deswegen Intereſſe. Sie unterrichtet in einer gründlichen, wohl unterbauten Darſtellung über die Geſchichte des Theaterweſens in Agram und liefert damit einen dankenswerten Beitrag zu einem der wichtigſten Kapitel deutſchen kulturellen Wirkens im Südoſten Europas. Ihre Ausführungen ſind umſo wichtiger, weil wir bisher zwar über das deutſche Theater in Ungarn, vor allem durch die Arbeiten Jolanthe Pukánszky-Kádárs, ſchon verhältnismäßig gut unterrichtet waren, auch über Siebenbürgen einigermaßen Beſcheid wiſſen, ohne jedoch über die Lage in den übrigen Gebieten des nahen Südoſtens im Bilde zu ſein. B. behandelt die erſten Anfänge des deutſchen Theaters in Agram bis 1780, die Vorſtellungen im ehemaligen Klariſſenkloſter (1784—90), die Baron Kulmerſche (1790—97) und Pejačević-Kulmer-Amadeſche Bühne (1797—1834), um ſchließlich die Spielzeit im Städtiſchen Theater bis 1840 zu verfolgen. Nach dieſem mehr hiſtoriſchen Teil geht Vfn. auf die einzelnen Theater-Direktoren ein und veröffentlicht ſchließlich den Spielplan von 1784—1840. Die Darſtellung, deren poſitive Seiten ich ſchon weiter oben hervorhob, iſt im großen Ganzen fehlerfrei. (Jedoch war Johann Friedel nicht Wiener [S. 11], ſondern ein Deutſcher aus dem Banat). Bedauernswert iſt jedoch, daß die Zeit nach 1840 nicht mit behandelt wurde. Wir dürfen vielleicht den Wunſch ausſprechen, daß eine andere Doktorarbeit das möglichſt bald nachholt. Auch das Heranziehen der theatergeſchichtlichen Arbeiten Jolanthe Pukánszky-Kádárs wäre der Studie dienlich geweſen, indem es ihr manches Seitenſtück geliefert hätte. Aber das iſt alles nicht ſehr weſentlich. Viel mehr muß das von der Feſtſtellung gelten, daß die Arbeit in deutſcher Sprache erſchienen iſt. Wir ſind davon überzeugt, daß eine derartige einſichtsvolle Großzügigkeit in ſprachlichen Dingen, die übrigens auch bei den Veröffentlichungen des Belgrader Germaniſtiſchen Seminars zum Ausdruck gelangt, in erſter Linie Früchte für die Forſchung des betreffenden Landes trägt. F. V.

VI. Rumänien.

Mitteilungen des Burzenländer Sächſiſchen Muſeums. 2. Jg. Kronſtadt: Selbſtverlag. 1937. 130 S.

Kronſtadt, im Ausgang des Mittelalters zu großer wirtſchaftlicher Blüte gelangend, hatte zu Beginn der Neuzeit eine führende Stellung unter den Städten Siebenbürgens inne, als Handelsſtadt, vor allem aber auch als Grenzſtadt Mitteleuropas gegen den Südoſten. Dementſprechend befaſſen ſich zwei Aufſätze des Heftes mit der militäriſchen Bedeutung Kronſtadts (G. Treiber, Kronſtadt und das Schloß auf dem Schloßberg, S. 29—34 und E. Jekelius, Daten zur Geſchichte des Schloſſes auf dem Kronſtädter Schloßberg, S. 35 bis 42). Die beiden Abhandlungen zeugen von dem Ernſt, mit dem die deutſche Südoſtforſchung an die oft recht ſchwierigen Probleme herangeht, die gerade die Städtegeſchichte der Grenzländer bietet. Im Mittelpunkt beider Abhandlungen ſteht die Geſchichte des Martinsberges, ſpäteren Schloßberges, an deren Anfang die Errichtung eines Wachtturmes ſteht. Während T. als Entſtehungszeit für denſelben

nur das „Ende des 15. oder Anfang des 16. Jh.s" anzugeben vermag (S. 30), iſt es J. gelungen, durch Heranziehung alter Kronſtädter Stadtrechnungen für ſeine Forſchungsarbeit das Jahr 1524 als Entſtehungsjahr feſtzuſtellen. Durch die aus dieſen Stadtrechnungen ſich ergebende Tatſache, daß es ſich um einen Stein- und Ziegelbau handelte, widerlegt J. zugleich die noch in neueſten Forſchungsarbeiten vertretene Behauptung, es hätte ſich um einen Holzbau gehandelt, der i. J. 1529 durch den Woiwoden Petru Rareş zerſtört worden ſei. Tatſächlich hat dieſer — auch das weiſt J. an Hand der Stadtrechnungen nach — in dem genannten Jahre eine hölzerne Befeſtigung zerſtört, die nur wenige Wochen zuvor „in veteri arce", d. h. an Stelle der i. J. 1421 von den Türken zerſtörten Burg auf dem Geſprengberg errichtet worden war.

Einen anderen wichtigen Beitrag zur Geſchichte Kronſtadts ſtellt A. Eichhorn mit ſeiner Abhandlung „Von deutſchen Zünften in Kronſtadt" (S. 61 bis 71). Die Veröffentlichung der Geſchichte der Kronſtädter Tuchſcherer ſoll der erſte „Bauſtein" zu einer Geſchichte aller Zünfte der Stadt ſein. Urkunden- und Aktenforſchung ermöglicht es E., die Geſchichte der genannten Zunft von deren Anfangsjahr 1462 an zu verfolgen. Naturgemäß fließen die Quellen der ſpäteren Zeit (vom 17. Jh. an) reichlicher. Das größte Intereſſe dürften die Zunftartikel beanſpruchen, welche die Beſtimmungen für die Ausbildung von Geſellen und Lehrlingen enthalten. Der Aufſatz enthält auch ein Verzeichnis der Kronſtädter Tuchſcherer vom Beginn des 17. bis Mitte des 19. Jh.s — H. Kurtz weiſt in ſeinem mit Abbildungen verſehenen „Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte der ſiebenbürgiſchen Keramik" (S. 72—75) auf ſtarke Anklänge der neuzeitlichen ſiebenbürgiſchen Töpferei an die mittelalterliche Wiener Keramik hin. E. Sigerus widerlegt in einer kleinen biographiſchen Abhandlung („Petrus Sigerus", S. 81—84) die Behauptung, daß es unter den Siebenbürger Sachſen keine Autodidakten gäbe, durch den Hinweis auf Petrus Sigerus, der — ohne das Gymnaſium beſucht zu haben — die Apothekerprüfung ablegte, ſich durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen den Ruf eines bedeutenden Gelehrten erwarb und beſonders als Botaniker Anerkennung erlangte. Beiträge zur Familien- und Sippenforſchung (E. Sigerus, „Eine alte Kronſtädter Familie" und O. v. Albrichsfeld, „Sippenforſchung im Burzenland") vervollſtändigen den Inhalt der „Mitteilungen". Außerdem bringen dieſe unter „Muſeumsnachrichten" u. a. einen ausführlichen Bericht über die Feier des 30jährigen Jubiläums des Burzenländer Sächſiſchen Muſeums. Auf dieſen Bericht ſei deshalb verwieſen, weil er Aufſchluß gibt über die Vielſeitigkeit und den Umfang des Muſeums und deſſen Bedeutung für die Erforſchung der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen, aber auch rumäniſchen und madjariſchen Volkskultur dieſes Gebietes.

Weden.

Gând, Românesc: Revista de cultură editată de Astra. Schriftleiter: Ion Chinezu. Jg. 1937. Klauſenburg. 632 S.

Aus dem Inhalt kommt für uns in Betracht: Nicolae Laslo, Samuil Micu traducător din Lucian (**Samuel Klein als Lucianüberſetzer**; S. 337—45 [Kl. überſetzte nach lat. und griech. Texten]), Ion Muşlea, O scrisoare inedită a lui Alecsandri şi C. Negri către Bălcescu (**Ein unveröffentlichtes Schreiben A. ſ. u. C. Negris an B.**; S. 558—62 [Czernowitz, 25. VII./6. VIII 1848. **Ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geſchichte der rumän. Revolution i. J. 1848**]), D. Prodan, Trei scrisori dela Gheorghe Lazăr (**Drei Schreiben G. L.s**; S. 577—585 [**Beleuchtet vor allem die Beziehungen L.s zu madj. Kreiſen. Die Briefe ſtammen aus d. J. 1807, als L. in Wien Theologie ſtudierte**]).

Nandriş, Grigore: Documente româneşti în limba slavă din mănăstirile muntelui Athos (Rumän. Urkunden in ſlaw. Sprache aus den Athosklöſtern), 1372—1658. Bukareſt: Fundaţia Regele Carol I. 1937. 309 S. 7 Taf.

Die vorliegende Veröffentlichung des Czernowitzer Slawiſten, dem die Lichtbilderaufnahmen der Urkunden ſamt Erklärungen vom bekannten Byzantinologen Millet überlaſſen wurden, umfaßt 44 Urkunden, von denen bisher nur eine (Nr. 1: 1372) veröffentlicht war. Jedem Text iſt anſchließend eine rumän. Ueberſetzung und im Anhang ein franzöſiſches Regeſt beigegeben. Außerdem ſchließen ſich dem Abdruck jeder Urkunde ſchließlich genaue paläographiſche und geographiſche Erklärungen an. Die Urkunden beziehen ſich in der Hauptſache auf Verbindungen walachiſcher Fürſten mit den Athosklöſtern und enthalten Schenkungen an die

Klöſter. Abgeſehen von der ſprachwiſſenſchaftlichen Seite der Veröffentlichung, iſt dieſe vor allem wirtſchafts- und beſitzgeſchichtlich von Wert. R.

Jonescu, Dimitrie: Relaţiile ţărilor române cu Patriarhia de Alexandria (Beziehungen der rum. Länder zum Patriarchat von Alexandria). Bukareſt 1935. 68 S. (m. frz. Auszug).

Die außerordentlich gediegene Unterſuchung, die neben der verſtreuten Literatur auch archivaliſches Material heranzieht, behandelt ein intereſſantes Kapitel rumäniſcher Beziehungen zum chriſtlichen Orient. Die Fühlungnahme mit Alexandria erfolgte ſeit den letzten Jahren des 16. Jh.s, deſſen Patriarchen von den rumäniſchen Fürſten mit Schenkungen bedacht wurden, die eine nicht unerhebliche wirtſchaftliche Hilfeleiſtung darſtellten. Verf. ſtellt zuerſt die Beziehungen der einzelnen Patriarchen zu den Fürſtentümern dar und beſchäftigt ſich im zweiten Teil ſeiner Arbeit mit den rumäniſchen Klöſtern und ihren Gütern, die dem Patriarchat geſchenkt wurden. Die Studie iſt vor allem auch deswegen wertvoll, weil ſie die Bedeutung beleuchtet, die die rumäniſchen Fürſtentümer als chriſtliche Staaten für die orthodoxe Kirche innerhalb des osmaniſchen Reiches befaßen. Es geht nicht an, das rumäniſche Altreich immer nur vom Weſten her als Grenzgebiet des ſüdöſtlichen Mitteleuropas zu ſehen. Man muß es auch vom Oſten her in ſeinem Verhältnis zum nahen Orient ſehen, um zu einem tatſächlich abgerundeten Bild zu gelangen und um zu erkennen, daß die rumäniſchen Fürſtentümer für das kirchliche Leben des chriſtlichen Orients eine nicht zu unterſchätzende Stütze darſtellten, der anderſeits für das Rumänentum auch ein Tor zur großen Welt bildete. F. V.

Schnell Karl Ernſt: Aus meinem Leben. Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Kronſtadt: Markusdruckerei (1935). 247 S.

Der Mangel an autobiographiſchen Schriften iſt bei den ſüdoſtdeutſchen Volksgruppen von jeher groß geweſen und mit Schuld daran, daß unſere Kenntnis über ihre innere Entwicklung oft ſo lückenhaft bleiben muß. Das vorliegende Werk des langjährigen Kronſtädter Bürgermeiſters und bekannten ſächſiſchen Politikers iſt daher umſo mehr zu begrüßen, als es nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Volksgeſchichte des Siebenbürger Sachſentums darſtellt, ſondern darüber hinaus auch die geiſtige Entwicklung dieſer ſo wichtigen ſüdoſtdeutſchen Siedlungsgruppe ſehr gut beleuchtet. Wir gewinnen ſomit nicht nur gute und wertvolle Aufſchlüſſe über die innervölkiſche Auseinanderſetzung des Sachſentums in den letzten Jahrzehnten und vor allem über die Geſchichte Kronſtadts — was an ſich ſelbſtverſtändlich iſt —, ſondern auch wertvolle Einblicke in die Anſchauungswelt der ſächſiſchen Oberſchicht etwa ſeit dem Jahr 1867, die ſchon deswegen wichtig ſind, weil die Lage einer Volksgruppe nur bei einer entſprechenden Mitberückſichtigung ihrer geiſtigen und religiöſen Triebkräfte erforſcht werden kann. R

Écſy, István: A történetíró Cserei Mihály mint versszerző (Michael Cs., der Geſchichtsſchreiber als Dichter). Szigetvár: Selbſtverlag 1934. 64 S. (Fünfkirchner Diſſ.).

Fleißige Arbeit über die Reimereien Cs.s, der uns in erſter Linie als Verfaſſer einer wichtigen ſiebb. Geſchichte bekannt iſt. E. benützte nur die gedruckte Literatur, die er aber gewiſſenhaft heranzog. Er bietet ein Bild, das im großen Ganzen in ſeinen Angaben verläßlich iſt. So weiſt E. z. B. nach, daß ſich der ſtreng bibelgläubige Cs. in ſeinen Dichtungen auf die Bibel ſtützte, nicht auf Ovid, wie das u. a. Kanyaró angenommen hatte. Nicht unintereſſant ſcheint mir auch der Hinweis E.s, daß Cs. — ebenſo wie in ſeinen Proſaſchriften — auch in den Gedichten keineswegs türkenfeindlich iſt (S. 27). Hervorzuheben wäre ferner, daß ſein Patriotismus ſich ausſchließlich auf Siebenbürgen beſchränkt, daß er an einer Stelle ſein Land ſogar vor dem Paktieren mit den Ungarn warnt („Magyarországiakkal ne czimborálj cly puhán"; S. 26—27). Iſt E. alſo im konkreten Teil ſeiner Arbeit durchaus verläßlich, ſo wird er unſicher, wenn er über das rein Stoffliche ſeines Themas hinausgeht. Seine Ausführungen über Cs.s Weltanſchauung z. B. ſind oberflächlich und ohne beſonderen Wert. F. V.

Kaiß, Egon: Die Agrarreform in Großrumänien, insbeſondere in ihrer Auswirkung auf die ſiebenbürgiſche Landwirtſchaft. Eisfeld i. Thür.: Diſſertationsdruckerei Carl Beck, 1935, 92 S.

Der Titel des Büchleins wie auch die Ueberſchrift der beiden erſten Kapitel — „Die Agrarreformen im Gebiet Großrumäniens bis zum Weltkrieg" und „Die

Agrarreformen in Großrumänien" — decken ſich nicht genau mit dem Inhalt. Es ging dem Verfaſſer, das zeigt ſchon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, eigentlich bloß um die Agrarreform in Siebenbürgen. Weil ſie aber nur im Zuſammenhang mit der Agrarreform im alten Königreich Rumänien und deren Vorgeſchichte ganz verſtanden werden kann, hat er dieſe in ſeine Unterſuchung richtigerweiſe mit einbezogen, hat aber die Agrarreform in den übrigen neuangeſchloſſenen Gebieten Großrumäniens, weil ſie tatſächlich in keinem engeren Zuſammenhang mit der in Siebenbürgen ſtand, in ebenſo richtiger Weiſe unberückſichtigt gelaſſen. Grundſätzlich kann man alſo mit dem Inhalt und auch mit dem Aufbau der Arbeit zufrieden ſein, nur hätte man ihr und einzelnen ihrer Teile treffendere Titel gewünſcht.

K. zeigt, wie es im Gegenſatz zum rumäniſchen Altreich mit ſeinen ſehr ungeſunden Agrarverhältniſſen in Siebenbürgen vor dem Krieg keine eigentliche Bauernbewegung gegeben hat. „Der Bodenhunger iſt zwar in Siebenbürgen auch fühlbar geweſen, aber aus ganz anderen Gründen als im Altreich. Er erwuchs hier hauptſächlich aus dem Beſtreben eines jeden der drei Völker heraus, die Leiſtungen des anderen Volkes zu erreichen und zu übertreffen. In dieſen Kampf, der bis zum Weltkrieg inſofern mit ehrlichen Mitteln geführt worden war, als die deutſchen und magyariſchen Bodeneigentümer ihren Beſitz nach Kräften zu behalten, die Rumänen hingegen möglichſt viel Boden aus andersnationalem Beſitz in ihre Hände zu bringen beſtrebt waren, und in dem das Rumänentum, wenn auch langſam, aber dennoch nachweislich im Vordringen begriffen war, griff nun der rumäniſche Staat ein, indem er in das Geſetz über die ſiebenbürgiſche Agrarreform und noch mehr in deſſen Durchführungsverordnung Beſtimmungen hineinbrachte, „die den ſtaatlichen Durchführungsorganen die Handhabung dieſes Geſetzes als nationales Kampfmittel gegen die Minderheiten und zu Gunſten des Staatsvolkes geradezu aufnötigten (S. 31/32). Kaiß ſpricht von der „im allgemeinen als dunkel und abſichtlich nachläſſig" zu bezeichnenden Faſſung des Geſetzes und davon, „daß die Agrarkommiſſionen und nicht das Geſetz darüber entſcheiden, wem genommen und wem gegeben werden ſoll" (S. 51). „Aeußerſt ungerecht und kurzſichtig" nennt er „die Enteignung der Beſitze der verſchiedenen Kulturinſtitutionen (Kirchen, Schulen, Spitäler u.ſ.f.), deren Vermögen zum größten Teil in Grundbeſitz beſteht und deren Beſtehen dadurch aufs äußerſte gefährdet iſt, worunter letzten Endes die Kultur des ganzen Landes leiden muß" (S. 51/52). Er zeigt, wie „zahlreiche lebensunfähige Klein- und Kleinſtbetriebe" geſchaffen wurden (S. 67) und „ſechs Millionen Hektar Großgrundbeſitz einer Kleinbauernſchaft von niedriger wirtſchaftlicher Kultur zugewieſen und durch Verbote, Kontingentierungen und Ausfuhrzölle die frühere Belieferung des Weltmarktes unterbunden" wurde (S. 77). Er führt aus, wie im Gefolge der Agrarreform die Verſchuldung der Bauernſchaft „ungeahnte Ausmaße" erreicht und „im Verein mit der Abſatzkriſe und dem überaus niedrigen Stand der Preiſe für Agrarprodukte eine effektive Rentabilität der Betriebe unmöglich gemacht hat" (S. 72). Kaiß weiſt überzeugend nach, daß die Agrarreform in Siebenbürgen „eine dauernde Schwächung der Grundlagen der landwirtſchaftlichen Produktion" bedeutet (S. 86) und „unter dem Deckmantel einer wirtſchaftlichen Reform" (S. 87) „ein ausgeſprochen gegen die völkiſchen Minderheiten gerichtetes Syſtem der Ausſaugung und Beſeitigung" bildet (S. 86).

So hat K. eine höchſt bedeutſame Frage zu unterſuchen ſich bemüht, und wir müßten uns deſſen freuen und ihm dafür dankbar ſein, ſtände nur nicht gar ſo viel in ſeiner Arbeit, das uns ärgert. So zählt z. B. der Siebenbürgiſch-ſächſiſche Landwirtſchaftsverein nicht „ungefähr drei Viertel der ſächſiſchen Bauern", ſondern leider bloß etwa ein Viertel zu ſeinen Mitgliedern, und die erſten Raiffeiſenvereine ſind nicht auf ſeine Anregung gegründet worden (S. 16). Was K. auf S. 11 über das bei den Sachſen angeblich herrſchende Minorat ſchreibt, erweckt den falſchen Anſchein, als ob der Hof mit dem übrigen Grundbeſitz zuſammen vererbt worden ſei oder noch vererbt würde, und ganz unbegreiflich iſt mir, wie er trotz des ſich durch die Jahrhunderte hinziehenden, in den letzten Jahrzehnten vor dem Anſchluß Siebenbürgens an Rumänien zuerſt den Führern des Volkes und dann immer breiteren Kreiſen endlich bewußt gewordenen und als gefährlich erkannten und bekämpften Grundverluſtes vor allem an die Rumänen ſchreiben konnte, daß „durch dieſes Anerbenrecht" „der ſächſiſche Grundbeſitz ungeſchmälert den Nachkommen erhalten" worden ſei. Auch die Durchſchnittsgröße des ſächſiſchen Grundbeſitzes vor

der Agrarreform gibt er (S. 14) mit 12 Hektar um faſt 100 v. H. zu groß an. S. 60 behauptet K., die nationale Widerſtandskraft der Sachſen habe „zu einem großen Teil auf dem ausgedehnten Grundeigentum der politiſchen und Kirchengemeinden" beruht, und verrät damit und mit ſeinen weiteren Bemerkungen über dieſen Beſitz, daß er offenbar keine Ahnung davon hat, wie vor allem der übergroße Beſitz der politiſchen Gemeinden, der „auch den Beſitzloſen eine eigene Viehhaltung ermöglichte", weſentlich zur Ueberſchwemmung der ſächſiſchen Orte insbeſondere mit Rumänen und zur Entrechtung der Sachſen geführt hat — keine Ahnung, obwohl darüber auch ſchon geſchrieben worden iſt, am eindringlichſten von Dr. Heinrich Siegmund in vielen Aufſätzen vor allem in ſeiner Monatsſchrift „Volksgeſundheit" (Mediaſch 1902—1911) und ſeiner „Deutſchen-Dämmerung in Siebenbürgen" (Hermannſtadt 1931). Die aus G. A. Kleins Arbeit über „Soziale und nationale Probleme der Agrarreform" („Hermannſtadt 1927) übernommene Behauptung, daß mehr als der fünfte Teil des deutſchen Bodenbeſitzes an Rumänen gekommen ſei (S. 62), iſt zum Glück ſtark übertrieben. Ebenſo iſt es übertrieben, daß in Siebenbürgen „90 Prozent des enteigneten Bodens aus der Hand der Minderheitsvölker in rumäniſchen Beſitz übergegangen" ſeien (S. 57); wo blieben ſonſt die den politiſchen Gemeinden enteigneten, meiſt beſonders großen Flächen, die wir doch nicht als vor der Agrarreform „in der Hand der Minderheitsvölker" befindlich anſehen dürfen, auch wo die Gemeinden früher z. B. ausſchließlich von Sachſen verwaltet worden ſind, und das oft ſelbſt bei vielen rumäniſchen und anderen nichtdeutſchen Mitbewohnern? Beſonders häufen ſich die Irrtümer und Schiefheiten im Abſchnitt über „Die Bewohner Siebenbürgens in ihrer geſchichtlichen Entwicklung". Es zeugt von geringer Kenntnis der mittelalterlichen Geſchichte, von Siebenbürgen als „dem Lande der Privilegien" zu ſchreiben (S. 6). Und woher weiß der Verfaſſer ſo genau und beſtimmt, daß die Szekler „ein Tartarenſtamm" ſind, der „im Laufe der Zeit ganz im Madjarentum aufgegangen" iſt? (S. 3). Nach K.s Darſtellung müßte man annehmen, daß die Sachſen auch das Burzenland ſchon in der erſten Zeit beſiedelt hätten (S. 3). Auf derſelben Seite behauptet er, daß ſich 800 Jahre hindurch unter den Sachſen kein Adel hätte bilden können — was waren aber die Erbgrafen anderes als ein aus dem Volk herausgewachſener, freilich z. T. auch aus ihm hinauswachſender Adel? Es paßt nicht in die Zeit hinein, König Andreas II. nachzurühmen, daß er „dem Genoſſenſchaftsgedanken" viel Verſtändnis entgegengebracht habe (S. 5). Dieſer König hat auch nicht „auf Bitten der deutſchen Koloniſten ſämtliche Anſiedlungen zu einem politiſchen Verbande" vereinigt (S. 5), ſondern nur die Sachſen „von Broos bis Draas"; die zwei Stühle Mediaſch und Schelk, der Kronſtädter und der Biſtritzer Diſtrikt ſind erſt Jahrhunderte ſpäter, die auf Komitatsboden gelegenen deutſchen Siedlungen überhaupt nie mit dem übrigen Sachſenland zu einem politiſchen Verband vereinigt worden. Und ſo weiter — ich kann nicht alle Irrtümer K.' hier aufdecken und richtigſtellen: Es ſind mehr, als ein Büchlein von 87 Seiten Text verträgt.

Hermannſtadt. A. Cſallner.

Ghika-Budeşti, N.: Evoluţia arhitecturii in Muntenia şi Oltenia. IV. Noul stil din veacul al XVIII-lea (Die Entwicklung der Architektur in Muntenien und Oltenien. IV. Der neue Stil des 18. Jhs.) Vălenii de Munte — Bucureşti. 1936 (Rumäniſcher Text 143 S., franzöſiſcher Text S. 145—179. 1080 Abbildungen auf 642 Tafeln, 4°).

Die großangelegte Arbeit wurde von der rumäniſchen Denkmalkommiſſion von Bukareſt (deren Chef-Architekt der Verf. iſt) als Heft 87—90 des XXIX. Jg.s ihrer periodiſchen Veröffentlichung „Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice" herausgegeben. Sie enthält eine allgemeine bautechniſche Charakteriſierung (S. 1 bis 40), eine eingehende Beſchreibung der in Gruppen geteilten Denkmäler (S. 41 bis 122), endlich eine entwicklungsgeſchichtliche Zuſammenfaſſung (S. 123—43). Vom Standpunkte der Stilentwicklung kann man das 18. Jh. in Alt-Rumänien in drei Teile unterteilen: der erſte Stil beginnt noch mit der Regierung Serbon Cantacuzinos im letzten Viertel des 17. Jh.s und dauert bis nach dem Tode Conſtantin Brâncoveanus, der zweite beginnt gegen 1720 und endet gegen Mitte des Jahrhunderts, das iſt die Zeit der Phanarioten-Herrſchaft, der dritte erſtreckt ſich bis zum Anfang des 19. Jh.s. Während des ganzen 18. Jh.s ſind drei Varianten des kleeblattförmigen Kirchengrundriſſes üblich, außer dieſen muß man

in den Dörfern den dort allgemein beliebten rechteckigen Grundriß mit einer offenen Vorhalle, mit oder ohne Glockenturm und ohne Kuppel über dem Naos hervorheben. Dieſe Grundriſſe können nach dem Verf. als national angeſehen werden. Der neue Stil hat im Kirchenbau eine ſphäriſche Kuppel mit Pendentifs, die Bogen ruhen nicht auf Füßen, wie früher, ſondern auf Konſolen, eine Neuerung, die wahrſcheinlich durch die Uebermittlung der Steleakirche von Târgoviște aus der Moldau eingeführt wurde. Die Proportionen der Kirchen, vor allem der Türme, werden ſchlanker, höher. Neu iſt ſeit dem 17. Jh. auch das Uebertünchen der äußeren Wände, das jetzt eine allgemeine Regel wird. In der Zeit Brâncoveanus beginnt man das Aeußere der Kirchen mit Wandmalereien zu ſchmücken und noch mehr nach ſeinem Tode. Die ſteinernen Tür- und Fenſterumrahmungen ſind reichlich mit Ranken- und Blumenreliefs verziert. Die Ornamentik wird reicher: einige Motive ſind nicht mehr der orientaliſchen, ſondern der italieniſchen Renaiſſance und Barockornamentik entlehnt. Die erſten Beiſpiele erſcheinen bereits 1654 in der Totenkapelle des Kloſters von Biſtrița und am Portal der Biserica Doamnei von Bukareſt. Die Steinmetzen der Cantacuzinos waren Venezianer und Dalmatiner (Michael und Conſtantin Cantacuzino ſtudierten an der Univerſität von Padua). Wir finden außer der Ornamentik auch in den Loggien der Schlöſſer und Klöſter, wie auch bei den Kapitellen, Profilen, Kartuſchen, Ikonoſtaſen, Gebälken, Leuchtern italieniſche Einflüſſe. Zur Zeit Conſtantin Brâncoveanus werden die Renaiſſancemotive aſſimiliert und nationaliſiert. Nach der Mitte des Jahrhunderts haben die ſehr raſch wechſelnden Herrſcher keine Zeit mehr zu bauen, an ihre Stelle treten als Bauherren die Bojaren, Metropoliten und Zünfte, zum Schluß das Bauerntum.

Das monumentale Werk des Architekten Ghika-Budești erforderte ungemein viel Arbeit und vollkommene Denkmalkenntnis. Durch die genauen Beſchreibungen, durch das reiche Abbildungsmaterial, wie auch durch die Darſtellung der Entwicklung der Bauformen hat es einen bleibenden Wert und läßt uns gewiſſe Mängel (das Fehlen des kulturhiſtoriſchen Hintergrundes, die häufigen Wiederholungen, außerdem eine gewiſſe Anzahl mißlungener Kliſchees uſw.) vergeſſen. Nun kann die jüngere Kunſthiſtorikergeneration eine Kunſtgeſchichte als Geiſteswiſſenſchaft aufbauen, nachdem zuerſt freilich eine vergleichende Unterſuchung mit ausländiſchen Denkmälern vorgenommen, der genauere Urſprung der Ornamentik und der Einzelformen unterſucht und die vollkommene rumäniſche Bauterminologie verwirklicht wurde.

Klauſenburg. C. Petranu.

Berichtigung.

Im Aufſatz von Edith Hoffmann „Preßburg im Mittelalter" lautet die Unterſchrift des Bildes zu Seite 296 „Preßburg. Schloß. Inneres Tor."

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Fritz Valjavec, München, Schellingſtraße 2, Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2, Druck: Max Schick, München, Thereſienſtraße 51. Printed in Germany.

Geneſis des hiſtoriſchen Begriffes „Dalmatien“.

Von Ferdinand Šišić (Zagreb=Agram).

1. Das illyriſch=römiſche Zeitalter.

Zum erſten Mal begegnen wir dem Namen Dalmatien zur Zeit der Illyrier im 3. Jh. v. Chr., als zwiſchen den Flüſſen Krka und Neretva (Narenta), im heutigen mittleren Dalmatien und der weſtlichen Hercegovina (beſſer Bosnien), der ob ſeiner Kühnheit gefürchtete illyriſche Stamm der Delmater oder Dalmater erwähnt wird mit dem Zentrum Delminium, einer Burg am heutigen Duvnofeld (die Burgruine Borčani), nach denen das ganze Ländchen Delmatia oder Dalmatia benannt wurde. Im Jahre 229 v. Chr. gerieten die Illyrier als tollkühne Korſaren mit der Republik Rom in Konflikt, was langwierige, blutige Kriege zur Folge hatte, die erſt im Jahre 9 nach Chr. mit der völligen Unterwerfung der illyriſch=keltiſchen Stämme von der Donau und Drau bis zur Vojuša (im heut. Albanien) und vom Meere bis Rudnik und Čačak im heutigen Serbien beendet wurden. Nun ſetzte die römiſche Koloniſation mit den erſten kulturellen Einrichtungen ein. Ebenſo wie die Römer nach einem unbedeutenden, im Epirus wohnhaften Stamm namens Graikoi ſämtliche Hellenen Griechen (Graeci) benannten, ſo vereinigten ſie nun unter dem Begriffe Delmatia, Dalmatia ein viel ausgedehnteres Gebiet als jenes war, dem urſprünglich jene geographiſche und ethniſche Bezeichnung zukam. Die römiſche Provinz Dalmatia erſtreckte ſich nämlich von der Mündung des Flüßchens Arſia (das heutige kroat. Raša, ital. Arſa) am ſüdöſtlichen Geſtade Iſtriens unweit der Stadt Albona (kroat. Labin) bis zur Mündung des Fluſſes Mathis (heute Mat in Nordalbanien) zwiſchen den altehrwürdigen griechiſchen Anſiedlungen Liſſos (Lješ, Aleſſio) und Dyrrhachion (Drač, Durres, Durazzo); im Oſten reichte das römiſche Dalmatien ins heutige Serbien bis zum Fluſſe Kolubara, indem es das Gebiet des heutigen Rudnikgebirges und der Ortſchaften Čačak und Užice umfaßte, während es im Norden an die Provinz Pannonien ſtieß, die ſich entlang des rechten Saveufers bis an den Fuß des heutigen bosniſchen und weſt=ſerbiſchen Gebirgszuges erſtreckte. Gegen Ende des 3. Jh. s n. Chr. zerlegte Kaiſer Diokletian das ſoeben umgrenzte Dalmatien in zwei kleinere Provinzen: in das nördliche Dalmatien im engeren Sinne und das ſüdliche, Praevalitana provincia genannt. In beiden Provinzen ragten folgende Städte beſonders hervor: als Mittelpunkt von Dalmatien, im engeren Sinne, Salona (heute Solin), als Zentrum der Praevalitana die Stadt Scodra (Skadar, Škodra, Scutari); außerdem waren in Dalmatien folgende Seeſtädte von Bedeutung: Tarſatica (Rijeka, Fiume), Senia (Senj, Zengg), Aenona (Nin, Nona), Jader (Zadar, Zara), Tragurium (Trogir,

Trau), Muicurum (Makarska), Epidaurum (Cavtat nächſt Dubrovnik, Ragusavecchia), Acruvium (Grblje bei Kotor, Cattaro); im Binnenlande Scardona (Skradin), Burnum (Šupljaja bei Kiſtanje), Biſtua Nova (Zenica am Bosnafluß), Domavia (Srebrnica); in der Praevalitana: Butua (Budva), Olcinium (Ulcinj, Ulkin, Dulcigno) am Meer, Doclea (Dukljangrad bei Podgorica) und Liſſus (Lješ, Aleſſio) im Landesinneren. Von den zu Dalmatien im engeren Sinne gehörenden Inſeln wären hervorzuheben: Curicta-Vecla (Krk, Veglia) mit der Burg Curicum (Krk, Veglia), Abſyrtides (Lošinj-Luſſino und Cres, Cherſo), Arba (Rab, Arbe), Brač (Brazza), Pharos (Hvar, Leſina), Iſſa (Vis, Liſſa) mit den gleichnamigen Städten, ferner Corcyra nigra (Krkar, Korčula, Curzola) und Meleda (Mljet, Meleda). Dies iſt der urſprüngliche und weiteſte, von den Römern geſchaffene Begriff Dalmatien, der als geographiſche Einheit faktiſch bis an den Anfang des 7. Jh.s beſtand. Dieſer Umſtand wurde auch bei der Teilung des Römerreiches im Jahre 395 in Betracht gezogen. Aus dieſem Anlaſſe fiel Dalmatien im engeren Sinne — d. h. das Gebiet von Kotor (Cattaro) nordweſtlich bis zur Raša (Arſabucht) — dem Weſtrömiſchen Reiche zu, wogegen die Praevalis — das heutige Montenegro ſamt Nordalbanien — an das Byzantiniſche oder Oſtrömiſche Reich kam. Dasſelbe Verhältnis blieb während des Beſtandes des Oſtgotenreiches in Kraft (493—555); nach dem Untergange dieſes mächtigen germaniſchen Staates dagegen ward das übrige Dalmatien ſamt Pannonien dem Oſtreiche einverleibt.

2. Das Mittelalter.

Durch die kroatiſche und ſerbiſche Beſiedelung und die Gründung von Stammesfürſtentümern trat ein Umſchwung im geographiſchen Begriff Dalmatien ein. Er wurde nämlich auf ſeinen engſten Umfang eingeſchränkt, d. h. man begriff darunter *ausſchließlich jene Bezirke, in denen ſich auch nach der Einwanderung der Kroaten und Serben die kaiſerlich byzantiniſche Herrſchaft weiter behauptete*. Hieher gehörten folgende Küſtenſtädte und Inſeln: Zadar (Zara), Trogir (Trau), Split (Spalato), Dubrovnik (Ragusa) und Kotor (Cattaro); Krk (Veglia), Cres (Cherſo) mit Lošinj (Luſſino) und Rab (Arbe), die wohl aus Mangel an Belagerungsmaſchinen und der erforderlichen Flotte von den Kroaten und Serben nicht eingenommen werden konnten. Die Bevölkerung dieſer Städte und Inſeln beſtand anfangs ausſchließlich aus *Romanen*, deren Grundbeſitz gewöhnlich über das Weichbild der Stadt nicht hinausreichte. In politiſch-adminiſtrativer Hinſicht gehörten ſie auch fernerhin dem byzantiniſchen Reiche als beſonderes Thema an, an deſſen Spitze ein kaiſerlicher, zu Zadar (Zara) reſidierender Statthalter

mit dem Titel eines *Strategen* ſtand. Dieſes Verhältnis blieb bis zur definitiven Eroberung durch die Venetianer in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Hier handelt es ſich — wohlgemerkt — ausſchließlich um den *geographiſchen* Begriff des mittelalterlichen Dalmatiens, der von demjenigen Kroatiens ſehr wohl differenziert war, auch zur Zeit als Dalmatien in ſeinem nördlichen Teile (von der Neretvamündung an) von dem kroatiſchen Könige beherrſcht wurde, der Süden dagegen ſamt Kotor — Dubrovnik (Raguſa) ausgenommen — ſerbiſchen Fürſten gehörte. Ausgenommen davon waren in ſpäterer Zeit bloß Šibenik (Sebenico) und Nin (Nona), denn als dieſe Städte von den ungariſch-kroatiſchen Königen Privilegien erhielten, ähnlich denen von Zadar (Zara), Trogir (Trau) und Split (Spalato), da galten auch ſie als *dalmatiniſche* Städte, und zwar Šibenik vom Jahre 1167, Nin vom Jahre 1205. Bezeichnenderweiſe legten ſich im 13. Jahrhundert der byzantiniſche Kaiſer, der ungariſch-kroatiſche König, der Doge von Venedig und der Serbenkönig den Titel eines Herrſchers von Dalmatien bei.

Das übrige, im Küſten- und im Hinterlande gelegene Gebiet nördlich der Neretvamündung, wurde *kroatiſches Reich* (regnum Croatiae oder r. Croatorum) genannt; ſomit wurden Klis (Cliſſa), Knin, Imotski, Biograd (Zara vecchia), ferner die Inſeln Brač (Brazza), Hvar (Leſina) und Vis (Liſſa) zu Kroatien und nicht zu Dalmatien gerechnet. Eine Ausnahme bildet Dubrovnik (Raguſa), das weder Kroatien noch Serbien angehörte (Kotor — Cattaro — dagegen war bereits vom 11. Jh. ein Beſtandteil Serbiens); Dubrovnik (Raguſa) behauptete vielmehr ein Sonderdaſein, zuerſt unter der Oberhoheit des oſtrömiſchen Reiches, ſpäter der ſüditalieniſchen Normannen, dann Venedigs (1205—1358), der ungariſch-kroatiſchen Könige (1358—1526), endlich als ſelbſtändige Republik (1526 bis 1808).

Um den Beſitz der norddalmatiniſchen Städte und Inſeln führten die kroatiſchen Könige das ganze 11. Jh. hindurch einen erbitterten Kampf mit Venedig, welches ſich das faktiſche Anrecht auf das Thema Dalmatien von den byzantiniſchen Kaiſern abtreten ließ. Von den einheimiſchen kroatiſchen Königen übernahmen dieſe Fehde die ungariſch-kroatiſchen Herrſcher aus dem Árpádengeſchlecht und nach deren Ausſterben die Anjouviner. Das glänzendſte Reſultat erzielte König *Ludwig I.*, an den Venedig durch den Friedensvertrag von Zadar (Zara), am 18. Februar 1358, die ganze Meeresküſte — natürlich als „Intereſſenſphäre" — „von der Rečina (Fiumara) bis Drač (Durazzo)" abtreten mußte. Somit gelangte Dubrovnik (Raguſa) unter die Oberhoheit des ungariſch-kroatiſchen Herrſchers (1358—1526), Kotor (Cattaro) dagegen nur vorübergehend bis zum Jahre 1385. Sämtliche dalmatiniſchen Städte und Inſeln — Dubrovnik (Raguſa)

und Kotor (Cattaro) nicht ausgenommen — verwaltete von nun an der kroatisch-dalmatinische Banus, auf den der König sämtliche Regierungsgeschäfte übertrug, die eigentlich in des Herrschers eigenen Wirkungskreis gehörten. Noch eins muß mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben werden. Bis zum Jahre 1358 erscheint in den amtlichen Schriftstücken die stereotype Formel „Regnum Dalmatiae et Croatiae"; in Hinkunft wurde der Plural üblich: „Regna Dalmatiae et Croatiae". Nur beiläufig sei erwähnt, daß Slawonien in den Herrschertitel erst im Jahre 1529 aufgenommen wurde. Die Form: „Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slavonien" datiert also vom 16. Jh. an, wodurch ein ansonsten einheitliches politisches Territorium bezeichnet wurde, das aber bereits seit der zweiten Hälfte des 13. Jh.s in zwei administrative Gebiete zerfiel: in Slawonien (Regnum Sclavoniae), die Städte Varaždin, Zagreb (Agram), Križevci und Bihać an der Una umfassend, mit einem besonderen Banus und einem besonderen slavonischen Landtag, und Dalmatien-Kroatien, Modruš, Vinodol, Lika, Krbava, Knin, Zadar (Zara), Šibenik (Sebenico) und Split (Spalato) umfassend, mit einem dalmatinisch-kroatischen Banus und einem dalmatinisch-kroatischen Landtag an der Spitze. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s übernahm die Administration von Dalmatien, Kroatien und Slawonien ein dalmatinisch-kroatisch-slawonischer Banus mit einem dalmatinisch-kroatisch-slawonischen Landtag, kompetent für das von der türkischen und venetianischen Invasion freigebliebene Gebiet.

Die venetianischen Eroberungen im heutigen Dalmatien setzten im 15. Jh. ein, unter den schwachen Nachfolgern des großen und energischen Königs Ludwigs I. Im Verlaufe von einigen Jahrzehnten hatten sich die Venetianer meistens auf friedlichem Wege festgesetzt. Den Anfang machte Ladislaus von Neapel — der Gegenkönig des Lützelburgers Sigismund — ein Sohn des unglücklichen Karl II. von Durazzo († 1386), der am 9. Juli 1409, nach längerem unwürdigem Feilschen, dem Dogen für 100.000 Dukaten alles hingab, was in Dalmatien zur Zeit noch seiner Machtsphäre angehörte, nämlich Zadar (Zara), Vrana, Novigrad und die Insel Pag (Pago). Zu Gunsten Venedigs gab Ladislaus sogar seine königlichen Ansprüche auf das übrige Dalmatien preis. Nach diesem elenden Verrat kannten die ausgesaugten und verbitterten Bewohner der übrigen Städte und Inseln längs des Adriatischen Meeres keinen anderen Ausweg, als freiwillig die venetianische Herrschaft anzuerkennen, um wenigstens ihre angestammte Autonomie zu retten. Das war Cres — Cherso (1409), Rab — Arbe (1409), Nin — Nona (1409), Skradin — Skardona (1411), Šibenik — Sebenico (1412), Hvar — Lesina (1420), Brač — Brazza (1420), Korčula — Curzola (1420), Kotor — Cattaro (1420),

Split — Spalato (1420), Trogir — Trau (1420), endlich auch Omiš — Almiſſa (1444). So gehorchten alſo dem Machtgebote Venedigs um die Mitte des 15. Jh.s ſämtliche Küſtenſtädte und Inſeln, Dubrovnik (Raguſa) ausgenommen. Damals begann man den Namen Dalmatien auch auf jene Städte und Inſeln zu beziehen, die bishin in den geographiſchen Begriff Dalmatien nicht miteinbezogen wurden: alles Uebrige, d. h. Klis (Cliſſa), Knin und Sinj wurden noch immer zu Kroatien gerechnet („in regno nostro Croatiae"). Dieſen älteſten ſtändigen Beſitz nannte die Republik Venedig im 17. Jahrhundert „acquiſto vecchio", alte Erwerbung, zum Unterſchiede von jenem Gebiete, das nun in ihren Beſitz kam. Die Bucht von Kotor (Cattaro), getrennt von Dalmatien durch das Territorium der Republik Dubrovnik, wurde dagegen Venetianiſch-Albanien genannt. Dieſes Verhältnis blieb von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jh.s unverändert beſtehen, als der St. Markusrepublik ein neuer Rivale und gefährlicher Gegner im Osmanenreiche erwuchs, das mit der Eroberung Bosniens (1463) und der Hercegovina (1482) ſeine Grenzen immer mehr gegen das Adriatiſche Meer ausdehnte. Bereits in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts drangen die Heere des Sultans Bajazid in Kroatien ein, ſtreiften in der Umgebung von Knin und Sinj, gerieten etwas ſpäter unter die Mauern der Städte Split (Spalato), Šibenik (Sebenico), Trogir (Trau), Klis (Cliſſa) und ſchickten ſich zu deren Belagerung an.

3. Die Neuzeit.

Traurige Zeiten brachen nun über Kroatien herein, denn von der zweiten Hälfte des 16. Jh.s an fiel es in raſcher Folge beinahe in ſeinem ganzen Umfange den Türken zur Beute; nur die befeſtigten Küſtenſtädte verblieben unter venetianiſcher Herrſchaft, mußten jedoch ſtets eines Ueberfalles gewärtig und auf ihre Verteidigung bedacht ſein. Dieſes Verhältnis blieb unverändert bis in die Mitte des 17. Jh.s. Um dieſe Zeit deckt ſich der Begriff Dalmatien mit dem venetianiſchen Beſitz, während die türkiſchen Eroberungen in dem Namen des Paſchaliks Bosnien mitinbegriffen waren, zu dem alſo auch Klis (Cliſſa), Knin, Sinj, Imotſki, Drniš, Zemunik ebenſo gerechnet wurden, wie in den heutigen kroatiſch-ſlavoniſchen Gegenden Petrinja, Bihać a. d. Una, Požega, Oſijek (Eſſegg) und Djakovo; die geographiſche Bezeichnung Kroatien verſchwindet alſo im Verlaufe des 16. Jh.s aus dem heutigen Dalmatien.

Inzwiſchen kam es um die Mitte des 17. Jh.s zum ſogenannten „Kandiſchen" Krieg, der 24 Jahre zwiſchen der Türkei und Venedig wütete. In dem darauffolgenden Friedensvertrag vom 6. September 1669 verzichtete die Republik auf Kandia (Kreta), erhielt dagegen als Ent-

ſchädigung eine Gebietserweiterung am Adriatiſchen Meere. Die vertragsmäßige Grenze verlief längs des Gebirgskammes von der Novigrader Bucht bis zur unteren Cetina, wurde alſo nach dem Binnenlande gerückt. Demnach geriet auch Klis (Cliſſa) in venetianiſchen Beſitz. Die neue Demarkationslinie, beſtimmt vom venezianiſchen Geſandten und einer türkiſchen Kommiſſion, heißt linea Nani und umfaßt das Gebiet, das ſpäter acquisto vecchio genannt wurde. Der Krieg mit den Türken entbrannte von neuem nach deren Niederlage vor Wien, und die Republik Venedig eroberte Sinj im Norden, Herceg Novi (Caſtelnuovo) im Süden. Im darauffolgenden Frieden zu Sremſki Karlovci (Karlowitz) 1699 kam es zu einer abermaligen Grenzregulierung zwiſchen der Türkei und Venedig, die nach dem venetianiſchen Geſandten linea Grimani heißt. Die neue Grenzlinie wurde auf die einfachſte Art gewonnen: die Punkte Knin, Vrlika, Sinj, Vrhgorac und Gabela a. d. Neretva (Narenta) wurden ohne Rückſicht auf die Gebirgszüge und Höhen verbunden. Um jeden dieſer Punkte wurde ein Gebiet von einer Wegſtunde als neutral und als Fortifikationszone erklärt. Im Süden erhielt Venedig beinahe die ganze Bucht von Kotor (Cattaro) ſamt Budva. Die linea Grimani bezeichnete von nun an die Grenze des acquisto nuovo, der neuen Erwerbung, während der Name Dalmatien zugleich auch auf das Innere des Landes und auf einen Teil des mittelalterlichen Kroatiens ausgedehnt wurde. Im Jahre 1714 kam es abermals zu einem Kriege zwiſchen der Türkei und Venedig, der durch den Frieden zu Požarevac (Paſſarowitz) 1718 beendet wurde. Die hier feſtgeſetzte linea Mocenigo blieb die Grenze von Venetianiſch-Dalmatien bis zum Untergang der St. Markusrepublik im Jahre 1797, mit anderen Worten: dieſe Linie trennt auch heute noch Dalmatien von Bosnien-Hercegovina, ausgenommen den ſüdlichſten Punkt Spičč (Spizza), der erſt im Jahre 1878 von der ö.-u. Monarchie erworben wurde, und das Gebiet der einſtigen Republik Dubrovnik zwiſchen der Neretva-(Narenta)-Mündung und Herceg-Novi (Caſtelnuovo). Den Landſtreifen zwiſchen der linea Mocenigo und der linea Grimani nannten die Venetianer acquisto nuovissimo, wodurch der Geltungsbereich des Namens Dalmatien zugleich gegen Oſten erweitert wurde, den er bis heute behalten hat.

Aus dem bisher Angeführten folgt alſo unzweideutig: der heutige Begriff Dalmatien bis zur Neretva iſt nichts anderes als der letzte Umfang des venetianiſchen Beſitzes am öſtlichen Geſtade des Adriatiſchen Meeres. Davon ausgenommen iſt Dubrovnik (Raguſa) ſamt Gebiet und die Bucht von Kotor-Cattaro (Albania Veneta), die niemals zu Venetianiſch-Dalmatien gerechnet

oder ihm angehört haben. Eines aber darf nicht unerwähnt bleiben. Aus Furcht vor der venetianiſchen Nachbarſchaft erreichte die Republik Dubrovnik (Raguſa) bei den Friedensverhandlungen zu Požarevac 1718, daß ein enger Streifen Landes, nördlich und ſüdlich der dubrovniker (raguſaner) Gebietshoheit, an die Türkei abgetreten wurde, ſo daß dieſe an zwei Stellen Zutritt zum Adriatiſchen Meere erhielt. So entſtanden die Enklaven Neum-Klek an der Neretvamündung, und Sutorina vor dem Eingang in die Bucht von Kotor (Cattaro). Beide gehörten bis 1918 zur Hercegovina, ſo daß ſich dieſe bis ans Meer erſtreckte. Nach dem Untergange der Republik Venedig und durch den Frieden von Campoformio 1797 gelangte ganz Dalmatien ſamt den Quarneroinſeln und der Bucht von Kotor-Cattaro (als einſtigem Venetianiſchem Beſitz) an Oeſterreich, während die Republik Dubrovnik (Raguſa) auch fernerhin ihre Unabhängigkeit behauptete. Das eben umſchriebene Gebiet kam nach der Schlacht bei Auſterlitz durch den Preßburger Frieden 1805 in franzöſiſchen Beſitz. Nun bereitete Kaiſer Napoleon der tauſendjährigen Freiheit Dubrovniks ein jähes Ende (1806, bezw. 1808), indem er es dem übrigen Dalmatien einverleibte. Alſo am Anfang des 19. Jh.s umfaßte zum erſten Mal der Name Dalmatien das ganze Territorium, das noch heute darunter verſtanden wird. 1815 übernahm Oeſterreich von den Franzoſen Dalmatien in dieſem Umfang und verlieh ihm den Titel eines Königreiches, ſelbſtredend in einem ganz anderen Sinne, als dies im Mittelalter unter den kroatiſchen und den ungariſch-kroatiſchen Königen der Fall war. Während der franzöſiſchen Herrſchaft wurden auch wichtige Veränderungen mit den quarneriſchen Inſeln Cres (Cherſo), Krk (Veglia), Rab (Arbe) und Lošinj (Luſſino) vorgenommen. Laut Dekret vom 15. April 1811 verleibte ſie nämlich Napoleon dem Departement Croatie civile ein. Nach Napoleons Abdankung ließ Oeſterreich dieſe Einrichtung unangetaſtet, indem es anfangs das einſtige franzöſiſche Gebiet jenſeits der Save mit dem Mittelpunkte Karlovac (Karlſtadt) an Kroatien nicht abtreten wollte. Als ſich jedoch Oeſterreich im Jahre 1822 dazu doch bemüßigt ſah, trennte es von Kroatien jene Inſeln und vereinigte Cres (Cherſo), Lošinj (Luſſino) und Krk (Veglia) mit Iſtrien, dem ſie bisher niemals angehört hatten; Rab (Arbe) dagegen wurde an Dalmatien zurückgegeben. An dieſem Verhältnis wurde bis 1918 nichts geändert.

Endlich muß noch betont werden, daß dem Geſetzesartikel I (bezw. XXX) des kroatiſch-ungariſchen Ausgleichsgeſetzes, in welchem von der Zugehörigkeit Dalmatiens zu Kroatien die Rede war (§ 66), der damalige geographiſche Begriff von Dalmatien vorſchwebt, d. h. deſſen Ausdehnung von Nin (Nona) und Obrovac bis Kotor (Cattaro) und Spič (Spizza)

Kaiſer Joſef II. und der Bauernaufſtand in Siebenbürgen.*)

Von Johann Lupaş (Klauſenburg=Cluj).

In dem von dem ruſſiſchen Forſcher Paul Mitrofanov verfaßten und unter dem Titel „Joſeph II. Seine politiſche und kulturelle Tätigkeit“ auch in deutſcher Ueberſetzung veröffentlichten Geſchichtswerke iſt der große ſiebenbürgiſche Bauernaufſtand vom Jahre 1784, überraſchender Weiſe, vollſtändig unberückſichtigt geblieben.

Die Sache ſteht in dieſer Hinſicht kaum beſſer in der neueſten Monographie, die vor zwei Jahren in Wien von Ernſt Benedikt publiziert wurde („Kaiſer Joſef II. Mit Benützung ungedruckter Quellen“)[1]) Auch in dieſem Buche kann man nicht mehr als zwei Seiten darüber leſen (S. 108—110).

Dieſe Tatſache hat mich dazu veranlaßt, zu verſuchen, die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit der zahlreichen Teilnehmer am Hiſtorikerkongreſſe auf dieſe Frage zu lenken. Ich tue es in der Hoffnung, dadurch über den national= und lokalgeſchichtlichen Rahmen hinaus auch zur allgemeinen Bauerngeſchichte des 18. Jh.s manche Beiträge bieten zu können. In einem zeitlich eng umgrenzten Vortrag wird es aber unmöglich ſein, alle Seiten des Problems zu berühren. Darum werde ich mich darauf beſchränken müſſen, die wichtigſten Momente der Vorbereitung, des Verlaufes und der Folgen dieſer blutigen Volksbewegung, als Quinteſſenz eines ausgiebigen und komplexen Aktenmaterials, in knapper Zuſammenfaſſung darzuſtellen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s zeigte ſich unter der Landbevölkerung der Habsburgermonarchie eine zunehmende Mißſtimmung. Der Geiſt des Aufruhrs begann die breiten Volksſchichten der verſchiedenen Provinzen in ſteigendem Maße zu beunruhigen. Ueber die allgemeine Unzufriedenheit der Leibeigenen war Maria Thereſia durch ausführliche Berichte ihrer Räte wohl unterrichtet. Es gelang dieſen, ſie zu überzeugen, daß es den Staatsintereſſen entſpräche, die Leibeigenen direkt unter den Schutz der Krone zu nehmen, um ſie allmählich von den ungerechten und geſetzwidrigen Ausbeutungen der Großgrundbeſitzer zu befreien. Sollten die Leibeigenen ſich gegen ihre Landesherren zu Gewalttätigkeiten erkühnen, ſo könnte die Krone daraus nur Nutzen ziehen, denn ihr Anſehen würde durch entſcheidendes Eingreifen nur geſtärkt werden.

Als nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges Maria Thereſia vom ungariſchen Landtage eine Erhöhung der Abgaben verlangte (1764),

*) Vortrag, gehalten am VIII. Internationalen Hiſtorikerkongreß in Zürich, 2. September 1938.

[1]) Wien 1936. Gerold u. Co., 362 S.

war dieſer nicht geneigt, ſich den Staatsbedürfniſſen anzupaſſen. Unter dem Vorwande, der Bauer ſei arm und könne keine weiteren Abgaben entrichten, weigerte ſich der Landtag, dieſe Erhöhung zu bewilligen. Um nun die Lage des Landvolkes zu verbeſſern und ſeine Steuerkraft zu Gunſten der Staatskaſſe zu vermehren, legte Maria Thereſia im Frühling des folgenden Jahres einen Geſetzentwurf zur Normaliſierung der Urbarialfragen vor. Der Adel zeigte aber wenig Verſtändnis dafür, da ſeine Privilegien darunter leiden ſollten, und erklärte ſich außerſtande, die dringende Notwendigkeit der königlichen Reformtendenz zu berückſichtigen. Nach Ablehnung des Entwurfes wurde der Verſuch unternommen, die Agrarreform jure regio durchzuführen. Es war aber keine leichte Aufgabe, den Widerſtand des Adels zu beſiegen, der im Rahmen der altherkömmlichen Komitatsautonomie über genügende Mittel verfügte, um die Realiſierung dieſer Reform verhindern zu können.

Selbſt Kaiſer Joſef II. konnte ſpäter feſtſtellen, daß ſämtliche Maßnahmen, die von der „Kaiſerin ſeligen Angedenkens" im Intereſſe der Leibeigenen getroffen worden waren, am Widerſtand des Adels geſcheitert waren.

Da es in dieſer ſtaatspolitiſch wichtigen Frage zu einem Konflikt zwiſchen Adel und Krone kam, begannen die Leibeigenen Einzel- und Kollektivbittſchriften nach Wien zu ſchicken, in denen ſie über unerträgliche Unterdrückungen klagten und um Unterſtützung ihrer gerechten Forderungen baten. Aus der Art der Abfaſſung dieſer Bittſchriften iſt unſchwer zu erkennen, daß oft die Mittlerrolle zwiſchen den Leibeigenen und dem Wiener Hofe den Organen der Militärverwaltung zufiel, die über die Abſichten der Hofkreiſe ziemlich gut unterrichtet waren, dem Adel gegenüber aber eine feindliche Haltung einzunehmen pflegten.

Es fehlte jedoch nicht an kühnen Bauern, die es wagten, perſönlich die Klagen der Leibeigenen in Wien vorzubringen. In einigen Komitaten Weſtungarns ſtürmten Rotten der Leibeigenen Höfe und Kaſtelle des Adels, wie z. B. auf dem Gut des Grafen Eſterházy, der aus Furcht vor ſeinen empörten Bauern in einem benachbarten Walde Zuflucht ſuchen mußte.[1a])

Im folgenden Jahrzehnt brachen in Böhmen und Mähren Aufſtände der unzufriedenen Bauern aus. Die Führer dieſer Aufſtändiſchen wandten ſich mit ihren Bittſchriften an König Friedrich II. von Preußen, den ſie „im Namen Gottes" erſuchten, ihnen ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen, weil ſie von den „Feinden Gottes und des wahren Glaubens" ſeit langer Zeit unerträgliche Verfolgungen zu erleiden hätten.

[1a]) Eckhart, Franz: Mária Terézia és a magyar parasztkérdés. Klebelsberg Emlékkönyv. Budapeſt 1925. Szabó, Dezső: Mária Terézia és a parasztok. Ebd. S. 513—24.

Der Aufſtand hätte aus Böhmen leicht auch nach Preußen übergreifen können. Um dies zu verhüten, ließ Friedrich II. die Grenzen ſtreng bewachen, während er den preußiſchen Geſandten in Dresden, Baron Arnim, anhielt, in Erfahrung zu bringen, ob ſich die Bauern in Böhmen wegen des Frondienſtes oder wegen religiöſer Verfolgungen erhoben hätten, und abzuwarten, ob es dem Wiener Hof gelingen würde, den Aufſtand niederzuhalten.

Dies geſchah. Nachdem viele Kaſtelle niedergebrannt und Kirchen zerſtört worden waren, wie „zur Zeit der Huſſiten", griff das kaiſerliche Heer ein und ſchlug den böhmiſchen Bauernaufſtand nieder. Wie Maria Thereſia ihrem Sohn Ferdinand nach Mailand ſchrieb, ſcheuten die Bauern im Laufe des Aufſtandes nicht davor zurück, auf die anmarſchierenden Truppen zu feuern. An dieſe traurige Feſtſtellung knüpfte ſie die Bemerkung, „daß dieſer Aufſtand wohl auch noch ſpäter als ſchlechtes Beiſpiel dienen werde."[2])

Nach dem Tode ſeiner Mutter war der bisherige Mitregent Kaiſer Joſef II. von einem ungeſtümen Drang nach Reformen und dem unſtillbaren Bedürfnis beſeelt, alles auf neue Grundlagen zu ſtellen. Um in der Staatsführung ſeinen Ideen und Tendenzen zum Siege zu verhelfen, arbeitete er mit größtem Eifer, 18 Stunden täglich, ſodaß man ihn als den erſten Monarchen der Weltgeſchichte bezeichnete, der Alles ſelbſt erledigen wollte. „Der Größte im Kleinſten, der Tätigſte im Größten" — in dieſem lakoniſchen Satze verſucht Paul Mitrofanow in ſeiner groß angelegten hiſtoriſchen Monographie[3]) die Perſönlichkeit des übereifrigen Kaiſers zu charakteriſieren. Seine fieberhafte Tätigkeit entfaltete ſich in einem allzu übereilten Rhythmus. Oft fehlte es ihm an Zeit, gründlich und überlegt alle Vorausſetzungen zu ſeinen Reformtendenzen in den einzelnen Provinzen der Monarchie kennenzulernen. Er war aber entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen, was das Los des bedrückten Bauernſtandes erleichtern konnte. Am 1. November 1781 publizierte er, ohne die Einwände des Adels zu beachten, das Dekret über die Abſchaffung der Leibeigenſchaft in Böhmen, Mähren und Schleſien, am 11. 6. 1782 in der Steiermark, am 12. 7. in Kärnten und am 20. 12. in Oeſterreich.[4])

Um das Los der Leibeigenen in Siebenbürgen zu erleichtern, hatte ſchon Maria Thereſia im Jahre 1766 dem ſiebenbürgiſchen Gubernium

---

[2]) Vgl. B. Bretholz: Geſchichte Böhmens und Mährens, III. Reichenberg 1924, 145; und Kamil Krofta, Geſchichte der Tſchechoſlowakei. Berlin 1932, 94.

[3]) Paul v. Mitrofanov, Joſeph II. Seine politiſche und kulturelle Tätigkeit. Aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche überſetzt von V. v. Demelić. Mit einem Geleitwort von Hans Schlitter. Wien und Leipzig 1910, 104.

[4]) Ebda. 605.

befohlen, alle Bauern, die ungerechten Unterdrückungen der privilegierten Klaſſen ausgeſetzt ſeien, in Schutz zu nehmen. Drei Jahre ſpäter veröffentlichte ſie, um die Verhältniſſe zwiſchen Leibeigenen und Feudalherren zu regeln, ein Dekret von prinzipieller Bedeutung: die „certa puncta“ (12. November 1769). Obwohl die Größe der Frondienſtarbeiten dieſelbe blieb (2 Tage in der Woche für Handarbeit, 1 Tag für Arbeit mit einem Ochſengeſpann), welche der bekannte ungariſche Juriſt Stefan Werbőczy in ſeinem Geſetzbuch „Tripartitum“ als Strafe für die ſengenden Bauern vorgeſehen hatte, erſchien doch dieſes Dekret als eine Erleichterung. Denn im 18. Jh. hatten die Grundbeſitzer oft wöchentlich 3—4, ja ſogar 6 Frondienſttage in der Woche von ihnen gefordert.[5]) Das Dekret hatte aber keine praktiſchen Folgen, da der mächtige ſiebenbürgiſche Adel auch die „certa puncta“ nicht reſpektierte.

Als Joſef II. i. J. 1773 zum erſten Male in Siebenbürgen weilte, nahm das Los der Leibeigenen ſein beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Mit Bedauern mußte er feſtſtellen, daß ſich in der Urbarialfrage nichts geändert hatte. Die Bauern blieben, wie früher, durchaus der Willkür der Latifundienbeſitzer ausgeliefert. Nach Joſefs Willen ſollte die Unterſuchung in den von dem ungariſchen Adel verwalteten Komitaten von ſächſiſchen Beamten, in den ſächſiſchen Städten von ungariſchen Beamten durchgeführt werden. „Anders würde Recht und Billigkeit nicht zu erreichen ſein. Die Feindſchaft zwiſchen den Ungarn und den Sachſen ſei groß und beide Teile gleichmäßig im Unrecht... Nur in einem ſeien beide gleich: in der Unterdrückung der Walachen. Die Juſtiz im Lande ſei ganz ſchlecht, das Herz blute einem, wenn man ſähe, daß es unmöglich ſei, daß der Arme Gerechtigkeit erlange....“[6])

Auch in Siebenbürgen war Joſef bemüht, alle Klagen der Bauern perſönlich anzuhören, ihre Bittſchriften zu empfangen und ihnen einige Troſtworte ſogar in rumäniſcher Sprache zu ſagen. Mit 12 000 Bittſchriften[7]) verließ er das Karpathenland in der Hoffnung, alle dieſe Bittſchriften einer gerechten Erledigung zuführen zu können. Seine perſönlichen Eindrücke teilte er in ausführlichen Berichten — die als wertvollſte Zeugniſſe für die ſiebenbürgiſchen Zuſtände im 18. Jh. gelten — dem Staatsrat mit. Ueber

---

[5]) Julius Szekfü, Magyar Történet. Bd. VI, 292.

[6]) Fr. Teutſch, Geſchichte der Siebenbürger Sachſen, Bd. II, 158.

[7]) In ſeinem Reiſejournal ſchrieb Joſef in Hermannſtadt am 10. 7.: „Da man mir geſagt hatte, daß ein Edelmann einen Bauern gebunden und angehängt hätte, weil er mir ein Memorial gegeben, ſo ließ ich ihm das Memorial durch einen Huſaren abfordern; es kam der Bauer und der Edelmann, letzterer gab einige ſchlechte Urſachen vor, ich hielt aber vor rathſam, den Bauer was zu ſchrecken und gehen zu laſſen und den Edelmann auch“. Vgl. E. Benedikt, a. a. O., 313—14.

die Lage der rumäniſchen Bauern äußerte Joſef folgende Meinung: „Dieſe armen walachiſchen Untertanen, ſo doch unſtreitig die älteſten und zahlreichſten Inwohner von Siebenbürgen ſind, dieſe werden dergeſtalt geplaget und mit Ungerechtigkeit überhäuft, daß wahrlich deren Schickſal, wenn man es einſieht, recht erbarmungswürdig iſt und noch zu verwundern iſt, daß noch ſo viele dieſer Menſchen vorhanden und nicht alle davongelaufen ſind.... Die Nation iſt ſonſten wahrlich witzig und ihre Unbeſtändigkeit kommt gewiß nur von ihrem Unglück her, daß ſie ſich auf Viehzucht mehr verlegen müſſe, um, in dem Notfall und wenn es gar zu arg wird, in ein anderes Land leichter zu entfliehen imſtande zu ſein."[8])

Maria Thereſia, ſchwer beſorgt wegen der gar zu volksfreundlichen Haltung ihres Sohnes, verſäumte nicht, ihre Befürchtungen auszuſprechen, daß ihn ſein Streben nach Volkstümlichkeit oft zu radikalen Erklärungen über Religionsfreiheit und Neuregelung der Beziehungen zwiſchen Adel und Leibeigenen verleitet hätte. Die Befürchtungen finden ihren Ausdruck in einem Brief der Kaiſerin an ihren Sohn aus dem Jahre 1775, in dem es heißt: „Unter vielen Generalſätzen, die alle mir zu reel ſind, ſind doch die drei wichtigſten: freies Religionsexercitium, welches keinem katholiſchen Fürſten erlaubt iſt ohne ſchwere Verantwortung einzuführen; die Vernichtung der jetzigen Großen unter dem ſpeziöſen Vorwand, den mehreren Teil zu konſervieren, von wo ich weder die Noth noch die Billigkeit einſehe; die oft repetierende Freiheit in allem, ſo mich mehr beſorgen als hoffen macht. Ich bin zu alt, mich zu ſolchen principiis jemals zu fügen, wünſche aber und bitte Gott, daß mein Nachfolger ſelbe niemals nur probiere. Weder er noch weniger ſeine Nachfolger würden glücklicher."[9]) „Die Ahnungen der verlachten Kaſſandra gingen doch in Erfüllung, ihr düſterer Prophetenruf verdiente beſſeres Gehör."[9a])

Sobald Joſef II. Alleinherrſcher der ausgedehnten habsburgiſchen Monarchie wurde, beachtete er die Ratſchläge ſeiner Mutter nicht, ſondern begann ſeine Regierungszeit damit, die freiheitlichen Prinzipien, vor denen ſie ihn gewarnt hatte, in größter Eile zu verwirklichen. Ein Dekret vom 11. Juni 1781 verkündete die erſehnte Preſſefreiheit, die ſo weit ging, daß ſie ſogar Kritiken über den Landesfürſten geſtattete, wenn der Ver-

---

[8]) J. Lupaş, Impăratul Josif II. şi răscoala ţăranilor din Transilvania. Bukareſt 1935, 8.

[8]) Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II. Ihre Correſpondenz. Wien 1867. Bd. II, 94/95.

[9a]) E. Benedikt, Kaiſer Joſeph II. Mit Benützung ungedruckter Quellen. Wien 1936, 86.

faſſer mit ſeinem Namen für die Wahrheit bürgte.[10]) Das am 20. Oktober 1781 veröffentlichte Toleranzedikt war der erſte bedeutende Schritt zur freien Religionsübung. In Siebenbürgen hatte aber dieſes Edikt unerwartete Folgen, an die der Kaiſer offenbar nicht gedacht hatte, da die ſogenannten unierten oder griechiſch-katholiſchen Rumänen im Hațeger und Făgăraſer Gebiet wieder zum orthodoxen Glauben zurückkehrten. Dieſe Strömung wurde ſo mächtig, daß in einer Gemeinde (Copăcel) des Făgăraſer Diſtriktes ſelbſt die Soldaten aus dem rumäniſchen Grenzregiment die militäriſche Diſziplin vergaßen und ſich ſtandhaft weigerten, dem Befehl des Leutnants Montag, die gr.kath. Kirche zu beſuchen, nachzukommen.[11])

Nicht nur in den Dörfern, ſondern auch in den Städten machten ſich die Folgen des Toleranzediktes bemerkbar. Der orthodoxe Pfarrer Joan Chintoc von Oradea (Großwardein) hatte es nicht verſäumt, folgenden Fall in der Taufmatrikel zu vermerken: Im Jahre 1783 kam der Befehl Kaiſer Joſefs II., des Sohnes Maria Thereſias, heraus, daß wem immer es freiſtünde, nach einer Vorbereitung von ſechs Wochen zum alten Glauben zurückzukehren, und ſo ſind denn am heutigen Tage gemäß jener Vorſchrift die Bewohner von Oradea, Vida Samuilă und Popovici Pavel aus der unierten Kirche ausgetreten, und nachdem ſie uns die Uebertrittsbeſcheinigung gebracht hatten, haben wir ſie mit unſeren Schafen vereinigt.[12])

Um nicht auch das Wenige zu gefährden, was die ſyſtematiſche katholiſche Propaganda mit tatkräftiger Unterſtützung des Wiener Hofes während eines Jahrhunderts unter den Siebenbürger Rumänen hatte erreichen können, ſah ſich Joſef genötigt, am 20. Auguſt 1782 ein anderes Edikt zu veröffentlichen, das ſogar die Todesſtrafe denjenigen androhte, welche es wagen ſollten, auch nur ein Wort über den Austritt aus der unierten Kirche zu ſagen.[13])

Zu Beginn des Jahres 1783 erfolgte das Einſchreiten des kommandierenden Generals von Sibiu (Hermannſtadt) beim ſiebenbürgiſchen Gubernator Baron Samuel von Bruckental mit dem Antrag, daß es nach

---

[10]. Vgl. Zenker, Geſchichte der Wiener Journaliſtik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien u. Lpz. 1892, 62—63: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähſchriften ſind, ſie mögen nun treffen, wen ſie wollen, vom Landesfürſten an bis zum Untertan, ſollen, beſonders wenn der Verfaſſer ſeinen Namen dazu drucken läßt und ſich alſo für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darſtellt, nicht verboten werden.... Anſchlagzettel, Zeitungen, Gebeter und dgl. hat der bei jeder Landesſtelle referierende Rath nur kurz zu unterſuchen und das Imprimatur zu erteilen."

[11]) T. V. Păcăţianu, Contribuţiuni la istoria Românilor ardeleni în sec. XVIII.: Anuarul Institului de Istorie Naţională Cluj. III, 161—79.

[12]) N. Firu, Monografia Bisericei Sfintei Adormiri din Oradea. 1934, 58—60.

[13]) Păcăţianu, a. a. O.

den Vorfällen im Hațeger Gebiet wohl angezeigt wäre, das Toleranzedikt nicht mehr dem Volke zu verkünden, da ſonſt neue Unruhen zu befürchten ſeien. Der Kommandierende General legte es daher der ſiebenbürgiſchen Regierung nahe, nur das Patent vom 20. Auguſt 1782 mit den bekannten Drohungen gegen diejenigen, welche es wagen ſollten, das Volk gegen die „Heilige Union" aufzuwiegeln, veröffentlichen zu laſſen.[14])

Joſef II. war auch als Alleinherrſcher beſtrebt, ſich in allen Provinzen von den Lebensbedingungen ſeiner Untertanen perſönlich zu überzeugen. Ein öſterreichiſcher Hiſtoriker vergleicht ihn mit Hadrianus, „dem reiſenden Kaiſer".[15]) Hans Schlitter nannte ihn einen „habsburgiſchen Harun al Raſchid, eine der populärſten Geſtalten der öſterreichiſchen Vergangenheit".[16]) Die Kritiken ſeiner Gegner, die ironiſch meinten, er wolle ſeine Monarchie aus dem Poſtwagen (en courant les postes) regieren, konnten ihn nicht von ſeinem Beſtreben abhalten, aus eigener Anſchauung überall die wahren Lebensverhältniſſe ſeiner zahlreichen Untertanen kennen zu lernen. „Wohl kein einziger Monarch, der Große Friedrich nicht ausgenommen", hebt Mitrofanov mit Recht hervor, „kannte ſo genau alle lokalen Verhältniſſe in ſeinem Reiche, und wohl keiner beſaß daher ſo gründliche praktiſche Schulung wie der unermüdliche, raſtloſe Joſef II."[17])

Im Jahre 1783 fand es Joſef angezeigt, abermals nach Siebenbürgen zu reiſen. Auch diesmal waren ſeine Erfahrungen nicht erfreulicher als jene, die er vor zehn Jahren ſammeln mußte. Am 4. Juni verkündete er in Sibiu (Hermannſtadt) ſeinen feſten Entſchluß, auch in Siebenbürgen — wie in den anderen Ländern der Monarchie — die Leibeigenſchaft aufzuheben, „damit überall dieſe traurige Degradation des Menſchengeſchlechtes verſchwinde".

Seine Unzufriedenheit mit den beſtehenden Verhältniſſen drückte der Kaiſer am 7. Juni 1783 in ſeinen Abſchiedsworten an den Magiſtrat von Sibiu (Hermannſtadt) aus, dem er nahelegte, gewiſſenhaft ſeine Pflicht zu erfüllen und mit den Schikanen aufzuhören. Auch diesmal kehrte Joſef mit der Ueberzeugung nach Wien zurück, daß die rumäniſche Bevölkerung Siebenbürgens aller Rechte beraubt ſei und ſehr ſtiefmütterlich behandelt werde. Dieſe Tatſache veranlaßte ihn, durch das Reſkript vom 16. Auguſt 1783 neue Verordnungen zu treffen, um das Los der Leibeigenen zu erleichtern. So gab er dieſen die Freiheit zu heiraten, die Schule zu beſuchen und ſich

---

[14]) Ebda.

[15]) Groß-Hoffinger, Joſeph II. als Regent und Menſch, 87.

[16]) Mitroſanov, a. a. O. IX.

[17]) Derſ., ebda. Bd. I, 94.

frei einen Beruf zu erwählen. Ferner ſchützte er das beſcheidene Vermögen der Leibeigenen vor willkürlichen Uebergriffen der Grundherren, denen er unterſagte, ſich ohne eine gerichtliche Entſcheidung an dem Vermögen ihrer Leibeigenen zu vergreifen.

Auf ſeiner Reiſe durch Siebenbürgen verhehlte Joſef II. ſeine Abneigung gegen den ungariſchen Adel nicht, wie auch nicht gegen die Vertreter des ſächſiſchen Bürgertums, während er ein überraſchendes Intereſſe für das Los der Bauern und der rumäniſchen Prieſterſchaft zeigte. Der ſächſiſche Notar aus Mediaſch, Georg Heydendorf, der den Kaiſer begleitete, vergaß nicht, in ſeiner Autobiographie das Erſtaunen des Volkes über das allzu gnädige Verhalten des Kaiſers zu unterſtreichen.[18])

Eine literariſche Reminiszenz an dieſen Eindruck wie auch an die Hoffnungen, die das rumäniſche Volk auf den Kaiſer ſetzte, ſpiegelt ſich in einigen politiſchen Strophen wieder, die das Erſcheinen des öſterreichiſchen Doppeladlers auf einem i. J. 1784 in Blaj (Blaſendorf) gedruckten Gebetbuch zu erklären verſuchen. Mit Begeiſterung wird in dieſen Verſen Kaiſer Joſef II. mit einer Sonne verglichen, die für das unterdrückte Rumänentum aufgegangen wäre. Dieſe unerwartet volksfreundliche Haltung des Kaiſers dürfte neben anderen wichtigen politiſchen, religiöſen und wirtſchaftlichen Faktoren von entſcheidendem Einfluß auf den Ausbruch des ſiebenbürgiſchen Bauernaufſtandes geweſen ſein.[19])

Dem energiſchen Bauern Horia, der aus einer leibeigenen Familie aus Arada-Albacului (Komitat Turda) ſtammte, ſchenkten die unterdrückten rumäniſchen Volksmaſſen ihr volles Vertrauen und verliehen ihm, als Ausdruck ihres Freiheitswillens, die ſo wichtige, wenn auch gefahrvolle Führung des Bauernaufſtandes. In den Jahren 1779—84 reiſte Horia viermal nach Wien, wo es ihm dreimal gelang, vom Kaiſer in Audienz empfangen zu werden, und brachte die Klagen der Bevölkerung des ſiebenbürgiſchen Erzgebirges an den Stufen des Thrones vor. Auf dieſen Reiſen war er von einigen ſeiner ſpäteren Leidensgefährten begleitet. Unter ihnen wird dreimal Joan Vargă-Cloşca, einmal der Pfarrer Dumitru aus Certeje, ein anderes Mal Dumitru Todea, der Bürgermeiſter von Albac, und ein Vetter von dieſem, Simion, erwähnt.

---

[18]) Vgl. „Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde", Bd. XVI., S. 484 und „Anuarul Institutului de Istorie Naţională". Bd. II, S. 76.

[19]) Vgl. über die revolutionären Einzelheiten die zwei ungariſchen und zwei rumäniſchen Monographien: Teleki Domokos, A Hóra lázadás története. Peſt 1865. Szilágyi Ferencz, A Hóra-világ Erdélyben. Peſt 1871. — Bedeutender als beide iſt das auf Grund von offiziellen Dokumenten verfaßte Werk von N. Denşuşianu. Revoluţiunea lui Horia în Transilvania şi Ungaria 1784—85. Bucureşti 1884. Siehe auch J. Lupaş, Răscoala ţăranilor din Transilvania în anul 1784. Cluj 1934.

Die letzte Reiſe nach Wien unternahm Horia gegen Ende des Jahres 1783. In dieſem Winter aber weilte Kaiſer Joſef aus Geſundheitsrückſichten in Italien. Deshalb mußte Horia bis zum Frühling des folgenden Jahres in Wien warten. Langſam verging ihm die Zeit in der großen Kaiſerſtadt.

Eine deutſche, fälſchlich Friedrich von Schiller zugeſchriebene, von dem reformierten Pfarrer Stefan Czövek ins Madjariſche übertragene und von dem verſtorbenen Biſchof Roman Ciorogariu in rumäniſcher Ueberſetzung publizierte Broſchüre ſchildert Horia als einen gelehrten Mann, „Meiſter in raffinierten Auslegungen", der viele deutſche Autoren geleſen hätte, aber Klopſtock nicht recht verſtehen konnte.[20])

Dieſe Information iſt zweifellos unbegründet. Die bis jetzt bekannten Quellen zur Geſchichte dieſes Bauernaufſtandes bieten gar keinen Anhaltspunkt für eine derartige Behauptung. Es iſt möglich, daß Horia auf ſeinen Reiſen nach Wien die Notwendigkeit, etwas Deutſch zu lernen, einſah und ſich einige elementare Sprachkenntniſſe erwarb; daß dieſe aber ausgereicht hätten, um deutſche Autoren, und ſogar Klopſtock zu leſen, iſt ausgeſchloſſen.[21])

Als der Wahrſcheinlichkeit nicht ſo ferne ſtehend wurden manche Informationen über die Beziehungen betrachtet, die Horia während ſeines Aufenthaltes in Wien mit dem ruſſiſchen und moldauiſchen Geheimagenten Mihail Poperſky oder Popeſcu angeknüpft hätte, wie auch die Berichte über ſeinen Verkehr mit den Mitgliedern einer geheimen Geſellſchaft, den „Kreuzbrüdern", die ſich in Wien befanden, um den Rumänen aus Siebenbürgen und dem Banat zur Befreiung von dem auf ihnen laſtenden Joche zu verhelfen. Der genannte Popeſcu wird zu Beginn des Aufſtandes, im Oktober 1784, im ſiebenbürgiſchen Erzgebirge, ſpäter im Städtchen Zälau, erwähnt, von wo er ſich, als das Mißlingen der Bewegung zweifellos erſchien, in die Bukowina und ſpäter nach Jaſſy in der Moldau wandte.[22])

---

[20]) Vgl. Roman Ciorogariu, Horia şi Closca. Oradea 1931, 14/15, und die von Crişan in der Zeitung „Aradul" vom 3. 5. 1931 veröffentlichte Rezenſion. C. formulierte die Hypotheſe, daß dieſe Studie für die Sammlung Fr. v. Schillers, „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und hrsgg. von Fr. v. Schiller" beſtimmt geweſen ſei. Der erſte Band dieſer Sammlung war 1788 in Leipzig erſchienen. Die rumäniſche Ueberſetzung wurde, wie der Hrsg. R. Ciorogariu annimmt, von dem Arader Profeſſor Alexander Gavra nach dem madjariſchen Texte des Pfarrers Czövek angefertigt.

[21]) D. Prodan, Din ecourile răscoalei lui Horia în străinătate: Gând Românesc. 1935, 99—105.

[22]) C. Göllner, Rolul lui Mihail Popescu şi Salis în revoluţia lui Horia: Anuarul de Institului de Istorie Naţională, Bd. VI.

Nach Joſefs Rückkehr aus Italien wurde Horia Anfang April 1784 in einer Audienz empfangen, in der er dem Kaiſer von neuem die Klagen der Rumänen vorbrachte. Dieſer verſäumte nicht, dem ſiebenbürgiſchen Gubernium aufzutragen, die i. J. 1780 begonnene Unterſuchung zu beenden und die Bewohner des Erzgebirges in Schutz zu nehmen.

Von Horias Audienzen bei Kaiſer Joſef II. war dieſe letzte zweifellos die wichtigſte und entſcheidendſte für ſeinen Entſchluß, das Volk zum Aufſtand aufzurufen. Im Laufe dieſer letzten Audienz ſoll der Kaiſer — ſeiner Gewohnheit gemäß — in heftigen Worten ſeiner Abneigung gegen den ungariſchen Adel Ausdruck gegeben haben, der ihn bei jedem Schritt, den Rumänen zu ihrem Recht zu verhelfen, hinderte. Horia ſoll ihn gebeten haben, keine Sorge zu tragen, denn er werde den Adel mit Hilfe des Volkes gänzlich vernichten. Es iſt aber nicht anzunehmen, der Kaiſer hätte ihn mit den Worten „Tut Ihr das!“ zum Aufſtand ermutigt, wie es ihm in dem Briefe eines ungariſchen Adligen aus Ribița (8. 4. 1830) zugeſchrieben wurde, welcher behauptete, dieſe Information von Hauptmann Sodler bekommen zu haben. Da ſich aber dieſer Brief nur in einer fehlerhaften Abſchrift erhalten hat und faſt ein halbes Jahrhundert nach der Audienz vom Jahre 1784 verfaßt wurde, genügt dieſe einzige, kaum als zeitgenöſſiſch zu betrachtende Quelle nicht, um eine ſo ſchwerwiegende Behauptung aufrechtzuerhalten. In einer kritiſchen Abhandlung bringt M. Auner den Beweis, daß Kaiſer Joſef II. den mit Bauernaufſtand drohenden Horia nur gefragt hätte: „Warum tut Ihr das?“

Es kann aber nicht in Zweifel gezogen werden, daß Horia ſich bei den nun unternommenen Agitationen und Vorbereitungen zum Aufſtand oft auf den Willen und Befehl des Kaiſers berufen hat. In einem Handſchreiben wurden die Bauern aus vier Gebirgsdörfern (Ponor, Bucium, Lupșa und Mujina) zu einer Verſammlung in Cămpeni eingeladen mit dem ausdrücklichen Vermerk, es geſchehe „auf Befehl des Kaiſers“. Es iſt leicht zu verſtehen, daß ſolche Aufforderungen einen ſtarken Widerhall in der Seele des rumäniſchen Volkes fanden, da ſie ihm die Hoffnung auf eine baldige Befreiung vom Joche der Knechtſchaft gaben. Dieſe Hoffnung ſchien um ſo begründeter, als nun auch der Wille und Befehl des Kaiſers für ihre Verwirklichung ſprachen.

Mit großen Schwierigkeiten hatten die Führer der Bewegung bei der Bewaffnung der Bauern zu kämpfen. Der Verſuch, aus den kaiſerlichen Magazinen Waffen zu erhalten, mißlang. So blieb nichts anderes übrig, als die Haufen mit allem zu bewaffnen, was ſich in den Gebirgsdörfern auftreiben ließ, wie Senſen, Aexten, Heugabeln, Lanzen und Piſtolen. Seltener waren auch Säbel und Flinten vorhanden. Alle Quellen weiſen darauf hin, wie gering die Zahl derjenigen war, die in den Beſitz einer

Flinte gelangen konnten. Es iſt verſtändlich, daß, vom militäriſchen Geſichtspunkt aus betrachtet, dieſer Bauernaufſtand, wie ſo viele andere auch, ziemlich ſchwach vorbereitet war. Dieſer Umſtand bewog Horia, in Erwägung zu ziehen, den Ausbruch des Aufſtandes auf das Frühjahr 1785 zu verſchieben. Aber ſein Gefährte Georg Crişan, Kommandant von Zarand, erhob am 2. Oktober 1784, nach einer Volksverſammlung in der Kirche zu Meſteacăn und nach dem Blutvergießen im Dorfe Curechiu, ohne Zögern die Fahne des Aufruhrs. Der blutige Verlauf des Aufſtandes fand eine eingehende und hinlänglich dokumentierte Darſtellung in der umfangreichen Monographie des verſtorbenen Hiſtorikers Nicolae Denſuşianu.

Die Aufſtändiſchen waren feſt überzeugt, ihre gegen die Willkür des Adels gerichtete Bewegung würde auf keinen Widerſtand von Seite der kaiſerlichen Truppen ſtoßen. Ja ſie glaubten ſogar, daß ſie auf ihre Unterſtützung rechnen könnten, da doch die Armeekommandanten ohne Zweifel den „Willen und Befehl des Kaiſers" kennen müßten. Den dem Tode geweihten Adligen gewährten die Aufſtändiſchen eine letzte Möglichkeit, ihr Leben zu retten, nämlich den Männern den Uebertritt zum griechiſch-orthodoxen Glauben, während ſie von den Frauen und Töchtern des Adels verlangten, ſie ſollten mit Leibeigenen aus den rumäniſchen Dörfern zum Altar ſchreiten. Es iſt ein vereinzelter Fall in der Geſchichte des rumäniſchen Volkes, daß ein Bauernaufſtand nicht nur aus ſozialen oder wirtſchaftlichen Momenten entſprang, ſondern auch von einer religiöſen Bekehrungstendenz begleitet wurde. Nicolae Denſuşianu ſah darin die praktiſche Anwendung eines joſefiniſchen Gedankens, da — nach Georg Heydendorfs zeitgenöſſiſchem Zeugnis — Kaiſer Joſef die Abſicht hätte verwirklichen wollen, „daß die verſchiedenen Nationen zuſammenheiraten und ſich in eine vereinigen ſollten".[23]) Eine hiſtoriſch beſſer entſprechende Erklärung könnte man eher in den von Seiten der Agenten katholiſcher Proſelytenarbeit erlittenen Verfolgungen finden, ſo daß der Verſuch der Bauern und Prieſter, die Adeligen zur Annahme des orthodoxen Glaubens zu zwingen, als eine natürliche Reaktion gegen die oft gewaltſamen katholiſchen Bekehrungen des 18. Jh.s zu betrachten wäre.

Dieſe gewaltſamen Bekehrungsverſuche werden aber nur in den Gegenden von Zarand und Hălmagiu erwähnt. Als ſich dann den Haufen der aufſtändiſchen rumäniſchen Bauern auch ungariſche Leibeigene aus der Umgebung von Turda und Cluj (Klauſenburg) angeſchloſſen hatten, ſcheint dieſe aggreſſive religiöſe Note des Aufſtandes verſchwunden zu ſein. Bemerkenswert bleibt aber die Feſtſtellung des kaiſerlichen Rates Haţ-

[23]) Vgl. N. Denſuşianu, a. a. O. 408, Anm. 1.

feld, die ein pſychologiſches Moment des Aufſtandes hervorhebt, „daß nativer Haß gegen dieſe Nation .... wo nicht Haupt-, wenigſtens Miturſache dieſes Trauerſpiels war".[24])

In der erſten Phaſe des Aufſtandes verriet die Haltung des kommandierenden Generals von Sibiu (Hermannſtadt), Baron Preiß, größere Sympathie für die aufſtändiſchen Bauern als für die in der Defenſive befindlichen Adligen. Ohne den Bauern eine beträchtliche Unterſtützung zu gewähren, wollte er auch nicht eine militäriſche Intervention zu Gunſten der Adligen einleiten, ſondern verhielt ſich als paſſiver Beobachter der blutigen Zuſammenſtöße. Den verzweifelten Geſuchen des Adels um Unterſtützung hielt er entgegen, er könne die verlangte militäriſche Unterſtützung ohne Kenntnis und Bewilligung des Hofkriegsrats aus Wien nicht gewähren, und riet dem Gubernium, andere Mittel zur Beruhigung der Aufſtändiſchen zu gebrauchen. Bei dieſer Sachlage gab dann das ſiebenbürgiſche Gubernium den wiederholten Bemühungen der nach Sibiu (Hermannſtadt) geflohenen ungariſchen Adeligen nach und billigte die Maßnahmen des Adels. Am 16. November benachrichtigte Graf Johann Cſáky, Obergeſpan von Cluj (Klauſenburg), die benachbarten Komitate, er ſei Oberkommandant des Aufgebotes — me supremo comite ducente agmen —, während er am 30. November aus dem Heereslager von Aghires dem Grafen Kornis ſchrieb und ihn bat, zu veranlaſſen, daß der Adel von Solnoc nach Huedin eile, um den Adligen aus Cluj (Klauſenburg) zu helfen, die Aufſtändiſchen an dem Vordringen durch die Päſſe von Vlaha, Valcău, Gilău und Mărgău zu verhindern. Die von Cſáky verlangte Unterſtützung verſpätete ſich aber, denn die Führer der benachbarten Komitate waren vorſichtiger und warteten erſt auf die Zuſtimmung der höheren Amtsſtellen. So ſchrieb der Vizegeſpan von Bihor, Johann Beöthy, am 30. November 1784, man müſſe erſt die Stellungnahme des Locumtentialrates aus Ungarn kennen, denn ohne die Bewilligung des Königs ſei ein Heeresaufgebot nur in Fällen äußerſter Not geſtattet (praeter extremum necessitatis casum az országban a király hire nélkül feltámadni nem szabad).[25])

Als man in Wien am 12. November die erſte Nachricht vom Aufſtand erhielt, war Kaiſer Joſef gerade mit der Mobiliſierung der Truppen gegen die Niederlande beſchäftigt und trug ſich mit dem Gedanken, perſönlich die Entwicklung der kriegeriſchen Operationen zu überwachen. In dieſer peinlichen Situation mußte das ganze Streben des Kaiſers darauf gerichtet ſein, Ruhe und Frieden im Innern der Monarchie zu ſichern. Joſef II. ſchickte daher dem ſiebenbürgiſchen Gouverneur Baron Samuel

[24]) J. Lupaş, Impăratul Josif II şi rascoala, 15.
[25]) Ebda, 18. u. 38.

Bruckental eingehende Inſtruktionen, wie die Befriedung des rumäniſchen Volkes mit Hilfe der kaiſerlichen Truppen, der Komitatsbeamten und der rumäniſchen Geiſtlichkeit aus den gefährdeten Gegenden zu bewerkſtelligen ſei, während General Preiß den Befehl erhielt, ſofort Kanonen gegen die aufſtändiſchen Bauern zu ſchicken, „denn in ſolchen Fällen machen Kanonen den ſtärkſten Eindruck auf das Volk". Da die Soldaten des erſten Grenzerregimentes wegen der Identität des Glaubens und des Blutes wenig geeignet erſchienen, an den Befriedungsmaßnahmen teilzunehmen, wurde General Preiß angehalten, ſie vorſichtig aus den exponierten Gebieten zurückzuziehen.

Etwas ſpäter ſchrieb Joſef von neuem an das ſiebenbürgiſche Gubernium und tadelte, daß es ohne ſeine entſprechenden Anweiſungen das Aufgebot des Adels erlaubt hätte, ein Vorgehen, das er als die größte Unverſchämtheit bezeichnete. Gleichzeitig veröffentlichte er eine allgemeine Amneſtie für alle, die an dem Aufſtand teilgenommen hatten, und befahl, mit Milde gegen die Bauern vorzugehen, um alle Grauſamkeiten zu vermeiden. Die militäriſche Lage der Bauern war beim Anmarſche der kaiſerlichen Truppen viel ernſter als in der erſten Phaſe des Aufſtandes. Trotzdem weigerten ſie ſich, von der angebotenen Amneſtie Gebrauch zu machen, und ſetzten den Kampf mit größter Selbſtverleugnung fort.

Horia blieb es nicht erſpart zu erleben, wie der Aufſtand, den er in der feſten Hoffnung auf kaiſerliche Unterſtützung entflammt hatte, von den Flinten und Kanonen eben dieſes kaiſerlichen Heeres unterdrückt wurde. Angeſichts dieſer Situation erkannte er die Hoffnungsloſigkeit, weiteren Widerſtand zu leiſten und das Leben ſeiner Leute ohne jede Ausſicht auf Endſieg aufs Spiel zu ſetzen. Er befahl daher den aufſtändiſchen Haufen ſich aufzulöſen, verlor aber auch in dieſer letzten Stunde nicht ſein Vertrauen auf den Kaiſer, vor deſſen Thron er nochmals zu erſcheinen bereit geweſen wäre. Doch die Verhältniſſe ließen ihm nicht Zeit, zum fünften Male die Ausſichtsloſigkeit des beſchwerlichen Weges zur Kaiſerſtadt kennenzulernen. Er mußte in den Wäldern von Scorăcet (Komitat Cluj) Zuflucht ſuchen, wo es dem Oberſtleutnant Kray mit Hilfe einiger Bauern aus Arada gelang, ihn und Cloşca feſtzunehmen und in das Gefängnis von Alba-Julia (Karlsburg) abzuführen.

So konnte der Kampf der aufſtändiſchen Bauern gegen ihre Unterdrücker nicht allein zwiſchen den zwei ſich bekämpfenden Faktoren ausgetragen werden, ſondern das Eingreifen eines dritten Faktors ließ die Wage ſich neuerdings zu Gunſten der privilegierten Klaſſe neigen. Die Leibeigenen hatten den Kampf verloren, ohne daß ſich der Adel als Sieger betrachten konnte. Der Endſieg war nicht ihm, ſondern den kaiſerlichen Truppen beſchert. So blieb der Adel lange Zeit von der Furcht beſeelt,

ſeine privilegierte Stellung könnte erneut von den Bauern erſchüttert werden, ſobald ſich dieſe wieder erholt hätten und dann nicht vor einem neuen Blutbad zurückſchrecken würden, um die erſehnte Freiheit zu erlangen.

Dem Adel blieb der Wunſch verwehrt, ſeinen Rachedurſt zu ſtillen, denn der Kaiſer beauftragte mit der Unterſuchung über Urſache und Entwicklung der Erhebung den Grafen Anton Jankovics, von deſſen Objektivität und Unparteilichkeit er in vollem Maße überzeugt geweſen zu ſein ſcheint. J. begann ſeine Beamtenlaufbahn in Kroatien, von wo er als Richter nach Peſt-Ofen berufen wurde. Hier erreichte ihn ſeine Ernennung zum kaiſerlichen Kommiſſär für das Banat. Durch kaiſerlichen Befehl wurde er an die Spitze einer gemiſchten, aus Zivil und Militär beſtehenden Kommiſſion geſtellt und aufgefordert, mit dem General Paul Papilla, unter Umgehung der ordentlichen Inſtanzen, die Urſachen des Aufſtandes auf das gewiſſenhafteſte zu ermitteln.

Joſef II. verfolgte mit beſonderem Wohlwollen die Tätigkeit J.s, verlangte öfters eingehende Berichte und ließ ihm perſönliche Anweiſungen zukommen; am 13. Dezember ſchrieb er ihm, die Rumänen hätten ſich gegen den Adel erhoben, weil ſie mit größter Härte behandelt worden ſeien, ohne ihr Recht zu finden. Jankovics müſſe verſuchen, den Adel zu überzeugen, daß er nur dann Ruhe und Sicherheit erlangen könne, wenn er ganz auf das Geſchehene vergeſſe, denn es könne ja nicht vor jedes Gut ein Wachtpoſten geſtellt werden. Dieſelben Richtlinien ließ der Kaiſer auch dem ſiebenbürgiſchen Gouverneur Samuel Bruckental zukommen, den er anhielt, dem Adel bekanntzugeben, der Kaiſer ſei nicht gewillt, „die Armee Gewehr bei Fuß gegen ſeine eigenen Untertanen zu halten". Dieſes traurige Beiſpiel müſſe den Adel überzeugen, daß ſich ſein Leben und Vermögen in den Händen der Menge, d. h. des Volkes, befände, und das Volk könne nur dann im Zaume gehalten werden, wenn es mit Liebe und Vertrauen behandelt werde".

Die große Bedeutung, die der Kaiſer dieſer Erhebung beimaß, erhellt auch aus einem Schreiben an Samuel Bruckental, in welchem er dem Gouverneur von Siebenbürgen eröffnet, er würde ſelbſt an Ort und Stelle erſcheinen, wenn ihn zu ſeinem Leidweſen nicht wichtige Staatsgeſchäfte in Wien zurückhielten. Die Klärung der Lage hielt der Kaiſer „von größter Wichtigkeit für die Gegenwart und vor allem für die Zukunft der ganzen Monarchie".[26])

Als der Kaiſer dann die Nachricht von der Gefangennahme der Häupter der Revolution erhielt, beeilte er ſich (am 2. Februar 1785), Jankovics zu ſchreiben und ihm mitzuteilen, wie begierig er ſei zu er-

[26]) Denſuşianu, a. a. O. 439.

fahren, was ſich aus dem Verhör dieſer „Ausſätzigen“ ergeben würde. Gleichzeitig drückte er ſeine Ueberzeugung aus, daß „weder Fremde noch Einheimiſche“ in die Revolution verwickelt ſeien.

Aus dieſen Briefen, die uns die ſeeliſche Haltung des Kaiſers aufdecken, wie aus den kategoriſchen Befehlen, alle ordentlichen Inſtanzen bei der Unterſuchung und Beſtrafung der Revolutionsführer auszuſchalten, ergibt ſich der Schluß, daß die von dem Adel gegen Joſef II. erhobenen Beſchuldigungen, er hätte durch ſeine überhaſteten Reformen dazu beigetragen, eine für die Entſtehung dieſes Aufſtandes günſtige Atmoſphäre zu ſchaffen, nicht unbegründet waren.

Im Laufe des Verhörs verweigerten ſowohl Horia wie auch Cloşca jede Erklärung von Bedeutung über Urſache und Entwicklung des Aufſtandes. Nach zeitgenöſſiſchen Berichten ſoll Horia verlangt haben, nach Wien geführt zu werden, denn er könne nur dem Kaiſer ſeine Enthüllungen machen. Dieſe ſtandhafte Haltung Horias bewog den verdienſtvollen Forſcher Denſuşianu, anzunehmen, „der Kaiſer habe allzu eingehend mit Horia ſeine ſiebenbürgiſchen Reformpläne beſprochen“, ohne aber die Erlaubnis zur Revolte zu geben; denn ſonſt hätte Horia ſeinen Genoſſen unterſagt, das Gerücht zu verbreiten, „die Erhebung geſchehe auf Willen und Befehl des Kaiſers“.[27])

Anders war das Verhalten des Führers Gheorghe Crişan. Es iſt möglich, daß ſich C. darum weniger verſchloſſen zeigte, weil er ſich nicht durch einen Eid gebunden fühlte, über die vorrevolutionären Vorbereitungen in Wien das ſtrengſte Stillſchweigen zu wahren. Uebrigens waren ihm dieſe Vorbereitungen vollſtändig unbekannt, da er an ihnen nie teilgenommen hatte. Das Verhör Crişans konnte aber nur bis zur 47. Frage fortgeſetzt werden, da er am 13. Februar 1785 im Gefängnis ſeinem Leben ein Ende bereitete.

Dieſes unerwartete Ende desjenigen Führers, der im Laufe des Aufſtandes die entſchloſſenſte Haltung gezeigt hatte, und dem Graf Jankovics die Hauptſchuld an den begangenen Grauſamkeiten zuſchrieb — praecipuus crudelitatum autor[28]) — kann nur durch ſein ſtürmiſches Weſen und durch ſeine gänzliche Todesverachtung erklärt werden. Wie er im blutigen Verlauf des Aufſtandes kein Bedenken trug, das Leben anderer auszulöſchen, ſo war er im Gefängnis von Alba-Julia (Karlsburg) auch ohne Zögern bereit, Hand an ſich zu legen. Ihm blieben ſo die weiteren Qualen erſpart, die ſeinen Leidensgenoſſen Horia und Cloşca bevorſtanden.

Der orthodoxe Pfarrer Nicolae Raţiu aus Alba-Julia (Karlsburg), der den Verurteilten vor der Hinrichtung ſeinen geiſtlichen Beiſtand

---

[27]) Vgl. Denſuşianu, a. a. O. 439.

[28]) Vgl. J. Lupaş, Impăratul Josif II şi rascoala, 22 u. 53.

anbot, verſäumte es nicht, ihren letzten Willen in rumäniſcher Sprache aufzuzeichnen und dem Grafen Jankovics vorzulegen. Das Teſtament der Verurteilten entbehrt nicht einer religiös-chriſtlichen Note, denn Horia führte namentlich die Bauern an, die ihn gefangen hatten (Matieş Nuţu, Matieş Onu, ſeinen Bruder Gheorghe, Trifu Stefan, Sohn des Neagu, Andrei mit zwei Burſchen, Simion mit ſeinem Bruder) und fügt hinzu, er verzeihe ihnen „von ganzem Herzen". Cloşcas Teſtament ſchließt mit den Worten: „Und was ich bei Barluţiu Sântion aus Mogoş habe, vermache ich dem Pfarrer Vaſile, damit er für mein Seelenheil betet".

Horia war in den letzten Stunden vom chriſtlichen Geiſt des Verzeihens beſeelt, während Cloşca bedacht war, durch die Gebete des Pfarrers Vaſile für ſein Seelenheil zu ſorgen. Mit ſolchen Gefühlen betraten dieſe beiden Führer des Bauernaufſtandes am 28. Februar 1785 die Richtſtatt. Der grauenvollen Hinrichtung mußten neben den Bürgern aus Alba-Julia 2515 Bauern aus 419 Dörfern beiwohnen; aus jedem Dorf hatten drei bejahrte Männer und drei Jünglinge zu erſcheinen. Die ſich hieraus ergebenden Ausgaben ſollten aus den Kommunalfonds beſtritten werden.[29]) Gemäß dem Todesurteile, das Jankovics'-Sekretär, Friedrich Eckhard, in madjariſcher, deutſcher und rumäniſcher Sprache vorlas, ſollte zuerſt Cloşca hingerichtet werden. Er wurde kreuzweiſe auf das Rad gebunden, dann verſetzte ihm der Henker zwanzig Schläge, bis er unter fürchterlichen Qualen verſtarb. Es folgte dann die Hinrichtung Horias, der, wie ein Augenzeuge berichtet, ohne mit der Wimper zu zucken, tapferen Herzens zum Richtplatz ſchritt, „wo ihm nach einem Schlag, der ihm das rechte Fußbein brach, der Gnadenſtoß über den Leib verſetzt wurde". Ein anderer Augenzeuge, Profeſſor Joſef Gabri aus Alba-Julia (Karlsburg), hebt in ſeinem Brief vom 2. März hervor, er habe vom Pferd die Hinrichtung ſo deutlich wie das Papier ,das jetzt vor ihm liege, geſehen. Gabri berichtet: „Cloşca erhielt wenigſtens 20 Hiebe, bis er ſeine Seele aushauchte. Damit Horia das grauenhafte Ende ſeines Mordgenoſſen mitanſehe, hielten ihn zwei Henkersknechte ſolange aufrecht, als ſich Cloşca auf dem Rad aufbäumte. Als ſie mit der Hinrichtung Cloşcas geendet und ihn auf die Seite geworfen hatten, brachten ſie Horia an ſeine Stelle, banden ihn und begannen mit Getöſe ſeine Beine mit dem Rad zu zerſchmettern; nach dem vierten Schlag fingen ſie dann auf Befehl des Herrn Eckhard an, ihm den Leib zu rädern, der nach 8—9 Schlägen aufbrach". Ihre Zerſtückelung wollte Profeſſor Gabri nicht weiter mitanſehen, er gab ſeinem Pferde die Sporen und ritt in die Feſtung. Nach der beſtehenden Ueberlieferung

[29]) Vgl. Joachim Muntean, Monografia economică-culturală comunei Gurarului Sibiu 1896, 103.

konnte Pfarrer Nicolae Ratiu nur die Hinrichtung Cloşcas mitanſehen, denn als man Horia die Knochen zu brechen begann, ſank er nieder. Es fehlt nicht an zeitgenöſſiſchen Quellen, welche mit offenſichtlicher Genugtuung die Rohheiten und Martern, unter denen Horia und Cloşca gerädert und geviertelt wurden, — wie auch der Verfaſſer der Broſchüre „Kurze Geſchichte der Rebellion in Siebenbürgen" (1785) — „als den verdienten Lohn ihrer Taten" hinſtellen.

Um den ungeduldigen und wiſſensdurſtigen Kaiſer zu beruhigen, beeilte ſich Graf Jankovics am 3. März zu berichten, er habe mit aller Sorge und Vorſicht unterſucht, ob irgend ein Fremder oder Einheimiſcher für die Revolution agitiert oder Propaganda gemacht habe, er ſei aber zur Ueberzeugung gelangt, daß weder ein Fremder noch eines der Landeskinder irgend einen Einfluß auf den Ausbruch des Aufſtandes gehabt habe.

Es waren dieſelben Worte, welche ihm Joſef II. in ſeinem Brief vom 7. Februar eingegeben hatte. Der Kaiſer konnte demnach zufrieden ſein mit der Art, wie ſein Vertrauensmann ſeine Miſſion erledigt hatte. Jankovics hätte aber, wenn er es gewagt hätte, aufrichtig zu ſein, bezeugen können, daß keine Agitationen und keine Propaganda nötig waren. Der Aufſtand wurde vielmehr ausgelöſt durch die ununterbrochenen Verfolgungen, welche die Rumänen ſeit Jahrhunderten durch den Adel erleiden mußten. Anderſeits wurde der Ausbruch der Erhebung begünſtigt durch die volksfreundliche Haltung des Wiener Hofes, welche die Bauern glauben ließ, es ſei der Augenblick gekommen, das Joch jahrhundertelanger Leibeigenſchaft von ſich zu werfen.

Am 6. Juli 1785 überreichte Graf Jankovics dem Kaiſer einen neuen, eingehenden, auf 388 Akten fundierten Bericht über ſeine im Banat und in Siebenbürgen entfaltete Tätigkeit.

Um die beſtehenden Mißſtände zu beſeitigen, ſchlägt J. am Ende ſeines Berichtes vor: 1.) Einführung und ſtrenge Durchführung eines allgemeinen Urbariums. 2.) Unterſagung jeder Abweichung von den feſtgeſetzten Urbarialregeln. 3.) Verbot von Militärkonſkriptionen ohne ſpeziellen kaiſerlichen Befehl und Anweiſung der Militärbehörden, im Einvernehmen mit den politiſchen Behörden vorzugehen. 4.) Teilung der Militär- von der Provinzialjuſtiz. 5.) Im Falle der Gefahr ſoll dem Geſuch der Komitate um Militärunterſtützung unverzüglich nachgekommen werden. 6.) Es ſollen nationale Schulen errichtet werden ,welche bei den Rumänen faſt gänzlich fehlen, und für den ſehr ungebildeten Klerus ſoll eine geiſtliche Vorbereitungsanſtalt geſchaffen werden. 7.) Die verſtreuten Hütten der Rumänen ſollen in Haufendörfern vereinigt werden, damit ſich das Volk an ein ſozialeres Leben gewöhne.

Am Schluß ſeines Berichtes vergißt Jankovics nicht, unter denjenigen, welche ihm bei der Unterdrückung des Aufſtandes und der Befriedung des Volkes geholfen hätten, auch die Biſchöfe Ghedeon Nichitici von Sibiu (Hermannſtadt) und Petru Petrovici von Arad ſowie den Oberſten Kray zu erwähnen.

Die Vorſchläge wurden von den kaiſerlichen Räten geprüft und dann von Joſef angenommen, der auch die entſprechenden Dispoſitionen für ihre Verwirklichung traf. Durch ein Spezialſchreiben vom 12. Juli teilte der Kaiſer Jankovics mit, er habe ſeinen Bericht „mit wahrem Vergnügen" geleſen und ſeine Art des Vorgehens in dieſer ſchwierigen Frage gebilligt, er fühle ſich daher verpflichtet, ihm ein ſichtbares Zeichen ſeiner „vollen Zufriedenheit" zu verleihen, indem er ihn zum Ritter des heiligen Stefansordens ernenne. Dem Biſchof Ghedeon Nichitici bewilligte der Kaiſer eine Gratifikation von 1000, Petru Petrovici eine ſolche von 800 Gulden für die geleiſteten Dienſte. Den Verwaltungsorganen gelang es, wie ein Bericht der Hofkanzlei vom 30. Juni feſtſtellt, die Verwirklichung der kaiſerlichen Diſpoſition vom 16. Auguſt 1783 über die Abſchaffung der Leibeigenſchaft längere Zeit zu verhindern und aufzuſchieben. Am 22. Auguſt 1785 erſchien dann ein neues kaiſerliches Patent, deſſen rumäniſcher Text mit kyrilliſchen Buchſtaben gedruckt war, damit es in den rumäniſchen Dörfern Verbreitung finde und ſo dieſe wichtige Dispoſition zur Kenntnis der Leibeigenen gelangen könne. „Wir wollen und befehlen" — ſchrieb in dieſem Patent Joſef II. von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer —, „daß die folgenden Punkte überall zur Kenntnis und Darnachrichtung Aller verkündet werden":

Erſtens: Die Leibeigenſchaft, die bis jetzt den Leibeigenen in ewige Unterwerfung und an einen Ort gebunden hielt, heben wir von jetzt an auf und ſtreichen ſie und wünſchen auch nicht, daß der Name „Leibeigener" in dieſem Sinne weiter gebraucht werde, und nennen von jetzt an jeden Leibeigenen, welchem Glauben und Nation er immer angehöre, wie ſeine Angehörigen „freie Menſchen" und befehlen, daß es überall ſo geſchehe und bekannt gemacht werde; vor allem weil das Geſetz des menſchlichen Weſens und jenes des Gebrauches öffentlichen Gutes dieſes veranlaßt und fordert; aus dieſem ergibt ſich, daß aus dieſem Grunde alle Geſetze über die Erwerbung der Freiheit und Losſprechung von der Leibeigenſchaft aufhören ſollen.

Zweitens: Wir wollen, daß es jedem Leibeigenen freiſteht, auch gegen den Willen des Großgrundbeſitzers zu heiraten, ſich in Lehren und Wiſſenſchaften zu bilden, ein Handwerk und Gewerbe zu lernen, damit er mit dieſem oder jenem überall leben und verdienen kann.....

Fünftens: Damit die Leibeigenen beſſer geſchützt werden gegen jene, die ſie beſitzen, ordnen wir gnädigſt an, daß ſie oder ihre Nachkommen von ihrem Herd, vom leibeigenen Beſitz oder ihrem anderen Grundbeſitz, ohne begründete und ge-

nügende Urſache und ohne vorhergehende Verſtändigung der Behörden, nicht verjagt oder geſtört werden ſollen, ſondern ſie ſollen in ihrem geſicherten und ungeſtörten Beſitze ewig bleiben, und ſie ſollen auch nicht gegen ihren Willen von einem Ort oder Komitat ins andere überſiedelt werden.

Sechſtens: In anderen Fragen, welche durch dieſe Punkte nicht berückſichtigt ſind, ſollen ſich die Leibeigenen nach den ſchon beſtehenden Vorſchriften halten — und wenn es ſich etwa ereignen ſollte, daß ſie Verſpottungen und Unterdrückungen zu erleiden hätten, iſt der Komitat verpflichtet, ihnen Fiscal-Unterſtützung und Genugtuung für die erlittenen Unterdrückungen zu geben.

Am Schluß drückt Joſef ſeine Hoffnung aus, daß die Bauern ſeine „väterlichen Gefühle" verſtehen und ihm durch Fleiß und entſchloſſene verſtändnisvolle Feldarbeit danken würden. Wenn es nötig wäre, „würde ſie dazu das Staatswohl, wie ihr und ihrer Nachkommen Glück anhalten".

So konnte mit dem Märtyrerblut, das im ſiebenbürgiſchen Erzgebirge gefloſſen war, die erſte Befreiung der Bauern aus Siebenbürgen vom jahrhundertelangen Sklavenjoch beſiegelt werden.

Auch die Errichtung rumäniſcher Schulen hatte Joſef II. nicht vergeſſen So ordnete er an, es ſolle dieſer Plan unverzüglich verwirklicht werden, und forderte, man ſolle ihm halbjährlich Berichte über den Schülerzuwachs ſchicken. Für die Errichtung einer geiſtlichen orthodoxen Bildungsanſtalt, deren Erhaltung aus der Staatskaſſe beſtritten werden ſollte, hielt der Kaiſer Timişoara für den geeigneten Ort. Die Entwicklung des rumäniſchen Schulweſens verfolgte der Kaiſer bis an ſein Lebensende mit ganz beſonderem Intereſſe. Als man ihm in ſeinem letzten Regierungsjahre von der Errichtung 48 rumäniſcher Schulen im Komitate Arad berichtete, zögerte er nicht, ihnen aus der Staatskaſſe eine Unterſtützung von 272 Gulden zu bewilligen, und wies den ungariſchen Statthaltereirat an, Sorge zu tragen, daß die rumäniſchen Schulen ſobald wie möglich ihre Pforten öffnen könnten. „In der Rückſicht, daß die Bildung der walachiſchen Jugend eines der wichtigſten und dringendſten Geſchäfte für den Staat ſei", wie ſich der Kaiſer in ſeinem Reſkript vom 6. Mai 1789 (No. 5250) ausdrückte, ſollte der Unterricht bis zur Errichtung der Schulgebäude in gemieteten Privathäuſern erteilt werden.[30])

Wenn auch der ſiebenbürgiſche Bauernaufſtand die erwarteten ſozialpolitiſchen Ziele nicht verwirklichen konnte, ſo blieb er doch für die kulturelle Entwicklung des rumäniſchen Volkes nicht ohne Folgen. Die Staatsbehörden begannen ihr altes Verhalten der Verachtung für das rumäniſche Volk aufzugeben und zollten dem rumäniſchen Schulunterricht größere Beachtung.

---

[30]) I. Lupaş, Josif II şi scoalele românesti din judeţul Aradului in: Studii conferinţe si comunicări istorice. Bd. I, S. 303.

*

Tragiſch war auch das Ende des volksfreundlichen Kaiſers. Seeliſch erſchüttert, da er ſein Lebenswerk zuſammenbrechen ſah, verlebte Joſef II. ſeine letzten Tage voller Qualen. Seine verzweifelten Briefe ſind Aeußerungen eines Menſchen, der, von einem unentrinnbaren Schickſal verfolgt, jede Hoffnung verloren hatte. In einem Brief an ſeinen Bruder Leopold von Toskana bezeichnet er ſich als den Unglücklichſten aller Sterblichen.[31]) In einem anderen Briefe verſichert er, „nur ſeine Gewiſſensruhe könne ihn davor ſchützen, daß die Luſt, nicht zu ſein, die Ueberhand gewinne...“ Als die Nachricht von ſeiner Krankheit ſich verbreitete, wurde der Vers ein geflügeltes Wort: „Der Bauern Gott, der Bürger Not, des Adels Spott liegt auf den Tod.“[32]) Die Tragik ſeines Schickſals lag ebenſo in den hiſtoriſchen Gegegebenheiten wie im eigenſten Weſen ſeiner Perſönlichkeit beſchloſſen.[33]) Wenn Joſefs Beſtreben nach einer radikalen Veränderung der beſtehenden ſozialen und wirtſchaftlichen Ordnung ſich entſcheidend auf den Ausbruch des Bauernaufſtandes ausgewirkt hatte, deſſen Führer in Alba-Julia gerädert wurden, ſo blieben auch dem Kaiſer für ſeine Schuld furchtbare Seelenqualen nicht erſpart. Am 20. Februar 1790 breiteten ſich endlich die Todesſchwingen erlöſend über die Seelenqualen des Kaiſers, wie ſie ſich fünf Jahre früher, im ſelben Monat, über die Qualen eines Horia geſenkt hatten.

---

[31]) Mitrofanov, a. a. O. 111—112: „je suis, je crois, actuellement le plus malheureux mortel qui existe“.

[32]) Benedikt, a. a. O., 110.

[33]) Nach der Meinung Benedikts (a. a. O.) war Joſef „vielleicht der erſte Mann der Totalität... Ein Gott und ein böſer Dämon.... Ein Genie und ein ſpielender Dilettant...“

Die Anfänge der rumäniſchen Geſchichtsſchreibung.

Von Giorge Paſcu (Jaſſy).

Von allen rumäniſchen Provinzen beſitzt die Moldau als einzige eine Reihe ſlawiſcher, von zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreibern verfaßten Chroniken. Es ſind:

1. Die Chronik des Azarie, in Original und Ueberſetzung veröffentlicht von J. Bogdan (in den Analele der Rumäniſchen Akademie Serie II., Bd. XXXI Mem. Secţ. Ist., Nr. 3, Bukareſt 1909.)

Dieſe Chronik enthält die Geſchichte der Moldau von 1359—1574, in 3 verſchiedenen Abſchnitten:

a) Von Dragoş bis zu Stefan dem Jüngeren. (1359—1518)
b) Die Chronik des Macarie, Biſchof von Roman, vom Tode Stefans des Großen bis zu Stefan Rareş (1504—1552), in einer Faſſung, die etwas von jener der Chronik von Slatina (1504—1541) abweicht.
c) Die Chronik des Azarie, von Stefan Rareş bis zur Thronbeſteigung Petru Schiopuls (1552—Juni 1575). Die Chronik des Azarie ſchließt mit Juni 1574, dem Zeitpunkt der Thronbeſteigung Petru Schiopuls.

2. Die Chronik von Biſericani, veröffentlicht von J. Bogdan in der Chronik des Azarie, S. 52—63. Sie heißt „Chronik für die Herrſcher, kurze Darſtellung für die Herrſcher der Moldau.“ Abgeſchrieben iſt ſie von dem Mönch Teofilakt aus dem Kloſter Biſericani im Bezirk Neamţ. Sie ſtammt aus der Zeit um 1800 und iſt aus einem ſlaviſchen Text überſetzt. Sie umfaßt die Geſchichte der Moldau von Dragoş—Vodă bis zu Stefan dem Jüngeren, 1359 bis 1518.

3. Die Chronik von Slatina, veröffentlicht in Urſchrift und Ueberſetzung von J. Bogdan in den Vechile cronici moldovenești până la Ureche (Alten Moldauiſchen Chroniken bis zu Ureche) Bukareſt, 1891. Sie heißt: Kurze Erzählung über die Herrſcher der Moldau und iſt von dem Mönch Isaiia ot Slatina, in einem Kloſter im Bezirk Neamţ, noch vor dem 1. Januar 1561 geſchrieben. Sie umfaßt die Geſchichte der Moldau von Dragoş—Vodă bis zu Alexandru Lăpuşneanu 1359—1554

In vier Teilen:

a) Von Dragoş bis zu Petru Aaron 1359—1456
b) Von Stefan dem Großen bis zu Petru-Vodă, dem Sohne Bogdans des Blinden, 1457—1525.

c) Die Chronik des Macarie, vom Tode Stefans des Gr. bis zur zweiten Regierung Petru Rareş, 1504—1541.

d) Die Chronik des Eſtimie, von der zweiten Regierung Petru Rareş bis zur erſten Regierung Alexandru Lăpuşneanus 1541—1554.

4. Die Moldau-Polniſche Chronik. Sie iſt in 2 Handſchriften bekannt. Eine iſt veröffentlicht in Urſchrift und Ueberſetzung von J. Bogdan in Cronici inedite atingătoare de istoriea Romînilor (Unveröffentlichte Chroniken die Geſchichte der Rumänen betreffend) Bukareſt 1895. Der Herausgeber hält ſie für die Urſchrift und wir bezeichnen ſie als Moldau-Polniſche.[1] Ferner exiſtiert eine etwas ſchadhafte Abſchrift, die ebenfalls in Urſchrift und Ueberſetzung von J. Bogdan veröffentlicht worden iſt, in: Vechile cronici S. 52—64, 173—183, 223—233, und welche wir als Moldau-Polniſche[2] bezeichnen. Sie heißt „Chronik der Moldau und ihrer Herrſcher", und berichtet, wie die Moldauer zum erſtenmal in das ſo genannte Land kamen, wer ihr Herr war, im Jahre der Erſchaffung der Welt 6862 und von Chr. Geburt 1352 (sic!) und iſt geſchrieben im Jahre 1566, am 28. Okt. in Jaſſy. Es iſt eine polniſche Ueberſetzung einer ſlawiſchen Chronik und umfaßt die Geſchichte der Moldau von Dragoş—Vodă bis zur 2. Regierung Alexandru Lăpuşneanus, 1352 (sic!) — 1564. Zwiſchen der Moldaupolniſchen[1] und der Moldaupolniſchen[2] beſtehen Unterſchiede in den Daten.

5. Die Chronik von Biſtriţa iſt in Urſchrift und Ueberſetzung herausgegeben von J. Bogdan, in „Cronici inedite". Sie nennt ſich: „Chronik ſeit der Zeit da nach dem Willen Gottes die Moldau entſtanden iſt" und iſt verfaßt von einem Mönch aus dem Kloſter Biſtriţa, im Bezirk Neamţ (6 km nördlich Piatra), ein von dem Moldauiſchen Herrſcher Alexander d. Guten gegründetes Kloſter. Sie umfaßt die Geſchichte der Moldau von Dragoş—Vodă bis zu Bogdan d. Blinden, im Beſonderen bis zum Kriege dieſes Herrſchers mit Radu, dem Herrſcher Munteniens, 1359—1506.

6. Die Moldaudeutſche Chronik iſt veröffentlicht von Olgierd Górka „Kronika czasów Stefana Wielkiego Mołdawskiego" (Chronik der Zeit Stefans d. Gr.), 1457—1499, (Krakau 1931) und in rumäniſcher Sprache unter dem gleichen Titel (Cronica epocii lui Stefan cel Mare). (1457—1499, Bukareſt 1937). Sie umfaßt die Geſchichte Stefans d. Gr. von 1457—1499 und iſt die deutſche Ueberſetzung einer Chronik und zwar einer im April 1502 angefertigten Zweitſchrift aus Nürnberg. Sie wurde angefertigt, als Stefan d. Gr. einen Boten dorthin mit der Bitte um

einen Leibarzt ſandte. Die Handſchrift befindet ſich in der Staatsbibliothek in München (clm 952).

7. Die Moldauruſſiſche Chronik: herausgegeben in Urſchrift und Ueberſetzung von J. Bogdan in „Vechile cronici", S. 185—189 und 235—239. Sie nennt ſich: „Kurze Erzählung über die Herren der Moldau, ſeit dem Beginn des Landes Moldau." Sie umfaßt die Geſchichte der Moldau von Dragoş—Vodă bis zum Tode Stefans d. Gr. 1359—1504 und iſt die ruſſiſche Ueberſetzung einer ſlawiſchen Chronik.

Wir haben alſo 7 ſlawiſche Texte, davon 3 Urſchriften (Azarie, Slatina und Biſtriţa) und 4 Überſetzungen (Biſericani, die Moldaupolniſche, die Moldaudeutſche und die Moldauruſſiſche).

Zu dieſen 7 müſſen wir als 8. noch hinzufügen: „Die Moldauiſche Chronic" 1359—1587, die von Grigore Ureche in der rumäniſchen Überſetzung für ſeine Chronik benützt worden iſt.

Dieſe 7 Texte bilden 3 Gruppen, nämlich:

1. Die Gruppe Azarie, die ſich zuſammenſetzt aus:
   a) Azarie 1359—1574,
   b) Biſericani 1359—1518,
   c) Slatina 1359—1554,
   d) Der Moldaupolniſchen 1359—1562.
2. Die Gruppe Biſtriţa, zuſammengeſetzt aus:
   a) Biſtriţa 1359—1506,
   b) der Moldaudeutſchen, 1457—1499.
3. Die Moldauruſſiſche Chronik, die eine Zwiſchenſtellung einnimmt.

Wenn wir zunächſt die Moldaudeutſche beiſeite laſſen, die nur die Regierungszeit Stefans d. Gr. umfaßt, dann bilden die 5 Chroniken aus der 1. und 2. Gruppe zwei deutlich zu unterſcheidende Teile:

a) Von Dragoş bis Juga, 1359—1399
b) Von Alexander d. Guten, 1399, bis zum Ende.

Der erſte Teil (1359—1399, alſo 40 Jahre) beſteht aus 8 kurzen Abſchnitten, von ungefähr je einer Zeile, in denen uns die Liſte der 8 Herrſcher der Moldau, ihr Name und die Zahl ihrer Regierungsjahre angegeben wird. Anbei die Tabelle der Herrſcher und ihrer Regierungszeit nach den Chroniken Azarie und Biſtriţa:

	Azarie		Biſtriţa	
Nr.	Herrſcher	Jahr	Herrſcher	Jahr
1.	Dragoş	2	Dragoş	2
2.	Sas	4	Sas	4
3.	Bogdan	4	Laţcu	8
4.	Laţcu	8	Bogdan	6
5.	Petru Muşat	16	Petru Muşat	12
6.	Roman	3	Roman	3
7.	Stefan	7	Stefan	7
8.	Juga	2	Juga	2
	Zuſammen	46	Zuſammen	44

Die beiden Textgruppen ſtimmen in folgenden Punkten überein:

1. Sie ſetzen als Jahr der Thronbeſteigung Dragoş' **1359** an;
2. Sie geben die Regierungsjahre der 8 Herrſcher an, ohne das Jahr des jeweiligen Herrſchaftsbeginns und des Endes zu nennen.
3. Sie geben als Beginn der Regierung Alexanders d. G. 1399 an (2. Regierungsantritt!) und beweiſen damit, daß die 8 Herrſcher in den Jahren 1359—1399 regiert haben müſſen, alſo 40 Jahre zuſammen.

Die beiden Gruppen unterſcheiden ſich jedoch in folgenden Punkten:

1. In der Aufeinanderfolge der Herrſcher: Biſtriţa nennt: Sas — Laţcu — Bogdan. Azarie nennt dagegen: Sas — Bogdan — Laţcu.
2. In der Dauer der Herrſchaften: Biſtriţa gibt die Regierungszeit Bogdans mit 6 Jahren an und die des Petru Muşat mit 12, während Azarie 4 Jahre für Bogdan und 16 für Muşat anführt.

Die beiden Textgruppen ähneln einander in einer Verſchiedenheit: In der Tat verlegen beide die geſamte Dauer der 8 Regierungen in die Jahre 1359—99, alſo in einen Zeitraum von 40 Jahren. Dennoch ergibt ſich, wenn wir die einzelnen Jahre der verſchiedenen Regierungen zuſammenrechnen, daß die geſamte Dauer der Regierungen 46 Jahre beträgt (nach der Chronik von Biſtriţa dagegen 44!).

Was die Reihenfolge der Herrſcher anbelangt, ſtimmt die Liſte des Azarie mit jener überein, die ſich aus dem Zeugnis vom 7. Januar 1403 (Costachescu, Documente înainte de Stefan cel Mare (Dokumente vor Stefan d. Gr., I, Nr. 16) und aus dem Totenregiſter des Kloſters Biſtriţa ableiten läßt. Die Dauer einzelner Regierungen kann nach zeit-

genöſſiſchen Texten nicht genau feſtgeſtellt werden. Von Dragoș, Bogdan, Sas und Laţco beſitzen wir kein einziges Zeugnis, und von den anderen zu wenige, um daraus Schlüſſe auf die Dauer ihrer Regentſchaften zu ziehen.

Die Tatſache, daß die Tabelle Azarie ſich von der von Biſtriţa durch die Angabe der Reihenfolge einiger Herrſcher ſowie auch ihrer Herrſchaftsdauer unterſcheidet, läßt uns ſchließen, daß von jeher zwei an verſchiedenen Orten begonnene Liſten exiſtiert haben:

1. Die Liſte Azarie, im Kloſter Neamţ, das ſicher von Petru Muşat gegründet worden iſt, wie das Zeugnis vom 7. Januar 1407 (Coſtachescu, a. a. O. I, Nr. 19) beweiſt, und von dieſem Herrſcher nach dem ſelben Zeugnis auch mit Gütern ausgeſtattet worden iſt.
2. Die Liſte Biſtriţa im Kloſter Biſtriţa, das eine Gründung Alexanders d. G. aus dem Jahre 1406 iſt.

Die Tatſache, daß in beiden Liſten die Regierungsdauer der 8 Herrſcher durch eine beſtimmte Periode unſerer Zeitrechnung, und, mit Ausnahme des Datums von der Ankunft Bogdans, nicht von der Erſchaffung der Welt her gezählt wird, läßt uns annehmen, daß die beiden Liſten zu einem viel ſpäteren Zeitpunkt aus dem Gedächtnis niedergeſchrieben worden ſind, und zwar nach 1359, dem Todesjahr Alexanders des Guten, weil alle vier Chroniken die Thronbeſteigung Alexanders d. G. von der Erſchaffung der Welt her rechnen, und ebenſo die Dauer ſeiner Regierung, was einen beträchtlichen Unterſchied im Vergleich zu der Liſte der 8 Herrſcher ergibt: „Im Jahre 6907 (= 1399) beſtieg Fürſt Alexander den Thron und regierte 32 Jahre und 8 Monate".

B. Der zweite Teil dieſer Texte, von Alexander d. G. bis zum Schluß, umfaßt ſeinerſeits 5 Abſchnitte:

a) Von Alexander d. G. bis zur Thronbeſteigung Stefans d. Gr. 1399—1457.

In dieſem Teil iſt der Unterſchied zwiſchen Biſtriţa und Azarie ſehr groß, ſowohl dadurch, daß eine Reihe neuer Tatſachen über die Familie Stefans darin enthalten ſind, als auch durch die genauen Angaben der Daten. So gibt Biſtriţa von der Thronbeſteigung Alexanders Jahr, Monat und Tag an, während Azarie nur das Jahr nennt.

Der Teil über die Jahre 1399—1457 erſtreckt ſich in der „Biſtriţa" über 16 Abſchnitte. Davon finden ſich Abſchnitt 8—16 in der von Ureche benützten „Moldauiſchen Chronik", ebenſo vom Abſchnitt 1 der Anfang. Es fehlen dagegen der Schluß von Abſchnitt 1 und die Abſchnitte 2—7.

Allein ſchon dieſe Tatſache beweiſt uns, daß die Abſchnitte 1—7 der Biſtriţaer Chronik eine neuere Ergänzung zu einer älteren Faſſung bilden. Anderſeits iſt dieſe Ergänzung auch aus der Tatſache erkenntlich, daß die Schlußkapitel 6 und 7 der erſten Hälfte dem Schlußkapitel 16 des ganzen Abſchnittes a) vorgreifen, was uns gleichzeitig auch beweiſt, daß die Erweiterung im Jahre 1455 gemacht ſein muß, mit welchem dieſes Kapitel ſchließt.

Die gegenwärtige Chronik Biſtriţa iſt alſo die Abſchrift einer älteren Faſſung, in welcher die Abſchnitte 1—7 fehlen. Wir nennen ſie alſo Biſtriţa gegenüber der älteren Biſtriţa.

b) Die Regierung Stefans d. Gr. 1457—1504.

Dieſer Teil unſerer Chroniken iſt ausſchließlich, ſoweit er die Regierung Stefans d. Gr. behandelt, im Kloſter Putna geſchrieben, das Stefan ſelbſt gegründet hat und über welches an anderer Stelle 9 genaue Daten angeführt werden. Der „Moldaudeutſche Text", der hier zu Wort kommt, ſtimmt mit „Biſtriţa" überein, enthält aber einige Tatſachen, die in den anderen Texten fehlen.

c) Vom Tode Stefans d. Gr. bis zur zweiten Regierung Alexander Lăpuşneanus 1504—1564.

In dieſem Teil tritt die Chronik des Macarie in Erſcheinung, ſowie die des Eftimie: Macarie, Biſchof von Roman, hat ſeine Chronik in zwei Perioden geſchrieben, einmal 7050 (=1507), bis zum Beginn der zweiten Regierung Petru Rareş', der 7080 (=1552) ſtarb — und dann die Fortſetzung von 7050 bis zum Beginn der Regierung Stefaniţa's 7080 (= 155 2 Über Stefaniţas Tod (nach Ureche: 1552) wird darin nicht berichtet.

Der erſte Teil findet ſich nur in der Chronik von Slatina und dürfte im Herbſt 1542 geſchrieben worden ſein. Der zweite Teil findet ſich zuſammen mit dem erſten aus der Chronik des Azarie und könnte vom Herbſt 1551—Frühjahr 1552, d. h. im Zeitraum eines Jahrzehnts, geſchrieben ſein.

Zwiſchen der erſten und zweiten Faſſung des erſten Teiles beſteht kein grundlegender Unterſchied, nur kleinere ſtiliſtiſche Verſchiedenheiten.

Die Chronik des Macarie iſt eine Abhandlung mit rhetoriſchen Phraſen, die ſich auf eine kurzgefaßte Chronik ſtützt, der von Macarie nur einige perſönliche Noten zugefügt worden ſind, da ſich die Tatſachen in der Chronik des Ureche ebenſo finden.

In den zehn Jahren, während derer die Chronik des Macarie unterbrochen war, hielt Eftimie, der Biſchof von Radautz, es für richtig, mit der Erzählung fortzufahren, wo Macarie damit aufgehört hatte: 7050 (=1542). So beginnt alſo die Chronik des Eftimie folgendermaßen: „Bis hierher ſchrieb unſer heilig geſprochener Vater Macarie, der Biſchof von Roman,

mit großer Mühe und, was ſich ſeither zugetragen hat, iſt mir von dem frommen Herrn Alexander aufgetragen worden, weiter zu ſchreiben, mir dem Kloſtergeiſtlichen Eſtimie, dem letzten unter den Aebten, damit es nicht im Laufe der Zeiten in Vergeſſenheit gerate." Die Chronik des Eſtimie umfaßt die Geſchichte der Moldau von der zweiten Regierung Petru Rareş' bis zu Alexandru Lăpuşneanu, 1541—1554.

Wie Macarie, ſo verwendet auch Eſtimie eine kurze Chronik, die er mit rhetoriſchen Phraſen ausſchmückt, jedoch in einer weitaus beſcheideneren Form als ſein Vorgänger. Wie aus der Gegenüberſtellung mit Ureche zu erſehen iſt, fügt er auch einige neue Noten hinzu. So erhält die Chronik des Eſtimie auch originelle Züge, z. B. die Abſätze 13, 14 und 15, und verſchiedene Noten aus den Abſätzen 4, 8, 9 und 12. Dagegen bringt Eſtimie keine einzige biographiſche Angabe.

d) Von der halben Regierungszeit Stefanițas bis zu Petru Schiopul 1552—1574.

Ueber dieſe Zeit ſind wir nur durch einen einzigen Text unterrichtet, nämlich durch Azarie, der Macarie fortſetzt. Alle aus Azarie entnehmbaren Geſchehniſſe finden ſich bei Ureche, teilweiſe im ſelben Wortlaut, wieder, wogegen ſich nicht alle Einzelheiten von Ureche bei Azarie finden. Das bedeutet, daß Azarie den gleichen Text vor Augen hatte, den er jedoch gekürzt und nach dem Beiſpiel Macaries mit Phraſen ausgeſtattet hat.

e) Die Regierung Petru Schiopuls 1574—1587.

Peter Schiopul hat dreimal regiert:

1. Vom Juni 1574 — 23. November 1577
2. Vom 1. Jan. — 1578 — 21. Nov. 1579
3. 1582 — 29. Auguſt 1591.

Der Abſchnitt 1574 — 1582 iſt von Azarie niedergeſchrieben, iſt aber verloren gegangen. Zur Zeit beſitzen wir für den Teil von 1574—1587 die „Moldauiſche Chronik", die von Ureche benützt worden iſt, von der Niederlaſſung 1359 bis zum 23. Nov. 1587 berichtet und mehrere Abſchnitte enthält, die ſich bei Azarie, in der Chronik von Slatina, in der Moldaupolniſchen, Biſtriţaer und Moldaudeutſchen finden, aber auch einige Teile, die allen anderen Texten unbekannt ſind.[1])

[1]) Über alle dieſe Arbeiten handle ich ausführlich in meinem Buch „Letopiseţul cel Moldovenesc utilizat de Gligorie Ureache în legatură cu toate letopiseţele moldoveneşti în slavoneşte", (Die Moldauiſche, von Gligore Ureche benützte Chronik, in Verbindung mit allen moldauiſchen und ſlawiſchen Texten). Jaſſy 1938.

Über die Fundstellen der alten kroatischen Drucke aus der Zeit der Reformation in den Bibliotheken Deutschlands.

Von Franjo Bučar (Agram=Zagreb).

Das beste Mittel für die Verbreitung der Reformation unter den Kroaten war die Druckerei in Tübingen=Urach. Herzog Christoph von Württemberg war der größte Beschützer der evangelischen Flüchtlinge aus dem slawischen Süden. Er unterstützte zuerst die Gründung und die Tätigkeit der slowenischen Druckereien in Tübingen, gegründet durch den „slowenischen Luther" Primus Truber (1508—1586). Weiterhin unterstützte er besonders die kroatische Druckerei in Urach, welche durch den Obergespan in Warasdin (Kroatien) Baron Hans von Ungnad 1560 gegründet wurde. Ungnad war der oberste Kapitän der steirisch=kroatischen Militärgrenze und wanderte aus religiösen Gründen nach Württemberg aus.

Nach dem Beispiel der slowenischen Druckerei in Tübingen[1]) wurden in der Uracher Druckerei verschiedene evangelische kroatische Abecedarien, Gebet= und Gesangbücher, Postillen und Bibeln gedruckt, und zwar in glagolitischer und lateinischer Schrift, ferner in zyrillischer für die Serben und einige Bücher sogar in italienischer Sprache. Die Reformatoren waren überzeugt, daß die neuen Bücher das Volk zum evangelischen Glauben bekehren würden, weil es sie bis nach Konstantinopel verstehen würde. Man gab sich sogar der Hoffnung hin, auf diese Weise auch die Türken für das Christentum zu gewinnen und so die ständige türkische Gefahr für Europa zu beseitigen. Man dachte allerdings nicht daran, daß der größte Teil des Volkes aus Analphabeten bestand und daß nur eine ganz kleine Zahl der geistigen Oberschicht und der Priester diese Bücher benützen würde.

Primus Trubers erstes Buch in slowenischer Sprache, „Der Kleine Katechismus", erschien i. J. 1551. Der Druck enthielt den falschen Vermerk: „Gedruckt in Sybenbürgen durch Jernej Skuryaniz", da man mit Rücksicht auf das damalige Interim nichts gegen den katholischen Glauben drucken durfte. In Wirklichkeit aber erschien das Buch bei Ulrich Morchart in Tübingen. Unterdessen kamen als Religionsflüchtlinge der ehemalige Bischof von Capodistria in Istrien Peter Paul Vergerius d. J. und ein kroatischer Priester aus Istrien Stephanus Consul Istrianus nach Württemberg. Diese planten die slowenischen Bücher, welche Truber unterdessen herausgegeben hatte, in das Kroatische zu übersetzen.

Im Jahre 1555 erschien ein Büchlein in kroatischer Sprache von P. P. Vergerius, ebenfalls unter falschem Namen und unter Angabe eines anderen Druckortes: Unterredung zwischen einem Papisten

und Lutheraner (Razovaranje megiu Papista in jednim Luteranom) mit dem Pſeudonym Antonius von Senj (Zengg). Als Druckort wurde Padua, als Verleger Percacione angegeben. Ferner erſchien ein ſloweniſches Büchlein: Ena molitev (Ein Gebet). Beide Schriften erſchienen bei Morchart in Tübingen.

Zwiſchen Truber, Vergerius und Stephanus Conſul wurde nun über die Ueberſetzung der anderen Truberſchen Schriften in das Kroatiſche verhandelt. Truber hat dies in ſeiner deutſchen Vorrede zum 2. Teile des Neuen Teſtaments im Jahre 1560 ausdrücklich erwähnt. Dieſe Vorrede iſt ſehr intereſſant, da in dieſer die damaligen Kulturverhältniſſe des kroatiſchen Volkes geſchildert werden.

In demſelben Jahre wurde in Urach auf dem Schloß St. Amandenhof, das dem Baron Ungnad vom Herzog von Württemberg als Aufenthaltsort zugewieſen worden war, die kroatiſche Druckerei gegründet. Stephanus Conſul weilte damals in Regensburg. Nachdem er ſich mit Truber, Vergerius und Ungnad verſtändigt hatte, begann er die ſloweniſchen Bücher Trubers in die kroatiſche Sprache zu überſetzen. Daraufhin ging Conſul nach Krain und Iſtrien, um ſeine Ueberſetzung von dortigen Kennern überprüfen zu laſſen. Von dieſer Reiſe brachte Conſul aus Laibach einen zweiten kroatiſchen Prieſter mit: Antonius Dalmata ab Alexandro (Anton Dalmatin Aleksandrović), der insbeſondere der zyrilliſchen Schrift kundig war. Die glagolitiſchen und zyrilliſchen Buchſtaben für die kroatiſche Druckerei in Urach waren nach den Anordnungen Conſuls in Nürnberg hergeſtellt worden. Truber wurde unterdeſſen zum Pfarrer in Urach beſtellt, ſodaß er der kroatiſchen Druckerei zur Hand ſein zu konnte.

Zuerſt wurde ein glagolitiſcher „Probezettel" gedruckt und zur Durchſicht den Sachverſtändigen nach dem Süden geſandt. Dann wurde 1561 das „Abecedarium" oder die „Kindertafel" in glagolitiſcher Schrift in 200 Exemplaren gedruckt und ebenfalls den Sachverſtändigen im Süden zur Meinungsäußerung überſandt. Conſul mußte ſogar in Ungnads Auftrag nach Süden reiſen, um ſeine Handſchriften überprüfen zu laſſen und Korrektoren zu ſuchen. Dieſe fand er in Mötling. In demſelben Jahre 1561 erſchien ferner der Katechismus mit glagolitiſchen Lettern und der Probezettel mit den zyrilliſchen, außerdem in zyrilliſcher Schrift das Abecedarium und der Katechismus. Truber verſandte ein Regiſter aller bisher erſchienenen ſloweniſchen und kroatiſchen Bücher an die proteſtantiſchen Fürſten und Reichsſtädte mit der Bitte um Unterſtützung der Druckerei und fand einen ſchönen Widerhall. Im Jahre 1562 verließ Truber Urach und ging nach Laibach, um die Organiſation der dortigen evangeliſchen Kirche fortzuſetzen. Jetzt wurde die kroatiſche Druckerei von Conſul und Dalmatin

allein in Urach weitergeführt. Da Conſul und Dalmatin italieniſch konnten, erſchienen in derſelben Druckerei auch einige evangeliſche Büchlein in italieniſcher Sprache, zuerſt: La confessione della fede und Cathehismo piocciolo in der Ueberſetzung von Pietro Lauro aus Venedig (1562); in der Ueberſetzung von Conſul und Dalmatin: La defesa della con fessione (1563) und Expositione del salmo (1564). Mit glagolitiſchen Buchſtaben erſchienen weiter: „Das Neue Teſtament", 1. und 2. Teil (1563), „Die fürnämpſten Hauptartikel" (1562), „Confessio" oder „Bekenntnis des Glaubens" (1562), „Poſtille" (1562), „Beneficium Christi" (1563), „Württembergiſche Kirchenordnung" (1564), „Augsburgiſche Confeſſion" (1564), „Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion" (1564). Mit zyrilliſchen Buchſtaben ſind folgende Werke erſchienen: „Neues Teſtament, 1. und 2. Teil" (1562), „Die fürnämpſten Hauptartikel" (1562), „Confessio" (1562), „Poſtille" (1563). Mit lateiniſchen Buchſtaben ſind erſchienen: „Eine Summa etlicher Predigten" von Hagel (1563), „Württembergiſche Kirchenordnung" (1564), „Augsburgiſche Confeſſion" (1564), „Die Propheten" (1564) und „Beneficium Christi" (1565).

Am 17. November 1564 ſtarb Ungnad, und in der kroatiſchen Druckerei trat ein Stillſtand ein. Noch zwei Werke erſchienen, die ſchon vorbereitet waren, dann aber zerſtreuten ſich alle Arbeiter und Mitarbeiter. Conſul und Dalmatin blieben noch ein Jahr in Urach und zogen dann mit einem glänzenden Zeugnis des Herzogs von Württemberg nach Regensburg, wo ſie 1568 ihr letztes Werk herausgaben: „Die Poſtille", mit lateiniſchen Buchſtaben. Dieſe Poſtille wurde von den niederöſterreichiſchen Edelleuten Johann Weispriach und Maximilian Pollheim herausgegeben und zwar für jene Kroaten (Waſſerkroaten), die ſich infolge der türkiſchen Angriffe auf ihren Gütern in Niederöſterreich, Burgenland und dem benachbarten Ungarn angeſiedelt hatten. So hörte die proteſtantiſche kroatiſche Druckerei in Deutſchland ganz mit der Arbeit auf.

In der kroatiſchen Druckerei in Urach-Tübingen und in Regensburg erſchienen etwa 25 kroatiſche proteſtantiſche Bücher mit glagolitiſchen, zyrilliſchen und lateiniſchen Buchſtaben in etwa 25 000 Exemplaren. Die Auflagen betrugen 500—2000 Exemplare. Die Bücher wurden entweder in Deutſchland (Urach und Tübingen) gebunden; oder ſie wurden ungebunden in Fäſſern über Ulm nach Wien und dann weiter nach dem Süden über Villach und Laibach nach Fiume geſchickt und in Wien und Laibach gebunden. Unterwegs wurden mehrere Sendungen von der katholiſchen Zenſur aufgefangen und vernichtet. Die Gegenreformation hat den weitaus größten Teil dieſer Werke vernichtet, ſodaß heute nur noch einige

ſeltene Exemplare (etwa 300) erhalten ſind, von einigen Werken ſogar nur Unika. In Urach und Tübingen wurden einige Exemplare mit Gold und Silber verziert gebunden, die an verſchiedene Fürſten und Reichsſtädte als Dank für Geſchenke zur Unterſtützung der Druckerei überſandt wurden. Die Fürſten und Reichsſtädte bewahrten gewöhnlich dieſe Bücher in ihren Bibliotheken, wo ſie teilweiſe bis heute erhalten ſind.

Exemplare dieſer kroatiſchen evangeliſchen Drucke ſind faſt in allen größeren Bibliotheken Europas zu finden, und zwar in Stadt-, Univerſitäts- und Privatbibliotheken. Das ſind heute ſehr große bibliographiſche Seltenheiten, von denen wir in Südſlawien nur einige Exemplare beſitzen, und zwar: in Zagreb (Agram) in der Bibliothek der ſüdſlawiſchen Akademie, in der Metropolitan-Bibliothek, derzeit aufbewahrt in der Univ.-Bibliothek, an der Inſel Krk (Veglia) in Vrbnik in der Bibliothek, ſowie in Belgrad in der Nationalbibliothek und in Laibach in der Univ.-Bibliothek, zuſammen 30 Exemplare. Die Sprache in den Kroatiſchen Werken war čakaviſch-ikaviſch, wie man ſie in Iſtrien ſprach. Bei den glagolitiſchen Büchern gab es einige Italianismen und ſloweniſche Wörter (vermutlich Conſuls Redaktion) und bei den zyrilliſchen einige kirchenſlawiſche Einflüſſe (vermutlich Dalmatins Redaktion).

Die kroatiſche Druckerei wurde durch die Söhne Ungnads 1565 in ihr Schloß Waldenſtein in Kärnten überführt, wo ſie bis 1580 verblieb. Die Söhne Ungnads wollten die Druckerei nach Laibach überführen laſſen, damit dort der Druck der proteſtantiſchen Werke fortgeſetzt werden könnte. Doch wurde ſie ſchließlich nach Graz überführt. Die Gegenreformation machte aber bald die Druckerei auch in Graz ausfindig und ſandte ſie nach Rom als Geſchenk des Kaiſers Ferdinand I. an das Collegium de propaganda fide, das die Aufgabe übernahm, aufs neue glagolitiſche katholiſche Bücher zu drucken, welche vor 80 Jahren erſchienen waren und ſpäter ſchon ſehr ſelten wurden. Mit den glagolitiſchen Buchſtaben aus der ehemaligen kroatiſchen Druckerei in Urach druckte ſpäter die Propaganda (1525—1648) einige Bücher für die kroatiſchen Katholiken. Zum kroatiſchen Gottesdienſt, welcher damals in Dalmatien, Kroatien und Iſtrien verbreitet war, durften keine anderen glagolitiſchen Kirchenbücher als dieſe in Rom neugedruckten gebraucht werden. Denn die kroatiſchen Bücher aus der Uracher Druckerei ſtanden auf dem Index, und es waren auch faſt keine mehr vorhanden. Als ſpäter i. J. 1799 die Franzoſen nach Rom kamen, wollten ſie in der Druckerei der Propaganda auch orientaliſche Typen der Buchſtaben ſehen und fanden dort auch die glagolitiſchen Buchſtaben, die ſie mit nach Paris nahmen. Dort wurden ſie als Curioſität aufbewahrt und befanden ſich noch im Jahre 1910 in der Imprimerie Nationale, jedoch ſchon gänzlich unbrauchbar.

So verſchwanden ſchließlich die letzten Reſte der ehemaligen proteſtantiſchen Druckerei der kroatiſchen Reformatoren in Urach. Ihre Werke haben indeſſen zur weiteren Entwicklung der kroatiſchen Literatur, jedoch im Geiſte der Gegenreformation, Anlaß gegeben und ſind von Bedeutung für die kroatiſche Literatur, wenn ihr Inhalt auch nur religiöſer Natur war.

Die meiſten Bücher wurden nach ihrem Erſcheinen an mehrere deutſche Städte geſchickt. Ueber die Verteilung unterrichtet die damals geführte Korreſpondenz, die in der Univerſität Tübingen in 4 Faszikeln unter „Slawiſcher Bücherdruck“ erhalten iſt. Die Bücher wurden an folgende Städte verſandt: Augsburg, Donauwörth, Frankfurt a. M., Kaufbeuren, Kempten, Lindau, Magdeburg, Memmingen, Nürnberg, Nürnberg, Reutlingen, Regensburg, Rothenburg a. T., Straßburg, Ulm.

Außerdem wurden die Bücher verſchickt an die Superintendenten der genannten Städte und an die Prediger der Städte Augsburg, Donauwörth, Kaufbeuren, Kempten, Lindau, Nürnberg, Straßburg und Ulm, ferner an die Hofprediger des Herzogs Chriſtoph von Württemberg und des Markgrafen von Baden.

Ferner wurden die Bücher außer an den König Maximilian an folgende deutſche Fürſten verſandt: An Herzog Chriſtoph von Württemberg, Herzog Albrecht von Bayern (auf ſein eigenes Erſuchen), Markgraf Karl von Baden, Kurfürſt Auguſt von Sachſen, Johann Friedrich den Mittleren von Sachſen, Herzog von Weimar, an den Kurfürſten Joachim von Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Heſſen, an Herzog Albrecht von Preußen, Graf Hans Georg von Mansfeld, Pfalzgraf Kurfürſt Friedrich und Graf Ulrich von Helfenſtein.

Weiter erhielten Bücher: Erzbiſchof Siegmund in Magdeburg, der Probſt in Tübingen und die Univerſitäten Tübingen und Wittenberg. Ueberdies wurden die kroatiſchen Bücher an einzelne Perſonen in Deutſchland geſchickt, und zwar nach folgenden Orten: Burghauſen, Cham, Drüsnig, Frankfurt a. M., Schwäbiſch Hall, Kempten, Klagenfurt, Lindau, Memmingen, Nürnberg, Pommern, Regensburg, Rothenburg a. d. Tauber (an den Bürgermeiſter), Salzburg, Steinheim a. d. Mur, Straßburg, Tübingen, Urach, St. Veit in Kärnten, Villach, Völkermarkt, Wien (an Buchhändler Ambroſius Fröhlich) und Zerbſt.

Es wäre ſehr intereſſant nachzuforſchen, ob noch irgendwo Exemplare von dieſen Drucken vorhanden ſind.

Von den erwähnten ſeltenen kroatiſchen proteſtantiſchen Drucken aus der Zeit der Reformation haben ſich einige Exemplare als große Seltenheiten noch in folgenden Bibliotheken Deutſchlands erhalten:

In der Kreisbibliothek Annaberg: 1. Artikuli ili deli prave stare krstianske vere-Confessio oder Bekanntnuß des Glaubens (1562) zyrilliſch. 2. Postila to est kratko istlmačenje vsih nedelskih Evangeliov — Kurze Auslegung über die Sonntags- und der fürnembſten Feſt Evangelia. (glagolitiſch).

Berlin, in der Preußiſchen Staatsbibliothek: 1.) Tabla za Dicu-Abecedarium 1561, glagolitiſch. Sign. E. P. 6410, im Orig.-Einb. mit eingedruckten Buchſtaben, B. L., wahrſcheinlich den früheren Inhaber bezeichnend, und mit aufgeklebtem Zettel „Chrobatiſch" an dem Titelblatte. Es war urſprünglich gedruckt: „ſyrviſch" und wurde dann verbeſſert. Dies wurde bald bemerkt, da ſpätere Exemplare ohne den Zettel „chrobatiſch" erſchienen, was an dem in der Nationalbibliothek zu Belgrad befindlichen Exemplar zu ſehen iſt. 2.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561, Sign. Ed. 6.418, zuſammengebunden mit dem Kathechismus. 3.) Der Catechismus mit kurzen Auslegungen, glagolitiſch, 1561, Sign. Ep. 6414, im Orig.-Einbande, 4.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561, Sign. Ep. 6410, 5.) Prvi del Novoga Testamenta — der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562, Sign. L. r. 8°. 322, im Orig.-Einbande. 6.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563, Sign. L. r. 8°. 322, und ein Duplikat Sign. L. r. 8°. 324. 7.) Drugi Del Novoga Testamenta — Der anderthalb Theil des newen Teſtaments, 1563, zyrilliſch; zwei Exemplare, beide gebunden mit dem erſten Theil. Sign. L. r. 8°, 324 und L. r. 324. 8.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, 1562, glagolitiſch. Sig. L. r. 8°. 320. 9.) Dasſelbe zyrilliſch, 1562, Sign. L. r. 319 im Orig.-Einbande. 10.) Artikuli ili deli prave stare krstianske vere — Confessio oder Bekanntnuß des Glaubens, 1562, glagolitiſch, Sign. L. r. -8°. 326. 11.) Dasſelbe zyrilliſch, 1562, Sign. L. r. 8°. 325, und ein zweites Exemplar Sign. L. r. 8°. 325c in Orig.-Einband. 12.) Postila — Kurze Auslegung über Sonntags- und der fürnämpſten Feſt Evangelia, 1562, glagolitiſch, Sign. Df. 1574, im Orig.-Einbande. 13.) Dasſelbe zyriſſiſch, 1563. Sign. Dy. 13322. 4°. In Orig.-Einband. 14.) Czrikveni ordinalicz — Württembergiſche Kirchenordnung, 1564, mit lateiniſchen Buchſtaben. 15.) La Confessione della fede 1562, italieniſch. 16.) Bramba augustenske spovedi — Apologie, glagolitiſch, 1564, Sign. Df. 1584 im Orig.-Einband. 17.) Dasſelbe mit lat. Buchſt., 1564. 18.) Dasſelbe italieniſch: La Defesa della Confessione, 1563. Sign. Dn. 1581.

Berlin, Stadtbibliothek: Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562.

Breslau, Stadtbibl.: 1.) Prvi del novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562, Sign. 4° K. 160. 2.) Drugi del novoga Testamenta — Der andere Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. Sign. 4° K. 160. Zuſ. gebunden mit dem erſten Theil.

Breslau, Univerſitätsbibl. 1.) Artikuli-Confessio oder Bekanntnuß, zyrilliſch, 1562. Sign. 4° K. 226. 2.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags und der fürnämpſten Feſt Evangelien, zyrilliſch 1563. Sign. 4° B. 651. 3.) Prvi del Novoga Testamenta — Der Erſthalbtheil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch. Sign. v. 789. 4o.

Darmſtadt, Heſſiſche Landesbibl.: Kathehismus edna malahna kniga — Der Katechismus mit kurzer Auslegung, 1561, glagolitiſch, Sign. W 4217. 8°.

Dresden, Sächſiſche Landesbibliothek: 1.) Tabla za dicu edne malahne knižice — Abecedarium und der ganze Cathechismus ohne Auslegung, 1561, glagolitiſch, Sign. Linguae slav. 62, im Orig.-Einb. 2.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561, Sign. Linguae slav. 62. 3.) Katechismus 1561, glagolitiſch. Sign. Lit. Slav. 113. 4.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. 5.) Prvi del Novoga Testamenta 1562, glagolitiſch. Sign. Biblia 1126, im Orig.-Einbande. 6.) Drugi del Novoga Testamenta — Der andere Halbtheil des newen Teſtaments 1563, glagolitiſch. 7.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563. Sign. Biblia 1117, zuſ. geb. m. d. erſten Theil. 8.) Edni kratki razumni nauci i najpotrebnei i prudnei Artikuli — Die fürnämpſten Hauptartikel chriſtlicher Lehre, glagolitiſch. 9.) Dasſelbe zyrilliſch, 1562. Sign. Theol. evang.

gener. 313. 10.) Artikuli ili deli prave stare krstianske vere — Confessio oder Bekanntnuß des Glaubens, 1562, glagolitiſch. Sign. Theolog. evang. gener. 313. 11.) Daſſelbe zyrilliſch 1562. 12.) Postila to est kratko istlmačenje vsih nedelskih Evangeliov — Kurze Auslegung über die Sonntags u. fürnembſten Feſt Evangelien 1562, glagolitiſch, Sign. Lit. slav. 7, im Orig.-Einband. 13.) Daſſelbe zyrilliſch 1563. Sign. Blblia 1117, im Orig.-Einbande zuſ. m. d. 1. u. 2. Theil des newen Teſtaments. 14.) Edna kratka Summa — Eine Summa etlicher Predigten von Hagel, glagolitiſch, 1563, ein Unikum zuſ. geb. m. d. ſlowen. Buche aus derſelben Zeit: Cerkvena ordinga — Eine Kirchenordnung. Sign. Lit. slav. 9 (dieſes Unikum wurde neu herausgegeben durch F. Fancev: Jezik hrvatskih protestantskih pisaca, Rad jugoslovenske akademije, 212, 214; auch ſeparat. Zagreb 1916.). 15.) Beneficium Christi govorenje vele prudno, 1563, glagolitiſch, Sign. Lit. Slav. 105. 16.) Crikveni ordinalic — Württembergiſche Kirchenordnung 1564, glagolitiſch, Sign. Lit. slav. III, 117, im Orig.-Einbande. 17.) Daſſelbe mit lat. Buchſtaben 1564, Sign. Liturg. 532, Liturg. Slav. III. 117. 18.) La Confessione della fede 1562 in italien. Sprache. 19.) Bramba Augustanske Spovedi — Apologie der Augsburgiſchen Kirchenordnung 1564, mit lat. Buchſtaben. Sign. Theol. evangel. gener, 718 im Orig.-Einbande. 20.) Daſſelbe italieniſch: La Defesa della Confessione detta Apologia, 1563.

Elbing, Stadtbibliothek: Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments. 1562, glagolitiſch. Sign. R 4.

Frankfurt a. M., Stadtbibl.: 1.) Katechismus edna malahna kniga = Der Cathechismus, 1561, glagolitiſch. Sign. Symb. Luther 413. 2.) Daſſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. Luther 413/a, Im Orig.-Einb. 3.) Prvi del Novoga Testamenta. — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch. Sign. Nov. Test. Croat. 152 im Orig.-Einband. 4.) Daſſelbe zyrilliſch, zuſ. geb. m. d. 2. Theil. Sign. Nov. Test. Croat. 151, im Orig.-Einband mit den Porträts Trubers, Dalmatins und Conſuls an dem Einbanddeckel. 5.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel 1562, glagolitiſch. Sign. Symb. Luth. 181, im Orig.-Einb. 6.) Daſſelbe zyrilliſch 1562, Sign. Symb. Luth. 181/a im Orig.-Einband mit den Porträts Trubers, Dalmatins und Conſuls. 7.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch 1562. Sign. Symb. Luth. 162 d. 8.) Daſſelbe zyrilliſch 1562, Sign. Symb. Luth. 163/a im Orig.-Einb. 9.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch 1562. Sign. Nov. Test. Evang. 303. Im Orig.-Einb. mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. 10.) Daſſelbe zyrilliſch, 1563, Sign. Nov. Test. 304, im Orig.-Einbande.

Freiburg i. B. Univerſitätsbibl.: Postila — Kurze Auslegung der Sonntags . . . . Evangelia, zyrilliſch 1563. Sign. 36893/a im Orig.-Einband.

Gieſſen, Univ.Bibl.: Catechismus, zyrilliſch 1561, Sign. W, 420.70 im Orig.-Einb. Einſt gehörte das Buch dem Herzog Chriſtoph von Württemberg. An der erſten Einbanddecke befinden ſich die Initialen: Ch. v. W. mit dem württemberg. Wappen.

Gotha, in der Herzogl. Bibl.: Prvi del novoga Testamenta — 1.) Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch, Sign. Th. 4° p. 39. im Orig.-Einb. 2.) Drugi del der ander Halbtheil, glagolitiſch, 1563. Sign. Theol. 4°. p. 39. Im Orig.-Einb.

Göttingen, Univ. Bibl. Prvi del novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch, I. 562. Sign. Bibl. II. 5215, im Orig.-Einbande.

Graz, Univ. Bibl.: Prvi del Novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch. Sign. I. 742. Defect, zuſ. geb. m. d. 2. Theil.

Halle, Univ. Bibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der Erſthalbtheil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch. Sign. I/c 7451, im Orig.-Einb. m. d. Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. 2.) Drugi . . . Der andere Halbtheil des newen Teſtaments, 1563, glagolitiſch. 3.) Edni kratki . . . Die fürnämpſten Hauptartikel. 1562. Sign.

Dn. 555, glagolitiſch und zyrilliſch. 4.) Artikuli-Confessio oder Bekantnuß, glagolitiſch, 1562. Sign. I. f. 1856, im Orig.-Einb. mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin.

Hamburg, Stadt-Bibl.: Beneficium Christi-Govorenje vele prudno, 1563, glagolitiſch. Sign. A. L.

Jena, Univ.-Bibl.: 1.) Katehismus — Katechismus mit Auslegung, zyrilliſch 1561. Sign. Th. XXXVI. 2.) Govorenje-Beneficium Christi, glagolitiſch. Sign. Mſc. Bos. 4°. 3.) La Confessione, italieniſch, 1562. Sign. Th. XXVII.

Kaſſel, Landesbibliothek: 1.) Tabla za dicu-Abecedarium, glagolitiſch. Sign. Catech. 8° 27, im Originaleinbande mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. Das Exemplar wurde wahrſcheinlich von Ungnad ſelbſt dem Landgrafen Philipp von Heſſen dediziert. 2.) Katehismus — Der Catechismus mit kurzer Auslegung, glagolitiſch. 1561. Sign. Cath. 8°. 28. 3. Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. Catheh. 8°. 29, im Orig.-Einband. 4) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des Neuen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. Bibl. Bohem. et Crobat. 4°. I., im Orig.-Einb. 5.) Drugi del Novoga Testamenta — Der andere Halbtheil des newen Teſtaments, 1563, glagolitiſch, geb. m. d. 1. Theile. 6.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1562. Sign. Cath. 4°, 14 im Orig.-Einb. 7.) Dasſelbe zyrilliſch 1562. Sign. Cath. 4°, 25 mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. 8.) Artikuli-Confessio oder Bekantnuß, glagolitiſch, 1562. Sign. Cath. 4° 14, im Orig.-Einband. 9.) Dasſelbe zyrilliſch, 1562. Sign. Catech. 4°. 13, im Orig.-Einbande. 10.) Postila — Kurze Auslegung über Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Sign. Th. Past. Hom. 4°. 134, im Orig.-Einband, mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. 11.) Dasſelbe zyrilliſch 1563, Sign. Theol. Past. Hom. 4°. 133, im Orig.-Einbande.

Kempten, in der Pfarrkirche St. Mang: Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, zyrilliſch 1563.

Königsberg (Oſtpreußen), Univ.-Bibl.: Tabla za dicu — Abecedarium, glagolitiſch, 1561. Sign. Bibl. 355. Das Exemplar war einſt das Eigentum des preußiſchen Herzogs Albrecht des Älteren. 2.) Katehismus — Der Catechismus mit kurzer Auslegung, glagolitiſch, 1561. Sign. Ce. 1057. 3.) Dasſelbe zyrilliſch 1561. Sign. Ce. 1058. 4.) Prvi Del Novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. Cb. 205. 4°. K. Z. im Orig.-Einbande. 5.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch 1562. Sign. Cc. 167, im Orig.-Einb. 6.) Dasſelbe zyrilliſch 1562. Sign. Cc. 166, im Orig.-Einband. 7.) Artikuli-Confessio oder Bekanntnuß, glagolitiſch, 1562. Sign. Cc. 164, im Orig.-Einb. 8.) Dasſelbe zyrilliſch 1562, Sign. Cc. 168, im Orig.-Einb. 9.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Sign. Cc. 175, im Orig.-Einb. 10.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563. Sign. Cc. 192. Im Orig.-Einb.

Königsberg, Städt. Konſiſtorialbibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. Cb. 131. 4°. I, 2, im Orig.-Einb. 2.) Drugi del Novoga Testamenta — der andere Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. Sign. Cb. 131, 4°, I, 2, zuſ. geb. m. d. 1. Theil.

Leipzig, Univ.-Bibl.: 1.) Edni Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, zyrilliſch, 1562, Sign. Syst. Theol. 182. 2.) Postila — Kurze Auslegung über Sonntags . . . Evangelien, glagolitiſch, 1562. Sign. Erb. L. 440, im Orig.-Einb. m. d. Porträts von Truber, Conſul, Dalmatin.

Magdeburg. Stadtbibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſte Halbhteil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. II, 62. 4°. 2.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1561. Sign. II. 62. 4°, im Orig.-Einband. 3.) Postila — Kurze Anslegung . . . . ., glagolitiſch, 1562. Sign. II, 62. 4°, im Originaleinb. 4.) Dasſelbe zyrilliſch 1562. Sign. II, 62. 4°.

München, Bayeriſche Staatsbibl.: 1.) Katehismus — Der Catechismus, glagolitiſch, 1561. 2.) Daſſelbe zyrilliſch, 1561, Sign. Cath. 146, 8°, im Orig.-Einb. 3.) Prvi Del Novoga Testamenta — Der erſte Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562, Sign. B. Rel. Croat. 4°. 4.) Drugi Del Novoga Testamenta — Der andere Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. Sign. 4°. B. Rel. Kroat. Ka. zuſ. geb. m. d. 1. Theil. 5.) Daſſelbe 1. Theil, zyrilliſch, 1563. Sign. 4°. B. Relig. Croat. I. 16. 6.) Daſſelbe 2. Theil, zyrilliſch, 1563. Sign. 4°. B. Relig. Kroat. I. 16, im Orig.-Einb. 7.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1562. Sign. Catech. 32. 4°. Im Orig.-Einb. 2 Exemplare. 8.) Daſſelbe zyrilliſch, 1562. Sign. Dogm. 237. 4°. 9.) Artikuli-Confessio oder Bekanntnuß, glagolitiſch, 1562. Sign. H. Ref. 21a, im Orig.-Einb. 10.) Postila — Kurze Auslegung über die fürnämpſten Evangelien, glagolitiſch, 1562, Sign. H. Ref. 21a, zuſ. geb. m. d. glagolitiſchen Artikeln. 11.) Daſſelbe zyrilliſch 1563, Sign. Hom. 152 und 153, 4°, zwei Exemplare.

München, Univ.-Bibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der 1. Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch 1562. Sign. Bibl. 999, 4° im Orig.-Einbande, einſt im Beſitz Colleg. S. J. Moabit. 2.) Drugi Del Novoga Testamenta — Der ander Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563, zuſ. geb. m. d. 1. Theil. 3.) Artikul-Confessio, glagolitiſch, 1562. Sign. Hom. 149, 4°, im Orig.-Einb.

München, Stadtbibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. 2.) Drugi Del Novoga Testamenta — der ander Halbtheil des newen Teſtamentes, glagolitiſch, 1563. 3.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, zyrilliſch. 1562. 4.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch, 1562. 5.) Daſſelbe zyrilliſch, 1562. 6.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags Evangelia 1563.

Nürnberg, Stadtbibl.: 1.) Tabla za dicu, — Abcedarium, zyrilliſch. 2.) Katehismus, Catechismus mit kurzer Auslegung, glagolitiſch, 1561. 3.) Daſſelbe zyrilliſch 1561. 4.) Prvi del Novoga Testamenta —, 1562, glagolitiſch. Sign. Th. 63, 4°. Im Orig.-Einband. 5.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch. 1562. Sign. Th. 62. 4°. Im Orig.-Einb.

Regensburg, Kreisbibl.: 1.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1562. 2.) Daſſelbe zyrilliſch, 1562, im Orig.-Einb. mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin, eingedruckter Jahreszahl 1561 und Wappen der Stadt Regensburg, welcher das Exemplar von den Verlegern gewidmet wurde. 3.) Artikuli-Confessio, zyrilliſch, 1562. 4.) Prvi del Postile — Der erſte Theil der Poſtille, mit lat. Buchſt., gedruckt in Regensburg bei Johann Burger, 1568. Unikum eingebunden in rotes Schweinsleder, mit eingedrucktem Wappen von Regensburg und Sachſen. 5.) Drugi del Postile — Der zweite Theil der Poſtille, Regensburg, 1568, zuſ. geb. m. d. 1. Theil.

Rothenburg a. d. Tauber, Konſiſtorialbibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſte Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sig. N. 448, im Orig.-Einband. 2.) Edni Kratki Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch. 1562. Sign. Nr. 566, im Orig.-Einb. 3.) Daſſelbe zyrilliſch. 1562. Sign. N. 565, im Orig.-Einband. 4.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch 1562. Sign. Nr. 329. 5.) Daſſelbe zyrilliſch, 1562. Sign. Nr. 528. 6.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntag . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Sign. Nr. 728. 7.) Daſſelbe zyrilliſch 1563. Sign. Nr. 724.

Schlägel, in der Bibliothek des Prämonſtratenſer Stiftes in Oberöſterreich: Vsih Prorokov stumačenje hrvatsko — Veteris Testamenti Prophetarium interpretatio, Istro-Croatica saeculi 16. 1564, mit lateiniſchen Buchſtaben. (Unikum).

Stuttgart, Königliche Landesbibl.: 1.) Crabatiſcher Probzettel Nürnberg, 1563, glagolitiſch. 2.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. Biblia Slav. 4°. 3.) Drugi del Novoga Testementa — Der

ander Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563, zuſ. geb. m. d. 1. Theil. 4.) Dasſelbe zyrilliſch, a) 1. Theil, 1563. Sign. Biblia Slavon. 4°, b. 2. Tl. 1563, Sign. Biblia Slavon. 4°, zuſ. geb. m. d. 1. Theil und den zyrilliſchen Hauptartikeln. 5.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, zyrilliſch, 1562. Sign. Theol. 4°. 6.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch, 1562. Sign. Theol. 4°., im Orig.-Einb. 7.) Postila — Kurze Auslegung über die . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. 8.) Covorenje vele prudno — Beneficium Christi, glagolitiſch. 1563, Sign. Wirt. R. 8., im Orig.-Einbande. 9.) Crikveni Ordinalic — Württembergiſche Kirchenordnung, 1564. Sign. Wirt. R. 8°.

Stuttgart, Univ.-Bibl.: 1.) Katehismus — Der Catechismus, glagolitiſch, 1561, 2 Exemplare Sign. Theolog. 8°. Ein Exemplar im Orig.-Einb. mit dem Wappen von Württemberg an dem Einbanddeckel.

Tübingen, Stiftsbibl.: Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562.

Tübingen, Univ.-Bibl.: 1.) Tabla za dicu — Abcedarium, glagolitiſch, 1561. Sign. C. K. XII, 61, 8°. 2.) Katehismus — Der Catechismus, glagolitiſch, 1561. Sign. C. I. 171. 8°. Im Orig.-Einb. 3.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. C. I. 172. 8°. Im Orig.-Einb. 4.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. G. a. XXXVIII, I. 4°. 5.) Drugi del Novoga Testamenta — Der ander Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. Sign. G. a. XXKIII. I. 4°. 6.) Dasſelbe zyrilliſch, 1. Theil, 1563. Sign. G. S. XXVIII 2, 4°, im Orig.-Einb. 7.) 2. Tl. 1563. Sign. G. S. XXVIII 2, 4°. 8.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1562. 9. Dasſelbe zyrilliſch. Sign. G. I. 229b, 4°. Im Orig.-Einb. 10.) Postila — kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Sign. G. I. 1007, 4°. Im Orig.-Einb. 11.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563. Sign. C. 1108, 4°. Im Orig.-Einband. 12.) Govorenje — Beneficium, glagolitiſch, 1673. Sign. C. f. 920, 8°. Im Orig.-Einb. 13.) Crikveni Ordinalic — Württemberg. Kirchenordnung, glagolitiſch, 1564. 14.) La Confessione in ital. Sprache 1562. 15.) La Defesa della Confessione, in ital. Sprache 1563.

Ulm, Stadtbibl. 1.) Edni kratki razumni nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch und zyrilliſch 1563. 2.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch 1562. Sign. Nr. 2052, im Orig.-Einb. 3.) Dasſelbe zyrilliſch 1562. Sign. 2156, XVII F. 5, im Orig.-Einb. 4.) La Confessione, in italien. Sprache, 1562. Sign. Nr. 2056, im Orig.-Einb.

Weimar, Landesbibl.: 1.) Tabla za Dicu — Abecedarium, glagolitiſch 1561. Sign. Cat. XVI 517. 2.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. Cath. 517. 3.) Katehismus — Der Catechismus, 1561. Sign. Cat. XVIII, 515. 4.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. Cat. XVI, 517. 5.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, 1562, glagolitiſch. Sign. Cat. XVI, 5176 b. 6.) Edni Kratki Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, 1562, zyrilliſch. Sign. Cath. XVI, 517. 7.) Bramba — Apologie, glagolitiſch, 1564. Sign. X. 63 b.

Wernigerode, Fürſtl. Bibl.: Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, 1562. Sign. Na. 2253.

Wien, Nationalbibl.: 1.) Tabla za Dicu Abecedarium, glagolitiſch, 1561. Sign. 38. D. 50/3. Das Exemplar gehörte einſt der Bibl. des Discalceaten Auguſtiner-Convents in Wien. 2.) Katehismus — Der Catechismus, glagolitiſch, 1561, zwei Exemplare. Sign. des 1. Exemplars: 38. D. 49, im Orig.-Einb. Sign. des 2. Exemplars: 20. Z. 51. 3.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. 18. Z. 4, im Orig.-Einb. 4.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. 2. G. I, im Orig.-Einb 5.) Drugi del Novoga Testamenta — Der ander Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. 6.) Dasſelbe zyrilliſch, 1. Theil 1563. Sign. G. I. 25. 7.) Der 2. Tl. (zyrilliſch)

1563, eingeb. m. d. 1. Tl. 8.) Edni Kratki Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, glagolitiſch, 1562. Sign. 77. D. 488. 9.) Dasſelbe zyrilliſch, 1562. Sign. 77. D. 47. 10.) Artikuli-Confessio, glagolitiſch, 1562. Sign. 21. V. 51. 11.) Dasſelbe zyrilliſch, 2 Exemplare. Sign. des 1.: 21 W. 49. Sign. des 2.: 21 W. 54. Im Orig.-Einbande. 12.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Zwei Exemplare. Sign. des 1.: 2. E. 44. Sign. des 2.: B. 2. E. I. N. 75, im Orig.-Einb. und mit den Porträts von Truber, Conſul und Dalmatin. 13.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563. Sign. 2. E. 43. Im Orig.-Einb. 14.) Spovid (Confeſſion), glagolitiſch, 1564. Sign. SA. 17. H. 15, eingeb. m. d. glagolit. Apologie (Bramba), früher Eigentum des Discalceatiſchen Auguſtiner-Kloſters in Wien. 15.) Bramba Augustanske Spovedi (Apologia), glagolitiſch, 1564. Sign. 15. 490-A, zuſ. geb. m. d. glagolit. Spovid (Confeſſion).

Wien, Univ.Bibl.: Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. Sign. I-7-142, im Orig.-Einb. 2.) Edni Kratki Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, zyrilliſch. Sign. 302, 109. 3.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags-Evangelia, glagolitiſch, 1562, zwei Exemplare.

Wittenberg, Herzogl. Bibl.: 1.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1562. 2.) Drugi Del Novoga Testamenta — Der ander Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563.

Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl.: 1.) Tabla za Dicu-Abecedarium, zyrilliſch, 1561. Sign. 1206. Theolog. 8°. 2.) Katehismus — Catechismus, glagolitiſch, 1561. Sign. 1206. 3. Theol. 8°. 3.) Dasſelbe zyrilliſch, 1561. Sign. 1206. 3. Theolog. 8°. 4.) Dasſelbe mit lat. Buchſt. 1563. Sign. 1326. Theolog. 8°. 5.) Prvi del Novoga Testamenta — Der erſthalb Theil des newen Teſtaments, glagolitiſch. Sign. 1511. Theolog., im Orig.-Einb., mit Exlibris der Herzogin Sofie Marie von Braunſchweig und Lüneburg, einſt im Beſitze des Herzogs von Lüneburg. 6.) Drugi del Novoga Testamenta — Der ander Halbtheil des newen Teſtaments, glagolitiſch, 1563. 7.) Dasſelbe zyrilliſch, 1563. 1. Tl.: Sign. 151. Theolog. 4°. 8) 2. Tl.: Sign. 151. Theolog. 4°, eingeb. m. d. 1. Theil. 9.) Edni Kratki Razumni Nauci — Die fürnämpſten Hauptartikel, zyrilliſch. Sign. 224,9. Theolog. 4°. Im Orig.-Einb. 10.) Postila — Kurze Auslegung über die Sonntags . . . Evangelia, glagolitiſch, 1562. Sign. 148,12. Theolog. 4°. 11.) La Confessione, in italien. Sprache, 1562. Sign. 1189. Theolog. 8°.

Einige von dieſen Büchern befinden ſich außer in den ſchon erwähnten Bibliotheken Südſlawiens noch in folgenden Bibliotheken Europas: In der Univ.-Bibl. Baſel: 16 Exemplare; in Budapeſt im National-Muſeum (Magy. nemzeti Múzeum) 3 Exemplare; in Cambridge, University Library: 1 Exemplar; in Florenz im Privatbeſitz von Dr. Rešetar: 4 Exemplare; in Kopenhagen in der Kongelige Bibl.: 2 Exemplare; in Leningrad in der Publičnaja Biblioteka: 8 Exemplare und in der Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften 1 Exemplar; London im British Museum 9 Exemplare; Moskau im Museum Rumjancev: 6 Exemplare; Oxford in Bodleyan Library: 2 Exemplare; Paris in Bibliothèque nationale: 2 Exemplare; Prag in der Bibliothek des Česki muzeum 2 Exemplare, in der Bibliothek des Grafen Noſtitz: 4 Exemplare, in der Bibliothek des Grafen Lobkowitz: 1 Exemplar; Rom in der Biblioteca Casanatense: 1 Exemplar; Raudnitz in der Bibliothek des Grafen Lobkowitz: 1 Exemplar; Straßburg in der Biblioth. Nationale et universitaire: 5 Exemplare; Trieſt bei dem Antiquar Umberto Saba: 1 Exemplar; Upſala, Kungl. Universitets Bibliotek: 3 Exemplare; Vatikan (Rom) in der Biblioteca Vaticana: 6 Exemplare; Venedig in der Bibl. Marciana: 1 Exemplar, alles zuſammen etwa 80 Exemplare.

Was die Fundstellen dieser kroatischen Drucke betrifft, ist es nicht ausgeschlossen, daß noch einige Exemplare existieren. Diese seltenen und für die meisten Bibliotheken exotischen Bücher sind oft unter unrichtigen Signaturen und Fächern eingetragen, einige sind mit anderen Exemplaren, auch aus anderen Fächern, zusammengebunden. Das gilt natürlich auch von anderen Bibliotheken in Europa, eventuell auch in Amerika, wo bei den Bibliotheken keine Slawisten vertreten sind, welche dies feststellen können. Auch sind an einigen Stellen die Signaturen zu korrigieren, da meine Notizen darüber bereits viele Jahre alt sind.

In den Städten, denen solche Exemplare dediziert oder deren Superintendenten sie zugesandt wurden, befinden sich eventuell noch Exemplare in Privat- oder Pfarrbibliotheken, wie z. B. in Kempten in der Bibliothek der Pfarrkirche St. Mang.[1])

Auch ist zu bemerken, daß die Bücher nicht genau registriert werden konnten, da man in einigen Bibliotheken die Sprachen nicht verstand und die Bücher unter „wandalisch" anstatt wendisch und unter „syrisch" anstatt syrvisch (serbisch) eingetragen hat. Der Antiquar C. Troß in Paris verkaufte eine glagolitische Postille (1562) im Jahre 1869 für 150 Francs, in der „vandalischen" Sprache. So hat man auch die Druckorte verwechselt, z. B. hat Sopikov in seiner Bibliographie der slawischen Bücher bei dem glagolitischen Neuen Testament den Druckort Tübingen mit Tragurium bei Brandenburg (!) notiert (S. 164).

Einige Exemplare dieser seltenen Drucke werden gelegentlich auch von Antiquariaten angeboten, aber die Preise sind in der Regel sehr hoch.

Der Antiquar Martin Breslauer in Berlin verlangte z. B. 1933 für eine zyrillische Postille aus d. J. 1563: 540 RM., für die glagolitischen Hauptartikel (1562) 420 RM. und für den glagolitischen ersten Teil des Neuen Testaments (1562) 560 RM. Antiquar Heß in Bern — früher München — verlangte 1935 für die glagolitischen Hauptartikel (1562) 530 S.F.

Die kroatischen Reformatoren haben ihre Bücher verschiedenen hohen Füstlichkeiten gewidmet. Dem König von Böhmen, Maximilian, dem Sohne Ferdinands I., wurden dediziert der glagolitische und zyrillische Katechismus, der I. Teil des glagolitischen Neuen Testaments und die zyrillischen Hauptartikel, dem Grafen Wolfgang von Rheinland und Pfalzgrafen, sowie dem Bayerischen Herzog wurde dediziert der I. Teil des zyrillischen Neuen Testaments, dem Herzog August von Sachsen die glagolitischen Hauptartikel, den sächsischen Herzögen Johann Friedrich dem Mittleren

[1]) Th. Elze, Die slowenischen protestantischen Druckschriften des 16. Jahrhunderts. 1896. S.-A. aus dem Jahrbuch des Protestantismus in Oesterreich. 1884—96.

und Johann Wilhelm glagolitiſche Artikel, dem Landgrafen Philipp von Heſſen zyrilliſche Artikel, dem Herzog Chriſtoph von Württemberg die glagolitiſche Poſtille, dem Herzog Albrecht dem Aelteren von Brandenburg die zyrilliſche Poſtille, den kaiſerlichen Räthen Hans von Weiſpriach und Maximilian von Polheim die Poſtille, herausgegeben in Regensburg mit den lateiniſchen Buchſtaben (1568). Alle dieſe Fürſtlichkeiten haben natürlich das Unternehmen der kroatiſchen Proteſtantiſchen Druckerei in Urach-Tübingen beſonders unterſtützt. Obwohl dieſe Bücher alle, außer der Poſtille in Regensburg (1568), in Urach erſchienen, wurde dieſer Ort doch nirgends in den Büchern angegeben. Als Druckort wurde überall Tübingen angegeben, weil Urach am nächſten der Univerſität Tübingen lag, und die Abrechnungen ſowie die Zenſur durch die Univerſitäts-Behörden Tübingen erfolgten. Deswegen ſind auch in der Univerſitäts-Bibliothek Tübingen die ſehr wertvollen 4 Faszikel über den Slawiſchen Bücherdruck erhalten. Auch wurden die deutſchen Vorreden in Tübingen in der Druckerei von Ulrich Morhart gedruckt, und alle die Bücher aus Urach tragen das Bücherzeichen von Morhart in Tübingen.[2])

---

[2]) Bučar-Fanceo. Bibliografia hrvatske protestanske književnosti za reformacije. Zagreb 1938 (Starine, XXXIX), 107.

[3]) Bučar, Povijest hrvatske protestantske književnosti za reformacije (Geſchichte der kroatiſchen proteſtantiſchen Literatur zur Zeit der Reformation). Zagreb 1910, 160.

Grundlinien einer Außenhandelsgeſchichte Bulgariens.

Von Arno Mehlan (Sofia).

1. Die Epochen.

Räumen wir von vornherein ein, daß das Gewicht ſo kleiner Staaten wie Bulgariens, deſſen Grenzen gegenwärtig kaum mehr als 1% der Geſamtfläche und 1,2% der Bewohner Europas umſchließen, nicht in ihrer Größe und Volkskraft beruht, dann drängt ſich uns um ſo nötiger zur Rechtfertigung unſeres Themas, daß es ſich verlohne, den Außenhandel dieſes Landes in ſeinem hiſtoriſchen Ablauf zu verfolgen, die Frage auf, worauf ſich denn eigentlich Bulgariens mitwirkender Anteil am Werden und Geſtalten unſeres Kontinentes gründet. Wir gewinnen die Antwort aus einem Blick auf die Landkarte: es iſt die Lage am Kreuzwege, welche ihm — trotz ſeiner geringen räumlichen Erſtreckung — eine Mittlerrolle im geſchichtebildenden Wechſelſpiel der gegenſeitigen politiſchen, kulturellen und wirtſchaftlichen Beeinfluſſung verſchiedenartiger Kräfte zugewieſen hat.

Bulgarien war von jeher die Schnittfläche der großen Völkerzüge ſowohl von Weſt nach Oſt wie aus den nördlichen Waldgebieten nach dem Mittelmeer; ſelbſt noch, als anderswo in Europa alle Völkerſchaften und Stämme ihre räumliche Verteilung längſt gefunden hatten. Bis in die Gegenwart hinein fluteten auf dieſem Boden einander fremdartige Beſtrebungen und Ideenkreiſe in breiten Wellengängen aneinander, entweder gegenſeitig ſich aufſaugend oder in tollem Aufeinanderprall kraft eigener Stärke ſich ſelbſt behauptend.

Wechſelvoll geſtaltete ſich bei ſolchem Geſchehen des Volkes politiſches Los. Solange weitblickende, zielbewußte und harte Monarchen die Zügel feſt in der Hand hielten, gelang es, den durch Einwirkungen von draußen ausgelöſten Zwieſpalt zwiſchen Adel und Krone ſowie innerhalb der Ariſtokratie zu überbrücken und alle Energien für den kulturellen Aufſtieg und die territoriale Ausweitung des Zarentumes einzuſetzen. Unter willenloſen und weichen Herrſchern jedoch machte der von ſelbſtſüchtigen Motiven genährte innere Hader die Staatsführung unſicher und ſchwach und erleichterte den Feinden des Landes ihr auf Vernichtung und Unterwerfung abzielendes Vorhaben.[1]) Die bittere Erfahrung, daß Bulgarien, zu manchen Zeiten die Vormacht auf der Halbinſel, immer wieder, nicht wenig durch eigene Schuld, für Jahrhunderte ſich unter fremdes Joch beugen mußte, lehrte, allerdings erſt reichlich ſpät, den Wert der nationalen Einigkeit.

---

[1]) A. Mehlan, Pătŭt na Bŭlgarija ot aristokracija do demokracija, In: Světoglas, Sofija 1937, Heft 4, S. 12.

Es laſſen ſich acht Epochen im Leben des Staates unterſcheiden. Zur Vorgeſchichte (bis 679) rechnen wir die Entwicklung des Wolgareiches und die Gründung eines neuen, donauländiſchen, durch die von Aſparuch aus Südrußland dorthin geführte Schar. Während des ſog. erſten Zarentumes erlebte Donaubulgarien ſeine erſte Blüte und gewann unter Simeon d. Gr. 927 ſeine größte Ausdehnung (Kilia — Galaţ — Donau — Eſſeg — Moſtar — Cetinje — Skutari — Durazzo — Adria — Trikala — Orphani — Kürdžali — Midia — Pontus)[2]); ein übernationaler Imperialismus iſt das Kennzeichen dieſer Zeit (679—1018). Danach wurde es für 170 Jahre Beſtandteil des byzantiniſchen Staates: der erſte große Rückſchlag (1018 bis 1186). Der Adel war es, der Volk und Land dann wieder befreite und ihm erneut die Vorrangſtellung auf dem Balkan gewann (Ivan Aſěn 1230: Kilia — Donau — Craiova — Oršova — Belgrad — Mitrovica — Medua — Trikala — Vecria — Oſtrov — Orphani — Aegäis — Enos — Midia — Pontus)[3]); er blieb auch während der ganzen Dauer des ſog. zweiten Zarentumes der alleinige Träger allen ſtaatlichen Willens: einſeitig ariſtokratiſches Herrſchaftsſyſtem (1186—1396). Darin lag eine Ueberſpannung, welche ſchuld daran wurde, daß das Reich um egoiſtiſcher Machtkombinationen einzelner Familien willen 1355 in drei Teile auseinanderfiel und kurz darauf —der zweite, noch größere Rückſchlag — von den Türken in ihren europäiſchen Beſitzſtand eingegliedert werden konnte; führerlos und entrechtet waren die Bulgaren nun auf faſt 500 Jahre (1396—1878). Diesmal reichte die eigene Kraft zur Abſchüttelung des Joches nicht aus; die Ruſſen verjagten den Fremdherrn, der Berliner Kongreß ſtellte die Selbſtändigkeit wieder her, und dann begann der Aufbau des dritten Zarentumes für und durch das Volk (1878—1911). Erſt 1912 war es gefeſtigt genug, daß Zar Ferdinand das auf ein allbulgariſches Großkaiſertum gerichtete allgemeine Sehnen zu verwirklichen verſuchen konnte, ohne allerdings weder in den Balkankriegen noch im Weltringen dieſen Erfolg erreichen zu können: nationaler Imperialismus (1912—1918). Dem dritten Rückſchlag folgte ein neues Beſinnen; auf Stärkung und Klärung im Innern ſowie Abwarten und Reſerve nach außen iſt gegenwärtig die bulgariſche Politik abgeſtellt oder, präziſer ausgedrückt, auf Verinnerlichung (ab 1919).

Solange der Unfriede in den eigenen Reihen und der Waffenkampf gegen die feindliche Umwelt einen ſo urgewaltigen Wechſel von Blühen und Welken des ganzen nationalen Lebens auslöſten, hat das Schwergewicht des ſtaatlichen Willens notgedrungen einſeitig auf politiſchen Zielſetzungen ruhen müſſen, und nur weil der materielle Eigennutz der Staatsführung es ſo gewollt hat, durchlief daneben die händleriſche Betätigung allmählich

[2]) D. Rizov, Die Bulgaren, Berlin 1917, S. 12.
[3]) Ebda. S. 20.

die Stadien von der Geſtattung bis zur Unterſtützung durch die Obrigkeit. Aber lange Zeit blieb ſie das tatſächliche Monopol der Fremden, d. h. Staatsfremder ſowie volksfremder Staatsuntertanen. Erſt ſeit die Osmanen als Oberherren die politiſche und adminiſtrative Leitung von Volk und Land eiferſüchtig für ſich reſerviert hatten, waren die Energien der Unterdrückten auf das ökonomiſche Gebiet abgelenkt,[4]) als das einzige, auf dem ſie ſich frei entfalten durften. Unter dieſen Verhältniſſen begann das Volk, den Handel mit dem Auslande nunmehr von ſich aus zu pflegen.

Aus der bulgariſchen Handelsgeſchichte heben ſich demnach zwei gegenſätzliche und doch eine Entwicklung in ſich ausdrückende Zeitſpannen heraus, eine erſte des Fremdhandels (bis 1688), umfaſſend die beiden Epochen der Duldung (Vorzeit bis 864) und der Förderung (865—1688), und eine zweite des Eigenhandels (1689 bis zur Gegenwart), zu gliedern in die drei Epochen der beginnenden Nationaliſierung (1689—1878), des nationalen Aufbaus (1878—1930) und des planvollen Weiterbauens (ſeit 1931). Dieſe fünf Zeitabſchnitte laſſen ſich zwar wegen der fließenden Uebergänge nicht ſcharf gegeneinander abgrenzen, aber ſie dienen immerhin einer erforderlichen Schematiſierung.

Dieſe iſt dadurch gerechtfertigt, daß ſie erkennen läßt, wie ungleichartig der Verlauf der Geſchichte von Politik und Handel geweſen iſt. Während der politiſche Aufſchwung immer wieder von einem Niedergang abgelöſt wurde, iſt die kommerzielle Entwicklung trotz aller Hemmungen verhältnismäßig gradlinig verlaufen, in dem Sinne, daß ſich das kaufmänniſche Gewerbe nach und nach, aber nicht ſehr frühzeitig, als gleichberechtigter Berufszweig im Leben des Volkes hat durchſetzen können.

Wollten wir unſeren Betrachtungen über den hiſtoriſchen Werdegang des Außenhandels das jeweilige Staatsgebiet zugrunde legen, dann würden wir uns, unſicher gemacht durch die etwas ungenauen und ſtrittigen Ueberlieferungen, die genaue Grenzziehung zu den verſchiedenen Zeiten betreffend, allzu oft in die den Fachgelehrten immer noch Schwierigkeiten bereitenden Zweifel verſtricken, ob die Angaben der erhalten gebliebenen Handſchriften und anderen Quellen ſich tatſächlich auf Orte und Bewohner beziehen, welche in dem betreffenden Jahre innerhalb des damaligen Zarentumes gelegen und zur Staatsnation gezählt haben. Auch dieſe Ueberlegung führt uns dazu, entſprechend der ethniſchen Geſchichtsauffaſſung unſere Unterſuchung auf das ganze Siedlungsgebiet des Bulgarenvolkes zu erſtrecken.

---

[4]) A. Mehlan, Mittel- und Weſteuropa und die Balkanjahresmärkte zur Türkenzeit, In: Südoſtdeutſche Forſchungen, München 1938, III. 1., S. 83/4, 94/5 (Mehlan, Jahresmärkte).

Noch einer anderen, ebenfalls aus dem unaufhörlichen Auf und Ab im ſtaatlichen Leben abzuleitenden Schwierigkeit ſteht jede wiſſenſchaftliche Betrachtung über ſolche der Vergangenheit zugehörenden Fragenkreiſe gegenüber. Bei den wiederholten Durchzügen und Invaſionen verſchiedenſter Völker und Stämme ſowie beim Rauben und Plündern während der Fremdherrſchaften kamen ſo gut wie alle älteren Schriftdenkmäler zur Vernichtung. Speziell auf dem Gebiete der Wirtſchafts- und Kulturgeſchichte herrſcht ein fühlbarer Mangel an verläßlichen Unterlagen.[5])

Reicht nun die vorhandene Literatur für die Bearbeitung eines Themas wie des unſrigen aus? Die Unterſuchungen über das Altertum blieben meiſt in Mutmaßungen ſtecken, und in den Chroniken aus dieſer Zeit hat man die Dichtung von der Wahrheit zu ſcheiden. Ueber das frühe Mittelalter liegen lediglich einige wenige Chryſobullen und gedruckte Auszüge aus italieniſchen Archiven vor, welche dieſe Jahrhunderte urkundenmäßig etwas erhellen. Zahlreicher ſchon ſind die Berichte der zwiſchen dem 16. und 18. Jh. durch die Balkanhalbinſel gezogenen Reiſenden, aber leider enthalten ſie ſelten mehr als verſtreute, ſkizzenhafte Mitteilungen über die ökonomiſchen Verhältniſſe. Erſt von etwa 1780 an verfügen wir über Aufzeichnungen bulgariſcher Kaufleute, auch nur ſpärlich, und gegen die in der ſpäten Türkenzeit erſchienenen Monographien über die europäiſche Türkei erheben wir den Einwand, daß ihre Angaben z. T. recht wenig auf eigenen Erhebungen fußen. Wiſſenſchaftliche Bulgarienliteratur erſchien in größerem Umfange etwa ſeit 1840; anfangs trübten noch politiſche Untertöne die Unbefangenheit des Urteils, und eigentlich erſt nach dem Weltkriege hat die ernſthafte wiſſenſchaftliche Erforſchung des Landes eingeſetzt, in welcher die Geſchichte des Außenhandels allerdings bisher keinen Raum gehabt hat.

Der Bedenken, die Wirtſchaftshiſtorie durch eine ſolche zu bereichern, ſind alſo ſehr viele. Ihretwegen erſcheint es ratſam, daß wir uns zunächſt einmal auf die Vorarbeit beſchränken: den chronologiſchen Grundriß einer ſolchen Außenhandelsgeſchichte zu zeichnen, dem wir die unterſchiedenen fünf Epochen zugrunde legen wollen.

---

[5]) Vgl. meine quellenkritiſchen Bemerkungen in vorgenannter Arbeit ſowie in folgender anderen: Die großen Balkanmeſſen in der Türkenzeit, in: Vierteljahrſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte, Stuttgart 1938, XXXI. 1. S. 12/6.

Während der Drucklegung dieſer Arbeit erſchien als erſter Verſuch einer bulgariſchen Handelsgeſchichte das Buch von J. Jordanov, Istorija na bülgarskata türgovija do osvoboždeniato, Sofija 1938, das ich demnächſt in den SODF beſonders beſprechen werde. In dieſem Zuſammenhange ſei lediglich das knappe Urteil vorausgeſchickt: Der Verfaſſer behält als Grundlage der Darſtellung die Epochen der politiſchen Hiſtorie bei und liefert für ſeine Behauptung, daß der Eigenhandel der Bulgaren bis in die älteſten Zeiten zurückreiche, keinerlei bündige Beweiſe.

2. Epoche der Duldung (Vorzeit bis 864).

Wir lehnten für die bis 1688 reichende Zeitſpanne die Exiſtenz eines von den Bulgaren ſelber betriebenen Außenhandels ab und hielten den Fremdhandel als charakteriſtiſch für ſie. Widerſprechen aber dieſer Annahme nicht Angaben zeitgenöſſiſcher Geſchichtsſchreiber, denen zufolge die Wolgabulgaren im Austauſch zum mindeſten mit ihren Nachbarn geſtanden haben ſollen? Prokop[6]) meint zwar, ſie hätten von ihren alten Sitzen in Südrußland (mittlerer Wolgalauf, ſpäter nördlich vom Kaukaſus) aus, wo ſie ſchon Anfang des 5. Jh.s ein mächtiges Staatsweſen begründet hatten, in Friedenszeiten keinerlei Verkehr mit den jenſeits des Aſowſchen Meeres wohnhaften Stämmen unterhalten. Arabiſchen und perſiſchen Chroniſten[7]) entnehmen wir jedoch, daß ſie mit den Madjaren, Chazaren, Burteſen und ſogar mit Indern in Verbindung geſtanden hatten. Roeſler[8]) hält dieſe Ueberlieferung für glaubhaft, weil gerade arabiſche Kaufleute den Markt der wolgabulgariſchen Hauptſtadt Bolgar regelmäßig beſucht (10% der mitgeführten Waren als Einfuhrzoll) und bei ſolcher Gelegenheit aus dem Munde ihrer Bewohner gehört hätten: ſie pflegten, die Kamia oder den öſtlichen Itil aufwärts fahrend, zu den wilden und gefährlichen Weſen (Wiſu) vorzuſtoßen oder auf Hundeſchlitten bis zu den Jugren und Burteſen. Aus den Wohnſitzen der genannten Stämme ſollen ſie in erſter Linie Pelze (Biber, Zobel, Hermelin, Eichhörnchen, Fuchs) geholt haben, um dieſe ſowie außerdem Honig und Wachs, Mammutknochen und Walroßzähne, Juchten und Sklaven, Bernſtein und Bronze an die Araber gegen Schmuck und Luxusgegenſtände und den Spitzenwert gegen Geld weiterzugeben. Ihr Tauſchhandel kann nur rein konſumtiv orientiert geweſen ſein, weil ihre Wirtſchaft, entſprechend dem Steppencharakter ihrer ſüdruſſiſchen Gründe, ganz einſeitig auf wilden Feldgrasbetrieb mit überwiegender Viehzucht[9]) und auf Wildjagd als Ergänzung beſchränkt war und ſie das nomadenhafte Umherziehen noch nicht völlig aufgegeben hatten.

Indem wir alſo das Beſtehen eines gewiſſen Eigenhandels bei den Stammvätern der heutigen Bulgaren zugeſtehen müſſen, ſehen wir darin doch keinen Gegenbeweis gegen unſere eingangs aufgeſtellte Theſe; denn jener Stamm der Wolgabulgaren, welchen Aſparuch 678 zunächſt in die Dobrudža und dann über die Donau geführt hat — die ſog. Protobulgaren —, um die öden, unfruchtbaren Steppen mit ſchwerem, früchte-

---

[6]) Procopii Caesariensis opera omnia, hrsg. J. Haury, Lipsiae 1905/06, II. S. 505 (Procop).

[7]) z. B. Ibn Ruſtem, Hardizi, Istakhri, Tabari, Jakubi, Jakut, Maſudi.

[8]) R. Roesler, Romaniſche Studien, Leipzig 1876, S. 247/48.

[9]) Jordanes, Romana et Getica, hrsg. Th. Mommſen, Berlin 1882, S. 63.

reichem Boden zu vertauſchen, hat nach ſeiner Niederlaſſung auf der Balkanhalbinſel weder Binnen- noch Außenhandel getrieben. Dieſe nicht ganz folgerichtige Erſcheinung iſt m. E. auf ſlawiſchen Einfluß zurückzuführen.

Im neubegründeten Donauſtaat beſtand die Bevölkerungsmaſſe nämlich aus den ſchon ſeit dem 5. Jh. dort anſäſſigen Slawen, im Vergleich zu denen die Protobulgaren an Zahl äußerſt ſchwach und kulturell weniger fortgeſchritten waren. Damit erklärt es ſich, daß die ſlawiſche Wirtſchaftsform: Ackerbau (Gerſte, Roggen, Hirſe) mit Hausvieh- und Bienenhaltung[10]) unverändert erhalten blieb, während die protobulgariſche — infolge des jetzt endgültigen Seßhaftwerdens des Stammes und der Oberflächengeſtaltung ſeiner neuen Siedlungsräume — ſich zur Gebirgsviehzucht wandelte und mit der Zeit zur harmoniſchen Ergänzung der ſlawiſchen wurde. Ein ſtädtiſches Leben führten alle beide nicht, im Gegenteil: übereinſtimmend ſtanden ſie dem Wohnen hinter feſten Mauern fremd, ja ſogar feindlich gegenüber und nutzten die Städte nur als militäriſche Stützpunkte aus, ſodaß die griechiſchen Koloniſten und gräziſierten (auch latiniſierten) Nachkommen der thrakiſchen Urbewohnerſchaft, abgeſchieden in ihnen, ein ſelbſtändiges, konkurrenzloſes Daſein als Handwerker und Händler führen konnten.

Wenigſtens blieb aber, indem die als Turkotataren nichtariſchen Protobulgaren vorerſt ein Aufgehen in den ariſchen Slawen vermieden, vielmehr in jeder Hinſicht ſtreng auf ihre Erhaltung als Oberherrenſchicht — auch gegenüber dem ſlawiſchen Landadel — bedacht waren, in der herrſchenden Klaſſe das Verſtändnis für den Nutzen des Handels erhalten. Das Kennzeichen der ganzen, bis 864 reichenden Epoche iſt die Duldung der kaufmänniſchen Betätigung der Fremden ſeitens des Hofes und des Adels, allerdings aus kraß egoiſtiſchen Motiven. Das Denken und Handeln der Ariſtokratie entſchied in dieſen Zeiten über das Schickſal von Volk und Staat. Ausſchließlich die wegen vornehmer Geburt bevorrechteten Familien beſtimmten die Richtung der Politik, je nach Gutdünken im Einklang mit den nationalen Erforderniſſen oder um ſelbſtſüchtiger Ziele willen aus ehrgeizigen oder materiellen Beſtrebungen.

Ihr Kampf gegen Byzanz, welcher den ganzen Anfangszeitraum des erſten Zarenreiches ausfüllte, galt wohl in erſter Linie dem Schutz und Ausbau des jungen Staatsweſens, war aber doch gleichzeitig auch auf Anteilnahme an der dort entwickelten Wirtſchaftskultur gerichtet, von der den Vorfahren an der Wolga ſchon das innige Verhältnis[11]) Kubrats (585—643), Aſparuchs Vater, zu Kaiſer Heraklius einen erſten

[10]) K. Jireček, Istorija Bolgar. Odeſſa 1878, S. 178.

[11]) Procop, II. S. 585.

Eindruck vermittelt hatte und an der man durch die Sendungen, welche Donaubulgarien (auf Grund des Friedensvertrages von 679 und auch ſpäter) von Byzanz als Tribut oder als Gegenleiſtung für ſeine Neutralität in deſſen kleinaſiatiſchen Kriegen erhielt (Gold, Schmuckſtücke, Herrſcherinſignien, koſtbare Kleidung, „rotes Leder"), immer mehr Geſchmack gefunden hat.

Die unter byzantiniſcher Hoheit ſtehenden Städte im Binnenlande und an den Küſten waren — außer aus imperialiſtiſchen Motiven — auch deshalb als Zentren großen Reichtums und materieller Kultur das Ziel ſchon der früheſten bulgariſchen Angriffe. Terbel (702 bis 719) nahm mit ſeinen Heeren die Pontushäfen Anchialos und Meſemvria. Indem von da an der Handel der Bewohner der thrakiſchen Orte mit Byzanz und dem Mittelmeer und in erſter Linie gerade die Getreideverſchiffungen in den Beherrſchungsbereich des Zarentums gerückt waren, erwies ſich eine formelle Regelung der wirtſchaftlichen Verbindungen mit dem großen öſtlichen Nachbarreiche als erforderlich. Durch den Handelsvertrag[12]) von 716 ſicherte Theodoſius III. wohl vorzugsweiſe die Intereſſen ſeiner Hauptſtadt, der das Recht zur Kontrolle der Waren zwecks Einziehung von Taxen und Gebühren zugeſtanden blieb, lediglich mit der Einſchränkung, daß davon die plombierten und verſiegelten Güter ausgenommen ſein ſollten, er mußte aber ſeinerſeits in die bis dahin unterſagt geweſene Ausfuhr von Lederwaren ſowie von ſeidenen und purpurnen Gewändern nach Bulgarien willigen.

Als dann unter Krum (802—816), der den Vorſtoß in ſüdlicher Richtung, in das Gebiet noch unabhängiger ſlawiſcher Stämme, bis Saloniki, ausführte, mit der Einnahme der bisher byzantiniſchen Provinz Serdica (Sofia) ein großer Teil der Via Singidunum bulgariſch wurde, kamen die Zaren in die Lage, die von Byzanz nach Groß-Mähren durchziehenden ſtaatsfremden Kaufleute mit Abgaben zu belegen und ſich dadurch neue, erwünſchte Einnahmequellen zu erſchließen. Dieſer weitblickende Zar hat nie auch nur erwogen, den Handel von Byzanz zu ſtören; aber über ſein Gebiet wollte er ihn leiten und ihn in die Hände ſeiner, wenn auch fremdvölkiſchen Staatsangehörigen (Griechen und zwiſchen 750 und 810 von den Byzantinern als Grenzſchutz angeſiedelte Armenier) überführen. Davon zeugen die Friedensvorſchläge, welche er 813 Leo V. gemacht hat: die Kaufleute von Bulgarien ſollten freien Durchzug durch das Kaiſerreich erhalten, die byzantiniſchen dagegen nicht durch das Zarentum.

Und Omurtag (814—831) brachte mit der Eroberung von Syrmium und Belgrad dieſe wichtige Handelsſtraße nach Byzanz ganz und die andere, nicht weniger bedeutende, von Belgrad nach Saloniki führende zum

---

[12]) Theophanes, Chronographia, hrsg. de Boar, Lipſiae 1883, I. S. 497.

weſentlichen Teil in bulgariſchen Beſitz und mit der Einnahme von Oſtungarn weiterhin auch die Salzwerke von Maroſch. Die Einkünfte aus den Durchgangszöllen und aus dem Salzverkauf verwendete er für ſeine Bauten bei Tutrakan an der Donau, welche den Weg über die Walachei nach Südrußland ſchützen ſollten.

Das große Ziel ſeiner Regierungszeit, dem er noch ernſthafter, als Krum es ſchon getan hatte, nachging, war: ſeinen Staat zum Zentrum der ausländiſchen Durchfuhren zu machen. Klar erkennend, daß Ausſchaltung jedweden Fremdeinfluſſes im Innern und ein gutes politiſches Verhältnis zu beiden Nachbarn dafür die Vorbedingungen ſeien, ging er ſehr bald dazu über, der byzantiniſchen Agitation und Wühlerei einen erſten Riegel vorzuſchieben, mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen und, indem er 826 zur Regelung von Grenzſtreitigkeiten Geſandte nach Bayern und Aachen[13]) ſchickte und drei Jahre ſpäter mit Ludwig dem Frommen ein Bündnis einging, die Freundſchaft des Frankenreiches zu erſtreben. Bulgarien begann, ſein Geſicht nach Weſten zu wenden.

Malamir (831—836) und Preſſian (836—853) haben dieſen direkten — mittels ſpezieller Botſchaften unterhaltenen — Verkehr mit dem fränkiſchen Hofe fortgeſetzt. Da unſere Quellen ausdrücklich verzeichnen, es ſeien Geſchenke mitgegeben worden, und anderſeits die Entſandten in der ihnen fremden Welt manches geſehen und kennengelernt haben werden, was ihnen begehrenswert erſchien, darf man in dieſen politiſchen Boten die Wegbereiter auch einer erſten wirtſchaftlichen Fühlungnahme vermuten.[14])

3. Epoche der Förderung (865—1688).

Legen wir uns jetzt die Frage vor, mit welcher Begründung wir den Beginn der zweiten Epoche gerade in das Jahr 865 verlegen. Wurde dem Außenhandel denn nicht ſchon eine geraume Reihe von Jahren früher eine gewiſſe Förderung ſeitens des Zaren zuteil?

Zugegeben iſt folgendes als Ergebnis der voraufgegangenen Betrachtungen: Nachdem ſich die bulgariſchen Herrſcher bis Terbel auf eine vertragliche Sicherung der Bedarfsintereſſen von Hof und Adel beſchränkt hatten, wurde dann durch Krum, und ſpäter auch durch Omurtag die Beherrſchung der Handelsſtraßen als eine neue leitende Idee in die Außenpolitik eingeſchaltet. Darin äußerte ſich jedoch keine Neuorientierung derſelben, ſondern es war darin lediglich die Aufnahme eines weiteren Zieles in ihr Programm zu erblicken, das übrigens ſchon kurz darauf von Malamir und Preſſian wieder vernachläſſigt worden iſt.

---

[13]) Die Geſchichten von Carl dem Großen, Inſel-Bücherei Nr. 114, S. 103.

[14]) A. Mehlan, Hiſtoriſcher Ueberblick über die deutſch-bulgariſchen Wirtſchaftsbeziehungen, In: Schmollers Jahrbuch, München 1937, LXI. 4. S. 42.

Der entſchiedene, grundſätzliche Uebergang von der Duldung zur Förderung des Außenhandels hat ſich vielmehr erſt während der Regierungszeit des Zaren Boris I (853—888) vollzogen. Und dieſe Idee hatte im Verlaufe der von ihr beherrſchten Epoche (865—1688) zuerſt (bis etwa 1000) die Form einer von handelspolitiſchen Intereſſen beherrſchten Politik, um danach (bis 1688) die Form der Privilegierung — ſowohl ſeitens der Zaren wie ſpäter der Sultane — der ſtaatsfremden Kaufleute für ihre Unternehmungen auf dem bulgariſchen Territorium anzunehmen.

Eingeleitet wurde dieſe Epoche durch die Chriſtianiſierung (865) Bulgariens. Für den Glaubenswechſel ſind nämlich nicht allein nationale und ſtaatspolitiſche Erwägungen entſcheidend geweſen, ſondern es hat dabei auch die Einſicht, das heidniſche Zarentum müſſe um ſeiner wachſenden Vermittlerrolle im internationalen Handel willen das allſeitige Vertrauen der großen chriſtlichen Wirtſchaftsmächte zu erringen ſtreben, ſtark mitgeſprochen.

Der fortwährende Hader zwiſchen dem protobulgariſchen und dem ſlawiſchen Adel hatte einen ernſten Gegenſatz zwiſchen der Ariſtokratie und der Bevölkerungsmaſſe aufklaffen laſſen, unter deſſen Folgeerſcheinungen die Ueberzeugung gereift war, daß es hohe Zeit ſei, aus den ethniſch verſchiedenen Stämmen und Klaſſen nunmehr endlich eine einheitliche Staatsnation zu formen. Aber erſt Boris fühlte ſich ſtark genug und hielt das Staatsgefüge für ausreichend gefeſtigt, das Chriſtentum, alſo die Religion der Slawen, dem heidniſchen turko-tatariſchen Adel aufzuzwingen und deſſen Auflehnung gegen ſeinen autokratiſchen Willen mit Blut und Eiſen zu brechen. Die Abkehr vom Heidentum beſeitigte gleichzeitig alle Unſicherheit und alles Mißtrauen, alle Unbequemlichkeiten und Störungen im Verkehr mit den damals führenden Handels- und Induſtrieſtaaten, deren wirtſchaftliche Intereſſen das Zarentum zu ſchützen berufen war, beſonders ſeit mit Monaſtir und Ochrid auch die Via Egnatia ganz durch ſein Gebiet hindurchlief.

Unter dem klugen und kraftvollen Simeon (888—923) wurde Bulgarien beides: die den ganzen Balkan beherrſchende Macht und das Durchlaufzentrum ſowohl des Weſtoſt- wie des Nordſüdhandels. Durch ſeinen Oſtteil gingen die ruſſiſchen Transporte; vom Dnjepr zur Donaumündung und dann weiter über Varna, Kamčia und Meſemvria zogen die Kaufleute aus Rußland nach Byzanz. Quer durch Thrakien auf der Via Singidunum oder mehr ſüdlich auf der Via Egnatia, über Saloniki, zogen ebenfalls Karawanen Staatsfremder zwiſchen Europa und Aſien hin und her. Selbſt die Donau ſcheint ſolche Frachten getragen zu haben; denn bei Tomaſchek[15]) ſteht: aus Böhmen und Ungarn ſeien Silber und Pferde, aus Byzanz Gold und teure Stoffe ſowie Wein und Früchte, aus Rußland

Sklaven und Leder, Honig und Wachs gekommen, und alle dieſe Waren ſeien zwiſchen der Strommündung und Preslavec auf dem kürzeren Landwege befördert worden.

Neben dem Tranſithandel war von großer ſtaatspolitiſcher Bedeutung für das Zarentum die eigene ökonomiſche Verbindung mit Byzanz geblieben. Ihr hatte die Chriſtianiſierung erheblich gedient. Obwohl Boris dem Kaiſer Ludwig d. Deutſchen den Uebertritt ſeinerzeit (861) bei ihrem Zuſammentreffen in Tulln a. d. Donau, wo ſie ein Bündnis abſchloſſen, verſprochen hatte, hat der Zar doch den orthodoxen Ritus angenommen, weil er von Rom die Unabhängigkeit ſtärker bedroht glaubte. Die Byzantiner ihrerſeits haben mit der religiöſen Annäherung die materielle Nebenabſicht verfolgt, ſich in dem rechtgläubigen Bulgarien ein neues, breites Abſatzgebiet für ihre Produktion an kirchlichen Utenſilien ſowie einen ſtändigen Lieferanten des Ernährungsbedarfes (aus den Großgrundherrſchaften von Adel und Kirche) zu ſichern. Tatſächlich iſt die Folge der Anerkennung des Patriarchen geweſen, daß die wirtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen beiden Staaten einen erheblichen Ausbau erfuhren und für die Händler aus Bulgarien in der byzantiniſchen Hauptſtadt ein beſonderer Markt geſchaffen wurde, gleichwie ihn andere benachbarte Völker bereits ſeit längerem hatten.[16])

Schon ſehr bald iſt aber ſeinetwegen ein politiſcher Konflikt entſtanden, in deſſen Verlauf Simeon zur Wahrung der Intereſſen ſeiner Untertanen die Waffen ergriff. Die großen Einkünfte, welche ſein Land aus der Ausfuhr nach Byzanz zog, wurden den dortigen Herrſchern unbequem, und ſie trachteten deshalb danach, dieſe in eine unnatürliche Richtung abzulenken, indem ſie, vorgeblich als Vergeltung für das vom Zaren erlaſſene Verbot des Gebrauches von griechiſcher Sprache und Schrift in ſeinem Reiche, die Verlegung des Marktes nach Saloniki vornahmen, in deſſen Hafen die Schiffe aus Anchialos, Meſemvria und Sozopol nur auf dem weiten Wege durch die Dardanellen und nach Entrichtung von Abgaben verſchiedener Art gelangen konnten. Dieſe Maßnahme war für Simeon ausreichender Anlaß zum Kriege (894). Seitdem bemerken wir in ſeiner Außenpolitik klare ökonomiſche Zielſetzungen:[17]) ſie war, allerdings ohne Erfolg, vom Drang nach „der Stadt“ beherrſcht, damit ſein Szepter, dem

---

[15]) W. Tomaſchek, Zur Kunde der Hämushalbinſel, In: Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften, CXIII. S. 301 (Tomaſchek).

[16]) G. M. Beratz, Kritiko-sravn. drgovor Rusi su Visantiei, Kiew 1910, S. 40.

[17]) Simeon führte auch langwierige Verhandlungen über die Lieferung von Skaramanyii (Mäntel), deren Ausfuhr aus der byzantiniſchen Hauptſtadt verboten war (V. N. Zlatarski, Pismata na vizantiiskija imperator Romana Lukapena do bülgarskija car Simeona, In: Sbornik na narodni umotvorenija i knižnina, Sofija, XIII. S. 289).

die wichtigſten Handelswege bereits unterſtanden, auch über deren Schnittpunkt zu gebieten habe, und ſie riegelte das Byzantinerreich, um es wirtſchaftlich in einem Hauptnerv zu treffen, von ſeinen europäiſchen Provinzen ab.

Zu ſehr mit dieſen Abſichten beſchäftigt, vermochte er die direkten Handelsverbindungen ſeines Landes mit dem Weſten nicht ſo intenſiv wie ſeine Vorgänger zu pflegen. Ueber einen Import von dorther oder einen Export dorthin hören wir nur ſehr wenig. Die Fortſchritte der deutſchen Koloniſation am mittleren Donaulaufe brachten am Strome raſch einige Handelszentren (Regensburg, Paſſau, ſpäter Wien) zum Aufblühen, aus denen ſich, einer nicht belegten Angabe[18]) zufolge, Bulgarien mit Waffen und Eiſen eingedeckt haben ſoll. Daß Lieferungen nach dieſer Richtung ſtattgefunden haben, deſſen ſind wir gewiß; vertraglich (892) iſt nämlich die Verpflichtung feſtgelegt worden, der Zar habe den Salzexport künftig zu unterlaſſen.[19])

Der Eigenaustauſch Bulgariens mit Weſt und Oſt ruhte weiter in den Händen der volksfremden Griechen und Armenier, die aber den Schutz als bulgariſche Untertanen beanſpruchten. Das die Zeit des Zaren Peter (926—967) behandelnde „Buch des Präfekten" ſpricht ausdrücklich nur von Kaufleuten „aus" Bulgarien als ſtändigen Beſuchern von Byzanz, welche Leinenwaren geholt und Flachs ſowie Honig gebracht hätten.[20]) Bei ihrem Eintreffen ſeien die Waren außerhalb der Mauern verzollt worden, nur drei Monate hätten die Händler in der Stadt verweilen dürfen und ſich für jeden wertvollen Artikel, den ſie mitnehmen wollten, mit einer beſonderen behördlichen Erlaubnis verſehen müſſen. Bewohner der pontiſchen, makedoniſchen und thrakiſchen Städte ſeien — nach dieſer Quelle — am häufigſten gekommen. Es iſt bekannt, daß die reichſten balkaniſchen Häuſer damals in Thrakien und in Saloniki geſtanden haben.[21])

Dieſe Orte waren auch die Anſatzpunkte für das um 1000 beginnende Feſtſetzen von ausländiſchen Kaufleuten, alſo von ſolchen fremder Nationalität und Staatsangehörigkeit, in Bulgarien, zu denen die einheimiſchen in das Verhältnis der mitwirkenden Abhängigkeit traten. Die Raguſaner ſtießen von Weſten her in die Halbinſel hinein vor. Die Venezianer kamen von der Adria, von der Aegäis und vom Marmarameer her bis Adrianopel. Und die Genueſen beherrſchten das Schwarze Meer mit den Städten an der unteren Donau. Während die Dalmatiner ausnahmslos

---

[18]) J. Sakäzov, Bulgariſche Wirtſchaftsgeſchichte, Berlin 1929, S. 60/1 (Sakäzov).

[19]) V. Chaloupecký, Sůl z Bulgarska, In: Sbor. Fil. Fak., Preßburg 1925, III. 30,4.

[20]) Mémoires de l'Inst. Genevois, Genua 1893/1900, XVIII. S. 39/40.

[21]) V. Vaſiljevskij, Trudy, Petersburg 1908, II. S. 122.

ſelber mit ihren Karawanen zogen, ſtanden die Italiener außerdem auch mit den einheimiſchen griechiſchen und armeniſchen Händlern in Verbindung und leiteten ihre Waren über ſie.

Die Intereſſiertheit des weſteuropäiſchen Kapitalismus brachte den Beginn der Privilegierung des Außenhandels. Die Raguſaner ſcheinen das Recht freier kaufmänniſcher Betätigung in Bulgarien vom Zaren Samuil (980—1014) zugebilligt erhalten zu haben,[22]) beſchränkten ſich aber, ſolange das Zarentum von den Byzantinern abhängig war (1018—1186), auf Bosnien, obwohl die Kaiſer Baſilius und Konſtantin ihnen die früher bewilligten Vorrechte erweitert hatten. Den italieniſchen Republiken war gleichfalls ſeit dem 10. Jh. bulgariſches Gebiet zugänglich, und es kann als feſtſtehend betrachtet werden, daß ſie damals neben Geſchenken und Lieferungen für Hof und Adel auch die Befriedigung einiger Bevölkerungsbedürfniſſe beſorgt haben, aber ſtärker legten ſie ſich dort erſt feſt, ſeit die byzantiniſchen Kaiſer, mit denen ſie Bündnis und Freundſchaft unterhielten, als neue Oberherren ihnen durch ſpezielle Dekrete den Beſuch der Balkanhalbinſel mehrmals im Jahre geſtatteten. Aus den beiden 1092 und 1148 den Venezianern gegebenen Chryſobullen geht eindeutig hervor, daß dieſen alle größeren thrakiſchen und makedoniſchen Städte bereits ſehr gut bekannt waren.

Einen ſtarken Impuls erhielten dieſe wirtſchaftsexpanſiven Beſtrebungen zweifellos durch die Kreuzzüge. Indem die Ritter bis Ende des 12. Jh.s über Ungarn zogen, nahm der Landweg einen erheblichen Aufſchwung (z. B. aus Plovdiv Getreide und Wein nach Deutſchland), in geringerem Grade allerdings auch — infolge des Beiſpieles (Nachſchub) — die Binnenſchifffahrtsſtraße (im 11. Jh. z. B. Edelſteine und Meßgewänder aus Byzanz über Regensburg nach England).[23]) Weit folgenſchwerer war aber noch die Tatſache, daß Bürger der italieniſchen Städte auf den Zügen, deren Hauptträger ſie waren, Handelskolonien begründeten.

Trotz alledem war der Umſatz gemäß den beſchränkten konſumtiven Bedürfniſſen der ſehr ärmlich lebenden Bevölkerung nur gering. Unſicherheit und Maſſenverarmung als Folge immer von neuem ſich wiederholender Invaſionen (Ruſſen, Petſchenegen, Kumanen, Tataren) bedeuteten ein empfindliches Hemmnis für den raumweiten Handel.

Die gute Konjunktur begann für ihn eigentlich erſt nach der Aufrichtung des zweiten bulgariſchen Reiches. Noch mehr als im erſten war die Außenpolitik in dieſem — natürlich neben hegemonialen Zielſetzungen —

---

[22]) V. Makušev, Izslědovanija ob istorič. pamjatnikach i bytopisateljach dubrovnika, Beilage zu: Zapiski Imp. Akad. Nauk., Petersburg 1867, XI. S. 14 (Makušev)

[23]) A. Mehlan, Grundriß einer Geſchichte der deutſch-bulgariſchen Beziehungen, In: Germanoslavica, Brünn 1936, IV. 1—2 S. 129/31.

von dem Beſtreben diktiert, den Vorſtoß zur territorialen Ausweitung des Staatsgebietes dahin zu richten, wohin der Handel der Ausländer ſtrebte, um dieſen in Abhängigkeit von der eigenen Macht zu verſetzen und ihn dann, nach erzieltem Einvernehmen, vertraglich weitgehendſt zu bevorrechten.

Das erneute Aufblühen Bulgariens war vom Vorrang der raguſaniſchen Kaufleute im Lande begleitet. Nachdem die Brüder Peter und Aſěn, die Führer ihres Volkes im Kampfe um die Freiheit, durch die Einnahme von Adrianopel, Plovdiv und Sofia das damals gerade lateiniſche Byzanz von ſeinen wichtigſten ökonomiſchen Verbindungszentren abgeſchnitten hatten, kam Kalojan (1197—1207), indem er gegen die Aegäis vorrückte, auch dort in Widerſtreit mit den imperialiſtiſchen Abſichten der Italiener. Es ergab ſich daraus ein erbitterter Kampf um die Hegemonie auf der Halbinſel, welcher die Annäherung zwiſchen Bulgarien und Raguſa weiter vorantrieb, der Kalojan durch ſein Hinwenden zum Papſt (1204 von dieſem als Zar anerkannt) bereits den Boden bereitet hatte. Als ſchließlich Ivan Aſěn II. (1218—1241) über Durazzo an die Adria vorrückte, befanden ſich wiederum alle wichtigeren Straßen der Halbinſel in bulgariſchen Händen, weswegen jetzt Raguſa immer geneigter wurde, ja ſogar ſich genötigt fand, zu einer Verſtändigung mit dem Zaren zu gelangen.

Wohl hatte die Republik ſchon von Kalojan gewiſſe Privilegien zuerkannt erhalten,[24]) und ihr Handel muß zu ſeiner Zeit bereits einige Wurzeln geſchlagen haben, ſonſt hätte Alexius d. Alte (1202 gelegentlich der dynaſtiſchen Kämpfe in Byzanz) ſie kaum mit der Drohung, andernfalls ihren „blühenden Handel auf der Halbinſel" zerſtören zu wollen,[25]) zur Hilfeleiſtung zu verlocken verſucht; aber zum großen Kommiſſionär und Expediteur des bulgariſchen Außenhandels wurde ſie doch erſt mit dem einſeitigen Vertrage — die typiſche Form der Privilegierung in damaliger Zeit —, durch den ihr Ivan Aſěn II. 1230 das Recht freier, durch ein allgemeines Zollgeſetz regulierter Ein- und Ausfuhr im Gebiete ſeines ganzen Zarentumes gab,[26]) dem dann Michael Aſěn (1246—1257) im Handelsabkommen von 1253 die Gewährleiſtung der Sicherheit von Karawanen und Waren ſowie einer gerechten Rechtſprechung hinzufügte.[27])

Damit waren die Raguſaner konkurrenzlos bevorrechtet in Bulgarien. Während ſie bis dahin nur weiter weſtwärts ihre Kolonien gehabt hatten,

---

[24]) G. Heyd, Storia del Commercio del Levante, Torino 1913, S. 323.

[25]) Makušev, S. 15.

[26]) Miklosich, Monumenta serbica, Viennae 1858, S. 2/3.

[27]) G. A. Iljinskij, Gramoty bolgar. carei drevnosti, In: Trudy slavjansk. komissii Imp. Mosk, Arch. Obšt., Moskau 1911, V. S. 155/59 (Iljinskij).

war ihnen jetzt auch der Zutritt zu Vidin freigegeben, von wo aus ſie Beziehungen bis nach Beſſarabien hin aufnahmen,[28]) und auch noch mehr öſtlich gelegene Orte wurden zu Mittelpunkten ihrer Unternehmungen. Aus ihrer Heimat und auch aus italieniſchen Städten (vor allem Florenz, Genua und Verona) brachten ſie koſtbare Stoffe und Gewänder, Schmuck ſowie Kirchengerät[29]) und Waffen, Honig und Wein, Oel und Salz (für die entwickelte Viehzucht), um dagegen Weizen und Milchprodukte, Wachs und Leder dorthin mitzunehmen.[30])

Derart blieb die Vorrangſtellung der raguſaniſchen Kaufleute, bis die Herrſcherfamilie der Aſěniden ausſtarb (1280); beeinträchtigt war ihr Handel allerdings ſchon vorher. Die dynaſtiſchen Kämpfe, welche die innere Stärke des Reiches langſam untergruben, hatten Unſicherheit ins Land getragen, und zwiſchen 1256 und 1267 waren dann Thrakien und Makedonien Schauplatz verheerender Kriege zwiſchen den Bulgaren, Lateinern, Griechen und epirotiſchen Deſpoten geweſen. Als nun vollends mit der Schlacht von Kjuſtendil (1330) Serbien die Vormacht auf der Halbinſel wurde, intereſſierten ſich die Raguſaner wieder vorwiegend für die dortigen Erzgebiete, bis ihnen die günſtige Situation des Guerra di Chioggia (1294—1381) Gelegenheit zu einem neuen Vorſtoß oſtwärts gab, in deſſen Verlauf neben Vidin auch Sofia und Türnovo zu ihren wichtigſten Faktoreien wurden.

Inzwiſchen war jedoch die Pontusküſte zum Zentrum des levantiniſchen Handels geworden. Die Handelswege hatten ſich wieder einmal verlagert. Mit Rußland war die Verbindung ſeit der Anſiedlung der Tataren an der Nordküſte des Meeres unterbrochen. Der Donauweg war ziemlich bedeutungslos geworden; vom Niedergang Prěslavecs hatte lediglich Siliſtra gewiſſen Vorteil,[31]) das in der Folgezeit für Byzanz einige Verbindung mit Polen (Lemberg) und in Mitteleuropa mit Regensburg, Ulm, Augsburg und Nürnberg herſtellte, alſo mit Produktionszentren, welche ſich entwickelt hatten, ſeit (im 12. Jh.) die deutſche Landnahme an der Donau beendet war.

Das Aufblühen des Schwarzmeerhandels war eine Folge der geſteigerten Aktivität italieniſcher Stadtrepubliken an der Levante. Während des 12. Jh.s hatten ſich die Venezianer eigentlich nur an den Ufern des Marmara- und Mittelmeeres betätigt, vor allem in Saloniki und Rodoſtos,

---

[28]) L. Miletič, Novi blacho-bŭlgarski gramoti ot Brašov, In: Sbornik na narodni umotvorenija i knižnina, Sofija, XIII. S. 46.

[29]) Iljinskij, S. 156.

[30]) St. Novaković, Zakonski spomenici srpskich država, Beograd 1912, S. 137, 152, 162, 170, 179, 196, 199, 249, 255.

[31]) Tomaſchek, S. 298.

zwei Hafenmärkten, auf welche armeniſche Kaufleute aus dem Innern Bulgariens (in erſter Linie Plovdiv)[32]) ſeit langem Weizen, Gerſte und Oel[33]) zu bringen pflegten, um Stoffe zurückzunehmen. Genua hat von Anfang an mehr der Pontus gelockt; zwiſchen ihm und Venedig war dort allmählich ein heftiger Wettbewerb entbrannt, den beide durch Erlangung von Privilegien ſeitens des byzantiniſchen Hofes zu ihren Gunſten zu entſcheiden trachteten. Aber ihre Intereſſen liefen denen der dortigen Behörden entgegen. Deren Hauptſorge war, beſonders nach der Eroberung Aegyptens (1250) durch die Mameluken, die Sicherſtellung der Ernährung der Hauptſtadt, die ſie in monopoler Ausſchließlichkeit lieber den Griechen anvertraut wiſſen wollten als den Italienern, welche doch in erſter Linie den Export nach ihrer Heimat im Auge hatten. Nur die Mithilfe an der Wiederherſtellung des byzantiniſchen Reiches (1261 Uebergabe der Hauptſtadt) hat den Genueſen eine Vorzugsbehandlung durch die Paläologen eingetragen, kraft deren ſie rundherum an den Küſten des Schwarzen Meeres Kolonien[34]) als Stützpunkte für ſeine erſtrebte Beherrſchung anzulegen begannen.

Unzufrieden mit der Schlechterſtellung gegenüber ihrer alten Rivalin begann die Republik Venedig, für die ſeit der Einnahme von Acra (1291) durch die Sultane der Weg nach Syrien verſperrt und damit die Teilhaberſchaft am Balkanhandel zu einer Lebensfrage geworden war, (1294) den ſog. Hundertjährigen Krieg, in dem die bulgariſchen Zaren eine mit Venedig ſympathiſierende, alſo auch antibyzantiniſche Haltung wahrten, welche alten Traditionen ihrer Politik entſprach, aber außerdem auch folgender Erwägung entſprang: das ökonomiſche Gewicht, welches das Zarentum für Byzanz und die lateiniſche Welt erlangt habe, erfordere ein poſitives Bekenntnis zu dem mutmaßlich Stärkeren. 1352 kam es zu einem Handelsvertrage zwiſchen Ivan Alexander III. (1331—1370) und Venedig,[35]) der nicht mehr, wie im 13. Jh., ausſchließlich Privilegien (freier Handel mit Schiffen und Waren im ganzen Lande, zollfreies Entrepôt perſönliche ſtrafrechtliche Verantwortung, nulla poena sine lege), ſondern auch einen Schutz der Intereſſen des Fiskus (Zölle, Anlege-, Wiegegebühr) enthielt. Varna wurde in den Händen der Venezianer ein erſtklaſſiger Hafen,

---

[32]) T. L. Fr. Tafel, De Thessalonica, Berolini 1839, S. 223.

[33]) Pegolotti, Della Mercatura, Firenze, 1766, S. 25 (Pogolotti).

[34]) W. Heyd, Die italieniſchen Handelscolonien am Schwarzen Meere, in: Tübinger Zeitſchrift für die geſammten Staatswiſſenſchaften, Tübingen 1862, XVIII. S. 653 ff.

[35]) A. Marin, Storia civile e politica del commercio dei Veneziani, Venezia 1798, IV. S. 174, 184 ff.

[36]) Pegolotti, S. 25/6.

von dem aus ihre Mittelsleute die Großwirtſchaften des Adels und der Klöſter aufſuchten, um die nur dort verfügbaren großen Ausfuhrmengen von Getreide, Mehl und Wachs gegen Abgabe von Stoffen, Salz und Oel aufzukaufen.

Die Tatſache, daß nach 1355 Genua zur erſtrangigen Stellung im Pontus aufſtieg, machte auch für Bulgarien eine politiſche Umſtellung erforderlich. Zwar waren ſchon 1290 einige genueſiſche Kaufleute in Sozopol anweſend geweſen, aber trotzdem ſind für das 13. Jh. keine regulären Beziehungen zwiſchen beiden Staaten nachweisbar, vielmehr hören wir noch 1314/6 von einem Verbot für die Genueſen, das Zarentum zu betreten.[37]) Erſt die Aufrichtung ihrer Herrſchaft über das Meer bildete den Wendepunkt. Sozopol wurde die Baſis ihrer Vorſtöße nach Thrakien hinein,[38]) bei denen ſie allerdings ebenſowenig wie die Venezianer über den Oſten Bulgariens hinauskamen. Und 1387 war die Ausgleichsbereitſchaft auf beiden Seiten ſo geſtiegen, daß es zu einem genueſiſch-bulgariſchen Handelsvertrage[39]) kam, in dem der Regelung prozeſſualer Fragen neben der Zuſicherung freien Lebensmittelhandels und der Sicherheit von Leben und Eigentum beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wurde.

Die Bevorrechtung, welche die Italiener genoſſen, unterſchied ſich beträchtlich von der den Dalmatinern zugeſtandenen. In der Zollbehandlung waren die Zaren den Raguſanern am weiteſten (Zollfreiheit, Venedig 3%, Genua 1%) entgegengekommen ,während anderſeits die Genueſen ſich die Rechte der Exterritorialität und Meiſtbegünſtigung geſichert und ſich — gleichwie die Venezianer — von der ſolidariſchen Haftung ihrer Kolonien zu befreien verſtanden hatten.

Dieſe Bevorzugung der Staatsfremden iſt als ein Beweis dafür zu werten, daß das inländiſche Händlertum der volksfremden Untertanen im Vergleich mit jenen am Ende des 14. Jh.s erſt ſchwach vertreten geweſen iſt. Darauf deutet übrigens ebenfalls hin, daß bis zur Zeit Kalojans kein Bedürfnis nach bulgariſchen Münzen beſtanden hat, ſondern nur byzantiniſche und italieniſche Goldſtücke kurſierten. Die von den Zaren des zweiten Reiches geführte Kriegspolitik hat eben nicht die Bedingungen für die Entwicklung eines ſtädtiſchen Lebens und Handelsſtandes ſchaffen können. So kam es, daß die Städte vielfach ein „lateiniſches" Geſicht trugen: neben dem der Landwirtſchaft und Viehzucht obliegenden bulgariſchen Element wohnten in ihnen in beſonderen Vierteln[40]) volks-

---

[37]) Officii Gazaria, Hist. patriae monumenta, Turin 1838, S. 382 85.

[38]) E. Primaudaie, Études sur le commerce au moyen âge, Paris 1848, S. 210.

[39]) Zlatarski-Kacarov, Dogovorŭt na knijaza Ivanko, sin Dobrotičev, s Genuesitě ot 1387, In: Izvěstija na istorič. d-vo, Sofija, III. S. 213/37.

[40]) C. Jireček, Die Handelsbedeutung von Raguſa, Wien 1899, S. 149, 155.

fremde Händler, teils Staatsangehörige, wie die Griechen, die Armenier und die ſeit Ende des 13. Jh.s zugewanderten Juden, teils Ausländer, wie Dalmatiner und Italiener. Die ethniſche Aufgliederung entſprach alſo der ökonomiſchen Arbeitsteilung.

Nach dem erneuten Zuſammenbruch des Reiches gingen wiederum einſchneidende Veränderungen in Siedlungsbild und Handel vor ſich. Bei ihrem Eindringen ſetzten die Türken (1396) ſich in den beſten Stadtteilen feſt, und für die Fremden war anfangs nicht mehr recht des Verweilens, einmal weil Bulgarien durch die Schließung der Dardanellen (1453) und die militäriſche Sperrung[41]) aller anderen Handelswege ſeine Bedeutung für ihre Unternehmungen eingebüßt hatte, und dann wegen des Mißtrauens, von dem die Osmanen allem Ausländiſchen gegenüber beſeelt waren. Hinzu kam, daß der freie Handel auf mannigfache Weiſe beeinträchtigt wurde, ſo z. B. indem die neuen Herren des bulgariſchen Landes ſich um der Selbſtverſorgung ihres Reiches willen das Vorkaufsrecht auf den thrakiſchen Märkten vorbehalten hatten.[42])

Die Raguſaner waren die erſten Staatsfremden, welche das Vertrauen des Siegers zu gewinnen wußten. Schon 1397 erhielten ſie Handelsfreiheit im Balkangebiet bewilligt, und 1430 gab ihnen Murad II. noch weitergehende Privilegien, wie unter anderem das Recht zur Anlegung von Kolonien in allen wichtigeren Marktorten, während dies 1439 den Polen nur in Adrianopel (ſonſt noch in Aſien) erlaubt wurde. Neben Skoplje, ihrem Hauptſitz, erhoben ſie nun Sofia zum Mittelpunkt ihrer geſchäftlichen Tätigkeit[43]), und auch den Handel von Plovdiv fand Wennern (1616) in ihren Händen. Von Skoplje aus zogen ihre Karawanen, beladen mit Seide, Samt und Leinen, Parfüm, Gewürz, Zucker und Oel aus Raguſa, Venedig, Florenz und Ankona, nach Seres und Saloniki oder über Sofia—Plovdiv—Adrianopel nach Rodoſtos und Konſtantinopel und kauften auf dem Rückwege unterwegs Häute und Leder, Wolle und Wachs ein.[44])

Die Aufrechterhaltung gewiſſer Handelsbeziehungen zur Umwelt entſprach den Intereſſen der Sultane. Hätten ſie den Raguſanern die Grenzen nicht geöffnet, dann wäre die Türkei, weil die herrſchende Nation kaufmänniſch gar nicht veranlagt, vielmehr viel zu verzagt und bedenklich

---

41) Immerhin blieb Oſtbulgarien Tranſitgebiet für die von Mitteleuropa über die Moldau nach Konſtantinopel beſtimmten Güter; vgl. darüber meine Arbeit Jahresmärkte, S. 86/8.

42) J. Cvijić, La péninsule balcanique, Paris 1918, S. 128 ff.

43) Des Hayes, Voyage de Levant, . . . par le S.D.C., Paris 1629/32, S. 78; H. Wilhelmy, Hochbulgarien, Kiel 1936, II. S. 94/6.

44) K. Jireček, Pătuvanija po Bŭlgarija, Plovdiv 1899, S. 25 (Jireček).

war, als daß ſie hätte Geſchäfte mit dem Auslande eingehen mögen,[45]), ſondern ſich nur zum Gebieten und Kriegführen berufen fühlte, von allen doch ſo begehrten materiellen Gütern das Okzidentes abgeſchnitten geweſen. Darin ruht m.E. eins der Motive für ihr allmähliches Abgehen von ihrer Abneigung gegen die Fremden (1535 erhielt Frankreich Kapitulationen, 1599 England, 1625 Holland, 1665 Genua, 1669 Ungarn, und im Anſchluß daran wurde die Erlaubnis zum Aufſuchen der Pontushäfen ausgeſprochen), zu der ſich die Hohe Pforte während des 17. Jh.s unter einem Druck von außen bequemte.

Das war weiterhin der Grund, warum ſie den Kaufmannsberuf zu bevorrechten begann und ſeine Unternehmungen ſchützte,[46]) ſodaß die Griechen es lohnend fanden, ſich ihm immer mehr zuzuwenden. Zu einer gefährlichen Konkurrenz für den ausländiſchen Handel wurden allerdings nicht ſie, ſondern die Juden, deren Zahl ſtändig ſtieg (in Sofia z. B. 1578: 300, 1680: 2000)[47]) und die mit Hilfe der leicht beſtechlichen Behörden verſtanden, ſich die Rechte der Raguſaner anzueignen und ſo dieſe allmählich zu verdrängen.

Als dann die Stadt Raguſa das Mißgeſchick ereilte, durch ein Erdbeben zerſtört zu werden (1667), und (1688) beim Vorrücken der Oeſterreicher Skoplje und Vidin in Flammen aufgingen, war der Untergang des raguſaniſchen und damit des ſtaatsfremden Handels in Bulgarien beſiegelt. Mit dieſem Ereignis ſtehen wir am Ende der erſten Zeitſpanne in der Geſchichte des bulgariſchen Außenhandels.

4. Epoche der beginnenden Nationaliſierung (1689—1878).

Das iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob in der Folgezeit Ausländer überhaupt keine kaufmänniſchen Unternehmungen mehr in den von Bulgaren beſiedelten Balkangebieten durchgeführt hätten; ganz im Gegenteil: je mehr die Osmanenmacht ſich abſchwächte, um ſo intenſiver wurde die Intereſſiertheit der Weſt- und Mitteleuropäer am Austauſch mit der europäiſchen Türkei. Aber ein grundſätzlicher Wandel iſt inſofern zu beobachten, als dieſe ſich fortan nicht mehr in den Städten der Innenbezirke, ſondern nur noch in den Küſtenhäfen niederließen und Einheimiſchen die Verbringung der Güter von und zum Meere übertrugen.

In erſter Linie waren wie bisher Griechen, Armenier und Juden die Träger des Handels, jedoch auch reine Bulgaren begannen bereits dieſe Funktion zu übernehmen. Seit wann ſie ſich dem kaufmänniſchen

[45]) M. d'Ohſſon, Tableau général de l'empire Othoman, Paris 1790, II. S. 366 (Ohſſon).

[46]) Minalo, Sofija, I. S. 18 ff.

[47]) Hans Dernſchwam's Tagebuch, München 1923, S. 253.

Berufe zugewandt haben mögen, läßt ſich wegen des Mangels diesbezüglicher quellenmäßiger Angaben nicht mit Beſtimmtheit angeben. Immerhin können wir daraus, daß wir in archivariſchen Unterlagen, welche aus dem Ende des 18. Jh.s ſtammen, einige bulgariſche Handelsfirmen mit weitreichenden Auslandsverbindungen vermerkt finden, ſchließen, daß die Nationaliſierung des Außenhandels um dieſe Zeit bereits ein fortgeſchrittenes Stadium erreicht hatte, der Beginn derſelben demnach erheblich früher anzuſetzen ſein dürfte. Unſere Nachforſchungen darüber werden dadurch erſchwert, daß es damals, weil alles Griechiſche den Vorzug genoß, üblich war, nicht nur griechiſch zu ſprechen, ſondern ſich auch einen griechiſchen Namen zuzulegen, ſodaß alſo mancher als Grieche auftretende Händler dem Blute nach ein Bulgare geweſen ſein mochte. Dieſe Ueberlegungen haben uns dazu geführt, den Anfang der zweiten Zeitſpanne der Handelsgeſchichte Bulgariens — den Eigenhandel — zuſammenfallen zu laſſen mit jenem Ereignis, welches augenfällig die Ausſchaltung des vorherrſchenden Fremdhandels der Staatsfremden bewirkt hat.

Während der ganzen Epoche der beginnenden Nationaliſierung, d. h. bis zur Befreiung Bulgariens (1878) von der türkiſchen Oberherrſchaft, ſind die Meſſen überall auf dem Balkan vorzugsweiſe die Austauſchſtellen zwiſchen Außen- und Binnenhandel geweſen. Die bedeutendſten periodiſchen Märkte wurden gerade in Bulgarien gehalten, weil dieſes, je mehr die Macht der Sultane über Europa eingeengt wurde, um ſo ſtärker in die Rolle des Hauptproduktionsgebietes von Nahrung ſowie Rohſtoffen und Fertigwaren für das weitgeſtreckte Reich der Türken hineinwuchs. Uzundžovo, Nevrokopund, Maraſia waren die Meſſezentren für Serbien, Albanien, Obergriechenland und Südbulgarien, Sliven für Oſtrumelien und teilweiſe auch für die Donaugebiete, Eski Džumaja und Karaſu für Nordbulgarien und die Donaufürſtentümer.

Dieſe Meſſen waren deshalb während des 18. und 19. Jh.s für die mittel- und weſteuropäiſchen Induſtrie- und Handelsſtaaten die Anſatzpunkte in ihrem Wettbewerb um den Balkanmarkt. In einer früher in dieſer Zeitſchrift erſchienenen Arbeit[48]) bin ich dem Verlauf dieſes kommerziellen Widerſtreites ſowie den Urſachen der Ueberlegenheit einzelner Nationen eingehend nachgegangen, weshalb ich mich in dieſem Zuſammenhange auf einen knappen Ueberblick beſchränken darf.

Bis etwa 1850 hatte Großdeutſchland das Uebergewicht. Wien und Saloniki waren die beiden Sammel- und Verteilerzentren dieſes Austauſchhandels. Ueber Wien liefen alle aus dem Deutſchen Reiche und aus

[48]) Mehlan, Jahresmärkte, S. 89/120.

Oeſterreich, aus Böhmen und aus der Schweiz ſtammenden Güter per Wagen auf die Küſte des Aegäiſchen Meeres zu, wo ſie auf die auf Schiffen eingelaufenen weſteuropäiſchen Fabrikate trafen, welche, gleichfalls von dort, ihren Weg weiter nach Innerbalkanien nahmen; ebenſo verhielt es ſich mit den Ausfuhren, deren Ausmaß — im Einklang mit den ſchwach entwickelten konſumtiven Bedürfniſſen des Bulgarenvolkes — jenes der Einfuhren weitaus überſtieg. Dem geſamtdeutſchen Vorſtoß wäre, wenn ſchon die Vorausſetzungen günſtig lagen (Handel in Händen landeskundlicher Kaufleute, Einſtellung der Produktionsgeſtaltung und Verkaufspraxis auf den Kunden), wohl kaum der durchſchlagende Erfolg des Ueberwindens aller anderen Konkurrenz beſchieden geweſen, hätte nicht die kommerzielle Rivalität, welche während des 18. Jh.s zwiſchen England und Frankreich um den balkaniſchen Markt geherrſcht hat, deren Aufmerkſamkeit und Kräfte in Bann geſchlagen, und zwar für lange Zeit; denn erſt durch die Revolutionskriege wurde Frankreich, das ſeine Wirtſchaft mittels einer großzügigen Protektionspolitik geſchickt zu unterſtützen verſtand, derart geſchwächt, daß England vermöge ſeines Einfühlungsvermögens in die orientaliſchen Verhältniſſe und kraft der zweckmäßigen Organiſation ſeiner kaufmänniſchen Unternehmungen ſtändig an Boden gewann, bis dann die veränderten politiſchen Verhältniſſe (z. B. 1856 unbehinderte Einfahrt in den Pontus) im Verein mit einer weitſchauenden Handels- (16. 8. 1838 engliſch-türkiſcher Handelsvertrag) und Verkehrspolitik (Dampfſchiffahrtsverkehr, Bau der 1870 an Hirſch vergebenen Balkanbahnen von Oſten her) Großbritannien zur wirtſchaftlichen Vorrangſtellung verhalfen.[49])

Deutſch-öſterreichiſches Reſervat blieben ſeitdem eigentlich nur die Wege Kronſtadt—Bukareſt und die Donau (Lom, Svištov, Ruščuk)[50]); auf ihnen wurde Bulgarien mit mitteleuropäiſchen Manufakturen, Eiſen und Salz im Austauſch gegen ſeine Landesprodukte (z. B. Wolle)[52]) beliefert.[53]) Die Verbindungen über die Küſtenſtädte hielt dagegen Weſt-

---

[49]) M. A. Ubicini, Lettres sur la Turquie, Paris 1853, I. S. 401.

[50]) D. Popov, Lom 1927, S. 158 (bulg.); P. Coučev, Iz stopanskoto minalo na Gabrovo, Sofija 1929, S. 112, 388/436. Vgl. für frühere Zeiten M. Peyſſonel, Traité sur le commerce de la Mer Noire, Paris 1787, bulg. Ueberſetzung, In: Bjuletin na solijiskata türgovska kamara, Sofija 1897, S. 52 ff., S. 164 ff. (Peyſſonel) und F. Beaujour, Schilderung des Handels von Griechenland, Weimar 1801, S. 218 (Beaujour).

[51]) C. Jireček, Die Heerſtraße von Belgrad nach Conſtantinopel, Prag 1877, S. 125; Sbornik na narodni umotvorenija i knižnina, Sofija, XI. S. 189 (Sbornik).

[52]) Davon ſprach ſchon G. A. Olivier, Reiſe durch das Türkiſche Reich, Weimar 1805, I. S. 271 (Olivier).

[53]) E. A. Quitzmann, Reiſebriefe, Stuttgart 1850, S. 297.
Ueber die Moldau und Walachei lief auch der Austauſchhandel mit Rußland und Polen. Peyſſonel (S. 172) ſpricht von 5000 Wagen, welche, nur mit Wein beladen, jährlich die Donau überſchritten hätten.

europa noch feſter als früher[54]) in ſeiner Hand; ſowohl aus Konſtantinopel wie aus Saloniki liefen die Schiffe die Pontushäfen an, vor allem Varna,[55]) das ſchon 1830[56]) einer der Haupthandelsplätze der europäiſchen Türkei genannt wurde, und Burgas, das ſich ſeit 1842 als das wichtigſte Ausfuhrzentrum Südbulgariens zu entwickeln begann und vornehmlich von franzöſiſchen Schiffen aufgeſucht wurde.[57]) Nachdem von 1873 an die Eiſenbahnſtrecke von Konſtantinopel bis Bělovo für den Verkehr freigegeben war, ſchoben außerdem auch auf der Via Singidunum die weſteuropäiſchen Staaten ihren Einfluß weſtwärts vor.[58]) Vordem war nur der Oſten bis Adrianopel von Konſtantinopel und Enos und damit von ihnen abhängig geweſen,[59]) Plovdiv dagegen verdankte ſeine Blüte dem Handel mit den deutſchen Staaten,[60]) und am Import des Bezirkes von Sliven hat bis etwa 1860[61]) Oeſterreich (Wollſtoffe) größeren Anteil gehabt als Frankreich und England (Kaffee, Tee, Zucker, Eiſen, Blei, Baumwolle, Garne); ſeitdem gelangten als Bahnfrachten franzöſiſche Stoffe ſogar bis nach Sofia,[62]) und England eroberte ſich (mit Eiſen und Manufakturwaren) den erſten Platz im ganzen bulgariſchen Einfuhrhandel. Ohne Ausnahme herrſchten auf allen Meſſen des Landes die engliſchen Waren vor:[63]) in Eski Džumaja die Eiſen- und Stahlfabrikate (daneben franzöſiſcher Zucker, holländiſche Kerzen), in Karaſu gefärbte und geblümte Baumwollſtoffe und Garne, in Maraſia verſchiedenartige Manufakturen (neben den Leipziger und Wienern), und in Uzundžovo machten die engliſchen Webwaren 80% des ganzen Umſatzes aus.

Trotz dieſer lebhaften Beziehungen haben nur wenige Ausländer die Märkte aufgeſucht. Sehen wir daraufhin die Berichte der Reiſenden durch, ſo gewinnen wir folgendes recht magere Ergebnis: der Jahresmarkt in

---

54) Edl. v. Brognard Wenzel, Journal, Wien 1786, S. 31/.

55) F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan, Leipzig 1882, II. S. 203 (Kanitz).

56) F. Menadier, Merkwürdigkeiten aus der Europäiſchen Türkei, Quedlinburg 1830, II. S. 58.

57) X. Hommaire de Hell, Voyage en Turquie, Paris 1854, I. S. 156; Sakäzov S. 249.

58) Kanitz II. S. 215.

59) Von dort gingen nach Marſeille bulgariſche Felle (Sakäzov S. 261) und große Mengen bulgariſchen Wachſes (Olivier, I. S. 282).

60) Déscription géographique et historique de la Turquie d'Europe, Paris 1828, S. 64.

61) C. F. Poyet, Lettre à la société de Géogr., In: Bulletin de la soc. de Géogr., Paris, IV. S. 593.

62) Sbornik IV. S. 43.

63) V. Atanaſov, Eski Džumajskii panair, Sofija 1906, S. 15; F. v. Reden, Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwicklungs-Fähigkeit, Frankfurt 1856, S. 164/6, 205.

Sliven war 1767 von einigen Kaufleuten aus Ungarn und Polen[64]) und 1834 außerdem von Händlern aus Rußland beſucht,[65]) nach Eski Džumaja gingen hauptſächlich Oeſterreicher, und in Uzundžovo wurden ebenfalls Oeſterreicher (1841), außerdem aber noch Ruſſen (1857), Italiener, Deutſche und Schweizer (1868) geſehen.[66]) Ueberall war die Zahl der Fremden recht gering. Sie begnügten ſich damit, den Verlauf der Meſſen durch die Konſuln ihrer Staaten beobachten zu laſſen; ſelbſt dorthin zu reiſen, hielten ſie aber nicht für erforderlich, was darauf ſchließen läßt, daß ſie ihre Waren in guter Hand wußten.

Die auf dem Meere, dem Binnenſtrome oder den Landſtraßen beförderten Frachten wurden in den Hafen- oder Grenzſtapelplätzen von balkaniſchen Importeuren oder Zwiſchenhändlern übernommen und zu den Meſſen hin weitergeleitet, von wo aus ſie durch Wanderhändler von Ort zu Ort angeboten oder ſeitens der ſeßhaften Kaufleute in den Čaršiji und Bezisteni ausgelegt oder vom Großhandel in fernere Diſtrikte der Halbinſel verſchickt wurden. Und anderſeits erfolgte der Einkauf der auszuführenden Landesprodukte zum Teil ſelbhändig durch die Ausländer in den Hafenorten, überwiegend jedoch mittels Kommiſſionäre in Binnenſtädten oder unmittelbar in den Anbaugebieten.[67])

Die Frage nach der Volkszugehörigkeit der einheimiſchen Händler können wir zunächſt negativ dahingehend beantworten, daß ſich unter den Großkaufleuten Türken nur ganz vereinzelt befunden haben. Wir wieſen bereits an früherer Stelle einleitend darauf hin, daß den Osmanen dieſe Betätigungsweiſe überhaupt nicht gelegen hat, weshalb das Sultanat ſich geradezu genötigt geſehen hat, die chriſtlichen Handelsleute nicht nur mit einſchlägigen beruflichen Vorrechten (Kontore zu errichten), ſondern darüber hinaus auch mit derart weitgehenden perſönlichen (zu reiten, ſogar in Begleitung von Dienern, ſich prächtig zu kleiden) auszuſtatten, wie ſie ſonſt nur dem Aga zuſtanden. Weiterhin ſchützten die türkiſchen Behörden den Handel, indem ſie z. B. die Meſſekaufleute durch ein Truppenaufgebot weite Strecken Weges begleiten ließen, und ſie förderten ihn dadurch, daß ſie ganz moderne Meßplätze errichteten, deutſche Konzerne für die Erſchließung der Kohlengruben (z. B. bei Trěvna) intereſſierten und Bahnbauten projektierten (die Linie Ruščuk—Varna ermöglichte von 1866 an einen direkten Winterverkehr zwiſchen Varna und Oderberg). Es iſt

---

64) C. Niebuhr's Reiſebeſchreibung, Hamburg 1837, III. S. 168.

65) Relation d'un voyage en Romélie, Paris 1834, S. 95 (Relation).

66) M. Blanqui, Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, Paris 1843, S. 253; Iz archiva na Naiden Gerov, Sofija 1914, II. S. 311 Nr. 2132; F. Kanitz, Serbien, Leipzig 1868, S. 280.

67) Beaujour, S. 24, 35.

den türkiſchen Verwaltungsſtellen, wenigſtens was das 19. Jh. angeht, ein mittelbares Verdienſt an der Engerknüpfung ökonomiſcher Verbindungen zwiſchen Bulgarien und dem Auslande demnach nicht abzuſprechen; das müſſen wir im Gegenſatz zu der herrſchenden Auffaſſung ausdrücklich hervorheben.

Das Handeln ſelber aber blieb der Raja überlaſſen. Bis etwa zum Beginn des 19. Jh.s lagen dieſem Berufe im bulgariſchen Siedlungsgebiete noch vorwiegend Volksfremde ob. Der Import befand ſich zum größten Teil in griechiſchen, armeniſchen und jüdiſchen Händen, der Export meiſt in griechiſchen, während die Armenier bei ihm nur eine Vermittlerrolle einnahmen, indem ſie die Landesprodukte nach den Handelsplätzen brachten. Dieſe Volksgruppen hatten auch die Großhandelsſtände auf den Meſſen inne[68]) In allen Hafen- und Marktorten Hollands, Rußlands, Großdeutſchlands und der Türkei unterhielten Griechen ſtändige Kontore,[69]) über welche ſie die Waren aus und nach dieſen Staaten leiteten. In Adrianopel anſäſſige Armenier beſuchten regelmäßig die Meſſen von Leipzig, Aſtrachan und Niſchi-Nowgorod.[70]) Und die Sofianer Juden ſtanden mit Sardinien und den Azoren in lebhaften Geſchäftsbeziehungen.[71])

Neben dieſen alten und erfahrenen Balkankaufleuten kam im 18. Jh. ein völkiſch-bulgariſches Händlertum ſtärker auf; anſcheinend in der zweiten Hälfte desſelben,[72]) denn aus den Jahren 1782/84 liegen uns zwei Ueberlieferungen vor, deren eine, ein kaufmänniſcher Brief, bezeugt, daß Ch. K. Daskalov, wohnhaft in Trĕvna, Seide, Stoffe und Koffer in Uzundžovo und Nevrokop aufgekauft und nach Moskau geſandt habe,[73]) und deren andere, ein Reiſebericht, von Bulgaren aus Karlovo und Koprivštica ſpricht, welche in Plovdiv lebhaften Handel bis nach Oeſterreich hin getrieben haben ſollen.[74]) Je mehr der Wohlſtand im Lande ſtieg, deſto mehr Bulgaren wandten ſich dieſer Betätigung zu. Aus der erſten Hälfte des 19. Jh.s hören wir von Kaufleuten in Arbanaſi, welche Büros in Wien und Leipzig hatten, weiterhin von ſolchen in Bansko, die in Drama und Seres Baumwolle einkauften, ſie nach Buda-

---

68) Kanitz III. S. 291.

69) Ohſſon, S. 166.

70) Relation S. 36, 95; G. Keppel, Narrative of a journey across the Balcans, London 1831, I. S. 257.

71) Sbornik IV. S. 451.

72) 1718 vermißte Drieſch (Hiſtoriſche Nachricht, Nürnberg 1723, S. 143) noch ein Händlertum, das geeignet geweſen wäre, die Verbindung mit fremden Ländern zu unterhalten.

73) Nationalbibliothek Sofia II. B 659 S. 60, II. B 720.

74) Ferrière-Sauveboeuf, Reiſen durch die Türkei, Leipzig 1790, S. 211.

peſt und Wien brachten und von dort Textilien, Seidenkopftücher, Gürtel mit Silberſchnallen, Ringe, Ohrgehänge, Uhren, Wohnungsbedarf und Kochgeſchirr heimbrachten, ferner von ſolchen in Gabrovo, welche aus Smyrna und Palipoli bezogene Baumwolle nach Oeſterreich weitergaben,[75]) und ſchließlich, um noch einige weitere Belege hinzuzufügen, von Adrianopler (Verbindungen mit Frankreich und Wien),[76]) Sofianer (führten italieniſche Manufakturen ein und Leder und Wolle aus)[77]) und Kaloferer (reiſten regelmäßig nach Wien und Odeſſa)[78]) Kaufleuten bulgariſcher Blutszugehörigkeit. Zuweilen ſoll um dieſe Zeit eine einzige Handelsfirma für 100 000 Groſchen Ware ins Ausland geſchickt haben.[79]) Um die Mitte des 19. Jh.s gehörten zu den bedeutendſten Großhändlern die Gebr. Pulevi in Karlovo, welche über andere bulgariſche Häuſer (in Sliven, Trojan, Svištov, Ruščuk), vor allem aber über die Gebr. Georgievi in Bukareſt und Galaţ in ſtändiger Geſchäftsverbindung mit dem heutigen Rumänien und mit Rußland geſtanden haben.[80])

Der Verkehr mit Rumänien ſcheint einen erheblichen Umfang gehabt zu haben; in den Jahren 1871/5 ſollen nämlich dorthin für 49 000 Goldleva Schneiderartikel, für 118 000 Leva Gerberwaren und für 70 000 Leva Meſſerſchmiedeerzeugniſſe geliefert worden ſein.[81]) Er bildete das Hauptgeſchäft der thrakiſchen und oſtbulgariſchen Kaufleute, deren Unternehmungen ſich ſo gut wie ausſchließlich nach Bukareſt, Braila, Ismail, Odeſſa, Kiew und Moskau richteten, während die in Makedonien und Weſtbulgarien wohnhaften ihren Abſatz in Belgrad, Semlin, Neuſatz, Budapeſt, Wien und Leipzig ſuchten. Durch Vermittlung der in dieſen Städten anſäſſigen Bulgaren ſtrömten von dieſen beiden Richtungen her verſchiedenartige, einander mißgünſtige politiſche und kulturelle Fremdeinflüſſe ins unterdrückte Volk hinein, welche nicht wenig dazu beigetragen haben, deſſen Sehnen nach Freiheit durch Aufſtandsverſuche der Erfüllung näherzuführen. Derart hatte das bulgariſche Kaufmannstum an Umfang und Gewicht gewonnen, ſodaß man mit gutem Grunde die Epoche der beginnenden Nationaliſierung des Außenhandels bei der Befreiung von der Türkenherrſchaft als abgeſchloſſen betrachten darf.

---

[75]) Spisanie na bŭlgarsko ikonomičesko d-vo, Sofija, XXIII. S. 326 (Spisanie).

[76]) Spisanie XXIII., S. 326; Sbornik IX. S. 433.

[77]) Jireček, S. 25.

[78]) N. Načov, Kalofer v minaloto, Sofija 1927, S. 33/5.

[79]) Spisanie XXIII. S. 385.

[80]) Koppija na razni pisma, 1843/7, im Beſitz Ch. Ch. Sŭrmadžiev, Sofia, S. 7/8, 57, 70/1, 119/20.

[81]) A Adžera, Zanajatitě i domašnata industrija v Bŭlgarija prědi osvobošdenieto, In: Novo Vrěme, Sofija 1902, VI. S. 465, 236.

5. Epoche des nationalen Aufbaus (1878—1930).

In den bis heute verſtrichenen ſechzig Lebensjahren des dritten Zarentumes ſind Produktion und Handel zu den tragenden Säulen der geſamten Exiſtenz von Staat und Nation geworden. Kriegeriſche Ereigniſſe und Parteihader haben die an ſich ſchon knappe Zeit des geſtaltenden Arbeitens zu ſtark verkürzt, als daß man den Prozeß der organiſchen Durchbildung des Wirtſchaftskörpers heute ſchon als abgeſchloſſen betrachten könnte. Wenn dennoch die ökonomiſche Entwicklung derart vorangetrieben werden konnte, daß gegenwärtig der Außenhandel die finanziellen Mittel für alle ſtaatspolitiſchen Aufgaben einbringt, ſo nur einerſeits dank der zielbewußten Leitung durch die beiden erſten Fürſten und Zaren deutſchen Geblütes (Alexander von Battenberg (1878—1886), Ferdinand von Coburg (1887—1918) und anderſeits dank des zähen, nationalfanatiſchen Willens aller ſchöpferiſchen Kreiſe, deren politiſche, kulturelle und wirtſchaftliche Kräfte ſich, ſeit das Fremdvolk als führende Schicht und vorherrſchendes Bevölkerungselement den Rückzug nach Aſien hatte antreten müſſen, unter dem Schutze der auf den Prinzipien der Demokratie aufgebauten Verfaſſung frei und unbeengt regen konnten. Die konſtitutionelle Verankerung der vollen Freiheit, welche eigentlich fremden politiſchen Plänen zur Verwirklichung verhelfen ſollte,[82]) entſprach dem Wunſche des Volkes, in Zukunft von jedem Druck und Zwang unbeſchwert zu ſein, iſt alſo hiſtoriſch und pſychologiſch verſtändlich; welche Nachteile für das Geſamtwohl ſie in ſich barg, erkannte man erſt ſpäter, als überall in der Welt die Grenzmauern höher gezogen wurden und die Selbſtgenügſamkeit als Ziel der Wirtſchafts- und Handelspolitik ſich anzudeuten begann. Dieſe Erkenntnis löſte dann eine Umſtellung im Denken aus, welche eine neue Epoche der Außenhandelsgeſchichte einleitete.

Wir nehmen dieſen weiteren Einſchnitt mit Ende 1930 vor und nennen die Jahre von 1878—1930 die Epoche des nationalen Aufbaus, weil ſie ausgefüllt ſind mit dem ſtrukturellen Neubau des Nationalſtaates. Er verlief nicht unbehindert; nachdem in ſchnellem Fortſchritt das Fundament gelegt war, brachten militäriſche Verwicklungen eine längere Störung, nach deren Aufhören erneut wieder begonnen werden mußte. Innerhalb der Epoche des nationalen Aufbaus der Außenhandelsbeziehungen (1878 bis 1930) haben wir demnach die drei Teilepochen: erſtens des nationalen Anknüpfens (1878—1912), zweitens des Abreißens und der einſeitigen

---

[82]) Die allzu liberale Verfaſſung war ein Werk der Ruſſen, gedacht als Hemmſchuh für den deutſchen Fürſten auf Bulgariens Thron; vgl. A. Mehlan, Deutſchlands und Oeſterreichs politiſches Verhältnis zu Bulgarien (1878—1915), in: Hiſtoriſches Jahrbuch, Köln (im Druck).

Umlagerung (1912—1918) und drittens des Feſſellöſens und der Neuaufnahme (1918—1930) zu unterſcheiden.

a. Das nationale Anknüpfen (1878—1912). Mit der Wiedererlangung der Selbſtändigkeit waren Bulgarien große Aufgaben auf politiſchem und wirtſchaftlichem Gebiete geſtellt. Zur Erhaltung und Sicherung des ſtaatlichen Beſtandes mußte ein neuzeitlich ausgerüſtetes und ausgebildetes Heer aufgeſtellt, mußten Landſtraßen und Eiſenbahnen gebaut werden. Alexander von Battenberg ſchuf mit ruſſiſcher Hilfe die Armee, welche ſchon 1885 in der Schlacht von Slivnica gegen die Serben ihre Feuertaufe beſtand, während die Aufſchließung des Staates durch die „Leitungsdrähte des Fortſchrittes" dann das Werk des Zaren Ferdinand war. Dank ſeiner Initiative wurden bis 1912 im ganzen 1522 km neue Schienenwege gelegt, deren Bau vielfach deutſche Ingenieure leiteten.

Aus dieſen Vorhaben erwuchs ein großer finanzieller Bedarf, der von der verarmten Bevölkerung nicht allein getragen werden konnte,[83]) weshalb die Mitwirkung von Fremdkapital notwendig war, das, in Form des Rentenkapitals (Staatsanleihen) hereingeholt, zum Wegbereiter des Induſtriekapitals wurde. Zwiſchen 1888 und 1912 wurden 8 Staatsanleihen (verwendet für den Bau von Eiſenbahnen, Häfen und Straßen, für den Ankauf von rollendem Material und ſonſtigem Sachaufwand) aufgenommen, in erſter Linie in Frankreich,[84]) England, Oeſterreich und Rußland.[85])

Die Stärkung der eigenen Finanzkraft des Landes war ein ſehr beſtimmendes Motiv bei dem ſtrukturellen Aufbau der Wirtſchaft. Die Befreiung war von einſchneidenden Rückwirkungen auf die Abſatzverhältniſſe der damals ſchon entwickelten Produktionszweige begleitet geweſen. Für den Bauern, mehr noch für den Handwerker und Kleinfabrikanten waren die großen Lieferungen an die türkiſche Bevölkerung und an das osmaniſche Heer in Fortfall gekommen. Ihr Abſatzgebiet verengte ſich weiterhin noch dadurch, daß die jetzt ebenfalls unabhängigen Nachbarn (Rumänien, Serbien), welche früher bulgariſche Erzeugniſſe in großen Mengen übernommen hatten, von nun an ebenfalls die Eigenproduktion (beſonders Wollfabriken) förderten und ſich gegen Einfuhren ſperrten. Und im eigenen

---

[83]) Die 60 Banken des Landes, welche 1909 beſtanden, waren nur erſt beſſere Wechſelſtuben.

Vgl. über die Zeitſpanne von 1878 an auch A. Mehlan, Die beiden deutſchen Fürſten auf Bulgariens Thron, in: Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig (i. Druck).

[84]) W. Weiß-Bartenſtein, Bulgariens Volkswirtſchaft und ihre Entwicklungsmöglichkeiten, Berlin 1918, S. 325, 356, 384, 442/3, 481/3 (Weiß).

[85]) Deutſche Banken wurden erſtmalig 1902, aber nur knapp, beteiligt.

[86]) Weiß, S. 75, 137, 359/62.

Lande wehrte man ſich vergebens gegen die Konkurrenz der über den billigen Binnenſtrom — ein wirtſchaftlicher Nachklang zum Berliner Kongreß — und auf den neuen Eiſenbahnſtrecken hereinſtrömenden mittel- und weſteuropäiſchen Maſſenerzeugniſſe.

Die Regierung konnte deshalb nicht umhin, der heimiſchen gewerblichen Produktion ihren Schutz angedeihen zu laſſen. Darüber hinaus betrachtete ſie es als ihre Pflicht, eine den natürlichen Anlagen des Landes entſprechende Nationalinduſtrie zu ſchaffen, welche imſtande wäre, die aus Landwirtſchaft und Viehzucht gewonnenen heimiſchen Produkte der Volksernährung dienſtbar zu machen. Mit dieſen Zielen erließ ſie das Induſtrieförderungsgeſetz von 1894 (abgeändert 1897, 1908), deſſen Begünſtigungen (Zollfreiheit, Frachttarifnachlaß, Steuernachlaß) im Verein mit der Anteilnahme ausländiſchen (auch deutſchen) Kapitals zu zahlreichen Neugründungen anregte: 1894 wurden 72 Fabriken der begünſtigten Großinduſtrie gezählt, 1904 waren es ſchon 166 und 1912 bereits 381.

Als ökonomiſches Rückgrat wurde mit allen Mitteln die Landwirtſchaft entwickelt. Zunächſt ging das Beſtreben dahin, mehr Boden unter den Pflug zu bringen: während 1889 die Wieſen und Weiden noch 24.3% des Staatsgebietes einnahmen, waren ſie bis 1912 auf etwa 10% vermindert.[87]) Weiterer Boden wurde durch die Abkehr vom Futtermittelbau frei, der 1912 auf 16.9% der geſamten Kulturfläche gegen 24.9% im Jahre 1897 vorgenommen wurde. Der geſamte Zuwachs kam, den damaligen Abſatzverhältniſſen entſprechend, in erſter Linie dem Körnerbau zugute (1889 erſt 24.9% des ganzen Bodens, 1912 ſchon 75.8% des bebauten) und nur in geringem Maße den ſog. arbeitsintenſiven Kulturen:[88]) Hülſenfrüchte 1912 2.6%[89]), (1897 1.3%), Gemüſe 0.3% (0.6%), Weinberge 1.8% (1889 1.4%), Roſenfelder 0.2% (0.05%), Obſtgärten 0.3% (0.05%), Maulbeerpflanzungen 0.1% (0.01%), Melonenfelder 0.9%, Induſtrie- und Oelgewächſe 1.1% (1897 0.4%). Die 37014 ha, mit denen letztere bepflanzt waren, verteilten ſich — darauf ſei im Hinblick auf ſpätere Entwicklungen beſonders hingewieſen — auf die einzelnen Arten wie folgt (in ha): Raps 16380 (1897 420), Seſam 2159 (2462), Anis 1600 (1863), Fenchel 213, Tabak 8891 (1218), Mohn 5, Hopfen 1, Baumwolle 763 (552), Flachs 359 (120), Hanf 3343 (1954), Zuckerrüben 3300 (1899 erſtmalig angebaut).[90])

---

[87]) K. G. Popov, La Bulgarie économique, Sofia 1920, S. 107 (Popov).

[88]) Popov, S. 107, 158, 187, 199, 213.

[89]) 27739 ha, davon 26372 ha Bohnen.

[90]) Popov, S. 182.

Die Folge dieſer wirtſchaftlichen Aufbautätigkeit war erſtens eine Steigerung der Ausfuhr[91]) von 50.4 Mill. Goldleva 1886 auf 156.4 Mill. 1912 (vor allem Nahrungsmittel, Eier, Obſt, Gemüſe, Roſenöl),[92]) zweitens ein — noch erheblicheres — Anwachſen der Einfuhren, nämlich von 64.3 auf 213.1 Mill. Goldleva (Textilien, Maſchinen, Metalle, Lederartikel, Kolonialwaren, Kohlen) und ſchließlich drittens eine Verſchiebung in der ſtrukturellen Zuſammenſetzung des Außenhandels, dahingehend, daß auf Koſten des Lebendviehs (1900 0.6% der Ein- und 10.4% der Ausfuhr, 1911 0.7% und 4.5%) der Anteil der Lebensmittel und Getränke an der Geſamtausfuhr ſtieg (59.3% gegen 80.2%); gleichfalls wuchs jener der Rohſtoffe und Halbfabrikate (17.5% gegen 20%) ſowie der Fertigwaren (63.8% gegen 68.1%) an der Einfuhr.[93])

Bis 1905 war Bulgariens Anknüpfen mit dem Weltmarkt behindert durch die handelspolitiſchen Feſſeln, in die es noch von der Türkenzeit her geſchlagen war. Im Berliner Vertrage[94]) hatte es die von der Türkei mit den Großmächten abgeſchloſſenen Kapitulationen anerkennen müſſen (Zollſatz für Einfuhr 8%, für Aus- und Durchfuhr 1% des Warenwertes), es konnte deshalb nur ſeinen Nachbarn gegenüber eine ſelbſtändige Haltung einnehmen. Den Kampf gegen dieſe Beſtimmung nahm es auf, indem es am 28. 1. 1884 den Signatarmächten eine Zirkularnote, enthaltend den Vorſchlag zum Abſchluß proviſoriſcher Handelsverträge, überreichen ließ. Dadurch daß ſich England, als erſter Staat, damit einverſtanden erklärte, räumte es dem jungen Fürſtentume das Recht ein, unabhängig von der Hohen Pforte derartige Vereinbarungen einzugehen. Das erſte definitive Uebereinkommen kam dann 1897 mit Oeſterreich (Meiſtbegünſtigung) zuſtande, dem Rußland, Serbien und Frankreich alsbald folgten. Damit war der Uebergang zum Syſtem der Schutzzölle (Einfuhrzoll 14%) eingeleitet, dem finanzielle, politiſche (Beſtreben endgültiger Löſung von den Kapitulationen) und wirtſchaftliche (Förderung der induſtriellen Entwicklung, Schutz den neugegründeten Handwerkergeſellſchaften) Motive zugrunde lagen. Der entſcheidende Schritt auf dieſem Wege war (1902) die Einſetzung einer Zentralkommiſſion zur Ausarbeitung eines Zolltarifes, der am 17. 12. 1904 als erſter autonomer Generalſchutzzolltarif (mit faſt ausnahmslos ſpezifiſchen Sätzen)[95]) verkündet wurde und die Baſis neuer handelspolitiſcher Verhandlungen bildete. Bereits im nächſten Jahre erfolgte

---

[91]) Statističeski godišnik na carstvo bŭlgarija 1934, Sofija 1934, S. 175.

[92]) Statistika za tŭrgovijata na bŭlgarskoto carstvo za 1890 godina, Sofija 1891, S. 52/3 (Statiſtika).

[93]) Popov, S. 405.

[94]) Reichsgeſetzblatt, Berlin 1878, S. 307.

[95]) Focarile, Bulgaria d'oggi, Mailand 1929, S. 206.

der Abſchluß mit Deutſchland (Meiſtbegünſtigung, Zollnachläſſe für einige deutſche Induſtriewaren, wie Metallerzeugniſſe und Maſchinen, und auch für gewiſſe bulgariſche Agrarprodukte),[96]) danach mit England, Rußland, Frankreich und Italien.

Es läßt ſich ſtatiſtiſch verfolgen, daß dieſe ſchrittweiſe Verſelbſtändigung von einer weſentlichen Rangfolgeverſchiebung unter den Außenhandelspartnern begleitet geweſen iſt. Während der vollkommenen Gebundenheit richtete ſich die bulgariſche Ausfuhr ziemlich einſeitig nach den anderen Balkanſtaaten (1886 übernahm die Türkei 58%, Rumänien 2.6%, Griechenland 1.1% und Serbien 0.5%, alle vier insgeſamt alſo 62.2%),[97]) und die Einfuhr kam, alten Traditionen entſprechend, zu 61.9% aus den Staaten, welche ſchon vor Jahrhunderten dort um den Abſatz konkurriert hatten (England 28.5%, Oeſterreich 26.5%, Frankreich 5.9%, Belgien 1%.) Während der Geltung der proviſoriſchen Abkommen erlitten die Nachbarn eine bedeutende Einbuße (1890 32.9% der bulgariſchen Aus- und 16.4% der Einfuhr) zugunſten der anderen Staatengruppe (60.1% und 67.3%). Und im dritten Stadium des handelspolitiſchen Befreiungsringens, d. h. nach dem Uebergang zur autonomen Schutzzollpolitik, kamen die Umlieger noch weiter ins Hintertreffen (1908 39% der Aus- und 19.9% der Einfuhr, 1912 17.5% und 13.9%),[98]) aber auch Oeſterreich und Weſteuropa verloren zur gleichen Zeit etwas an Boden (1908 39.4% und 53.8%, 1912 52% und 48.8%), weil ſich inzwiſchen das Deutſche Reich als neuer aktiver Partner mehr in den Vordergrund geſchoben hatte (1886 0.2% und 3.3%, 1890 0.7% und 4.6%, 1892 17.4% und 10.7%, 1904 10.8% und 15.4%, 1911 12.4% und 20%, 1912 15.7% und 20.4%).[99])

Das Berliner Intereſſe für Bulgarien iſt erſt recht ſpät erwacht. Auf dem Kongreß von 1878 hatte Bismarck noch die Worte geſprochen: die Anſicht, welche die Donau als die große Verkehrsader des deutſchen Orienthandels bezeichne, beruhe auf einer Fiktion, da die deutſchen, von Regensburg talabwärts gehenden Schiffe keine deutſchen Waren nach dem Orient mitnähmen. Im Mai 1890 ſchloß ſich das Reich zwar dem vorläufigen engliſch-bulgariſchen Meiſtbegünſtigungsvertrage an, deſen Gültigkeit (unter Erhöhung des Wertzolles auf 10.5%; urſprünglich 8% + 1% Zuſchlag für Hafenbauten, ſtatiſtiſche Gebühren und Gemeindeabgaben) bis 1896 verlängert wurde, und doch erſchien dieſem auch in den folgenden Jahren die wirtſchaftliche Verbindung mit Bulgarien als nicht beſonders wichtig. Allerdings war der Austauſch zwiſchen beiden Ländern nicht ſo

---

[96]) Reichsgeſetzblatt, Berlin 1906, S. 1.

[97]) Statistika, S. 8/11.

[98]) Statistika za türgovijata prěz 1912 godina, Sofija 1919, S. 8/9.

[99]) Weiß, S. 216/7.

gering, wie die oben angegebenen Ziffern ihn ausweiſen; denn deutſche Waren (Textilien, Eiſenerzeugniſſe, Maſchinen, Chemikalien)[100]) kamen großenteils auf engliſchen, mehr noch auf öſterreichiſchen Schiffen nach Bulgarien, womit ſich der hohe Anteil dieſer beiden Staaten an der Einfuhr (1886 28.5% und 26.5%, 1890 21.2% und 39.1%, 1908 17.8% und 27.3%, 1912 14.9% und 24.1%) erklären läßt, und die bulgariſchen Getreidelieferungen nach dem Dortmunder und Mannheimer Induſtriegebiet nahmen vielfach ihren Weg über Antwerpen,[101]) erſchienen alſo in der Statiſtik als Ausfuhr nach Belgien, deren Anwachſen uns dadurch beſonders begründet erſcheint (1890 0.9%, 1908 19.6% 1912 26.8%).

Die deutſchen Wirtſchaftskreiſe blieben lange Zeit auf dieſen Zwiſchenhandel angewieſen, mangels direkter Handels- und Verkehrsbeziehungen zu Bulgarien. Die Bahnlinie Ruščuk—Varna hatte eine mehr theoretiſche als praktiſche Erſparnis gebracht;[102]) bis etwa zu den 90er Jahren verdiente der Seeweg weiterhin den Vorzug. Selbſt die oberſchleſiſchen Hütten waren beiſpielsweiſe an der ſerbiſch-bulgariſchen Grenze der weſteuropäiſchen Konkurrenz, welche nach Burgas verfrachtete, unterlegen; nicht nur bis zur Inbetriebnahme der direkten Bahnverbindung zwiſchen Mitteleuropa und Konſtantinopel, ſondern noch bis zur Vereinbarung direkter Frachttarife.

Erſt nachdem dieſe Vorausſetzungen geſchaffen waren, und vor allem ſeit dem Inkrafttreten des neuen definitiven Handelsvertrages (1906) traten beide Länder in einen unmittelbaren Austauſchverkehr ein (nach Bulgarien: Weichholz, Wolle, Maſchinen, Geräte, andere Metallprodukte; nach Deutſchland: Roſenöl, Tabak, Geflügelprodukte, Kleie, Mengfutter, Kupfer, Hartholz).[103]) Daß dieſer in der kurzen Friſt von wenigen Jahren einen derartigen Aufſchwung nahm, iſt zum großen Teil dem Zaren Ferdinand als Verdienſt anzurechnen, der ſich energiſch dafür eingeſetzt hat, daß der infolge der beginnenden Durchkapitaliſierung des Wirtſchaftslebens auftretende Bedarf und auch die Staatslieferungen[104]) in großem Umfange an Deutſchland vergeben wurden.

---

100) P. Dehn, Deutſchland und der Orient, München 1884, II. S. 112/3.

101) Weiß, S. 216/7.

102) Augsburger Allgemeine Zeitung vom 20. 12. 1868.

103) Weiß, S. 28, 73.

104) Die Materiallieferungen für den Bahnbau wurden vorwiegend deutſchen Werken übertragen, bis Differenzen, die im Jahre 1900 infolge von Inkorrektheit eines jüdiſchen Vertreters entſtanden, der Regierung eine vorläufige Zurückhaltung aufnötigten (A. Drandar, La Bulgarie sous le prince Ferdinand 1887—1908, Brüſſel 1909, S. 117/20).

b. Abreißen und einſeitige Umlagerung (1912—1918). Die zeitlich folgenden Balkankriege hatten außer einem Abreißen der ökonomiſchen Verbindungen zwiſchen den Kriegführenden einen Stillſtand des deutſch-bulgariſchen Verkehrs etwa auf der erreichten Höhe zur Folge (aus Deutſchland 1912 20.4%, 1913 21.7%, 1914 22.3%; nach Deutſchland: 1912 15.7%, 1913 18.1%, 1914 13.1%), weil Sofias damalige auswärtige Einſtellung die Deckung des Kriegsbedarfes bei anderen Staaten erheiſchte. Dem nach Wiederaufnahme des Friedenszuſtandes erfolgten politiſchen Frontwechſel entſprach dann aber eine ſtärkere finanzielle Anlehnung an Deutſchland, die ihren erſten Ausdruck in der Anleihe vom 12. 7. 1914 fand, an der ſich deutſche Banken mit 61%, öſterreichiſche mit 15%, holländiſche mit 3%, belgiſche mit 2%, ſchweizeriſche mit 1% und bulgariſche mit 3% beteiligten.[105]) Damit war die Entſcheidung darüber gefallen, ob anſtelle von Creuzot, dem Rußland ſeit etwa 1908 zu Einfluß verholfen hatte, künftig Krupp die Bewaffnung liefern, ob Deutſchland oder Frankreich die Vorherrſchaft im Außenhandel Bulgariens gewinnen werde.[106])

In der Denkſchrift, welche die Sofianer Regierung im Oktober 1915 an alle Gemeinden des Zarentumes verteilte, um die Stimmung für den Anſchluß an die Mittelmächte vorzubereiten, argumentierte ſie folgendermaßen: Die Anleihe habe den Staat vor dem Bankrott bewahrt; der Dreibund habe durch die Gewährung derſelben den Beweis geliefert, daß er Bulgariens wirtſchaftliche Entwicklung und Feſtigung wünſche; eine große Ausfuhr ſtehe bereit, aber die Donau und der Weg über Serbien ſeien geſperrt, und auch die Einfuhr ſei behindert;[107]) im Durchſchnitt 1906/10 ſeien 46.6% der Ausfuhr und 56.6% der Einfuhr mit den Ländern des Dreibundes getauſcht worden, mit dem Dreiverbande dagegen nur 20%

---

[105]) Infolge des unmittelbar darauf ausgebrochenen Weltkrieges wurde auf ſie lediglich ein Vorſchuß geleiſtet, der 1922 in den Verhandlungen zwiſchen einer bulgariſchen Juriſtenkommiſſion und der Disconto-Geſellſchaft als zinsloſes Darlehen an den bulgariſchen Staat ausgelegt wurde (Südöſtliche Warte, München 1929, S. 332), wodurch die Aneignungsbeſtrebungen der Reparationskommiſſion, an welche die Anleiheanſprüche auf Grund des Diktates von Neuilly hatten abgetreten werden müſſen (Traité de la paix, Offizielle Ausgabe, Sofia 1920, S. 36), mit der Begründung, der Anleihevertrag ſei deutſcherſeits nicht erfüllt worden, abgewehrt wurden.

[106]) A. Mehlan, Das deutſch-bulgariſche Weltkriegsbündnis, In: Hiſtoriſche Vierteljahrſchrift, Dresden 1936, XXX. 4., S. 773/4.

[107]) Auch Rumänien machte Schwierigkeiten. Ueber dieſes Land lief, weil man auf einen Umweg angewieſen war, ein erheblicher Teil des Außenhandels: 1915 7,5% (1912 0,9%) des Exportes und 15,3% (6,3%) des Importes (Statistika za tŭrgovijata prĕz 1913, 1914 i 1915 godini, Sofija 1921, S. 11.

und 30.8%;[108]) würde man die Waffen gegen Deutſchland und die Türkei erheben, ſo wäre das gleichbedeutend mit dem Verluſt des Marktes (Eier, Tabak, Vieh, Käſe, Mehl) und mit der Vernichtung der Mühlen (Varna, Burgas).[109])

Bei Eintritt in den Krieg ging Bulgarien zum echt kriegswirtſchaftlichen Syſtem über, welches zum Ziele hatte, ſeine Ernährung und Kriegsbereitſchaft möglichſt unabhängig vom Auslande zu machen. Die Beſäung der Aecker wurde obligatoriſch gemacht und von militäriſchen Agronomen kontrolliert. Das Hauptmittel der Handelspolitik war der Erlaß von Ein- und Ausfuhrverboten. Schon im September 1915 wurde der Lebensmittelexport allgemein unterſagt, und zwei Jahre ſpäter erſtreckte man die Staatsaufſicht auch auf den Kleinhandel.

Kriegswirtſchaftlicher Natur waren auch die Beziehungen zu den Verbündeten. Ihnen war ein weitreichender Einfluß auf die bulgariſche Wirtſchaft eingeräumt. Der deutſchen Militärkontrolle unterſtanden die Bergwerke und die Eiſenbahnen, deren Knotenpunkte für einen intenſiven Betrieb nicht brauchbar waren.[110]) Außerdem war Deutſchland beſtrebt, durch Gründung von induſtriellen Unternehmen und durch Modernisierung der Land- und Forſtwirtſchaft die Produktionskraft ſeines Kampfgenoſſen zu heben.[111]) Im eroberten Serbien waren die Intereſſen durch das zwiſchen den beiden Oberkommandos am 10. 12. 1915 geſchloſſene Abkommen derart aufgeteilt, daß den Deutſchen das Recht der Ausnutzung der Rohſtoffe, den Bulgaren die übrigen Erzeugniſſe ſowie die Verwaltung des Landes zuſtanden.

Trotzdem Bulgarien, ſeit 1912 ſo gut wie ununterbrochen unter den Fahnen, arg geſchwächt war, lieferte es doch für die Kriegführung wichtige Rohſtoffe,[112]) und zwar vollzog ſich der gegenſeitige Warenaustauſch laut einer ſpeziellen Konvention auf der Baſis der Kompenſationen (z. B. Militäruniformen gegen Wolle, Kupferſulfat gegen Altkupfer, Papierſäcke

---

[108]) 1915 richteten ſich nach den Dreibundſtaaten 65,3 % der Ausfuhr (1912 35,7 %) — infolge des dort geſtiegenen Ernährungsbedarfes —, nach den Feindbundländern (England, Belgien, Italien, Rußland, Serbien, Frankreich) 10,9 % (48,2 %). Von den Mittelmächten kamen 44 % — weniger als früher (50,9 %) wegen Reſtriktion mit dem Ziele der Sicherung des eigenen Kriegsbedarfes — der Einfuhr, von der Entente 25.6% (36.3%).

[109]) H. Herkner, Die wirtſchaftliche Annäherung zwiſchen dem Deutſchen Reiche und ſeinen Verbündeten, In: Schriften des Vereins für Sozialpolitik, München 1916, Bd. 155. 2, S. 458/64.

[110]) Tanev, Ein Verteidiger Deutſchlands, Berlin 1924, S. 50/1.

[111]) Bulgarien. Wirtſchaftliche Verhältniſſe 1916, Wien 1918, S. 3/4, 15, 25, 30 (Bulgarien).

[112]) K. Helfferich, Der Weltkrieg, Berlin 1919, II. S. 199.

oder Fiſchereinetze gegen Hanf, Zucker gegen Schaffelle, Baumwolle gegen Bohnen, Olivenöl gegen Mais).[113] Allerdings wurde viel koſtbare Zeit mit dem Organiſieren vertan, und als man erfahrener mit dieſem neuen Syſtem geworden war, kam es zu manchen Unſtimmigkeiten.[114]) Deutſchland war nicht in der Lage, den dringenden Bedarf Bulgariens (an Salz, Zucker, Kohle, Mineralöl, Chemikalien, Arzneimitteln) voll zu decken, und nahm anderſeits nicht ſo viel Tabak ab,[115]) wie man in Sofia wünſchte, worüber man ſich dort beklagte, indem man davon ſprach, es würden der bulgariſchen Ausfuhr unnötige Hinderniſſe in den Weg geſtellt.[116]) Hinzu kam, daß die Ernten immer mäßiger ausfielen und damit Teuerung und Not mehr und mehr ſtiegen, denen man dadurch abhelfen wollte, daß man im Spätherbſt 1916 einen beſchränkten Zivilgüterverkehr organiſierte, der widriger Umſtände wegen allerdings erſt im Januar 1917 aufgenommen werden konnte (ſog. Maricazüge).[117])

Immerhin bedeuteten Bundesgenoſſenſchaft und gemeinſame Iſoliertheit eine ſchickſalhafte Verknüpfung, die zu einer Umlagerung des geſamten bulgariſchen Außenhandels führen mußte: aus Großdeutſchland kamen 1916 73.8% (1915 37.7%, 1914 48.6%), 1917 77%, 1918 63.8% der bulgariſchen Geſamteinfuhr; dorthin gingen 1916 90.8% (1915 48%, 1914 20.1%), 1917 97.3%, 1918 97.9% der ganzen Ausfuhr dieſer Jahre.

c. Feſſellöſen und Neuaufnahme (1918—1930). Der Friedensvertrag von Neuilly ſtörte dieſe Beziehungen empfindlich. Die 1916 von Bulgarien gekündigten Handelsverträge wurden mit Wirkung bis zum 9. 8. 1915 wieder in Kraft geſetzt, aber abgeändert durch die Feſtlegung einſeitiger Meiſtbegünſtigung zugunſten der Ententeſtaaten (Art. 150, 160)[118]), für deren Waren die niedrigen Zölle (nicht die inzwiſchen erlaſſenen Verdoppelungen) des Tarifes vom 28.7.1914 bis 9.9.1921 wieder für geltend erklärt wurden (Art. 147, 149, 151).[119])

An dieſe Beſtimmungen gebunden, mußte Bulgarien ſich vorläufig auf Verhandlungen mit dem Ziele autonomer Vereinbarung der Meiſtbegünſtigungsklauſel beſchränken. Der — als erſter — am 19.2.1921 mit Deutſchland geſchloſſene Vertrag[120]) hatte ſofort ein Wiederaufleben des Aus-

---

[113]) H. Probſt, La Bulgarie de 1912 à 1930, Sofia 1932, S. 48/9.

[114]) R. v. Mach, Aus bewegter Balkanzeit, Berlin 1928, S. 238/9 (Mach).

[115]) 1915 3.4 Mill. t, 1916 1.85, 1917 1.77, 1918 1.24.

[116]) Mach, S. 238/9.

[117]) Bulgarien, S. 3/4.

[118]) Friedensvertrag zwiſchen Bulgarien und den alliierten und aſſoziierten Mächten, Berlin 1920.

[119]) dto. S. 65.

[120]) Deutſches Handelsarchiv, Berlin 1921, S. 610 (Handelsarchiv).

tauſches zwiſchen beiden Ländern zur Folge (nach Deutſchland 1921 9.9% der Ausfuhr und von der Einfuhr 1922 15.6%; gegen etwa 4—5% in beiden Richtungen während 1919/20).

Als der Ablauf der zollpolitiſchen Bindungen näherrückte, ſchuf ſich die Sofianer Regierung ein Inſtrument für die bevorſtehenden Handelsvertragsverhandlungen in dem neuen autonomen Zolltarif vom 11.4.1922, der höhere Induſtriezölle einführte. Sein protektioniſtiſcher Charakter wurde ſpäter noch ſtärker unterſtrichen durch die Belegung beſtimmter Exportprodukte (Getreide, Mehl, Gemüſe, Kokons, Eier, Käſe) mit Wertzöllen auf Grund des Geſetzes vom 27.2.1924,[121]) womit man einerſeits eine Preiserhöhung derſelben (mittels ihres Zurückhaltens vom Weltmarkte) und anderſeits eine Sicherung der infolge von Inflation und Geldkriſe abſinkenden Staatseinkünfte anſtrebte, ſowie durch die am 24.3.1926[122]) vorgenommenen neuen Erhöhungen (nicht ſpezifizierte Ausfuhrwaren Wertzoll 6%), welche den Uebergang zur inländiſchen Verarbeitung der eigenen Rohſtoffe einleiten ſollte.

Aber ſehr bald mußte man einſehen, daß man ſich auf einem falſchen Wege befand; denn die ungünſtige Weltkonjunktur, welche einen ſtarken Preisrückgang im Gefolge hatte, geſtaltete den Abſatz immer ſchwieriger. So kam es zur Annullierung der Ausfuhrzölle (nicht ſpezifizierte Waren nur 1% Wertzoll) laut Geſetz vom 27.3.1930,[123]) während die Einfuhrabgaben weiterhin weſentlich heraufgeſetzt wurden (aus finanzpolitiſchen und ſchutzzöllneriſchen Gründen). Gleichzeitig wurden die Ausfuhrverbote aufgehoben,[124]) nachdem die Einfuhrbeſchränkungen (erlaſſen am 8.11.1918 und 17.11.1924) der ſog. Luxuswaren (Pelze, Kleider, Metall-, Ledererzeugniſſe ſowie Waren, die man auch im Inlande herſtellte) ſchon viel früher, am 13.6.1926, gefallen waren. Seitdem erſt waren Außenhandel und Handelspolitik von allen Feſſeln frei und ledig, behindert allerdings noch durch die am 23.9.1923 eingeführten Goldzuſchläge, welche inzwiſchen bis auf die Parität hinaufgetrieben worden waren.

Wir tun alſo recht daran, die Epoche des nationalen Aufbaus bis zu dieſem Zeitpunkt reichen zu laſſen; denn dem Weiterbau nach neuen Geſichtspunkten und Methoden mußte — als Korrektion der Kriegsſchäden — das Streben nach Löſung aus der Abhängigkeit und nach Wiederaufnahme möglichſt vielſeitiger Handelsbeziehungen voraufgehen, von dem die Jahre bis 1930 reſtlos erfüllt geweſen ſind.

---

[121]) Zoll-Eildienſt, Berlin 1924, Nr. 50.
[122]) Handelsarchiv 1926, S. 1117.
[123]) Dŭržaven vestnik, Sofija 1930, Nr. 291 (Dŭržaven).
[124]) Handelsarchiv 1930, S. 1928.

Als weſentlichſte Wandlungen in der Auslandverflechtung während dieſer Jahre ſind hervorzuheben: der weitere Bedeutungsverluſt der Nachbarn (von 17.6% der Ein- und 34% der Ausfuhr 1907/11 auf 11.2% und 14.3% 1926/30), und zwar in erſter Linie der Türkei (von 12.4% und 26.9% auf 2.2% und 2.6%), ſowie Weſteuropas (England, Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Spanien) in der Ausfuhr (von 41.6% auf 24.6%) — auf Koſten Belgiens (von 20.8% auf 4.4%) und Englands (von 11.5% auf 1.5%) —, aber nicht in der Einfuhr von dorther (von 35.5% auf 37.6%), weil das Abſinken Englands (von 15.9% auf 10.2%) ausgeglichen wurde durch die Erfolge Italiens (von 4% auf 13.6%); ferner hob ſich der Anteil des Nahen Oſtens (Rußland, Polen, Aegypten, Paläſtina) am Export (von 1.4% auf 7.2%), der Vereinigten Staaten am Im- (von 0.6% auf 2.1%) wie am Export (von 0.9% auf 1.3%) und vor allem Deutſchlands (von 17.8% und 11.9% auf 21.9% und 25.3%), das zum wichtigſten Abnehmer und Lieferer Bulgariens aufgeſtiegen war.

Dieſe beiden ſtrukturell aufeinander angewieſenen Länder waren, je mehr ſie den Aufbau ihrer Wirtſchaften in Einklang mit der veränderten Lage des internationalen Handels vorzunehmen ſich bemühten, immer enger zuſammengeführt worden. Anfangs, gleich nach dem Kriege hat ſich die deutſche Einfuhr im Nachteil gegenüber der anderer Staaten befunden, weil die Währungszerrüttung den Exporteur daran hinderte, langfriſtige Kredite zu gewähren; bis zur Senkung der Preiſe und Löhne 1924/25. Um dieſe Zeit eröffneten ſich auch neue Abſatzmöglichkeiten in Bulgarien, in Auswirkung der dort forcierten Techniſierungspolitik, welche Induſtrie ſowohl wie Landwirtſchaft betraf.

Unter der Begründung, das Land müſſe ſich unabhängiger vom Auslande hinſtellen und den Wert ſeiner Nationalerzeugung durch eine erſte, vorbereitende Verarbeitung ſteigern, wurde die Induſtrieförderung 1928 weiter ausgebaut, indem man die Geltung des Geſetzes jetzt auch auf die Handwerkergenoſſenſchaften (bei gemeinſamem Bezug ihrer Materialien) erſtreckte und, um das Kapital und die Unternehmerkreiſe ſtärker zu intereſſieren, weitere Vergünſtigungen (Vorzugsbehandlung bei Vergebung von Lieferungen ſelbſt bei 15% höherem Preiſe als ausländiſche Bewerber, Fabrikationsmonopol bis zu 15 Jahren) einführte. Der Erfolg war ein Anwachſen der geförderten Betriebe bis 1930 auf 1280 gegen nur 381 im Jahre 1912.

Der Gedanke einer landwirtſchaftlichen Techniſierung iſt ſchon früher aufgetaucht. Unter dem Eindruck der günſtigen Abſatzverhältniſſe für Getreide und Tabak unmittelbar nach dem Kriege hat der Bauer damals den Anbau ausgeweitet (Körnerfrüchte 1921 2.1, 1930 2.7 Mill. ha). Auf

den ſtaatlichen Verſuchsfeldern wurden hochwertige Weizenſorten herangezüchtet. Inſtitute und Agronomen machten Propaganda für eine verbeſſerte Technik. Und die Agrarbank führte von 1925 an Landmaſchinen in großen Mengen ein und gab ſie zum halben Preiſe weiter. Da kam unerwartet der Preisverfall (Erträge: 1924/28 Weizen 637 und Mais 439 Lewa, 1929 602 und 375, 1930 293 und 206), welcher einen kataſtrophalen Ausfuhrrückgang herbeigeführte (Körnerfrüchte 1908/12 5,4, 1928/32 2.9 Mill. Zt.).[125]) Alle ſtaatlichen Stützungsmaßnahmen ſchlugen ins Waſſer.

Der Ausfall wurde nur zum Teil eingeholt; dank des umfangreicheren Anbaus und Exportes gewiſſer Induſtriepflanzen (insgeſamt 1908/12 25 759, 1928/32 152 413 ha; Ausfuhr 0.1 und 0.5 Mill. Zt.)[126]) und anderer arbeitsintenſiver Kulturen:[127]) 1930 ſtanden auf 65 000 ha (1921 4000) Sonnenblumen (Ausfuhr 36 977 Zt.), auf 5486 ha (1919 1534) Baumwolle, auf 12 000 ha (1921 1000) Raps (12 489 Zt.), auf 7304 ha (5592) Roſen (Oel 1752 kg), auf 4998 ha (2387) Maulbeerbäume (Kokons 490 681 kg), auf 19 744 ha (12 153) Zuckerrüben, auf 19 400 ha (5300) Luzerne, auf 82 000 ha (54 000) Gemüſe (Bohnen 158 549 Zt.), auf 32 000 ha (27 000) Melonen und auf 87 000 ha (45 000) Weinreben. Tabak und Eier hatten ihren Anteil von 30—35% und 14% am Export aufrechterhalten.

Unter ſolchen Einwirkungen hat ſich die Zuſammenſetzung des bulgariſchen Außenhandels zwiſchen 1910 und 1930 beträchtlich geändert: der Umſatz der Lebensmittel und Getränke verringerte ſich in Ein- (von 13.5% auf 4.4%) wie in Ausfuhr (von 73.5% auf 34.8%), desgleichen des Lebendviehs (von 0.6% auf 0.2% und von 5.7% auf 3.3%) und der Export an Fertigwaren (von 10% auf 5.4%), nicht aber der Import derſelben (von 68.3% auf 71.2%), während die Rohſtoffe und Halbfabrikate in beiden Richtungen zunahmen (Einfuhr von 17.6% auf 24.2%, Ausfuhr von 10.8% auf 56.5%).

6. Epoche des planvollen Weiterbauens (ſeit 1931).

Wenn wir zuſammenfaſſend urteilen, ſchloß die Epoche des nationalen Aufbaus mit dem günſtigen Ergebnis ab, daß der Export vielſeitiger, mannigfaltiger geworden war und die Handels- und Zollpolitik ihre volle Freiheit wiedererungen hatte. Aber die führenden Kreiſe in Sofia mußten ſich doch eingeſtehen, daß ſie ihre Wirtſchaftspolitik nicht den Erforderniſſen der Zeit entſprechend auszurichten gewußt hatten.

---

[125]) Ch. Pěev, Stopanskitě otnošenija na bŭlgarija s ostanalitě dunavski dŭržavi, Sofija 1933, S. 37/8 (Pěev).

[126]) Pěev, S. 37/8.

[127]) Pěev, S. 40, 44.

1930 war für Bulgarien das ſchwerſte Jahr der ganzen Nachkriegszeit geweſen. Die Ausfuhr hatte eine Einbuße von 45.6 % gegenüber 1929 erlitten. Schlechte Ernten (1928, 1929) und Preisniedergang (auch des Tabaks: 1929 143.00, 1932 52.6 Lewa)[128]) hatten die Landwirtſchaft in eine ſchwer empfundene Notlage verſetzt. Die von der Nationalbank gekauften Maſchinen hatten weder das Intereſſe noch das Vertrauen der Bauern zu wecken vermocht und waren unverkäuflich geblieben[129]) (Einfuhr an Maſchinen 1931 für 46.1, 1934 für 11.4, 1936 für 20.3 Mill. Lewa). Alles flüſſige Kapital war (in Form langfriſtiger Kredite) der Induſtrie zugefloſſen, deren Zweige — infolge der überſpitzten Förderung — zumeiſt überſetzt waren, deshalb unrationell arbeiteten und ihren Weiterbeſtand lediglich den überſteigerten Schutzzöllen verdankten.

Unter dieſen Erfahrungen brach ſich die Erkenntnis Bahn, daß man zu einer planvollen Leitung von Produktion und Handel überzugehen habe, wenn man den überall in der Welt ſich verſtärkenden autarkiſchen und den Außenhandel nach dem „Kaufe bei deinen beſten Kunden"-Syſtem verlagernden Beſtrebungen erfolgreich begegnen wolle: Dieſe Epoche der Handelsgeſchichte, in der wir gegenwärtig noch ſtehen, nahm etwa mit 1931 ihren Anfang. Sie iſt gekennzeichnet durch Maßnahmen, deren letztes Ziel Selbſtgenügſamkeit und Ausfuhrſteigerung war und bis heute geblieben iſt.

Die 1930 errichtete „Direktion für den Ankauf und Export von Getreide" hat den Preis zwar ſtabiliſiert, ihn jedoch nicht ſo weit erhöhen können, daß der Körnerbau im Vergleich mit anderen Kulturen als ausreichend lohnend betrachtet wird (1937 2.4 und 1930/34 2.7 Mill. ha, oder 71 % der bebauten Fläche 1937 gegen 73.9 % im Jahre 1920; Weizen ſpeziell 1.16 Mill. ha und 193 471 t Ausfuhr 1937 gegen 1.25 Mill. ha und 317 225 t 1930/34),[130]) zumal der Vorteil mehr den Händlern als den Bauern zugute gekommen iſt. Daß dieſe Stützung mit großem Verluſt für die Staatsfinanzen (Unterſchied zwiſchen Ankaufs- und Weltmarktpreis) verbunden war, wurde ein weiterer Grund dafür, die Umſtellung von der reinen Getreide- auf die gemiſchte Wirtſchaft nunmehr ganz planmäßig zu betreiben.

Die Kleinheit der Betriebe (57 % haben weniger als 5 Hektar) und der Ueberſchuß an Arbeitskräften ſind neben der Eignung des Bodens

---

[128]) Mitteilungen der deutſch-bulgariſchen Handelskammer, Berlin, März 1938, S. 2 (Mitteilungen).

[129]) Obwohl im Februar 1933 die Preiſe um 50 % herabgeſetzt worden waren, verfügte die Bank noch im Mai 1937 über große Beſtände.

[130]) Mesečni izvestija na glavnata direkcija na statistikata, Sofija, Nr. 9 von 1937, S. 506/7 und Nr. 2 von 1938, S. 101 (Mesečni).

und der Gunſt des Klimas gute Vorausſetzungen für eine arbeitsintenſive Beſtellung. Aber dieſe erfordert erſtens zuſätzliche Fläche, welche gewonnen wurde einerſeits durch Abkehr von anderen Kulturen, wie den Körnerfrüchten (ſ. o.), Futterpflanzen (1937 201 987 ha gegen 205 045 ha 1930/34; Verluſt auf Rechnung der Wicke, aber Zunahme von Hirſe und Rüben) und Roſen, wozu die Auszahlung von Entſchädigungen anregen ſoll, und anderſeits durch vom Arbeitsdienſt vorgenommene Ent- und Bewäſſerungsarbeiten. Zweitens bedarf ſie einer entſprechenden Vorſchulung und Anleitung der Pflanzer, welche ſtaatlicherſeits zielbewußt in die Wege geleitet iſt.[131]) Muſtergüter wirken durch ihr Beiſpiel. Wanderlehrer, Verſuchsinſtitute und Schulen betreiben in Kurſen die Spezialausbildung (z. B. in Tabakbau). Das Landwirtſchaftsminiſterium beſtimmt die Anbaubezirke für gewiſſe Pflanzen (Tabak), die Größe der zu bebauenden Fläche (Baumwolle, Flachs), z. T. auch im Wege des Einvernehmens mit den einſchlägigen Fabriken (Zuckerrüben), den Abnahmepreis der Ernten (Kokons, Tabak, Roſenblätter), wie der Induſtrierat beim Handelsminiſterium den Minimalpreis für Wolle,[132]) und es verteilt durch ihm unterſtehende Inſtitute Bruteier, Obſtbäume, Roſinenreben und Samen (Hanf) im Tauſchwege oder gegen Entgelt. Die Agrarbank kredidiert den Bau von Aufbewahrungs- und Vorbereitungsanlagen (Kühl- und Trockenſpeicher für Tabak und Gemüſe, Hanfwäſchereien, Weinkellereien). Der Gemüſebau hat eine weitere, ſpezielle Förderung erfahren durch das Geſetz vom November 1935 (ergänzt im Juni 1936), demzufolge die Materialien für den Bau und den Betrieb von Gewächshäuſern zollfrei hereingelaſſen werden ſollen.

Indem das Planen noch auf die Sicherung und Ausweitung des Abſatzes der Agrarprodukte erſtreckt wurde,[133]) bekannte man ſich bewußt zu einer handelspolitiſch ausgerichteten Wirtſchaftspolitik. Die (1934 mit der Zentralgenoſſenſchaftsbank fuſionierte) Agrarbank kauft beſtimmte Produkte (Roſenöl, Kokons, Baumwolle, Hanf, Reis, Tabak) an und betreibt den Weiterverkauf entweder über den Hauptverband der landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaften oder durch Eigenverhandlungen mit den ausländiſchen Abnehmern (Tabak. Der Staat deckt die Verluſte. Die Gewinne werden einem beſonderen Tabakfonds gutgeſchrieben). Das Exportinſtitut unterzieht ſich der Aufgabe,[134]) die Ausfuhrgüter auf die geſetzlichen Standardi-

---

[131]) vgl. meinen Bericht im Wirtſchaftsdienſt, Hamburg 1937, Nr. 52/3, S. 1811/2.

[132]) Mitteilungen, Dezember 1937, S. 10/11.

[133]) vgl. meinen Bericht in dem Deutſchen Volkswirt, Berlin 1937, Nr. 9, S. 389/90.

[134]) Mitteilungen, Dezember 1937, S. 13.

ſierungsvorſchriften[135]) hin zu prüfen und ſie dem weſteuropäiſchen Geſchmack anzupaſſen (Käſe), die Exporteure, welche ſeit 1935 einer Kontrolle (Befähigungsnachweis, Kaution) unterworfen ſind, zu organiſieren und im Einvernehmen mit den zuſtändigen Verwaltungszweigen für Transportverbeſſerungen zu ſorgen (Wege- und Hafenbau, Donaufähre, Beſchaffung von Dampfern und Spezialwaggons für die Eiſenbahn).

Der Erfolg aller dieſer, hier nur kurz umriſſenen Bemühungen läßt ſich aus der Produktions- und Exportſtatiſtik ableſen.[136]) Mit Induſtriepflanzen waren 1937 285 637 ha (1930/34 160 670), alſo 5.2% (1920 2.3%) der Fläche, beſtellt, und zwar mit Tabak 40 741 ha (1930/34 27 313 ha, Anteil an der Ausfuhr 1937 32.1%), mit Sonnenblumen 150 483 ha (86 116 ha, Kerne 42 557 t), mit Erdnüſſen 3219 ha (240 ha), mit Sojabohnen 11 537 ha(—), mit Baumwolle 45 710 ha (11 809 ha), mit Hanf 8369 ha (4566 ha), mit Flachs 4306 ha (598 ha) und mit Pfefferminze 1479 ha(—). Der Anbau von Hülſenfrüchten (Bohnen 2.4% der Ausfuhr) iſt zugunſten des Gemüſes (1936 18 000, 1910/11 10 336 ha), vor allem der Tomaten und Zwiebeln, rückgängig. Unter den Früchten ragen die Trauben (Weinreben 1937 2933 gegen 1933 1620 ha, Traubenausfuhr 1937 35 987 t = 6.06% gegen 0.6% 1931) und die Nüſſe (1936 3287 t) hervor. Innerhalb des ſich verringernden Geſamtanteiles des lebenden Viehs an der Ausfuhr (1925 6.2%, 1935 3.1%) ſind die Schweine (1936 12 754, 1937 29 425 Stück = 1.7%) und die Hühner (1936 293 204, 1937 798 694 Stück) wichtiger geworden, und unter den Tierprodukten nehmen die Eier die erſte Stelle wie früher auch heute noch ein (14%).

Wollte man dieſe Ziffern allein zur Bemeſſungsgrundlage der Bedeutung der Agrarwirtſchaft für die Ausfuhr[137]) nehmen, ſo käme man deshalb zu einem falſchen Ergebnis, weil man alle induſtriell verarbeiteten Produkte außer Anſatz laſſen würde. Während der Epoche des planvollen Weiterbauens hat ſich Bulgarien nämlich eine beachtliche Exportinduſtrie aufgebaut: Oeldeſtillationen (Ausfuhr von Sonnenblumenöl 1931 2000,

---

135) z. B. Verordnungen betr. die Aufſicht über die Milch und die Milchprodukte (Dŭržaven Nr. 17 vom 26. 1. 1938), das Schlachten von Schweinen (Dŭržaven Nr. 250 vom 12. 11. 1937), die Organiſation und Kontrolle der Ausfuhr von Vieh und Fleiſch (Dŭržaven Nr. 249 vom 11. 11. 1937). Zur Sicherſtellung der Viehfütterung wurde im Spätſommer 1938 die Ausfuhr von Mais und den anderen gebräuchlichen verboten; das iſt eine der Maßnahmen zur Modernisierung der Viehzucht, welche ſich gegenwärtig in vollem Zuge befindet.

136) Es werden nur die markanteſten Zahlen angegeben, die eine beachtenswerte Aufwärtsentwicklung der Erzeugung ausweiſen oder denen beſondere Bedeutung im Rahmen des Geſamtexportes zukommt.

137) Vgl. für die Zeit bis 1933 die Angaben in Trudove na statističeski institut za stopanski proučvanija, Sofija 1936, Nr. 2/3, S. 64/66.

1936 45.6 Mill. Lewa, Sonnenblumenkuchen 1937 44 888 t, Pfefferminzöl 1936 9684, 1937 28 744 t), Vakuumanlagen zur Gewinnung von Tomatenmark (1932 12, 1937 32 Betriebe), Gemüse- und Obstkonservenfabriken (Ausfuhr von halbkonservierten Erdbeeren 1936 1862 und 1937 3080 t, von anderen Obstpülpen 32 und 750 t), Dörrereien von Gemüse und Obst (Ausfuhr von getrockneten Pflaumen 1936 5559 t), Fleischverarbeitungsbetriebe (Ausfuhr von geschlachteten Hühnern 1936 3728, 1937 4767 t = 3%, von gekühltem Schweinefleisch 1936 2832 t, von Schmalz 1936 1113 und 1937 1417 t). Auch die Felle (3.4%) werden schon mehr in halbbearbeitetem als, wie früher, im Rohzustande versandt.

Der zunehmenden Bedeutung der Rohstoffe[138]) und Halbfabrikate für die Exportwirtschaft steht in der Einfuhr ein Nachlassen der reinen Konsumwaren (ausgenommen Spezialartikel und feinere Erzeugnisse) und ein Anwachsen der Produktionsgüter gegenüber,[139]) in Auswirkung der viel vorsichtiger und überlegter gewordenen Industrialisierungspolitik.

Das neueste Förderungsgesetz von 1936 trägt einem organischen Industrieaufbau bereits mehr Rechnung, dadurch daß die Begünstigungen vorzüglich solchen Betrieben zuerkannt werden, die ihre Verarbeitungsstoffe dem Inlande entnehmen[140]) und deren Fabrikaten eine besondere Wichtigkeit für Volksernährung und Wehrkraft zukommt, und ihnen auch nur dann, wenn sie gewissen, genau umrissenen Anforderungen (Mindesthöhe des investierten Kapitals, Mindestzahl der Beschäftigten, welche ausschließlich Staatsangehörige sein sollen, und der motorischen Kräfte) entsprechen und nicht Zweigen angehören, welche, weil ihre Produktion bereits den Inlandsmarkt deckt, vom Industrierat für übersättigt erklärt sind. Handwerkermaschinen und -werkzeuge sind durch das Gesetz für die Zollämter[141]) vom Zoll befreit worden.

Der Bedarf der wachsenden Industrie[142]) spiegelt sich in der Einfuhrstatistik wieder: 1936/37 stieg die Gruppe Maschinen von 523.8 auf

---

[138]) Bulgarische Bodenschätze haben sich in den Weltmarkt noch nicht eingeschaltet und zwar aus den in meinem Bericht im Wirtschaftsdienst, Hamburg 1937, Nr. 45, S. 1559/60 genannten Gründen. Die Erzförderung erreichte 1936 folgende Tonnenmengen: Eisen 6498, Aluminium 3075, Eisenmangan 2500 (1938 8000), Blei 233, Kupfer 49. Demzufolge ist auch die Erzausfuhr erst schwach, allerdings in ständigem Anwachsen begriffen (1935 5513 ti 1936 6492 t).

[139]) A. Mehlan, Die Tendenzen im Außenhandel Nachkriegsbulgariens, In: Weltwirtschaftliches Archiv, Jena (im Druck).

[140]) Die Verwendung einheimischer Pflanzenöle für industrielle Zwecke ist verbindlich gemacht. Die angekaufte Baumwolle wird von der Agrarbank auf die Spinnereien des Landes im Verhältnis ihrer Kapazität verteilt.

[141]) Dŭržaven, Nr. 264 vom 20. 11. 1936.

[142]) Wie ich festgestellt habe, arbeitete Ende 1936 in ihr zu 42.6% (601.8 Mill. Lewa) Auslandskapital, und zwar 7.9% großdeutsches (1930 14%, nach Bulletin

1285.5 Mill. Lewa, die Metallwaren und Erze von 659.5 auf 1090.4 Mill., die Textilien von 782.9 auf 985.9 Mill., die Chemikalien von 125.8 auf 140.7 Mill., die Gerb- und Farbstoffe von 111.1 auf 184.4 Mill., die Lederwaren von 103.6 auf 186.7 Mill. und die Papiermaterialien von 93.3 auf 132.3 Mill. Lewa.

Die Gesamteinfuhr ist bis 1937 auf 4.9 Milliard. Lewa (1933 2.2), die Gesamtausfuhr sogar auf 5 Milliard. Lewa (2.8) gestiegen.[143]) Die Aktivität der Bilanz trotz der veränderten Weltverhältnisse aufrechtzuerhalten, hat großer Anstrengungen auch der Handelspolitik bedurft, welche sich eine planvolle Regelung des Verhältnisses zu den Hauptpartnern und die Erschließung neuer Märkte zur Aufgabe gemacht hat.

Seit sie sich wieder frei regen konnte[144]), verlegte sie sich auf Verhandlungen mit denjenigen Staaten, mit welchen der Handelsverkehr sich am besten entwickelt hatte, und bevorzugte provisorische Abkommen, denen, zwecks Aufhaltung der Ausfuhrschrumpfung, meist Clearingvereinbarungen (entweder volle Kompensierung oder Reservierung eines Teiles freier Devisen) voraufgingen. So erfolgte z. B. am 1. 9. 1932 der Abschluß zwischen der National- und Reichsbank — als erster Clearingvertrag, danach mit den Banken der Tschechoslowakei, Frankreichs, Polens, Ungarns usw. — und erst später, am 11. 2. 1933, die Unterzeichnung des deutsch-bulgarischen Handels- und Schiffahrtsübereinkommens,[145]) dem 1934 Vereinbarungen mit der Tschechoslowakei, mit Südslawien, Italien u. a. und 1936 mit den nordeuropäischen Staaten folgten, während die Regelung des Verhältnisses zu Griechenland erst vor kurzem (15. 2. 1938) erfolgt ist. Außerdem führte aber gleichzeitig (besonders von 1936 an) die Notwendigkeit, mehr freie Devisen zur Hand haben zu müssen, zur Schaffung jeder nur möglichen Voraussetzung eines innigeren Austausches mit den sog. Freiverkehrsländern.[146])

Tatsächlich weisen die Ziffern der Außenhandelsstatistik[147]) aus, daß die Ausfuhr nach Palästina zwischen 1931/33 und 1936 von 0.9% auf 1.1% und jene nach England sogar von 1.8% auf 12% angewachsen ist,

---

de lá Banque Nationale, Sofia, Mai 1930), 50,8% schweizerisch-belgisches (48%), 11.4% französisches, 10.9% nordamerikanisches, 9.9% italienisches, 5,54% tschechoslowakisches.

[143]) Mesečni, Nr. 2 von 1938, S. 97.

[144]) Seit dem Zollgesetz von 1930, das auch durch die Ergänzungen vom 13. 11. 1937 (Dŭržaven, Nr. 251 vom 13. 11. 1937) keine allzu grundlegenden Aenderungen erfahren hat.

[145]) Reichsgesetzblatt, Berlin 1933, II. Nr. 6, S. 59.

[146]) A. Mehlan, Die Auslandsverflechtung der Balkanwirtschaften, In: Osteuropa, Königsberg XIII. 8, S. 525.

[147]) K. D. Nedělčev, Vŭnšnata tŭrgovija na bŭlgarija, Sofija 1937, S. 90/167.

während gleichzeitig eine Minderung erfolgte der Anteile des gesamten Nahen Ostens (von 8.1% auf 7.3%), ganz Westeuropas (Ausfuhr von 28.1% auf 25.3%, Einfuhr von 34.9% auf 9.2%) und der Nachbarn (von 2.3% auf 1.5% und von 7.4% auf 4.5%), besonders Griechenlands (von 0.7% auf 0.5% und von 0.9% auf 0.4%) auf ein Minimum. Was diese Ländergruppen verloren haben, hat Mitteleuropa gewonnen (von 55.3% auf 57% und von 49.5% auf 82%) oder, genauer gesagt, Großdeutschland ganz allein (von 44.3% auf 51% und von 35.6% auf 70%).

Im Anfang unserer Epoche war das Deutsche Reich anderen Ländern gegenüber weit im Nachteil. Scharfe Konkurrenz verdrängte seine Einfuhren nach Bulgarien von 1.4 (1925) auf 0.9 (1932) Milliard. Lewa. Sie machte sich besonders in folgenden Warengruppen bemerkbar: seitens Italiens in Textilien und Fahrzeugen, seitens Englands in Metallerzeugnissen und Chemikalien, seitens Polens und der Tschechoslowakei in Maschinen. Aufträge auf letztere wurden von der Agrarbank auf der Basis des Kompensationsverkaufes der genossenschaftlichen, von ihr beliehenen Tabake getätigt. Während in Prag, Warschau und Wien je eine Regieverwaltung alleiniger Verhandlungspartner war, gab es deutsche Tabakkaufleute in Bulgarien in recht erheblicher Zahl (1932 150),[148]) welche sich überdies allzu häufig nicht einmal in Uebereinstimmung mit den Tabakfabriken befanden.[149]) Erst im Jahre 1932 schloß sich unter der Führung der Westdeutschen Waggonfabriken eine Gruppe von Industriellen zusammen, um mit der Sofianer Regierung Besprechungen über die Kompensationsfrage aufzunehmen. Und eine weitere Verstärkung der Beziehungen zwischen beiden Ländern löste dann der schon erwähnte Meistbegünstigungsvertrag (vom 11. 2. 1933) aus, in dem Deutschland Vorzugszölle (auf Weizen, Futtergerste, Mais) und Bulgarien Zollermäßigungen (nicht auf Artikel, die im Inlande schon erzeugt wurden) zugestanden. Gegenwärtig sind (durch Kontingentierung und ähnliche moderne Mittel der Handelspolitik) die deutsche Marktordnung und das bulgarische Wirtschaftsvolumen weitgehendst aufeinander abgestimmt.

Die Grundlage der engen Zusammenarbeit ist der Austausch von Rohstoffen und Agrarerzeugnissen gegen Produktionsbedarf und hochwertige Industriewaren. Einige Beispiele dafür: Deutschland übernahm 1937 43.5% der bulgarischen Tabakausfuhr, 65.8% des Pfefferminzöls, 83.6% der Tafeltrauben, 96% der Nüsse, 96.4% der Dörrpflaumen, 71.7% der Erdbeerpülpen, 76.3% der lebenden Schweine, 94.1% des Schweinefleisches, 98.4% vom Schmalz, 79.5% der geschlachteten Hühner, 73.9% der Eier, 49% der Roh-, 89.7% der halbbearbeiteten Felle, und es beteiligte sich mit

148) Sächsische Industrie, Dresden 1932, Nr. 25 S. 290.

149) Izvěstija na bŭlgarskata agrarna banka, Sofija, vom 15. 11. 1928.

12.6% an der Einfuhr Bulgariens in Mineralölen, mit 40.6% an den Düngemitteln, mit 41.6% an den Metallerzeugniſſen und Erzen, mit 43.4% an den Handwerkermaterialien, mit 44.6% an Kautſchuk und Gummi, mit 47.4% an den Papiermaterialien, mit 48.5% an den Textilien, mit 54.2% an den Chemikalien, mit 56.5% an den Gerb- und Farbſtoffen, mit 58.4% an den Lederwaren, mit 58.8% an den Fahrzeugen, mit 59.4% an Steinen, Glas und Erden, mit 75.5% an den Medikamenten und pharmazeutiſchen Mitteln, mit 79.9% an den Maſchinen und mit 98.6% an den Brennſtoffen.

Seit dem Jahre 1937 ſteht der deutſch-bulgariſche Handelsaustauſch unter einer ſich verſchärfenden Konkurrenz,[150]) die in einem erheblichen Rückgang[151]) des Anteiles des Reiches an der geſamten bulgariſchen Einfuhr (1936 61%, 1937 54.8%, Januar bis Auguſt 1937 58.5%, Januar bis Auguſt 1938 48.8%) zum Ausdruck kam, während z. B. jener Großbritanniens von 4.7% in den erſten acht Monaten 1937 auf 8.1% im gleichen Zeitraume 1938, jener der Vereinigten Staaten von 2.3% auf 3.7%, jener Frankreichs von 2.7% auf 4.8% und jener der Tſchechoſlowakei von 4.6% auf 6.2% geſtiegen iſt.

Die führenden Wirtſchaftsmächte der Welt befinden ſich gegenwärtig in einem — durch den Anſchluß Oeſterreichs und der ſudetendeutſchen Gebiete verſtärkt ausgelöſten — Ringen um den europäiſchen Südoſten, in dem die Initiative in erſter Linie bei England auf der einen Seite und auf der anderen bei Großdeutſchland liegt, welches einen großzügigen Plan der wirtſchaftlich-techniſchen Aufſchließung der Balkanländer und Kleinaſiens zu verwirklichen beſtrebt iſt.

---

150) Das Jahr 1937 war der Beginn eines verſchärften Konkurrenzkampfes der anderen Staaten gegen des Deutſchen (Alt-)Reiches Lieferungen nach Bulgarien. Ihr Erfolg beruhte auf folgendem: 1. dem niedrigen Herſtellungspreis, z. B. der Autos (USA), des Wollgarns (Italien, ČSR), des Papiers (Oeſterreich); 2. den Interventionen der Staatsvertretungen ſolcher Länder (ČSR, Polen, Italien), welche wenige Handelsvertretungen in Bulgarien unterhalten, zugunſten ihrer niedrig, ohne Rückſicht auf Gewinn kalkulierenden Heimatfirmen; 3. den kurzen Lieferfriſten, während die deutſche Induſtrie angeſichts der Binnenkonjunktur auf langfriſtige Aufträge eingeſtellt iſt; 4. der Ausnutzung der Tabakmonopole zur Verſtärkung der Einfuhr (z. B. ČSR zahlte für Tabak alter Ernten bis 8% mehr, als verlangt wird, wenn dafür Maſchinen angekauft werden.)

151) Mesečni, Nr. 9 von 1938, S. 483.

Emerich Madách, die „Tragödie des Menſchen".

Von Elemér Cſáſzár (Budapeſt).

I.

Der ungariſche Schriftſteller Emerich von Madách gelangte in den letzten Jahren zum Wendepunkt ſeines Dichterſchickſals: das Deutſchtum als richtunggebender Faktor des europäiſchen Geiſteslebens wurde auf ihn aufmerkſam und hat Madáchs großes Werk, die „Tragödie des Menſchen", für alle Welt entdeckt und durch deutſche Bühnen dem Weltruhm entgegengeführt.

Der „Tragödie des Menſchen" liegen, ſtofflich geſehen, zwei Elemente zugrunde; in kompoſitioneller Hinſicht beſteht ſie aus drei Teilen. Das bibliſche Element umfaßt als Beginn und Ende das zweite, das hiſtoriſche Element. Die Handlung nimmt ihren Anfang im Himmel, unmittelbar nach der Schöpfung. Luzifer verhöhnt das Werk des Herrn, indem er die Schöpfung als zwecklos, und ihre Krone, den Menſchen, als gebrechlich hinſtellt. Um ſeine hochmütige Behauptung rechtfertigen zu können, begehrt er Anteil an der Schöpfung. Damit beginnt der Kampf zwiſchen Gott und Satan. Luzifer ſtürzt das erſte Menſchenpaar durch den von Gott erhaltenen Baum der Erkenntnis in das Verderben. Adam, aus dem Eden verjagt und im Schweiße ſeines Angeſichtes um ſein tägliches Brot kämpfend, möchte das ihm verſprochene Wiſſen erlangen, — vor allem erfahren, welches Schickſal der Menſchheit in der Zukunft beſchieden ſei. Luzifer läßt ihn in Schlaf verſinken und die Bilder der Zukunft an ihm vorüberziehen: daraus möge er erſehen, warum er kämpfe; dann möge er urteilen, ob es ſich verlohne, zu leben und das der Menſchheit harrende Schickſal zu durchleiden. Luzifers Kampf gegen den Herrn wird ſomit zum Problem der Menſchheit, und der Menſch rückt in den Mittelpunkt des Intereſſes (I.—III. Szene).

Adam, als Verkörperung der Menſchheit, wird der Held der folgenden elf hiſtoriſchen Szenen, in denen er in immer wieder veränderter Geſtalt erſcheint. In ſcharf beleuchteten Bildern enthüllt ſich das Leben der Menſchheit von der fernſten Vergangenheit bis zur Zukunft und wir ſehen die Ziele, um deretwillen der Menſch im Laufe der Geſchichte kämpft. Das Altertum wird uns mit je einem Bilde aus den drei großen Kulturperioden vorgeführt. In der in Aegypten ſpielenden Szene läßt Adam als Pharao, um ſeine Unſterblichkeit zu ſichern, mit der Arbeit von Millionen eine Pyramide erbauen — eitler Wahn, der Staub der Jahrtauſende begräbt ſeine Pyramide und damit ſeinen Namen; in Athen kämpft Adam als Miltiades für die Idee der Demokratie — die eiferſüchtige Menge aber ſchickt den Helden unter das Richtbeil. In Aegypten in ſeinem

ſelbſtſüchtigen Ehrgeiz, in Athen in ſeinem ſelbſtloſen Patriotismus enttäuſcht, genießt Adam in Rom als Sergiolus des Leibes Lüſte. Anſtatt aber Befriedigung zu finden, ergreift ihn Ekel. Der Held kommt in allen drei Szenen zu Fall; — die Idee, für welche er kämpfte, war offenſichtlich keine richtige (IV.—VI. Szene).

Das Mittelalter und die Neuzeit werden ebenfalls in drei Szenen (VII.—X.)[1]) vergegenwärtigt. Die erſte führt uns in die Zeit der Kreuzzüge, die zweite in den Anfang des 17. Jh.s und die dritte in die Stürme der franzöſiſchen Revolution. Adam iſt als Tankred in Byzanz der Held der drei Tugenden der Ritterwelt, aber das Zeitalter ſchändet alle drei.[2]) — Als Kepler erfährt er in Wiſſenſchaft und Familie, als Danton in der Freiheits-Idee bittere Enttäuſchung. Das Schickſal des Helden iſt Sturz und immer wieder Sturz.

Der dritte Abſchnitt der Tragödie der Menſchheit, die Gegenwart und die Zukunft behandelnd, iſt noch dunkler. Adam nimmt keinen Anteil mehr an der Handlung, er iſt nur noch Zuſchauer der Ereigniſſe. Erſchüttert erkennt er, daß in der Gegenwart, auf dem Londoner Markt, das Prinzip des freien Wettbewerbs alles beſudelt, ſogar die Liebe. In der nahen Zukunft, in der Welt der Phalanſter, beraubt der Wahn des Kollektivismus die Menſchheit ihrer Werte, des Vaterlandes, der Individualität, der Liebe. Und ſchließlich ſieht Adam in der fernen Zukunft, wie ſich, unter dem Elend des auskühlenden Erdballs, der Menſch, ein Eskimo in der Aequatorgegend, zum Tiere erniedrigt (XI.—XIV. Szene).[3])

Wie das Erwachen aus einem Fiebertraum iſt Adams Erwachen in der letzten Szene. Gebrochen, verzweifelt denkt er an Selbſtmord, um ſo das Leben der Menſchheit, das noch nicht ſeinen Anfang genommen, gar nicht erſt entſtehen zu laſſen; — jedoch zu ſpät. Schon hat ſich unter Evas Herzen das Kind geregt; die Zukunft der Menſchheit iſt geſichert und Adam neigt ſein Haupt vor Gott, der ihn wieder in Gnaden aufnimmt (XV. Szene).

In dieſer mächtigen dramatiſchen Dichtung, in dieſem weltweiten ungariſchen Schauſpiel webt auch heute noch, achtundſiebzig Jahre nach ſeinem Entſtehen, ein gewiſſes myſtiſches Dunkel. Und auch über ſeinen Verfaſſer beſteht noch manche Unklarheit. Als Johann Arany, neben Petöfi der größte Dichter unſerer Nation, im Jahre 1861 die Tragödie des

[1]) Die achte und zehnte Szene, welche die neunte umrahmen, ſind ihrem Gehalte nach nur eine Szene.

[2]) Zwiſchen der Phalanſter- und der Eskimoſzene finden wir noch eine Szene: Adam fliegt mit Luzifer ins Weltall hinaus, er verſucht vergeblich, ſich von ſeinem irdiſchen Daſein loszureißen.

[3]) In der ausführlichen Beſprechung, die der Szépirodalmi Figyelö 1867, I. Bd. veröffentlicht.

Menſchen entdeckte, ihre Großartigkeit erkannte und ſie dem ungariſchen Publikum vorführte, lebte Madách in der Blüte des Mannesalters; er näherte ſich ſeinem vierzigſten Jahre. Er lebte als der Sproß einer altadeligen Familie — ſein Adelsbrief datiert von 1235 — ſtill und zurückgezogen auf dem Gute ſeiner Ahnen, das er bewirtſchaftete. Der Ruhm der „Tragödie des Menſchen“" erhob ihn mit einem Schlage in die Reihe der hervorragendſten ungariſchen Dichter und ſtellte ihn an die Spitze unſerer Literatur. Wie kam es, daß der Dichter in dem Dunkel der Unbekanntheit zu ſolcher Größe reifte? Daß er das großartigſte, erhabenſte ungariſche Dichtwerk ſchaffen konnte? Wie iſt es menſchlich begreiflich, daß dieſer mächtige Geiſt vor und nach der Tragödie des Menſchen eine ganze Reihe von Dramen ſchrieb, unter denen einige zwar beachtenswert ſind, ohne daß auch nur eines als dem großen Werke halbwegs ebenbürtig betrachtet werden könnte? Der Nichteingeweihte könnte faſt von einem Wunder ſprechen. In dem Aufleuchten eines Genies iſt immer etwas Irrationales — etwas, was der menſchliche Geiſt nicht zu erfaſſen vermag. Um wieviel mehr muß das der Fall ſein bei der Tragödie des Menſchen, da doch dieſes außerordentliche Drama mit ſeiner bedeutenden Philoſophie und ſeiner überzeugenden Poeſie in einem einſamen, kleinen Dorfe unerwartet aus der Feder eines Unbekannten hervorging!

Die Tragödie des Menſchen entſproß dem Zuſammenſpiel zweier ineinander ſich verknüpfender Lebensvorgänge, einem Gefühls- und einem Verſtandesvorgange. Madách, der ſich aus einem verſchloſſenen Kind zu einem empfindſamen, von der Welt zurückgezogenen, mit Idealismus erfüllten Jüngling entwickelt hatte, las außerordentlich viel, beſonders deutſche hiſtoriſche und philoſophiſche Werke; er lernte auch viel, nicht haſtig und oberflächlich, ſondern planmäßig und gründlich. Den größten Eindruck machte Hegel auf ihn. Auf Grund von Hegels „Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte“ vertiefte er ſich in geſchichtsphiloſophiſche Betrachtungen. Schon frühzeitig befaßte er ſich mit jenen Problemen, die die Menſchheit ſeit Jahrtauſenden beſchäftigten: Welches iſt die Beſtimmung des Menſchen hier auf Erden? Welchen Anteil hat die Frau am Schickſal des Mannes? Was iſt der Sinn des menſchlichen Lebens? Nähert ſich die Menſchheit im Laufe der Jahrhunderte ihrem Ziele?

Seine Jugenddichtungen zeigen, daß der kaum Zwanzigjährige ſchon zu dieſen Fragen Stellung nahm, und indem er mit düſteren Augen in die Vergangenheit zurückblickte, löſte er dieſe Probleme im Sinne des Peſſimismus. Er ſah düſter, weil er Peſſimiſt war, und wurde Peſſimiſt, weil er in ſeinen Träumen enttäuſcht wurde. Wie die Idealiſten im allgemeinen, ſo trat auch Madách mit einem vorgefaßten Weltbilde ins Leben hinaus, und als er dort die Wirklichkeit und die Menſchen anders ſah, als

er ſie ſich vorgeſtellt hatte, brach in ſeiner Seele das künſtlich aufgebaute Welt-Ideal-Bild zuſammen.

Offenſichtlich war Madáchs Enttäuſchung eine ſubjektive: in Wirklichkeit betrog ihn nicht das Leben, ſondern er betrog ſich ſelbſt. So iſt es verſtändlich, daß dieſer jugendliche Peſſimismus nach einigen Jahren, im Jahre 1845, wie ein leichter Morgennebel plötzlich zerriß: ſeine jäh erwachte Liebe und ſeine glückliche Ehe befreiten ihn davon. Dieſer lichte Zuſtand währte nicht lange; vom Gefühlsleben her folgten neue Repreſſionen. Von 1848 an traf Madách ein Schlag nach dem andern. Der Freiheitskampf brach aus und Madách bangte nicht nur um ſein Vaterland, ſondern es quälte ihn auch, daß er infolge ſeiner Krankheit unfähig war, die Waffen zu ergreifen. Im Freiheitskampfe verlor er zuerſt ſeine Angehörigen, dann ſein Vaterland und zum Schluſſe ſeine Frau. Dieſe junge Frau war leichtſinnig und ſchwach geweſen, der großen Liebe Madáchs unwürdig. Während er von 1852—1853 in einem Gefängnis der ſiegenden Oeſterreicher ſchmachtete, brach ſeine Frau ihre eheliche Treue. Dieſer Schlag brach den Dichter vollſtändig. Alles verſank, was für ihn einmal Wert gehabt hatte, die Wunde, welche die Enttäuſchung ſeinem Herzen geſchlagen hatte, war um ſo ſchmerzhafter, weil ſie nur nach innen blutete. Der ſtolze, verſchloſſene Mann zeigte niemandem ſeinen Schmerz, er grub ſich immer tiefer in ſeine Verzweiflung ein, bis er endlich gänzlich abſtumpfte. Der Peſſimismus gewann von neuem Macht über ihn, aber dieſer Peſſimismus war nicht mehr die frühere ſubjektive Niedergeſchlagenheit. Das war keine leicht vorübergehende Stimmung, ſondern eine aus den ſeeliſchen Qualen entſpringende dunkle Weltanſchauung, welche jahrelang auf ſeiner Seele laſtete und ſeine Gedankenwelt beeinträchtigte. Jetzt bekam er vom Leben — obwohl er ſie nicht mehr ſuchte — die Antworten auf die großen Fragen, die ihn ſeit ſeiner Jugend beſchäftigt hatten. Man kann ſich vorſtellen, welchen grauſamen Widerhall die Schickſalsſchläge in einer Seele erweckten, in der die Schmerzenstränen zu Eis erſtarrt waren und das Geiſtesgrübeln alles mit einem finſteren Reflex umzog. Man kann ſich vorſtellen, was für ein ödes Bild Madách von dem Schickſal der Menſchheit gewann! Im Jahre 1857, alſo volle vier Jahre nach dem ſeeliſchen Zuſammenbruch, brachte er folgende Zeilen zu Papier: „Die menſchliche Natur hat ſich nie verleugnet, und Adam erſcheint ſeit der Schöpfung ſtets nur in immer anderer Geſtalt, im Grunde aber bleibt er derſelbe ſchwache Wurm an der Seite der noch ſchwächeren Eva! Dieſes Gift iſt Wahrheit, wenn es auch eine Tragödie iſt". Dieſe knappen Sätze enthalten — im Keime, aber vollſtändig — das philoſophiſche Problem der ſpäteren mächtigen Tragödie, ſowie die darauf gegebene Antwort: die Menſchheit iſt ſchwach, es gibt keinen Fortſchritt im Schickſal des Men-

ſchen, das Leben iſt wertlos. Auch die Handlung der Tragödie iſt hiermit gegeben: die Geſchichte der Menſchheit, von der Schöpfung angefangen. Sodann erkennt man die Kompoſition des ſpäteren Werkes: Adam, der immer in neuer und erneuerter Geſtalt erſcheint, aber im Weſen ſtets der gleiche bleibt, iſt ſchon hier der Vertreter der ganzen Menſchheit. Endlich erſcheint in dieſem Urbilde auch die ſymboliſche Geſtalt der Frau: Eva an der Seite Adams.

Dieſer philoſophiſche Gedanke mußte ſich noch in eine konkrete, bildliche Form kleiden, damit ſich das Drama daraus geſtaltete. Vor den geiſtigen Augen des Dichters zogen die vielen hiſtoriſchen Kenntniſſe vorüber, welche er im Lauf der Jahrzehnte geſammelt hatte; er wählte aus ihnen diejenigen aus, die ſeiner dunklen Lehre am meiſten entſprachen. Dann, angeſpornt von Goethes Fauſt, ſchuf er den mythiſchen Rahmen dazu — und faſt unbemerkt zeichneten ſich in ſeiner Seele die Umriſſe der Tragödie ab. Während zweier Jahre ließ er den Plan reifen und formte das Material, im dritten Jahr ſchrieb er die Tragödie nieder.

So kam das große Werk zuſtande, ſcheinbar in dreizehn Monaten, in Wirklichkeit in ebenſo vielen Jahren. Und hier iſt die Erklärung dafür zu ſuchen, warum Madách nur eine Tragödie des Menſchen ſchrieb, warum er nicht noch ein zweites, dieſes Meiſterwerkes würdiges Drama ſchreiben konnte. Madách beſchäftigte ſich ſein ganzes Leben hindurch, ſeitdem er zum Manne geworden war, mit einem großen Problemkomplex: was iſt die Beſtimmung des Menſchen auf Erden, warum leben wir, hat überhaupt das Leben Wert und Sinn? Sein ganzes Leben war der Arbeit an dieſer großen Frage gewidmet, die ſeine Seele vollſtändig ausfüllte; alles verband ſich damit, was er je las, erfuhr und dachte. Als er damit zu Ende gekommen war, hatte er nicht nur ein Meiſterwerk geſchaffen, ſondern das große Werk ſeines Lebens. Indem er auf die Frage der Fragen zu antworten verſuchte, drückte er in ſeinem Werke all' das aus, was ſeine Seele bewegte.

Das iſt jedoch nur die eine Hälfte der Erklärung, — die wichtigere, aber vielleicht nicht die tiefere. Aus der „Tragödie" vernehmen wir nicht nur die Stimme des grübelnden Philoſophen, die Philoſophie eines Lebens, ſondern auch die eines ſeeliſch verwundeten Menſchen. Und die philoſophiſchen Ideen beeinfluſſen den ſeeliſch verwundeten Menſchen. Madách hat ſein großes Werk mit ſeinem Herzblut geſchrieben; er weitete darin ſeine eigene individuelle Tragödie zur Tragödie der Menſchheit. Dieſe Arbeit kann nur einmal im Leben eines Menſchen entſtehen, denn durch ſie löſte der Dichter nicht nur ſein philoſophiſches Problem, ſondern heilte auch ſeine kranke Seele, und dieſe hörte auf, den Geiſt und die Phantaſie Madáchs mit ſo großen Vorſtellungen zu nähren.

II.

Ich habe die ſeeliſchen Beweggründe beleuchtet, denen die Tragödie ihre Entſtehung verdankt. Aber außer den inneren Faktoren ſpielte noch ein äußerer mit, nämlich die Unterſtützung, die Madách von der Weltliteratur erhielt.

Aus dieſer Feſtſtellung ergibt ſich die wichtige und noch bis heute nicht gelöſte Frage, ob der Dichter bei der Schaffung ſeiner Tragödie eine Vorlage oder Vorlagen beſaß und wenn ja, inwieweit dieſe als Vorbilder ſeinen Geiſt befruchtet haben. Dies iſt eine entſcheidende Frage bei jedem dichteriſchen Werk und in noch höherem Ausmaß bei der „Tragödie des Menſchen", weil ſie ihre Bedeutung in der Weltliteratur zum Teil eben dem Umſtand verdankt, daß ſie eine ſo eigenartige und beſondere Leiſtung iſt. Iſt nun dieſe Eigenartigkeit ein Verdienſt von Madách, hat ſeine Einbildungskraft das Werk ſo einzigartig geſtaltet, oder hat er nur ein ähnliches kopiert bzw. nachgeahmt? Verſuchen wir dieſe Frage zu löſen.

Ich beginne mit einer negativen Feſtſtellung: Die „Tragödie des Menſchen" hat keine beſtimmte Vorlage. Es gibt kein einzelnes Werk, das Madách bei der Schaffung ſeiner Dichtung nachgeahmt hätte. Worin beſteht aber nun die bereits erwähnte Eigenart der „Tragödie des Menſchen" als dichteriſche Leiſtung? Zuſammengefaßt in Folgendem:

1. Dem Mythiſchen: Die Handlung beginnt im Himmel und wird dort bzw. bei Beteiligung des Herrn beendet.

2. In der geiſtigen Bedeutung des Werkes. Das Drama beſteht aus vielen kleinen, untereinander ſcheinbar kaum oder nur wenig zuſammenhängenden, Teilen, die gerade der ſtarke geiſtige Gehalt und der ſich durch die ganze Handlung ziehende Leitgedanke zu einer engen Einheit zuſammenſchließt.

3. In den elf geſchichtlichen Aufzügen ſind die Helden der fortwährend wechſelnden Handlung immer die gleichen Perſonen in anderer Geſtalt, und zwar das erſte Menſchenpaar Adam und Eva, das in immer neuen Verwandlungen auftritt.

4. Der Gedanke, daß Adam der Vertreter der Menſchheit ſei. Obwohl die äußere Form ſeines Auftretens ſich fortwährend ändert, bleibt er im Grunde genommen bis zuletzt der gleiche: der erſte Menſch der Bibel.

5. Die ganze Handlung der Tragödie, die ganze Verwicklung, wird vom eigentlichen Helden geträumt. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es in der Weltliteratur kein dichteriſches Werk gibt, auf das dieſe Kennzeichnung zutreffen würde und das alle dieſe Charakteriſtiken zuſammen aufweiſen könnte. Die Tragödie des Menſchen iſt in ihrer Auffaſſung und Geſtaltung ein durchaus ſelbſtändiges Werk. Aber ſind die einzelnen charakteriſtiſchen Züge für ſich nicht

etwa in der Weltliteratur vorhanden, und hat ſich die Geiſtesarbeit von Madách nicht möglicherweiſe darauf beſchränkt, die von verſchiedenen Seiten übernommenen Motive zu einer Einheit zu geſtalten?

Bemeſſen am Reichtum der Weltliteratur iſt die Zahl der dichteriſchen Motive überhaupt verhältnismäßig gering. Es iſt daher von vornherein wahrſcheinlich, daß geradezu jede Eigenart der „Tragödie des Menſchen", ſogar jede Wendung, Uebereinſtimmungen und Entſprechungen mit der ausländiſchen Literatur aufweiſt. Aber wir müſſen von vornherein Parallelen ausſchalten, die auf Grund einwandfreien Beweiſes keine reale Grundlage haben, weil wir wiſſen, daß Madách das als Vorbild vermutete Werk nicht kennen konnte. In der Forſchung ſind ſie jedoch zur Sprache gekommen, wir müſſen daher mit ihnen abrechnen.

Es iſt bekannt, daß der bekannte epiſche Zyklus Victor Hugos „Légendes des siècles", ebenſo wie Madách, die ſich gegenſeitig ablöſenden Handlungsmomente innerhalb der 15 Abſchnitte in 36 Bilder gliedert. Auf dieſe Aehnlichkeit der Geſtaltung wies Karl Szász ſchon ein Jahr nach Erſcheinen der Tragödie hin.[3]) Weniger bekannt iſt, daß das ſcheinbar zuſammenhangsloſe Nacheinander der Ereigniſſe, wie das in der Tragödie der Fall iſt, an eine eigenartige Form der mittelalterlichen Schauſpiele kirchlichen Charakters, die ſog. Myſterienſpiele, erinnert.[4]) Der geiſtige Gehalt, der wie ein ſtarker Faden die Teile zuſammenhält, die ſonſt auseinanderfallen würden, iſt in den Myſterienſpielen gleichfalls vorhanden. Ebenſo natürlich im epiſchen Zyklus von Hugo. Jedoch erſchien die „Légende des siècles", als die Tragödie des Menſchen nicht nur ſchon im Entwurf fertig ſtand, ſondern zum großen Teil bereits niedergeſchrieben war, ſodaß die Verwandtſchaft zweifellos ein zufälliges Zuſammentreffen iſt. In beiden Dichtern entſtand gleichzeitig ein ähnlicher Gedanke. Die Myſterienſpiele wiederum kannte Madách nicht, wahrſcheinlich wußte er nicht einmal etwas von ihrer Exiſtenz. Auch von dem umfangreichen ſlowakiſchen Gedicht dürfte er nichts gewußt haben, das ohne Grund von einem befangenen Forſcher mit der Tragödie in Zuſammenhang gebracht wurde.[5]) Es handelt ſich um ein Werk von Auguſt Dolezal aus dem Jahre 1791, das in 30 Abſchnitten den Sündenfall und die Sühne des erſten Menſchenpaares behandelt, und worin Adam ebenfalls als Vertreter der Menſchheit erklärt wird, — aber

[4]) Auf dieſe Verwandtſchaft wies Verf. in der Vorleſung, A magyar drámá a szal ádsághare után (Das ungariſche Drama nach dem Freiheitskrieg) im Jahre 1918 hin.

[5]) Slovenské Pohl'ady 1897, 533. — Angeführt im ausgezeichneten Buch von Géza Voinovich, Madách Imre és az Ember tragédiája (Emmerich M. und die Tragödie des Menſchen). Budapeſt 1915 (unveränderter Neudruck 1922). V. behandelt (a. a. O. 480—83) das ſlowakiſche Gedicht ausführlich.

nur erklärt wird und nicht als ſolcher erſcheint. Dieſes Werk iſt in ſeinem Stoff, ſeiner Einſtellung, ſeinem Geiſt von dem Madáchs ſo weit entfernt — was ſchon allein der Titel zeigt „Tragödie, die die ganze Welt berührt, oder gereimte Erzählung vom Sündenfall unſerer Ureltern" —, daß Madách, wenn er es auch gekannt haben ſollte[6]) ihm nichts verdanken kann. Aber er wird, ich wiederhole es, ſchwerlich von dieſem längſt vergeſſenen, in Ungarn völlig unbekannten Werk etwas gewußt haben.

Die Tragödie hat außerdem Motive, und zwar weſentliche Motive, die wir nicht nur in den europäiſchen Literaturen antreffen, ſondern von denen wir annehmen können oder ſogar wiſſen, daß Madách die eine oder andere Variante gekannt hat. Jedoch haben wir kein Recht, dieſen Berührungspunkten eine tiefere Bedeutung zuzumeſſen. Ich hebe nur zwei hervor. Der eine iſt die Anwendung des Traummotivs.

Das Motiv, das die zwiſchen dem Vor- und Nachſpiel eingeſchaltete Handlung als die Viſion eines Handelnden darſtellt, iſt in der Dichtung ſehr beliebt und in mannigfachen Formen entwickelt worden. In bruchſtückhafter Form iſt es bei Shakeſpeare (Der Widerſpenſtigen Zähmung) zu finden, tauchte in den Schuldramen auf (Rusticus imperans), wird häufig in den ſpaniſchen Dramen verwandt — bei Calderon ſogar zweimal, im Drama „Das Leben ein Traum" und, weniger ausgeprägt, in „Regen" —, und iſt auch in Leſſings Fauſtentwurf vorhanden. Die Epik liebt gleichfalls dieſes Motiv. Am nächſten kommt dem Werke Madáchs das berühmte Gedicht von Shelley „Queen Mab", weil auch dort im Traum die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor dem Helden erſcheinen auf Wink eines höheren Weſens, der Feenkönigin.[7]) Von dieſen Werken kannte aber Madách die meiſten überhaupt nicht, und auch die ihm am nächſten ſtehende Dichtung Shelleys, die der ungariſche Dichter möglicherweiſe gekannt hat, verwendet das gemeinſame Motiv völlig anders.

Das andere, gleichfalls mit dem engliſchen Schrifttum ſich berührende Motiv iſt, daß der Held fortwährend ſich in neuen Geſtalten verkörpert. Nach der Anſicht von Géza Voinovich wurde Madách durch

---

[6]) Madách konnte ſlowakiſch.

[7]) Calderons „Regen" ſetzte Zſolt Beöthy (A tragikum [Das Tragiſche]. Budapeſt 1885, 453—55) mit M. in Verbindung. — Auf Leſſings „Fauſt" wies Julius Haraſzti hin (Madách Imre. Kolozsvár 1882, 33), auf die Beziehungen zu Shelley: Győző Morvay in ſeinem großen Buch Magyarázó tanulmány Az ember tragé diájához (erklärende Studie zur Tragödie des Menſchen). Nagybánya 1897, 64. Neueſtens dazu auch Oskar Merényi, Shelley Queen Mabje és Az ember tragédiája (Sh.s Q. M. und die Tragödie des Menſchen): Irodalomtörténeti Közlemények XLVII (1937), 70—72.

das Drama Byrons „Deformed transformed“ darauf gebracht.[8]) Es iſt ſicher, daß Madách dieſes Drama Byrons gekannt hat, und die Aehnlichkeit iſt auch an ſich augenfällig: Bei Byron verwandelt der Satan den buckligen Arnold in Achilles, Satan ſelbſt jedoch nimmt die alte Erſcheinung Arnolds an und wird zu ſeinem Begleiter. Arnold aber vertauſcht nicht nur ſein Aeußeres, ſondern auch ſeine Seele verändert ſich mit jeder neuen Erſcheinung; ebenſo wie die Adams. Hat Madách tatſächlich von hier das eigenartige Motiv ſeines Dramas entlehnt? Ich glaube es nicht; — ſein Vorbild war auch in dieſem Punkt wahrſcheinlich Goethe — aber auch wenn er das Drama gekannt haben ſollte: Wie ſehr haben ſich bei ihm Byrons Motive verändert! Der Held Madáchs, ſo ſehr ſich auch ſeine ſeeliſche Haltung verändert, wird immer nur eine neue Erſcheinung, aber nicht eine andere, ſein Weſen bleibt immer das gleiche, was es in der bibliſchen Szene war: ein aufſtrebender, edler Menſch.

Alle dieſe Beziehungen verlieren ihre Bedeutung, wenn wir ſie eingehender betrachten; die erwähnten Dichtungen haben die „Tragödie des Menſchen“ nicht weſentlich beeinflußt. Von beſtimmendem Einfluß auf Madách waren nur drei dichteriſche Schöpfungen — drei Schöpfungen, die er nicht nur „kannte“, ſondern ſehr gut kannte, ſodaß hier bereits eine unmittelbare Beeinfluſſung, ja ſogar eine bewußte Benützung angenommen werden kann. Dieſe drei Werke ſind Miltons „The paradise lost“, Byrons „Kain“ und Goethes „Fauſt“.

Die Verbindung der Tragödie des Menſchen mit dem „Paradise lost“ iſt zweifach. Die eine tritt deutlich in Erſcheinung. Die zwei im engeren Sinne des Wortes bibliſchen Szenen (II—III) bieten den gleichen Stoff, den auch Milton in ſeinem Epos verwertet hat. So ſehr die Uebereinſtimmung offenkundig iſt, iſt ſie doch bedeutungslos, da es bereits ſeit Jahrhunderten ſehr verbreitet war, das erſte Menſchenpaar im Paradies und außerhalb des Paradieſes auftreten zu laſſen und den Sündenfall ſowie die Sühne zu künſtleriſchen Zwecken auszuwerten, wie das Maſolino und Maſaccio bereits auf dem Gebiete der Malerei im 15. Jh. getan hatten und dann in noch ſtärkerem Maße die Dichter. Das mußte Madách nicht erſt von Milton lernen. Er wäre vielleicht auch ohne Kenntnis des „Paradise lost“ darauf gekommen. Der andere Zuſammenhang, der auch gar nicht beſtehen kann, weil M. die erſte auf dieſer Erde begangene Sünde, Byron die zweite verwertet hat und überdies im ungariſchen Drama Adam, im engliſchen jedoch Kain der Held der Handlung iſt. Hinſichtlich der Konſtruktion der Fabel konnte ſich M. alſo nicht auf Byron ſtützen. Die Uebereinſtimmung zwiſchen

[8]) A. a. O. 503—505.

den beiden Dramen tritt in der ähnlichen Formung des verſchiedenartigen Stoffes zutage: einerſeits in der Geſamtausführung, anderſeits in der Geſtaltung einzelner Wendungen der Handlung. Die an Kains Seite lebende Frau, Adah, iſt in mehr als einer Hinſicht eine Parallele zu Eva, und wie dieſe iſt auch ſie ein Sinnbild der Empfindungen neben dem Willensmenſchen, ihrem Manne. Daß ſie hinſichtlich Treue und Hingabe übereinſtimmen, ergibt ſich aus ihrem fraulichen Charakter und ihrer übereinſtimmenden Rolle, aber die Frau des ungariſchen Dramas hat offenſichtlich die andere zum Vorbild. Weniger bedeutſam iſt die Uebereinſtimmung in der Geſtalt der beiden Satane. In ihnen nahm die bibliſche Schlange die durch Milton geſchaffene Form an. Kain ſelbſt iſt von Adam ſcheinbar ſehr ſtark verſchieden, er iſt eine Einzelperſon und als ſolche etwas anderes als Adam, der Vertreter der Menſchheit. Aber Byron zeichnet ſeinen Helden ſo, daß ſein ſeeliſches Profil allgemeinmenſchliche Züge gewinnt und dieſer ſelbſt zum Vertreter allgemeiner menſchlicher Ideen wird. Ebenſo wie in Adam leuchtet auch in Kain der göttliche Funke auf; auch er kämpft, durch den Satan unterſtützt, gegen den Herrn, damit er die Grenzen der irdiſchen Daſeinsſpanne überwindet. Und die Empfindungen und Ideen, die in Adam vertreten ſind, verdankt er mehr als einmal der Seele Kains. Dieſe Empfindungs- und Gedankenſplitter erinnern oft ſchon durch ihren Klang an ihre Vorlage.

Darüber hinaus gibt es zwei übereinſtimmende Wendungen in den beiden Dramen. In beiden iſt eine Viſion des Helden und ſein Flug durch den Raum geſtaltet. Es iſt ſicher, daß in beiden Beziehungen Byrons Drama die Einbildungskraft M.s befruchtete, aber ebenſo ſicher iſt, daß M. dieſe Motive weiterentwickelt und zu einer künſtleriſchen Wirkung gebracht hat. Er hat ihnen eine andere künſtleriſche Form gegeben; bei Byron gibt es in Wirklichkeit keine Viſion, der Satan läßt vor dem wachen Kain die Bilder der Zukunft erſcheinen, in denen dieſem keine Rolle zufällt. Luzifer dagegen bringt vor dem im Traum verſunkenen Adam künftiges Leben in Erſcheinung. Die andere Beziehung iſt noch auffallender.[9]) Im 11. Geſang des Milton'ſchen Epos zeigt Erzengel Michael Adam die Zukunft der Menſchheit, um ihn über das Schickſal ſeiner Nachkommen, des Menſchengeſchlechtes, zu beruhigen. Wer ohne Erfahrung in der Weltliteratur dieſen Teil des Epos mit der eigenartigen Kompoſition der Tragödie vergleicht, gerät leicht auf den Gedanken, daß Madách lediglich einen Einfall Miltons auswertete. Die Sache ver-

[9]) Es iſt intereſſant, daß auf dieſe zweite Verbindung im Gegenſatz zur erſten, die ſofort nach Erſcheinen der Tragödie zur Sprache kam, erſt im Jahre 189. Eduard Reményi die Aufmerkſamkeit lenkte. EPhK 189 ,218.

hält ſich aber etwas anders. Das Hineinſtellen einer Handlung in eine großangelegte Viſion iſt nicht eben Miltons Einfall, ſondern ein altes Element epiſchen Gemeingutes, das von der Iliade ausgehend über die Aeneide bis zu Voltaires „La Henriade“ zu epiſcher Ueberlieferung wurde. — Nicht Madách iſt derjenige, der kopiert, ſondern ſchon Milton ſelbſt ahmte nach. Der Traum in der Tragödie ſteht der Aeneide ebenſo nahe oder iſt von ihren Unterweltbildern um nicht mehr entfernt als von den Viſionen des „Paradise lost“. Da aber ſowohl bei Milton als bei Madách Adam derjenige iſt, welcher eine Viſion bezw. einen Traum hat, und da vor beiden das zukünftige Schickſal der ganzen Menſchheit erſcheint, müſſen wir anerkennen, daß in dieſem Punkt die Tragödie des Menſchen unter engliſchem Einfluß ſteht — aber ich füge hinzu, daß Madách auch ohne das „Paradise lost“ auf dieſen Gedanken hätte kommen können und auch gekommen wäre.

Tiefere, aber klar erkennbare Verbindungen beſtehen zwiſchen der Tragödie des Menſchen und Byrons bibliſchem Drama „Kain“.

Ein ſachlicher Zuſammenhang beſteht nicht, die Berührung iſt nicht zufällig, vielleicht aber unbewußt, da „Kain“ M.s Lieblingslektüre war. Das Verhältnis der beiden Dramen zueinander iſt aufſchlußreich.[10]) Wir haben, wie geſagt, keinen ſachlichen Zuſammenhang. Byrons Einfluß zeigt ſich nicht in der Nachahmung einer viſionären Einſtellung — dieſe iſt, wie wir geſehen haben, epiſche Ueberlieferung — ſondern darin, daß auch bei M. der Satan das gleiche Ziel wie beim engliſchen Dichter verfolgt: durch die Schreckensbilder der Zukunft (bei Byron durch den Zuſammenbruch der großen irdiſchen Mächte[11]) den Menſchen in Verzweiflung zu bringen. Noch freier hat Madách das Motiv des Fliegens ausgeſtaltet. Bei Byron hebt der Satan gleichfalls Kain in die Höhe und trägt ihn einer anderen Welt entgegen, — das iſt, was Madách übernahm, — aber bei Byron iſt es kaum mehr als ein Kunſtgriff, ein reines Hilfsmittel, um die Bilder der Vergangenheit lebendig zu machen, während es bei Madách einen organiſchen Beſtandteil im ideellen Gehalt des Dramas darſtellt.

Vielleicht entging es nicht der Beachtung, daß die Tragödie Madáchs nur an zwei Stellen ſich mit der Byrons berührt. Jene Uebereinſtimmung, auf die ich verwies, findet ſich in den 3 Szenen des ungariſchen Dramas (II, III, VIII). Das bedeutet, daß in der „Tragödie des Menſchen“ ſich etwa

---

10) Die Vergleichung der beiden Dramen hat Voinovich, a. a. O. 505—514, auf Grund gewiſſer Vorarbeiten, ſehr verläßlich durchgeführt.

11) Dieſes Motiv, das Aufzeigen der vernichtenden Kraft der Vergänglichkeit im allgemeinen, iſt nicht eine perſönliche Erfindung Byrons.

nur in einem Fünftel der Einfluß „Kains“ zeigt. Anderſeits ſind die Uebereinſtimmungen ſo zahlreich und teilweiſe ſo tiefgehend, daß wir das Werk Byrons für einen Anreger der „Tragödie“ halten müſſen. Aber Voinovich hat mit der Annahme recht, daß Madách alles, was er übernahm, „in ſeinem Ideenkreis umſchmolz und eine ſo ſtarke Perſönlichkeit darſtellte, daß er die Unabhängigkeit ſeines Geiſtes auch gegenüber dem Einfluß Byrons bewahrte“.[12]) Madách hat nur vom engliſchen Dichter gelernt — ihn aber nicht nachgeahmt. Unſer Drama verdankt „Kain“ ſehr viel, auch in ſeinem Stoff, aber nicht mehr als dieſes wiederum ſeinen Vorläufern verdankt. Der wirkliche Meiſter M.s war aber nicht Byron, ſondern Goethe. Sein Vorbild, nach dem er die „Tragödie des Menſchen“ ſchuf, das einzige Werk, ohne das ſein Drama nicht entſtanden wäre, war der „Fauſt“.

Daß die „Tragödie“ unter dem Einfluß des deutſchen Meiſterwerkes entſtand, daß in ihrem Stoff, auch in ihrer Diktion ſehr viel von dort übernommen wurde, iſt bereits in das allgemeine Bewußtſein übergegangen. Aber ich ſehe den Sachverhalt ſo, daß die Beziehungen zwiſchen Madách und Goethe im allgemeinen falſch aufgefaßt wurden. Nicht nur die deutſchen Forſcher, unter denen viele in der „Tragödie“ des Menſchen nichts anderes ſehen als eine „Fauſt“-Nachahmung,[13]) ſondern auch die ungariſchen Forſcher ſchenkten einerſeits neben den Uebereinſtimmungen den Abweichungen nicht genügend Beachtung, anderſeits ſuchten ſie die wirklichen Zuſammenhänge nicht dort, wo ſie in Wirklichkeit vorhanden ſind.[14]) Sie ſind in den Einzelheiten befangen und ſtellen dieſe heraus — zweifellos mit Recht, weil in der „Tragödie des Menſchen“ tatſächlich mehrere ſolcher Einzelheiten ſind, die geradezu Kopien der entſprechenden Elemente „Fauſts“ darſtellen. So wandelt die Eröffnungsſzene von

---

12) Voinovich, a. a. O.

13) Die deutſche Kritik betrachtete das ungariſche Drama mit wenig Ausnahmen als einen zweiten „Fauſt“ von geringerem Wert. Dieſer Irrtum hat aber ſeine Erklärung. Die deutſchen Forſcher kannten die Tragödie nicht im Original, ſondern nur aus der Ueberſetzung Ludwig Dóczys. Dóczy jedoch, der den „Fauſt“ ausgezeichnet kannte (auch ins Magyariſche überſetzte), lebte ſo ſehr in deſſen Ideenwelt, daß ihm während der Ueberſetzung fortwährend die Zeilen „Fauſts“ in den Ohren klangen, und daß er die verwandten Stellen ſchon unbewußt mit Goethes Worten übertrug. Die neue Ueberſetzung Eugen Mohácſis läßt das ungariſche Drama vor der deutſchen Oeffentlichkeit in einer ganz anderen Beleuchtung erſcheinen.

14) Die ungariſche Kritik und Literaturgeſchichte befaßte ſich ſehr viel mit den Zuſammenhängen der beiden Dramen — eine der wertvollſten Arbeiten unter dieſem Geſichtspunkt iſt die erſte eingehende Würdigung der Tragödie, die bereits erwähnte Kritik von Karl Szász aus dem Jahre 1862. — Beſonders in der Perſon Mephiſtos und Luzifers ſpürten ſie den Uebereinſtimmungen nach. Die eingehendſte Behandlung dieſer Frage findet ſich bei Voinovich, a. a. O. 514—54.

Madáchs Dramas ſo ſehr in den Spuren von „Fauſts“ himmliſchem Prolog, daß dies auf den erſten Blick ſogar Johann Arany verdroß und ihn vom Weiterleſen des Manuſkriptes abhielt. Die Beendigung der himmliſchen Szene, der Wortwechſel zwiſchen dem Herrn und Adam erinnert gleichfalls an die abſchließenden Akkorde von „Fauſt“, II. Teil. Geſtalt und Rolle des Erdgeiſtes ſind aus „Fauſt“ übernommen. Die zweite Kepler-Szene iſt zur Gänze ein Widerhall der Wagner-Szene. In der Londoner Szene trat ein Teil der am Markt wimmelnden Geſtalten aus dem deutſchen Drama in das ungariſche, gelegentlich ſogar mit ihren kennzeichnenden Geſten und Verwendungen. Auch an anderen Stellen gibt es Gedanken und Wendungen, deren Vorlage ſich im erſten oder zweiten Teil des deutſchen Dramas befindet.

Wir müſſen bekennen, daß dieſe eben bezeichneten Einzelheiten die am wenigſten ſelbſtändigen Teile der „Tragödie des Menſchen“ darſtellen. Hier wurde die Einbildungskraft Madáchs durch den gewaltigen Geiſt Goethes überwältigt. Die Entlehnungen ſind ſo zahlreich und die Uebereinſtimmungen in dieſen Stellen ſo ſtark, daß die Beſorgnis begründet iſt, ob ſie nicht etwa die Originalität der „Tragödie“ gefährden. Bedenken wir jedoch, wieviel gegenüber dieſen übereinſtimmenden Teilen eigene, von Goethe völlig unabhängige Schöpfung iſt, ſogar in den verwandten Szenen, und daß in einer Reihe von Szenen[15]) keine Wendung, keine Einzelheit vorhanden iſt, die an „Fauſt“ erinnert! Wenn wir die zweierlei Elemente des Dramas, die von Goethe übernommenen und die urſprünglichen, auf die Wage legen, wird ſich dieſe ſogar entſchieden auf die Seite der letzteren neigen.

Aber alles das iſt nicht entſcheidend, und die innere Verwandtſchaft der beiden Werke, der wirkliche Einfluß „Fauſts“, iſt in anderen Zügen zu ſuchen. Ich ſehe in drei Richtungen ſolche Beziehungen zwiſchen den beiden Dichtungen, die die „Tragödie des Menſchen“ in den Bannkreis des „Fauſt“ ziehen. Wenn aus dieſen drei Richtungen nicht Goethes Geiſt Madách beeinflußt hätte, wäre das ungariſche Werk nicht entſtanden.

Der umfaſſendſte und vielleicht tiefſte Einfluß gelangte in der Konzeption der Dichtung zur Geltung. Die Architektur von Madáchs „Tragödie“, die eine Reihe irdiſcher Begebenheiten in einem himmliſchen Rahmen faßt und jene nichts anderes ſein läßt, als die Illuſtration der aufgeworfenen Probleme, entſtand völlig im Geiſte Goethes.

Der „Fauſt“ beſtimmte den ideenmäßigen Gegenſtand der „Tragödie des Menſchen“. Die Grundidee der beiden Dramen iſt der Kampf des vom Herrn abtrünnig gewordenen Menſchen und die Rolle des Satans

15) Dieſe ſind die im Paradies ſpielende, die atheniſche, ägyptiſche, römiſche, byzantiniſche, franzöſiſche Revolutions- und Eskimo-Szene.

in dieſem Kampf, — dem Kampf des beſſeren Teils der Menſchen mit ihren ſündigen Neigungen. Bei Goethe ſteht jedoch in dieſer Auseinanderſetzung der Menſch im Vordergrund, er kämpft gegen Gott, während bei Madách, obſchon der Menſch auch hier im Gegenſatz zum Herrn gerät, in Wirklichkeit der Kampf ſich zwiſchen dem Herrn und dem Satan abſpielt und der Menſch in der Hand des Teufels nur das Werkzeug iſt, während Mephiſto dem mächtigen „Fauſt" teilweiſe nur hilft und dient. Jedenfalls iſt der Zuſammenhang und der Einfluß offenſichtlich, nur wird ein und derſelbe Gedanke in beiden Werken von zwei verſchiedenen Richtungen aus geſehen: Der Kampf des guten und ſchlechten Prinzips im Schickſal des Menſchen um deſſen Seele.

Schließlich hat Madách die Geſtalt Luzifers nach dem Muſter Mephiſtos entworfen. Wir wiſſen, daß der ſich zwiſchen den Herrn und den Menſchen eindrängende Satan nicht eine eigene Erfindung Goethes iſt. Seine Spur findet ſich bereits zweimal in der Bibel vor (außer der Szene im Paradies auch im Buche Hiob). Und von den älteren angefangen tritt er in einer ganzen Reihe dichteriſcher Werke auf. Seinem inneren ſataniſchen Weſen nach iſt Madáchs Luzifer ſogar weſentlich anders als Goethes Mephiſto geartet, und wie wir eben geſehen haben, iſt auch ſeine Rolle eine andere. Andererſeits hat Madách ſich die Geſtalt des Satanas nicht nur völlig unter dem Einfluß Goethes ausgedacht, ſondern deſſen Perſönlichkeit, — ſagen wir, ſeine menſchliche Erſcheinungsform — ganz nach dem Vorbild Goethes geformt. Luzifer iſt in ſeinen Betrachtungen, ſeiner Weltanſchauung, ſeinem Humor und Spott, ſeinem Geiſt und ſeiner faſzinierenden Logik ein würdiger Schüler ſeines Meiſters und hat von ihm auch deſſen hervorſtechendſten Zug, den Hang zur Analyſe, übernommen.[16])

Das ſind die Fäden, die die „Tragödie des Menſchen" mit dem „Fauſt" verbinden.[17]) Viele, ſehr viele und tiefgehende Beziehungen be-

---

[16]) Mephiſto gibt ſelbſt den kennzeichnenden Zug ſeines Weſens an: „Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint." Luzifer faßt das konkreter: „Wo ſich die Negation feſtſetzt, wird ſie deine Welt zerſtören."

[17]) Als einen Goetheſchen Zug, ohne den die Geſtaltung der „Tragödie" undenkbar wäre, pflegt man auch die ſtändige Umgeſtaltung Adams zu nennen. Ich kann mit dieſer Meinung nicht übereinſtimmen. Es iſt wahr, daß Fauſt ſchon im erſten Teil in einer immer anders gearteten Umgebung erſcheint, gelegentlich ſogar in Verkleidung, im zweiten Teil außerdem auch in einer jeweils anderen Rolle. Aber einerſeits ändert er nicht ſeine körperliche Geſtalt, anderſeits wird er nicht immer zu einem neuen Menſchen wie Adam. Außerdem findet ſich das Motiv der Umgeſtaltungen Adams bei M. ſchon als er den Plan zu ſeinem Werke faßte (1857); dieſes leitet ſich folgerichtig aus der dichteriſchen Idee der „Tragödie" her. Der Dichter wäre auch ohne Byron und ohne Goethe dazu gekommen.

ſtehen zwiſchen den beiden Dichtungen. Wir müſſen es ausſprechen: Ohne „Fauſt" wäre die „Tragödie des Menſchen" nicht denkbar. Das ungariſche Drama gehört in die Reihe der dichteriſchen Werke, die in den Spuren von „Fauſt" wandeln. Daß der ungariſche Dichter auf ſeine eigene beſondere Frage — was iſt die Beſtimmung des Menſchen auf dieſer Erde und welche Rolle kommt dabei der Frau zu? — in dieſer Form und mit dieſem Drama antworten konnte, das verdankt das ungariſche Schrifttum Goethe.

Während wir dies aufrichtig und ehrlich anerkennen, können wir uns anderſeits mit ruhigem Gewiſſen ebenſoſehr gegen die Auffaſſung verwahren, die in der „Tragödie des Menſchen" eine klare Nachahmung oder ſogar Kopie von Goethes Meiſterwerk ſieht. Das ungariſche Drama verdankt dem deutſchen viel, aber beileibe nicht alles; ungeachtet der Uebernahmen und der von Goethe erhaltenen Anregungen iſt es dennoch ein ſelbſtändiges Werk, eine kraftvolle Schöpfung eines wirklichen dichteriſchen Geiſtes, eigenſtändig in ſeinem Stoff, ſeinem Aufbau, ſeiner Problematik, Symbolik und in der dichteriſchen Idee und Gattung. Ich verweiſe nur auf die hauptſächlichſten Unterſcheidungsmerkmale:

1. Das deutſche Drama iſt in einen himmliſchen Rahmen gefaßt, das ungariſche außerdem noch in einen anderen, der Bibel entnommenen. Es hat alſo einen zweifachen Rahmen. Das iſt ſcheinbar nicht wichtig. Aber ich habe die Empfindung, daß es ein glücklicher Gedanke von Madách war, daß er zwiſchen ſeine der himmliſchen Macht und der geſchichtlichen Welt entlehnten Bilder ein mythiſches Milieu, das des erſten Menſchenpaares, einſchaltete. Der Mythos iſt tatſächlich eine natürliche, geradezu notwendige Brücke zwiſchen der Welt des Göttlichen und der der Realitäten! Außerdem dürfen wir vielleicht die Behauptung wagen, daß der himmliſche Rahmen der „Tragödie des Menſchen" logiſcher und harmoniſcher als der des „Fauſt" iſt.

2. Die Geſchichte Fauſts iſt poetiſche Wirklichkeit, die Adams beſteht aus einer Reihe von Träumen. Dieſer Zug iſt von Goethe völlig unabhängig und läßt ſich nicht einmal mit den im „Fauſt" vorkommenden Viſionen vergleichen. Es handelt ſich nicht um einen künſtleriſchen Kunſtgriff von ungefähr, ſondern um das Weſen der „Tragödie". Madách hat damit die künſtleriſch einzig mögliche Verwirklichung ſeiner dichteriſchen Aufgabe gefunden.

3. Die Geſtalt Evas berührt ſich in einer Szene (am Londoner Markt) mit der Gretchens, iſt aber im übrigen von ihr völlig unabhängig. Ihre Rolle iſt nicht nur bedeutender — ſie ſteht bis zuletzt neben Adam, teilt deſſen Schickſal vom erſten Augenblick bis zum letzten — ſondern ſie hat

auch ſtärkſte ſymboliſche Bedeutung; ſie verkörpert das von Goethe erwähnte Ewig-Weibliche.

4. Goethes Tragödie iſt ein Seelendrama, die Madáchs ein geſchichtliches, dort ſehen wir das Ringen um die ſeeliſchen Kämpfe eines Menſchen, hier die Geſchichte der Menſchheit. Dementſprechend gibt

5. Goethe die Geſtaltung eines *Menſchen*, Madách die *des* Menſchen. Fauſt iſt ein individueller Charakter, in allen Wendungen ſeines Lebens zeichnet ſich das geiſtige Geſicht eines immer gleichbleibenden, von der Maſſe abſtechenden, außergewöhnlichen und einzigartigen Menſchen ab. Im Gegenſatz zu dieſer Realität ſtellt Adam eine Abſtraktion dar: Er iſt der Vertreter der Menſchheit. Seine Geſtalt iſt verſchwommener als die Fauſts, aber gewiſſermaßen univerſaler; in ſeinem Schickſal ſind die Jahrtauſende alten Geſchicke, Ideen, Beſtrebungen, Wünſche und Enttäuſchungen des menſchlichen Geſchlechtes zuſammengefaßt. Auch die ſittlichen Gehalte ihres Seins ſind verſchieden: Obſchon beide den nach dem Unbeſchränkten ſtrebenden Willen verkörpern, iſt Fauſt ein Vertreter des ſelbſtſüchtigen, Adam dagegen des ſelbloſen Willens. Und ſchließlich gewinnt

6. der Held im „Fauſt" in ſeinem individuellen Sein eine beſtimmte ſymboliſche Bedeutung; in ſeinem Schickſal ſpiegeln ſich die Begrenztheit des Wiſſens, die Grenzen des menſchlichen Wollens und die Macht der göttlichen Gnade. Die Symbolik Madáchs und gleichſam die „Lehre" des Dramas nähert ſich zwar der Goethes, iſt aber dennoch eine andere; die Frage iſt anders geſtellt und auch die Antwort lautet anders.

Wir haben die beiden Dramen gegenübergeſtellt und hoffen auf Grund dieſes Vergleichs, daß es uns gelang, die Urſprünglichkeit des ungariſchen Werkes auch gegenüber dem deutſchen Drama nachgewieſen zu haben, obgleich jenes ſich an dieſem inſpirierte. Dürfen wir noch einen Schritt weitergehen? Können wir die kühne Behauptung wagen, daß, von einem beſtimmten Geſichtspunkt aus geſehen, die „Tragödie" ſogar verglichen mit dem „Fauſt" gewiſſe Verdienſte hat? Eine vergleichende Wertung dichteriſcher Werke iſt oft ein vergebliches Bemühen; die „Tragödie des Menſchen" mit dem „Fauſt" vergleichen zu wollen, wäre eine Albernheit, ſtellt doch das Meiſterwerk Goethes nicht nur den Höhepunkt der deutſchen Dichtung dar, ſondern ſeit Shakeſpeare die großartigſte Schöpfung des menſchlichen Geiſtes überhaupt, neben der nicht nur die ungariſchen, ſondern auch die Dramen der anderen Literaturen im Hintergrund bleiben. Und Madáchs Drama kann gerade in dem weſentlichſten nicht mit dem „Fauſt" verglichen werden: in der dichteriſchen Form, in der Kunſt der Darſtellung und der Diktion. Dagegen dürfen wir vielleicht ſagen,

daß die „Tragödie des Menſchen" von univerſalem Charakter iſt, in einem gewiſſen Sinne auch allgemeiner gültig und vom philoſophiſchen Geſichtspunkt aus — aber nur von dieſem aus geſehen — konſequenter.

Wie ſtehen wir ſchließlich zu der Frage, von der wir ausgegangen ſind: Wenn wir das Werk Madáchs nicht mit einzelnen Schöpfungen der Weltliteratur vergleichen, ſondern gleichzeitig mit allen, zu denen es in eine Beziehung gebracht werden kann, kann auch dann noch die „Tragödie des Menſchen" als ein ſelbſtändiges Werk beſtehen? Erinnern wir uns an die fünf Momente, in denen ich die eigenartigen, kennzeichnenden Züge von Madáchs Werk zuſammenfaßte. Von dieſen fünf Momenten konnte ich in der Weltliteratur für drei keine Beiſpiele anführen. Es gibt kein anderes dichteriſches Werk, das uns die Ereigniſſe der Weltgeſchichte ſo vor Augen ſtellt, daß in den ſich ablöſenden Erſcheinungen der Jahrtauſende immer das gleiche Menſchenpaar, das erſte Menſchenpaar, der Held des Ganzen iſt; es gibt kein anderes Drama, das dieſes Menſchenpaar zum Vertreter des Menſchengeſchlechtes gemacht hat und Adam und Eva als Verkörperung des ewig Menſchlichen durch die ganze Weltgeſchichte wandern läßt; es gibt kein anderes Werk, das in allen ſeinen Teilen ſo ſehr von einer philoſophiſchen Idee durchdrungen iſt, die in dichteriſcher Form auf die ſchwerwiegendſten Fragen der Menſchheit Antwort zu geben verſucht. Von dieſen drei Geſichtspunkten aus geſehen — dabei beſtimmen dieſe den Gehalt der „Tragödie" — ſteht ſie ohne Beiſpiel in der Weltliteratur da. Was die beiden anderen Momente betrifft, ſo fanden wir zwar Werke, mit denen das ungariſche Drama zufällig oder genetiſch zuſammenhängt,aber dieſe ganzen Beziehungen ſind, wenn wir vom Einfluß des „Fauſt" abſehen, bedeutungslos und mehr oberflächlich. Madách bildete die übereinſtimmenden Züge entweder in einem ſtärkeren Ausmaß weiter, oder ſeine Ergebniſſe ſind nachgewieſenermaßen keine Entlehnungen. An der Entſtehung der „Tragödie" hatte „Kain" und noch in weitaus größerem Maße „Fauſt" einen Anteil, ſodaß ſie in gewiſſer Hinſicht der Urſprünglichkeit des Madáchſchen Werkes Abbruch tun, ohne freilich ſeine Selbſtändigkeit zu gefährden. Die „Tragödie des Menſchen" dürfen wir ſonach als eine Schöpfung des ungariſchen Geiſtes und eine ſeiner größten Leiſtungen betrachten, was ich im Nachſtehenden zu beweiſen verſuche.

III.

Was iſt der Sinn und der Wert in der „Tragödie des Menſchen"? Die wichtigſten Punkte dieſer Frage ſind folgende:

Erſtens: welches iſt die dichteriſche Idee dieſes Werkes? Dann: welche Stimmung durchzieht es, welcher Weltanſchauung huldigt es, welche Lehre ſchimmert aus den Kämpfen Adams hervor? Ob die Bilder, welche Luzifer

auf die Leinwand wirft, um dem erſten Menſchenpaar das Leben der Menſchheit zu zeigen, die Wirklichkeit getreu widerſpiegeln, oder ob ſie Zerrbilder ſind, die Lügen des Satans zum Verderben der Menſchheit? Und ſchließlich und endlich, was iſt die Dichtung ſelbſt: die himmliſche Stimme der Offenbarung, ein ermunternder Mahnruf, der uns Kraft gibt, die Laſten des Lebens zu ertragen, oder aber die Glut der Verzweiflung, die in unſeren Herzen jede Hoffnung verbrennt? Iſt, was Madách uns zuruft, Lebensbejahung oder Lebensverneinung?

Bevor ich auf die jetzt aufgeworfenen Fragen zu antworten verſuche, möchte ich die Kunſt betrachten, mit der Madách ſein Werk geſchaffen hat. Das Drama iſt, ſeinem Titel nach, die Tragödie des Menſchen. Der Kampf nimmt zwar in der erſten Szene zwiſchen dem Herrn und dem Satan ſeinen Anfang, aber ſchon in der zweiten Szene, als Adam auftritt, wird der Kampf Luzifers mit dem Herrn zum Problem der Menſchheit, der Menſch tritt in den Vordergrund, ſeine Geſchichte, die Luzifer vor Adam ablaufen läßt, wird der Gegenſtand der Tragödie. Nur zehn Szenen konnte der Dichter aus der vieltauſendjährigen Geſchichte der Menſchheit herausgreifen, er wählte zehn hiſtoriſche Zeitalter aus, natürlich die charakteriſtiſcheſten. Die Kunſt ihrer Auswahl und Geſtaltung iſt ein weſentliches Element der Wirkung des Dramas. Madách ſieht das Leben der Menſchheit, ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft, nicht mit den Augen des Geſchichtsſchreibers, ſondern mit denen des Dichters und des Philoſophen. Er ſtiliſiert die aus der Strömung der Jahrtauſende ausgewählten Zeitalter: er übergeht ſogar ihre weſentlichſten Züge, wenn ſie ſeinem Zwecke nicht entſprechen; er vereinigt die Ereigniſſe und, dem zu ſeiner Verfügung ſtehenden geringem Raume entſprechend, ſammelt er die ſich im Raume und in der Zeit verſtreuenden Strahlen in einen Punkt. Um die Helden und die Ereigniſſe der Geſchichte kümmert er ſich im allgemeinen wenig, er will nicht das Leben der Menſchheit in den hiſtoriſchen Zeitaltern vorführen, ſondern er konkretiſiert den Geiſt der Zeitalter in hiſtoriſchen oder erdichteten Geſtalten. Im Laufe der Jahrhunderte intereſſiert ihn nicht das Individuelle, ſondern das allgemein Menſchliche; er bemüht ſich nicht um hiſtoriſche, ſondern um pſychologiſche Treue, er will, daß Pharao, Miltades, Sergiolus, Tankred, Kepler, Danton den Geiſt eines hiſtoriſchen Zeitalters getreu zum Ausdruck bringen. Das iſt eine dichteriſche Aufgabe, und ſie wurde mit wahrer Kunſt gelöſt: die aufeinanderfolgenden Helden ſind nicht nur die getreuen Vertreter einer Idee, ſondern auch die des Geiſtes ihres Zeitalters. Die Geſchichte war für Madách bloß Rohmaterial; es war nicht ſeine Abſicht, das, was ſie an dichteriſch und philoſophiſch Fruchtbarem enthält, zu entfalten, ſondern er ſchöpfte das Poetiſche aus ſeinem inneren Erleben, aus ſeiner Seele, und

mit ſeiner Philoſophie erweckt er es zum Leben. Das erklärt die große Wirkung, welche die einander abwechſelnden hiſtoriſchen Szenen einzeln auf die Leſer oder Zuſchauer ausüben. Geſchichtsphiloſophiſch betrachtet iſt jede das verkleinerte Spiegelbild der Gefühls- und Gedankenwelt je eines Zeitalters, vom künſtleriſchen Standpunkte aus betrachtet iſt jede eine Tragödie und zwar eine zweifache Tragödie: einerſeits der durch ſein menſchliches Weſen ſchickſalhaft bedingte unvermeidliche Sturz eines großen Menſchen, anderſeits der ebenfalls ſchickſalhaft durch ihren Geiſt bedingte unvermeidliche Sturz einer ganzen Epoche.

Es war ein Prüfſtein der Kunſt Madáchs, wie er aus einem Menſchen zehn verſchiedene ſchaffen konnte, ohne daß die Geſtalt ſeine Einheit verlor. Jede Tragödie Adams iſt dichteriſch wahr, und obwohl wir jedesmal den Sturz des Individuums erleben, fühlen wir, daß mit dem Individuum auch eine allgemein menſchliche Idee zu Grunde geht; — obwohl wir den Helden vor uns immer in neuer Geſtalt ſehen, wiſſen wir, er iſt im Grunde immer derſelbe: eine nach Großem ſtrebende, edle Seele.

Damit habe ich nun aber auch ſchon auf das andere Element der künſtleriſchen Wirkung der Tragödie hingedeutet, auf die Großartigkeit der Kompoſition. Keine der elf Szenen iſt um ihrer ſelbſt willen da, ſie wollen nicht einzeln wirken, ſondern zuſammen verſchmolzen als Einheit, der ſie ſich unterordnen. Wie konnte Madách in dieſes bewegliche Vielerlei Einheit bringen, wie konnte er es verhindern, daß die Aktion nicht in ihre Elemente zerfiel? Hierin leuchtet Madáchs ſchöpferiſche Kraft am glänzendſten: er fand die künſtleriſche Löſung, dieſe Szenen, welche äußerlich überhaupt nicht miteinander verknüpft ſind, ſo eng zu verbinden, daß ſie ſich zu einem unauflösbaren Ganzen verweben. Die Phantaſie Madáchs ſchuf drei ſolcher durchgehenden Verbindungen. Die erſte, daß er die Menſchheit in der Geſtalt *eines* Menſchenpaares verkörpert und es zum Helden jeder Szene macht, das im Laufe der Handlung immer wieder eine neue Geſtalt annimmt, im Grunde genommen aber immer dasſelbe bleibt. Andererſeits leitet er den geſchichtsphiloſophiſchen Grundgedanken jeder Szene aus der Idee des vorhergehenden Bildes ab; ſo faßt er die von einander oft durch einen großen Zeitraum getrennten Bilder feſt zuſammen. Schließlich zwängt er das Ganze dadurch in einen Rahmen, daß Gott die Handlung eröffnet und mit ſeinen Worten ſchließt — das iſt das äußerlich Einende; anderſeits — das iſt das innere Formprinzip — verſetzt er die Ereignisfolge in die Zeit unmittelbar nach der Schöpfung, er macht das erſte Menſchenpaar zum Träger der Handlung und zeigt das Leben der Menſchheit als Traumbilder des bibliſchen Adam. Somit verbindet das Drama zwei beſondere Welten, die Welt der Bibel und die der Geſchichte — die erſte liefert den Beginn und den Abſchluß des Dramas, den my-

thiſchen Rahmen, der das Ganze umfängt, die letzte die Handlung — dieſe beiden verſchmelzen zu der vollkommenſten logiſchen Einheit: die Eröffnung, die drei bibliſchen Szenen, werfen die metaphyſiſche Frage auf, aus welcher das Drama hervorgeht, die folgenden elf Szenen liefern das Beweismaterial; die Schlußſzene, das fünfzehnte Bild, das wieder in der Bibelwelt ſpielt, erteilt die Antwort.

Die geiſtige Achſe des Dramas iſt alſo die große Frage, welche wir als Lebensproblem Madáchs ſo gut kennen. Ja wir kennen auch die Antwort, welche der Dichter im Jahre 1857 auf dieſe, im Grunde genommen doppelte Frage gab. Welches iſt die Beſtimmung des Menſchen hier auf Erden? — dieſe erregende Frage faßt alſo in ſich erſtens: warum leben wir, was iſt der Zweck der Menſchheit, zweitens: nähert ſich die Menſchheit im Laufe der Zeiten ihrem Ziele, was iſt alſo der Wert des menſchlichen Lebens. Im Jahre 1857, als der Gedanke des Dramas der Seele des Dichters entſprang, war die Antwort eine fürchterliche Verneinung. Madách löſte gleich Luzifer den Knoten mit dem Nihilismus des verzweifelten Menſchen. Und welche Lehren tönen aus der Tragödie, aus den elf Bildern, in welchen der Dichter das Leben der Menſchheit vergegenwärtigt? Die Antwort iſt niederſchmetternd: es iſt das Los des Menſchen, zu kämpfen. Aber nicht nur er allein fällt, ohne daß er ſein Ziel verwirklicht hätte, ſondern es fällt auch die Idee, für welche er gekämpft hat, — fällt, weil ſie nicht lebensfähig, weil ſie falſch war, weil ſie nicht im Dienſte der Beſtimmung des Menſchen ſtand. Aber gibt es überhaupt eine wahre Idee, hat die Menſchheit ein wahres Ziel? Die tragiſchen Bilder verkünden: nein, das Leben der Menſchheit iſt in der Tat zwecklos. Und noch grauſamer iſt die Antwort auf die andere Frage. Im Leben der Menſchheit gibt es keine Richtung, noch weniger einen Fortſchritt, ſein tauſend und abertauſendjähriges Leben iſt keine Entwicklung, in jedem folgenden Zeitalter unterſcheidet ſich der Menſch nicht von dem der vorhergehenden; ſeine Ideen ſind Trugbilder, weil ſie ihn nicht einer edleren, ſchöneren Zukunft entgegenführen. Im Gegenteil, aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft hinüber iſt die Menſchheit immer tiefer geſunken. Auch in der Vergangenheit war fortwährender Sturz das Los der Menſchheit, aber er fiel wenigſtens für große Ideen; in der Gegenwart hat er keine Ideen mehr, nur Ziele und Prinzipien. Das Los der Geſchichte lenkten mächtige Menſchen, Individuen, die nach dem Edlen, Beſten ſtrebten; das neueſte Zeitalter kennt keine Helden mehr, nicht einmal Individuen, nur farbloſe, gleichförmige, wertloſe Menſchen, in denen jedes edle Gefühl ausgeſtorben iſt. Idealismus, Begeiſterung, Pietät ſind für immer aus der Welt verſchwunden. Und die Zukunft? Sie iſt mit der Gegenwart verglichen noch öder. Der Menſch hat keine Prinzipien mehr, nur Zwecke,

— Zwecke? Nein!, nur einen einzigen, den erbärmlichſten, den materiellſten aller Zwecke: die mühſelige Aufrechterhaltung eines elenden Daſeins. In unſerem Zeitalter iſt der Menſch noch ein ſtrebſames Weſen, von Verlangen erfüllt; — in der Zukunft iſt er eine bloße Zahl, eine bloße Maſchine, Werkzeug in der Hand der Wiſſenſchaft. Und die ſchönſten Blumen der Menſchheit, die Dichtung, die Liebe, die Familie verwelken auf immer. Das Ende, das letzte Moment im Leben der Menſchheit, wo der Menſch, verkümmert an ſeiner körperlichen Geſtalt, ohne ſeeliſches Leben eine wahrhaft tieriſches Leben führt — dieſes Ende iſt ſchrecklich verzweiflungsvoll!

Haben alſo diejenigen Recht, die verkünden, daß die Tragödie des Menſchen die dunkelſte ungariſche Dichtung iſt, und Madách darin das Evangelium des Peſſimismus predigt? Ganz und garnicht, — ja ſie hätten nicht einmal dann Recht, wenn der Dichter ſein Drama mit der vierzehnten Szene abgeſchloſſen hätte. Selbſt in dieſer ſchroffen Antwort hat ſich der Peſſimismus Madáchs im Vergleiche zum Jahre 1857 gemildert. Wie anders iſt jetzt ſeine Auffaſſung von dem Schickſal des Menſchen, als zu der Zeit, da ſeiner Seele der Grundgedanke ſeines Dramas entſproß. Dieſe Milderung war die Folge der Veränderung, welche in Madáchs Gemütsleben ſeit 1857 vor ſich gegangen war. Als ſich der Dichter an die Arbeit machte und der Kampf ſeiner Phantaſie mit dem dichteriſchen Rohſtoff begann, als er die Idee der Handlung immer mehr zu ihrem Ausdruck formte: in der qualvollen Luſt des Schaffens milderte ſich die ſeeliſche Spannung des Dichters und wie er ſich mit der Zeit von der Familienkataſtrophe entfernte, verblaßte das Andenken an ſeine Frau immer mehr und ſein Schmerz ſtumpfte langſam ab. Unter dieſer doppelten Wirkung klärte ſich ſeine dunkle Weltauffaſſung ein wenig, und das Drama wich durch manche hellere Züge von dem Urbilde ab. Nach der Lehre des Dramas iſt das Los der Menſchheit eine Tragödie, aber der Menſch iſt kein ſchwacher Wurm mehr, als den Madách ihn im Jahre 1857 ſah. Es gibt große Seelen — ihr Verkörperer iſt Adam — voll von Begeiſterung und Kraft, mit einem ſtarken Willen, die für ihre Ideen kämpfen, auch wenn ſie zu Grunde gehen. Ihr Beſtreben war groß und ſchön. Ihre Ideen werden vereitelt. Aber jede einzelne war eine große Idee, für die zu leben und zu kämpfen, ſelbſt zu fallen, der Mühe wert war. Und Eva iſt nicht ein noch ſchwächeres Weſen als der Mann, ſondern ſie teilt getreu ſein Los, iſt ſeiner würdig. Auch dieſes Weltbild iſt dunkel, ja ſogar troſtlos, aber nicht mehr die Viſion des in ſeiner Verzweiflung abgeſtumpften Menſchen. Wer das Los der Menſchheit ſo ſieht, der kann, wenn auch nicht vertrauen, ſo ſich wenigſtens begeiſtern, er glaubt an die Größe des Menſchen, er kennt die hohen Werte des Menſchentums.

Nicht der Menſch iſt alſo ſchwach, ſondern die Menge. Durch dieſe Spalte ſehen wir am tiefſten in das große Werk hinein; — ſo verſtehen wir des Menſchen und der Menſchheit Tragödie. Das Tragiſche iſt im Schickſal der Menſchheit, daß ſich die ſchwache Menge immer wieder von neuem den großen Geiſtern entgegenſtellt, die großen Ideen, denen ſie dienen, verkennt und mit ihrer rohen Kraft ſowohl die Helden wie ihre Ideen zu Fall bringt und dadurch ſich ſelbſt vernichtet. Gewiß iſt das auch Peſſimismus, aber nicht die Gleichgültigkeit des vollen, nihiliſtiſchen Peſſimismus — das iſt der ſchmerzhafte, aber kämpfende Peſſimismus der für das Große und Edle erglühenden Seele.

Demgegenüber können wir nicht leugnen, daß, wenn der Dichter die Tragödie die mit der letzten hiſtoriſchen Szene, mit dem Eskimoauftritt, abſchließen würde, dies in dem Herzen der Zuſchauer eine niederſtimmende Nachſchwingung auslöſen würde, und zu allem anderen eher geeignet wäre, als dazu, in uns die Hoffnung, die Sehnſucht nach dem Leben zu erwecken. Der Dichter hat aber nach den Traumbildern noch eine fünfzehnte Szene geſchrieben. Dieſe ſchließt er mit einem beruhigenden Akkord, mit dem „Menſch, kämpfe und vertraue!“, und hebt dadurch ſein Werk aus dem Peſſimismus heraus. Wir hören die beruhigende Antwort auf die große Frage: des Menſchen Los, ſein Zweck iſt zu kämpfen und auf Gott zu vertrauen, der ihn nicht verläßt.

„Dein Arm iſt ſtark, dein Herz erhaben,
Endlos der Raum, der Arbeit heiſcht.
Gib acht: dann rauſcht dir warnend
Und erhebend eine Stimme zu.
Der folge nur. Und wenn des Himmels Stimme
Im Lärm des werkereichen Lebens ſchweigt:
Des ſchwachen Weibes reine Seele,
Entrückt dem Erdenſchmutz, wird ſie vernehmen
Und wird durch ihre Herzensader
Zur Dichtung und zum Lied ſie läutern.
Mit dieſen Beiden ſtehe ſie
In Leid und Glück dir ſtets zur Seite,
Als Genius voller Troſt und Lächeln.“

Es gibt alſo im Menſchen Werte: ein ſtarker Arm, eine mächtige Tatenluſt, ein erhabenes Herz; es gibt auch im Leben des Menſchen die Arbeit, deren Feld unendlich iſt, die himmliſche Stimme, die ihm entgegenklingt, und die Poeſie der reinen Frauenſeele. Das iſt nicht mehr der Geiſt der Verneinung, das iſt nicht mehr das Evangelium des Peſſimismus, das iſt die Stimme des Glaubens, welche uns zum Leben ruft. So klingt das Drama in den ermunternden Mahnruf des Herrn aus. Wenn auch der Zweck, den Gott darin bezeichnet, die kühnen Träume, die hoch-

ſliegenden Wünſche des nach Großem ſtrebenden Menſchen nicht befriedigt, die Lehre, die der irdiſche Menſch daraus ableiten kann, iſt doch die, daß das Leben wert iſt gelebt zu werden. Und Eva könnte das Drama mit dem Ausruf beenden, mit dem ſie die zweite Szene beginnt: „Ach leben, leben!“

Vor dem drohenden Schreck einer Frage aber hat uns der Dichter nicht befreit. Spiegeln jene Traumbilder, welche Luzifer Adam vorzaubert, das Leben der Menſchheit getreu wieder? Die Frage wurde noch im Leben des Dichters aufgeworfen, er aber erhob Einſpruch gegen die Erklärung, welche die hiſtoriſchen Szenen Lügen ſtraft und Luzifer als Betrüger hinſtellt. Die Bilder ſind tendenziös ausgeſucht, aber wahr; nun, wenn ſie das ſind, kann man von Fortſchritt, von Entwicklung ſprechen, oder eilen wir Menſchen nicht dem Verkommen, der Entartung entgegen? Gott verweigert in dieſer Schlußſzene die Antwort, dem beſchränkten Menſchenverſtand bleibt die Zukunft verborgen. Adam ſelbſt iſt nur beſiegt, aber nicht überzeugt, ſeine Seele kann ſich von der fürchterlichen Erinnerung an das letzte Bild, die Eskimoſzene, nicht losreißen, und ſein letztes Wort in der Tragödie iſt: „Das Ende nur, könnte ich nur das vergeſſen.“

In dieſem reſignierten Aufſchrei Adams glüht tiefer Schmerz und dunkler Zweifel: unſtreitbar beſteht zwiſchen demſelben und der Mut einflößenden Erklärung Gottes ein gewiſſer Widerſpruch, und wir haben das Gefühl, daß der Schlußakkord der Tragödie nicht in voller Harmonie ausklingt. Man kann ſich des Eindruckes nicht erwehren, daß aus dem mythiſchen Rahmen der Tragödie eine andere Weltanſchauung herausklingt als aus den hiſtoriſchen Szenen, d. h. daß der Dichter eine andere Weltanſchauung hat als ſein Drama. Der Dichter ſpricht mit den Worten des Herrn zu uns und glaubt an die Zukunft der Menſchheit, Adam zieht die Lehren des Dramas ab und zweifelt daran. Dieſer Widerſpruch fällt zu Laſten der künſtleriſchen Wirkung. Wenn wir aber dieſen ſchon nicht ausgleichen können, ſo ſollten wir uns wenigſtens bemühen, ihn pſychologiſch zu verſtehen. Ich habe vorher auf den großen Reinigungsprozeß hingewieſen, der in Madáchs Seele ſeit 1857 vor ſich ging. Dieſer Vorgang war noch nicht völlig beendet, als das Drama fertig war. Der Dichter erhob ſich aus ſeinen dunklen Gedanken, ſeine Weltauffaſſung veredelte ſich, aber ſeine Seele konnte ſich noch nicht endgültig von der Vergangenheit losreißen, konnte deren Erinnerungen nicht auslöſchen. In Madách gärte es noch, er kämpfte mit ſich, und infolgedeſſen iſt in dieſem Punkte die Harmonie der Tragödie nicht vollkommen.

Es gibt aber einen Entſchuldigungsgrund für Madách. Die Schaffung der Tragödie des Menſchen war eine außerordentliche, allzugroße Aufgabe. Die tiefſten Gedanken des menſchlichen Verſtandes, die abſtrakte

Philoſophie ſollten in dichteriſche Bilder geſchloſſen werden; die vieltauſendjährige Vergangenheit des Lebens der Menſchheit und eine noch längere Zukunft ſollte in einer kaum viertauſend Zeilen zählenden Dichtung zuſammengefaßt werden: das in jeder Hinſicht harmoniſch zu löſen überſchreitet die menſchliche Kraft.

Dafür entſchädigen uns Vorzüge des Werkes in reichem Maße. Einerſeits „die organiſche Einheit des Grundgedankens im Bezug auf Geſtaltung und Formulierung."[18]) Die zielbewußte Handlungsführung, die harmoniſche Verknüpfung der drei Sphären, der himmliſchen, bibliſchen und geſchichtlichen, die logiſche Verknüpfung der Ideen im Dienſte des philoſophiſchen Problems ſowie ſeine klare Verſtändlichkeit, anderſeits der Umſtand, und das iſt ſein wirkliches Verdienſt, daß es in ſeiner Geſamtheit mit ſeinerr tiefen philoſophiſchen Idee eine anziehende Schöpfung darſtellt und eine ſolche auch in ihren einzelnen Teilen iſt. Die geſchichtlichen Szenen ſind auch einzeln für ſich nahezu immer eine meiſterliche Leiſtung: Sie ſind nicht nur jeweils die verkleinerten Spiegelbilder der Empfindungs- und Gedankenwelt eines Zeitalters, ſondern jedes für ſich eine große Tragödie, der erſchütternde Zuſammenbruch eines großen Menſchen, infolge eben ſeines menſchlichen Charakters. Der Prüfſtein für Madáchs Kunſt beſtand darin, inwieweit er es fertig bringen würde, *den Menſchen* in Individuen zu zerteilen, ohne dadurch die Einheit zu gefährden. Jede Tragödie Adams iſt dichteriſch wahr, und obſchon jede den Fehler des Individuums darſtellt, ſpüren wir, daß mit dieſem ein Zug des Ganzen und eine Idee zuſammengebrochen iſt. Obwohl wir den Helden immer wieder in einer anderen Geſtalt vor uns ſehen, wiſſen wir, daß er im Grunde genommen derſelbe bleibt: eine Großem zuſtrebende edle Seele.

So iſt die „Tragödie des Menſchen" als Ganzes mit der mächtigen Maſſe ihres Materials und ihrem erhabenen Thema die großartigſte Konzeption in der ungariſchen Literatur. Ihre Verwirklichung iſt einer der größten Triumphe des ungariſchen Geiſtes, ihr Schöpfer der Stolz der ungariſchen Dichtung. Ja ſogar, was dem Helden des großen Werkes, Adam, nicht gelungen iſt: die Bande zu zerreißen, die ihn an die Muttererde feſſelten, wird dem Dichter, vertrauen wir darauf, in der nahen Zukunft gelingen. Die „Tragödie des Menſchen" klopft ſchon an das Tor der Weltliteratur. Wenn es ſich ihr auftut, ſo iſt das außer ihrer Eigenart das Verdienſt des Deutſchtums. Der deutſche Geiſt, in Goethe verkörpert, hat unſere große Tragödie zum Leben erweckt, die Kraft des deutſchen Geiſtes wird ſie auf die Weltbühne zum Ruhm führen.

Stephan Ludwig Roth.

Umriſſe ſeines Wirkens.

Von Gottfried Fittbogen (Berlin).

1. Die neue Aufgabe.

Der Siebenbürger Sachſe Stephan Ludwig Roth fängt nun auch an, den Binnendeutſchen bekannt zu werden: er iſt der Mann, der in bewegter Zeit, in der ungariſchen Revolution, um ſeines Volkes willen von ſeinen Gegnern erſchoſſen wurde. Ein markanter Abſchluß des Lebens!

Aber der Tod iſt doch nur der Abſchluß ſeines Lebens. Was war ſein Leben, was iſt deſſen Inhalt?

Das iſt ſchwerer zu ſagen. Noch fehlt die Biographie, die uns ſeine Geſtalt ſcharf umriſſen vor Augen ſtellt. Die neue Ausgabe ſeiner Schriften, welche erſt die Grundlage für eine neue Biographie abgeben kann, braucht noch mehrere Jahre, bis ſie vollendet iſt. Sie erſcheint ſeit 1927 unter dem Titel: Stephan Ludwig Roth. Geſammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth (Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig). Sie iſt im Weſentlichen chronologiſch geordnet. Bisher liegen 5 Bände vor. Der fünfte iſt kürzlich erſchienen. Unter dem Titel „Der Predigtſtuhl der Zeit" — denn Roth hat die Preſſe gelegentlich einmal den Predigtſtuhl der Zeit genannt — vereinigt er Aufſätze, die Roth (während der Jahre 1842 bis 1848) hauptſächlich in der Preſſe hat erſcheinen laſſen. Inhaltlich handeln ſie hauptſächlich von der Hebung der ſächſiſchen Landwirtſchaft und der Einwanderung von Landwirten aus Deutſchland; beides hängt, wie wir ſehen werden, aufs engſte zuſammen. Der nächſte (6.) Band (ſein Erſcheinen iſt für 1939 zu erwarten) wird dann der Einwanderung dieſer deutſchen Landwirte ausſchließlich gewidmet ſein. Roth ging ſelbſt als Werber nach Stuttgart, gewann eine ganze Anzahl ſchwäbiſcher Familien für Siebenbürgen und war auch in Siebenbürgen ihr Berater und Vertrauensmann — bis er ſich in Folge von mancherlei Schwierigkeiten von der Sache zurückzog. Mit dem ſiebenten Bande, der alles zuſammenfaſſen ſoll, was Roths Lebensende betrifft, wird dann die Ausgabe abgeſchloſſen ſein.[1])

Die ältere Forſchung iſt auch heute durchaus nicht wertlos, insbeſondere iſt die Biographie Roths von Franz Obert[2]) mit Dank zu nennen und

[1]) Vgl. auch Folberths orientierenden Aufſatz: Stephan Ludwig Roths Schickſalsweg. Auslanddeutſche Volksforſchung 1937, S. 273—289.

[2]) Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und ſeine Schriften. 2 Bde. Wien 1896. Bd. I enthält die Biographie, Bd. II eine Ausgabe der wichtigſten Werke. Dazu der ſpäter zu nennende Aufſatz von G. A. Schuller.

zu benutzen. Sie weiſt aber — begreiflicher Weiſe — einen Zug zum Panegyriſchen und zugleich zur Bagatelliſierung der Gegenſätze auf. Beſtimmte Dinge konnten in der ungariſchen Zeit nicht gut erörtert werden. Typiſch für dieſe Auffaſſung iſt die Darſtellung, die Roths Hinrichtung in der kleinen Sachſengeſchichte von Friedrich Teutſch gefunden hat: „Wenige Monate ſpäter wurde St. L. Roth in Klauſenburg als Rebell erſchoſſen. Auch er hatte ſich zur „Pazifikation" des Landes vom Kommandierenden Baron Puchner verwenden laſſen und in Eliſabethſtadt und in den 13 Dörfern viel Unglück verhütet"[3]). Er ließ ſich von einem andern als deſſen Werkzeug verwenden und wurde für das Gute, das er in deſſen Auftrag tat, hingerichtet. Kann man am Kern der Sache ſtärker vorbeireden? — Aber damals war es den Sachſen innerlich garnicht möglich, dieſe Frage ernſthaft ins Auge zu faſſen.

Eine eigentümliche Uebergangsſtellung nimmt die neue Ausgabe ſelbſt ein. Ihr Herausgeber iſt noch in der alten Betrachtungsweiſe herangewachſen. Er kündigt Roth (im Vorwort zum erſten Bande) als „Heldengenius auslanddeutſcher Geiſtesgeſchichte" an, er arbeitet auf die Apotheoſierung hin. Aber das iſt das Alte und Unweſentliche. Das Weſentliche und Neue iſt, daß er in unermüdetem „Dienſt an Stephan Ludwig Roth", geſtützt auf deſſen Nachlaß, der ihm unbeſchränkt zur Verfügung ſteht, eine Fülle neuen Materials ans Tageslicht fördert und damit der Wiſſenſchaft neue Aufgaben ſtellt. Alle weitere Arbeit kann nur auf dem Boden dieſer Ausgabe erfolgen.

Dieſe Forſchung wird nicht mehr panegyriſch geſtimmt ſein, ſie wird aufs Konkrete gehen. An ſchönen Worten wie an Harmoniſierung der Gegenſätze liegt ihr nichts mehr, ſie will Stephan Ludwig Roth und die Verhältniſſe, unter denen er lebte, in ihrer Konkretheit erfaſſen. Die Zeit, in der die Sachſen ihr eigenes Territorium mit eigenen Beamten verwalteten und die Madjaren und die zahlreichen „Walachen", die auf Sachſenboden lebten, keine politiſchen Rechte beſaßen — dieſe Zeit liegt uns ſo fern, iſt auch den Sachſen ſelbſt ſo fremd geworden, daß es Mühe macht, ſie in ihren konkreten Einzelheiten wieder lebendig zu machen. Der künftige Biograph Roths wird hier eine große Aufgabe zu leiſten haben.

Und zweitens, dieſe aufs Konkrete gerichtete Wiſſenſchaft wird zu unterſcheiden wiſſen; ſie wird ihren Helden nicht in Bauſch und Bogen verherrlichen, ſie wird unterſcheiden, auf welchen Gebieten er die andern überragt, auf welchen nicht.

---

[3]) Friedrich Teutſch, Die Siebenbürger Sachſen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916, S. 215 f. — Zweite Auflage, Hermannſtadt 1924, S. 213.

Mit der neuen Rothausgabe alſo beginnt auch eine grundſätzlich neue Periode der Rothforſchung.

Einſtweilen, bevor die Rothausgabe nicht beendet iſt, läßt ſich nichts Abſchließendes über Roth ſagen. Aber da der größere Teil der Ausgabe bereits vorliegt, zeigen ſich ſchon die weſentlichen Umriſſe; ſie laſſen ſich mit hinreichender Klarheit erkennen.

2. Roth und Peſtalozzi.

Die Grundtatſache von Roths Daſein iſt: er war eine praktiſche, keine wiſſenſchaftliche Natur. Das zeigt ſich mit voller Deutlichkeit in der Art, wie er ſeine Studienzeit anwendet.

Auch Roth iſt, wie ſo viele Siebenbürger Sachſen, als Jüngling „ins Reich“ gegangen und hat auf einer deutſchländiſchen Univerſität (in Tübingen) ſtudiert. Drei und ein viertel Jahr iſt er draußen geblieben. Aber von dieſen $3^1/_4$ Jahren hat er nur ein einziges Jahr auf der Univerſität zugebracht. Wie tief kann man ſchon in dieſer kurzen Zeit in „die Wiſſenſchaft“, in den Zweig der Wiſſenſchaft, den man ſtudiert, eindringen?

Wenn er gleichwohl vor der Rückkehr in die Heimat auf der Durchreiſe in Tübingen binnen vier Tagen eine Doktor-Diſſertation aus dem Aermel geſchüttelt und den Doktorgrad erworben hat, ſo iſt das zwar eine Talentprobe, aber in noch höherem Maße ein Zeichen des Entgegenkommens, das die dortigen Profeſſoren ihm, dem Außenſeiter, bewieſen. Viele derartige Promotionen wird es in Tübingen kaum gegeben haben und daß die philoſophiſche Fakultät keinen Wert darauf legte, dieſe Diſſertation gedruckt zu ſehen, iſt nur natürlich. Daß die öſterreichiſche Regierung, die nach der Ermordung Kotzebues durch Sand das Studium ihrer Landeskinder auf deutſchländiſchen Univerſitäten nach Möglichkeit unterband, ihm dann die Führung dieſes Titels nicht geſtattete, iſt eine Sache für ſich. Trotz der Freundlichkeit der Tübinger Profeſſoren mußte Roth in der Heimat ſeine Laufbahn als titelloſer junger Mann beginnen. Er litt darunter; denn mundus vult titulum.

Auch das Zweite, das die Univerſität ihm hätte geben können, wurde ihm nicht zuteil: die Berührung mit dem jugendlich friſchen idealiſtiſchen Geiſte der deutſchen Burſchenſchaft. (Roth trat während ſeines Tübinger Jahres der dortigen Burſchenſchaft nicht bei, ſondern war, wie es ſcheint, Konkneipent — „Renonce“ — bei dem Korps Suevia, dem einzigen Korps, das ſich in Tübingen neben der Burſchenſchaft behauptete; Bd. I, S. 200.)

Die Univerſität und die Wiſſenſchaft bedeuten alſo wenig in Roths Ausbildung. Für ſie hatte er nur ein einziges Jahr Zeit.

Und die übrigen $2^1/_2$ Jahre? Roth hat ſie keineswegs vergeudet. Im Gegenteil! Aber er hat ſie zu andern Zwecken benutzt: er ging zu Peſtalozzi in die Schweiz und lehrte und lernte lehrend unter den Augen des Meiſters. Freilich, bei dem hatte bereits die Abenddämmerung begonnen. Anderthalb Jahre blieb Roth bei ihm. Auch dieſe Zeit ſchloß ohne einen ſichtbaren Erfolg ab; eine größere Arbeit über die Methode des fremdſprachlichen Unterrichts, die er unter den Augen Peſtalozzis begonnen hatte, blieb ungedruckt. Den Reſt der Zeit, dreiviertel Jahre, verwandte er auf Hin- und Rückreiſe.

Nicht alſo das Univerſitätsſtudium und die Wiſſenſchaft, ſondern Peſtalozzi und die pädagogiſche Arbeit unter ihm war das Haupterlebnis, das er nach Siebenbürgen zurückbrachte. Und hier erhob ſich nun ſofort die praktiſche Frage: wie ſetze ich das, was ich bei Peſtalozzi gelernt habe, in die Tat um. Praxis, nicht Wiſſenſchaft! Die Antwort lautet: ich gründe ein Seminar für Landlehrer.

Er ſtrebte dabei nicht, wie man denken könnte und wie es oft aufgefaßt wird, eine Geſamtreform des ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Volksſchulweſens aus dem Geiſte der neuen Pädagogik an. Er beſchränkte ſich auf die Dorfſchulen; die ſtädtiſchen Schulen und die Ausbildung der Lehrer für die Stadt ließ er unangetaſtet. Und auch für die Landlehrer ſtrebte er nur eine Teilreform an.

Stadt und Land, das iſt ſein Grundgedanke, bedürfen einer verſchiedenen Ausbildung für ihre Lehrer. Die Dorfſchullehrer müſſen mit dem Landleben verwachſen. Was nützt dem Dorf ein Lehrer, der nicht weiß, wie der Landmann lebt? der ſich im Dorf nicht an ſeinem Platz fühlt und ſich in die Stadt ſehnt? Das Seminar für Landlehrer muß auf dem Lande liegen, und zwar auf einem Gut, das ihm gehört. Von ſeinem Ertrag ſoll es ſich ſelbſt unterhalten. Lehrer und Schüler bearbeiten (unter Leitung eines Landwirts) das Gut; die Arbeit des Landmanns auszuüben, iſt ein Teil, ein weſentlicher Teil der Ausbildung. Ein Schüler, der dieſe Ausbildung genoſſen hat, wird ſich ſpäter als Lehrer nur auf dem Lande wohl fühlen, wird hier feſtwachſen und nicht in die Stadt ſtreben. Ein Lehrer dieſer neuen Art wird es mit der Dorfjugend leicht haben. Er weiß, wie es ihr ums Herz iſt. Die Dorflehrer, die aus dieſer Dorfjugend hervorgehen, werden ihrer Aufgabe voll gewachſen ſein.

Dazu geſellt ſich der philantropiſche Gedanke der Verpflichtung gegen die Armen (die Armenerziehung ſpielt ja bei Peſtalozzi eine große Rolle). Die Geſellſchaft hat die Pflicht, die Armen vor Verwahrloſung zu bewahren. Sie erfüllt dieſe Pflicht am ſicherſten, wenn ſie nicht beim Negativen, der Behütung vor Verwahrloſung, ſtehen bleibt, ſondern die Sache ins Poſitive wendet und die armen Kinder zu wertvollen Gliedern

der menſchlichen Geſellſchaft erzieht. Sie hat dabei die beſten Ausſichten auf Erfolg. Denn auf der Not ruht ein unverkennbarer Segen. Sie iſt das beſte Mittel, die Kräfte friſch zu halten und zur Entwicklung zu bringen. Die Anſtalt wird daher im weſentlichen nur arme Kinder aufnehmen; dieſe werden tüchtigere Lehrer werden als die Kinder aus wohlhabenden Familien. Die Anſtalt wird nur klein ſein, wird in einem fünfjährigen Kurſus nur Klaſſen von 5—6 Zöglingen, alſo, auch wenn ſie voll entwickelt iſt, im Ganzen nur 25—30 Inſaſſen haben und jährlich nur 5—6 Zöglinge entlaſſen. Sie wird alſo nur einen kleinen Teil der ſächſiſchen Dorfſchulen mit Lehrern verſorgen.

Roth wollte ſeinen Gedanken ſelbſt verwirklichen, dies neue Lehrerſeminar ſelbſt ins Leben rufen und damit zugleich ſich eine bürgerliche Exiſtenz gründen. Dazu brauchte er nicht nur ein Gut, auf dem und von deſſen Ertrage die Anſtalt leben konnte. Er war zwar nicht in der glücklichen Lage wie der Schweizer Herr von Fellenberg, der ein pädagogiſches Inſtitut auf ſeinem eigenen Grund und Boden errichten konnte und das Gut Hofwyl dafür ſtiftete (Roth hatte auch ihn beſucht, zweimal, auf dem Wege zu Peſtalozzi und nach dem Abſchied von ihm, im Oktober 1818 und im Mai 1820, und manches von ihm gelernt; im einzelnen bleibt Fellenbergs Einfluß auf ihn noch zu unterſuchen).[4]) Aber immerhin, dies Hindernis ließ ſich vielleicht noch überwinden; Oſtern 1822 leitete Roth (mit Hilfe ſeines Vaters?) tatſächlich den Ankauf eines Grundſtücks ein, auf dem das Seminar erſtehen ſollte. Auch eine Gehilfin wußte er bereits, die ihm als Hausfrau und Gehilfin im Beruf zur Seite ſtehen ſollte, eine Schülerin Peſtalozzis, die er in Iferten kennen gelernt und zur Arbeits- und Lebensgefährtin auserkoren hatte.[5]) Aber der Schweizerin war die Sache zu unſicher, ſie hob die Verlobung wieder auf.

Roth brauchte vor allem aber auch die Anerkennung der ſächſiſchen Behörden für ſeine Anſtalt. Er legte daher ſein Projekt der ſächſiſchen

---

[4]) Ueber die beiden Schweizer Pädagogen ſiehe O. Hunzinger, Peſtalozzi und Fellenberg. Langenſalza 1879. Die ältere Schrift von W. Hamm (Emanuel Fellenbergs Leben und Wirken. Bern 1845) führt im Anhang viel zeitgenöſſiſche Literatur an.

[5]) Liebesbriefe von Stephan Ludwig Roth. Herausgegeben von Otto Folberth. Mediaſch 1924. Dazu meine Beſprechung in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung 2. Auguſt 1925 (Was iſt nun für ihn das Primäre? Die Liebe, die zwei Menſchen zur Arbeitsgemeinſchaft führt, oder vielmehr die Zweckgemeinſchaft, die ſich zeitweiſe zur Liebe ſteigert?"), den Aufſatz von Fritz Holzträger, Deus bene vertat! Studie zu St. L. Roths Seelenleben. (In: Nöſner Gabe. Feſtſchrift anläßlich der 66. Hauptverſammlung des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde. Biſtritz 1928, S. 25—64) und Hans Nägele: Maria Schmid und St. L. Roth. Jahrbuch des Vorarlberger Muſeumsvereins in Bregenz. Bregenz 1929, S. 45—47.

Nation in einer kleinen Druckſchrift dar und appellierte an deren Edelſinn (1821). Die Zuſtimmung der maßgebenden Stellen war für den jungen Kandidaten nicht zu erreichen. Die „Anſtalt zur Erziehung und und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande“ (das war ihr voller Name) blieb ein ſchöner Traum.

Es ſcheint, daß Roth ſich damit verhältnismäßig leicht abgefunden hat. „Verſchmäht das Vaterland meine gut gemeinte Anerbietung“, ſchreibt er einmal (20. März 1822), „ſo weiß ich hochzuſchätzen das köſtliche: Animam salvavi“.

Gerade der Grundgedanke Roths: das Land bedarf anderer Lehrer als die Stadt, blieb unbeachtet. Er mußte vielleicht unbeachtet bleiben in einem Jahrhundert, das beherrſcht war von dem Gedanken der gleichmäßigen Ausbildung aller Volksſchullehrer, das darunter in erſter Linie die intellektuelle Bildung verſtand und das auf dieſem Wege in der Tat etwas geleiſtet hat.

Roth ſchlug dann die übliche Laufbahn des ſächſiſchen Theologen ein: durch den magern Schuldienſt zu einer gut dotierten Pfarrſtelle. Roth hat im Schuldienſt — als Lehrer am Gymnaſium in Mediaſch, dann als deſſen Rektor — Tüchtiges geleiſtet; aber er dachte nicht daran, dauernd im Schuldienſt zu bleiben und ſein Leben der Verbeſſerung der Jugenderziehung zu weihen. Als die Zeit gekommen war, ging er gern in eine einträgliche Landpfarre über. Als er 1847 in eine Pfründe aufrückte, empfand er das aufrichtig als Glück. Er war hier durchaus Siebenbürger Sachſe. Den Zehnten, den die Bauern an ihre Pfarrer leiſteten, betrachtete er als die wichtigſte Einrichtung im kulturellen Leben der Sachſen; denn von ihm leben nicht nur die, die ihn bekommen, die Pfarrer; ſondern auch die, die ihn nicht bekommen, die Gymnaſiallehrer. Denn nur die Hoffnung, auch einmal des Zehnten teilhaftig zu werden, hält ſie aufrecht und befähigt ſie, die Hungerjahre als Lehrer zu überſtehen.[6]) Nur ſchwer fand er ſich in die Abſchaffung des Zehnten, die die Revolution mit ſich brachte; dieſer „milchenden Kuh der Kirche“ hat er aufrichtig nachgetrauert.

Wie weit Roth während der Zeit ſeines Schuldienſtes Peſtalozziſche Gedanken in Siebenbürgen verwirklicht hat, mögen im einzelnen die Fachleute feſtſtellen. Der Peſtalozzi Siebenbürgens iſt er nicht geworden. Im Grunde iſt es aber ungerecht, wenn wir ihn, wie es unwillkürlich geſchieht, neben Peſtalozzi ſelbſt ſtellen wollen; um ihn gerecht zu beurteilen, müßten wir ihn vielmehr neben die anderen Lehrjünger ſtellen, die Peſtalozzi aus vielen Ländern zuſtrömten — die uns freilich meiſt unbekannt ſind. In ihrer Schar wird er, daran iſt nicht zu zweifeln, durchaus eine gute Figur

---

[6]) In dem Aufſatz: „Mediaſch und die ſächſiſchen Gymnaſien“, Bd. V, S. 354 f.

machen; aber in die Geſchichte der allgemeinen Pädagogik wird er als Eigener nicht eingehen.

Erſt als Pfarrer entfaltete er ſein ganzes Weſen: er begann der Erzieher der Erwachſenen zu werden.

3. Roth und Albrecht Thaer.

Als Pfarrer ſah Roth ſich in eine ganz neue Lage verſetzt: er wurde — Landwirt.

Nicht die theologiſche Wiſſenſchaft reizte ihn, ſondern die Praxis; und nicht die praktiſche Theologie des Seelſorgers, ſondern die praktiſche Arbeit des Landmanns.

Der ſächſiſche Landpfarrer nämlich erhielt ſein Gehalt nicht aus einer Kaſſe in barem Gelde ausgezahlt. Der Kirche jeden Dorfes war bei der Landnahme im Mittelalter ein Grundſtück zugeteilt, von deſſen Ertrag der Pfarrer leben mußte. Ihm blieb es überlaſſen, ob er es verpachten oder ob er die Wirtſchaft ſelbſt führen wollte. Roth wählte das letztere. Zugleich war der Pfarrer auch noch auf andere Weiſe von der Landwirtſchaft abhängig: er bekam von jeder Bauernwirtſchaft[7]) den Zehnten. Wirtſchaftete der Bauer gut, ſo bekam der Pfarrer viel, wirtſchaftete er ſchlecht, ſo bekam er wenig. Der Pfarrer alſo hatte ein ſehr praktiſches Intereſſe daran, daß ſeine Bauern zu wirtſchaften verſtanden.

So lebte Roth „zwiſchen Bauern, von Bauern und für Bauern"; kein Wunder, daß auch ihn die „Liebhaberei zur Landwirtſchaft" ergriff und er ſie in den erſten Jahren „leidenſchaftlich trieb".

Mit klarem Blick erkennt er ſchnell, woran es der Siebenbürger Landwirtſchaft fehlt. Aber Roth betrachtet dieſe Dinge nicht nur für ſich ſelbſt, er ſieht ſie im Zuſammenhang des Geſamtlebens ſeines Volkes; die Mängel, an denen die Landwirtſchaft leidet, ſind ein Schaden für das ganze Volk. Auch die Fragen der Landwirtſchaft werden ihm ſo zu Volksangelegenheiten.

Tatſächlich iſt der Ertrag der Landwirtſchaft nicht ſo hoch wie er ſein könnte. Der ſächſiſche Bauer wirtſchaftet rückſtändig und erzielt daher geringeren Ertrag, als er erzielen könnte. Darunter leidet nicht nur der Pfarrer, der einen geringeren Zehnten bekommt; es leiden darunter, was wichtiger iſt, alle, die mit dem Bauern in Berührung kommen; insbeſondere auch die Städte. Handel und Gewerbe in den Städten könnten ſich ganz

---

[7]) Nicht vom Bauern perſönlich, ſondern von der Bauerwirtſchaft — ein bedeutſamer Unterſchied. Der Pfarrer bekam den Zehnten alſo ohne Rückſicht darauf, wer auf dem Bauernhofe ſaß und welcher Konfeſſion dieſer angehörte. Auch der rumäniſche Bauer ſeines Dorfes, der einer andern Kirche angehörte, hatte den Zehnten zu leiſten.

anders entfalten, wenn der Bauer eine reichere Ernte hätte und mehr kaufen könnte.

Zwei Gebrechen nun ſind es, an denen die ſächſiſche Landwirtſchaft leidet und ohne deren Ueberwindung kein Aufſchwung möglich iſt: die Dreifelderwirtſchaft und der Weidezwang.

Die Dreifelderwirtſchaft, dieſe uralte Wirtſchaftsform, nützt das Land nicht genügend aus, denn von den drei Feldern des Dorfes ſind immer nur zwei Felder (das für das Sommer- und das für das Winterkorn) bearbeitet, das dritte Feld aber liegt brach. Ein Drittel des geſamten Ackerlandes alſo liefert keinen Ertrag. Es iſt eine ſehr einfache Rechnung, daß der Ertrag ohne weiteres um dies Drittel höher ſein könnte. Es müßte nur unter den Pflug genommen werden. Aber die Ausnützung des letzten Drittels verhindert der zweite Krebsſchaden, an dem die ſächſiſche Wirtſchaft leidet: der Weidezwang. Der Bauer iſt nämlich nicht voller Herr über ſein Eigentum. Er darf den Teil ſeines Beſitzes, der im Brachfeld liegt, nicht nutzen, wie er will; auch die Geſamtheit der Bauern ſeines Dorfes hat ein beſtimmtes Recht daran: ſie darf ihr Vieh dort weiden laſſen. An dieſem Mitbenutzungsrecht ſcheitert jeglicher Fortſchritt. Kein Stück des Brachfeldes darf bewirtſchaftet werden, der Ertrag des Bodens wird künſtlich niedrig gehalten.

Der Hirt hindert den Bauern. Und auf Sachſenboden iſt dies ſtörende Hirtenweſen noch ſtärker lebendig als anderswo. Leben doch neben den Sachſen viele Rumänen, die als Abkömmlinge eines reinen Hirtenvolkes noch nicht voll in das Bauernweſen hineingewachſen ſind.

Zudem hat die bisherige Wirtſchaftsweiſe noch ein weiteres Gebrechen im Gefolge: der einzelne kann nicht wirtſchaften, wie er will, er hat zu wirtſchaften, wie es die Geſamtheit ihm vorſchreibt. Auf dieſe Weiſe wird die Initiative des einzelnen, dieſe wichtige Quelle des Fortſchritts, vollſtändig lahmgelegt.

Vor allem alſo muß der Weidezwang aufgehoben und das Recht des Privatbeſitzes voll durchgeführt werden! Und das Vieh? Was wird mit dem? — Es wird nicht beſeitigt. Aber es wird anders ernährt. Es wird nicht mehr ins Freie getrieben, ſondern bleibt im Stall und wird hier gefüttert. So wird Roth zum Apoſtel der Stallfütterung. Er hat keine Predigten über den Segen der Stallfütterung gehalten, wie das den rationaliſtiſchen Pfarrern Deutſchlands — mit Recht oder Unrecht — nachgeſagt wird, aber er hat ſehr nachdrücklich für die Einführung der Stallfütterung gewirkt. Nur die Stallfütterung macht den Weg frei für die Beſeitigung des Brachfeldes und damit für die Ertragſteigerung des Ackerbaus — und die Erhöhung des Zehnten an den Pfarrer.

Dieſe Ertragsſteigerung wird drei Quellen haben. Die erſte kennen wir ſchon: da ein volles Drittel des Ackerlandes, das bisher brach lag, unter den Pflug genommen wird, wird der Ertrag automatiſch um ein volles Drittel ſteigen. Außerdem aber wird bei der Stallfütterung ein weiteres Mittel zur Steigerung des Ertrages gewonnen: viel Miſt, der aufs Feld geführt werden kann. So wird ſich alſo infolge dieſer qualitativen Verbeſſerung der Ertrag noch über das Drittel hinaus, das die Quantitätsvermehrung des Ackerlandes mit ſich bringt, ſteigern. Dazu kommt ein drittes Moment, das zur Steigerung des Ertrages beiträgt, das Wachſen der Initiative des Einzelnen. Wie viel mehr Freude wird der Bauer an ſeinem Acker haben, wie viel mehr Nachdenken wird er auf ihn verwenden, wie viel mehr Arbeit wird er hineinſtecken, wenn er ihm ganz allein gehört und niemand mehr ihm hineinreden darf!

Mit dieſem ſeinem Wirken tritt Roth — wir brauchen es kaum noch zu ſagen — in die Fußtapfen Albrecht Thaers, des Reformators der Landwirtſchaft (1752—1828).[8]) Thaer hatte ſeine bahnbrechende Wirkſamkeit gegen Ende des 19. Jh.s begonnen, in Deutſchland war bereits vieles in ſeinem Sinn geſchehen, der König von Preußen ſelbſt hatte ihn in ſein Land berufen und ihm die Möglichkeit gegeben, praktiſch zu wirken. 1828 war er geſtorben. Aber ſeine Gedanken wirkten weiter. Jetzt war die Zeit gekommen, wo ſie auch ins ferne Siebenbürgen hinüber wirkten. Roth trat in die Schar der Jünger Albrecht Thaers. Der ſächſiſche Landpfarrer beginnt — im Dienſt ſeines Volksſtammes — die Reform der ſächſiſchen Landwirtſchaft zu betreiben.

Aber wie zum Ziele kommen? Mit Worten allein iſt wenig getan. Mit Worten allein kommt man an den Bauern nicht heran. Selbſt geſetzt den Fall, man hätte die Macht, die Aufhebung der Brache und des Weidezwanges zu dekretieren, ſo wäre das zunächſt nur etwas Negatives. Sofort entſtehen neue Aufgaben, denen der Bauer hilflos gegenüberſtünde: die Einführung der neuen Fruchtfolge und der Stallfütterung. Bisher hatte der ſächſiſche Bauer der Tradition gemäß gewirtſchaftet, nun ſoll er plötzlich der ratio gemäß arbeiten. Wie ſetzt man ihn dazu in den Stand? Wie ſchult man ihn für den rationellen Betrieb der Landwirtſchaft?

Es gibt einen ſichern Weg dazu: man richte Muſterwirtſchaften und eine Ackerbauſchule ein, hier könnte der bäuerliche Nachwuchs die neuen Methoden der Landwirtſchaft ſich theoretiſch und praktiſch aneignen. Gewiß, das wäre der beſte Weg. Aber die Mittel fehlen, und es beſteht

---

[8]) Vgl. die neue Thaer-Biographie von Walter Simons: Albrecht Thaer. Nach amtlichen und privaten Dokumenten aus einer großen Zeit. Berlin 1929.

keine Aussicht, daß die sächsische Territorialverwaltung die Sache in die Hand nehmen und die Mittel bewilligen wird.

Man muß sich also anders behelfen. Anderwärts gibt es bereits Landwirte, die nach der neuen Methode zu wirtschaften verstehen, besonders in Deutschland. Wie wäre es, wenn man solche Landwirte von auswärts nach Siebenbürgen holt? Man muß ihnen nur eine gute Existenz bieten, dann werden sie kommen. Sie werden hier nach der neuen Methode wirtschaften, selbst gedeihen und dabei zugleich die Lehrmeister der sächsischen Bauern werden. Daß Landwirte aus Deutschland nach Siebenbürgen kommen werden, ist kaum zu bezweifeln. Sie wandern ja zu Tausenden aus, wandern übers Meer einer unsicheren Zukunft entgegen. Werden sich viele von ihnen nicht gern in dem so viel näheren und kultivierteren Siebenbürgen niederlassen, wenn sie nur die Möglichkeit haben, dort zu existieren?

So kam Roth ganz auf eigenen Wegen, aus seinen praktischen Bemühungen um die Hebung der sächsischen Landwirtschaft, auf den Gedanken, deutschländische Landwirte als Lehrmeister nach Siebenbürgen zu holen. Als Landwirt und aus landwirtschaftlichen Motiven ging er an die Sache heran.

Diese deutschländischen Landwirte werden sich — als Pächter oder Eigentümer — in sächsischen Gemeinden niederlassen (Land können sie billig pachten oder kaufen) und hier als Sauerteig wirken. Infolgedessen wird der Ertrag der sächsischen Bauernwirtschaften, deren Inhaber bei ihnen in die Lehre gehen, wachsen. Den eingewanderten Lehrmeistern wird es natürlich auch gut gehen. Hat sich der Versuch erst einmal an einigen Stellen bewährt, so spricht sich das herum. Die Nachfrage nach deutschländischen Lehrmeistern wird wachsen, die ersten Lehrmeister werden weitere nach sich ziehen, die Zahl der sächsischen „Schüler" wird zunehmen. Dieser Prozeß wird solange dauern, bis die sächsische Landwirtschaft noch für neue Einwanderer aufnahmefähig ist; er wird sich also nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten regulieren. Ist die sächsische Landwirtschaft endlich saturiert, so wird die sächsische Bauernschaft mit deutschländischen Landwirten durchsetzt sein. Nirgends treten sie in größerer Zahl auf, aber im Ganzen bedeuten sie doch für den sächsischen Volkskörper, dem sie sich als Deutsche ohne weiteres einfügen, einen kleinen Zuwachs, eine Nebenwirkung, die nur willkommen sein kann.

Die Einwanderung deutschländischer, und zwar schwäbischer Landwirte kam in Gang; Roth selbst ging 1845 als Werber nach Stuttgart, im Frühjahr kamen die ersten deutschländischen Landwirte nach Siebenbürgen. Wenn es auch kein voller Erfolg wurde (das Unternehmen litt an inneren Unvollkommenheiten, schon vor der ungarischen Revolution von 1848 war der

Zuzug von deutſchländiſchen Landwirten beendet), ein gewiſſer Erfolg wurde doch erreicht. Er zeigt ſich äußerlich darin, daß etwa 1000 deutſche Menſchen dauernd für Siebenbürgen gewonnen wurden.[9])

Die Schwäche des Unternehmens lag darin, daß die Vorausſetzung für ſeinen Beginn noch fehlte, nämlich die Aufhebung des Weidezwanges, der Brache und der Dreifelderwirtſchaft. Wie ſollte da auch der rationell geſchulte Landmann mit Erfolg wirken? Ihm blieb ja nichts übrig, als ſich in den alten Rahmen einzufügen, der neue war noch nicht da. So blieben die Wirkungen, die von den deutſchländiſchen Landwirten ausgingen, mehr oder minder zufällig. Das Ganze war zu ſehr Improviſation.

Aber was erreicht iſt, iſt im weſentlichen durch Roth erreicht. Und er erreichte es als Landwirt. Die neuen Landwirte gliedern ſich in den Wirtſchaftsprozeß ein, von deſſen Lauf — und von nichts anderm — ihr Gedeihen abhängig iſt.

4. Roth und Friedrich Liſt.

Freilich, ganz allein auf ſich angewieſen hätte auch Roth nichts erreichen können; er mußte Helfer haben. Diesmal, anders als bei ſeinem Verſuch der Gründung eines Seminars für Landſchullehrer, fand er ſie.

Die wirkſamſte Unterſtützung fand Roth bei zwei Sachſen, die als Beamte der Wiener Zentralbehörden in Wien lebten: bei Ludwig von Roſenfeld und Franz Conrad. Auch ihnen lag das Wohl des ſächſiſchen Volkes am Herzen, das führte ſie mit Roth zuſammen. Aber ſie gehörten einer andern Lebensſphäre an, ſie waren Beamte; die Landwirtſchaft insbeſondere lag ihnen fern. Auch ſie waren von einem von Deutſchland ausgehenden Gedanken berührt, aber ihr Führer hieß nicht Albrecht Thaer, ſondern Friedrich Liſt.[10])

Was fanden ſie bei Liſt? Welcher Teil ſeiner Gedanken feſſelte ſie?

Es war damals das merkwürdig fruchtbare Jahrzehnt vor der deutſchen Revolution, in dem ſo viele Keime ſich zu regen begannen.[11])

Insbeſondere begann das deutſche Volksempfinden ſich zu regen. Das Schickſal der deutſchen Auswanderer begann — zwar nicht das ganze Volk, aber doch viele Einzelne zu beunruhigen. Was wird aus ihnen? Politiſch

---

[9]) Vgl. den grundlegenden Aufſatz von Guſtav Adolf Schuller, Ueber die Einwanderung von Württembergern in das Sachſenland in den Jahren 1845—1846. Landwirtſchaftliche Blätter für Siebenbürgen 1922.

[10]) Den Einfluß Liſts hat G. A. Schuller nachgewieſen; ſiehe die vorhergehende Anmerkung.

[11]) Vgl. meine Monographie: Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit. München 1930, 49 ff.; 141 f.

gehen ſie uns verloren, das iſt unabwendbar. Aber iſt es vielleicht möglich, daß ſie im kulturellen Zuſammenhang mit uns bleiben und ſich ihre Sprache und ihr Volkstum erhalten? Manche Binnendeutſche trugen dieſe Frage mit ſich herum und ſannen auf Abhilfe. Die Auswanderung, meinten ſie, ſei ja nicht nur Privatangelegenheit der Auswanderer, ſie gehe das ganze Volk an. Mancherlei Anſätze zur Abhilfe wurden erwogen, die erſten Geſellſchaften für „nationale" Koloniſation und Auswanderung entſtanden in Deutſchland; die Verſuche ſetzten ein, die Auswanderer von Nordamerika, dem „Grabe des Deutſchtums", abzulenken und ihr Augenmerk auf Länder zu lenken, wo ſie eher die Möglichkeit hätten, Deutſche zu bleiben, etwa auf die iberoamerikaniſchen Länder Braſilien und Chile.

Zu den Männern dieſer Geiſtesrichtung gehörte auch Liſt.[12]) Nicht Nordamerika ſei künftig das Ziel der deutſchländiſchen Auswanderer, ſondern Ungarn und die anſchließenden Länder an der unteren Donau. In phantaſiebeflügelter Darſtellung entwarf er ein Bild, wie dieſe Länder deutſche Auswanderer aufnehmen und dadurch zu ſchnellerem Aufblühen gelangen könnten.

Das ließ die Wiener Sachſen Roſenfeld und Conrad aufhorchen. Auch Siebenbürgen (es war bekanntlich damals noch eigenes Kronland, erſt 1867 wurde es mit Ungarn vereinigt) gehörte zu jenen Ländern. An die Siebenbürger Sachſen ſelbſt hatte Liſt dabei noch nicht gedacht; ſie lagen außerhalb ſeines Geſichtskreiſes; auch war es lediglich ſeine Aufgabe, auf die Intereſſen der Auswanderer zu achten, nicht auf die Bevölkerung, die in den Ländern des Südoſtens bereits lebte.

Roſenfeld und Conrad prüften die Sache nun vom Südoſten her, und zwar ſpeziell vom Standpunkt der Siebenbürger Sachſen: kann die Zuwanderung von Deutſchländern den in Siebenbürgen bodenſtändigen Deutſchen Nutzen bringen, und in welcher Weiſe? Die Antwort iſt: jawohl, Zuwanderung von Deutſchen kann nützlich ſein und zwar auf die einfachſte Weiſe, einfach dadurch, daß durch ſie die Zahl der bodenſtändigen Deutſchen vermehrt wird. Die Deutſchen Siebenbürgens ſtehen neben zwei Völkern von erheblich größerer Volkszahl, Magyaren und Rumänen, von denen das eine, die Rumänen, außerdem noch ſchnell an Zahl wächſt. Da kann dem ſo viel kleineren ſächſiſchen Volkskörper jeder Zuwachs nur erwünſcht ſein. So wurden Roſenfeld und Conrad Befürworter der Einwanderung von Deutſchen; alſo aus volkspolitiſchen Gründen, nicht um der Hebung des Ertrages der Landwirtſchaft willen.

---

[12]) Beſonders in ſeiner Schrift: Die Agrarverfaſſung, die Zwangswirtſchaft und Auswanderung (1842); jetzt: Liſts Schriften, Band V, S. 418—547 (1928). Die wirkliche Bedeutung dieſer Liſt'ſchen Gedanken bedarf noch der genaueren Unterſuchung. Manches iſt, ſcheint es, etwas utopiſch.

Aber wie die Einwanderung ins Werk ſetzen? Wie die deutſchländiſchen Zuwanderer auf das ſächſiſche Territorium Siebenbürgens bringen?

Siebenbürgen war bekanntlich damals in drei territoriale Verwaltungseinheiten gegliedert: das Territorium des (madjariſchen) Adels, das Territorium der (gleichfalls madjariſchen) Szekler und das Territorium der Sachſen. Ueber ihnen ſtand die Regierung Geſamtſiebenbürgens in Klauſenburg. Nur das in allen drei Territorien lebende Volk der Rumänen, das wohl ſchon damals zahlreicher war als Madjaren und Sachſen zuſammen, war politiſch rechtlos; es war keine „Nation".[13])

Für die Durchführung der Einwanderung gab es zwei Möglichkeiten: amtliche oder private Initiative.

Am ſicherſten war es zweifellos, wenn die Behörde ſelbſt die Sache in die Hand nahm, alſo die ſächſiſche Territorialverwaltung (die „Nationsuniverſität"). Sie ſtand der Einwanderung von Deutſchländern tatſächlich freundlich gegenüber. Aber es hatten noch andere Inſtanzen mitzuſprechen: die Landesverwaltung in Klauſenburg und die Zentralbehörden des Reichs in Wien. Wie würde das abgehen? Und ſelbſt im günſtigſten Falle: wie viel Jahre würden darüber vergehen? Aber ſchon hatte die Sache auch ihre Gegner. Ein Teil der magyariſchen Preſſe ſchlug Lärm und arbeitete dagegen. Auf dem Wege über die Behörden wäre es in Wirklichkeit nie zu etwas gekommen. Die Bedenklichkeiten und Gegenwirkungen wären zu groß geweſen.

Es blieb alſo praktiſch nur der Weg des privaten Handelns. Auch die ſächſiſchen Beamten in Wien, Roſenfeld und Conrad, entſchieden ſich für ihn. Sie verbanden ſich mit Roth zu gemeinſamem Handeln.

Wir haben ſchon geſehen, daß das Unternehmen zu ſehr bloße Improviſation war, als daß es zu weſentlichen Ergebniſſen hätte führen können. Die nötigſte Vorausſetzung, die Aufhebung der Dreifelderwirtſchaft mit allem Drum und Dran, fehlte. Es fehlte aber auch ein Mann, der ſich dieſer Aufgabe ganz widmete; der überall zum Rechten ſah, auf der einen Seite die eingewanderten Deutſchländer mit ihrer beſonderen Aufgabe vertraut machte, auf der andern Seite den ſächſiſchen Landwirten mit Autorität ſagen konnte, was ſie — auch ſchon vor der offiziellen Aufhebung der Dreifelderwirtſchaft — von ihren neuen Mitbürgern ſich aneignen konnten. An Stelle einer ſyſtematiſch betriebenen Einführung einer neuen Wirtſchaftsmethode trat ein bloßes Wurſteln von Fall zu Fall.

---

[13]) Für Band 6 und 7 wären zwei Karten wünſchenswert. Erſtens eine Karte der verſchiedenen Verwaltungsgebiete der drei politiſchen Nationen auf dem Boden Siebenbürgens; zweitens eine Karte der Nationalitätenverhältniſſe auf dem Sachſenboden und in den ſächſiſchen Gemeinden außerhalb desſelben.

Aber trotz allem, was zuſtande gekommen iſt, iſt lediglich Roth zu verdanken. Roth war zwar auf die Mitwirkung Roſenfelds und Conrads angewieſen; ohne ſie hätte er nicht handeln können. Aber Roth gab den konſtruktiven Gedanken: Eingliederung rationell wirtſchaftender Landwirte in die ſächſiſche Bauernſchaft. Nur damit war die ſachliche Grundlage für einen Erfolg gegeben. Die Politiker ohne dieſen Gedanken, alſo ohne Roth, wären unfruchtbar geblieben. Ein politiſcher Gedanke iſt ſehr ſchön, aber es muß die wirtſchaftliche Möglichkeit gegeben ſein, ihn zu verwirklichen.

Roths Erfolg iſt alſo letztlich nicht Liſt zu verdanken, ſondern Thaer.

5. Roth und die ungariſche Revolution.

Roth, ſahen wir, war Erzieher der Erwachſenen geworden. Als ſolcher betrieb er die Reform der ſächſiſchen Landwirtſchaft. Alles, was das Volkswohl betrifft, ging ihn an; wer es irgendwie gefährdete, gegen den mußte er ſich wenden. So wurde er zum Anwalt des ſächſiſchen Volkes gegen die Uebergriffe der Magyaren.

Die Madjaren in Siebenbürgen wie in Ungarn waren damals kulturell und politiſch im Aufſtieg begriffen. Aber während das mittelalterliche Ungarn Raum für alle ſeine Nationalitäten hatte und ſie alle gewähren ließ, zeigten die neuen Madjaren ſich ausgeſprochen unduldſam; ſie ſtrebten nicht nur darnach, ihrer Sprache die ausſchließliche Herrſchaft im Lande zu erringen; ſie faßten auch ins Auge, die übrigen Nationalitäten vermittelſt der madjariſchen Sprache in das madjariſche Volk hineinzuziehen und allmählich aufzuſaugen.

Auch in Siebenbürgen begann der Sprachkampf, der doch von Anfang an mehr als ein Kampf um die Sprache war. Auch in Siebenbürgen ſtrebten die Madjaren darnach, die deutſche Sprache — und mit ihr das deutſche Volk Siebenbürgens — aus dem öffentlichen Leben auszuſchalten. Dagegen ſetzte Roth ſich für ſein Volk zur Wehr und ſchrieb ſeine Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“ (1842)[14]) Sie iſt von allem, was er geſchrieben hat, am bekannteſten geworden; dem heutigen Leſer liegt ſie am nächſten. Wir brauchen auf ſie nicht näher einzugehen.

Der Weg aber, den er mit ihr beſchritt, führte ihn zum Tode. Wir haben alſo nunmehr zu fragen: was im Einzelnen führte ſeine Hinrichtung herbei? Und damit kehren wir zu der am Anfang aufgeworfenen Frage

---

[14]) Vgl. meinen Aufſatz „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“. Münchener Zeitung 17 vom 17. 1. 1934 (unter dem Titel „Warum wurde Stephan Ludwig Roth erſchoſſen?“ wiederabgedruckt in der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Zeitſchrift „Klingſor“, Mai 1934). — Gegen Ende des Aufſatzes muß es heißen „Kreiskommiſſär“ (nicht Kriegskommiſſar).

zurück: iſt er wirklich nur deswegen hingerichtet worden, weil er ſich von einem Höheren als Werkzeug verwenden ließ und in deſſen Auftrag viel Unglück verhütet hat? Was iſt die eigentliche Urſache ſeines Todes?

Roth ſteht an der Wende zweier Zeitalter. Die alte Zeit, deren Lebensformen ihr charakteriſtiſches Gepräge hatten, ging zu Ende; die neue Zeit ſtieg unaufhaltſam herauf. Und Roth, in der alten Zeit aufgewachſen, half die neue Zeit für ſein Volk heraufzuführen.

Roth iſt noch im ſächſiſchen Territorium aufgewachſen; deſſen Exiſtenz war ihm ſelbſtverſtändlich, ſo ſelbſtverſtändlich wie ſein eigenes Daſein. Das ſächſiſche Territorium iſt die Grundlage, auf der er ſteht, und von dieſer Grundlage aus iſt er der letzte ſächſiſche Politiker geweſen, der aktive ſächſiſche Territorialpolitik getrieben hat.

Der Anlaß dazu war dieſer:

Die Sachſen hatten zwar ein eigenes Territorium zu verwalten, den Königs- oder Sachſenboden. Aber nicht alle Sachſen gehörten dazu; ein recht erheblicher Teil der ſächſiſchen Gemeinden ſtand außerhalb und gehörte zu dem ſiebenbürgiſchen Landesteil, der von dem madjariſchen Adel verwaltet wurde. Dieſer Teil der Sachſen war hörig und hatte keine politiſchen Rechte; er gehörte nicht zur ſächſiſchen „Nation“ (Nur kulturell war er durch die lutheriſche Kirche mit den übrigen Siebenbürger Sachſen verbunden). Es waren über 70 ſächſiſche Gemeinden, die ſich in dieſer Lage befanden, ein Viertel des ſächſiſchen Volkes! Es liegt auf der Hand, wie ungünſtig die Lage dieſer Gemeinden war, und daß, ſeit der Sprachenkampf entbrannte, ihre Zukunft bedroht war. Aber dieſe Lage war ſeit Jahrhunderten gegeben, es gab keine Handhabe, ſie zu ändern. Und es dachte unter den Sachſen auch niemand daran.

Roth aber dachte daran. Schon in ſeiner Schrift vom Sprachkampf, die 1842 erſchienen war, hatte er dieſen heiklen Punkt berührt und es den Sachſen des Sachſenbodens ans Herz gelegt, auch ihrer weniger glücklichen Brüder außerhalb des Sachſenbodens zu gedenken: „Auf unſere deutſchen Brüder in den Komitaten traget weiſe Vorſicht und das Blut vergeſſe des Blutes nicht. Unus sit populus!“ Das ſächſiſche Volk war in zwei Teile geſpalten, aber der Volksgedanke forderte ſeine Einheit. Roth war der Träger des Volksgedankens.

Da brach die Revolution in Ungarn aus und riß ſofort Siebenbürgen in ihren Strudel; denn am 11. April 1848 wurde vom ungariſchen Reichstag die Verſchmelzung Siebenbürgens mit Ungarn beſchloſſen, auch die Madjaren Siebenbürgens traten in die Revolution ein. Alles Beſtehende kam in Fluß. Die Madjaren in Siebenbürgen nicht weniger als die in Ungarn ergriffen die Waffen gegen das Haus Habsburg und Oeſterreich, die

Sachſen aber ergriffen die Waffen gegen die Madjaren und gegen Ungarn, das heißt, genau geſagt: nur die Sachſen des Sachſenbodens.

Und die Sachſen auf dem Komitatsboden, die magyariſchen Adligen hörig ſind? Deren Lage wurde nun kritiſch.

Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, dieſe Gemeinden mit dem übrigen Sachſenvolk unter derſelben Verwaltung zu vereinigen. Die Auflöſung der beſtehenden Verhältniſſe forderte geradezu dazu auf. Da ging Roth vom Wunſch zur Tat über. „Unus sit populus!“ Er ergriff die Gunſt der Stunde, wenigſtens einen Teil dieſer Gemeinden — die 13 Gemeiden an der Kokel[15]) — aus ihrer prekären Lage zu befreien und ſie mit dem Sachſenboden, und zwar der Hermannſtädter Provinz, zu vereinigen. Er ließ ſich gern von dem öſterreichiſchen General, der in Siebenbürgen kommandierte, Baron Puchner, als Kreiskommiſſar in dieſe Gemeinden ſchicken und übernahm ihre Verwaltung. So wurden ſie zum Sachſenboden geſchlagen.

Wie weit im einzelnen Roth die treibende Kraft iſt, wie weit er nur Weiſungen Puchners ausführt, wird man genau erſt ſehen können, wenn der letzte Band der Rothausgabe erſchienen iſt. So viel aber iſt ſchon jetzt klar, daß ſein Anteil an dieſer Angelegenheit ſehr bedeutend iſt. Er war nicht nur ausführendes Organ, er war ſelbſt eine geiſtige Kraft, die auf den maßgebenden Mann Einfluß ausübte, und die Weiſungen, die er erhielt, mindeſtens zum Teil ſelbſt veranlaßte. Der Löwenanteil an dieſen Dingen wird Roth gehören.

Dieſe ſeine Beteiligung an der Erweiterung des Sachſenbodens führte ſeinen Tod herbei. Koſſuth ſelbſt befahl (am 17. März 1849), gegen die „hervorragendſten Führer des ſächſiſchen Aufruhrs“ vorzugehen. Nur einer von ihnen wurde hingerichtet: Roth. So erkannten die Gegner auf ihre Weiſe ſeine Bedeutung an. Sein Tod iſt keine Unbegreiflichkeit, kein bloßes Mißverſtändnis. Volksgedanke ſtößt hier gegen Volksgedanken, politiſche Leidenſchaft, die auch den Volksfremden nicht freigeben will und nicht zwiſchen Staats- und Volkszugehörigkeit zu ſcheiden weiß, gegen deutſche Volksliebe, die die Kinder des eigenen Volks ſammeln will.

Roths Tod iſt der würdige Abſchluß ſeines Lebens; aber doch nur der Abſchluß, das Siegel unter ſein Leben. Aber wichtiger als das Siegel, als die Beglaubigung iſt das, was beglaubigt wird: der Inhalt des Lebens.

---

[15]) Die „dreizehn Gemeinden“ haben eine beſonders ſchwierige Geſchichte; ſie waren erſt vor 40—50 Jahren aus halbfreien Gemeinden zu hörigen geworden. „Eine ins einzelne gehende Geſchichte der einzelnen Gruppen und Gemeinden [außerhalb des ſächſiſchen Territoriums] würde ein lehrreiches Bild des Leidens und Kämpfens dieſer Volksgenoſſen geben.“ Friedrich Teutſch, Geſchichte der Siebenbürger Sachſen. II. Bd. (1907), S. 198, 414 f.

Die Rolle der phyſiſchen Faktoren bei der volklichen Entwicklung der Theißebene.

Von Laurian Someşan (München).

Indem wir nachstehenden Aufsatz veröffentlichen, der den Standpunkt der rumänischen Forschung vertritt, wünschen wir die allseitig als notwendig empfundene Aussprache über diesen Gegenstand zu fördern.
F. V

Es gibt gewiſſe ethnographiſche und hiſtoriſche Erſcheinungen, die ohne eingehende geographiſche Analyſe der Räume, in die ſie hineingeſtellt ſind, nicht völlig klar werden. Dieſe Wahrheit findet ihre Beſtätigung beſonders in den Arbeiten über die Theißebene. Die meiſten von ihnen haben eine Reihe von Schlußfolgerungen hinſichtlich der Bevölkerungsentwicklung, der Verteilung der menſchlichen Siedlungen und des Siedlungsganges der verſchiedenen volklichen Elemente gezogen, ohne jedoch die Rolle der phyſiſchen Gegebenheiten bei dieſen Erſcheinungen zu berückſichtigen. Man hat alſo gerade den Hauptfaktor, nämlich den geographiſchen Raum mit allen ſeinen phyſiſchen Eigenheiten: Sümpfe, Flußteiche, Flußverlagerung, Überſchwemmung, Trockenheitsgrad des Bodens mit der Schicht des phreatiſchen Grundwaſſers an der Oberfläche oder in der Tiefe, Sand- oder Steinhaltigkeit, Bedeckung mit verſchiedenen Formen von vegetationsfähigen oder kahlen Dünen, Höhenunterſchied der Felder, Lage und räumliche Ausdehnung des Gebietes, vernachläſſigt. Aus dieſem Grunde traten die hiſtoriſchen und geopolitiſchen Schlüſſe mancher bisher erſchienenen Arbeiten in Widerſpruch zu den wiſſenſchaftlichen Feſtſtellungen anderer.

Um die geopolitiſche Rolle, die die Theißebene im Ablauf der Geſchichte geſpielt hat, zu verſtehen, müſſen wir zunächſt einmal ihre geographiſche Lage, ihre räumliche Ausdehnung, ihre Grenzen und die charakteriſtiſchen Elemente ihrer geomorphologiſchen Phyſiognomie als Hauptfaktoren umreißen, die Klima, Vegetation und Art der geographiſchen Verteilung des menſchlichen Elementes, das innerhalb des ganzen Donaubeckens das bunteſte Bild zeigt, beeinflußt haben.

Die Theißebene ſtellt geographiſch eine einmalige Erſcheinung dar, die gerade durch die phyſiſchen Eigentümlichkeiten klar wird. Ihre Grenzen erſcheinen überall gegeben durch höher gelegene Nachbargebiete, die im Norden durch den Kranz der vulkaniſchen Berge: Bük, Tokaj, Hegyalja, Vihorlát, Marmaroſchgebirge und Weſtſiebenbürgiſche Maſſe, im Nordoſten und Oſten und im Weſten durch die höhere Stufe der kumaniſchen Ebene kenntlich gemacht werden.

Durch ihre Ausſtülpung nach Norden im Ondavatal zieht ſie eine Trennungszone zwiſchen dem Gebiet der Weſt- und Oſtkarpaten und macht

Völkern aus dem Norden den Weg nach dem Donaubecken hin zugänglich.

Sie vereinigt ſich zwiſchen Titel und Bazias mit den Aulandſchaften längs der Donau und ſetzt ſich nach Süden im Moravatal fort (dem alten Verbindungsweg zur Ägäis), durch das ſich Ströme von verſchiedenen Völkern aus dem Süden ebenſo wie die türkiſchen Eroberer, die eine Zeitlang faſt das ganze Donaubecken zu beſetzen vermochten, ergoſſen haben.

Durch ihre nord-ſüdliche Erſtreckung in der Zone der tiefſten Abſenkung des pannoniſchen Beckens ſcheidet die Theißebene gleichzeitig zwei morphologiſche Gebiete und zwei verſchiedene Völker. Auf der einen Seite die Madjaren, ein Steppenvolk, das erſt im 11. Jh. ſeßhaft wurde, wobei es zunächſt nur den Streifen der Ebene am Fuße der Weſtkarpaten und der vulkaniſchen Gebirge beſetzte, auf der anderen die Rumänen, die ſeit alters im Karpatenland und in den ſich anſchließenden Ebenen zwiſchen Dnjeſtr, Donau, Schwarzem Meer und der Sumpfebene der Theiß ſaßen.

Die etwa 44 000 qkm große Theißebene, die im Weſten durch den Lauf der Theiß begrenzt iſt, iſt faſt ſo groß wie die Tiefebene der unteren Donau. Ein Raum, groß genug für die Entwicklung phyſiſcher und ethniſcher Erſcheinungen, die für die geſchichtliche Entwicklung der beiden durch ſie geſchiedenen Völker von Wichtigkeit ſind. Die Theiß ſowohl wie die Donau ſind auch die morphologiſchen Grenzen zwiſchen Gebieten verſchiedenen Charakters. Zur Linken vereinigen ſich ihre weiten, ſumpfigen Aulandſchaften mit den höheren Terraſſen, die durchzogen ſind von waſſerreichen Flüſſen karpatiſchen Urſprungs, zur Rechten liegt (Donau) eine höher gelegene trockene Ebene (die kumaniſche Ebene), von der die Theiß keinen nennenswerten Zufluß bekommt. Das bedeutet, daß das Leben der Theiß und der unteren Donau in höchſtem Maße durch den hydrographiſchen und wirtſchaftlichen Organismus des Karpatenlandes pulſiert.

Die Theiß und die Weſtſiebenbürgiſchen Gebirge haben im Leben des rumäniſchen Volkes in dieſem Landesteil die gleiche Rolle geſpielt wie der Dnjeſtr mit den Oſtkarpaten für die Moldau im Oſten und die Donau mit den Südkarpaten für die Walachei im Süden.[1])

Ohne eigentliche politiſche Grenze geweſen zu ſein, ſtellt die Theißebene der volklichen Zuſammenſetzung nach das bunteſte Völkergemiſch in

[1]) Der geographiſche Wert des Karpatengeländes, das in den Rahmen ſeiner anſchließenden Ebenen eingeordnet iſt, muß unter dem Geſichtswinkel ſeiner orographiſchen Einheit betrachtet werden, auf Grund des Umriſſes, den die drei ſchiffbaren Flußläufe ergeben, die das Sammelbecken des Schwarzen Meeres aufnimmt und die mit dieſem Gelände zu einem Komplex verbunden ſind, der ebenſo einheitlich iſt, wie die rumäniſche Bevölkerung, die von denſelben natürlichen Grenzen, die die idealſte Form eines Staates bilden, eingeſchloſſen iſt.

ganz Mitteleuropa dar. Dieſe ethniſche Miſchzone im Herzen eines politiſchen Staatsgebildes, das einige Jahrhunderte währte, wirft eines der intereſſanteſten geopolitiſchen Probleme auf; denn es weiſt eher auf eine Randzone als auf ein zentral gelegenes Gebiet mit der Aufgabe politiſcher Führung.

Entſtehungsgeſchichte.

Das Relief der Ebene ſetzt ſich aus zwei nach Höhe und phyſiſchen Eigenſchaften verſchiedenen Stücken zuſammen. Im öſtlichen Teile ein Streifen hochgelegener Ebene, die von der Auflagerung ſich an das weſtſiebenbürgiſche Gebirge anlehnender Schotterkegel gebildet wird. Von hier aus dringen der Wald, die Flüſſe und die rumäniſche Bevölkerung bis zur Berührung dieſer Ebene mit den ſumpfigen Niederungen vor. Infolge des günſtigen perikarpatiſchen Klimas, der vielen Wälder, des Reichtums an fließendem Waſſer, der Fruchtbarkeit des Bodens und der mannigfachen Bodenſchätze hat ſich im öſtlichen Teil der Ebene am Fuße der Berge und Hügel frühzeitig die größte Verdichtung der Bevölkerung der ganzen pannoniſchen Senke ausgebildet.

Die Gebiete von Hajdú, Nyír, Békés, Csanád und Deliblat, ebenſo wie die Dünenhaufen am Rande der Theiß — von etwa der gleichen Höhe —, die vor den in der tief gelegenen Senkung ſo häufigen verheerenden Ueberſchwemmungen geſchützt waren, bieten das Bild einer Steppe. Die ziemlich alten menſchlichen Siedlungen liegen über große Entfernungen verſtreut. Nur die Sandhügel von Deliblat ſind wegen ihrer hochgradigen Trockenheit faſt unbevölkert geblieben.

Im weſtlichen Teil erſtreckt ſich eine Tiefebene, beſtehend aus den vier Senkungen Timiş-Alibunar, dem unteren Becken der Kreiſchflüſſe, der Gegend von Ecſed und von Bodrog, die mit dem Ueberſchwemmungsgebiet der Theiß verbunden ſind. Auf ihrer Oberfläche wandern fließende Gewäſſer mit zahlloſen Tümpeln und verlaſſenen Armen. Die Frühjahrsüberſchwemmungen verwandeln das Gebiet in eine rieſige Waſſerfläche, deren Spuren das ganze Jahr hindurch in Form von Sümpfen, beginnend im Norden im Gebiet von Bodrog und endend an der Donau in der Umgebung von Belgrad, beſtehen bleiben.[2])

Infolge dieſer hydrographiſchen Eigenſchaften blieb der weſtliche Teil der Theißebene faſt unbevölkert bis zum Anfang des 18. Jh.s, als die

---

[2]) „Wer die Ueberſchwemmungen der Theiß nicht geſehen hat, kann ſich kein Bild davon machen, über welche Kraft dieſer Fluß verfügt ...; denn er gleicht nicht mehr einem Fluſſe, ſondern einem Meere — „Mare album“ —, das wieder, wie einſt auf der Karte Strabos, erſcheint.“ Jókai, Mór, Tiszamenti élet: in Osztrák Magy. Monarhia, I. k. Budapeſt 1891, S. 55.

Beſiedlung durch die deutſchen, ſlawiſchen, ungariſchen u. andere Elemente einſetzte, deren Arbeit an der Trockenlegung der Sümpfe, Anlage von Kanälen und Eindämmung der Flüſſe das alte Geſicht dieſer Landſchaft völlig umformte.

Bevölkerungsentwicklung. In einer ernſthaften Arbeit, die vor einigen Jahren in Budapeſt erſchienen iſt, wird gezeigt, daß die Fläche der der Ueberſchwemmung ausgeſetzten Gebiete der Theiß im Neolitikum eine Ausdehnung von annähernd 25 000 qkm hatte.[3])

Die Tatſache, daß die menſchlichen Siedlungen der ſkytiſchen, getiſchen, Hallſtatt- und Laténeperiode, die auf den Karten der „Getica" des leider zu früh verſtorbenen Vaſile Pârvan verzeichnet ſind, faſt ſämtlich innerhalb des ſumpfloſen, vor Ueberſchwemmungen geſchützten Hochlandes am Fuße des Weſtſiebenbürgiſchen Gebirges und in inſelartigen Gruppen auf dem Hochland von Debrezin, Hajdú, Csanád verſtreut ſind, legt die Vermutung nahe, daß die Zuſammenballung der Bevölkerung in dieſen Gebieten und ihr Fehlen in den Niederungen gerade auf die verſchiedenen Lebensbedingungen zwiſchen den beiden Flächen der Ebene zurückzuführen iſt. Dieſe Erſcheinung des Fehlens der Bevölkerung in einem Teil und der Zuſammenballung im anderen werden wir unter verſchiedenen Aſpekten im ganzen Ablauf der geſchichtlichen Zeiten bis in die heutige Zeit hinein antreffen.

Die einzigen menſchlichen Niederlaſſungen in den Niederungen konnten ſich nur auf dem Rücken der vorhiſtoriſchen Hügel, die in der madjariſchen Literatur unter der Bezeichnung „Kúnhalmok" (Kumanenhügel) bekannt ſind, feſtſetzen. Hinſichtlich ihrer neigt ein madjariſcher Autor, dem es gelungen iſt, ſie auf einer Karte anzuordnen, zu der Auffaſſung, daß die Bevölkerung, die einſt dieſe Hügel aufſchüttete, ein Leben als Jägernomaden und Wanderfiſcher geführt haben muß.[4]) Die Höhe dieſer Hügel, die faſt in allen Fällen den Waſſerſpiegel bei den Ueberſchwemmungen überragten, beweiſt, daß ſie gerade zum Schutze gegen dieſe und wahrſcheinlich als Zuflucht gegen andere wandernde Völkerſtämme dienten.

Dieſe Verteidigungsrolle ſpielten die von Sümpfen umgebenen inſelartigen Gebiete auch in jüngeren Zeiten. Man darf das nicht überſehen, wenn man die geopolitiſche Rolle der Theißebene in der geſchichtlichen Entwicklung der Völker, die ſie ſcheidet, erkennen will. Sie war zu allen Zeiten eine ſcharfe Grenze zwiſchen Naturgebieten und Völkern, deren Geſchichte ſich unabhängig von einander entwickelt hat. Im Oſten das Karpatenland, das die natürliche Feſtung Siebenbürgen in einigen Berg-

---

[3]) Benda László, A Magyar Alföld őstörtenete. Budapeſt 1926, S. 302.

[4]) Kotma, Béla, A kunhalmok földrajzi helyezkedése a v Magyar Alföldön: Földrajzi közlemények 1910.

kränzen mit bis zur Höhe von 1300 m von ſtändigen Niederlaſſungen bevölkerten Rücken umgibt und das älteſte und höchſt entwickelte Hirtenleben der ganzen Karpatenkette hervorgebracht hat, im Weſten eine ſteppenartige trockene Ebene, die ebenfalls von Bergen umringt iſt, die in verſchiedenen Maſſiven (Alpen, Tatra, Mittelkarpaten, Rumäniſche Karpaten uſw.) angeordnet ſind, die jedes ihre beſondere Eigenart und eine Oberfläche haben, die ausreichend iſt für die Aufnahme von Völkergruppen, durch die bis vor 20 Jahren die politiſchen Grenzen des ungariſchen Reiches hindurchgingen.

Die natürlichen Grenzen der panoniſchen Niederung und beſonders der Theißſümpfe im Oſten waren immer Grenzen zwiſchen verſchiedenen Völkern. Die geopolitiſche Bedeutung der Rumäniſchen Karpaten ergibt ſich gerade daraus, daß ſich ihre geographiſche und ethniſche Einheit ſtändig deckten. Dieſes Land ſpielte faſt zu allen Zeiten ethniſch und politiſch die beſtimmende Rolle der Zuſammenballung in unruhigen, der ethniſchen Ausſtrahlung nach den benachbarten Ebenen in ruhigen Zeiten. Die Ebenen am Rande des Karpathenlandes, umgeben von Donau und Theiß, waren ſowohl vom phyſiſchen als auch vom ethniſchen und wirtſchaftlichen Standpunkt aus immer den karpatiſchen Einflüſſen ausgeſetzt.

Wichtig bei dieſem Problem ſind ohne Zweifel die geographiſchen Eigenſchaften dieſes Bodens, der in ſeiner ganzen Ausdehnung bewohnbar war, das Raumelement, d. h. die Ausdehnung der bevölkerten Fläche und ihre phyſiſchen und ethniſchen Beziehungen zu den Nachbargebieten. Dieſe Tatſachen müſſen gemäß den Verhältniſſen der vergangenen Zeiten betrachtet werden, als die ethniſchen Lebensbedingungen eines Volkes andere waren als heute.

Seit der geto-dakiſchen Epoche ſtellt dieſer Boden eine ethniſche Einheit und Kontinuität dar, die dank ihrer geographiſchen Lage in der Karpatenfeſtung allen Wellen der Barbareneinfälle zu trotzen vermochte. Die Tatſache, daß es dieſer autochthonen Bevölkerung gelang, nacheinander alle fremden Elemente, die im Laufe der Zeit über ſie hereinbrachen, zu aſſimilieren, daß ſie ſich nach langem Kampfe mit einer mächtigen ſlawiſchen Schicht, die ſich auf ſie legte, als eine von dieſer ethniſchen Maſſe umgebene Inſel abhob und einen mächtigen Staat im Oſten Europas bildete, iſt auf die geopolitiſchen Eigentümlichkeiten des karpatiſchen Raumes zurückzuführen. *Solchen geographiſchen Erwägungen als Hauptelementen in der geſchichtlichen Entwicklung der Karpatenbevölkerung nicht Rechnung tragen, heißt den wichtigſten Faktor außer Acht laſſen, die Landſchaft, auf der ſich das Leben eines Volkes entwickelt und die ihrem Antlitz die tiefſten Züge eingeprägt hat.*

Vorübergehende Fremdherrſchaften auf dem Gebiet der rumäniſchen Karpaten waren nicht in der Lage, die organiſche Verbindung der autochthonen Bevölkerung mit dieſem Boden zu zerſtören.

Die Römerherrſchaft in Dacien umfaßte dieſelbe geographiſche Einheit, in der ſich einige Jahrhunderte ſpäter der Gärungsprozeß des rumäniſchen Volkes vollzog. Die Sümpfe der Theiß im Weſten ſpielten zur Zeit der „Dacia felix" die gleiche Rolle als ethniſche und politiſche Grenze, die ſie mit kurzen Unterbrechungen die ganze Geſchichte hindurch bewahrt haben. Die römiſchen Limeswälle durchziehen annähernd die Gegend, wo heute die ethniſche und politiſche Weſtgrenze Rumäniens verläuft. Unter allen Gebieten des Tauſendjährigen Ungarn bleibt allein die Provinz jenſeits der Theiß (Siebenbürgen) „als geographiſche Einheit abſeits und politiſch unabhängig während der ganzen Geſchichte. Alleinſtehend als Dacien oder Siebenbürgiſches Fürſtentum hatte dieſe Provinz ihre eigene, losgelöſte Geſchichte."[5])

Während in Siebenbürgen und in Pannonien jenſeits der Donau Spuren einer vorgeſchichtlichen und römiſchen Kultur zurückblieben, hatte das Land zwiſchen Donau und Theißſümpfen infolge der harten Lebensbedingungen bis zur Seßhaftwerdung der turaniſchen Stämme eine ſpärliche Bevölkerung ohne feſte Organiſation und ohne eine bedeutendere Niederlaſſung[6]), weshalb dieſes Gebiet auch außerhalb des Ausdehnungsbereiches des römiſchen Imperiums blieb. Zu Beginn des Mittelalters bleibt das Land zwiſchen Dnjeſtr, Donau und Theißſümpfen gleich der Balkanhalbinſel und Pannonien jenſeits der Donau unter der Herrſchaft einer romaniſchen Bevölkerung, die ſtändig von den Barbaren bedrängt wurde. Sie wird heute dargeſtellt von der rumäniſchen Bevölkerung, die in der wunderbaren Oſt-Karpatenfeſtung Schutz findet.

Als die Ungarn in Europa auftauchen, beſtand Siebenbürgen aus einer großen Anzahl von rumäniſchen politiſchen Organiſationen[7]) (Kneſate und Fürſtentümer), die ſich im Weſten zwiſchen Bereg und dem Banat bis zu den Sümpfen der Theiß erſtreckten, ſich in der Hauptſache aber auf das hügelige und bergige Karpatengelände ſtützten.

Die Chronik des Simon Kézay meldet, daß in der Zeit der Barbareneinfälle ein Teil der Rumänen der Ebene in den Bergen, ein anderer

---

[5]) Cholnoky, Jenö. Magyarország legfontosabb közlekedö útjai, átkelö helyei: Földr. Közl. V. 43. SS. 205—206.

[6]) Pârvan, V. Getica, Bukareſt 1926, S. 90—91.

[7]) Lupaş, I. Realităţi istorice Voievodatul Transilvaniei din secolul al XII—XIV. (Geſchichtliche Realitäten im Fürſtentum Siebenbürgen des 12. bis 14. Jh.s) Anuarul Institutului de Istorie Naţională. (Klauſenburg) 1937/38, S. 2.

in den Sümpfen der Theiß Zuflucht ſuchte, ohne jedoch ſeine Heimſtätten endgültig aufzugeben. In dem Gebiet, wo, wie man annimmt, der rumäniſche Fürſt Glad herrſchte (Crişana), hat ſich bis ins 18. Jh. die Bezeichnung Vlaşka[8]) erhalten, wie noch heute ein Teil der Ebene heißt, wo die Hauptſtadt Rumäniens liegt.

Das Verbleiben des rumäniſchen Elementes als feſtes Gebilde, immer in einiger Entfernung von den Waſſern der Theiß — obwohl dieſer Fluß die natürliche Weſtgrenze des Karpathenlandes bildet —, wird nicht verſtändlich, wenn man nicht das Hindernis berückſichtigt, das die dazwiſchen liegenden Theißſümpfe darſtellen.

Die tatſächlichen Verhältniſſe ergeben ſich ſofort nach eingehender Analyſe des Reliefs und der Hydrographie; denn der Zuſammenhang der Sümpfe längs der Theiß mit der Ebene im Oſten kennzeichnet überall die Grenze der geſchloſſenen Gruppen der Rumänen und die politiſche Grenze zwiſchen Ungarn und Rumänien.

Ein klares Beiſpiel für dieſe Erſcheinung iſt in der Umgebung von Arad und den Sümpfen der Kreiſchflüſſe zu ſehen. Auf der einen Seite wölbt ſich die ethniſche und politiſche Grenze Rumäniens, den Schotterkegel des Mureſch umfaſſend, nach Weſten, auf der anderen umgeht ſie die Senkung der Kreiſchflüſſe und hält ſich in der Nähe der Ausläufer der Weſtkarpathen.

In demſelben Maße wie die Sümpfe der Theiß die Ausdehnung der Karpatenbevölkerung nach Weſten verhinderten, ſchoben ſie einige Jahrhunderte lang dem geſchloſſenen Vordringen des madjariſchen Elementes nach Oſten einen Riegel vor. Dieſe Rolle haben die Sümpfe der Theiß ſeit den älteſten Zeiten geſpielt und bis in die neueſten Zeiten behalten. Infolge der ſpärlichen Bevölkerung zwiſchen Donau und Theiß ſtieß die Feſtſetzung der Madjaren in dieſen Teilen nicht auf Schwierigkeiten. Nur für ihre Ausdehnung nach Weſten, Süden und Oſten bedurfte es der Anwendung von Waffengewalt. Bei ihrem Vordringen nach Siebenbürgen waren die ungariſchen Heere genötigt, den Weg mit den wenigſten Sümpfen, durch die Furt des Szolnok, über die Ebene von Hadjún nach Satmar einzuſchlagen; denn der kürzeſte Weg, Szegedin, Arad uſw. war durch die teich- und ſumpfreichen Gebiete der Theiß verſperrt. So konnte ſüdlich der Kreiſchflüſſe und beſonders der Maroſch eine wirkliche politiſche Herrſchaft der Ungarn erſt ſehr ſpät errichtet werden. Vom ethniſchen Standpunkt bleiben die Theißſümpfe bis ins 18. Jh. öde, und die öſtliche Ebene bleibt ſtändig unter der tatſächlichen Herrſchaft des rumäniſchen Elementes.

---

[8]) Dragomir, S. „Universul“ Nr. 116—127. April 1932.

Obwohl die Theißebene vom politiſchen Standpunkt Jahrhunderte hindurch eine zentrale Lage beſaß, war ſie das den meiſten Erſchütterungen ausgeſetzte Gebiet des Tauſendjährigen Ungarn; denn außer den türkiſchen Heeren, die ſie ſo oft überſchwemmten, prallten in ihr noch eine Reihe von politiſchen Intereſſen zwiſchen dem Königreich Ungarn, dem Fürſtentum Siebenbürgen und dem Kaiſerreich Oeſterreich aufeinander. Sie war ein Tummelplatz zwiſchen Nord- und Südſlawen, Madjaren und Rumänen, zu denen ſich ſpäter noch die koloniſierten Völker geſellten.

Die wehrpolitiſche Rolle der Theiß wird vollends erſichtlich aus der Häufigkeit der Feſtungen, die am Rande der Sumpfgebiete und manchmal ſogar in ihnen verſtreut ſind; Ecſedivár, Rákócyvár, Sárvár, Pócſaivár, Adorjanvár, Wardein, Arad, Temeſchburg (Timişoara), Lugoſch, Lippa, Jncut uſw.; und eine große Anzahl von Feſtungen, die auf dem rechten Ufer der Theiß von Tokay an bis nach Zenta aneinandergereiht ſind.

Die menſchlichen Niederlaſſungen.

Die Art der Verteilung der menſchlichen Niederlaſſungen in der Theißebene wurde beſtimmt durch eine Reihe von geographiſchen Faktoren. Die älteſten lagen auf den Schotterkegeln am Fuße der Karpathen, auf der Hochebene oder auf dem Rücken der Dünen in unmittelbarer Nähe der Flüſſe.[9]) Während es die Bevölkerung dieſer Teile zu einer hohen Kulturſtufe brachte, denn ſie trieb ſchon im Neolitikum Ackerbau, waren die ſumpfigen und überſchwemmbaren Tiefebenen nur zeitweiſe von umherziehenden Fiſcher- und Hirtenelementen bewohnt.[10]) Jn der Ebene von Hajdú und und im Oſten der „Römiſchen Wälle", die auf der Linie Großwardein—Temeſchburg errichtet waren, finden ſich Spuren einer dichten vorgeſchichtlichen Bevölkerung, ebenſo wie in den zentralen Gebieten Siebenbürgens, während ſich im Weſten ein von Ueberſchwemmungen heimgeſuchtes Gelände erſtreckte. Als die Madjaren in das Donaubecken eindrangen, ſtanden die Gebiete am Fuße der Weſt- und Mittelkarpaten unter der Herrſchaft der Führer von rumäniſchen politiſchen Organiſationen in der Gegend von Bereg, Ugocsa, Marmaroſch, Satmar, Bihor, Crişana, dem Banat, die ſich bis in die Theißſümpfe erſtreckten, und ſpäter, nach der Vertreibung der Türken bis ſüdlich der Donau, zeigen die Karten in der Arbeit von Fr. Griſelini, Szentkláray, Lipszky uſw. zwiſchen den Gebieten im Oſten und den Sümpfen im Weſten die gleiche Siedlungsdichte. Am Fuße des Weſtſiebenbürgiſchen Berglandes und auf der

[9]) Die Karten in den „Getica" V. Pârvans, Bukareſt 1926.

[10]) Vergez Tricom, Transilvania, Banatul, Crişana, Maramureşul. (Siebenbürgen, das Banat, Crişana, Marmaroſch).

von Sümpfen umgebenen Hochebene eine bemerkenswerte Dichte von menſchlichen Niederlaſſungen, in den Senkungen und den überſchwemmbaren Theißauen eine menſchenleere Gegend. Eine Anzahl von Arbeiten des vergangenen Jahrhunderts und ſpäter haben dieſe phyſiſchen und antropogeographiſchen Erſcheinungen in der Theißebene als Folgen der Kriege und der hundertfünfzigjährigen Beſetzung durch die Türken betrachtet. Solche Schlüſſe erſcheinen zweifelsohne falſch; denn die geſchichtlichen Ereigniſſe, beſonders in der Theißebene, konnten nicht in dem Maße, wie es angenommen wird, Rückwirkungen auf die Hydrographie und die Bevölkerung haben. Sonſt wird es auch nicht verſtändlich, warum ſich im 18. Jh. die größte Bevölkerungsdichte in den höher gelegenen Gebieten: Orawitza, Lugoſch, Temeſchburg, Lippa, Arad, Großwardein mit rumäniſcher Bevölkerung, die ſpärlichſte (faſt nicht vorhandene) Bevölkerung in den Sumpfgebieten und überſchwemmbaren Gegenden feſtſtellen läßt.

Der Grund für die geringe Dichte der madjariſchen Bevölkerung links der Theiß bis zum Jahre 1720 iſt alſo zu ſuchen in den ungünſtigen Bedingungen, die die Erſcheinungen der Sümpfe und der Ueberſchwemmungen bieten, nicht in den Kriegen mit den Türken, zumal die Hochebene auch nach der Vertreibung der Türken faſt genau ſo bevölkert bleibt wie vor dem Jahre 1526.

Das Vordringen des menſchlichen Elementes in die Niederungen der Ebene ging allmählich in dem Maße, wie die Sümpfe trockengelegt und die Flüſſe eingedämmt wurden, vor ſich. Die geſchloſſene Maſſe der rumäniſchen Bevölkerung am Fuße des Weſtſiebenbürgiſchen Berglandes konnte erſt ſehr ſpät mit dem richtigen ungariſchen Block zuſammentreffen, der hinter der natürlichen Schranke rechts von der Theiß ſaß. Im ganzen Weſtteil der Ebene konnte ſich nur im Rahmen der Dünenhaufen und in den Landſtrichen von Hajdú, Nyír, Csanád, Békés eine gewiſſe Bevölkerungszahl feſtſetzen. Auch dieſe wurde gebildet aus autochthonen Rumänen, vermiſcht mit Madjaren und verſchiedenen ſlawiſchen Elementen, die von den Mittelkarpaten und der Balkanhalbinſel her einſtrömten. Zu der Zeit, als die weſtliche Hälfte der Theißebene kaum ein paar weit verſtreute ländliche Niederlaſſungen aufwies, mit einer Bevölkerung, die entweder dem Fiſchfang oder dem Hirtenhandwerk nachging, gab es am Fuße der weſtlichen Gebirge ſehr zahlreiche rumäniſche Dörfer mit landwirtſchaftlichem Charakter und eine Reihe von bedeutenden Zentren: Satmar, Großwardein, Arad, Lippa, Lugoſch, Temeſchburg, Orawitza, vor den Päſſen in das Innere Siebenbürgens verſtreut, verbunden mit den Karpatengebieten und dem Reichtum des Hügelgeländes am Fuße der Berge. Die Verbindung mit den ungariſchen Gebieten rechts von der Theiß, auf deren

höhergelegenem Ufer ebenfalls einige bedeutende Zentren entſtanden waren, wurde unterbunden durch die Sumpfzone, die ſich zwiſchen Tokaj und Belgrad erſtreckt. Wichtigere wirtſchaftliche Verbindungswege zwiſchen Siebenbürgen und der pannoniſchen Senkung beſtanden nur am Fuße der Karpaten, zwiſchen Satmar und Szolnok[11]) über die trockengelegte Ebene von Hajdú oder auf dem Waſſerwege der Maroſch, nach Szegedin.

Die Koloniſierungen.

Bis zum Anfang des 19. Jh.s ſtellten die Rumänen das zahlenmäßig vorherrſchende Element in der Gegend zwiſchen Theiß und Weſtſiebenbürgiſchem Bergland dar. Sie bewohnten ebenſo wie heute dieſelben öſtlichen Gebiete mit einigen nach Norden bis Nagylak und Hajdúdorog vorgeſchobenen Fühlern, wohingegen die Niederungen mit der ungaſtlichen überſchwemmbaren Theißau bis zur zweiten Hälfte des 18. Jh.s von Sümpfen und Ueberſchwemmungen beherrſcht blieben und nur hie und da auf dem Rücken der Dünen und in den rumäniſchen Gegenden eine gewiſſe Anzahl von madjariſchen Dörfern, die auf den Latifundien der Edelleute lagen, bargen. Die Urbarmachung der niederen Flächen begann erſt nach 1720 durch die verſtärkte Siedlungstätigkeit, die anderthalb Jahrhunderte lang von dem madjariſchen Adel, beſonders aber von den Wiener Regierungsſtellen betrieben wurde. Die Beſiedlung der Ebene konnte nur allmählich durch angeſtrengte Arbeit an der Entwäſſerung der Sümpfe und Eindämmung der Flüſſe gegen die Ueberſchwemmungen möglich gemacht werden. Die ungariſchen und ſlowakiſchen Elemente wurden anfangs nur nördlich des Mureſch angeſiedelt, weil die Wiener Hofkammer ein Intereſſe daran hatte, ſüdlich dieſes Fluſſes (im Banat) einige Jahrzehnte lang nur Deutſche und, in kleinerer Zahl, Bulgaren, Franzoſen, Spanier, Italiener uſw. anzuſiedeln. Die engere Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn begann erſt in dieſer Zeit, nachdem man ein dichteres Verkehrsnetz angelegt hatte. „Nur das deutſche Element" — ſo ſagt ein ungariſcher Hiſtoriker — weiß, wieviel Menſchenleben dieſer Kampf gegen die Sümpfe und Ueberſchwemmungen in der Niederung der Ebene, von der ein engliſcher Reiſender im 18. Jahrhundert ſagte, daß ſie eher einem Meere[12]) denn einem menſchliches Leben günſtigem Gebiet gleiche, gekoſtet hat. Aus dieſem Anlaß wurde das Banat lange als ‚der Friedhof der Deutſchen" betrachtet".[13])

---

[11]) Cholnoky, J. Magyarország legfontosabb közlekedési útjai, átkelő helyei: Földr. Közl. 1915, 43, S. 204.

[12]) Hóman—Szekfü. Magyar Történet Bd. VI. Budapeſt 1936, S. 193.

[13]) Szentkláray, Délmagyarország, S. 4—19.

Diejenigen, die dieſe Lebensform nicht ertragen konnten, griffen zum Wanderſtab. Ein Teil der Deutſchen zog auf die Balkanhalbinſel,[14]) andere irrten von einem Ort zum anderen durch verſchiedene trockenere Gegenden der Ebene, und ein Teil der Serben zog nach Rußland, wo er neue Dörfer gründete, die er auf den Namen der verlaſſenen taufte.

Die Entwicklung des deutſchen Dorfes Rudolfsgnad im Banat (beſchrieben von Schummer),[15]) das ſiebenmal von Ueberſchwemmungen weggefegt und neu aufgebaut wurde, iſt für die Mühen aller dieſer Koloniſtenniederlaſſungen in den tief gelegenen Teilen der Ebene geradezu ſinnbildlich.

Die erſten Koloniſtenwellen wurden in den trockeneren Landſtrichen angeſiedelt, die bereits von Rumänen bevölkert waren.[16]) Ein großer Teil von dieſen wurde auf Geheiß Maria-Thereſias in die unwirtlichen Gebiete der Ebene verpflanzt.[17]) Dieſe ſtiefmütterliche Behandlung des autochthonen Elementes, anerkannt vom beſten Kenner des Banats (Fr. Griſelini),[18]) konnte nicht verhindern, daß ſeine Zahl ſelbſt nach einem halben Jahrhundert Koloniſation weit über der der anderen Bevölkerungen blieb. Die Volkszählung zur Zeit Joſephs II. ſtellt folgendes Verhältnis zwiſchen den Nationalitäten des Banats feſt: Rumänen 189 639, Deutſche 43 201, Serben 78 780, Bulgaren 8 683, Zigeuner 5 272, Juden 353.

Die ethniſche Zuſammenſetzung der Theißebene geht noch klarer aus der Volkszählung von 1840,[19]) alſo nach hundert Jahren Koloniſation, hervor. Die Geſamtzahl der Bewohner in den zwölf Kreiſen zwiſchen Theiß und Karpaten beläuft ſich auf 2 782 100, darunter Rumänen: 1 237 810, Madjaren 829 350, Madjariſierte 145 000, Slawen 364 600, Deutſche 206 900. Das Verhältnis zwiſchen dem rumäniſchen Element und den anderen Nationalitäten tritt eindeutiger zutage, wenn wir nach der obigen Statiſtik nur die Bevölkerung berückſichtigen, die innerhalb der

---

[14]) Manciulea St. Granița de Veste. (Die Weſtgrenze). Blaſendorf 1936, S. 56.

[15]) Rezsőháza településtörténete és nyelvjárása. (Siedlungsgeſchichte und Mundart von Rudolfsgnad). Szegedin 1937.

[16]) Popovici, G., Istoria Românilor Bănăteni (Geſch. der Banater Rumänen). Lugoj 1904, S. 331.

[17]) Genadie, Ilie. Colonizările Banatului în Sec. XVIII—XIX. (Die Koloniſation des Banats im 18.—19. Jh.): Analele Banatului III, S. 16.

[18]) Geſchichte des Banats. S. 310.

[19]) Magyarország kerületi nagyságának és adózó népeségének összes átnézete 1842. Das ungariſche Element wird in dieſer Statiſtik in zwei Kolonnen dargeſtellt, ſolche ungariſcher Abſtammung und Madjariſierte, zu denen Juden, Armenier, Slowaken, Franzoſen, Bulgaren, Serben und die Rumänen von Hajdúdorog gehören.

heutigen rumäniſchen Grenze lebte: Rumänen 1 142 350, Madjaren 265 100, Madjariſierte 86 140, Deutſche 144 900, Slowaken 129 000. Dieſe ethniſche Realität wird ebenfalls erſichtlich aus den Statiſtiken von K. Balogy und P. Királyi (1877), die die zu Beſorgniſſen Anlaß gebende ethniſche Lage der Ebene unterſtreichen; denn während die Zahl der Rumänen in den heutigen Grenzkreiſen ſich in dieſer Zeit auf 1 114 041 (mit denen Siebenbürgens auf 2 321 906) erhöht, beläuft ſich die Geſamtzahl der Madjaren im ganzen Königreich gerade auf 5 541 123 Bewohner.

Nach der Statiſtik von 1930[20]) verteilt ſich die Bevölkerung von Crişana, Marmaroſch[21]) und dem Banat wie folgt:

	Rumänen	Madjaren	Deutſche	Tſchechen	Ruten. Ruſſen	Bulgaren	Serben	Juden	Zigeuner	Andere	Insgeſamt
Crişana Marmaroſch	1,657,973 57,7 %	826,796 28,8 %	237,266 8,3 %	3199	4,506	844	616	65,123 3,3 %	68,567 2,4 %	584	2,870,751
Banat	510,825 54,4 %	97,803 10,4 %	223,130 23,7 %	13,731 1,5 %	5922	10,02	40,500 4,3 %	11,256 12,%	17,911 1,9 %	8,348	939,437

Aufſchlußreicher jedoch für das vorliegende Problem als die ſtatiſtiſchen Angaben iſt die geographiſche Verteilung der Nationalitäten. Die rumäniſche Bevölkerung ſtellt die einheitlichſte und homogenſte Anſiedlung dar. Sie iſt am widerſtandsfähigſten fremden Einflüſſen gegenüber, und nur von ihr läßt ſich nicht mit Genauigkeit ſagen, wann ſie in die Theißebene eingedrungen iſt. Wenn ſie trotzdem in einigen Teilen mit fremden Elementen vermiſcht iſt, ſo weiß man doch von dieſen, daß ſie von anderswo herbeigeführt wurden, einerſeits zur Türkenzeit, andererſeits nach 1720 in der Zeit der Koloniſationen. Während die rumäniſche Bevölkerung in überwiegender Mehrheit in Dörfern wohnt, findet ſich das madjariſche Element beſonders in den ſtädtiſchen Zentren verſtreut: Sighet, Satmar, Großkarol, Salonta, Großwardein, Arad, Lugoſch, Temeſchburg uſw.

Gegenüber den Rumänen, die im Oſten in enger Verbindung mit dem Weſtſiebenbürgiſchen Bergland ſitzen, ſind die bedeutenderen Anſammlungen der anderen Nationalitäten in den weſtlichen Gebieten, in den Niederungen, vereinigt, d. h. gerade in den Teilen, die vor dem 18. Jahrhundert faſt wüſt waren. Während die Maroſch zwiſchen Arad

[20]) Dragomir, Silviu. La Transylvanie Roumaine et ses minorités ethniques Bukareſt 1934.

[21]) Gebiete, die die Randkreiſe Weſtrumäniens darſtellen.

und der Theiß faſt eine Volksgruppe zwiſchen Madjaren und Ruthenen im Norden, Serben und Deutſchen im Süden bildet, ſind von Arad bis Lippa ſeine beiden Ufer mit Rumänen bevölkert, die in einer breiten Zone, die von den Schotterkegeln der Karpathenflüſſe gebildet wird, im Norden bis Marmaroſch, im Süden bis zur Donau ſitzen.

Die geographiſche Verteilung der Bevölkerung zwiſchen Theiß und Weſtſiebenbürgen iſt die ganzen Jahrhunderte hindurch die gleiche geblieben; denn das Vordringen des madjariſchen Elementes nach Oſten, beſonders um die Päſſe in das Innere Siebenbürgens hinein, hat die ethniſche Struktur dieſes Gebietes nur oberflächlich verändert. Die autochthone Bevölkerung iſt die gleiche geblieben, konſervativ in ihrer ganzen Lebensart, der wahre Herrſcher über den ganzen Landſtrich am Fuße der weſtlichen Gebirge.

Einflüſſe des Hirtenlebens auf die Entwicklung von Volk und Staat in Rumänien.

Von Alfred Malaſchofsky (München).

Bei keinem zweiten, zur Eigenſtaatlichkeit gelangenden Volk Europas hat die Wirtſchafts- und Geſellſchaftsform des Hirtentums auch nur annähernd eine ſo bedeutſame Rolle im Volksleben geſpielt, wie beim rumäniſchen. Wo immer wir ſonſt im Abendland in der Vergangenheit der heutigen Staatsvölker Hirtentum finden, da iſt es von gar keiner Bedeutung für die völkiſche und geſellſchaftliche Entwicklung. Das gilt vor allem für die germaniſchen und germaniſch beeinflußten Nationen, deren Grundlage das Bauern-Kriegertum iſt. Das gilt aber ebenſo für den antiken Stadtſtaat und auch für das bäuerliche Kolonentum. In allen dieſen Fällen erſcheint ein etwa vorhandenes Hirtentum bloß als zuſätzliche Nutzungsmöglichkeit am Rande des wirtſchaftlichen Bereiches, ohne daß ihm auf wirtſchaftlichem oder kulturellem Gebiet eine bedeutende Einflußkraft zukäme. Daher fehlt ihm auch jede typenbildende Kraft innerhalb der völkiſchen Entwicklung, wie ſie dem Bauern- oder Stadtbürgertum zukommt. Das gilt ſelbſt für Fälle, bei denen das wirtſchaftliche Schwergewicht einer ganzen Landſchaft auf der Viehhaltung liegt, wie in beſtimmten Teilen der Alpen, deren Bewohner aber trotzdem ihrer ganzen Haltung nach durchaus Bauern und nicht Hirten ſind. Immer bleibt bei ihnen der bäuerliche Hof die Achſe, um die ſich ſämtliche Lebensbereiche der Sippe anordnen, während im echten Hirtentum an Stelle des Hofes mit ähnlich zentraler Bedeutung die Herde tritt.

Ganz verſchieden davon liegen die Dinge im Bereich des rumäniſchen Volkstums. Hier ſteht das Hirtentum bis zum Beginn unſeres Jahrhunderts wirtſchaftlich durchaus gleichberechtigt neben dem Bauerntum, und für eine weitere Vergangenheit ſcheint alles dafür zu ſprechen, daß ihm im Rahmen des rumäniſchen Volkstums überhaupt die führende wirtſchaftliche Rolle zukam. Damit iſt ſeine Bedeutung aber noch nicht erſchöpft. Auch der Umkreis des völkiſchen kulturellen Lebens zeigt heute noch unverkennbar die beherrſchende Prägung durch die nationale Hirtenkultur. Das gleiche gilt wohl auch für das innere Weſen der rumäniſchen Sprache,[1]) in der vulgärlateiniſches Sprachgut eine weſensmäßige Ueberprägung durch eine arteigene Hirtenkultur fand. Tatſächlich iſt im Rumänentum das Hirtentum zu typenbildender Kraft gelangt, und damit hat beim Eintritt des Volkes in die Reihe der modernen europäiſchen Staatsvölker eine urtümliche Lebensform ihre Weiterführung und Eigenſtaatlichkeit gefunden, die bei keinem anderen europäiſchen Volke eine Entſprechung hat. Das macht das Einmalige und auch heute noch ſo

ſpürbar ſchwer Vergleichbare des Rumänentums aus, daß es einer echten Hirtenkultur entwachſen iſt, die jedem anderen europäiſchen Volkstum in ihrem inneren Weſen viel fremder iſt, als dieſe Volkstümer in ihren Grundlagen es untereinander ſind. Die rein ziviliſatoriſche Angleichung einer dünnen Oberſchicht an vornehmlich weſteuropäiſche Vorbilder kann kein Einwand dagegen ſein. Wenngleich das Hirtentum als Wirtſchaftsform heute in Rumänien ſo gut wie nirgends mehr in ſeiner alten Form erhalten iſt, ſo ſind doch ſeine kulturellen Auswirkungen im Volksleben heute noch beſtimmend fühlbar und werden es auch noch lange bleiben. Iſt doch die am ſtärkſten wirkſame Form, die Transhumance, erſt mit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts erloſchen. Heute freilich iſt das Ackerbauerntum überall erfolgreich in die Stellungen des Transhumancehirtentums eingerückt, immer mehr Weidegebiete wurden unter Pflug genommen, und die Bodenreform hat dieſe Entwicklung auch vom Staat her beſchleunigt und gefördert. Es gilt auch für Rumänien das gleiche Geſetz, wie für alle europäiſchen Gebiete, in denen in der Vergangenheit die Transhumance üblich war, daß der moderne Staat und die moderne Wirtſchaft in einem unüberbrückbaren und unverſöhnlichen Gegenſatz zum Wanderhirtentum ſtehen. Ueberall hat ſich vor allem das Weſen der modernen ſtaatlichen Grenze als ſtörend für dieſe Form der Weidewirtſchaft erwieſen, für die größtmöglichſte Freizügigkeit über weite Gebiete die erſte und wichtigſte Vorausſetzung zum Leben darſtellt. Nirgends tritt das klarer zu Tage, als im Falle der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Transhumance, deren Verfall ſofort und jäh einſetzte, als etwa vom Jahre 1880 an den Wanderhirten beim Ueberſchreiten der damaligen öſterreichiſch-ungariſchen und rumäniſchen Grenze immer mehr Schwierigkeiten bereitet wurden. Der Verfall geht in der Folge ſo raſch vor ſich, daß dieſe Wanderungen mit dem Beginn des 20. Jh.s als erloſchen zu betrachten ſind.[2])

Wenn geſagt wurde, daß der moderne Staat dem Wanderhirtentum den Untergang bereitet hat, dann iſt eben dieſer Verluſt der arteigenen Hirtenkultur der Preis, den das Rumänentum für ſeinen Eintritt in die Welt moderner europäiſcher Staatlichkeit zahlen mußte. Das iſt aber doch wohl mehr ein Aeußerliches. Denn der Verluſt einer Wirtſchaftsform iſt nicht und kann nicht zugleich auch der einer jahrhundertalten kulturellen Lebensform ſein, die durch Generationen hindurch das Weſen eines Volkes geprägt hat. Dieſe wirkt weiter und beſtimmt auch heute noch das innere Bild des Rumänentums und ſo wird es wohl noch auf lange hinaus bleiben. Sehr viele ſchiefe Urteile über Volk und Land erklären ſich aus der Tatſache, daß dieſe Herkunft des rumäniſchen Volkes aus einer Hirtenkultur nicht oder zu wenig klar erkannt wurde. Die ganze Ent-

wicklung des Rumänentums wird aus dieſer Erkenntnis neu geſehen und beſchrieben werden müſſen, wenn ſie tatſächlich verſtanden werden ſoll. Die folgenden Zeilen ſollen dazu einige Gedanken bringen.

Freilich ſtehen wir in der Erkenntnis dieſer Fragen noch ſehr am Anfang und können heute da und dort noch kaum über die Frageſtellung ſelbſt hinauskommen. Für einige Probleme ſcheint es aber doch ſchon möglich, die Bedeutung des Hirtentums für das rumäniſche Volk abzuſchätzen. Das ſoll im Folgenden für zwei Probleme verſucht werden, nämlich für die Bedeutung des Hirtentums für die Ausweitung und Erhaltung des rumäniſchen Volksbodens und für die Bildung des räumlich-politiſchen Weltbildes des Rumänentums. Zum beſſeren Verſtändnis ſei eine kurze Schilderung der Haupttypen des rumäniſchen Wanderhirtentums vorausgeſchickt.

Grundſätzlich können dabei, wenn wir von den räumlich engbegrenzten Herdenwanderungen, die vom Dorf ins nahe Gebirge führen, abſehen, zwei Hauptarten unterſchieden werden, die freilich beide der Vergangenheit angehören. Es ſind das erſtens jene Wanderungen, die vornehmlich auf den Kämmen der Karpaten bis in die mähriſchen Beskiden führen, und zweitens die Transhumancewanderungen aus den ſiebenbürgiſchen Randgebirgen in die umgebenden Tiefländer und zurück. Die erſten ſollen in der Folge als „walacho-karpatiſche Hirtenwanderungen", die zweiten als „ſiebenbürgiſche Transhumance" bezeichnet werden.

Die walacho-karpatiſchen Hirtenwanderungen.

Das räumliche Ausmaß der walacho-karpatiſchen Hirtenwanderungen kann mit Sicherheit angegeben werden, da wir den Endpunkt dieſer aus Siebenbürgen nach dem Weſten ſtrebenden Bewegungen kennen. Die weſtlichſte Gruppe dieſer Wanderhirten ſtellen jene heute ſprachlich ſchon völlig im Tſchechentum aufgegangenen mähriſchen Walachen dar, die etwa im 16. Jh. die Sandſteinzüge der mähriſchen Beskiden erreichten, auf deren weitgeſpannten Rücken und Kammflächen ſich ihrer primitiven Weidewirtſchaft ausreichende Lebensmöglichkeiten boten.[6]) Wenn auch heute die mähriſchen Walachen ſich ſchon weitgehend der Wirtſchaftsform ihrer Umgebung angepaßt haben, ſo haben ſie ſich doch in der großen Primitivität ihrer geiſtigen und dinglichen Kultur unmittelbare Ueberlieferungen der Hirtenkultur ihrer Vorfahren bewahrt. Im Bereich ihres Siedlungsbildes tritt die Tatſache der großen, Mitteleuropa durchziehenden Kulturgrenze vielleicht am kraſſeſten in Erſcheinung,[5]) da hier die hochſtehende deutſche Bauernkultur des Kuhländchens unmittelbar und mit ſchroffſtem Kulturgefälle an die Primitivkultur des walacho-karpatiſchen Wanderhirtentums ſtößt.

Die Spuren dieſes Wanderhirtentums ſind nun im ganzen Karpatenbogen von den Theißquellen bis nach Mähren, d. h. auf etwa 600 km, zwar nicht lückenlos, aber doch fortlaufend zu verfolgen. Die Verfolgung walachiſcher Ortsnamen und der Nachweis walachiſcher Wirtſchafts- und Kulturformen in dieſem Gebiet geben die Anhaltspunkte für die Verbreitung des Wanderhirtentums.[7][8][9])

Die Unterſuchungen der Ortsnamen rumäniſcher Herkunft in den hier in Betracht kommenden Teilen der Karpaten iſt von rumäniſchen Forſchern mit Erfolg in Angriff genommen worden,[7][8][9]) wiewohl deren Ergebniſſe von ſlawiſcher und vor allem madjariſcher Seite nicht unwiderſprochen blieben und in manchen Folgerungen wohl mit Recht in gewiſſe Schranken zurückverwieſen wurden.[17]) Auf Grund von Studien der öſterreichiſchen Spezialkarte 1 : 75 000 im angegebenen Raum der Karpaten wurden etwa 800 Namen rumäniſcher Herkunft feſtgeſtellt. Mara N. Popp[9]) gibt in ihrer Arbeit (Urme Românești în vieața pastorală a carpaților Polonezi) eine Tabelle derartiger rumäniſcher oder aus dem Rumäniſchen abgeleiteter Ortsnamen, geordnet nach Berg-, Fluß- und Dorfnamen. Die Aufſtellung umfaßt 457 Namen. Da die Verfaſſerin aber keine nähere Auswertung dieſer Tabelle gibt, ſondern nur allgemein ſagt, daß die Berg- und Almnamen mehr als die Hälfte ausmachten, ſei eine ſolche hier nachgetragen. Von den angegebenen 457 Namen entfallen tatſächlich auf Bergnamen 390, das ſind ungefähr 85 v. H. Dem ſtehen bloß 14 Fluß- und 33 Siedlungsnamen gegenüber, während 20 Namen in ihrer Zuordnung nach der Tabelle unſicher bleiben, jedenfalls aber auch noch Bergnamen enthalten. Es ſind demnach nicht nur mehr als die Hälfte, ſondern der weitaus überwiegende Teil aller Namen rumäniſchen Urſprungs Bergnamen. Siedlungs- und Flußnamen treten demgegenüber ganz in den Hintergrund. Das Gleiche geht auch aus der Betrachtung der der Arbeit beigefügten Karte hervor, die von der Verfaſſerin gleichfalls daraufhin nicht ausgewertet wird. Im Bereich der Waldkarpaten häufen ſich die rumäniſchen Ortsnamen im Bereich um die Waſſerſcheide, nehmen an den Flanken des Gebirges immer mehr ab und verſchwinden im nördlichen und ſüdlichen Vorland. Dabei weiſt das nördliche Vorland entſchieden mehr rumäniſche Namen auf als das ſüdliche, wobei allerdings manche von ihnen, zweifellos aber die nördlich des Dnjeſtr zwiſchen Lemberg und Tarnopol, auf die Rechnung der Transhumance und nicht auf die des karpatiſchen Hirtentums kommen. Wo die Tieflandsbucht zwiſchen Hernad und Uh weit nach Norden ins Gebirge eingreift, da werden auch die rumäniſchen Namen ſofort viel ſpärlicher. Nur unmittelbar um die Waſſerſcheide finden ſie ſich etwas dichter geſchart und ziehen von hier im Zuge der Sandſteinzone bis in die Podhale.

Südlich der Tatra treten ſie inſelartig auf und zwar in der Hohen Tatra ſelbſt, in der Niederen Tatra, im ſlowakiſchen Erzgebirge, in der Großen und Kleinen Tatra, im Rajez-Gebirge uſſ. Zwei Dinge fallen dabei auf: Erſtens die Tatſache, daß ſich die rumäniſchen Ortsnamen ganz vorwiegend in den höchſten Teilen des Gebirges finden, die Becken und Tieflandsbuchten aber gemieden werden. Das ſteht durchaus im Einklang mit dem Anteil der Bergnamen gegenüber dem der Siedlungsnamen. Und zweitens die Erſcheinung, daß die Dichte ihrer Verbreitung etwa vom Weſtende der Waldkarpaten bedeutend nachläßt und ſich weiter weſtwärts in immer mehr zerſprengte, inſelartige Vorkommen auflöſt. Was nun die Bedeutung der im Vergleich zu den Bergnamen ſehr ſeltenen Siedlungsnamen betrifft, ſo wäre in dieſen Fällen noch immer zu unterſuchen, ob es ſich im Einzelfalle um walachiſche Anſiedlungen, oder bloß um walachiſche Zuſiedlungen handelt. Jedenfalls kann zu der Auseinanderſetzung zwiſchen rumäniſchen und ſlawiſchen Forſchern über die Bedeutung der karpato-walachiſchen Wanderungen aus der Verteilung der Ortsnamen, wie ſie ſelbſt von rumäniſcher Seite angegeben wird, geſagt werden, daß das walachiſche Wanderhirtentum zweifellos ganz überwiegend nur eine Beſitznahme der hochgelegenen Weidegebiete durchführte und daß eine Landnahme im tiefergelegenen, ackerfähigen Land zur Ausnahme gehörte. Es handelt ſich um eine Ueberſchichtung der Einheimiſchen durch die walachiſchen Hirten im reinen räumlichen Wortſinn, um ein Eindringen in die von der im Tal ſitzenden Bevölkerung nicht oder wenig genutzten Hochweiden. Das entſpricht auch ganz dem Weſen dieſer Hirtenkultur, die ja in Siebenbürgen ſelbſt die Ackerböden kaum nützte. Zugleich kann kein Zweifel darüber ſein, daß die Intenſität dieſer Wanderungen nach Weſten hin raſch abnahm. Eine weitgehende Beeinfluſſung des Siedlungsganges in den ganzen Karpaten, vornehmlich in den Becken, durch das Wanderhirtentum iſt ebenſo unbewieſen und wohl auch unbeweisbar, wie die Annahme, daß dem walachiſchen Wanderhirtentum der Rang der älteſten Kulturform in den Karpaten zukäme.[9]) Dagegen iſt es nicht bezweifelbar, daß von walachiſcher Seite die ſlawiſche Hochweidewirtſchaft weitgehendſt beeinflußt wurde und mit Ausnahme eines einzigen Falles iſt es bisher nicht gelungen, eine ältere Hochweidewirtſchaft in den Karpaten als die walachiſche nachzuweiſen. Aber dieſer Ausnahmefall betrifft keine ſlawiſche, ſondern eine deutſche Weidewirtſchaft. Zofja Holub Pacewiczowa ſtellt in ihrer eingehenden Studie[10]) über das Hirtenweſen in der Tatra feſt, daß hier ſchon vor dem Eindringen der walachiſchen Wanderhirten eine Hochweidewirtſchaft beſtand, die von den deutſchen Siedlern der Zips betrieben wurde. Ob auch von ſlawiſcher Seite eine ſolche Hochweidewirtſchaft, die älter als die walachiſche wäre, in den Karpaten be-

trieben wurde, iſt bisher trotz aller eingehenden Studien nicht einwandfrei erwieſen.

Was nun das Alter dieſer walachiſchen Hirtenwanderungen anlangt, ſo ſteht vor allem das Alter der letzten und am weiteſten nach Weſten ausgreifenden feſt, da, wie ſchon bemerkt, die mähriſchen Walachen im 16. Jh. die mähriſchen Beskiden erreichten. Für das weiter im Oſten gelegene Gebiet iſt ein viel höheres Alter geſchichtlich belegt. Für die Gegend um Sandez iſt das Vorhandenſein von Walachen und zwar von walachiſchen Hirten um 1400 ausdrücklich bezeugt. Für die Tatra kann aus der Tatſache, daß die walachiſche Einwanderung jünger als die deutſche Hochweidewirtſchaft iſt, gleichfalls ein zwingender Schluß gezogen werden. Es iſt nämlich nicht gut denkbar, daß eine ſolche Hochweidenutzung ſchon für die erſte Siedlungsperiode im 12. Jh. vor dem Tatarenſturm angenommen werden kann. Setzen wir ſie aber erſt in die zweite Siedlungsperiode der Zips, dann kann das Eindringen walachiſcher Hirten hier nicht vor Beginn des 14. Jh.s ſtattgefunden haben. Wenn nun von rumäniſcher Seite mit Berufung auf das öfter genannte „Jus Walachorum“ der Beginn des 13. Jh.s als Zeit des Eindringens walachiſcher Hirten angenommen wird, dann kann das wohl nur von den Waldkarpaten gelten, die im Zug der langſamen Weſtwanderung zuerſt erreicht worden ſind.

Was nun den Einfluß der walachiſchen Wanderhirten auf die viehzuchttreibenden Karpatenſlawen anlangt, ſo iſt ein ſolcher ohne Zweifel nachweisbar. Huzulen, Lemken, Boiken und Goralen waren ihm in der Ausbildung ihrer Hochweidewirtſchaft unterworfen und ſeine Auswirkungen ſind bei dieſen Stämmen in Wörtern und Sachen der Hirtenkultur bis heute lebendig. Bei ihnen findet ſich die gleiche Organiſation des Hirtenlebens wie im rumäniſchen Herkunftsgebiet. Die allgemeine Bezeichnung „pasterz“ für Hirte iſt zweifellos rumäniſchen Urſprungs. Der Name des erſten Hirten, ſlawiſch „watah“ entſpricht dem rumäniſchen „vătaf“, der des Käſebereiters, ſlawiſch „baca“, dem rumäniſchen „baciul“, der des Junghirten „strunkar“ dem rumäniſchen „strungar“, der des Großviehhirten, ſlawiſch „bowhar“ dem rumäniſchen „bouar“. Die Almhütte, ſlawiſch „koleba“, heißt rumäniſch „coliba“, die Jungſchafhürde, ſlawiſch „strunka“, entſpricht der rumäniſchen „strunga“, die Käſekammer, ſlawiſch „komora“ der rumäniſchen „cămara“ uſf. Sozialer Aufbau, wirtſchaftliche Organiſation und dingliche Kultur bis zur Tracht iſt im karpatiſchen Hirtentum zweifellos überwiegend durch die walachiſchen Wanderhirten geprägt worden. Wenngleich aus dem vorhandenen Material nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann, ob die Slawen in den Karpaten vor Ankunft der Walachen ſchon eine Hochweidenutzung kannten, ſo iſt doch ſicher, daß eine ſolche, wenn ſie beſtanden haben ſollte,

weder zahlenmäßig noch organiſatoriſch von Bedeutung geweſen ſein kann, weil ſonſt eine derartige walachiſche Ueberprägung im heute beſtehenden Umfang nicht erklärlich und vor allem die Beſitznahme der Hochweiden durch die Walachen in einem ſo großen Umfang und ſo mühelos nicht denkbar wäre. Auch die Bedeutung der Schöpfung eines eigenen Hirtenrechtes unter dem Namen des „jus Walachorum“ deutet in die gleiche Richtung.

Es iſt, beſonders von polniſcher Seite,[10]) des öfteren darauf hingewieſen worden, daß man zwiſchen Walachen im völkiſchen Sinne und dem Wort Walachen als reine Berufsbezeichnung zu unterſcheiden habe, wobei unter letzterem auch Hirten nichtwalachiſcher Volkszugehörigkeit zu verſtehen ſeien. Das ſtimmt zweifellos in zahlreichen Einzelfällen, ſpricht aber gerade deswegen für die Bedeutung des völkiſch walachiſchen Hirtentums. Denn nur unter der Vorausſetzung einer überragenden Bedeutung dieſes völkiſch-walachiſchen Hirtentums iſt es zu verſtehen, daß ſchließlich der Name „Walache“ zur Berufsbezeichnung werden konnte.

Die Intenſität, mit der das Walachentum auf die Karpatenſlawen ſeinen Einfluß ausübte, nimmt in gleicher Weiſe wie die Häufigkeit der rumäniſchen Ortsnamen von Oſten nach Weſten hin ab, ſo zwar, daß dieſer Einfluß auf die am weiteſten im Weſten ſitzenden Goralen verhältnismäßig am ſchwächſten war und nach Oſten über Boiken, Lemken und Huzulen immer ſtärker zunimmt. Im Falle der Huzulen iſt der Anteil walachiſcher Elemente im Volksleben ſo ſtark, daß ſelbſt von ukrainiſcher Seite Zweifel an der ſlawiſchen Grundlage ihres Volkstums geäußert wurden.[11]) Kubijowicz bezeichnet ſie als „un peuple de provenance sudorientale“, ohne ſich allerdings näher darüber zu äußern, was völkiſch unter „ſüdöſtlicher Herkunft“ zu verſtehen ſei. Von rumäniſcher Seite werden die Huzulen aus dem gleichen Grunde als ein ſlawiſierter Stamm auf rumäniſcher Volksgrundlage angeſehen.[9]) Sicher iſt jedenfalls, daß kein anderer Stamm der Karpatenſlawen in ſolchem Maße mit walachiſchen Einflüſſen durchtränkt iſt wie ſie.

Die Frage, ob das keilartige Vorſtoßen des Ruthenentums gegen Weſten innerhalb der Karpaten mit den walachiſchen Wanderungen in urſächlichem Zuſammenhang ſteht, ſo daß die Ruthenen gewiſſermaßen durch dieſe Bewegungen nach Weſten mitgeſchleppt worden ſeien, wird ſowohl von polniſcher wie von rumäniſcher Seite bejaht, ohne daß eine eindeutige Beweisführung dafür bisher vorläge. Die Entſcheidung liegt ohne Zweifel bei dem Anteil walachiſchen Blutes im Ruthenentum. Denn nur bei einer innigen Durchdringung mit walachiſchen Elementen kann die genannte Annahme zu Recht beſtehen. Das Aufgehen des Walachentums im ſlawiſchen, vor allem aber im ruthениſchen Volkstum iſt ja über-

haupt eines der vielen noch ungelöſten Probleme völkiſcher Einſchmelzung im ſüdöſtlichen Europa.

Vielleicht noch entſcheidender, aber völlig ungelöſt, iſt die Frage nach der raſſiſchen Bedeutung des Walachentums für die ſlawiſchen Karpatenſtämme. Denn daß dieſes eine ſtarke raſſiſche Veränderung im Prozeß ſeiner völkiſchen Einſchmelzung mit ſich brachte, ſteht außer Zweifel. Wahrſcheinlich wird erſt eine Feſtſtellung des Raſſeeinfluſſes der Walachen ein wirklich wahrheitsgetreues Bild von der Bedeutung des walachiſchen Wanderhirtentums in den Karpaten zu geben imſtande ſein, da die geſchichtlichen Quellen darüber zu wenig ausſagen. Ob freilich eine ſolche Unterſcheidung jemals getroffen werden kann, muß in dem raſſiſch ſo wenig erforſchten Gebirge erſt die Zukunft zeigen. Ein Hinweis darauf kann vielleicht in der Tatſache gefunden werden, daß in der früher walachiſch ſtark beeinflußten Podhale neben dem lichten, oſtbaltiſchen Typ ein ſcharf ausgeprägter ſchwarzhaariger und kurzköpfiger auftritt, der vielleicht mit der walachiſchen Zuwanderung in Zuſammenhang gebracht werden kann.[10])

Die ſiebenbürgiſche Transhumance.

Von den walacho-karpatiſchen Hirtenwanderungen nach Art, Organiſation und Verbreitungsgebiet völlig verſchieden iſt der andere Typ rumäniſchen Hirtentums, die ſiebenbürgiſche Transhumance. Ihr Weſen liegt im Gegenſatz zu den ſich vom Ausgangspunkt immer mehr nach Weſten entfernenden walacho-karpatiſchen Wanderungen darin, daß Hirt und Herde den Sommer auf den Hochweiden der ſiebenbürgiſchen Randgebirge zubrachten, um im Winter in die am Außenrand der Gebirge liegenden Tiefländer abzuſteigen. Im Wechſel der Jahreszeiten wiederholte ſich dieſer Wanderungsrhythmus, ohne daß im Einzelfall jeder Jahreszeit eine Wanderung entſprechen muß, da gelegentlich auch über mehrere Weideperioden hin im Tiefland verblieben wurde. Grundſätzlich aber wird an der Rückkehr ins Gebirge feſtgehalten, ſo daß die Menſchen im ſtändigen Kontakt mit der Heimat, oder richtiger geſagt, mit den beiden Heimatsgebieten, dem ſommerlichen und winterlichen, blieben. Auf die Bedeutung dieſer Tatſache wird noch ausführlich eingegangen werden.

Als Hauptweidegebiete der ſiebenbürgiſchen Transhumance können die folgenden unterſchieden werden:[12])

Aus der weiteren Umgebung von Hermannſtadt trieben Wanderhirten im Sommer ihre Herden auf die Hochweiden faſt des geſamten ſiebenbürgiſchen Karpatenbogens. Entſprechend dazu lagen die Winterweidegebiete in einem weiten Ring in den ſüdlichen und öſtlichen Tiefländern, nämlich in den Aulandſchaften links der Donau, im ſüdlichen Oltenien, in der Moldau, in Beſſarabien und in der Dobrudſcha. Die

weiteſten Ausgriffe derartiger Herdenwanderungen, die bis in die Krim und ſogar bis in den Kaukaſus führten, können hier unberückſichtigt bleiben. Gelegentlich wurde auch das Banat und die Fruſchka-Gora als Winterweidegebiet aufgeſucht.[13])

Ein zweites Verdichtungsgebiet lag in den Bergen um Kronſtadt. Als Winterweideland wurde das linksſeitige Donauufer zwiſchen Dâmbovița und Pruth, aber auch die Moldau weſtlich des Pruth zwiſchen Jaſſy und Dorohoi aufgeſucht.

Die Hirten des dritten Weidezentrums im Călimangebirge trieben ihre Herden zum Teil in die gleichen Tiefländer der Moldau, ein anderer Teil wanderte in die Niederungen am Samoſch, etwa von Sathmar weſtlich bis zur Theiß.

Von der vierten Ausſtrahlungszone aus, dem öſtlichſten Teil der Südkarpaten um Hatzeg und dem Quellgebiet der Temeſch, wurde das Banater Tiefland von Temeſchburg nach Süden bis zur Donau aufgeſucht.

Damit ſind die weſentlichen Ausſtrahlungspunkte und die dazugehörigen Ergänzungsweiden im Tiefland umriſſen. Die Sommerweiden liegen auf den Verflachungen des geſamten Karpatenbogens vom Retezat bis zum Rodnaer Gebirge. Die Winterweidegebiete legen ſich als ein durchſchnittlich 150 km entfernter Ring um den Karpatenbogen, wobei das ſüdöſtliche Stück dieſes Ringes nach Größe und Bedeutung die anderen weit übertrifft, reicht es doch von Widin in den linksſeitigen Donauauen über Galatz bis an den Dnjeſterliman bei Cetatea Alba und umfaßt ſo das geſamte ſüdliche Beſſarabien und die Dobrudſcha bis zur Schwarzmeerküſte. Zwiſchen die Wintergebiete und die Sommerweiden aber ſchaltete ſich ein engmaſchiges Netz von Wanderwegen ein, das wie ein dichtes Geäder das Land durchzog und in dem das Leben der Wanderhirten unaufhörlich vom Tiefland zum Gebirge und vom Gebirge zum Tiefland pulſte.

Ueber das Alter dieſer Herdenwanderungen ſind wir nur unvollkommen unterrichtet. Zwar werden ſchon in den älteſten madjariſchen Quellen rumäniſche Hirten in der Theißebene erwähnt,[13]) deren Herkunft aus Siebenbürgen wahrſcheinlich iſt und die dort von den Madjaren bei der Landnahme angetroffen wurden. Auch der deutſche Ritterorden fand die Rumänen Siebenbürgens als Hirten vor. Gleichfalls läßt die Tatſache, daß die Sachſen Siebenbürgens ebenſo wie die Sekler mühelos das Ackerland beſetzen konnten, darauf ſchließen, daß das Rumänentum infolge ſeiner einheitlichen Ausrichtung als Hirtenvolk den Ackerböden wenig Wertſchätzung entgegenbrachte. Vom 15. Jh. an[14]) ſind die Transhumancewanderungen rumäniſcher Hirten aus Siebenbürgen dann unaufhörlich bis zum Aufhören dieſer Wirtſchaftsform bezeugt. Die Bedeutung, die die

Transhumance wirtſchaftlich für das Rumänentum in Siebenbürgen hatte, kann gar nicht überſchätzt werden. Dafür eine Angabe ſtatt vieler: Im Jahre 1786 nahmen an den Wanderungen aus Siebenbürgen nach der Walachei mehr als eine halbe Million Schafe teil, abgeſehen von der hoch in die Tauſende gehenden Zahl der Rinder, Pferde und Schweine. Dabei iſt aber zu bedenken, daß die angegebenen Zahlen die der an der Grenze kontrollierten Herden iſt und daß zweifellos noch manche ungezählt über das Gebirge zogen. Daß im Zuge dieſer wahrlich gewaltigen Herdenwanderungen auch eine bedeutende Bevölkerungsverſchiebung durch die wandernden Hirten vor ſich gehen mußte, iſt einleuchtend.

Ohne hier auf die Gründe, die zur Vernichtung der ſiebenbürgiſchen Transhumance führten, näher eingehen zu können, ſei die für den hier angeſtrebten Endzweck wichtigere Frage nach der wirtſchaftlichen Umſtellung der brotlos werdenden Hirtenbevölkerung beantwortet.[12]) Nur einem Teil von ihnen gelang es, daheim, das heißt in Siebenbürgen, entweder als Ackerbauer ſeßhaft zu werden oder ſoviel Weidegebiete zu erwerben, daß ſich eine Hirtenwirtſchaft in beſcheidenerem Ausmaß aufrecht erhalten ließ. Der größte Teil aber ſuchte neue Lebensmöglichkeiten jenſeits der Karpaten. Hier machten ſich die ehemaligen Hirten als Viehhändler, Handwerker, Gaſtwirte und Kleinhändler in der Walachei, Moldau und Dobrudſcha anſäſſig. Aber auch als Bauern ließ ſich ein großer Teil von ihnen in dieſen Gebieten nieder. So beſetzten ſiebenbürgiſche Hirten aus der Gegend um Hermannſtadt die Dörfer zwiſchen Hurezu und Tismana in Oltenien, andere drangen in den Dörfern zwiſchen Jiul und Olt in großer Zahl ein.[15]) Aus der Gegend von Hatzeg und vom Retezat zogen Hirten in den Winkel zwiſchen Jiul und Donau.[16]) Aus dem nördlichen Teil Siebenbürgens geht ein ſtändiger Strom rumäniſcher Siedler in die Moldau und zwar ſchon ſeit dem 15. Jh., unter denen neben ſeßhaft werdenden Hirten ſich auch eine Zahl von aus politiſchen Gründen Auswandernden befindet. Dieſe Auswanderungen haben zeitweiſe ein derartiges Ausmaß angenommen, daß man in Siebenbürgen geradezu eine Verödung befürchtete und von Staats wegen dagegen einſchritt.[12]) Ueber die ſchon dicht beſiedelten ſubkarpatiſchen Randzonen hinaus ergoß ſich der Siedlerſtrom in der Folge bis in die Baraganſteppe, den Burnaſch und die Ebene um Braila, wo überall in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Transhumance zum Erliegen kam, die Volkszahl durch den Zuzug und das Seßhaftwerden der Hirten ſprunghaft in die Höhe ſchnellte. Auch in der Dobrudſcha finden wir die gleichen Erſcheinungen. Auch hier ſiedeln ſich rumäniſche Hirten in großer Zahl an und bedeuten als ſeßhafte Bauern in dem Völkergemiſch zwiſchen Bulgaren, Türken und Tataren eine entſcheidende Stärkung des rumäniſchen Elementes.

Wirkungen auf Volk und Staat.

Verſucht man, die Bedeutung der beiden Typen des rumäniſchen Wanderhirtentums auf das Werden von Volk und Staat abzuſchätzen, dann kommt man zu gänzlich verſchiedenen Wertungen für jede der beiden Arten. Das walacho-karpatiſche Hirtentum ſtellt für das heutige rumäniſche Volk nichts als einen lange dauernden, unausgeſetzten Aderlaß an der Volkskraft dar. Alle dieſe Hirten, die nach dem Weſten wanderten, verloren den Zuſammenhang mit der Heimat und gingen unaufhaltſam dem Schickſal entgegen, vom Slawentum aufgeſaugt zu werden. Das, was ſie an arteigener Kultur der Umwelt gaben, war kulturell zu primitiv, als daß es im Gefühl der Seßhaften als ein Wert angeſehen wurde, der eine völkiſch werbende Kraft für das Walachentum gehabt hätte.

Ganz anders die ſiebenbürgiſche Transhumance. Ihr vor allem hat das Rumänentum, das jahrhundertelang unter Fremdſtaatlichkeit und eigener Halbſtaatlichkeit lebte, den verſchiedenartigſten Kultureinflüſſen von Mitteleuropa, Rußland und Vorderaſien ausgeſetzt war, es zu verdanken, daß ihm das Bewußtſein ſeiner völkiſchen Einheit erhalten blieb. Der ſtändige, nie abreißende Strom, der mit den großen Herdenwanderungen über die Karpaten in die ſüdlichen und öſtlichen Tiefländer und wieder zurück flutete, hielt immer wieder den Zuſammenhang des ganzen Volkes auch in Zeiten größter materieller und kultureller Bedrängnis von außen aufrecht. Wenn das rumäniſche Volk diesſeits und jenſeits des Gebirges, das in dieſen ſeinen Teilen durch Jahrhunderte hindurch nicht nur verſchiedenen Staaten, ſondern verſchiedenen Welten angehörte, darüber nicht zerfiel, wenn es heute im modernen Staat im Stande iſt, dieſe Kluft zu überbrücken, dann verdankt es das dem immer wieder vermittelnden und ausgleichenden Wirken der Durchmiſchung, die die Transhumancewanderungen mit ſich brachten.

Ferner kann ein Vergleich der heutigen Ausdehnung des rumäniſchen Volksbodens mit dem der Winterweidegebiete im Tiefland keinen Zweifel daran laſſen, daß bei der überraſchenden Gleichheit, die zwiſchen beiden herrſcht, der Anteil der Transhumance an der Ausweitung des Volkslandes von entſcheidender Bedeutung geweſen ſein muß. Im Falle der Dobrudſcha hat ſich dieſer Vorgang ſozuſagen noch unter unſeren Augen abgeſpielt. Das einwandernde, ſeßhaft werdende Hirtentum war es in erſter Linie, das im Völkerchaos dieſes entlegenen Gebietes die Schale zu Gunſten des Rumänentums herunterdrückte, einmal durch die zahlenmäßige Vermehrung des eigenen Volkes und zweitens durch die Erhöhung der Aſſimilationskraft gegenüber den Fremdvölkiſchen. Ganz ähnlich liegen die Verhältniſſe in der Moldau, wenngleich hier die Durchſetzung mit rumäniſchen Elementen weiter in die Vergangenheit zurück-

reicht. Auch die Auffüllung wenig dicht beſiedelter Gebiete — wie im Baragan — durch zugewanderte und ſeßhaft gewordene Hirten hat dem Staat eine Verdichtung der Beziehungen zwiſchen Boden und Menſch gebracht, deren Wert hoch einzuſchätzen iſt.

Von ganz entſcheidender Bedeutung wurde die Transhumance aber für die Bildung des politiſchen Weltbildes des Rumänentums. Man iſt in Mitteleuropa allzuſehr geneigt, den pannoniſchen Raum in ſeiner Gebirgsumſchloſſenheit als eine unlösliche Einheit und dieſe Raumauffaſſung als die einzig mögliche anzuſehen. Daher ſah man nach dem Kriege auch häufig in der Geſtaltung des modernen Rumänien eine Sünde wider den Geiſt dieſes Raumes, eine Naturwidrigkeit, an der dieſer Staat früher oder ſpäter zugrunde gehen müſſe. Von rumäniſcher Seite wurde dagegen ſtets der Einwand gebracht, daß eben der Ausgleich beider Landſchaften, Siebenbürgens und des Regates, einen weitgehend vollkommenen Staatsraum ſchaffe. Man überſah eben in Mitteleuropa und überſieht das ja meiſt auch heute noch, daß jeder Raum von Natur aus mehrdeutig iſt und daß es auf das Volk ankommt, welche der möglichen Deutungen hiſtoriſche Wirklichkeit wird. Bei dieſer Entſcheidung aber iſt wiederum das ſubjektive Raumerlebnis jedes einzelnen Volkes das Ausſchlaggebende. Gewiß entſpricht die Auffaſſung vom pannoniſchen Raum als einem Land „wie aus einem Guß" einer möglichen Raumdeutung und einem ſubjektiv berechtigten Raumerleben, nämlich dem madjariſchen.

Die Raumauffaſſung des Rumänentums aber mußte naturgemäß eine andere ſein. Um ſie voll zu verſtehen, muß man ſich vor Augen halten, daß Raumerlebniſſe eines Volkes auf jahrhundertaltem Denken und Fühlen beruhen. Das Rumänentum als Hirtenvolk, deſſen Heimat Siebenbürgen war, konnte zu keiner anderen Deutung kommen, als zu der, die nach dem Weltkrieg die Wirklichkeit des rumäniſchen Staates wurde. Das gebirgsumwallte, von allen Seiten von Tiefländern umgebene Siebenbürgen wurde als die Heimat, der nationale Schutzraum und der Ausſtrahlungsquell völkiſchen Daſeins erlebt. Hier zog ſich die tragende Schicht des Volkes, das Hirtentum, im Sommer zuſammen, hier blühte das nationale Leben auf den Hochweiden der Karpaten in Feſten und das wirtſchaftliche in Märkten; in den Becken der Karpaten lagen die Zentren älteſter nationaler Staatlichkeit. Die Tiefländer rund um das Gebirge aber wurden als wirtſchaftliche Ergänzungsräume gewertet, ohne die die Erhaltung der völkiſchen Wirtſchafts- und Kulturform gar nicht denkbar war; ſie wurden im Raumbegriff der Wanderhirten zur zweiten Heimat. Und ſchließlich waren ſie in der Wertung untereinander alle gleich. Der rumäniſche Hirte konnte das Tiefland an der Theiß räumlich gar nicht anders ſehen als das am Dnjeſtr und an der unteren Donau;

eines war ihm Ergänzungsland ſeiner Weidewirtſchaft wie das andere. Und ſo erwuchs dem ganzen Volk ein ſubjektives Raumerleben, das die gebirgsumwallten Ebenen Siebenbürgens, den Kernraum, und die Tiefländer an Theiß, Donau und Dnjeſtr als eine geſchloſſene Einheit ſah — als jene Einheit, die ſie tatſächlich darſtellen, wenn man ſie mit rumäniſchen Augen ſieht. Dieſes Raumerleben hat im Weltkrieg über das madjariſche den Sieg davongetragen. Und wenn das rumäniſche Hirtentum geopfert werden mußte, als das rumäniſche Volk ſich ſeinen modernen Staat ſchuf, ſo hat es neben der allgemeinen breiten Grundlage ſeiner alten Volkskultur dieſem Staat ein unendlich wertvolles Erbe hinterlaſſen: Das Erlebnis des rumäniſchen Raumes, wie ihn der rumäniſche Hirte ſah.

[1]) Vgl. den Hinweis auf Forſchungsergebniſſe Sextil Puşcarius, Siebb. Vjſchr. 1939. 97—98.

[2]) Jon Conea: Din geografica istorică si umană a Carpaţilor. Bul. soc. reg. Rom. de geografie, Buk. 1936.

[3]) Karl Szabó: Béla Király névtelen jegyzőjének könyve a magyarok tetteiröl. Bdpſt. 1860.

[4]) Jon Podea: Monografia Judeţului Braşov. Kronſtadt 1938.

[5]) E. Hanslik, Die Kulturgeographie der deutſch-ſlawiſchen Sprachgrenze; Vierteljahresſchrift f. Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte 1910.

[6]) L. v. Sawicki: Almenwirtſchaft und Hirtenleben in der Mähriſchen Walachei Z. f. öſterr. Volkskunde 21, 1915.

[7]) N. Drăganu: Românii in veacurile IX.—XIV. pe baza toponomiei şi a onomasticei. Buk. 1933.

[8]) G. Randriş: Migraţiunii Româneşti în Munţii Galiţiei şi ai Moraviei. Gr. Rom. an. I. Nr. 5. Buk. 1927.

[9]) Mara N. Popp: Urme Româneşti în vieaţa pastorală a Carpaţilor Polonezi Bul. soc. reg. Rom. de geografie, Buk. 1935.

[10]) Zofja Holub Pacewiczowa: Osadnictwo Pasterskie i wedrowki w Tatrach i na Podtatrzu. Krakau 1931. Prace Komisji Geograficznej I.

[11]) Wl. Kubijowicz: Zycie pasterski w Beskidach Wschodnich. Prace Inst. geogr. Univ. Jag. V. Krakau 1926.

[12]) L. Someşan: La Transhumance des bergers Transsylvains. Revue de Transsylvanie I, 4. Klauſenburg 1935.

[13]) N. Dragomir: Din trecutul oierilor märgineni. Lucr. Inst. geogr. Univ. Cluj. Klauſenburg 1926.

[14]) Takáts Sándor: Rajzok a törökvilágból. Bdpſt. 1915.

[15]) Mara N. Popp: Ciobania la Ungurenii din dreapta Oltului. Bul. soc. reg. Rom. de geografie. Buk. LI., 1932.

[16]) R. Vuia: Ţara Haţegului şi regiunea Pădurenilor. Lucr. Inst. geogr. Univ. Cluj. Klauſenburg 1926.

[17]) Stephan Kniezſa: Pſeudorumänen in Pannonien und in den Nordkarpathen. Archivum Europae Centro-Orientalis. Budapeſt. I (1935), II (1936).

Kleine Mitteilungen.

Zur Volkstumsfrage alter nordungarländiſcher Städte.

Nachstehend bringen wir eine Auseinandersetzung mit dem in Heft 2 des laufenden Jahrganges (S. 280 ff.) erschienenen Aufsatz von Edith Hoffmann. In diesem Zusammenhang wollen wir bemerken, dass die „SODF“ als umfassendes Organ der deutschen Südostforschung sich dessen bewusst sind, dass diese nur bei stetiger und lebendiger Fühlungnahme mit der Wissenschaft der Südostvölker ihrer grossen Aufgabe wird entsprechen können. Es ist daher für uns eine Hauptaufgabe, zur Herbeiführung und Sicherung dieser bisher nur allzu mangelhaften wissenschaftlichen Fühlung die Vertreter der südosteuropäischen Forschung möglichst ergiebig zur Mitarbeit heranzuziehen. Auch gelegentliche Meinungsabweichungen gegenüber dem Standpunkt der deutschen Forschung lassen wir zu Worte kommen, wobei wir allerdings die Einschränkung machen, dass es sich weder um fundamentale noch um auf wissentlichen Unwahrheiten beruhende Auffassungsunterschiede handeln kann.

Es ist aber unumgänglich notwendig, dass die deutsche Forschung gerade auch die Meinungsunterschiede, die sie von der „anderen Seite“ trennen, genauestens und vor allem auch in ihren konkreten Einzelheiten kennenlernt. Das ist eine Vorbedingung zur Herausarbeitung und Fruchtbarmachung des eigenen Standpunktes, die zu erfüllen wir, vor allem weiteren, die Geduld haben müssen.

Jedoch ist folgendes zu beachten: Die Unterschiede in den Gesichtspunkten und Meinungen zwischen der Forschung der Länder Mittel- oder Ostmitteleuropas sind zu einem wesentlichen Teil Tatsachen, die sich aus der Nationszugehörigkeit ergeben mussten. Diese grundsätzlichen Unterschiede dürfen nicht hinwegdebattiert, sie müssen als Realitäten, mit denen zu rechnen ist, im Sinne gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Verstehens hingenommen werden. Wohl aber können die Gegensätze und Abweichungen in den Auffassungen einer klareren Erkenntnis der Sachlage dienen, wenn wir sie mit Offenheit, Takt und auf dem im Vertrauen zur eigenen Sache begründetem Mut behandeln.

Das beweist auch der Fall des in Heft 2 dieses Jahrganges erschienenen Aufsatzes von Edith Hoffmann, der unter Herausstellung des ungarischen Standpunktes Fragen aufwirft, die bisher von der deutschen Forschung zu ihrem Nachteil stark vernachlässigt worden waren, nämlich die Geschichte der karpatendeutschen Städte und ihre volkliche Zusammensetzung betreffend. Wir wollen hoffen, dass die Ausführungen Dr. Weinelts den Auftakt einer gründlichen, ins einzelne gehenden Beschäftigung mit diesem wichtigen Themenkreis bilden. F. V.

Frau Edith Hoffmann (Budapeſt) hat in dieſer Zeitſchrift, III (1938), S. 280 ff., im Rahmen eines kunſtgeſchichtlichen Aufſatzes über Preßburg weſentliche Fragen deutſcher Volksgeſchichte angeſchnitten und Antworten gegeben, die einer ganz eindeutigen und entſchiedenen Zurückweiſung bedürfen.

Am Anfang des Aufſatzes ſteht die Vertauſchung des Volksbegriffes mit dem Staatsbegriff. Ein Ungar iſt noch kein Madjare und wenn ſich der deutſche Bürger im Mittelalter als Ungar bekannte, ſo meinte er den Staat, an deſſen Aufbau ſein Volkstum einen ebenſo großen Anteil hatte wie die Madjaren. Madjare aber wollte er auf keinen Fall ſein oder werden, deswegen ließ er ſich ja von den ungariſchen Königen immer wieder beſtätigen, daß in ſeinen Stadtverband nur Deutſche aufgenommen werden dürften, deshalb verlangten die Zünfte den Nachweis „deutſcher und ehrlicher Geburt". Der Deutſche wußte den Abſtand nicht nur zwiſchen ſich und dem Slowaken, ſondern auch dem Madjaren zu wahren. „Deutſchſprachige Ungarn" im Sinne von Frau H. gab es nicht und wird es nicht geben. Wohl aber gibt es Volksdeutſche in Ungarn, die ſich entſchieden gegen jene Bezeichnung wehren. Wir Volksdeutſche in der Tſchechoſlowakei ſind ebenſo nur und ausſchließlich Deutſche und keine „Tſchechoſlowaken deutſcher Zunge". Das iſt heute ſo und war früher nicht anders. Es gibt auch keine „ungariſche Kunſt", ſondern nur eine deutſche Kunſt in Ungarn und eine madjariſche Kunſt in Ungarn. Und was Frau H. in dem Aufſatz über die deutſche Stadt Preßburg beſchreibt, iſt deutſche Kunſt. Nur durch den Zufall der territorialen Grenzziehung iſt das zum geſchloſſenen deutſchen Volksboden gehörende Preßburg eine Stadt in der Slowakei wie früher in Ungarn.

Die Deutſchen Oberungarns ſickerten nicht, wie es S. 281 heißt, allmählich „unbemerkt" ein. Der Verſuch von Anton Fekete Nagy, dies für die Zips nachzuweiſen, iſt daneben gelungen, weil ſchon die Mundart der Zipſer eine einheitliche größere Gruppe ſichert, die noch vor dem Tatarenſturm gekommen ſein muß. Schon vor 1241 blühte auch das deutſche Leben im Gebiet der ſpäteren niederungariſchen Bergſtädte, in Preßburg konnte eine frühe deutſche Wiederbeſiedlung vielleicht noch an vormadjariſche Reſte anknüpfen.[1]) Es ſpricht auch die klare Sprache der Urkunden, die den Deutſchen ihr angeſtammtes Recht zuſichern, deutlich gegen ein „unbemerktes Einſickern". Sie waren die hochgeſchätzten Kulturträger und Kulturbringer, die an erſter Stelle der König herbeirief. Alle Städte der Slowakei in ihrem alten Umfang ſind ausſchließlich deutſche Gründungen. Die Wiederholung dieſer Tatſache iſt keineswegs überflüſſig, denn Frau H. ſagt S. 282: „Mit einem zähen Zielbewußtſein verſchafften ſie ſich ſo die führende Stellung in den Städten", „die Sprache der Städte wurde allmählich deutſch". Wo iſt auch nur der leiſeſte Schein eines Beweiſes für dieſe als geſichertes Ergebnis vorgetragene Behauptung, die die Entwicklung vollſtändig auf den Kopf ſtellt? Woraus geht hervor, daß Leutſchau vor der Tatarenflut ein „rein madjariſcher Ort" war? Die Bevölkerung des alten Oberungarn war kein „Miſchvolk". Am deutſchen Volkstum der Bürgerſchaft der Städte kann nicht gerüttelt werden; wenn da und dort bei Spätgründungen das Slowakentum bald die Oberhand gewinnt, dann hängt das damit zuſammen, daß der deutſche Einſatz ſchwächer wurde, der notwendige Nachſchub verſiegte, deshalb zahlenmäßig zu ſchwache Gründerſchichten eingeſetzt werden mußten. Frau H. hat verſucht, die Volksmiſchung für Bartfeld und Kaſchau nachzuweiſen. Herausgekommen iſt dabei nicht mehr als die ohnehin ſchon bekannte Tatſache, daß es in beiden Städten ein paar Madjaren gab, die ſich auf eine Reihe von Jahrzehnten verteilen. Notwendig iſt es, die deutſchen Namen in den einzelnen Zeitabſchnitten zahlenmäßig zu vergleichen. Das Ergebnis läßt ſich nicht in Hundertſätzen faſſen,

---

[1]) Vgl. jetzt den Abſchnitt „Die deutſchen mittelalterlichen Sprach- und Kulturlandſchaften der Slowakei" in meinem Buch „Die mittelalterliche deutſche Kanzleiſprache in der Slowakei", Brünn und Leipzig 1938, S. 215 ff.

es wird nur deutlich, daß es ſich bei den Madjaren um recht beſcheidene Minderheiten handelt. Alles, was Frau H. für madjariſche Volkszugehörigkeit ins Treffen führt, ſtimmt zudem nicht. Ein Klayn Peter iſt kein Madjare, auch wenn er den Taufnamen an zweiter Stelle führt. Gleiches findet ſich in ſchleſiſchen und mähriſchen Stadtbüchern und Urbaren verhältnismäßig ebenſo oft wie in Bartfeld, das übrigens eine ſchleſiſche Stadt war. Ueber Bartfeld, das viel weiter in die Neuzeit hinein, als man bisher glaubte, deutſch geblieben iſt, wird in einem der nächſten Hefte dieſer Zeitſchrift ein umfangreicher Aufſatz erſcheinen; ein näheres Eingehen iſt deshalb an dieſer Stelle unnötig. Genau ſo liegen die Dinge in Kaſchau und übrigens auch in Preßburg. Wir können hier auf der Darſtellung des Madjaren Th. Ortvay aufbauen[2]); ſeine Liſte der madjariſchen Namen und damit der wahrſcheinlich madjariſchen Einwohner iſt auch ohne die noch notwendigen Abſtriche ſo kurz, daß von einem irgendwie nennenswerten madjariſchen Teil der Stadtbevölkerung keine Rede ſein kann. Der hier wie in anderen Orten öfter belegte Familienname Hunger, Unger, Ungerl, der in Verbindung mit Michel, Sigbert, Fritz, Hans, Steffel uſf. vorkommt, deutet in der Mehrzahl der Fälle auf Deutſche wie auch die Herkunftsnamen aus ungarländiſchen deutſchen Städten. Es iſt keineswegs ein „ſchwerer Irrtum", wenn geſagt wurde, die in den Urkunden auftauchenden Namen der Bürger ſeien ausſchließlich deutſch, ſondern es entſpricht durchaus den wirklichen Verhältniſſen; die zugewanderten Madjaren ſpielen eben keine Rolle, und bodenſtändige gab es in den Städten nicht. Die nicht eben zahlreichen madjariſchen Namen zeigen nur, daß das Madjarentum keinen Anteil am Aufbau des Städteweſens in dieſem Gebiete hat. Es iſt das Entſcheidende an den Ausführungen von Frau H., daß die Behauptung, „die Städte wurden allmählich deutſch", jeder Grundlage entbehrt, daß nicht einmal der Anſchein eines Beweiſes für dieſe ſehr ſchwerwiegende Behauptung verſucht wurde. Sie iſt auch gar nicht zu beweiſen, weil ſie die Tatſachen einfach umkehrt. Es muß hier daran erinnert werden, daß die Entwicklung den umgekehrten Weg ging. Durch das Wiener Abkommen ſind eine Reihe von Gebieten, die einſt eindeutig deutſch waren, im Laufe der Jahrhunderte aber madjariſiert wurden, an Ungarn gefallen. Hierher gehört zuerſt Kaſchau, das weit in die Neuzeit hinein als deutſche Stadt angeſprochen werden muß und in deſſen Umgebung es ja auch andere deutſche Siedlungen gab; ich erinnere hier nur an ein Deutſchendorf. An zweiter Stelle iſt das an Ungarn gefallene Gebiet im ehemaligen Komitat Gömör zu nennen, in dem nicht nur die Städte Roſenau, Schitnich, Pleißnitz und Groß-Steffelsdorf deutſch waren, ſondern in dem es auch ein ſehr ſtarkes bäuerliches Deutſchtum gab, abgeſehen von den Bergmannsſiedlungen. In Achten z. B. iſt noch am Ende des 17. Jh.s eine deutſche Bauernmundart geſprochen worden. Aehnlich wie in Galizien durch die Verpolung des deutſchen Siedlungsgebietes die polniſche Volksgrenze vorgeſchoben wurde, ſo in Ungarn die madjariſche zu Ungunſten der ſlawiſchen Stämme.

Eine genaue Analyſe der Einwohnerſchaft der beiden Städte Bartfeld und Kaſchau in der Mitte des 15. Jh.s zeigt entgegen der Behauptung von Frau H. unwiderleglich das deutſche Volkstum dieſer Städte, nicht aber, daß mindeſtens die Hälfte der Bevölkerung madjariſch geweſen ſein ſoll. Noch eine Bemerkung zur Volkstumsbeſtimmung von Frau H. auf Grund der Namen: Wieſo m u ß Balasch Ferber, ein Antal Zatler oder ein Göbil Laslá ein Madjare ſein? Gewiß, es iſt möglich oder wahrſcheinlich, daß es Madjaren waren, nicht unmöglich iſt es aber auch, daß der eine oder andere ein Deutſcher geweſen iſt, der einen madjariſchen Namen von ſeinen

[2]) Th. Ortvay, Geſchichte der Stadt Preßburg. II/2, S. 279 f.

Eltern erhielt, wie dies ja für ſlawiſche Namen ſchon wiederholt nachgewieſen wurde. Ein Andris Sneyder, den Frau H. ebenfalls in ihrer Liſte führt, war aber doch ein Deutſcher, denn Andris iſt eine deutſche Kurzform für Andreas, auch wenn ſie ſich dann im Madjariſchen findet. Und der 1437 in Bartfeld erwähnte Goldſchmied Lucacz Fleyscher war allem Anſchein nach ebenſo ein Deutſcher, denn das cz bezeugt nicht ſein Madjarentum, der Name iſt auch gar nicht Lukács zu leſen, da die Schreibung cz für s auch ſonſt und nicht nur in Bartfeld vorkommt.

Wie alle dieſe Konſtruktionen, ein irgendwie maßgebliches madjariſches Volkstum in den nordungarländiſchen Städten nachzuweiſen, zuſammenbrechen, ſo auch die darauf bauenden Anſichten von einem blutsmäßigen Anteil der Madjaren an der Kunſt dieſes Raumes. Und wenn im Anſchluß an dieſe Konſtruktionen geſagt wird, nur die Unkenntnis dieſer (angeblichen) Tatſachen und der Dokumente entſchuldige das Leugnen dieſer (auch nur angeblichen) „Wahrheit", ſo muß demgegenüber das harte aber leider wahre Wort von einer Verdrehung des Tatbeſtandes zur Schmälerung der überragenden deutſchen Kulturarbeit in Ungarn gebraucht werden. Die Sprache der Kunſt ſchließt ſich nicht dem tonangebenden Deutſchtum an, ſondern ſie iſt nach dem Blut ihrer Träger und nach ihrem innerſten Weſen deutſche Kunſt und nichts anderes. Wir erwarten nun nur noch in der weiteren Verfolgung obiger Tendenzen einen großangelegten Preſſeangriff mit der Feſtſtellung, Dürer und ſein Schaffen ſei madjariſch.

Frau H. hat recht, wenn ſie ſagt, die Bevölkerung Preßburgs beſtand aus zwei Elementen; allerdings nicht aus „Fremden und Ungarn". Das Wort und der Begriff „Ungar" ſind in dieſem Zuſammenhang wieder falſch angewandt, denn ſie kommen vom Staat und nicht vom Volk, ein Ungar war ein Deutſcher, ein Madjare, ein Slowak uſw. Richtig iſt: die Bevölkerung der deutſchen Stadt Preßburg beſtand aus Deutſchen und Fremden, zu denen auch die zugewanderten Madjaren zählten, die, wie ſchon geſagt wurde, dem Hundertſatz und der Leiſtung nach nicht weiter nennenswert waren. H. muß zugeben, daß die Mehrheit der Bevölkerung Preßburgs gar nicht Madjariſch verſtand; ihre Sprache war aber keineswegs mit madjariſchen Wörtern „geſpickt". Da und dort ein Lehnwort beſagt weiter gar nichts. Wer ſehen will, wer der wirklich Gebende iſt, der braucht ſich nur die Legion der deutſchen Lehnwörter des madjariſchen Sprachſchatzes anſehen. Wenn Frau H. im Anſchluß an die aus dem 15. Jh. ſtammende Behauptung eines italieniſchen Biſchofs glaubt, daß die deutſchen Bürger der alten (deutſchen) Städte in der Slowakei und im angrenzenden Ungarn das Madjariſche beherrſcht hätten, ſo ſpricht alle aus den zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen dieſer Städte gewonnene Erfahrung dagegen. Woher ſollten ſie die Kenntnis dieſer Sprache haben und wozu ſollten ſie dieſe benötigen? Sie ſchrieben mit den anderen Städten und mit dem König deutſch neben lateiniſch. Nennenswerte madjariſche Dörfer gab es nur in einem Bruchteil der Weichbilder dieſer Städte, in denen ſelbſt ja Madjaren keine Rolle ſpielten, die eben vielfach rein deutſch waren.

S. 300 wird die Tatſache, daß madjariſche Herren mit beſtimmten Wünſchen bei der Auftragserteilung von Kunſtdenkmälern in Erſcheinung treten, zum Beweis eines geiſtigen madjariſchen Eigentums herangezogen. Hier wird offenſichtlich das liberaliſtiſch-individualiſtiſche Kunſtſchaffen der letzten Zeit, das beim deutſchen Volk auch außerhalb der Reichsgrenzen bereits überwunden iſt, in frühere Jahrhunderte zurückprojiziert. Wie heute wieder dem deutſchen Künſtler eine beſtimmte Aufgabe zu löſen geſtellt iſt, ſo waren den Künſtlern auch im Mittelalter Aufgaben geſtellt in Bezug auf Raum und Motiv. Sie künſtleriſch zu löſen war die Leiſtung der Meiſter. Der Auftraggeber aber hat an dieſer künſtleriſchen Leiſtung keinen Anteil, auch nicht, wenn er ein Madjare iſt.

Die tatſächlichen Verhältniſſe laſſen ſich trotz allen Bemühungen weder verſchleiern noch verkehren. Der Aufſatz von Frau H. hat aber auch gezeigt, daß es hohe Zeit iſt, eine umfaſſende Darſtellung, ein Geſamtbild der deutſchen Aufbaukräfte in Ungarn bezw. in den Teillandſchaften vorzulegen, um ſolchen Verſuchen von vornhinein die Spitze abzubrechen.

Prag. Herbert Weinelt.

Zur Siebenbürger Namenkunde.*)

Noch nie hat eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſo tief in die Nomenklatur Siebenbürgens hineingeleuchtet wie die Arbeit Guſtav Kiſchs, „Siebenbürgen im Lichte der Sprache". Sie iſt auch in ihrer philologiſchen Kleinarbeit, in richtiger „Liebe zum Kleinen" (Grimm), ſowie bei den großen kulturhiſtoriſchen Ausblicken die Krönung des emſigen Lebenswerkes Kiſchs.[1]) Eine Arbeit aus dem Volke heraus, die für den Wörterbuchverfaſſer und Etymologen ein dauerndes Denkmal bedeutet.

Schätzungsweiſe ſind etwa 20 000 Namen hier verarbeitet. Die Anordnung wurde nach Begriffen getroffen:[2]) Gewäſſer, Gelände, Geſtein, Pflanzenwelt, Tierwelt, Menſchheit (Menſch als Volk, als Einzelweſen: Perſonen-, Gattungsnamen; Handwerks-, Induſtrie-, Landwirtſchaftserzeugniſſe aus Tier-, Pflanzen- und Mineralreich); Eigenſchaften, Verhältniſſe, Zahlen; Siedlungen, Menſch als religöſe Perſönlichkeit. In knapper Kürze werden die Ethymologien gegeben, meiſt auch mit Deutungsparallelen aus anderen Sprachen. Gerade bei Ortsnamendeutung handelt es ſich faſt durchgängig auch um Ueberſetzungsprinzipien und um Einleitung in andere Sprachen; anderſeits um weite volkskundliche Ueberſchau. Das Rüſtzeug iſt das des Altphilologen und Indogermaniſten wie des Mundartforſchers mit gleichzeitigem feinem Gefühl für Sprachen, die auch über das Germaniſche, Slaviſche wie Indogermaniſche, Finno-ugriſche hinausführen. Die verarbeitete Literatur[3]) iſt bedeutend.[4])

Bei der von Kiſch befolgten Methode der Aufhellung der Ortsnamen, die in der Benennung in verſchiedenen Sprachen oft Begriffsdubletten zeigen, wäre notwendig noch eines zu beachten geweſen, was beſonders bei der Deutſchbeſiedlung im Sachſenlande in die Augen ſpringt: daß oftmals ſchon vorgefundene Ortsnamen bekannte Namen aus der Urheimat auslöſten, ohne daß die Einwanderer gerade aus dieſem Orte herzuſtammen brauchten. So löſte z. B. (ſlav. kriv ъ) bulg. krivúlja Kurve, ruſſ. krivulá „jähe Windung des Pfluges" im Hinblick auf dial. Krêwəl = Crefeld am Niederrhein (urk. 1414 Creyuelt[5]) in Biſtritz als Bezeichnung der Oberen Vorſtadt

*) Anmerkungen zum Buche von Guſtav Kiſch: Siebenbürgen im Lichte der Sprache. Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte der Karpathenländer (AVSL 1929. 45. Bd., H. 1—2, S. 33—328. Dafür ein Regiſterband, 1934. 33 S.).

[1]) S. Nachruf für den tragiſch Dahingeſchiedenen. SODF III (1938), 624—28.

[2]) Der fortlaufende Text iſt zwar nicht recht überſichtlich, aber durch den nachträglich erſchienenen Regiſterband doch leichter gebrauchbar.

[3]) Faſt 7 Seiten Literaturangaben.

[4]) Allerdings bleibt vieles in alten Methoden ſtecken. Die Aufſätze in den Ung. Jahrbüchern ſind nicht genügend verwertet.

[5]) Ukb. d. Siebbg. Sachſen III 602. — Creuelt 1294, Creiuelt 1288, (Creinuelt 1166, 1201, creinuelt 1176) NRhein. Ukb. Lautwandel f > w wie in ahd. tiufal > teiwəl „Teufel". (Auch Kelenföld bei Budapeſt beruht auf Creinuelt. Vgl. Bleyer in „Die germ. Elemente" der ung. Hunnenſage. PBB XXXI S. 545). Vgl. auch udvarnicus Crenfelde (Wolff, Mühlbächer Progr. 1881, S. 9) und 1473 Grivald, ein Jobbágye in Torockó (Csánki V, 690).

Krêwelt aus.[6]) Tatſächlich iſt hier um den „Holzmarkt" herum — wohl infolge ſchiefer Ackerziehung — eine jähe Wegkrümmung. Der „Krêwelt" iſt ja auch nicht dort, wohin Kirſch ihn verlegt: nämlich unterhalb des recht weit öſtlich entfernten „Rubental" (Ráipldn), das jenſeits des Fluſſes liegt, ſondern, anſchließend an Nöſen. Der rum. ON Cribi (pl.) beruht ſomit auch nicht auf ſlav. chrib'ъ „Hügel", ſondern auf bulg. kriv, f. kriva, n. krivo „krumm" (näml. „krumme Aecker").

Siebenbürgen iſt im 4. Jh. das Caucalanda = ‚Hochland', das Athanarich nach Vertreibung der Sarmaten — Sarmatis extrusis — beſetzt.[7])

Kiſch geht leider ſelten über das Indogermaniſche hinaus. Und doch ſcheinen manche Namen in vordakiſche Zeit und über das Indogermaniſche hinaus zu deuten.

So iſt Sarmizegethusa (*Σαρμιζεγεδουσα βασίλειον*)[8]) entſchieden nicht indogermaniſch. Die Deutung: Sarmatae + Getae iſt entſchieden falſch, wie ſchon *Ἀρεδουσα* beweiſt: *-ουσα* iſt Bildungsſuffix und in *-θουσα* = -thusa kann ſomit kein germ. hûsa ‚Haus' drinſtecken. — Dagegen iſt Sarmizegethusa = Sarmatagetae (wie es ſonſt inſchriftlich heißt)[9]) zweifellos eine Sarmatenſtadt geweſen, die von den Daken (Decebalus) beſetzt worden. Schon in des Jordanes Sremiscans können wir die heutigen Tſcheremiſſen wiedererkennen (cermis < sarmis < Sarmata)[10]), die ſomit, bevor ſie aus ihrer Heimat zwiſchen Don und Dnjepr (2. Jh. v. Chr.) bis in die ſarmatiſche Tiefebene (Jazygien, 1.—3. Jh. n. Chr.) zwiſchen Donau und Theiß gelangten, in Siebenbürgen geſeſſen haben müſſen. Sie gingen in den Hunnen auf.[11]) Der Name von Sarmatagetae reimt zweifellos mit dem ihrer Nachbarn der Massagetae.[12]) Tatſächlich erwähnt Ptolemaeus (2. Jh. n. Chr.)

---

[6]) Vgl. Firma Krewel et Co in Köln a/Rh.

[7]) S. 60 (92). Bei Ammianus Marcellinus I, XXXI, 4. — Wenn die Rumänen in Siebenbürgen Nachkommen der Römer wären, ſo müßte Siebenbürgen bei ihnen „Dacia" heißen. Es heißt jedoch Ardeal < altmagy. Erde + (v)elu ‚Erdély' = Transſilvania. Der umgekehrte Lautwandel (lat. a > e: etwa *„Ardualis" > rum. Ardeal > magy. Erdély (wie altmadj. Atel-kuzu > Etelköz = Urheimat der Ungarn): „zwiſchen den Waſſern" = atil ‚Waſſer' + köz ‚zwiſchen': in Südrußland), der auch vorkommt (z.B. magy. Erked < deutſch Arked'n (nach den Rittern von Arken), wonach rum. Archiudu, Archită zu beurteilen iſt (-d- iſt euphoniſch vor n, im madj. locativ), iſt ſomit unmöglich. Die altröm. ONN Daciens haben keine Fortſetzung im Rum. Nicht Napoca, nicht Apulum, Germizera, Arcobadara (oder: — dava?), Certium, Largiana, Potaissa, Tibiscum, Sarmizegetusa, Marcodava uſw., haben irgend eine Fortſetzung im Rumäniſchen. Einzig Praetoria Augusta = Székely-Udvarhely = Hofmarkt könnte verdächtig ſein, — iſt es aber nicht, am wenigſten für das Rumän., das Odorheiu zeigt. — Vgl. übrigens Rösler (Román. Studien, Leipzig 1876), worauf wir wieder zurückgreifen müſſen, der die Einwanderung der Rumänen erſt nach 1186 anſetzt. Ich ſelbſt bin der Überzeugung, daß die Bildung der rum. Sprache und Volkes zwiſchen Balkan und Iſtrien, alſo im alten Thrakien erfolgte.

[8]) Vgl. Jakob Grimm, Geſch. d. d. Spr. 141. (Kiſch, 158 = 191; 163 = 195).

[9]) Miller, Itineraria romana. (Vgl. Király Pál, Ulpia Trajana Augusta colonia Dacica Sarmizegethusa metropolis, Dácia fővárosa; Budapeſt 1891).

[10]) Die offenbare Lautverſchiebung -t- > -s bekräftigt die Zuſammenhänge dieſes türkiſchen Stammes mit finniſchen Elementen, bezw. Miſchung, oder gleiche Urſache. (ſ. Fußnote 12).

[11]) Vieles in der ungariſchen Hunnenſage mag ſich hiedurch erklären. (ſ. Fußnote 12 u. vgl. Révai, Lex. unter Szarmata).

[12]) Massa—(getae) iſt wohl tſchudiſch = mata. Darin will man allerdings die madjariſch-ugriſchen Völker des Altertums ſehen: massa = vogul. mańsi, = madj. magy-ar, mańsi aber würde ja an idg. (iran.) manu-šá „Menſch" Anſchluß finden, wonach dann auch an idg. Miſchung hier gedacht werden müßte, (der Perſerkönig Kyros fiel ja gegen die Maſſageten), wie überhaupt die finno-ugriſche Familie aus Indogermanentum + Turkotataren — Mongolentum ſich gebildet haben mag. — Die Silbe — geta(e) wird (wegen der Selbſtbezeichnung masskut masskit mit vogul. khut ‚Menſchen' in Zuſammenhang gebracht. Somit läge eine Begriffsdublette vor, was begreiflich iſt.

die Sarmaten am Zuſammenfluß der Wolga und Kama nur als saur, sauar, ohne die tſchudiſche Endung -mata = „Menſch-en". Allerdings bleibt saur sar-i dabei dunkel.[13]) Damit kommen wir dazu, einige Ausblicke auf die Landſchaften Eur—Aſiens zu tun, aus denen ſich die ethniſchen Elemente einiger Urbewohner Siebenbürgens, wie der Vor fahren der Ungarn herſchreiben. Es ſoll ſolches nur in großen Zügen unter dem Strich geſchehen.[13]) Ebenſowenig kann aber auch auf alles Strittige und Fragliche eingegangen werden. So ſei nur einiges herausgehoben.

---

[13]) Das Verbreitungsgebiet der Tſchuden, der Vorfahren der Finnen aber, war ganz Mittel-Aſien vom Ural an — ja Oſteuropa von der Wolga an — bis zum mittleren Amur in Oſt-Aſien, wo überall die Tſchudenfriedhöfe ſich finden, überlagert von kirgiſiſchen, türkiſchen und mongoliſchen Schichten. (Vgl. die bei Révai angef. Lit.) Da darf die Vermutung aufſteigen, daß sar- (saur, sauar) nichts anderes iſt als das türk. sari „gelb", und sar-mata ſomit „Die gelben Menſchen" bedeutet. Dieſe Benennung als sari (mata) = gelbe (Menſchen) von den Türken aus iſt umſo begreiflicher, als ſie ja tatſächlich in der Nachbarſchaft der Türken erfolgt ſein dürfte. In der finno-ugriſchen Familie kennen wir ja heute noch die Lappen als gelbe Mongolen. Der Name der Sarmaten iſt unter dem Hunnentum ethniſch verſchwunden, in der Form des Tſcheremiſſen-Namens aber auf Slaven übergegangen.

Aus dieſen Tatſachen ergeben ſich nun viele Ausblicke auf die Hunnenſage uſw. Vor allem aber daraufhin, daß der Hunnenſturm keineswegs die erſte aſiatiſche Welle nach Siebenbürgen bedeutet.

Mit Sarmizegethusa aber ſcheinen manche anderen Namen in Siebenbürgen noch ähnliche Aufklärung zu beanſpruchen.

Der Alt-Fluß heißt ſchon bei Ptolemaeus *Ἄλουτα*. Das iſt aber nichts anderes als mongol. al' — „gelb" + uta „Waſſer, Fluß". Der Alt wird tatſächlich beim Gebirgsdurchbruch moraſtig gelb. Die Siebenbürger Sachſen ſingen noch heute: Um Reng, um Reng (= Rhein), um gîlə Reng. (Vgl. zur Etymologie auch türk. ala „bunt" in ON., alaga „buntes Tuch" in Kl.-Aſien). Utu muren im Chumar-Geb. (Tibet) iſt hier zu vergl. (muren = Fluß). Ebenſo Utun (Bach in der Mandſchurei). Es iſt das gleiche Wort wie idg. ud „Waſſer". Sogar noch in den ochotskiſchen Meerbuſen mündet ein Flüßchen Ud. Ein ebenſolches Uda in Transbaikalien. Utam und Witim gehören zum Flußgebiet der Lena. Die Utam mündet in die Aldan, wie auch das Gebirge heißt. — Wahrſcheinlich ſind zu al ala auch zu ſtellen die ‚Gebirge' Ala-tau und Al-tai an der turkeſtaniſchen Grenze. (Dort auch ON Toksun, vgl den ung. Stammesführer Taksony, ſowie Kara-schar, die ungar. Zeit angehören'. Al-tai bedeutet ‚Gold-berg" (chin. Kin-ſchan), bezw. Gelber Berg", ebenſo Ala-tau, wie auch Ala-dagh „Gebirge" ſüdl. Paphlagoniens. (Verſchiedene Namen ſpäterer Zeit deuten auch nach Kleinaſien). Aſiatiſch-türkiſch iſt wohl auch der Name der Kokel. Zwar mag Kiſch (82—103) volksetymologiſch recht haben, daß altmadjar. kuman. kukul, heute m. kökény vorliege. Aber kökény iſt in erſter Linie die „blaue Schlehe", dann erſt ‚Dorn' (wonach allerdings Târnava rum. nachträgliche Überſetzung iſt). Und ſo liegt wohl urk. Kukullu (empfunden als Kukul + jo ‚Dornbach') urſprgl. mong. kuku ‚blau' + lu oder ulu ‚Waſſer. Fluß' zu Grunde. Die Ula-, Ulja-Namen gehen von SW-Rußland bis zum Ochotskiſchen Meer: In der Mongolei Ulu-kem. Ebenſo in Armenien. Auch jo—Namen (vgl. Sajó < Sav-jo = ‚Salzfluß') gehen als ho—Namen durch die ganze Mongolei und China durch. Türkiſch ſind auch die su-Namen (vgl. aus ſpäterer Zeit Krassó < Kara-su „Schwarzer Fluß"). Sie finden ſich dort, wo wir Zagan-chuntai, -daban in Transbaikalien, Zagan-tugurjuk in der Mongolei (vgl. Zágon), wo wir Scharamuren (= Sár-víz) im Chamar-Gebirge, das Tschige-Tchinsa-Gebirge öſtl. der Wüſte Gobi, das Sipku-Gebirge (vgl. Sipka-Paß) öſtlich des Amur haben uſw. Auf dieſe Merkwürdigkeiten ſei immerhin einmal aufmerkſam gemacht. — Eine andere Namensſchicht — wahrſcheinlich ſchon aus ſeklériſch-ungar. Zeit — deutet auch nach Klein-Aſien: ſo Gümüsch Maden (vgl. Gyimes-Paß); und gümüs iſt türk. „Silber") und Usun Jaila (Uzoner-Paß), uſw. Ojtoz (Paß) iſt türk. oj ‚Tal' + tuz ‚Salz' (ſ. Ungar Jbb. 1926, S. 148). Erwähnt ſei auch der Fluß Gürgen, der an der perſiſchen Grenze ins Kaſpiſche Meer mündet. Vgl. Görgény-Gebirge und Fluß. Im übrigen dürfte es ſich um ſlav. (Nach— ?) Benennung handeln: vgl. lit. giria „Wald" (zu ſlav. gora „Berg", Berneker 328 f.), das in Oſtpreußen (Samland) zu Girgen wurde (Gerullis, Die altpreuß. Ortsnamen, S. 236).

Kiſchs Etymologie des altröm. Germisera (einzige Lesart —sara) in der Bedeutung „Warm-Bach" ſei hiemit angenommen.[14]) Das daneben befindliche Heilbad Al—Gyógy beſtätigt dies. Ebenſo aber das nachbarliche Csigmó (Csikmó), das ſich aus türk. čikmak „ſprudeln" erklärt.[15])

Es wäre eigentümlich, wenn ſich in Siebenbürgen keine römiſchen Namen erhalten haben, daß ſich gothiſch-gepidiſche erhalten hätten.[16]) In dieſem Falle könnten wir nur an ſlaviſche Vermittlung denken: ſo wie z. B. got. stikls „Becher, Kelch" über abulg. st'klo ‚Glas' als sticlă ‚Glas, Flaſche' ins Rumäniſche kam.[17])

Kiſch führt als Zeugniſſe für altes Gotentum an: Muntele Gotul und Părăul Gotului (Kom. Alba = Unter-Weißenburg). Abgeſehen davon, daß es ſich hier um ſlav.-rum. Artikelſuffigierung handelt, was Durchgang durch ſlaviſchen Mund bezeugt, ſo iſt auch u > o in got— „Gote" < gut— (vorausgeſetzt, daß es ſich darum handelt) ſo zu beurteilen: vgl. bъzъ ‚Hollunder', klruſſ. boz, rum. boz, ſlav. gъrbъ, kſlav. grъbъ „Höcker, Hügel, Anhöhe", klruſſ. horb, urk. magy. Poss. Gorbow 1409, Fluvius Gorbopathaka 1297, heute Gorbó; ſlav. kſlv. gъlkъ „Lärm", ruſſ. golkъ, rum. holcă.[18]) — Auch Gothátja als „Bergrücken des Goten" iſt verdächtig, da es weder germ. noch magyariſch richtig klingt. Auch hier könnte höchſtens ſlaviſche Einlautung und Vermittlung in Betracht kommen. Es wird näml. auch ſlav. a > o: vgl. gat' „Faſchinenweg, -damm" und klruſſ. hat' (dial. hat) ‚Damm'. Eine Kombination der beiden oſt- und weſtſlav. Ausſprachen im Kom. Hunedoara (magy. Hunyad + vár) erklärt wohl den tautologiſchen Namen. Polabiſch haben wir gotéi in Flurnamen! — Schließlich iſt nicht einzuſehen, weshalb im Kom. Hermannſtadt Părăul Goţi, muntele Goţi das Gleiche bedeuten ſoll wie muntele Gotul und Părăul Gotului in Unter-Weißenburg. Im übrigen vgl. auch Gotsriech = Gotsbargəl = ‚Godesberg', d. i. Wodansberg.[19])

Daß aber gotiſche Benennung bei ſpäteren Völkern andere Vorſtellungen erweckt haben mag, dürfte nach dem Dargelegten begreiflich erſcheinen.[20])

---

[14]) Kiſch 182 u. 242: Thrak.-phryg. germi ‚warm' + idg. sar-a „Gewäſſer". Von den Thrakern heißt es, ſie lebten „im Norden der Donau leiblich in dem heutigen Rumänen, einem mit Finnen und Slaven vermiſchten, romaniſierten Thrazierſtamme, fort". Brockhaus, C. L. Vgl. Kbl. 1926, 63; C.J.L. III 1935.

[15]) Poss. Chokmo 1444 (—1523), Villa Chikmo 1518. (Csánki, Magyarorsz. tört. földrajza. V 83). Mit dem Landesnamen Csik im Seclerlande, der von Kiſch (77) mit Gombocz-Melich als „Grenzland" gefaßt wird (doch ſ. o. unter Fußn. 13) hat Chikmo wohl nichts zu tun.

[16]) Anders iſt es allerdings mit den mongoliſch-aſiatiſchen Namen (ſ. o. Fußn. 13—15).

[17]) Kiſch führt dies als germ.-got. Niederſchlag im Rumäniſchen an anderem Orte an.

[18]) Ebenſo rum. Fl. N. Lotru, den Kiſch (267) zu rumän. lotru „flink, hurtig, ungeſtüm" ſtellt (mir unbekannt!) und zu ſlav. l'utъ, ruſſ. l'otъ „haſtig, grauſam" gehören könnte (Berneker 759). Ich ſehe darin eher einen lûter- (mhd. Lauter-) Bach. Falſch iſt aber wohl der ON (doch nicht Fl.N.?) Lotrioară, was magy. Latorvár „Räuberburg" (ſlav. lotar Gen. lotra „Lump, Gauner") bei Hermannſtadt iſt. Der Flußn. iſt wohl ſekundär und auf ‚Lauterburg' (magy. urk. Latorvár 1391—1415 eingelautet) beruhend, denn rum. heißt ja urk. 1233 aqua Lothur: Râul Lotrioară! Es liegt alſo auch germ. u > rum. o vor. Vgl. auch magy.: Huziuozo 1340 > Hosszuaszó ‚Langbach' = Longa Vallis = Langenthal.

[19]) Auch Goteşti, ON in Beſſarabien, neben den vielen -eşti—Namen Rumäniens, kann vielleicht (trotz Diculescu, Die Gepiden, 186) ſich anders erklären, obwohl hier gotiſche Elemente ſehr ſtark geweſen ſein müſſen (noch im 9. Jh.!) Vgl. Kiſch, 298.

[20]) Es iſt vielleicht am Platze, hier auf die aus Schwaben ſtammende, in Ungarn magyariſierte Familie Guti (oder Ország) aus dem Komitat Beregvár hinzuweiſen. Nach Kézai kam dieſes Geſchlecht zuſammen mit dem Geſchlecht Keled aus Schwaben, von der Burg Hohenſtaufen, in der Zeit König Peters. Urkdl. erwähnt wird das Doppelgeſchlecht 1093—1111 als Cletgut, Gledguth, Gwthkeleth, Guthkeled und Kutkeled (Bekannt iſt noch heute die Einöde bei Betzisried in Schwaben und Klettham bei Schwaben-Erding, O.-Bayern). Von ihnen haben ſich 18 magyariſche Adelsfamilien abgezweigt. In den Jahren

Dies dürfte erſt recht der Fall ſein bei der Talbenennung Vale Gepudu in U.-Weißenburg. Liegt tatſächlich Gepiden—tum zu Grunde, ſo iſt dieſer Name nur folgendermaßen vorſtellbar: Er fand Anſchluß an magy. gyepü („Umzäunung, Hindernis aus gefällten Bäumen" uſw.) + locativ —d[21]) = *gyeped = Gepud. (Vgl. auch Gepuserdeu 1296 „gyepes—erdö" „Wald mit Graswuchs"). Es iſt alſo falſch, wenn Kiſch (S. 183) ſagt: das —u— in Gepud gehe auf —i— zurück. In den von ihm angeführten Fällen handelt es ſich ſtets um Metatheſe: Tövis > Teĭus; Dom(ini)cus > Domucu (wie magy. Domokos), Maur(i)t(i)us > Moruţ, Aegid(i)us > Aiud (falls nicht Enyed, urk. Enud).

Es ſeien einige Ortsbezeichnungen angefügt. Die Streitfrage über Zeiden (im Burzenland), das als „Quittenort" mit Bezug auf urk. Cidinis 1377, Cydin—um 1395—1415 aus röm. Cydonia Cedonia (< *Κυδωνία*) uſw. aufzufaſſen ſei, erledigt ſich dadurch, daß Cedonia (CJL III 7728) gar nicht auf Zeiden zu beziehen, ſondern Hammersdorf bei Hermannſtadt iſt, wie ich immer betont. Außerdem iſt in der röm. Inſchrift nicht Cedonia, ſondern do(mo) Macedonia zu leſen. Wenn Kiſch nun zur Stützung ſeiner Anſicht noch magy. Kotla, rum. Codlea als Überſetzungsnamen ebenfalls in der Bedeutung „Quitte" (lat. cottana: ſlav. kdoule < gdunje) beibringt, ſo iſt darauf zu antworten, daß es ſich hier um die Ortsbezeichnung im Tale, unterhalb des Zeidener Burgberges handelt: und das iſt ſlav. kotъlrъ „Keſſel", bulg. kotél „Bergkeſſel", ſlov. kótəl kótla „Grube", poln. kotlina „Talkeſſel" (vgl. Berneker, Etym. ſl. Wb. 591). Die heutige Namenform Zeiden (mdartl. Zääeədn, in Neuſtadt Zedn) erklärt ſich auch ſlaviſch; u. zw. wahrſcheinlich vom «Zeidener Bach» her: cĕd'ǫ cĕditi heißt ‚ſeihen', bulg. za — cĕditi ‚tränken', ſlov. cedím cedíti ‚ſeihen, rinnen'. Die Natur des Baches, an dem Zeiden liegt, iſt damit getroffen: poln. pl. f. cedziny iſt ‚Bodenſatz', ſlov. cedení adj. m. ‚geſeiht, gereinigt', cedeñja nom. „Reiniger, (Hanf-)Wäſche"? Wenn nun auch die Beſiedlung des Burzenlandes vornehmlich innerkoloniſatoriſch erfolgte, da der König ja das Heranziehen neuer Koloniſten verbot, und auch tatſächlich ſo erfolgte — wie ich nachgewieſen[22]) —, ſo iſt doch daran zu denken, daß auch urheimatliche Zuzügler vom Rhein dahin kamen und die ſlav. Unterlage den urheimatlichen Namen von Zundorf (zur Abtei Deutz, Erzbt. Cöln gehörig) urk.: 1208—16 Zuidindorp, 1286 Zudendorp in littore Reni auslöſte.

Wiseltn, eine Berghalde bei Biſtritz, wird als „Wiſent"-tal erklärt. Von Wiſenten wiſſen wir da nichts. Es handelt ſich wohl um Einlautung von ſlav. (ſlov.) visálka ‚Galgen, (viselec ‚der Gehängte') als ‚Wi(e)ſenhalde' (ahd. hald) ‚geneigt'. Dies dürfte der von 1413 urkdl. angezogene mons patibuli = ‚Galgenberg' ſein und nicht der ‚Goldberg. = ‚Galt' berg', denn patibulum heißt ‚Galgen' und nicht ‚unfruchtbare, brachliegende Weide' (ſo S. 431). Dagegen iſt der ‚Goldberg' = mdartl. Gâlprix kein ‚galter Berg', ſondern ein abulg. golъ, nakter, bloßer, unbewaldeter'[23]) bregъ (ſlav. bergъ) = ‚Abhang', klruſſ. béreh bérih

---

1295—1435 hatten ſie Beſitzungen (267) in den Komitaten Bereg, Bihar, Gömör, Ödenburg-Satmar und ſonſt. Auch bei Debrezin ein Guti erdö (Wald der Guth). In Siebenbürgen kamen ſie in's Burzenland: 1265 erhält Cozmas, filius Cozmae de genere Guthkeled von Kg. Stephan V. die Beſitzung Ragald bei Feketewholm (= Zeiden) Ukb. I, S. 96. — 1272 belohnt derſelbe Kg. die Söhne des Comes Gwd in castro Ffekethehygy (= Schwarzburg bei Zeiden). — Vgl. Cſánki V 482, 518; Wertner, Nemzetiségek I 243—88; Karácsonyi, A m. nemzetségek, II. Bd. Cherghö, A Guthkeled nemzetség címere (Turul 1891, 9—15); Kállay U., A guti nemzetség ec. (Ebda. 1901). — Der Fam.-N. Gutt urk. Guth 1516 bei den Sachſen könnte auch her gehören.

[21]) Die Schreibung bei Lenk v. Treuenfeld, Siebenbürgens Lexikon (II, 1.) iſt phonetiſch nicht entſprechend.

[22]) Koloniſation und Innenkoloniſation in Siebenbürgen (Arch. für Wanderungsweſen und Auslandkunde. V. Jg. Heft 3—4 S. 113—18; VI. Jg. H. 1, S. 16—21).

[23]) So dürfte auch Härină < urk. Halina nicht gr. *αλίνα*, alſo „Salzort", ſein, ſondern ſlav. klruſſ. pro-hályna ‚Waldlichtung' (zu gal'o „entblößen, lichten").

‚Rand, Hügel' neben dem Pōšəldn, verdeutſcht ‚Buſchental', (von Kiſch als lat. pasc — ‚Weide + dal' erklärt, während doch ſlav. ſlov. paša ebenfalls „Weide" iſt, es ſich hier aber tatſächlich um einen ‚geringen, ſchlechten' (pośledni m. adj.) Grund handelt, neben dem das ‚Pōšəldər waltχi' (Wäldchen) iſt. Dennoch gehört der Fam.-N. Poſchner nicht hierher (wie Kiſch, 232, will), ſondern es iſt der aus Poſch magy. Pósa (urk. Pouustheleke) bei Bánffy-Hunyad ſtammende, wozu Poſch Einöde bei Altötting und Poſchen, Weiler bei Traunſtein in Bayern zu vergleichen iſt.

Wenn ſlav. roz- ‚zer-' iſt, ſo kann Rosztócs nicht ‚confluent-es' bedeuten wie Koblenz, ſondern „Auseinanderflieſſen" oder „—drehen" (ein Delta) wie Roſtock (zu tok ‚flieſſen', bezw. toč ‚winden'). — Kerz ON, mdartl. Kîərz, urk. Kurchz, rum. Cârţa kann nicht onomatop. zu kirtsəln gehören, ſondern iſt ſlav. (poln.) kierz „Buſch". — In Kallesdorf iſt wahrſcheinlich urheimatlicher ON Kall (vgl. die Ritter von Call in Kall, Rgb. Aachen, Kr. Schleiden) ausgelöſt durch vorgefundenes Alkalia (Al-kale dèrè = čak. al ‚Erde' + kalch ‚Burg', alſo ‚Erdburg' + dèrè türk. ‚Tal'; Kallersdorf liegt im Tal unterhalb einer Erdburg), worauf rum Arcaliă und magy. Árok-alja beruhen.[24]) Durch ſlav. reka ‚Fluß' wird die ſzekleriſche Reka- (Kreka-)Sage als Hunnenſage von Attilas Gemahlin (auf dieſen Fluß bezogen) illuſoriſch. ON Rékás magy. iſt richtig erklärt.

Krapendorf (urk. Crapundorph 1206) kann nicht von Siebenbürgen aus als „Grabendorf" erklärt werden, ſondern weiſt mit Krakkó und Romosz (ſächſ. Ruməs, urk. Rams 1291) als Orten der primi hospites regni auf die oldenburg.-niederſächſ. Orte gleichen Namens hin (woher ſich auch der Name der Siebenbürger Sachſen = Saxones erklärt).[26]) Was in Crapun— ſteckt, kann nur im Verein mit dem ſlowakiſchen Korpona (deutſch: Karpfen, bereits 1135 mit hospites erwähnt) vom Slaviſchen aus beſtimmt werden. Hier liegt wohl ſlav. korpъ „Karpfen", dort aber krǫpъ ‚klein' als Auslöſer zu Grunde.[27]) Vgl. auch Krapen in Preuß. Holland.

Zu Kelling ON (urk. Kelnuk 1269, Calnuk 1272) könnte etwa bulg. klánik (vgl. klánec ‚Hohlweg' bergaufführende Straße', was ſtimmt) auslöſend geworden ſein für urheim. Kellingh (ndld.). Offenbar liegt aber Keldenich a/Urft (Eifel) zu Grunde, da auch ſbbg. 1309 Keldenich und Keldenik vorkommt. Das Geſchlecht der Kelling von der Burg Kell im Kr. Mayen kam dazu. (Vgl. comes Chyl de villa Kelnuk 1269).

ON Barót, urk. Boralt 1224, habe ich[28]) als βαραθρον, barathrum am Altdurchbruch gedeutet. Ich möchte nun eher an ſlav. borъ (bulg. bor) („Fichten-, Kiefern-) Wald" + mhd. (w)alt ‚Wald' ndld. would, mdartl. wôlt) — alſo ſlav.-deutſche Dublette — denken. Jedenfalls iſt madj. bor „Wein" + Alt (Fluß Ἄλουτα, Tab. Peut: in ponte aliti, magy. Olt; ſ. o.) abzulehnen (S. 141).

Der Riedname Straitəl hat mit „Streit" nichts zu tun, ſondern gehört zu mhd. strût „Gebüſch" (wie gaiχ < jûche).

Falſch iſt Zeiſelmauer (in Öſterreich), das im Nibelungenlied Zeizenmûre < Cêtium ad muros (kelt. ‚Wald bei den Mauern, vgl. mons Cetius) iſt, bei den ON magy. Csíz uſw. mit mhd. zîsel „Zeiſig" zuſammengeſtellt. Csizmalom iſt zB. ſicher mhd. zise- (mûs, d. i. ‚Zeiſelmaus') + mulin, alſo Mäuſemühle'. Zu Grunde liegt aber bei madj. Csízhegy wohl ſlav. cis „Eibenbaum", und wir haben es ſo mit Volksetymologie zu tun.

---

[24]) Vgl. Ungar. Jbb. 1926, S. 148.

[25]) In Attila ſteckt nicht nur nach dem Gotiſchen (ata) „Vater", ſondern ata iſt türkiſch ebenſo (vgl. Ata Bek, Ata Türk); und ruſſ. Ata-man = Hetman „Anführer, Hauptmann".

[26]) wie ich im Luxemburger Jb. 1927 nachgewieſen.

[27]) Auch rum. ON Cărpeniş und Cârpeniş, ung. Kerpenyes, können nicht auf lat. carpinus (rum. carpen) ‚Hainbuche' zurückgeführt werden.

[28]) Sachs, halte Wacht (Wien) VI. 243.

Nur Volksetymologie iſt auch madj.: ON Ormány = ‚Lange Naſe“ (Rüſſel), da er, wie Kiſch ſelbſt ſagt, auf türk.—kuman. orman ‚Wald, Gebüſch‘ beruht. — Ebenſo dürfte der Riedname Klängəs-uir, zu mhd. klingesaere geſtellt, nur Volksetymologie ſein, da etwa ſlav. klenъ (klruſſ. kłeń) ‚Ahorn (Maßholder)‘ + zúr (ſlov.) ‚Flur‘ Auslöſer war.

Wichtig iſt die Feſtſtellung, daß die Namen Hunne = ‚Madjare‘ und Hüne = ‚Rieſe‘ in dem Mundartwort Hai (adj. hainəš: Riedname bai dər hainəšər kiriχ) zuſammenfällt. — ON Kund = Reußdorf wird auf die Kumanen bezogen (madj. kún + d loc.), indes än dər kond bei SRegen eine Steinhalde bezeichnet und etwa ſlav. kamy, abulg. ka(me)n(b') ‚Stein‘ das urheimatliche Kond a. d. Moſel auslöſte.

Schwer zu entſcheiden iſt bei ON Lenkert (< lang + hart oder magy. len ‚Lein‘ + kert ‚Garten‘ gegenüber Binkert ON in SRegen (ob — wie K. ſagt: Benk[e], dem. zu Benning, + hart, oder ſzekl. vín ‚alt‘ + kert?). —

Ungemein viel ließe ſich bei den Perſonennamen ſagen. Jedoch nur Einiges: Bidner iſt nicht der doleator, ſondern ſtammt aus Biden, madj.: Bödöny. Ebenſo Bredt der aus Brêt = Szász Bréte, Gaßner der ‚aus Gaſſen, Bell aus Bell, wie Geiſt aus G., Buß aus B., Huß aus Hußdorf (jetzt Neudorf; vgl. comes Huss). Tibalt von Siebenbürgen in der Heldenſage läßt ſich mit dem jetzt madj. ON Tibód < Tibolt < Tibalt Fam.N. < Dietbold rechtfertigen. ON Neidhauſen (urk. Nîdhwz 1349) geht zunächſt auf NO Neidhauſen in Luxemburg zurück (dann erſt viell. auf PN Nitho + hûs). Der ON Regen wird noch immer auf PN Regino bezogeu, trotzdem er bairiſch iſt. Dengler iſt nicht der „Kaltſchmied der Senſen“, ſondern der aus Dengel Stammende, wie auch Falk nicht ‚der Falke‘, ſondern der aus Falk (ON) Gekommene. Schuller iſt nicht der scolaris, ſondern der aus Schuweiler in Luxemburg. Talmeſch (zu madj. tolmács („Dolmetſch“) als Grenzort heißt bei den Römern Caput Stenarum.

Grauſam iſt, daß ON Zuckmantel noch immer als ‚Zuck(e den Mantel) erklärt wird. Mit Zugmantel am Limes im Taunus und Zugmantel in Schleſien iſt es einfach die ‚Zweig-Föhre (mantela) an der Weggabelung‘. Begrifflich glaube ich, daß ON Lechnitz (madj. Lekencze bei Biſtritz, vgl. auch in Gömör, Somogy, Torda) an mhd. lech „dürr“ (+ -inza wie in Pegnitz und Regnitz < Pag-, Rag-inza) angelehnt ward. Auslöſer war aber ſlav. lichy ‚ſchlecht, verkümmert, elend‘. Die Endung (-nitz < -inza) hängt über Metatheſe vielleicht mit got. natjan „benetzen“ (ai. nadi „Fluß“, vgl. Ned-ao = Neutra) zuſammen. Jlonda ſoll die „Eilende“ ſein, während entweder ſlav. il ‚Schlamm‘ (+ onda), alſo „Schlammwaſſer“, oder ſlv. liûnas + vorgeſtelltes magy. i- (wie lat. scola > i-skola) vorliegt.

Pantle Fam.-N. hat an und für ſich mit dem Schwabentum nichts zu tun, ſondern iſt der Hl. Pantaleon.

Das Kelemen-Gebirge braucht keinesfalls nach dem Hl. Clemens von der Moſel und dem Niederhein her benannt zu ſein. Alpes Clementis iſt jedenfalls nur gelehrte Etymologie und es liegt eine Gebirgsbezeichnung vor, die etymologiſch mit lat. culmen (aber auch mit magy. kel) zuſammenhängt.

Es iſt unmöglich, auf alles einzugehen, was an dem überaus reichhaltigen Buch zu bemerken wäre.

Dieſe Reichhaltigkeit aber ſtellt des Verfaſſers Bienenfleiß noch nach ſeinem Tode das ſchönſte Zeugnis aus.

Debrezin. Richard Huß.

Italieniſche Forſchungen über Michael Pacher.*)

Nur ausnahmsweiſe hat ſich ein Italiener mit einem Kapitel deutſcher Kunſtgeſchichte beſchäftigt, das ſo tief hinab bis zu den grundlegenden Dingen führt, wie die Frage nach der hiſtoriſchen Stellung des großen ſüdtiroler Malerſchnitzers Michael Pacher. Der Erfolg ſeiner in den beiden zitierten Schriften vorliegenden Unterſuchungen läßt uns Deutſche wünſchen, daß häufiger Italiener und Deutſche ſich zu gemeinſamer kunſtgeſchichtlicher Arbeit zuſammenfinden. Denn um eine ſolche handelt es ſich, nicht um ein fruchtloſes Streiten. Zwar geht auch Salvini von einer kritiſchen Auseinanderſetzung mit deutſchen Forſchern aus, wobei er eine ausgeſprochene Selbſtſtändigkeit des Urteils zeigt — auch Fragen gegenüber, die allmählich zu Dogmen zu erſtarren drohen. Selbſtverſtändlich fühlt er in erſter Linie als Italiener. Aber zugleich bringt er der deutſchen Kunſt, die er ſehr gut kennt, Verſtändnis entgegen und wird ſo der Forderung aller echten Wiſſenſchaft nach Wahrheit gerecht.

Bei einer ſolchen Einſtellung war Salvini in der Lage, von der italieniſchen Seite aus die Kunſt Pachers und ſeines Kreiſes in vielfacher Beziehung beſſer zu erfaſſen, als dies vorher der Fall war. Ein neuer Standpunkt war gewonnen, von dem aus die noch immer in ihrer Lage und Form recht ſchwankend erſcheinenden Gegenſtände der Forſchung neu angeſchnitten werden konnten. In all dem begrüßt der Unterzeichnete in ſeinem italieniſchen Kollegen einen echten Hiſtoriker, der dies auch bei ſeinen in erſter Linie rein ſtilanalytiſchen Unterſuchungen beweiſt. Schon der Titel zeigt das Bemühen um die Erkenntnis der geſchichtlichen Tatſachen. Salvini frägt nach der „Posizione storica di Michele Pacher", der Wiener Kunſthiſtoriker Otto Pächt in ſeinem 1931 erſchienenen Aufſatz[1]) nach „Der hiſtoriſchen Aufgabe des Michael Pacher". Salvini erfaßt in Pacher den großen Künſtler, der in Nachfolge von Nikolaus Gerhaert von Leyden und dem Meiſter E. S., wie im Anſchluß an den ſchwäbiſchen Schnitzaltar und in fruchtbarer Berührung mit der Kunſt Andrea Mantegnas ein Werk ſchafft, vol idramatiſcher Spannung, das in ſeinem dynamiſchen Charakter ſich von dem ſtatiſchen Mantegnas unterſcheidet und auch den Raum nicht als eine iſolierende Zone behandelt, in die die Figuren eingebettet ſind, ſondern als ein Kräftefeld, das die Strömungen weiterleitet. Dabei hebt Salvini die „funzione dinamico-energetica della linea" (S. 62) hervor, die trotz der plaſtiſchen Wucht der Formen und des blockmäßigen Zuſammenſchluſſes der Gruppen erhalten bleibt. Der Verfaſſer legt alſo die Stellung des Malerſchnitzers zu den großen künſtleriſchen Mächten ſeiner Zeit dar. Dagegen ſtellt ihn Pächt in die ſüdtiroler Entwicklung ein und will die ihm zugefallene Aufgabe in erſter Linie in der Ausbildung der Schreinbühne in voller Räumlichkeit ſehen. Demgegenüber weiſt Salvini darauf hin, daß Pachers Werk in ſeiner überragenden Größe ſich aus der ſüdtiroler Entwicklung allein nicht ableiten läßt und ſich auch nicht mit der Ausbildung der Schreinbühne als eines vollräumlichen Gebildes deckt. Das Gleiche fände ſich bereits bei dem ſchwäbiſchen Altar, deſſen Form Pacher ſchon durch den Sterzinger Flügelaltar von Hans Multſcher bekannt ſein mußte. Nach Pächt erfuhr in Pachers Werk die mittelalterliche Idee des Plaſtiſchen ihre letzte

*) Roberto Salvini, La pittura dell' Alta Italia e la formazione artistica di Michele Pacher: Studi Germanici I (1935), 631—668 und Sulla posizione storica di Michele Pacher: Archivio dell' Alto Adige XXXII (1937), 1—106.

[1]) Kunſtwiſſenſchaftliche Forſchungen Band I, S. 95 ff.

reine Verkörperung. Salvini engt den Stil Pachers weniger auf dieſen Begriff ein. Er hebt mit Recht neben dem plaſtiſchen den linearen Charakter hervor.

Während ſich Salvini von Pächt nur inſofern ſcheidet, als er deſſen allzuſehr auf einer gedanklichen Konſtruktion beruhende Auffaſſung auf Grund der vorhandenen Kunſtdenkmäler im hiſtoriſchen Sinn berichtigt, lehnt er die von Johannes von Alleſch[2]) vertretene Theſe der rein autochthonen ſüdtiroler Kunſt, die ſich zum Werk Michael Pachers ohne weſentliche Einwirkung Italiens, insbeſondere der Kunſt Mantegnas, erhebt, entſchieden ab. Salvini glaubt, daß Alleſchs Anſicht im Gegenſatz zu der älteren Kritik ſtände, die einmütig Mantegnas Eremitani Fresken als das Vorbild Pachers bei den Gemälden des St. Wolfganger Altares hingeſtellt habe. Es läßt ſich aber Alleſchs Theſe weiter zurückverfolgen. Mein verehrter Lehrer Karl Voll, der als ein geborener Frondeur gelegentlich zu recht wunderlichen Proteſten kommen konnte, hat zuerſt das Band zwiſchen Pacher und Mantegna zerſchneiden wollen.[3]) Aehnliche Anſichten hat im Münchner Kreis Hans Braune vertreten, der in ſeinem Aufſatz: „Die kirchliche Wandmalerei Bozens um 1400" den italieniſchen Einfluß für eine vorangegangene Periode ſüdtiroler Kunſt ablehnt, obwohl er dort wie bei Pacher mit Händen zu greifen iſt.[4]) Ferner hat Walter Mannowſky in ſeinem Buch „Die Gemälde des Michael Pacher" Volls Theſe unter Zitierung ſeiner Schlußfolgerung übernommen: „Die Verſchiedenheit iſt ſo groß, daß Pacher, wenn er wirklich einſt die Eremitanikirche aufgeſucht hat, ſich von dem Fresko vielleicht mit großer Bewunderung, aber doch mit der Erkenntnis abgewandt haben wird, daß eine Gemeinſchaft der Intereſſen nicht beſteht".[5]) Noch einſeitiger hat Alleſch die gleiche Anſicht formuliert. Ihm trat auf Grund eingehender Kenntnis der Tiroler Plaſtik Theodor Müller entgegen.[6]) Das Gleiche habe auch ich in einer Beſprechung über „Die neueſten Ergebniſſe der Pacherforſchung" getan.[7]) Noch ausführlicher und dadurch überzeugender legt nunmehr Salvini die Beziehungen zwiſchen Pacher und Mantegna dar. Er weiſt im einzelnen bei beiden Künſtlern die verwandte Raumbildung auf Grund perſpektiviſcher Konſtruktionen nach, die damit verbundene Bevorzugung von Architekturen vor der Landſchaft, die gleiche Art, wie die Bauglieder vom Rahmen überſchnitten werden, wie ſie aus dem Bilde hinausgreifen und auch den Beſchauer umfaſſen, wie der Fluchtpunkt aus der Mittelachſe nach der Seite zu verſchoben wird, wie die Geſtalten je nach ihrer Bedeutſamkeit zur Gruppe verbunden werden, wie dabei eine der deutſchen Kunſt fremde „gerarchia dei personaggi, su di una distinzione netta fra protagonisti e assistenti" angeſtrebt wird, und ſchließlich wie Pacher bis zu der Einzelbildung des Geſichtes ſich dem Vorbild nähert und auch eine verwandte, zum Dramatiſchen und Tragiſchen neigende Lebensauffaſſung zeigt. All dies kann anſcheinend nicht bezweifelt werden. Und doch iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß Volls Theſe weiterwirken wird, wenn auch nicht bei Pachers Landsleuten und jenen, die ſich aus wirklicher Kenntnis der geiſtigen Lage der Südtiroler bemühen, Eigenes und Fremdes den Tatſachen entſprechend abzugrenzen.

---

[2]) Michael Pacher, Leipzig 1931.
[3]) Vergleichende Gemäldeſtudien I, 1906, S. 106.
[4]) Zeitſchrift des Ferdinandeums, Innsbruck 1906, S. 14 ff.
[5]) 1911, S. 31.
[6]) „Neue Forſchungen zu Michael Pacher": Zeitſchr. für Kunſtgeſchichte 1932, S. 56.
[7]) Belvedere IX (1932) 116 ff.

Auch Salvini erkennt das Trennende und hebt es beſonders hervor: „lo spazio statico del Mantegna e dinamico quello di Pacher. O potremmo definice plastico il primo e lineare il secondo“ (S. 94).

Wie ſehr ich alſo im weſentlichen meinem italieniſchen Kollegen beipflichten möchte, ſo muß ich doch bei einigen Fragen eine andere Anſicht bekennen. Ich bin ſelbſt der nach meiner Anſicht übertriebenen Einſchätzung Friedrich Pachers und des Meiſters der Tafel von Uttenheim entgegengetreten. Vollkommen teile ich Salvinis Meinung, daß man unmöglich mit Alleſch die Vorſtufe für Michael Pachers Werk in dem Neuſtifter Katharinen Altar Friedrichs finden kann. Ich habe Friedrich Pacher und den Meiſter der Tafel von Uttenheim als ziemlich gleichzeitig neben und unter Michael arbeitende Meiſter angeſehen. Salvini möchte ſie zeitlich ſpäter als Michael anſetzen. Dafür findet er eine Beſtätigung unter anderem in den ſpäten Grazer Täfelchen mit dem Martyrium des hl. Thomas von Canterbury, die er dem Meiſter der Tafel von Uttenheim mit überzeugenden Gründen zuſchreibt. Doch kann ich in der geringen Einſchätzung der Südtiroler Kunſt im Umkreiſe von Michael Pacher nicht ſo weit gehen wie Salvini, der die Wurzeln ſeiner Kunſt vielmehr in Deutſchland ſucht. Insbeſondere halte ich mit Pächt an der Bedeutung des Altares von St. Sigismund als Vorſtufe der Pacherſchen Altäre feſt. Wenn auch die Raumdarſtellung im einzelnen nicht über das hinausgeht, was die Sieneſen des 14. Jh. geleiſtet haben, wie Salvini nachweiſt, ſo iſt doch dieſer Flügelaltar als ganzes vor allem in ſeinem architektoniſchen Aufbau, dem Malerei und Plaſtik gleichmäßig dienen, als Keimzelle anzuſehen, aus der Pachers Kunſt hervorgehen konnte. Ich wüßte keinen deutſchen Flügelaltar derſelben Zeit (um 1430), von dem dies mit gleicher Berechtigung geſagt werden könnte. Die von Salvini herangezogenen ſchwäbiſchen Beiſpiele ſind ſicher von entſcheidender Bedeutung für Pacher bei der letzten Ausbildung des Flügelaltarſchreines geweſen, können aber nicht den Urgrund darſtellen, auf dem ſeine Kunſt erwachſen iſt. Dagegen werden die Werke des Meiſters des Altares von St. Sigismund zu den erſten bedeutenden künſtleriſchen Eindrücken gehört haben, die Michael als Kind hatte.

Aber auch die vorpacherſche ſüdtiroler Plaſtik wird nach meiner Anſicht von Salvini allzuſehr zu Gunſten der Kunſt Hans Multſchers unterſchätzt. Die kurz nach der Jahrhundertmitte anzuſetzenden Figuren der Krönung Mariens im Kloſter Säben nennt er „povere bambole senza vita“. Nach ſeiner Anſicht miſchen ſich archaiſche Züge mit ſolchen, die an die Pacherſche Plaſtik erinnern. Mit Recht hebt er hervor, daß jede Figur für ſich blockhaft iſoliert ſei. Doch iſt dabei zu erinnern, daß auch Pacher die durchgehende Verbindung im Grieſer Altar noch nicht voll erreicht hat. Salvini führt die in Gries noch vorhandenen Unvollkommenheiten auf giovanile inesperienza zurück. Dies kann aber bei dem unmittelbar vor dem St. Wolfganger entſtandenen Grieſer Werk kaum angenommen werden. Pachers nicht erhaltene Jugendwerke müſſen ganz anders ausgeſehen haben. Wenn weiterhin Salvini bei den Säbner Figuren die Faltenbildung von der Pacherſchen ableiten will, ſo halte ich dies ſchon aus dem Grunde nicht für möglich, weil ein Nachahmer doch in erſter Linie außer den Faltenneſtern die lang durchgezogenen, eckig ſich brechenden Röhrenfalten übernommen hätte. Der Säbner Meiſter kennt aber nur einen eigentümlichen Knitterſtil, wie er ſich in der Periode des Umſchwunges vom weichen zum ſpitzigen Stil ausgebildet hat. Die ſüdtiroler Kunſt vollstümlicher Prägung mag von Italien aus geſehen recht provinziell erſcheinen, wir lieben an ihr die alpenländiſche Eigenart. Dies ſchließt

nicht aus, Salvinis Proteſt gegen die Einſchätzung der ſüdtiroler Kunſt als Vorſtufe Pachers inſoweit als berechtigt anzuerkennen, als er die übertriebene Bewertung durch Pächt und Alleſch auf das richtige Maß zurückſchraubt.

Was den Einfluß der italieniſchen Kunſt weiter anbelangt, ſo hat der Verfaſſer eine direkte Einwirkung der venezianiſchen Malerei abgelehnt, ſo wie ſie O. Beneſch annimmt.[8]) Er weiſt überzeugend auf die weſentlich verſchiedene Raumauffaſſung der Venezianer hin, die auf farbige Tonwerte und atmoſphäriſche Erſcheinungen ſchon im 15. Jahrhundert ausgingen. Mit ähnlicher Begründung wendet er ſich auch gegen die von mir vertretene Anſicht, daß Jacopo Bellinis Skizzen im Werke Pachers weiterwirken. Auch ich habe den Unterſchied betont,[9]) der vor allem darin beruht, daß Jacopo Bellini ſeine kleiner gebildeten Figuren den weiten Räumen ſtärker unterordnet. Trotzdem bleibt beſtehen, daß Pacher Motive der Raum- und Gruppenbildung von Jacopo Bellini entlehnt hat, der in ſeinem Zuſammenhang mit dem paduaniſchen Kreis Mantegnas als erſter Wegbereiter auch für Pacher von Bedeutung geweſen iſt. Durchaus beizupflichten dagegen iſt die von Salvini ſo nachdrücklich hervorgehobene Tatſache, daß Michael Pacher und ſpäter Albrecht Dürer bei keinem anderen Italiener ſo wie bei Mantegna eine erſte Erfüllung deſſen fanden, was ihnen ſelbſt als Ziel vorſchwebte. Wer dies leugnet, verbaut ſich damit die Erkenntnis der deutſchen Renaiſſance, die in der Berührung der ſüdtiroler mit der paduaniſchen Kunſt eine ihrer kräftigſten Antriebe erfahren hat.

Dresden. Eberhard Hempel.

Ein Brief Iſaac Taylors als Beitrag zur Geſchichte der glagolitiſchen Forſchung.

Während meiner Studien über das glagolitiſche Alphabet kam mir ein Sonderdruck des im „Archiv für ſlaviſche Philologie" (Band V, Berlin 1881, S. 191—192) erſchienenen Aufſatzes von Iſaac Taylor „Ueber den Urſprung des glagolitiſchen Alphabets"[1]) unter die Hände, der im Sprachwiſſenſchaftlichen Seminar der Univerſität München als ein dünnes Heft unter der Signatur „Slav. 78" aufbewahrt wird. Im Innern dieſes Sonderdruckes, der aus 2 Tafeln und einem daran angehefteten Textblatte beſteht, befindet ſich ein Originalbrief des engliſchen Gelehrten J. Taylor (* 1829), ohne Umſchlag und ohne eine ſonſtige Erwähnung der Perſon, an die der betreffende Brief gerichtet worden iſt. Der Inhalt des Briefes erweiſt jedoch, daß er an Profeſſor W. Wattenbach gerichtet wurde. Dieſer Brief iſt offenbar ein Begleitſchreiben Taylors anläßlich der Ueberſendung des Sonderabdrucks ſeines Aufſatzes an Wattenbach, wobei der Empfänger es für richtig hielt, dieſes Schreiben dem zugeſandten Aufſatz beizulegen oder es drinnen liegen zu laſſen. Der Brief und der Aufſatz gehören urſprünglich zuſammen, denn auf beiden befindet ſich ein eingepreßter Stempel „Settrington Rectory, York". Da dieſes Begleitſchreiben Taylors eine für die Geſchichte der glagolitiſchen Forſchung intereſſante Mitteilung enthält, ſcheint es nicht unangebracht zu ſein, es im Nachſtehenden zu veröffentlichen. Der gedruckte Aufſatz, dem es beigefügt wurde und auf den es ſich bezieht, iſt der Verſuch Taylors, das rätſelhafte glagolitiſche Alphabet in Beziehung zu der

[8]) Zeitſchrift für bildende Kunſt, 62 (1928) 152.

[9]) Michael Pacher, Wien 1931, S. 5 ff.

[1]) Zu dem glagolitiſchen Problem nahm Taylor wiederholt in ſeinem The Alphabet. An Account of the Origin and Development of Letters. (London 1883. II, S. 198—207) Stellung.

griechiſchen Kurſivſchrift des 6.—7. Jh.s zu bringen. Das war — geſchichtlich geſehen — die erſte ſyſtematiſche Zuſammenſtellung glagolitiſcher und kurſiv-griechiſcher Buchſtabenentſprechungen. Auf dieſer Grundlage wurde ſpäter (insbeſondere auch mit Hilfe von V. Jagić und von A. Leskien, von denen der erſte der Herausgeber, der zweite der wichtigſte Mitarbeiter des „Archivs" war, in dem der Aufſatz Taylors erſchien) der weitere Ausbau der bald in der Slaviſtik zur Herrſchaft gelangenden griechiſchen Minuskeltheorie vollzogen. Taylor teilt in dem uns hier angehenden Briefe mit, daß ihm den Anlaß zu ſeiner Auffaſſung der Abhängigkeit des glagolitiſchen Alphabets von der griechiſchen Kurſive eine Stelle in Wattenbachs „Anleitung zur griechiſchen Paläographie" (Leipzig 1867)[2]) gegeben habe, in dem ein kreuzartiger glagolitiſcher a-Buchſtabe (⊹) mit einem kreuzartigen griechiſchen α-Zeichen in Verbindung gebracht wird.[2]) Damit ſind wir bei dem Urſprung einer Idee angelangt, die in der Slaviſtik ſeit vielen Jahrzehnten eine vorherrſchende Meinung darſtellt. Uebrigens handelt es ſich um einen ſonderbaren Fall urſächlicher Zuſammenhänge, denn der Vergleich des glagolitiſchen a mit einem kreuzartigen α hat in der ſpäteren Entwicklung der Theorie keinen Platz behaupten können, ja dieſer griechiſche kreuzförmige a-Buchſtabe iſt ſogar aus allen weiteren Auflagen des Wattenbachſchen Werkes verſchwunden. Ein ſolches α wird übrigens auch in anderen paläographiſchen Werken nicht mehr angeführt.

Herrn Geheimrat Prof. Sommer ſei an dieſer Stelle beſtens gedankt, der als Vorſtand des Sprachwiſſenſchaftlichen Seminars ſeine bereitwillige Zuſtimmung zur Veröffentlichung des Briefes erteilte, wie auch Herrn Dr. P. M. Groth, dem Aſſiſtenten des betreffenden Inſtituts, dem ich die Auskunft verdanke, daß der in Frage kommende Sonderabdruck aus Berlin von Oberſtudiendirektor Dr. A. Reimann mit mehreren anderen Büchern an das Münchener Inſtitut gelangte. Wahrſcheinlich handelt es ſich um Bücher aus Wattenbachs Nachlaß.

Der Brief iſt dem Sonderdruck loſe beigegeben und beſteht aus 2 zuſammenhängenden gelblichen Blättern kleinen Formats (Blattgröße 113×175 mm). Der Text erſtreckt ſich auf 3 Seiten.

March, 29. 1881.

[3]) Settrington Rectory,
York.[3]) England

Dear Sir,

I have the honour to request your acceptance of a paper on the origin of the Glagolitic Alphabet.

It is a homage that is due to you, not only because I have made such extensive use of your labours for the forms of the Greek letters, but still more because it is a remark made by you as to the origin of the Glagolitic ⊹ (Anleitung z. Gr. Pal. lith. Theil p. 2) that first suggested to me the probable solution of the problem of the origin of the Glagolitic Alphabet.

I have no doubt that your great learning will enable you at once to point out errors in some of my derivations, and I should esteem it as a very high favour if you would kindly communicate to me any suggestions that may occur to you.

I am
with great esteem and consideration
yours very faithfuly
Isaac Taylor

München. Michael Hocij.

[2]) Seite 2 des lithogr. Teiles (der 1. Aufl.), wo ein griechiſches α aus dem 2. Jh. n. Chr. als Vergleichsgrundlage herangezogen wird.

[3]—[3]) Gedruckt.

Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Überſetzte Titel von Zeitſchriftenaufſätzen ſind mit * verſehen. Mit R gezeichnete Notizen ſind von der Schriftleitnug angefertigt. Sind mehrere Beſprechungen hintereinander vom gleichen Verfaſſer, ſo iſt nur die letzte gezeichnet. Die Verfaſſer einſchlägiger Veröffentlichungen und Aufſätze werden um Einſendung von Beſprechungsſtücken gebeten

I. Allgemeines.

Leipziger Vierteljahrsſchrift für Südoſteuropa. I. Jahrg. Leipzig: Enke 1937. 364 S.

Im 1. Heft unterſucht Herbert Schönebaum den politiſchen und kirchlichen Aufbau Siebenbürgens bis zum Tartareneinfall (S. 14—54). Als Ziel ſeiner Aufgabe betrachtet es der Verf., „aus bereits bekanntem Urkundenmaterial das mittelalterliche Siebenbürgen in ſeinem politiſchen und kirchlichen Aufbau entſtehen zu laſſen". Wir erſehen an Hand der Ausführungen Sch.s, wie ſich auch in Siebenbürgen — analog der Entwicklung in den deutſchen Ländern — langſam der Uebergang vom königlichen Lebensſtaat zum Ständeſtaat vollzog. Der Hiſtoriker wird mit Intereſſe verfolgen, wie dieſe Entwicklung mit Einbrüchen in das königliche Salzregal einſetzte und wie dann im weiteren Verlaufe verſchiedene Orte aus königlichem Beſitz in Adelsbeſitz übergingen (ganz Siebenbürgen war urſprünglich königlicher Beſitz).

Unſer Hauptintereſſe richtet ſich auf die Teile des Aufſatzes, die ſich mit der Anſiedlung und Ausdehnung der Deutſchen befaſſen. Sehr ausführlich geht der Verf. auf das „Andreanum" v. J. 1224 ein, das uns ausführliche Kenntniſſe über die Anſiedlung der Deutſchen unter Géza vermittelt. Die Vergebung des Burzenlandes an den Deutſchen Orden und deſſen Leiſtungen in Siebenbürgen bis zu ſeiner Vertreibung werden ihrer geſchichtlichen Bedeutung gemäß eingehend behandelt. Doch auch auf die Geſchichte der anderen Bevölkerungsteile, der Rumänen und Szekler, geht Sch. ein. — Dem Titel entſprechend nehmen Ausführungen über den Aufbau des Kirchenweſens einen größeren Teil der Abhandlung ein. Da in Siebenbürgen kein Zuſammenhang zwiſchen Staat und Kirche beſtand, konnte dieſer Teil des Aufſatzes geſondert und beſonders überſichtlich geſtaltet werden. Je eine Karte zum politiſchen und kirchlichen Aufbau des Landes ergänzen die Abhandlung, die fortgeſetzt wird.

Der Aufſatz von Erich Dittrich, „Das deutſche Element im Aufbau der Wirtſchaft der Sudetenländer" (S. 54—63) dürfte nach der Heimkehr der Sudetenländer ins Reich beſondere Beachtung beanſpruchen. Der Aufbau der Wirtſchaft in den Sudetenländern wird als „deutſch-ſlawiſche Leiſtung, aber deutſch-tſchechiſche Auseinanderſetzung" (nicht Gemeinſchaftsarbeit) charakteriſiert. Der Anteil des deutſchen und tſchechiſchen Elements an der wirtſchaftlichen Entwicklung der Sudetenländer wird abgegrenzt und aufgezeigt, und den Wirkungen der deutſchen Wirtſchaftsführung auf die tſchechiſche Wirtſchaftsweiſe nachgeſpürt. Beſonders wird der vorbildliche Ausbau des deutſchen Banken- und Genoſſenſchaftsweſens hervorgehoben.

Karl Günzel behandelt „Die landwirtſchaftliche Betriebsſtruktur im ehemaligen Königreich Kroatien-Slawonien" (S. 63—76) nach der 1895 aufgenommenen und 1897—1900 erſchienenen landwirtſchaftlichen Statiſtik des Königreichs Ungarn. Verf. gibt drei Aufſtellungen: 1.) über die Betriebsgrößenklaſſen; 2.) über die Verteilung der verſchiedenen Kulturzweige auf die einzelnen Betriebsgrößenklaſſen; 3.) über die Verteilung der Bodenfläche nach landwirtſchaftlichen Kulturzweigen. Im Anſchluß daran unterſucht G. den Fragenbereich der Agrarreform.

Aus Heft 3 (Oktober 1937) wäre hervorzuheben: Heinrich Junker, Sprachfragen (S. 3—18). In ſeiner — an Sprachbetrachtungen Wilh. v. Humboldts anknüpfenden — Einleitung weiſt J. auf die Schwierigkeiten hin, in der Sprachwiſſenſchaft ſtatiſtiſche Feſtſtellungen zu machen. Deshalb wollen auch wir es uns verſagen, auf die ſprachlichen Unterſuchungen des Verf.s näher einzugehen, und uns mit der Feſtſtellung begnügen, daß uns ſeine Forſchungen in dreifacher Hinſicht beſonders wertvoll und anregend erſcheinen: 1.) J. legt die Zugehörigkeit der Südoſtſprachen zu den Hauptſprachgruppen dar und ergänzt und berichtigt die Dreizonentheorie Meillets in mehrfacher Hinſicht. 2.) Er weiſt auf die Geſchichte der Gemeinſamkeiten in Lebenshaltung und -Gefühl der Südoſtvölker und auf die Bedeu-

tung dieſer Gemeinſamkeiten für die Entwicklung von deren Sprachen hin. 3.) wendet er der Erfaſſung der Eigenart der Südoſtvölker ſein Hauptaugenmerk zu und betont die Wichtigkeit, die rhythmiſch-melodiſchen Eigentümlichkeiten der Südoſt-Sprachen zu erforſchen.

Heft 4 (Januar 1938) behandelt vor allem wirtſchaftliche Fragen. Otto Maull („Einheit und Gliederung Südoſteuropas", S. 1—21) verſucht die Herkunft der Bezeichnung „Südoſteuropa" zu ergründen und geht den Begriffswandlungen nach, die dieſe Bezeichnung im Laufe der Zeit erfuhr. Er erläutert und kritiſiert die verſchiedenen Theorien über Merkmale und Abgrenzung der Begriffe „Südoſteuropa" und „Balkanhalbinſel" unter politiſchen wie geographiſchen und geologiſchen Geſichtspunkten. — Hermann Groß gibt (S. 28/29) eine tabellariſche Ueberſicht über die deutſche Einfuhr aus Südoſteuropa, die eine wertvolle Ergänzung zu dem Artikel von A. Golf, „Die Beziehungen der deutſchen Landwirtſchaft zum Südoſtraum" (S. 21—30) bildet. In dem Artikel „Die Wirtſchaftskräfte Südoſteuropas und Deutſchlands" (S. 30—42) verbreitet ſich Groß über die Bodenſchätze und Produktionsgrundlagen der Südoſtländer und ihren Außenhandel, wobei der Verf. auf die Austauſchmöglichkeiten der Südoſtvölker untereinander, vor allem aber auf die deutſche Ein- und Ausfuhr nach den Südoſtländern eingeht. — In dem Aufſatz „Wirtſchaftliche Nationalitätenkämpfe in Oſtmitteleuropa" (S. 42—58) behandelt H. J. Seraphim ein Problem, das erſt durch die Auflöſung der alten „Donaumonarchie" Oeſterreich-Ungarn hervorgerufen wurde: den Kampf der Staatsnationen um Durchſetzung ihrer wirtſchaftlichen Vorherrſchaft gegenüber den nationalen Minderheiten. Beſondere Beachtung verdienen ſeine Mitteilungen über das deutſche Fürſorgeweſen für die in ihrer Exiſtenz bedrohten Volksgenoſſen in den oſt- und ſüdoſteuropäiſchen Ländern.

Weden.

Klebel, Ernſt: Herzogtümer und Marken bis 900. Weimar: Hermann Böhlaus Nachf. 1938. 53 S.

Die als Sonderdruck aus dem 2. Jahrg. (1938) des „Deutſchen Archivs für Geſchichte des Mittelalters" erſchienene Abhandlung zeigt die verſchiedenen Theorien auf, die über Weſen und Bedeutung der mittelalterlichen Herzogtümer beſtehen, und ſchafft dankenswerte Klarheit über den Inhalt der Aemter dux und comes und die Veränderungen, die dieſer Inhalt im Wechſel der Epochen und in den verſchiedenen Ländern erfuhr. Im Rahmen dieſer Studien verbreitet ſich K. auch über die Marken des Südoſtens, ihren Aufbau und die Stellung und hiſtoriſche Bedeutung der Markgrafen. Seine diesbezüglichen, durch zahlreiche Literaturhinweiſe ergänzten Ausführungen ſind in hervorragender Weiſe geeignet, der Südoſtforſchung wertvolle Anregungen zu geben, vor allem was die zwiſchen der Römer- und Karolingerzeit liegende Epoche betrifft. Doch erſtrecken ſich die Studien des Verf.s auch auf die übrigen Marken des Reichs und die deutſchen Stammesgebiete. R.

Steinacker, Harold: Die volksdeutſche Geſchichtsauffaſſung und das neue deutſche Geſchichtsbild. In: Stoffe und Geſtalten der deutſchen Geſchichte. Bd. II, H. 11. Lpz.-Bln.: Teubner 1937. 32. S.

Es hätte wenig Sinn, in unſerer Bücher- und Zeitſchriftenſchau allzu häufig auf Werke allgemeineren Charakters hinzuweiſen — auch dann nicht, wenn ſie von einer mehr oder wenig anſpruchsloſen „grundſätzlichen" Note getragen werden. Anders ſteht es mit vorliegender Studie, die auf knappſtem Raum eine Fülle von Fragen mit Umſicht und geiſtvoller Eindringlichkeit behandelt. Wenn ein jedem Südoſtforſcher beſtens bekannter Hiſtoriker, der mit dem Südoſtdeutſchtum abſtammungsmäßig und geiſtig verbunden iſt, zu allgemeinen methodiſchen und geiſtigen Fragen Stellung nimmt, ſo erheiſcht das auch von dieſer Stelle aus Aufmerkſamkeit.

Die grundſätzlichen Fragen geſamtdeutſcher Geſchichte ſind in den letzten Jahren derart oft aufgerührt worden, daß man jede ſolche Neuerſcheinung mit beklommenem Mißtrauen in die Hand nimmt. Die Gewähr, die uns im vorliegenden Falle der Name St.s bietet, wird durch den Inhalt vollkommen gerechtfertigt. Es iſt hier nicht am Platze, auf den Inhalt in ſeinen Einzelheiten einzugehen. Wir wollen uns mit einigen Feſtſtellungen begnügen: der entſcheidende Eindruck iſt die in dieſen Fragen ſo ſeltene, glückliche Verbindung von Geiſt, Maß und Entſchiedenheit der

Geſinnung, die einen fruchtbaren, dringend benötigten Antrieb für die weitere Forſchung bedeutet. Die Ausführungen St.s gehen auf „südöſtliche" Momente verhältnismäßig wenig ein. Sie als Unterlagen in dieſem Rahmen heranzuziehen hätte auch wenig Sinn gehabt. In grundſätzlicher Hinſicht bieten ſie jedoch mehr als man meinen möchte. Die Betrachtung der Geſchichte des nahen Südoſtens iſt auf das engſte mit der Problematik geſamtdeutſcher Geſchichte verknüpft. Ich denke dabei nicht nur an die öſterreichiſche Geſchichte, ſondern viel mehr an den Umſtand, daß durch dieſe auch vielhundertjähriges Geſchehen der Tſchechen, Slowaken, Slowenen, Madjaren, Serben, Kroaten und Rumänen mit dem geſamtdeutſchen Fragenbereich wenigſtens mittelbar verknüpft wurde. Auch das Verſtändnis der Vergangenheit bei dieſen Völkern hängt alſo — was bisher vielleicht noch zu wenig erkannt wurde — mit geſamtdeutſchen Geſchichtsfragen zuſammen. Auch die ſüdoſteuropäiſche Geſchichtsforſchung muß dieſe Verbindungslinien berückſichtigen, wenn ſie ihrer Aufgabe, Weſen und Sinn der eigenen nationalen Entwicklung klarzuſtellen, mit Ernſt und Erfolg gerecht zu werden beſtrebt iſt. Alles das, was St. — oft nur mittelbar — zum Reichsgedanken und zur geſamtdeutſchen Geſchichtsbetrachtung äußert, iſt ſonach auch für den Hiſtoriker im Südoſten keineswegs unerheblich. Denn wenn wir in Deutſchland den geſchichtlichen Zuſammenhängen des Reiches mit dem Südoſten auch durch unſere Blickrichtung Rechnung zu tragen bemüht ſind, ſo wird auch die Geſchichtsſchreibung der ſüdoſteuropäiſchen Länder wiſſen, daß die Berückſichtigung der Zuſammenhänge mit Deutſchland Berückſichtigung eigenen nationalen Schickſals iſt und daß ohne ſie die völkiſche Geſchichte in ihrer Ganzheit ſchwer verſtanden werden kann. Die Stellungnahme St.s zu Kernfragen deutſcher Geſchichte hat ſonach mittelbar auch auf ſüdoſteuropäiſche Geſchichtsprobleme Bezug. Hier liegt der Hauptwert der Abhandlung für den Südoſtforſcher, die aber auch darüber hinaus in Methodiſchem und Sachlichem wertvolle Anregungen gewähren kann.

Kramm, Heinrich: Deutſche Bibliotheken unter dem Einfluß von Humanismus und Reformation. Ein Beitrag zur deutſchen Bildungsgeſchichte. Leipzig: Haraſſowitz 1938. 304 S., 1 Taf.

Mit einem ſelten vorbildlichen Apparat unterſucht K. die Entwicklung des deutſchen Büchereiweſens im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Das dankbare, aber zugleich ſchwierige Thema wird unter dem Einſatz fein geſchliffener Methode geiſtes- und bibliotheksgeſchichtlich ungemein ertragreich geſtaltet. Wer ſich darüber im klaren iſt, daß die Bücherſammlung in dieſen beiden Zeitaltern die Schwelle ihrer modernen Formgebung erlangte, wird wiſſen, daß K. mit ſeiner Unterſuchung ein wichtiges Kapitel geſamtdeutſcher Kulturgeſchichte angeſchnitten hat. Ich ſage geſamtdeutſche, weil K. nicht nur das binnendeutſche Gebiet berückſichtigt, ſondern — ohne viel Gerede — die Verhältniſſe im deutſchen Kulturboden Oſtmitteleuropas berückſichtigt. Ein Blick ins Ortsregiſter (S. 298—304) zeigt, daß K. auch den Südoſten in ſein Arbeitsgebiet einbezieht. Zwar ſind ſeine Angaben aus dieſem Gebiet lückenhaft, was damit zuſammenhängt, daß der größte Teil der einſchlägigen Literatur in madjariſcher Sprache geſchrieben, daher nicht ohne weiteres zugänglich iſt.[1]) Trotzdem, der Anfang iſt gemacht — das reiche Kulturleben der ſüdoſtdeutſchen Städte wird auch in dieſem Zuſammenhang in geſamtdeutſchen Rahmen geſtellt. Die Studie K.s iſt für die Südoſtforſchung aber auch noch in einer anderen Hinſicht wertvoll, indem ſie das Bücherweſen des karpatendeutſchen ſowie ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Gebietes beſſer als bisher in den bildungsgeſchichtlichen Geſamtzuſammenhang einzuordnen geſtattet. Vor allem die Büchereien des 16. Jh.s wurden in dieſen Gebieten ſtiefmütterlich behandelt, ihre kulturgeſchichtliche Eigenart und Bedeutung zu wenig erkannt. Wollen wir hoffen, daß K.s Unterſuchungen, deren Fortführung wir mit Intereſſe entgegenſehen, nicht nur ſüdoſtdeutſche Belange in Zuſammenfaſſungen mitberückſichtigen, ſondern daß umgekehrt auch die Kulturgeſchichte des Südoſtdeutſchtums aus ihnen Anregungen ſchöpft. Valjavec.

---

[1]) Beſ. die Budapeſter Zeitſchrift „Magyar Könyvszemle" (Ung. Bücherrundſchau) wäre ſyſtematiſch durch zuarbeiten, die K. diesmal noch nicht herangezogen hat.

Ohijenko, Iwan: Povstannja azbuky j literaturnoji movy v Slov'jan (Entſtehung des Alphabets und der Literaturſprache bei den Slaven). Žovkva: 1937. 300 S. 75 Abb. (Biblioteka ukrajinoznavstva, 1—2).

Das Buch gehört in die fruchtbare Reihe anderer Bücher desſelben Verf.s, der ſich offenbar das Ziel ſetzt, den geſamten Fragenkomplex der alten Slaviſtik ſeinem Kreiſe vorzulegen. Aus der beſonderen Abſicht, der aufſtrebenden ukrainiſchen Wiſſenſchaft ein grundlegendes Werk zu bieten, entſpringt auch die Methode dieſer Werke. Vor allem zeichnen ſich die Bücher des Verf.s durch eine klare Gliederung des Stoffes und eine ſtaunenswerte Fülle des dargebotenen Materials aus. Insbeſondere ſind es die zahlreichen Literaturangaben, die jedem Abſchnitt der Bücher nachfolgen, in Form einer chronologiſchen Ueberſicht die jeweilige Frage in ihrer Entwicklung beleuchten und dadurch dem Forſcher in einzigartiger Weiſe das zerſtreute Material in wünſchenswerter Weiſe zur Verfügung ſtellen.

Das Buch zerfällt in fünf Teile. Im erſten Teil (S. 8—79) werden vor allem alle Nachrichten, die ſich auf die Schrift unter den Slaven vor Konſtantin und Method beziehen, geſammelt und geprüft und Stellung gegen jene Aeußerungen genommen, die gewiſſe Zeugniſſe außer Kraft ſetzen wollen. Beſonders nahe geht O. die Frage nach der Sprache der Bücher, die Konſtantin—Cyrill während ſeiner Chazarenmiſſion in Cherſon gemäß der Nachricht in der Vita Constantini gefunden und geleſen haben ſoll. Den Namen „rouśky“ dieſer Schrift ſucht O. ſo zu deuten, als ob es ſich tatſächlich um eine „ruſſiſche“ Schrift im Sinne des altukrainiſchen Kiewer Reiches handle. Er ſtellt ſich in dieſer Hinſicht bewußt auf die Seite oſteuropäiſcher Forſcher wie Lamanskij, Sresnevskij, Neboſklonov, Uſpenskij, Budilovič, Flovajskij, Suchomlinov, Lavrovskij, Perwolf, Palmov, Hilferding, Archangelskij, Grigorovič, Kočubinskij, Nikolskij u. a. Entgegen der Anſicht der genannten Forſcher ſieht die „weſtliche“ Richtung in der erwähnten Schriftart eine gotiſch-normaniſche Schrift. Dieſe Anſicht vertreten: Šafařik, Nevoſtrujev, Rački, Miklošich, Dümler, Golubinskij, Malyševskij, Vaſil'evskij, Marquart, Lavrov, Brückner, Šachmatov, Makarij, Platonov, Leger, Brunn, Rettel, Gromnicki, Paſtrnek, Fortunatov, Vajs, Kul'bakin, Jl'inskij, Dvornik u. a. Allerdings iſt die neuere Zurückführung dieſer Schrift auf Franken oder Goten und insbeſondere die Umwandlung des Wortes „rouśky“ zu „frjažsky“, bei gleichzeitiger Identifizierung dieſer „Franken“ mit Goten, ohne daß die bekannten 23 Redaktionen der Vita Cyrilli dazu einen Anhaltspunkt bieten, eine äußerſt fragliche Angelegenheit (S. 57 ff.).

Die Frage nach der Sprache der Cherſonſchen Bücher wird im 2. Teil des Buches beſonders ausführlich behandelt. O. glaubt, daß die Beſchäftigung mit der „rouſſiſchen“, d. h. einer Art altſlaviſcher Schrift Konſtantin zur Schaffung der glagolitiſchen Schrift angeregt hätte (S. 130 ff.). Dieſe — ſehr gewagte — Annahme O.s führte aber die Unterſuchung in eine beſondere Richtung, wodurch das Buch zu einem wertvollen Beitrag zur Beantwortung der dunklen Frage nach dem Urſprung des älteſten ſlaviſchen Schrifttums wird. Auch auf manche andere Fragen lenkt O. die Aufmerkſamkeit des Leſers, ſo z. B. auf die altſlaviſche Buchterminologie (S. 52 ff.) oder auf die Betonungsfrage (S. 63). Ferner ſammelt er die Nachrichten der Chroniken zur Bedeutungsklärung des Wortes „ruś“ (S. 58 ff.) uſw.

Der zweite Teil (S. 80—171) ſtellt die Geſchichte der glagolitiſchen Schrift dar und befaßt ſich zunächſt mit dem Namen „glagolitiſch“ und der Geſchichte der Erforſchung der glagolitiſchen Schrift und ihrer Herkunft. O. führt Beweiſe an, daß die glagolitiſche Schrift nicht aus der griechiſchen Minuskelſchrift entſtanden iſt. Bisher gab es zwei umfaſſendere Werke über die glagolitiſche Frage: „Die glagolitiſche Schrift“ von V. Jagić (in Enciklopedija slav. filol. III [Petersburg 1911]) und „Rukověť hlaholské paleografie“ von J. Vajs (Prag 1932), die beide das Problem der glagolitiſchen Forſchung eingehender behandelten. Beide Verf. ſtehen auf dem Standpunkt der Abhängigkeit der glagolitiſchen von der griechiſchen Schrift. Jagić kann als Hauptvertreter dieſer Theorie bezeichnet werden. Die Abhandlung O.s bekämpft dieſe Theorie. Es werden alle Argumente herangezogen, die gegen die Herkunft der glagolitiſchen Schrift aus der griechiſchen Minuskel ſprechen (S. 115 ff.). Durch dieſe Argumente wird die griechiſche Minuskeltheorie ſtark erſchüttert. Verſuche, gewiſſe Spracherſcheinungen ukrainiſcher Gebiete für die glagolitiſche Schrift

— unter Berückſichtigung der oben erwähnten Schriften von Cherſon — in Anſpruch zu nehmen (S. 131, 133), erſcheinen wenig ausſichtsreich. Vielmehr wird es ſich um Urverwandtſchaften zwiſchen der ukraniſchen und den balkanſlaviſchen Sprachen handeln. Die Behandlung dieſes Problems dürfte durch intenſive ſprach-, volks- und ortsnamenkundliche Unterſuchungen noch manche intereſſante Ergebniſſe zeitigen, insbeſondere gewiſſe frühgeſchichtliche Sprach- und Stammesverwandtſchaften näher beleuchten. — Das Buch beſchreibt in überſichtlicher Darſtellung Entſtehungsland und Verbreitungsgebiet des glagolitiſchen Schrifttums und führt verſchiedene neuere Vermutungen über vermeintliche Schöpfer dieſer Schrift an, vor allem die Legende des Hl. Hieronymus (erſte Kunde hierüber in der Bulle von Papſt Innozenz IV. aus dem Jahre 1248 [S. 140 f.]) Syſtematiſch werden die Gründe für das größere Alter der Glagolica im Vergleich zur zyrilliſchen Schrift zuſammengeſtellt (zuſammen 27 Punkte, S. 149—159). Der große Wert dieſer Zuſammenſtellung liegt (mögen auch einzelne Punkte im Vergleich zu anderen weniger überzeugend ſein), gerade in der Fülle des dargebotenen Materials. Die verſchiedenen Ableitungstabellen von Taylor, Jagić, Amfilochij, Bělajev, und das Pariſer Abecedarium Bulgaricum (nach Jagić) wie auch das Münchner ABC (nach Vajs) fanden als Bildbeilagen neben einigen Faksimileproben Berückſichtigung.

Der III. Teil iſt der zyrilliſchen Schrift gewidmet (S. 172—203). Die drei erſten Kapitel enthalten den hiſtoriſchen Teil. Offenbar iſt O. mit den überzeugenden Ausführungen Il'inskijs über die amtliche Einführung der zyrilliſchen Schrift auf dem Konzil in Preslav i. J. 893 einverſtanden (S. 183), nur die Beteiligung des Zaren wird in Frage gezogen und dem Hauptſchüler des Konſtantin, dem Hl. Klemens, dieſe Anteilnahme zugeſchrieben (auf Grund der kurzen Lebensbeſchreibung des Hl. Klemens [S. 184]).

Im vierten Teil (S. 204—233) behandelt O. die wichtige literariſche Verteidigung der ſlaviſchen Schrift (Glagolica) des Mönchs Chrabr. Intereſſant iſt der Schluß auf die Heimat dieſes Mönchs. Unter den ſlaviſchen Buchſtaben, die durch die griechiſchen nicht wiederzugeben ſind, führt Ch. das „selo" an. In Südbulgarien (Mazedonien) wird dieſer Buchſtabe als ds geſprochen, d. h. verſchieden von dem ſlav. Laut z „semla". z konnten die Griechen leicht durch ζ wiedergeben, ds aber nicht: Ein Beweis, daß selo als ds, alſo in Mazedonien geſprochen wurde. Demzufolge muß Südbulgarien das Land Chabrs geweſen ſein (S. 214—216). Im allgemeinen iſt O. eine überzeugende Einordnung Chrabrs in die ſüdliche Landſchaft der neuentſtehenden ſlaviſchen Schriftkultur gelungen. Die Schrift Chabrs wird wiederholt als Glagolica ſichergeſtellt (S. 222 ff.). Für die Entſtehung der von Konſtantin erfundenen Schrift, die in der Apologie Chrabrs in das Jahr 6363 verlegt wird, ergeben ſich folgende Daten: Nach konſtantinopolitaniſcher Rechnung 6363—5508 = 855, nach alexandriniſcher Rechnung 6363—5500 = 863. O. neigt zum erſten Ergebnis. Andere Meinungen werden auf S. 228 und 229 angeführt.

Teil V befaßt ſich mit der Entſtehung der altſlaviſchen Literatурſprache (S. 234—300) und ſetzt ſich mit verſchiedenen quellenmäßigen Ueberlieferungen der Ueberſetzungstätigkeit von Konſtantin und Method auseinander. Ferner befaßt ſich dieſer Teil mit der Heimat der Schrift, wobei der Dialekt von Theſſalonich, im Sinne der neueren ſlav. Forſchung, als ausſchlaggebend angenommen wird. Die Darſtellung der ſerbiſchen, pannoniſchen, mähriſchen, bulgariſchen und anderer Theorien (S. 258, 261, 265, 269 und 279) beſchließt das Buch.

München. M. Hocij.

II. Binnendeutſche Grenzgebiete.

Carinthia I. Geſchichtliche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens. 127. Jahrgang. 192 S. Klagenfurt: J. Leon 1937.

Von berühmten Perſönlichkeiten der Stadt Villach erzählt A. Frhr. v. Pantz („Aus Villachs vergangenen Tagen", S. 31—62). Vor allem ſpricht er von den Männern, deren Namen uns durch die Denkmale der Stadthauptpfarrkirche oder durch die an deren Chorſtühlen angebrachten Wappen überliefert ſind. Gute Abbildungen, u. a. des berühmten Hochreliefs eines Khevenhüller, bereichern dieſe geſchichtlich wie kunſtgeſchichtlich in gleicher Weiſe intereſſante Abhandlung.

O. Demus berichtet von zwei i. J. 1936 in der Kapelle Maria am Bichl in

Feiſtritz von dem Reſtaurator Campidell entdeckten Fresken aus dem 15. Jh. („Die neuentdeckten Wandgemälde in Feiſtritz a. d. Drau", S. 62—68). Auch dieſe kleine Abhandlung iſt durch zwei Abbildungen ergänzt.

Beſonderes Intereſſe dürfte der Aufſatz von M. Wutte über „Die Wappen in den Wappenſälen des Landhauſes zu Klagenfurt und in den Wappenbüchern des Kärntner Landesarchivs" (S. 109—147) erwecken, da das Landhaus als Sitz der Städtevertretungen hiſtoriſche Bedeutung gewonnen hat.

Die Volksliedforſchung iſt durch einen Aufſatz von A. Kollitſch über „Urſprung und Wanderung eines Kärntnerliedes" (S. 83—89) vertreten. R.

Stepan, Eduard: Das Waldviertel. 7. Bd. Wien: Stepan 1937. 434 Seiten. 9 Kartenbeilagen, 21 ganzſeitige Bilder, 191 Abb.

Es iſt jüngſt das Wort gefallen, das Waldviertel ſei die beſterforſchte Gegend des Deutſchen Reiches, ſo allſeitig iſt der Verſuch, der in dieſem Buch unternommen wurde. Mit einem Ueberblick über die Vorgeſchichte des Gebietes von R. Pitioni beginnt das Werk. Im Gegenſatz zum anſtoßenden Weinviertel iſt im Waldviertel vor allem die Steinzeit außerordentlich vertreten. Unter den Einzelfunden der Jungſteinzeit ſind auch einige in Gebieten, die zweifellos ſpäter wieder vom Wald erfaßt wurden. Es iſt bis zur Römerzeit immer das gleiche Siedlungsgebiet, das mit Funden beſonders reich ausgeſtattet iſt, das Becken von Horn und die Gegend von Eggenburg. Droſendorf zeigt in der Steinezit wie im Laténe eine reichere Fundzahl alle anderen Fundſtellen erhalten erſt nach Chriſti Geburt Bedeutung, bei Allenſteig, um Neu-Pölla und Gmünd, offenbar im Zuſammenhang der Hauptſtraße nach Böhmen ſind etliche römiſche Funde belegt. Völkerwanderungsfunde ſind am Rande des Viertels in Straß gemacht worden, die man den Langobarden zuſchreibt.

Dem Gegenſtande nach iſt O. Brunners Aufſatz über die geſchichtliche Stellung des Waldviertels die Einleitung des folgenden, obwohl er am Schluß ſteht. Ein großangelegter Verſuch, die Stellung des Waldviertels und Niederöſterreichs als Uebergangsland zwiſchen dem geſchloſſenen pannoniſchen und dem böhmiſchen Raum einerſeits und als Mark des Deutſchen Reiches anderſeits zu zeigen; beſonders wertvoll und plaſtiſch einige allgemeine Betrachtungen am Schluß über den mittelalterlichen Staat (S. 399 f.), für die Geſchichte des Waldviertels iſt ſehr wichtig die Schilderung der Huſſitenkriege.

Als methodiſche Vorausſetzungen für die Siedlungsgeſchichte ſind beſonders wichtig A. Klaars Darſtellung der Siedlungsformen (S. 300 ff.) und H. Weigls Ueberſicht der Flurformen. Klaar zeigt die Entwicklung der Typen der Dorfformen vom Haufendorf des 9.—10. Jh.s über die Angerdörfer des 11.—12. Jh.s bis zu den Waldhufendörfern des 13. Jh.s Was Weigl bietet, hat Bedeutung durch die Neuheit der Methode: W. verſucht in den Flurtypen die immer engere Vereinigung von Haus und Flur zur Grundlage einer Datierung zu machen und dadurch die zu ſtark an die Größenordnung der Ortſchaften gebundene Gradmannſche Einteilung der Flurtypen zu beſeitigen. Die Karte zeigt, daß ſeine Beobachtungen richtig ſind; denn ſeine Typen vervollſtändigen das aus den geſchichtlichen Quellen genommene Bild. H. Rauſcher verſucht einen Ueberblick über das bäuerliche Wirtſchaftsleben zu geben, der zwar eine Reihe hübſcher Einzelbeobachtungen enthält, aber in keiner Weiſe ein Bild der Wirtſchaftsweiſe älterer Zeiten vermittelt. H. Weigl gibt ein Verzeichnis verſchwundener Siedlungen.

Die eigentliche Geſchichte der Organiſationsformen des Mittelalters geben H. Hirſch, H. Göbler, K. Lechner und St. Brunner. Der Aufſatz von H. Hirſch über die Kloſtergründungen ſchildert das Zuſammenwirken der Reichsgewalt mit Markgraf und Biſchof im 12. Jh. bei der Begründung der Klöſter Altenburg, Geras und Zwettl. Während die beiden erſteren Eigenklöſter des Biſchofs von Paſſau wurden, hat bei Zwettl genau wie bei Waldſaſſen im Egerland der König mitgewirkt und damit einerſeits die Bedeutung des Kloſters für das Reich, anderſeits die Sonderſtellung des Ziſterzienſerordens und die Koloniſation unterſtrichen. H. Göhler läßt nach den Arbeiten von H. Wolf die Mutterpfarrſprengel des Waldviertels an uns vorüberziehen und ſchildert die Kämpfe der Reformations- und Gegenreformationszeit an Hand der Literatur.

Methodiſch von großer Bedeutung ſind die beiden folgenden Arbeiten. — St. Brunner machte den Verſuch, die Grundherrſchaften des Waldviertels an Hand zweier Geſamtüberſichten, des Beratbuches der niederöſterr. Landſtände von 1590—91 wie des Landesſchematismus von 1822, auf die Karte zu bringen. Die Grundfrage iſt die, ob die Gebiete, innerhalb deren die Herrſchaft das Dorfgericht übt, auch geſchloſſen ihr untertan ſind oder nicht. Die Frage ließ ſich leicht darſtellen. Das Bild, das man dabei erhält, bleibt freilich lückenhaft. Ich möchte die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich wäre, eine ſolche Karte dadurch zu ergänzen, daß man den geſchloſſenen Herrſchaftskörper durch Strahlen auch mit jenen Orten verbindet, an welchen die betreffende Herrſchaft nur einige Untertanen beſitzt; freilich würde eine ſolche Zeichnung mehrere Farben und eine möglichſt geſchickte Auswahl derſelben vorausſetzen. Ein derartiger Verſuch ſetzt als Ergänzung zeitliche Ueberſichten, Aufriſſe der Herrſchaften voraus, die an Hand der ſtändiſchen Gültbücher wohl hergeſtellt werden könnten. Wichtig iſt die Feſtſtellung der Abnahme der Zahl der Grundherrſchaften von 1590 bis 1822, eine Tatſache, die auch für andere Gegenden gilt, ebenſo wie die Feſtſtellung, daß in den Rodungsgebieten geſchloſſenere Herrſchaften nachweisbar ſind als vielfach im Altſiedelland.

Die weitaus wichtigſte Arbeit des ganzen Bandes iſt jene von K. Lechner. Es iſt der Verſuch, die Geſchichte der großen Herrſchaften und Geſchlechter von der Frühzeit bis über 1600 hinaus zuſammenhängend zu ſchildern. Den Hauptwert der Darſtellung möchte ich in der Erfaſſung des ſpätmittelalterlichen Stoffes und ſeiner rechtsgeſchichtlichen Auswertung ſehen. Freilich, zur letzten, klaſſiſchen methodiſchen Geſtaltung iſt auch Lechner nicht durchgedrungen. Bald wechſelt er Darſtellungen der Geſchichte des ganzen Gebietes und ſeiner Herrſchaften und Aufzählungen längerer Reihen von Familien oder Herrſchaften. So notwendig die Geſamtdarſtellung iſt, der Benützer hätte ſich vielleicht mit einer ſtärkeren Sonderung der aufzählenden Abſchnitte, etwa eines Kataloges der Herrſchaften mit kurzer Geſchichte, von zuſammenfaſſenden und die Wechſelwirkung ſchildernden Darſtellungen, leichter getan. Ein Index zu dieſer Arbeit allein, den der Herausgeber leider ablehnte, wäre ſehr nötig geweſen.

Aber ſolche Darſtellungsmängel, denen jeder Bearbeiter nach irgend einer Seite unterlegen wäre, ſollen die Geſamtbedeutung der Arbeit, die erſt erkennen läßt, wie ſich die drei verſchiedenen ſozialen Schichten der Hochfreien des 15.—17. Jh.s, der Landherren des 13.—15. Jh.s und der Landſtände des 15.—17. Jh.s ablöſen und wie jede von ihnen andere politiſche und rechtliche Probleme aufwirft, in keiner Weiſe mindern. Bei der Darſtellung des erſten Abſchnittes hat der leider inzwiſchen verblichene C. Trotter gegen manche Mängel in der Schilderung der genealogiſchen Beziehungen Einſpruch erhoben; ich möchte dieſe Auffaſſung unterſtützen; auch rechts- und ſiedlungsgeſchichtlich ſcheint mir die verlockende Möglichkeit, hinter der Vielzahl der Familien in den Ebersbergern die große Einheit zu ſehen, nicht recht tragbar. Die Beobachtung von St. Brunner, daß die Zahl der Herrſchaften dauernd abnimmt, ſcheint mir ebenſo für das 11.—13. Jh. und die Hochfreien zu gelten; außerdem hat uns Trotters genealogiſche Methode, die auf Heraushebung und Sonderung der ſichergeſtellten und Vernachläſſigung der unbeſtimmten Verwandtſchaftsbeziehungen geſtellt iſt, ſo viel Neues und Beſſeres gebracht als etwa J. Eggers Aribonenhaus, daß ich hier nur Trotter zuſtimmen möchte.

Viel bedeutungsvoller, weil bisher noch nie bearbeitet, iſt die rechtsgeſchichtliche Darſtellung des Spätmittelalters, die Beobachtung der Bedeutung, die Eigengut und Lehengut für die Stellung der Landherren zum Landesfürſten hatten, oder die Abſchnitte über die Gerichtsbarkeit und die Weistümer, über das Aufkommen des Wortes „Herrſchaft". Man ſieht gerade in der Fülle des Gebotenen, wie einzelne Geſchlechter ſich über die anderen erheben, erſt die Kuenringer, dann die Meißauer, noch ſpäter die Puchheimer, wie dieſe politiſchen Mächte dann mit dem Landesfürſten zuſammenſtoßen und wie in oft ſehr zweifelhaften Rechtsverfahren dieſe Nebenmächte im Land beſeitigt werden. Die namentlich fürs 15. Jh. gegebene Ueberſicht nach Geſchlechtern wie jene der Pfandherrſchaften des 16. Jh.s und wieder die Ueberſicht der ſtändiſchen Familien um 1500 erleichtern den Ueberblick und zeigen zugleich die ſozialen Verſchiebungen, die dauernd vor ſich gingen. Unſer Begriff vom Adel als abgeſchloſſenem Stand beruht ja erſt auf den Vorſtellungen nach 1600.

Gewiſſe Kritiker, beſonders von der Seite der Geographie, die manchmal aus ein paar Einzelkenntniſſen gleich bis zu Adams Zeiten rückzuſchließen pflegen und alle Vorgänge weisſagen möchten, haben gegen Lechners Darſtellung eingewendet, ſie ſei

für die Erkenntnis der Siedlungsgeſchichte überflüſſig. Vielleicht iſt dieſes Fehlurteil dadurch entſtanden, daß bei Lechners Darſtellungsform die Bedeutung der rückſchreitenden Methode für die Feſtſtellung der älteſten politiſchen Einheiten nicht genügend zu Tage tritt und daß deswegen jene, die alle Stoffülle verabſcheuen, weil dann ihre Schlußmethoden und „Geſetze" nicht mehr anwendbar werden, nicht mehr durchgeſehen haben. Leider hat ja auch die Zahl der Hiſtoriker, die aus unbekanntem Stoff Neues zu geſtalten vermögen, abgenommen, und der Panegyriker, „Geiſtesgeſchichtler" und der „Größen", die möglichſt wenig drucken, um nicht anzuſtoßen, zugenommen. Deshalb verdient Lechners Arbeit über ihre örtliche und zeitliche Beſchränkung hinaus Beachtung.

Es iſt nun noch nötig, jene Aufſätze zu beſprechen, die einzelne Erſcheinungen des geiſtigen Lebens berühren. F. Freitag behandelt das Waldviertel als Sprachraum, ſchildert ſeine Stellung innerhalb des Mittelbairiſchen, bekämpft die immer noch geiſternde Meinung über fränkiſche Einſchläge und zeigt, wie gerade das Waldviertel eine Reihe altertümlicher Erſcheinungen bewahrt hat. H. Pemmer bringt in knapper Ueberſicht die Geſchichte des Kremſer Theaters von 1722 bis 1918. J. Krinninger liefert einen reich ausgeſtatteten Aufſatz über die zahlreichen Waſſerburgen, vor allem des öſtlichen und nördlichen Waldviertels. Eine Ergänzung dazu, die auch die anderen Burgen behandelt und in ihrer Stellung zu Straßen und Handelswegen kartographiſch unterſucht hätte, fehlt leider.

Sehr erfreulich iſt es, daß einer der bedeutendſten öſterreichiſchen Barockmaler, Martin Johann Schmidt, gewöhnlich der Kremſer Schmidt genannt (1718—1801), in dieſem Band eine Biographie von H. Plöckinger erhalten hat. Freilich, das wunderbare Dämmerlicht auf ſeinen Bildern können die beſten Kliſchees niemals richtig wiedergeben. Die ſpäte öſterreichiſche Barockmalerei iſt ja bis heute von den Wenigſten außerhalb engſter Fachkreiſe beachtet worden. Mit Kremſer Schmidt könnte man Klopſtock illuſtrieren. Barock in den techniſchen Mitteln, klaſſiſch im Wollen, ſteht er an der Grenze zweier Epochen des deutſchen Geiſtes.

Es ſoll am Schluß nicht vergeſſen werden, darauf zu verweiſen, daß dieſes im Sommer 1937 erſchienene Buch trotz der damals herrſchenden Zenſur der Regierung Schuſchnigg auf S. 89 ein Bild des Ortes Spital bei Weitra mit einem Hinweis darauf, daß hier die Heimat der Vorfahren unſeres Führers war, zu veröffentlichen den Mut hatte. Die Zenſur ſah es nicht; ein Polizeiſtaat weiß nie alles, was in ſeinen Grenzen geſchieht. Dieſes nationale Bekenntnis in ſchwerer Zeit ſoll dem Buch auch politiſch als Empfehlung dienen, behandelt es doch ein wichtiges Grenzgebiet deutſchen Volkstums.

München. Ernſt Klebel.

Fehn, Hans: „Planmäßige Siedlungsgründung im hinteren Bayeriſchen Wald im 18. Jh." (Sonderdruck aus „Heimat und Volkstum", 16. Jahrg., Heft 4, 8 S.).

F. behandelt die Beſiedlung der Ortſchaften Vorder-, Mitter- und Hinter-Firmiansreut (Gebiet des Hochſtifts Paſſau) und vor allem die Vorgeſchichte dieſer Beſiedlung. Die Ergebniſſe der — vor allem auf die Gründungsverhandlungen bezüglichen — Aktenſtudien des Verf.s ſind inſofern beſonders lehrreich, als ſie zu Vergleichen mit der Gegenwartsſiedlung anregen und auch für planmäßige Siedlungen der Zukunft wertvolle Fingerzeige geben.

Zimmermann, B. R.: Fränkiſche Theologen im Burgenland. Zeitſchrift für bayriſche Kirchengeſchichte, 11 (1936), S. 155—158.

Z. behandelt die Lebensſchickſale des Magiſters Andreas Ammon und — beſonders ausführlich — des Magiſters Marcus Volmar, der i. J. 1581 als „exul Christi" nach Ungarn ging und dort (im weſtungariſchen, im heutigen Burgenland gelegenen Städtchen Schlaining) verſtarb (Ueber die letzten Lebensjahre und das Ende des erſtgenannten, ebenfalls im 16. Jh. lebenden Ammon hat die Wiſſenſchaft bis heute keine Aufklärung zu ſchaffen vermocht).

Senn, Walter: Aus dem Kulturleben einer ſüddeutſchen Kleinſtadt. Muſik, Schule und Theater der Stadt Hall in Tirol in der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Innsbruck—Wien—München: Tyrolia-Verlag 1938. 691 S.

Das Buch befaßt ſich vor allem mit dem Muſikleben. Da dieſes in der Neuzeit zuerſt in dem (1569 gegründeten) Damenſtift und an der Pfarrkirche gepflegt wurde.

iſt es verſtändlich, daß der Kirchenmuſik ein bevorzugter Platz eingeräumt wird. Wie in anderen Städten des deutſchen Südens und Südoſtens ſind es auch hier die Jeſuiten, die ſich Pflege und Organiſation des Theater- und Muſikweſens beſonders angelegen ſein laſſen. — Die Kapitel über Volksfeſte und -Spiele ſtellen eine beachtliche Bereicherung der Volkstumsforſchung dar. — Von den Mitteilungen über das Schulweſen intereſſieren beſonders die über die Anfänge der deutſchen Schule, die als Gegenſpieler der alten Lateinſchule auf die Ausbildung der Jugend in den praktiſchen Fächern den Hauptwert legte. — Die gewiſſenhaft gearbeitete, gut belegte Darſtellung iſt niemals trocken und wird durch Angaben über Art und Charakter der Perſönlichkeiten, die im Kulturleben der Stadt eine Rolle ſpielten, und über deren ſoziale Lage, belebt.

Krauſen, Edgar: Die Wirtſchaftsgeſchichte der ehemaligen Ciſtercienſerabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters. Südoſtbayriſche Heimatſtudien. Hirſchenhauſen (Oberbayern). Verlag der ſüdoſtbayriſchen Heimatſtudien J. Weber. 1937. 167 S.

Der Verf. gibt, über die im Titel angezeigte „Wirtſchaftsgeſchichte" hinausgehend, eine allgemeine Geſchichte der im Jahre 1146 von Schützing a. d. Alz nach Raitenhaslach verlegten Ciſtercienſerniederlaſſung. Ermüdend wirkt, daß er ſeine Schrift unter „dynaſtiſchem" Geſichtspunkt, d. h. nach der Regierungszeit der Aebte, anlegt. Der Titel wird weitgehend gerechtfertigt, inſofern der Wirtſchaftsweiſe des Kloſters der größte Platz eingeräumt wird. Beſonders ausführlich behandelt Krauſen die Ausnutzung des großen Waldbeſtandes des Kloſters und im Zuſammenhang damit die umfangreiche Flößerei, die ſich nicht nur auf Inn und Salzach, ſondern auch auf die Donau erſtreckte. Ueber die Gewerbebetriebe und Handelsgeſchäfte des Kloſters enthält die Schrift recht viele Angaben. Daß Angehörige des kleinen wie hohen und höchſten Adels — darunter der niederbayriſche Herzog Otto III. — mehrfach beim Kloſter Darlehen aufnahmen, gibt Anhaltspunkte nicht nur für die wirtſchaftliche Tüchtigkeit der Herren und Mönche von Raitenhaslach, ſondern auch für Geſchichte und Wirtſchaftsgeſchichte des ausgehenden Mittelalters. R.

III. Sudetendeutſche Gebiete und Tſchecho-Slowakei.

Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeſchken—Iſer-Gaues. Jg. 30 u. 31, Reichenberg 1936, 1937. 192, 168 S.

Aus dem reichhaltigen Aufſatzmaterial ſeien beſonders die Beiträge Prof. Erich Gierachs hervorgehoben, der in der abſchließenden Fortſetzung einer aus dem 29. Jg. herüberreichenden heimatkundlichen Reihe „Die Ortsnamen des Bezirkes Friedland" behandelt und mit ihrer Hilfe den Gang der Beſiedlung dieſes Bezirkes darſtellt. Aus vor- und frühgeſchichtlichen Funden wiſſen wir, daß die Friedländer Gegend nur entlang weniger Verkehrswege menſchliche Siedlungen beſaß. Die Zeit der ſlawiſchen Landnahme hat keinerlei Anzeichen für die Annahme hinterlaſſen, daß hier die Slawen größere Ortſchaften begründet hätten. Nur in einem geringen Teile des Bezirkes kann man auf Grund einiger auf ſlawiſche Wurzeln zurückgehender Ortsnamen eine ſpärliche wendiſche Siedlung annehmen. Um die Mitte des 13. Jh. begann dann auf jungfräulichem Boden die Herrſchaft Friedland eingerichtet zu werden, eine deutſche Neugründung, wie die Ortsnamen der Dörfer beweiſen, die da aus dem Waldboden gerodet und als Reihendörfer mit Waldhuben angelegt wurden. Die wenigen älteren Wendendörfer wurden eingedeutſcht, wie uns Familiennamen zeigen, aus denen zum Teil auch auf die Herkunft der Siedler geſchloſſen werden kann. Zuſammenfaſſend iſt zu ſagen, daß die Herrſchaft Friedland nicht durch Ausbau und Eindeutſchung eines größeren ſlawiſchen Gebietes, ſondern durchaus auf vorher unbeſiedeltem Waldboden erwachſen iſt und ſeine Urbarmachung wie auch die Schaffung von Induſtrie und die Grundlagen zu geiſtiger Kultur das alleinige Verdienſt der Deutſchen ſind. — Aus dem Nachlaſſe A. Reſſels ſtammt der Abſchluß einer bereits im 11. Jg. begonnenen Aufſatzreihe über „Die ehemaligen Lehensgüter der Herrſchaft Böhm. Aicha nebſt Nachrichten über benachbarte Güter" mit einer Geſchichte des Gutes Drauſendorf, das bereits im 13. Jh. entſtand und nun hier ſeine quellenmäßige Ortsgeſchichte findet. Aehnliche in der Hauptſache ſiedlungskundliche Beiträge ſtammen von F. Spatzal „Die Ortsanlage von Roſenthal und die Entſtehung des Roſenthaler Vorwerks"

und A. Schicketanz „Buschullersdorf 1381—1409", während F. Runge auf „Die Wittenberger Ordiniertenbücher als Quelle für unsere Heimatgeschichte" hinweist und E. A. Seeliger den „Kulturaustausch zwischen der Oberlausitz und Nordböhmen" untersucht. Kleinere Nachrichten ergänzen mit einer einschlägigen Bücher- und Zeitschriftenschau den Inhalt des Jahrgangs.

Im 31. Jg. interessieren besonders die zahlreichen familienkundlichen Aufsätze, die Urbare und Kirchenbücher auswerten und aus alten Aufzeichnungen die Kenntnis der früheren Bevölkerung ermitteln wollen. F. Spatzal verwendet „Das Einwohnerverzeichnis der Herrschaft Reichenberg aus dem Jahr 1651" zu statistischen Berechnungen hinsichtlich der damaligen Bevölkerungsdichte und der Häufigkeit gewisser Familiennamen. Mit Urbaren befassen sich die Aufsätze von A. Schicketanz „Einsiedel nach dem Urbar von 1381", und „Das obere Wittigtal nach dem Urbar von 1381", ferner von F. Runge „Markersdorf bei Deutsch-Gabel im Urbar von 1615" und „Die Einwohner von Petersdorf bei Deutsch-Gabel vor 200 Jahren". Nachrichten über Exulanten in den Bernstädter Kirchenbüchern und ihre Herkunft und über die Tuchmacherzeche dieses Oberlausitzer Städtchens bietet J. Kirnbauer. Auch diesen Jahrgang füllen kleinere heimatkundliche Notizen, Personalnachrichten und Zeitschriften- und Bücherschau, wobei vor allem die Zusammenstellung von V. Lug „Schriften über Reichenberg und den Reichenberger Bezirk" als wertvolle Bibliographie dieses Gebietes hervorgehoben werden muß.

Deutsch-mährisch-schlesische Heimat, 22.—23. Jg. Brünn 1936, 1937, 352 S.

Diese vom Verein „Deutschmährische Heimat" herausgegebenen Blätter für Volks- und Heimatkunde enthalten vor allem Aufsätze, die sich mit Sitte und Brauch des Deutschtums in Mähren-Schlesien beschäftigen und gelegentlich wertvolles Material für eine kommende sudetendeutsche Volkskunde zusammentragen. Volkslied, Tracht, Mundart der Sprachinseln werden erörtert, aber auch die Geschichte kommt nicht zu kurz, denn es werden in verschiedenen Beiträgen Schwedenzeit und mittelalterliches Burgenwesen, frühgeschichtliche Funde und jüngste Geschichte wie etwa des Jahres 1866 in Einzeldarstellungen behandelt. Von besonderem Interesse dürfte ein Aufsatz „Die Arbeitslosigkeit in Mähren-Schlesien" von H. Preibsch sein, der deutlich zeigt, wie schlecht es dem mährisch-schlesischen Deutschtum vor der Eingliederung ging. 30 v. H. der erwerbsfähigen deutschen Bevölkerung war nach diesen aus amtlichen Zahlen gewonnenen Aufstellungen arbeitslos. Aber auch die von P. vorgeschlagenen Wege zur Beseitigung konnten zu keinem besseren Ergebnis führen, da ja die verantwortliche Regierung überhaupt nicht daran dachte, sie einzuschlagen.

Der Jahrgang 1937 brachte als weiteren Beitrag über die Gefährdung des deutschen Besitzstandes einen mit Karten versehenen Ueberblick „Zur Entwicklung der Sprachgrenze westwärts und ostwärts der Oderpforte im Laufe eines Jahrhunderts" von H. Gans. Daraus ist die drohende Nähe der Gefahr ersichtlich, das Land Mähren-Schlesien werde einsprachig werden, das heißt der deutsche Anteil unter 20 v. H. sinken, wie es die Zeitung Moravské slovo vom 7. Jänner 1937 glaubte für die Volkszählung 1960 voraussagen zu können. Neben solchen bevölkerungspolitischen Beiträgen interessieren besonders die siedlungskundlichen Aufsätze von W. Friedrich „Die Flurnamen Trieb und Fiebich im politischen Bezirk Römerstadt", A. Hoenig „Sudetendeutsche Stadtanlagen" und K. v. Maydell „Die Geländeflur in den Sudetenländern". F. Koberg stellte die „Kulturleistungen deutscher Mährer und Schlesier" zusammen, die eine stattliche Reihe weit über die Grenzen der Heimat bekannter Namen bedeuten. Auch dieser Jahrgang bietet in seiner Reichhaltigkeit allen mit deutsch-mährischen Fragen beschäftigten Wissenschaftlern mannigfache Anregungen und Hinweise auf kultur- und leistungsgeschichtlichem Gebiete.

Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens. 39. Jg. Brünn 1937, 160 S.

Zu den wertvollsten Beiträgen dieses Jahrganges zählt zweifellos das von E. Sloschek zusammengestellte Inhaltsverzeichnis zu den Bänden 23 bis 38, den Jahrgängen 1919 bis 1936 der „Zeitschrift", aus dem deutlich die Leistungen hervorgehn, die dem Verein hinsichtlich der Aufhellung aller mit der Geschichte

Mährens und Sudeten-Schleſiens zuſammenhängender Fragen zu danken ſind. Auch in dem vorliegenden 39. Jahrgang ſpannt ſich der Bogen geſchichtlicher Aufſätze von K. Willvonſeders „Kulturbeziehungen zwiſchen Mähren und dem mittleren Donaugebiet in der Bronzezeit", in dem der Verfaſſer in überſichtlicher Weiſe die durch Mährens geographiſche Lage als Vermittlungsglied zwiſchen Nord und Süd ausgelöſten Wechſelwirkungen vorgeſchichtlicher Kulturen darſtellt, bis in das vorige Jahrhundert herauf: O. Meiſter bietet eine Lebensbeſchreibung „Ernſt von Schwarzer, ein mähriſcher Achtundvierziger, Miniſter und Journaliſt". F. Tutſch behandelt die „Bauernunruhen in Nordmähren im 18. Jahrhundert", beſonders in den Bezirken Janowitz und Eulenberg, K. Schirmeiſen entwickelt neue Anregungen zur Ptolemäiſchen Karte Germaniens, während ſich die übrigen Aufſätze mehr oder minder mit heimatkundlichen Dingen befaſſen, ſoweit ſie das deutſche Gebiet des geographiſchen Begriffs Mähren angehen. Der Familienforſcher wird in den Beilagen reiches Material finden, in denen E. Sloſchek das „Kromauer Ehepacten- und Teſtamentenbuch 1692—1790" und J. Doſoudil „Die Brünner Bürgeraufnahmen 1559—1845" bearbeitet haben. Vereinsnachrichten und Zeitſchriften- und Buchbeſprechungen ergänzen den Inhalt des Jahrgangs.

Český časopis historický (Tſchechiſche Hiſtoriſche Zeitſchrift) 43. Jg. Prag, Hiſtor. Klub: 1937. 684 S.

In der umfaſſenden Arbeit über „*Verſchiedene Probleme der älteſten Geſchichte unſeres Gebietes" unterſucht J. Dobiáš alle Fragen, die mit den Begriffen „Boiohaemum" und den Markomannen zuſammenhängen. Er ſtellt noch einmal alle ſchriftlichen Zeugniſſe der antiken Schriftſteller über den Herkyniſchen Wald zuſammen, die von den damals dort anſäſſigen Bojern und Markomannen handeln, und verſucht die Frage zu löſen, wie weit ſich der Begriff Böhmen mit den Siedlungsräumen dieſer Völker deckt. Das alte „Bojerheim" wird wohl in ſeinem ſüdlichen Ausläufer bis zur Donau gereicht haben, aber nur mit weniger dicht beſiedelten Gebieten, denn das Hauptgewicht ſowohl der keltiſchen als auch nach ihr der germaniſchen Siedlung ruhte in den mittelſten Landſtrichen Böhmens, die von dem dichten Grenzwalde, den nur vereinzelte waldfreiere Gebiete mit der Nachbarſchaft verbanden, umſchloſſen wurden. Dieſe Annahme wird nicht allein aus den Berichten der r.miſchen und griechiſchen Schriftſteller gerechtfertigt, ſondern vor allem aus dem reichen Fundmaterial, das bei der mangelhaften ſchriftlichen Ueberlieferung das weitaus wichtigere Zeugnis abgibt. D. verteidigt ſeine Umgrenzung der böhmiſchen Urlandſchaft gegen die Meinung verſchiedener anderer tſchechiſcher Wiſſenſchaftler, die den Kernpunkt beſonders des Markomannenreiches in Südböhmen ſuchten, ja das Hauptgewicht der germaniſchen Macht bis nach Niederöſterreich verſchieben wollten. Auch bei der zweiten noch mangelhaft gelöſten frühgeſchichtlichen Frage, nämlich nach den Wohnſitzen der Kotiner, ſetzt ſich D. mit Em. Šimek auseinander, der auch bei dieſem Problem verſucht hatte eigene Wege zu gehn, weil er ſich den von der deutſchen Vorgeſchichtsforſchung entwickelten Löſungen nicht anſchließen wollte. Während die Mehrzahl der Forſcher aus guten Gründen bisher die Kotiner, dieſe letzten uns bekannten Kelten auf ſudetenländiſchem Boden, in den erzreichen Gegenden der Slowakei annimmt, ſucht ſie Š. in Mähren. Zu dieſem Streitfalle trägt D. gleichfalls alles urkundliche Material vor, ſo daß ſeine Arbeit für alle mit der Vor- und Frühgeſchichte der Sudetenländer beſchäftigten Hiſtoriker mit Nutzen wird verwendet werden können.

Von den anderen Beiträgen der Zeitſchrift intereſſieren den deutſchen Leſer beſonders die „*Nationalitätenverhältniſſe in Prag zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges", von V. Líva, aus deſſen ſtatiſtiſchen Verwertungen von Matrikeln und Bürgerverzeichniſſen der hohe Hundertſatz der deutſchen Bevölkerung Prags hervorgeht, die im 17. Jh. mehr als die Hälfte der Geſamtbevölkerung ausmachte. Die biographiſchen Artikel über „*Kamil Kroſta als Hiſtoriker" von J. Glücklich und die beiden von J. Šuſta und J. Klik über den verſtorbenen Joſef Pekař würdigen die Lebensarbeit dieſer beiden Männer.

Sborník Muzeálnej Slovenskej Spoločnosti (Jahrbuch der Slowakiſchen Muſeumsgeſellſchaft Jg. 29, 30 u. 31), Turč. Sv. Martin: Selbſtverlag 1935, 1936, 1937. 220, 152 und 216 S.

Die Slowakiſche Muſeumsgeſellſchaft vereinigt alle Kräfte des national-ſlowakiſchen wiſſenſchaftlichen Lebens zur Durchforſchung der Heimat in jeglicher Hinſicht. Hiſtoriſche Unterſuchungen, wobei beſonders Vor- und Frühgeſchichte eifrig erforſcht werden, wechſeln mit geographiſchen und kulturgeſchichtlichen Arbeiten, die alle ihren Niederſchlag in der Zeitſchrift und den Jahrbüchern des Muſeums in St. Martin, dem geiſtigen Mittelpunkte all dieſer Beſtrebungen, finden. Das Jahrbuch 1935 brachte neben einer Darſtellung *„Alte Holzkirchen in Orava" von A. Kavulják und den Fundberichten über die vorgeſchichtlichen Grabungen in der Slowakei und der Karpaten-Ukraine von J. Eisner einen Verſuch, die frühgeſchichtliche Beſiedlung der Slowakei aus den gemachten Funden zu erkennen und ihre Ausdehnung und Siedlungsgeſchichte in den ſlowakiſchen Tälern feſtzuſtellen. Die Arbeit von S. Janšák. „*Die alte Beſiedlung der Slowakei" führt die 1931/32 begonnene fort und bedeutet eine wichtige Bereicherung unſeres Wiſſens über die Frühgeſchichte des Karpatenraumes. Der deutſche Wirtſchaftler aber wird in Vl. Šťastnýs Beitrag *„Der Mineralienreichtum der Mittelſlowakei" wertvolle Aufſchlüſſe über die ſlowakiſchen Erzvorkommniſſe und deren Lagerreichtum finden.

Auch der 30. Jahrgang enthält in der Hauptſache Beiträge zur Vor- und Frühgeſchichte der Slowakei, die von Jahr zu Jahr die gemachten Funde in vorbildlicher Weiſe auswerten und das Geſchichtsbild erweitern helfen. Ueber „Das Leben der Roſenberger Zünfte" handelt ein Aufſatz von J. Houdek, der ihre Geſchichte bietet und die vielerlei Schwierigkeiten ſchildert, denen ſie ausgeſetzt waren, nicht zuletzt durch ihren Kampf gegen die jüdiſchen Gewerbetreibenden, die es ſchließlich bei den höchſten Stellen durchſetzten, daß ſie als gleichberechtigte Meiſter aufgenommen werden mußten. Aus den angeführten Zunftbüchern aber geht auch die ſtarke Anteilnahme des deutſchen bürgerlichen Elementes am Leben der Zechen hervor, denn die Deutſchen ſpielten nicht allein in den Städten ihrer Sprachinſeln, ſondern auch in den ſlowakiſchen und mehr madjariſchen Städten eine große Rolle. „*Die Volksbewegung der letzten hundert Jahre im Gau Turiec" behandelt B. Matušík, wobei in erſter Linie die Auswanderung nach Ueberſee berückſichtigt wird. Nachrichten und Beſprechungen runden auch dieſen Jahrgang ab, in dem übrigens auch der in den letzten Jahren in Fortſetzungen beigegebene *„Slowakiſche Diplomatar" abgeſchloſſen wurde, der alle ſlowakiſchen Urkunden ſeit dem 14. Jh., ſoweit ſie ſich in ſlowakiſchem Beſitz befinden, vereinigt.

Matušík ſetzt dann im 31. Jg. ſeine Unterſuchungen über die Bevölkerung des Gaues Turiec fort und befaßt ſich nun mit den nationalen und religiöſen Verhältniſſen. Aus ſeinen Zuſammenſtellungen intereſſiert uns vor allem, wie ſich das deutſche Element in den letzten 50 Jahren verhielt. Von 1880 bis 1930 machte es nur geringe Veränderungen in ſeinem Beſitzſtande durch und ſank in dieſer Gegend der Slowakei von 19,6 v. H. im Jahre 1880 auf 16,2 v. H. bei der letzten Volkszählung 1930. Das Zahlenmaterial liefert aber weitere aufſchlußreiche Beiträge zum Kapitel Madjariſierung. Die Ziffern der Madjaren ſteigen in den Vorkriegsjahren ſteil an, um dann umſo plötzlicher abzufallen, als nach dem Umſturz 1918 der Druck wich und ſich die dazu gezählten Andersvölkiſchen wieder zu ihrer wirklichen Nationalität, meiſt zur ſlowakiſchen, bekennen konnten. Bezüglich des religiöſen Bekenntniſſes hat eine bemerkenswerte Umſchichtung zugunſten der Katholiken ſtattgefunden. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich aus der ſtärkeren abſoluten Zunahme der katholiſchen Schichten gegenüber dem evangeliſchen Bürgertum, das biologiſch ſchwächer war, wie das beſonders die Entwicklung in den größeren Ortſchaften des Gaues veranſchaulicht.

Emmerling.

Sborník štátneho banského muzea Dionýza Štúra v Banskej Štiavnici, Bd 1 (1927—37) Schemnitz 1937, Verlag des Bergmuſeums, 137 S. mit Abb.

Das Dionys-Štúr-Bergmuſeum in Schemnitz hat aus Anlaß ſeines zehnjährigen Beſtandes einen Sammelband herausgegeben, dem weitere folgen ſollen. Der Inhalt iſt weitgehend durch den Leiter des Muſeums F. Fiala, der auch die Schrift-

leitung innehat, beſtimmt: Fiala iſt Geologe; von ihm ſelbſt ſtammen drei geologiſche Beiträge, weitere Aufſätze aus dieſem Gebiet füllen vor allem den Band. Der Bergbau in der Slowakei iſt von ſeinen Anfängen an auf das engſte mit dem Deutſchtum verbunden, eine Geſchichte des Bergbaus in der Slowakei wäre nichts anderes als ein Stück Deutſchtumsgeſchichte. Hat man etwa bewußt dieſes Gebiet vermieden, weil es ſich nicht in die Tendenz des Bandes mit ſeinen in der Regel franzöſiſchen Inhaltsangaben fügte? Ein Beitrag fällt — in gutem Sinn — aus dem Rahmen, der von dem bekannten und gründlichen Stadtarchivar A. Baker über Samuel Mikovinỳ (1700—1750), jenen vielgelehrten und vielſeitigen Mann, der als der erſte Profeſſor an der erſten Bergſchule in Europa wirkte, denn Schemnitz (und nicht Joachimsthal) war der Sitz der erſten Bergſchule Europas (6. 8. 1737). Von M. ſtammen übrigens auch die Karten in Bél's „Notitia". Beachtlich iſt ferner der biologiſch-ſtatiſtiſche Abriß der Großgemeinde Schemnitz von F. Korbay, der aber leider die völkiſche Frage ſehr knapp behandelt. In Schemnitz waren 1930 nur mehr 200 Deutſche, 1900 trotz madjariſcher Zählung immerhin noch 918. Die Aufſtellung über den Alkoholverbrauch, der von einer erſtaunlichen Höhe im Jahre 1905 bis 1935 auf Bruchteile zurückging, zeigt, daß K. mit der Anſicht, der deutlich ſichtbare Verfall des Volkskörpers — der nun überholt ſcheint —, gehe zu einem guten Teil zu Laſten des Alkohols, recht hat.

Wir hoffen, daß die neue Entwicklung auch dieſer Veröffentlichung eine neue Richtung gibt, daß der ausführliche deutſche Auszug, wie ihn Baker beigibt, Regel wird. Das kann den folgenden Bänden nur nützlich ſein.

Prag. H. Weinelt.

Klik, Joſef: Čtvrtý desítiletý rejstřik bibliografický (4. Bibliogr. Zehnjahresregiſter), 1925—1934. Prag: Hiſtor. Klub 1936. 106 S.

K. bietet ein Verzeichnis aller Arbeiten der allgemeinen, alſo auch der außerböhmiſchen, Geſchichte, die in den letzten zehn Jgg. der ČČH beſprochen wurden. Die Zuſammenſtellung, die die auf bibliographiſchem Gebiet begonnenen Arbeiten des Hiſtor. Klubs in Prag fortſetzt, verdient wegen ihrer ſorgfältigen Anlage gebührende Beachtung. Emmerling.

Beranek, Franz J.: Die Mundart von Südmähren (Beiträge zur Kenntnis ſudetendeutſcher Mundarten, Heft 7), Reichenberg: Anſtalt für Sudd. Heimatforſchung 1936, 298 S.

Nicht nur ihrem Umfang, ſondern auch ihrem Gehalt nach iſt B.s Arbeit eine der bedeutendſten mundartlichen Unterſuchungen der letzten Zeit, insbeſondere des bairiſchen Sprachgebietes. Verf. behandelt das geſamte Südmähren, alſo jenen Landſtrich, der nun durch die Tat des Führers wieder zum Reich gekommen und mit dem Gau Niederdonau (Niederöſterreich) vereinigt worden iſt. Auch die Brünner und vor allem Wiſchauer Sprachinſel haben eine eingehende Behandlung erfahren. Sind es doch gerade, wie im letzten Fall, die bäuerlichen Sprachinſeln, die infolge ihrer Abgelegenheit vom geſchloſſenen deutſchen Siedlungsgebiet und ſeinem Kulturmittelpunkt — hier Wien — den ehemaligen Sprachzuſtand am beſten bewahrt haben. Dazu gehört z. B. die Erhaltung der Behauchung des germ. k im Anlaut vor Mitlauten wie in khrump (krumm) in der Wiſchauer Sprachinſel im Oſten und der Neuhauſer Sprachzunge im Weſten des behandelten Gebiets, die heute im Gegenſatz zu den mittelbairiſchen Donauländern in der Regel nur mehr die ſüdbairiſchen Alpenländer kennen. Südmähren ſtellt ſo nach des Verfaſſers Worten eine ſymmetriſche Stufenlandſchaft dar, die gegen Süden, alſo Niederdonau (Niederöſterreich) zu, immer mehr mittelbairiſches Ausſehen gewinnt.

Sehr beachtlich ſind auch die nordbairiſchen Sprachreſte in der nördlichen Neuhauſer Sprachzunge, z. B. in dem ON rəigerſlō (Riegerſchlag), der unmittelbar ſüdlich nach mittelbairiſcher Weiſe riɐgerſlō ausgeſprochen wird. Zweifellos wird dadurch das Vorhandenſein nordbairiſcher Siedler in dieſem Gebiet bezeugt, das ja der vorwiegend nordbairiſchen Iglauer Sprachinſel auch räumlich am nächſten ſteht.

Liegt hier alſo ein augenſcheinlicher Zuſammenhang von Sprache und Siedlung vor, ſo iſt dies umgekehrt bei den oſtmitteldeutſchen Einflüſſen in Wörtern wie štump (ſtumpf) in der Wiſchauer Sprachinſel und um Auspitz der Fall. Darin wird man Beranek beiſtimmen müſſen. Sprachwellen ſind eben nicht immer gleich Sied-

lungswellen, ſondern können ſich auch auf dem Weg einer überlandſchaftlichen Verkehrsſprache ausgebreitet haben.

So ſtellt B.s Arbeit, indem ſie ſich von allen einſeitigen Forſchungsmethoden fernhält, mit ihrer ſicheren Beurteilung der Lautvorgänge und — was noch beſonderer Erwähnung bedarf — ihrem erſtaunlichen Reichtum an Beiſpielen eine wohlausgereifte Unterſuchung dar.

München. Wilhelm Schönberger.

Kur, Johann: Geſchichte von Olmütz. Reichenberg und Olmütz: Verlag der Anſtalt für Sudetendeutſche Heimatforſchung. 1937. 542 S.

Die Geſchichte des Olmützer Stadtarchivars K. reicht von der Vorzeit — Funde erweiſen Olmütz als Sitz der Bronzekultur — bis zum Jahre 1918. Von der älteſten Zeit bis zum 11. Jh., in dem für Olmütz als erſten ſtändigen Sitz des Mähriſchen Biſchofs eine neue Geſchichts- und Kulturperiode beginnt, gibt der Verf. eine kurze überſichtliche Darſtellung der Geſchichte Mährens. Vom 11. Jh. an erfahren wir dann alles Wiſſenswerte über Gemeindeverfaſſung, Rechtspflege, Entwicklung und Veränderungen des Stadtbildes, Aufſtieg und Vergrößerung der Stadt, ihre einſtigen Bauten, die ſoziale Lage der Stadtbewohner und vor allem auch über das geiſtige Leben, das beſonders durch die Jeſuiten und die Univerſität befruchtet wird. Während uns das Zeitalter des Barock etwas ſtiefmütterlich behandelt erſcheint, ſchildert K. eingehend und liebevoll, wie ſich die Biedermeier-Kultur auf das geſellige und geiſtige Leben von Olmütz auswirkt, das in dieſer Zeit einen Abglanz von Altwien darſtellt. In der neueſten Zeit verſchiebt ſich das Schwergewicht der Darſtellung mehr nach der Schilderung der techniſchen Neuerungen (Eröffnung der Eiſenbahn uſw.) und der politiſchen Ereigniſſe, von denen Olmütz allerdings mehrfach nahe berührt wird: Als Sitz der weltpolitiſch entſcheidenden Konferenz von 1850, im Bruderkrieg von 1866, in dem Olmütz Sammelpunkt der bei Königgrätz geſchlagenen Armeen wird, und während der Nationalitätenkämpfe um die Jahrhundertwende. Wenn der Verf. nach unſerer Meinung über manche nebenſächlichen Lokalbegebenheiten zu viel, auf der anderen Seite etwa über die Anfänge des tſchechiſchen Kulturlebens in Olmütz ſeit der Mitte des 19. Jh.s zu wenig gebracht hat, ſo ſollen dieſe Ausſtellungen den Wert des Buches keineswegs herabſetzen. Weden.

IV. Ungarn.

Kardos, Tibor: Janus Pannonius bukása (Das Ende von J. P.). Fünfkirchen: 1935. 26 S. (Pannonia könyvtár, 5).

K. unterſucht die inneren Urſachen der Kataſtrophe dieſes bedeutendſten ungariſchen Dichters der Renaiſſance, die er durch genaue Analyſe der Quellen aus dem Seelenleben von J. P. herleitet. Auch K. betont die ſtarke Entwurzelung des Dichters, die für ihn verhängnisvoll wurde, da er nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſich nicht in dem notwendigen Maße in die Wirklichkeit ſeines Landes einleben konnte. Die Unterſuchung iſt gut belegt. Eine etwas nüchternere Darſtellung, die ſchon durch ihren Gegenſtand genug farbenreich wird, hätte vielleicht eine gewiſſe vorteilhafte Ausgeglichenheit ergeben. R

Landgraf, Lorenz: Alexander Petöfi. Lyriſche und epiſche Dichtungen. Budapeſt: Kókay 1938. 523 S.

Zehn P.-Ueberſetzer haben es bisher verſucht, dem Genie dieſes ungariſchen Lyrikers und Freiheitshelden gerecht zu werden. Zehn ſind daran mehr oder weniger geſcheitert. Zum erſtenmale finden wir hier in L—s. dichteriſcher Verdeutſchung eine ſozuſagen ſeelen- und formgetreue Nachdichtung Petöfis.

Es iſt ein ganz beſonderes Verdienſt L.s, gerade jetzt, im St. Stephansjahre Ungarns mit dieſer Ueberſetzung hervorgetreten zu ſein, wo die Freundſchaftsbande zwiſchen dem deutſchen und ungariſchen Volke vor aller Welt eine der ſtärkſten Bekräftigungen gefunden haben, wie ſie noch kaum jemals zwiſchen Völkern zuſtande gekommen. Es iſt auch von ganz beſonderer Bedeutung, daß gerade kurz vor dem Erſcheinen dieſes auch äußerlich ſo geſchmackvoll ausgeſtatteten und anſprechenden Buches durch das politiſche Aufhören Oeſterreichs und das Zuſammenfinden des deutſchen Großvolkes die politiſchen Abneigungen P—s. gegen „deutſche“ Vormacht in

Ungarn („Auf Burg Ofen wieder deutſche Fahnen!") einer überwundenen Zeit angehören. Gemeint war Oeſterreich, worunter politiſch meiſtens tſchechiſcher Einfluß zu verſtehen war.

L. iſt auch der Erſte, der den ganzen P., alſo auch die epiſchen Dichtungen, vor allem den bisher dem Deutſchtum noch nicht zugänglichen „Held János" (János vitéz) überſetzt hat. Dadurch geht dem Deutſchtum hier eine Welt auf, die ihm bisher unbekannt war.

Das ungeheure und überſchäumende Freiheitsverlangen des Ungarſtolzes tritt in dieſer dichteriſchen Ueberſetzung in hinreißender Sprachform ebenſo zutage wie in den Schöpfungen der deutſchen Freiheitsdichter, und von der Märchenwelt des „Held János" fühlt man ſich bei der zauberhaft ergreifenden Wiedergabe des ungariſchen Märchencharakters ebenſo angeheimelt wie in Grimms Märchenwelt.

L. iſt ein formvollendeter Dichter, der ſich in das Weſen der ungariſchen Dichtung in voller Beherrſchung der ungariſchen Sprache und all ihrer Ausdrucksfeinheiten ſo eingefühlt hat, daß er den vielen Ueberſetzungsfehlern ſeiner Vorgänger als großartiger Meiſter gegenübertrat. So erſcheint L. hier geradezu als dichteriſches Ueberſetzergenie.

Freilich — eines muß in Betracht gezogen werden: der ungariſche Rhythmus, der ungariſche Vers iſt ein ſo ganz anderer, als der des Deutſchen. Und ſo ging es doch nicht immer ganz an, alles auch in die deutſche Betonungsweiſe hineinzuzwingen. Wer ſich aber, nach ein paar Seiten ſchon, in dieſe Dichtung hineingeleſen, wird über den Schönheiten der Sprache dies gar nicht mehr wahrnehmen.

Auch P—s. Dichtungsweiſe gehört einer überwundenen Kulturepoche an. An ſie mit ganz moderner Dichtungsweiſe in einer anderen Sprache heranzugehen, wäre geradezu Frevel geweſen. Und das iſt es, was L.s Ueberſetzung ſo verdienſtvoll macht, daß er Geiſt, Gefühl und Ausdrucksweiſe jener Zeit heute noch ſo lebendig zu machen verſteht, ohne daß man ſchließlich aus heutigem Zeitgeiſt und Gefühl heraus ſich dagegen irgendwie eingenommen fühlen würde. Im Gegenteil: die Lektüre dieſer Poeſie ergreift, erwärmt, feſſelt und begeiſtert.

Dies gerade möchte ſolchen Kritikern, die noch heute mit ihrer jüdiſchen Verunglimpfung ſich an alles heranwagen, was lauter und edel iſt, ganz entſchieden entgegengehalten werden.

Als Beiſpiel von L.s Ueberſetzungskunſt ſtehe eines dieſer formvollendeten Gedichte hier:

Die Maulhelden (S. 253).

Wie lange dauert noch dies tolle Lärmen?
Brüllt wie lang noch in des Landes Namen?
Die das Vaterland im Mund ſtets führen,
deren Worte nie von Herzen kamen.
Denn was nützt ihr mit dem Zungendreſchen?
Dieſes Toben ſehn wir Jahr für Jahr,
und bringt unſer Volk damit ihr weiter?
Bleibt der Jammer nicht, ſo wie er war?
Handeln ſollt ihr, nicht die Zeit vertrödeln
mit ſolch ſeichten Reden immer wieder;
voll Erwartung blickt auf euch vergeblich
alle Welt und Gottes Sonne nieder.
Streckt einmal die Hände aus zu Taten,
leert den Sack, zu Opfern gern bereit,
gebt auch ihr dem Lande endlich Nahrung,
das euch fütterte ſo lange Zeit.
Opfermut und Taten ſind die Spiegel,
die den wahren Landesſohn verraten;
Aber ihr ſeid feige Krämerſeelen,
knauſeriſch im Opfern, feig in Taten.
O ich weiß, daß Völker ſich verjüngen
wie der Baum im warmen Frühlingsſtrahl,
doch ihr Raupen ſchafft nicht friſche Blätter,
freßt ſogar das alte Laubwerk kahl.
Welche Blindheit! Eben dieſe Leute
hob die Volksgunſt noch auf ihren Schild,

die betörte Menge, die inbrünſtig
ſie Erlöſern gleich im Arme hielt.
Sie Erlöſer? Sie ſind Landverräter
und wir gehn durch ihr Geſchrei zu Grund ...
Durch ſie weiß der Feind von unſern Aengſten,
denn es bellt ſtets laut der feige Hund.
Ferne halt ich mich von dieſem Haufen,
der nachläuft mit johlendem Gedränge,
und wenn einmal ich hineingerate,
halte ich nur darum zu der Menge,
daß zornflammend in den Staub ich ſchleudre
der Scheingrößen ſtolz Triumphgeſpann,
und mit meines Zornes Peitſchenhieben
hefte ich ein Brandmal ihnen an!

Damit ſei die Petöfi-Ueberſetzung L.s, deſſen eigene Dichtungen demnächſt in einem Sammelbande erſcheinen, dem deutſchen Leſerkreis aufs wärmſte empfohlen.

Debrezin. Richard Huß.

Bóna, Imre: Csepelsziget (Die Cſepel-Inſel): Acta literarum ac scientiarum r. univ. hung. Francisco-Josephinae. Sectio geographico-historica. IV/1. Szegedin 1938, 3—45.

B. behandelt eine außerordentlich intereſſante Siedlungslandſchaft, die er mit durchdachter, reifer Methode ſchildert. Uns geht an dieſer Stelle nur der anthropogeographiſche Teil an (S. 12 ff.). Die Inſel iſt alter madjariſcher Siedlungsboden ſeit der Zeit der Landnahme. Sie behielt ihren madjariſchen Charakter bis ins 15. Jh. bei und war von einem verhältnismäßig dichten Siedlungsnetz überzogen, das zwiſchen dem 9. und 14. Jh. entſtanden war. Seit dem Beginn der 40er Jahre des 15. Jh.s ſetzt die Anſiedlung ſerbiſcher Flüchtlinge ein, die vor allem dem Händlerſtande angehörten, 4 neue Siedlungen ſchufen, zwei bereits beſtehende überfremdeten und der Inſel einen wirtſchaftlichen Aufſchwung bereiteten. Wenn aber B. ſchreibt, daß der Handel der Inſel mit dem Ofens in Wettbewerb treten konnte (S. 22), ſo ſcheint mir das doch etwas übertrieben zu ſein. Auch die Angabe (S. 23), die Einwohnerzahl der Inſel hätte „etwa" 23 000 Seelen betragen, muß ſolange mit Zurückhaltung aufgenommen werden, bis wir wiſſen, welche Berechnungen dieſer Zahl zugrundeliegen. Das Gleiche gilt von B.s Behauptung, „vor der Schlacht bei Mohács konnte jeder Inſelbewohner madjariſch, und die Raizen übernahmen auch die madjariſchen Gewohnheiten" (S. 24). Im Laufe von höchſtens 6 Jahrzehnten kann eine derartige Angleichung an die madjariſche Umwelt ſeitens der ſerbiſchen Zuwanderer nicht ſtattgefunden haben (und zwar deswegen nicht, weil ſie 1) zum gr. T. geſchloſſen ſiedelten, 2) im Gegenſatz zu heute weder durch die Schule noch durch einen gewiſſen Sprachdruck des Verkehrs und des öffentlichen Lebens die madjariſche Sprache in einer ſo verhältnismäßig kurzen Zeit zu erlernen Gelegenheit hatten). Auch hierüber hätte uns B. nähere Angaben machen müſſen.[1])

Die ſerbiſche Zuwanderung muß jedenfalls nicht unerheblich geweſen ſein. Sie iſt vor allem auch deswegen wichtig, weil ſie bereits vor der Schlacht von Mohács ſtattfand, zu einer Zeit als der Türke noch nicht im Land ſtand. Schon daraus geht hervor (weitere Beiſpiele ließen ſich aus dem damaligen Südungarn anführen), daß das Vordringen des ſerbiſchen Elementes in Ungarn *nicht nur* durch die türkiſchen Verwüſtungen verurſacht wurde, ſondern auf einen ſeit dem 15. Jh. ſteigenden Bevölkerungsdruck des Serbokroatentums zurückgeht. Dieſer wurde allerdings in erſter Linie durch das Vordringen der Osmanen auf der Balkanhalbinſel bewirkt, hätte aber — und das ſcheint mir weſentlich zu ſein — in Ungarn vielleicht doch nicht ſolche Ergebniſſe zeitigen können, wenn der madjariſche Siedlungsboden auf der ganzen Linie eine Dichte aufgewieſen hätte, die dem Bevölkerungsdruck von Süden entſprochen hätte.

---

[1]) Ueberhaupt ſind viele Behauptungen B.s unüberlegt. Auch die Quellenangaben in den Fußnoten haben oft keine Seitenverweiſe, was die Verläßlichkeit der Abhandlung beeinträchtigt und den Benützer ſtellenweiſe zu einer Nachprüfung von Behauptungen veranlaßt.

In der Türkenzeit ſchmolz die Bevölkerung auf kümmerliche Reſte zuſammen. Das ſerbiſche Element dürfte ſich aber m. E. beſſer als das madjariſche gehalten haben, da es gewiß auch während der Türkenzeit Nachſchub vom ſlawiſchen Süden erhielt und auch ſofort nach der Beſitzergreifung des Landes durch die kaiſerlichen Truppen Zu- und Neuſiedlungen durchführen konnte. Madjaren konnten ſich nur in 3 Gemeinden behaupten. Bei der ſeit Ausgang des 17. Jh.s erfolgenden Wiederbeſiedlung der Inſel, die 1698 in den Beſitz des Prinzen Eugen kam, geriet das ſerbokroatiſche und deutſche Element ins Uebergewicht (1930 dagegen: Madjaren 80,0, Deutſche 13,6, Serbokroaten 5,0%).

Gerade in dieſem Abſchnitt erheben ſich gegen die Studie B.s grundſätzliche Bedenken. Er gibt z. B. an, daß die deutſchen Anſiedler „hauptſächlich aus Thüringen und Weſtfalen" gekommen wären (S. 26). Das iſt ſchon deswegen unwahrſcheinlich, weil Thüringen als ſo gut wie rein proteſtantiſches Land bei der Anſiedlungsaktion in der leopoldiniſchen und karoliniſchen Zeit überhaupt nicht in Frage kommen konnte. Die Angaben älterer Monographien, auf die ſich B. hierbei ſtützte, bedürften einer genauen Nachprüfung. Eine ausgeſprochene Gedankenloſigkeit iſt es, wenn B. wiederholt von „dalmatiniſchen" Siedlern ſpricht (S. 26 u. ö.). Früher bezeichnete man die Serbokroaten vielfach nach ihrer landſchaftlichen Zugehörigkeit und nach ſonſtigen Unterſcheidungsmerkmalen, man ſprach von Dalmatinern, Bosniaken, Illyriern uſw. Heute ſind dieſe Bezeichnungen als Angabe der Volkszugehörigkeit abſolut unzuläſſig und durchaus entbehrliche Reminiſzenzen aus der älteren Literatur. Ein gleicher Fehler iſt, wenn B. bei der Aufzählung der Nationalitäten u. a. auch von „Schweizern" ſpricht (S. 27), da es m. W. ein Schweizer „Volk" in dem von B. gemeinten Sinn nicht gibt und nicht gegeben hat, B. ſich in ſeiner Aufſtellung aber eben auf die Volkszugehörigkeit bezieht.

Auf den weiteren Teil der Arbeit brauche ich weniger eingehen. B. vermeidet den häufigen Fehler, die gegenwärtigen Zuſtände zu ausführlich zu behandeln. Er berührt ſie, gibt einen präziſen Abriß, ohne ſich darüber zu ſehr zu verbreiten. Ich halte dieſen Abſchnitt (S. 31—35) für beſ. gelungen. Lob verdienen auch die guten Kartenſkizzen, die madjariſch und deutſch beſchriftet ſind, ſowie der deutſche Auszug (S. 41—42). Als Ganzes iſt die Arbeit gut gegliedert, gut durchgeführt und auch in methodiſcher Hinſicht eine reife Leiſtung, die eine Aufnahme in den „Acta" durchaus verdient hat.

Trotzdem muß zum Schluß noch eine Entgleiſung zur Sprache gebracht werden, die der Arbeit nicht zum Vorteil gereicht. Abſchnitt V trägt die Ueberſchrift: „Türkiſche und deutſche Verwüſtungen" (S. 24). S. 25 ſpricht er davon, daß die kaiſerlichen Söldner" die Inſel ausgeraubt hätten, S. 26 wiederum erfahren wir, daß „der Entwicklungsgang der Inſel durch die Vernichtungen der türkiſchen und kaiſerlichen Söldner" beſtimmt worden wäre, daß der größte Teil der Serben um 1686 vor den „Erpreſſungen der öſterreichiſchen Söldner" hätte flüchten müſſen. B. ſcheint ſich auf dieſen Geſichtspunkt viel zugute zu halten, da er ihn auch in der Zuſammenfaſſung zu Worte kommen läßt, wo er die Verödung der Inſel neben den Verwüſtungen der Türken auf die „Verwüſtungen der öſterreichiſchen Söldner" zurückführt (S. 40). Ich fürchte leider, daß die Geſchichtsforſchung B. für dieſe Anregung keinen Dank wiſſen wird. Das Wüten der Kriegsfurie, die damals auch nicht ſchlimmer war als heute, ſoll gewiß nicht unterſchätzt werden. Auch die kaiſerlichen Truppen werden nicht mit Samthandſchuhen vorgegangen ſein. Aber das läßt ſich bei Kriegen überhaupt nicht vermeiden. Soweit madjariſche Truppen an dieſen Kämpfen teilnahmen, gingen ſie beſtimmt nicht anders vor. Aber das iſt alles nicht entſcheidend. Entſcheidend iſt auch nicht, daß ſich die Zucht der kaiſerlichen Truppen von der der osmaniſchen himmelweit unterſchied, ſondern vielmehr die Tatſache, daß jene als Befreier kamen, einem Zuſtande nahezu 150jähriger Bedrückung ein Ende bereiteten und damit überhaupt erſt die Vorausſetzungen ſchufen, daß ſich jene Landſchaften wieder in die europäiſche Entwicklung eingliedern konnten. Daß die Rückeroberung nur mit kriegeriſchen Mitteln vor ſich gehen konnte, daß ſie dem Lande auch noch Wunden ſchlug, iſt, wenn wir den Geſamtzuſammenhang betrachten, unweſentlich. Die in anthropogeographiſcher Hinſicht gut geratene Abhandlung wird daher mit ihren „Anregungen", die das Gebiet der Geſchichte berühren, auch bei der ungariſchen Geſchichtsſchreibung auf wenig Verſtändnis ſtoßen. Valjavec.

Lengyel, Emerich: A balmazújvárosi német település. (Die Anſiedlung der Deutſchen in Balmazújváros) Wärbel. Arbeiten aus dem Sprachatlas und Phonetiſchen Inſtitut der Univerſität Debrezin. Hg. von Richard Huß. I. Band, Nr. 2. Debrezin: 1936, 8°. 20 S. (Mit kurzer deutſcher Inhaltsangabe).

Schon im Jahre 1934 erſchien an der Univerſität Fünfkirchen von D. Kollonich eine kurze Diſſertation über Siedlungsgeographie von Balmazújváros, einer Großgemeinde weſtlich von Debrezin. Schon von ihm haben wir erfahren, daß dieſes Dorf zu ſeinen älteren madj. Bewohnern im Jahre 1766 ref. deutſche Koloniſten aus Soltvadkert (Kom. Peſt) erhielt, und daß ſie hierher durch den dortigen Grundherrn Baron Orczy aus Hartau (Kom. Peſt), Groß-Székely und Gyönk (Kom. Tolnau) berufen wurden. In Soltvadkert wurden die Proteſtanten vom Kolocſaer katholiſchen Biſchof in ihrer Religionsfreiheit geſtört, ſo daß viele von ihnen — etwa 60 Familien — nach B. überſiedelten und dort eine neue ref. Kirchengemeinde gründeten. Dieſe bekannten Tatſachen wiederholt auch Verf., dem die Fünfkirchner Diſſertation augenſcheinlich nicht bekannt war, doch weiſt er nach, daß ſeit Mitte der 1780er Jahre ſich dieſer erſten Gruppe auch andere ref. deutſche Koloniſten aus der Batſchka angeſchloſſen haben. Die Urheimat der Siedler ſucht L. in der Pfalz, obzwar die Mutterkolonien alle heſſiſche Siedlungen ſind. Pfälziſche Spuren laſſen ſich nach Angaben beider Veröffentlichungen in der Balmazújvároſer Mundart nicht nachweiſen.

Ihre ſelbſtändige kirchliche Organiſation begann 1801 mit der Tätigkeit des erſten deutſchen Predigers namens Johann Heinrich Fäſi, der auch ein eifriger Mitarbeiter beim Aufbau des Schulweſens war. Ihre Volksbräuche und ihre Sprache ſind aber im Laufe des 19. Jh.s faſt gänzlich verſchwunden. Die Madjariſierung ſetzt frühzeitig ein; Namensmadjariſierungen wurden von den ref. Geiſtlichen ſeit 1766 eigenmächtig durchgeführt: ſchon in den erſten Jahren der Anſiedlung wurden die Namen Schuſter und Gutermuth als Varga und Víg in das Kirchenprotokoll eingeführt. Auf dieſe Weiſe wird Teppich zu madj. Pokróc, Roſinger zu Rózsa, Habermann zu Zabos uſw. Seit 1832 findet jeden dritten Sonntag der Gottesdienſt in madj. Sprache ſtatt, ſeit 1840 werden die Kirchenbücher madj. geführt, um 1880 verſchwindet die deutſche Sprache aus der Schule und 1926 aus der Kirche. Heute ſprechen nur noch einige alte Leute gebrochenes Deutſch.

Die Arbeit L.s zeigt beiſpielhaft das raſche Untergehen einer deutſchen Tochterſiedlung in madj. Umwelt. Die deutſche Sprache, deutſche Sitten und Bräuche, die alte Tracht wurden aufgegeben, die deutſchen Familiennamen ſind verſchwunden, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit lebt aber teilweiſe auch heute noch: ſie haben ein eigenes Geſellſchaftshaus (Koſſuth-Klub), und wenn ſie hier mit den Madjaren zuſammenkommen, „beobachten dieſe mit großem Intereſſe den vielen Spaß und Scherze, welche die Deutſchen ausführen". Woran man aber die Deutſchen trotz aller Aſſimilation auch heute noch erkennen kann, was ſie von der Umwelt auch heute noch trennt, was ſie auch heute noch zu Deutſchen macht, erfährt man weder von L. noch von Kollonich.

Szarvas. Johann Weidlein.

Zöllei, András: Gönyü településföldrajza (Siedlungsgeographie von G.). Fünfkirchen, 1937. 28 S., 3 Taf. (Geographia pannonica, XXV).

Die Fünfkirchner Diſſertation behandelt die Siedlungsgeſchichte der weſtlich von Gran, unfern der deutſchen Grenze liegenden Schiffſtation, die ſich aus einem Dorf entwickelte und auch heute noch einen ſtarken ländlichen Charakter hat. Es handelt ſich um eine alte Siedlung, die ſchon unter den erſten Arpadenkönigen befeſtigter Beſitz des Königs war und vielleicht auf dem Platze der ehemaligen römiſchen Mansio Ad Statuas ſich befand. Seit dem 16. Jh. trat ein ſehr bemerkenswertes Fluktuieren der Bevölkerung auch in G. ein. Seit Ende des 16. Jh.s unbewohnt, erhielt ſie 1621—26 neue madjariſche Siedler, Leibeigene, die der Gutsherr, der Palatin Eſterházy, von benachbarten Gütern umſiedelte. Ebenfalls die Eſterházys beſiedelten gegen Ausgang des 17. Jh.s einige Tanyen der nächſten Umgebung. Trotzdem war bis zur Konſkription von 1715—20 die Zahl der Familien auf 23 geſunken. Der Aufſchwung der Siedlung ſeit dem 19. Jh. hängt mit der Dampfſchifffahrt auf der Donau zuſammen. Die gegenwärtigen Verhältniſſe werden in der Arbeit ausführlich behandelt (S. 19—28). Die Siedlung ſcheint auch ſchon in der Vergangenheit rein madjariſch geweſen zu ſein, eine unbedeutende Zuſiedlung deutſcher Schiffsleute (S. 18) iſt bereits ſo gut wie völlig aufgeſogen (vgl. S. 22). R.

Horváth, Henrik: Zsigmond király és kora (König Siegmund und ſeine Zeit). Budapeſt: 1937. 246 S. XXXVI Taf. (S. 211—42 dt. Auszug. Budapest székesföváros várostörténeti monográfiai, 8).

H. iſt der Zentraldirektor der ſtädtiſchen Muſeen von Budapeſt. Seit ſeiner Jugend iſt er mit der Ordnung und Einrichtung des aufgeſtapelten und teilweiſe von ihm ausgegrabenen Materials derſelben tätig. Dieſe Arbeit ging ſelbſtverſtändlich mit der wiſſenſchaftlichen Sichtung Hand in Hand. Das Fragmentariſche der Ueberreſte zwang in erhöhtem Maße zur Heranziehung der ausländiſchen Forſchungsergebniſſe und zur Inanſpruchnahme der Hilfswiſſenſchaften. Horváth warf ſich freudig auf dieſe Studien und verwertete ſie bereits in ſeinen früheren Werken, wie im beſchreibenden Katalog des Lapidariums in der Fiſcherbaſtei von Budapeſt, dann in den Kunſtdenkmälern der Stadt Budapeſt. Seine volle Kraft zeigt ſich in dem zu beſprechenden Band. Sein Ausgangspunkt iſt auch hier die Stadt Budapeſt, ſeine Methode vielfach die Intuition des Kunſthiſtorikers. Beide ſind berechtigt. Als Mittelpunkt drängt ſich der Sitz des Königs auf, wo die drei Kulturſchichten: der ungariſch gefärbte Hof, das vorwiegend aus deutſchen Kaufleuten beſtehende ſtädtiſche Patriziat und die kosmopolitiſche Bildungsariſtokratie zuſammentrafen. Die auf umfangreiche Forſchungen geſtützte Intuition wirkt am auffallendſten in den maleriſchen Beſchreibungen und verhilft dem Verfaſſer, ein buntes und belebtes Zeitbild zu geben. Sein Held iſt König und Kaiſer Siegmund von Luxemburg, deſſen komplexe, in der Gotik wurzelnde Individualität die bezeichnenden Züge dieſes Uebergangszeitalters trägt. Seine Verehrung für den Hl. Ladislaus, die bis in die tiefſten Schichten vom Ungartum geteilt wurde, und ſein Feſthalten am ritterlichen Zeremoniell vermengt ſich mit einem vielfach ungebärdigen Ausdruck der Individualität, als jugendliches, ungeſchliffenes Vorzeichen des heranbrechenden Renaiſſance-Zeitalters. Seine ungariſchen Paladine wetteiferten in der Nachahmung ſeiner Bauluſt, und die ungariſche Geſchichte kann bis zum Spätbarock und Klaſſizismus keine ſo fieberhafte Bautätigkeit aufweiſen wie unter Siegmund. Grenzfeſtungen und Ritterburgen, ſtädtiſche Mauern, Kirchen und Häuſer (eines koſtete die Rieſenſumme von 11 000 Goldgulden) wurden zu Dutzenden aufgeführt und verliehen den ungariſchen Städten und Burgen das einheitliche Bild, das ihnen für Jahrhunderte anhaftete. Voran leuchtete das Beiſpiel Ofens, und zwar nicht nur in der Baukunſt, ſondern auch in den übrigen Zweigen der geſamten Kultur. Die Gewerbetreibenden Ofens, die, wie die Zunftrevolutionen erhellen, zum großen Teil Ungarn waren, bereicherten ihre Phantaſie durch Auslandsreiſen, durch das Beiſpiel der in Ofen willkommen geſehenen italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Künſtler und durch die Anweſenheit des königlichen Hofes, der mit einer lebendigen Schauſtellung verglichen werden kann und der die Ofner Künſtler z. B. mit der öffentlichen Schauſtellung der jahrelang in Ofen aufbewahrten königlich polniſchen und der kaiſerlichen Inſignien in Erſtaunen ſetzte. Nachdem der Verfaſſer ſo auf Grund der direkten Daten, der ausländiſchen Analogien und anderer Streiflichter der Hilfswiſſenſchaften die Leiſtungen der Kunſt klargelegt hat, benützt er die Themen, die Auffaſſung und die Einzelheiten der Kunſtwerke zur Charakteriſierung der Geſellſchaft und ſtellt feſt: „Die ungariſchen Verhältniſſe waren gerade zu Beginn des 15. Jh.s den in der okzidentaliſchen Welt gültigen Formen ſo nahe verwandt, wie kaum jemals zuvor".

Budapeſt. Paul Török.

Rapp, László: A hiteles helyek története és müködése az újkorban (Geſch. u. Tätigkeit der glaubwürdigen Orte in der Neuzeit). Budapeſt: 1936. 123 S. (Palaestra Calasanctiana, Nr. 14 [Budapeſter Diſſ.]).

Die fleißige, auf gründlichen Archivſtudien beruhende Arbeit hat zwar keine erſchütternden Ergebniſſe zu verzeichnen, klärt aber eine immerhin nicht unwichtige Frage, das Fortleben der glaubwürdigen Orte in der Neuzeit, auf. Im 16. Jh. erlebten ſie die erſte große Kriſe und gingen ungefähr auf die Hälfte ihres vorherigen Beſtandes zurück. Nach dem Ende der Türkenherrſchaft wurden die in der Zwiſchenzeit eingegangenen glaubwürdigen Orte wiederhergeſtellt, büßten aber berits ſeit dem Ausgang des 18. Jh.s ihre Bedeutung fortſchreitend ein. Während des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts abgeſchafft, wurden ſie 1861, obſchon es ſich um eine völlig ver-

altete Einrichtung handelte, wiederhergeſtellt, aber ſchon 1874 endgültig aufgelöſt. — Ein deutſcher Auszug iſt — leider muß das hervorgehoben werden — der gelungenen Arbeit beigegeben. F. V.

Rédey, Tivadar: A Nemzeti Színház története Az elsö félszázad (Die Geſchichte des Nationaltheaters. Das erſte halbe Jahrhundert). Budapeſt: Egyetemi Nyomda 1937. 405 S. **Magyar, Bálint:** A Százéves Nemzeti Színház (Das hundertjährige Nationaltheater). Budapeſt: Magyar Szemle Társaság 1937. 78 S.

Die hundertjährige Wiederkehr der Errichtung des Ungariſchen Nationaltheaters hat deſſen Entwicklung ſtärker in den Blickpunkt des Intereſſes gerückt, dem mehrere Arbeiten über das Nationaltheater ihr Entſtehen verdanken.

Die große Zuſammenfaſſung R.s, die hoffentlich bald durch einen zweiten Band ihren Abſchluß findet, iſt nicht nur eine überaus wertvolle Bereicherung der an ſich keineswegs armen theatergeſchichtlichen Literatur, ſondern ſtellt gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur ungariſchen Kulturgeſchichte zwiſchen 1837—87 dar. Mit ſeltener Eindringlichkeit und Anſchaulichkeit läßt R. gerade auch die pſychologiſchen und ſtimmungsmäßigen Grundlagen des damaligen Kulturlebens erkennen, die vielleicht nirgends ſo deutlich wie im Theaterweſen jener Zeit in Erſcheinung treten. Aber nicht nur die Darſtellung verrät durchgehends die ſachkundige Feder R.s, die wohlabgewogene Beurteilung mit Anſchaulichkeit unter ſicherer Beherrſchung des Stoffes verbindet. Auch die reiche Bebilderung, die Einſicht und Geſchmack verrät, veranſchaulicht dem Forſcher manches, was ſich mit Worten nicht gut ausdrücken läßt.

Was die deutſchen Beziehungen anbelangt, an denen das Buch reich iſt, ſo darf R.s Haltung im großen Ganzen als objektiv angeſehen werden. Gewiſſe Einwände laſſen ſich vielleicht gegen die Darſtellung des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts erheben (S. 239 ff). Abgeſehen davon, daß gefühlsbetonte Ausdrücke wie „fremde Tyrannei" (S. 239) und „Schreckensherrſchaft" (S. 240) in einem wiſſenſchaftlichen Werke von heute, wo man den Ereigniſſen auch von ungariſcher Seite bereits mit größerem Abſtand gegenüberſteht, nicht eben gerechtfertigt erſcheinen, iſt die Haltung der Regierungsſtellen zu ungünſtig beurteilt. Dabei läßt ſich intereſſanterweiſe gerade an Hand der von R. gebotenen Angaben feſtſtellen, daß die öſterr. Behörden das ungariſche Theater zwar kontrollierten und bevormundeten, ohne jedoch ſein Wirken zu hemmen, was am beſten daraus hervorgeht, daß man es zu wiederholten Malen auch geldlich unterſtützte. Der von R. in dieſem Zuſammenhang (S. 250) erhobene Einwand, daß weſentlich größere Summen zur perſönlichen Bereicherung verwendet worden wären, trifft nicht unbedingt den Kern der Sache. Es müßte erſt eine Geſchichte mißbräuchlicher Geldverwendung im ſüdoſteuropäiſchen Raume auf vergleichender Grundlage geſchrieben werden, bevor man ſagen könnte, ob die Dinge damals am ſchlechteſten lggen. Aber derartige Meinungsverſchiedenheiten, die in naturgemäßen, national begründeten Abweichungen der Blickrichtung begründet ſind, ändern nichts am Wert des Buches.

Das Büchlein M.s dient anſpruchsloſeren Zwecken, bietet aber inſofern eine nicht unwillkommene Ergänzung, als es auch die Zeit nach 1887 bis zur Gegenwart behandelt. Die gedrängte, überſichtliche Darſtellung weiſt zwar einige Mängel in der Beurteilung der Verhältniſſe und kleinere Irrtümer auf, was die gebotenen theatergeſchichtlichen Angaben betrifft, läßt ſich aber zum Zwecke ſchneller und verhältnismäßig ſicherer Unterrichtung gut gebrauchen. Darin liegt das angeſtrebte Ziel und der Wert der fleißigen, nicht ungeſchickt gearbeiteten Studie.

Valjavec.

V. Südſlawien.

Stajić, Vaſa: Novosadske biografije. Iz archiva novosadskog magistrata (Neuſatzer Biographien. Aus dem Archiv der Neuſatzer Stadtverwaltung). Neuſatz: Selbſtverlag der Stadt. 1936—38. Heft 1—3 (A-O). VII + 324; 310; 297 S.

Die Stadt Neuſatz ſpielte in der Geſchichte des Serbentums innerhalb der Monarchie etwa ſeit dem Beginn des 19. Jh.s eine ſehr wichtige Rolle. Als Mittelpunkt der ſerbiſchen Kulturarbeit im ehemaligen Südungarn, aber auch als Brennpunkt politiſcher Aktivität errang die Stadt, die den kennzeichnenden Namen „Serbiſches Athen" erhielt, eine Bedeutung, die ſie auch nach 1918, trotz der Nähe der Hauptſtadt, zu behaupten wußte. Es war daher ein guter Gedanke, aus den vielen

Archivſchätzen der Stadt die vorhandenen biographiſchen Materialien vor allem zur ſerbiſchen Kultur- und Literaturgeſchichte zu veröffentlichen. Die Herausgabe wurde von St., der wie kein zweiter für dieſe Arbeit die Vorausſetzungen beſaß, in der Form vorgenommen, daß alle archivaliſchen Nachrichten über geiſtig bedeutſamere ſerbiſche Perſönlichkeiten zu eigenen Abſchnitten zuſammengefaßt und durch ergänzende Zugabe ſonſtiger wichtiger Lebensdaten zu einem oft recht geſchloſſenen Lebensbild abgerundet wurden. Auf dieſe Weiſe iſt eine Art „Neuſatzer biographiſches Lexikon" entſtanden, das einen überaus wertvollen Querſchnitt durch das Kulturleben des Serbentums des Banats und der Batſchka bietet. Die von St. gebotenen Nachrichten beziehen ſich — das liegt in der Natur der Sache — vorwiegend auf wirtſchaftliche Dinge, ſind aber dadurch gerade in ſozial- und wirtſchaftsgeſchichtlicher Hinſicht wertvoll und liefern vor allem unſchätzbare Beiträge zur Geſchichte des ſerbiſchen Mittelſtandes im 18. und 19. Jh. Daneben gewinnen wir natürlich eine Menge unmittelbarer Angaben zur Literatur- und Kulturgeſchichte. Auf Einzelheiten kann im Rahmen dieſer Anzeige ſelbſtverſtändlich nicht eingegangen werden. Hingewieſen ſei beiſpielsweiſe auf die zahlreichen Angaben über die Studienverhältniſſe, Sprachkenntniſſe uſw.

Die Veröffentlichung, die unter Heranziehung auch auswärtiger, vor allem Wiener Archivbeſtände ſowie der geſamten einſchlägigen Literatur entſtanden iſt, wird ein unentbehrlicher Behelf für jeden Forſcher, der ſich mit dem Serbentum des Banats und der Batſchka im 18. und 19. Jh. beſchäftigt, ſein. Ihre Herausgabe gereicht St. wie der Stadt Neuſatz gleicherweiſe zur Ehre. Valjavec.

Franić, Ivo T.: Hrvatsko Primorje, I. Meja i Praputnjak (Kroatiſches Küſtenland, I.) (M. und P.), Zagreb 1937. 144 S. (mit dt. Auszug).

Vor kurzem erſchien ein neues ſehr intereſſantes Buch im Verlage des Ethnographiſchen Muſeums in Zagreb, welches mit ſeinem Stoff und deſſen Bearbeitung das Intereſſe nicht nur der ſüdſlawiſchen Gelehrten, ſondern aller jener Gebildeten wachruft, die ein ſtärkeres Intereſſe an den Problemen der Volkskultur haben. Es iſt dies die Studie „Meja und Praputnjak" im Rahmen des „Kroatiſchen Küſtenlandes", deſſen Verfaſſer, der Direktor des Zagreber Ethnographiſchen Muſeums, Ivo T. Franić, auch ſonſt als Kunſthiſtoriker und Publizift in weiten Kreiſen bekannt iſt. Mit ſeiner Ernennung zum Direktor dieſes ſüdſlawiſchen Inſtitutes, welches neben dem Muſeum für Kunſt der Gegenwart S. H. des Prinz-Regenten Paul im Auslande das beſtbekannte iſt und nach den Ausſprüchen fremder wiſſenſchaftlicher Kapazitäten unter den Muſeen dieſes Faches eine der erſten Stellen einnimmt, hat ſich Herr F. mit großem Fleiß ſeiner neuen Arbeit und Pflicht zugewandt. Im Sinne einer beſſeren Ueberſichtlichkeit der ausgeſtellten Gegenſtände wurde alles von Grund auf reorganiſiert und viele der ſchon vorhandenen Sammlungen fachgemäß vervollſtändigt. Anſchließend daran wurde beſchloſſen und vorgeſehen, in abſehbarer Zeit die Aufmerkſamkeit auch auf die Volkskunſt und Trachten der nationalen Minderheiten in Südſlawien zu lenken (Deutſche, Madjaren, Slowaken uſw.) und deren gegenſeitiges Verhältnis und ihren Einfluß aufeinander zu ſtudieren. Anläßlich der oben erwähnten Umbildung des Muſeums ſchrieb F. einen außerordentlich unterrichtenden Führer unter dem Titel „Das reorganiſierte Ethnographiſche Muſeum in Zagreb" und regte die Herausgabe einer jährlichen Zeitſchrift „Viesnik", an, welche unter ihren Mitarbeitern viele ſüdſlawiſche und ausländiſche Gelehrte zählt. Mit dem Erſterſcheinen dieſer Zeitſchrift wurde den früheren unregelmäßigen Veröffentlichungen ein Ende bereitet, die bis zu dieſer Zeit ohne Syſtem und Plan herausgegeben wurden.

Ermuntert durch die ſchöne Aufnahme, welche der „Vjesnik" ſowohl im Inland als auch im Ausland fand, entſchloß ſich die neue Leitung, auch alles andere nachzuholen, was die früheren Leitungen nicht zu Ende zu führen im Stande geweſen waren. So wurde als erſtes mit einer ſyſtematiſchen Unterſuchung und Erforſchung im Gelände ſelbſt begonnen, und als erſte Frucht dieſer Arbeit können wir das oben erwähnte Werk von F. „Meja und Praputnjak" betrachten, das als erſtes Buch einer neuen Fachbibliothek, „Siedlungen und Urſprung der Bevölkerung" herausgegeben worden iſt.

Die Auffaſſung und Methode der Bearbeitung, die F. anwendet, iſt eigenartig und in dieſem Rahmen neu. Während der große ſerbiſche Geograph † J. Cvijić die Siedlungen und den Urſprung der Bevölkerung auf rein geographiſcher Baſis

zu erforſchen trachtete, geht F. vom ethnographiſchen Standpunkt aus und bedient ſich in erſter Linie der hiſtoriſchen Methoden. Selbſt kein Geograph, bedient er ſich geologiſch-geographiſcher Angaben Anderer, die er aber mit ſolchem Material ergänzt, das er ſelbſt am Terrain feſtſtellen konnte oder aus dem Volke ſchöpfte. Allein ſchon durch die Einteilung und Gruppierung des Materials weiſt er auf das Endziel hin: nämlich — anthropogeographiſch ausgedrückt — die Abhängigkeit der Bevölkerung jener Gegenden und des Menſchen überhaupt vom Klima, von der Bodenbeſchaffenheit und von ähnlichen Faktoren feſtzuſtellen.

F. hat die Bodenſtruktur des Kroatiſchen Küſtenlandes eingehend behandelt; aber im Grunde diente ihm all dies nur als Rahmen zur anthropogeographiſchen und ethnographiſchen Unterſuchung zweier Anſiedlungen der früheren Herrſchaft der Stadt Bakar (Buccari): Meja und Praputnjak. Dieſe beiden Ortſchaften wurden darum gewählt, weil ſich gerade hier, wie ſelten ſonſt, eine Menge der verſchiedenſten Elemente volkstümlicher Kultur erhalten hat, welche in ſich viele fremde, aber aſſimilierte Einflüſſe enthält. Dieſe Angaben können zweifellos bei vergleichenden linguiſtiſchen und ethnologiſchen Studien von großem Nutzen ſein. Auf Grund der deduktiven Methode, die er hier anwendet, gelangt der Verfaſſer zu einigen überraſchenden, auf den erſten Blick vielleicht allzu kühn anmutenden Schlüſſen. So z. B. zeigt er, daß die heutige Bevölkerung von Meja und Praputnjak zum großen Teil aromuniſcher Abſtammung iſt. Die Argumentation iſt aber derartig, daß man dieſe Theſe, welche auch ſonſt des Verfaſſers große Erudition verrät, annehmen und ſich aneignen muß.

Die Erdformation, Struktur und Klima (hier Waſſermangel!) ſind von weſentlichem Einfluß auf das Leben der Bevölkerung eines Landſtriches. Dieſem Moment ſchenkt der Verfaſſer ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, weil er hier, wie auch in einigen anderen Fällen, viele Einzelheiten des Volkslebens zu erklären trachtet. — Von den Erwerbszweigen kommen hauptſächlich die Schifferei, Seehandel, Fiſcherei und Weinbau in Betracht. Hier iſt der früher bedeutendſte Hafen Senj beſonders hervorzuheben, deſſen Rolle ſpäter Fiume und jetzt für Südſlawien Sušak übernimmt. Die Fiſcherei iſt ebenfalls ein bedeutender Erwerbszweig, nur iſt ſie im kaufmänniſchen Sinne ſchlecht organiſiert, und ſo haben verſchiedene Zwiſchenhändler den größten Nutzen. Der Weinbau wird in Meja und Praputnjak traditionell der öſterreichiſchen Kaiſerin Maria Thereſia zugeſchrieben. Die Ueberlieferung erzählt, daß die ganze Gegend vom Bergrücken bis zum Meer von Wald bedeckt war. Maria Thereſia gab eine Kundgebung heraus, nach der es jedem Einwohner frei ſtand, ſo viel Wald als er nur wollte zu roden und in Weingärten zu verwandeln; alles, was er rodet und bepflanzt, wird ſein Eigentum und außerdem durch 5 Jahre frei von allen ſtaatlichen und herrſchaftlichen Steuern. Das Roden brachte auch den augenblicklichen Nutzen, daß man das Holz den italieniſchen Händlern in Bakar (Buccari) verkaufen konnte, die es dann per Schiff nach Italien transportierten. Dieſe Rodungen wurden auch dort fortgeſetzt, wo keine Weingärten gepflanzt wurden, und die Folge davon war das Kahlwerden der Berghänge des Kroatiſchen Küſtenlandes. Das Verwüſtungswerk, das aus grünen Berghängen nackte Steinwüſten machte, vollendete der Sturm, die „Bura". — Ein großer Mangel iſt auch die wirklich auf niederer Stufe ſtehende Kellerei;, in den Dörfern dieſer Gegend verderben jährlich bis zu einigen 100 Hektoliter Wein, was umſo trauriger iſt, als dieſer Wein von wirklich ausgezeichneter Qualität iſt. — Endlich hebt der Autor in dieſem Kapitel noch den Fremdenverkehr hervor, ſowie auch die Rolle der ſüdſlawiſchen, in der ganzen Welt bekannten Meerbäder in Novi Vinodol, Selce, Kraljevica, Bakarac, Crikvenica, Malinska, Baška und Alexandrovo auf der Inſel Krk und Rab auf der gleichnamigen Inſel uſw. — Wenn wir noch die eingehend behandelten Themata über Viehzucht und Bodenbewirtſchaftung erwähnen, haben wir damit auch die hauptſächlichſten Erwerbszweige genannt; der Vollſtändigkeit halber hat der Autor auch noch die neueſten ſtatiſtiſchen Tabellen ſeinem Text beigefügt.

Alle dieſe Erörterungen ſind nur der Rahmen für die genauen Studien der Bevölkerung in Meja und Praputnjak. Der Name Meja iſt aus der Bezeichnung „meja" (die Grenze) abzuleiten, die im Praputnjaker „Ča"-Dialekt ſtatt des härter klingenden „meta" gebraucht wird. Der Name Praputnjak ſtammt hingegen wieder von einem Dialektausdruck „praput" (ſonſt paprat), Farnkraut, her, welches ſich dort früher in außerordentlich großen Mengen befand. — Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde ein Kriminalgericht gegründet, das „Kaiſerliche Vicariat" mit dem

Rechte des „Jus gladii", deſſen Urteile des Hängens und Kopfabſchlagens in der Stadt Bakar (Buccari) vollzogen wurden. Dieſem Gerichtshof unterſtanden auch Meja und Praputnjak.

Bei der Unterſuchung des Urſprungs der Bevölkerung beziehungsweiſe der Zunamen und Beinamen (= Spitznamen, die zu Familien-Praedikaten wurden), ſtellte der Autor feſt, daß die meiſten Familien aus Iſtrien und Kaſtav ſtammen und, wie bereits früher erwähnt, eine ſtark unterſtrichene aromuniſche (walachiſche) Unterlage haben. Es gibt auch Familien mit deutſcher, italieniſcher oder franzöſiſcher Abſtammung, aber dieſe ſind heute alle bereits nationaliſiert bzw. kroatiſiert. Dieſer Theſe, von der aromuniſchen Abſtammung der Bevölkerung nämlich, ſpricht noch eines zu Gunſten: daß die dortige Bevölkerung der Viehzucht zuliebe den Bodenbau aufgibt, während ſie ihn aber bei beſtändiger Anſiedlung, gleich den Farſcherioten, wieder aufnimmt! Auch die älteren Häuſer ſind von derſelben Bauart wie die der Farſcherioten; es ſind dies Holz- oder Flechtwerkbauten, mit Stroh bedeckt. Des weiteren haben die vornehmen Praputnjaner in nicht allzuferner Zeit noch langes Haar getragen, welches ſie zu Zöpfen flochten, während nur die ärmeren ihr Haar geſchoren trugen. Sie trugen auch Ohrgehänge, ebenfalls eine aromuniſche Sitte. Um die Weihnachtszeit gehen auch hier, wie bei den übrigen Aromunen, ſogenannte Kolende um (aromuniſch: Kolinde), und auch am St. Georgitag und Johannestag finden wir verwandte Volksbräuche.

Der Verfaſſer widmet ein beſonderes Kapitel der Beſchreibung der alten Volkstracht und beſchäftigt ſich eingehend mit dem Volksbräuchen und dem Aberglauben. Außerdem befinden ſich in dieſem Buche Notenbeiſpiele verſchiedener Volksmelodien, eine große Anzahl verſchiedener Zeichnungen und erſtklaſſiger Fotographien, die der Verfaſſer am Terrain ſelbſt aufgenommen hat. Im Verzeichnis der angewandten Literatur ſind die Werke des deutſchen Gelehrten Guſtav Weigand genannt, der einen großen Teil ſeiner Forſchungen und Bemühungen dem Problem der Aromunen überhaupt gewidmet hat.

Abgeſehen davon, daß das Werk viele intereſſante anthropogeographiſche und ethnographiſche Elemente enthält, iſt es eine wertvolle Beigabe zum Studium der Migration kleinerer ethniſcher Gruppen und der Erforſchung ihrer Zuſammenhänge mit den größeren ethniſchen Maſſen in kulturellem, ſozialem und raſſiſchem Sinne.

Zagreb-Agram. Bogdan Rajakovac.

Lehmann, A.: Die ländlichen Wohlfahrtsgenoſſenſchaften der Deutſchen in Südſlawien mit beſonderer Berückſichtigung der ſozialen, wirtſchaftlichen, geſundheitlichen und biologiſchen Verhältniſſe. Leipzig: S. Hirzel. 1938. 95 S.

Nicht jeder, der mit Fragen der volksdeutſchen Geſundheitspflege ſich beſchäftigen muß, hat auch die Möglichkeit, die bei Wüſcht („Die genoſſenſchaftliche Krankenvorſorge", Neuſatz 1936, 42 S.) zu findenden Angaben durch eigenes Studium der Statiſtiken und Verordnungen des ſüdſlawiſchen Staates, der Berichte des „Wogeblattes" (Ztſchr. f. ländl. Wohlfahrtspflege, herausgeg. von J. Wüſcht) uſw. zu vertiefen und zu ergänzen. L.s Schrift nimmt ihm nunmehr die Arbeit wenigſtens teilweiſe ab. Verf. behandelt das Leben der „Donauſchwaben" (hier kritiſche Bemerkungen zu Dammangs Diſſertation über „Die deutſche Landwirtſchaft im Banat und in der Batſchka" [1930], die zu ſehr von der Vorſtellung eines „reinen Bauernvolkes" beherrſcht ſcheint); Wohlfahrtseinrichtungen der Deutſchen und ſozialpolitiſche Maßnahmen des Staates; Geſchichte der Wohlfahrtsgenoſſenſchaften — die geiſtig-politiſchen Strömungen unter den Deutſchen, einſchließlich der Erneuerungsbewegung, finden in dieſem Abſchnitt eine kurze Charakteriſierung —, geſetzliche Grundlagen, organiſatoriſchen Aufbau und Durchführungsſyſtem; ſchließlich die Entwicklung der genoſſenſchaftlichen Leiſtungen. Das letzte Kapitel dürfte beſonders willkommen ſein, weil es bis zum Frühjahr 1937 reicht, während das „Wogeblatt" leider ſein Erſcheinen einſtellte. Man erfährt u. a., daß G. Kojić, der Gründer ſerbiſcher Geſundheitsgenoſſenſchaften, unter dem Einfluß von Nikolić und Avramović (einem eifrigen Leſer von H. Sohnreys Schriften und Beſucher reichsdeutſcher genoſſenſchaftlicher Einrichtungen) handelte. Die Zahl der Genoſſenſchaften ſtieg von 16 i. J. 1933 auf 47 i. J. 1936, ihre Leiſtung iſt daran zu meſſen, daß 1933 nur 1902 Kranken, 1936 aber bereits 11 800 Kranken ärztliche Verſorgung ermöglicht wurde. Dem Verf. liegt offenſichtlich die juriſtiſch-organiſatoriſche Seite der Schilderung mehr als die biologiſch-mediziniſche. So hat er es unter-

laſſen, dort, wo allgemeine Ueberblicke über die geſundheitlichen Verhältniſſe in den deutſchen Siedlungsgebieten fehlen (außerhalb der Batſchka beſtehen in dieſer Hinſicht zahlreiche Forſchungslücken), wenigſtens aus Einzelberichten über beſtimmte Dörfer ſich ein Bild zu erarbeiten. Er überſieht auch, daß zu der quantitativen Betrachtung der Fortpflanzungserſcheinungen qualitative Geſichtspunkte treten müſſen (Inzucht- bezw. Engzuchtſchäden durch Verwandtſchaftsheiraten nach materiellen Geſichtspunkten!) und verzichtet, eine Erfolgskontrolle länger beſtehender Wohlfahrtsgenoſſenſchaften etwa an Hand der Säuglingsſterblichkeit u. ä. durchzuführen. Es iſt daher in dem Heft ein von einem Einheimiſchen (Verf. ſtammt aus Rudolfsgnad im Banat) gezeichnetes Bild vom Aufbau geſundheitspolitiſcher Selbſthilfe unter den Deutſchen Südſlawiens zu begrüßen, ein Bild von ihrem „lebenden Subſtrat" bleibt aber noch zu ſchaffen.

Breslau. Hans Grimm.

Corović, Vladimir: Die Territorialentwicklung des bosniſchen Staates im Mittelalter. (Mémoires de la société de géographie de Beograd, vol. 4.) Belgrad: 1937. 55 S

Die von E. Hubmayer überſetzte Studie, die in ſerbokroatiſcher Faſſung urſprgl. in Band 167 des „Glas" erſchienen war, behandelt einen recht verwickelten Gegenſtand mit muſterhafter Präziſion und ſicherer Methode. Die Geſchichte Bosniens, die, wie die ſo vieler Territorien auf der Balkanhalbinſel, in ihren Einzelheiten noch viel zu wenig geklärt iſt, war bisher vor allem auch deswegen unklar, weil ihre territorialen Grundlagen nicht genügend geklärt waren. Dieſem Mangel mit einer außerordentlich glücklichen Verbindung hiſtoriſcher und geographiſcher Betrachtung abgeholfen zu haben, iſt ein Verdienſt der Studie, die aber darüber hinaus gewiſſermaßen einen Abriß der Entwicklungsgeſetze des bosniſchen Staates gibt, ſoweit man von ſolchen ſprechen darf. — Dankenswert iſt, daß auch der deutſchen Faſſung der Apparat von Anmerkungen beigegeben wurde, was den Wert der Studie erhöht. — S. 49 ſollte es ſtatt Lajoſch d. Gr. Ludwig lauten. Die Namensform Lajos für Ludwig dürfte nur den wenigſten nichtmadjariſchen Leſern geläufig ſein. F. V.

Milleker, Felix: Verſuch einer Anſiedlung von Spaniern im Banat. (Banater Bücherei, LIX). Werſchetz: J. E. Kirchners Witwe 1937. 12 S.

Ein knapper, alles Weſentliche enthaltender Abriß über dieſe Frage mit einigen Literaturangaben und Namensliſte. Nach 1738 wanderte das vom unzuträglichen Klima dezimierte ſpaniſche Element aus und zog ſich z. T. nach Peſt-Ofen. Nur ſpärliche Reſte dieſer 1735—36 in das Banat angeſiedelten Flüchtlinge blieben im Lande zurück. R.

VI. Rumänien.

Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift. Korreſpondenzblatt des Vereins für Siebenbürgiſche Landeskunde. Hrsg. K. K. Klein. Hermannſtadt: Kraft & Drotleff A.G. 59. Jahrg. 1936. 344 S.

Die Abhandlung von H. Klima, „Die Slawen von Reußdörfchen" (S. 10—23) ſtellt eine intereſſante Studie über die Nationalitätengeſchichte des Ortes dar. Von der erſten Angabe über die Nationalität der Bewohner an (1563) hat der Verf. alles aufmerkſam verfolgt, was zu Rückſchlüſſen über nationale Zugehörigkeit Veranlaſſung geben könnte, Als Hauptquellen dienten ihm Kirchenbücher, Statuten und Steuerliſten. Die Schwierigkeiten, zu greifbaren Ergebniſſen zu kommen, erwieſen ſich als beſonders groß, da Volkstum und Sprache ſich in der Geſchichte dieſes Ortes nicht immer decken. Aber die Studien K.s haben trotz dieſer Schwierigkeiten lohnende Ergebniſſe gezeitigt. U. a. iſt er, über die bisher von der Geſchichtswiſſenſchaft erreichten Forſchungsergebniſſe hinausgehend, zu der Feſtſtellung gelangt, daß Reußdörfchen eine Bulgarengründung des 12. Jh.s darſtellt, die, im Laufe des 17. und 18. Jh.s romaniſiert, durch ihre Zugehörigkeit zur lutheriſchen Kirche kulturell und bewußtſeinsmäßig dem Sachſentum ſtark angeglichen wurde. Wichtig iſt auch die ſächſ. Sprachpolitik gegenüber dieſer Gemeinde ſeit dem 16. Jh.

Emil Sigerus behandelt in ſeiner Studie „Hermannſtädter Heimatmaler" (S. 32—37) vor allem Krabs und Böbel, die beſonders als Aquarellmaler hervorragten und den Siebenbürgern die Augen für die Schönheiten ihrer

Heimat öffneten. Beſonders ſympathiſch berühren die menſchlichen Eigenſchaften dieſer beiden Künſtler, die die Kunſt um ihrer ſelbſt willen und nicht des Verdienſtes halber ausübten und deren Werke größtenteils erſt nach dem Tode ihrer Schöpfer das Licht der Oeffentlichkeit erblickten.

Das Revolutionsjahr 1848 ſteht im Mittelpunkt zweier Abhandlungen: Fritz Keintzel-Schön berichtet über die Zerſtörung Sächſiſch-Reens i. J. 1849 (S. 49—81). Sehr gründliches Quellenſtudium hat es dem Verf. ermöglicht, über die politiſche Stellungnahme der Bewohner dieſer, im Brennpunkt des damaligen politiſchen Geſchehens ſtehenden Stadt Klarheit zu gewinnen, die i. J. 1849 durch die Madjaren als Strafe für angebliche Bevorzugung der Oeſterreicher zerſtört wurde. Aber nicht nur auf die Notzeit Sächſiſch-Reens, auch auf die kriegeriſchen Auseinanderſetzungen, die ſich in dieſen Jahren in Siebenbürgen abſpielten, wirft die Abhandlung neue Streiflichter.

Im Mittelpunkt der zweiten Abhandlung, die ſich mit der Revolutionszeit befaßt, ſteht der ſächſiſche Agent bei der Wiener Hofkanzlei v. Sachſenheim (Fr. v. Sachſenheim, „Aus Briefwechſel und Aufzeichnungen des ſiebenbürgiſchen Hofagenten Friedrich Soterius v. Sachſenheim [1821—1856], beſonders über das Jahr 1848", S. 81—107). Neben Briefen über führende und bedeutende Perſönlichkeiten Siebenbürgens und über Landesſitten und -Bräuche verdienen die Berichte und Aufzeichnungen S.s über den Verlauf der Revolution in Siebenbürgen Beachtung, beſonders ſoweit ſie ſich mit dem Problem der Union Siebenbürgens mit Ungarn befaſſen.

In mehrfacher Hinſicht intereſſieren die Mitteilungen von Franz Michaelis „Zur Geſchichte der Dörfer Krapundorf-Jghiu und Krakau-Cricau" (S. 277—288). Dieſe beiden, am Oſtrande des ſiebenbürgiſchen Erzgebirges gelegenen Orte, die zu den älteſten deutſchen Siedlungen Siebenbürgens gehören, ſind heute rumäniſche Gemeinden mit madjariſcher Minderheit. Die Abhandlung verbreitet ſich über die Grenzen der beiden genannten Gemeinden, ihr ſtaatsrechtliches Verhältnis, ihre politiſchen Rechte und über Zahl und Volkszugehörigkeit der Bewohner. Leider fehlen genauere Angaben über die Urſachen des Ausſterbens des Deutſchtums. Der Hinweis, daß die Landnahme ſeinerzeit in einer von Slawo-Rumänen und Madjaren beſiedelten Umgebung erfolgt iſt, vermag freilich einen Fingerzeig in dieſer Richtung zu geben. Doch würden ſich weitere Forſchungen hierüber ſicher lohnen und die Wiſſenſchaft vom deutſchen Volkstum im Südoſten bereichern.

Der Aufſatz von B. Streitfeld über „Die Capella Sancti Jacobi in Mühlbach" (S. 289—306) ſtellt einen Verſuch dar, Zeit und Zweck der Gründung des Baues feſtzuſtellen. Gute Aufnahmen ergänzen dieſe kunſtgeſchichtlich ſehr intereſſante Abhandlung und erleichtern deren Verſtändnis. Zahlreiche Fußnoten zeugen von dem Ernſt und der wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit, mit der der Verf. ſein Thema behandelt hat.

Von den „Kleinen Wiſſenſchaftlichen Mitteilungen" intereſſieren Angaben über die deutſchen Apotheker in Kiſchineff. Wir erfahren aus ihnen, daß der erſte Apotheker der Stadt ein Siebenbürger Sachſe, alle anderen Balten oder Reichsdeutſche geweſen ſind (S. 307).

Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift. Jaſſy: Selbſtverlag. 60. Jahrg. 1937. 344 S.

Andreas Scheiner verſucht in einer umfangreichen Abhandlung („Ueber die Mundart der Sachſen von Rumes, S. 2—41), durch induktive Methode, von der Behandlung eines ſprachgeſchichtlichen Sonderproblems ausgehend, zu größeren Zuſammenhängen zu gelangen und das Problem des ſtammeskundlichen Verhältniſſes der erſten hospites von Karako, Krapundorf und Rams (Rumes) zu den Sachſen von Hermannſtadt zu löſen. Ohne auf Einzelheiten näher eingehen zu wollen, genüge die Feſtſtellung, daß Sch. die mundartlichen Forſchungen mit vorbildlicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit betrieben und ihre Ergebniſſe ſehr ausführlich niedergelegt hat. Dennoch ſollen dieſe Forſchungen nach den eigenen Worten des Verf. nichts anderes bezwecken als „einige Grundzüge erkennen zu laſſen, deren Bloßlegung ein jüngeres Geſchlecht ermutigen möchte, vor allem erſt einmal den für alle weitere Mundartforſchung ſo notwendigen Querſchnitt durch unſer ſiebenbürgiſch-ſächſiſches Sprachweſen zu legen" (S. 41).

Im Zuſammenhang mit der ſoeben beſprochenen Abhandlung Sch.s verdient der Bericht von Fritz Holzträger über den Stand der Arbeiten am ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Wörterbuch beſondere Beachtung. („Das ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Wörterbuch. Lage und Arbeitsbericht über die Jahre 1935/1936", S. 54—61). Der Bericht nimmt ſeinen Ausgang von der Errichtung der Wörterbuchſtelle des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde im Herbſt 1934, erwähnt die bis dahin durchgeführten Sammlungen und berichtet von den Grundſätzen und der ſeitherigen Arbeit der Wörterbuchſtelle.

Zur Erforſchung des deutſchen Volkstums im Südoſten ſtellt J. Klaſter zwei ſehr ſchöne Beiträge mit den beiden Abhandlungen „Die ſächſiſche Volkstracht der Landgemeinden des Hermannſtädter Stuhles in den Jahren 1739—1795" (S. 77—92) und über „Die Volkstracht in Agnetheln in den Jahren 1748—1796" (S. 264—273). Beſonderes Intereſſe erwecken die Angaben über Feſttrachten und Schmuck der anſcheinend ſehr ſchmuckliebenden Bevölkerung.

In Heft 3 macht A. Ferenczi die zunächſt verblüffende, durch die Angaben des Verf.s aber wiſſenſchaftlich erhärtete Feſtſtellung, daß die Runenſteine von Buneſchti eine Fälſchung ſeien („Die Runenſteine von Buneſchti — eine Fälſchung", S. 169—182). Ohne uns ein Urteil darüber anmaßen zu wollen, ob das Problem dieſer vielerörterten Steine nun endgültig gelöſt iſt, können wir nicht umhin, feſtzuſtellen, daß die Ausführungen F.s ſehr überzeugend wirken. Der Wert der Abhandlung wird erhöht durch Beigabe von Lichtbildern, die die erſten Aufnahmen der fraglichen Steine darſtellen. Daß der Aufſatz F.s in weiteren Kreiſen Beachtung finden wird, erſehen wir daraus, daß bereits im folgenden Heft desſelben Jahrgangs der Zeitſchrift das Thema aufgegriffen wird: In den „Kleinen Wiſſenſchaftlichen Mitteilungen" dieſes Heftes äußert R. Huß die Vermutung, daß die Originale geſtohlen ſeien.

Aus dem Aufſatz von K. Horedt über „Römiſche Altertümer bei Hermannſtadt" (S. 183—189) ſeien als wichtigſte Ergebniſſe der Forſchungsarbeit des Verf.s verzeichnet: 1. Für den römiſchen Urſprung des Turms der Neppendorfer Kirche ſpricht ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit. Falls die Annahme H.s richtig iſt, daß er als Brückenkopf diente, ergibt ſich zugleich ein Anhaltspunkt für die Führung der Straße von Apulum nach dem Roten Turmpaß. 2. Römiſcher Salzbau bei Salzburg in Sieb. kann nicht erwieſen werden, hat jedoch wahrſcheinlich beſtanden. 3. Die Annahme eines Castrums bei Talmaſch kann nicht aufrechterhalten werden.

Heft 3 enthält einen ſehr beachtlichen Aufſatz von Fritz Schuſter über „Die Gepiden-Szekler-Theorie, S. 190—208, den der Verf. im folgenden Heft fortſetzt („Zur Frage der gepidiſchen Einflüſſe in der Holzbaukunſt Siebenbürgens", S. 283—291). Sch. bekämpft die von Karácſonyi verfochtene Theſe, daß die Szekler Nachkommen der Gepiden ſeien und ſich von den Madjaren nicht nur im Volkstum, ſondern auch in der Sprache unterſchieden hätten. Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft ſowohl wie die Kunſtwiſſenſchaft bieten dem Verf. in ſeinem Kampf gegen die Theorie Karácſonyis Waffen, die er gleich geſchickt zu handhaben verſteht.

Eine Kampfſchrift ſtellt auch die Abhandlung von Wilhelm Klein über „Die Rechtslage der Sächſiſchen Nationsuniverſität und der Sieſchriften in rumäniſcher Sprache", S. 273—282) ſtreicht das Verdienſt Joan Fruma „Problema universităţii săseşti şi a instituţiei celor şapte iuzi" („Die Frage der Sächſiſchen Nationsuniverſität und der Einrichtung der Siebenrichter"). Die Ausführungen und Hinweiſe K.s rechtfertigen ſeine Behauptung, daß „das rechtsgeſchichtliche Problem noch keineswegs von allen Seiten erſchöpfend behandelt" worden iſt. Zukünftige diesbezügliche Forſchungen werden die Arbeit von K. nicht unbeachtet laſſen dürfen.

Franz Michaelis („Der ſächſiſche Urſprung der erſten Druckſchriften in rumäniſcher Sprache", S. 273—282) ſtreicht das Verdienſt der geiſtigen Führer der Siebenbürger Sachſen des 16. Jh.s an der Herausgabe der erſten in rumäniſcher Sprache in Rumänien erſchienenen Druckſchriften heraus (es handelt ſich um zwei in den Jahren 1544 und 1559 in Hermannſtadt und Kronſtadt erſchienene Katechismen). Einwände, die insbeſondere von Nicolae Sulica gegen die geiſtige Urheberſchaft der Deutſchen an dieſen Büchern erhoben worden ſind,

weiſt der Verf. der genannten Abhandlung, die auch kirchengeſchichtlich manches Intereſſante bietet, mit Geſchick zurück.

In den „Kleinen Wiſſenſchaftlichen Mitteilungen" von Heft 3 finden wir u. a. intereſſante Angaben über die großzügige Förderung, die der Wiener Staatsrat der ſiebenbürgiſchen Heimatkunſt angedeihen ließ („Die Beurteilung des Hermannſtädter Malers Franz Neuhauſer durch den Staatsrat in Wien", S. 221).

Weden.

Dragomir, Silviu [Hrsg.]: Mihu, Joan, Spicuiri din gândurile mele (Auswahl aus meinen Gedanken). Hermannſtadt: Dr. Joan Mihu-Stiftung 1938. XLVII + 497 S.

Die Geſchichte Ungarns im Zeitalter des Dualismus und die politiſche Entwicklung der nichtmadjariſchen Volksgruppen in der Vorkriegszeit ſind bisher nur in unzureichendem Maße erforſcht. Quellenmaterial, das verläßliche Grundlagen weiteren Forſchens abgäbe, iſt bisher nur ſpärlich zur Veröffentlichung gelangt. Vorliegende Publikation des bekannten Klauſenburger Geſchichtsforſchers D. iſt daher umſo dankenswerter, als ſie einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte des ungarländiſchen Rumänentums bildet. Sie enthält politiſche Aufzeichnungen ſowie kulturelle und wirtſchaftliche Aufſätze Joan M.s, der ein eifriger Förderer des geiſtigen Lebens des ungarländiſchen Rumänentums in der Vorkriegszeit war. Den Mittelpunkt der Arbeit bilden die Aufzeichnungen M.s über die Ausgleichsverhandlungen im Jahre 1910 mit der ungariſchen Regierung, vor allem mit dem Grafen Stephan Tiſza, die eine Befriedung zwiſchen Madjaren- und Rumänentum zum Ziele hatten (S. 3—94). Die Wichtigkeit dieſes ſehr eingehenden Berichtes, der durch einen Anhang von Briefen und Zeitungsaufſätzen wertvoll ergänzt wird (S. 95—357), wird dadurch erhöht, daß er bereits 1911 niedergeſchrieben wurde, als M. die Ereigniſſe noch in friſcher Erinnerung waren und die Dinge noch anders betrachtet wurden als etwa nach 1918, dem erfolgreichen Zuſammenſchluß des geſamten Rumänentums. Das Buch bietet zweifellos eine der wichtigſten Grundlagen für die Geſchichte der ungarländiſchen Rumänen in den letzten Vorkriegsjahren. Allen, die das Erſcheinen des Buches möglich gemacht haben, beſonders aber Prof. D., gebührt aufrichtiger Dank.

F. V.

Densuſianu, Ovide: Histoire de la Langue Roumaine. Tome II. Le seizème siècle. Paris: E. Leroux, 1938.

Der vor kurzem verſtorbene Verfaſſer des hier angezeigten Buches war Jahrzehnte hindurch der Vertreter der rumäniſchen Philologie an der Univerſität in Bukareſt. Er trat im Jahre 1901 mit dem erſten Band einer Geſchichte der rumäniſchen Sprache hervor, welche die Geſchichte des Rumäniſchen von den Anfängen bis in die Gegenwart behandeln ſollte. Der erſte Band iſt eine ausgezeichnete Leiſtung, die auf gründlichem Quellenſtudium und gewiſſenhafter Benützung der wiſſenſchaftlichen Literatur beruht. In der Gründlichkeit der Arbeit zeigt ſich der wohltätige Einfluß ſeines deutſchen Lehrers Adolf Tobler, in der Eleganz der Darſtellung der ſeines franzöſiſchen Lehrers Gaſton Paris. Dieſen beiden iſt denn auch das Buch gemeinſam gewidmet. Dieſer erſte Band behandelt die Vorgeſchichte des Rumäniſchen bis zum erſten Auftreten dieſer Sprache in den Denkmälern des 16. Jh.s. Er beginnt alſo mit den vorlateiniſchen, im Rumäniſchen erhaltenen Elementen, geht dann auf das Lateiniſche über, das auf den oſtrömiſchen Inſchriften genauer verfolgt wird und behandelt die Beziehungen des Rumäniſchen zu den Sprachen der verſchiedenen Völkerſchaften, mit denen die Oſtromanen bis zum Beginn der Neuzeit in Berührung traten.

Der 2. Band ſollte nun die Frühgeſchichte des Rumäniſchen nach den in rumäniſcher Sprache geſchriebenen Quellen des 16. Jh.s darſtellen. Vielerlei andere Beſchäftigungen des Verfaſſers, zum Teil auch ſein Eingreifen in das politiſche Leben ſeines Vaterlandes, ſchoben die Fortſetzung des großen Werkes immer wieder hinaus. So erſchien erſt 1914 die erſte Lieferung des 2. Bandes, mit einem Teil einer hiſtoriſchen Lautlehre, die aber ausſchließlich beſchreibend bleibt, ohne auf die Gründe und Vorausſetzungen der Entwicklung einzugehen. Bei dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg wurde der Druck unterbrochen, der Verfaſſer übergab ſein Manuſkript der rumäniſchen Staatsbank, die es ſchließlich mit anderen Verwahrgütern

nach Moskau bringen ließ. Von dort iſt es nicht mehr zurückgekommen. So entſchloß ſich D. 1923 dazu, das ganze Schrifttum des 16. Jh.s neuerdings durchzuarbeiten. Im Jahre 1926 erſchien denn auch die Fortſetzung der Lautlehre, und erſt in dieſem Jahre, wenige Monate vor dem Tod des Verfaſſers, fand der Band ſeinen Abſchluß.

Während der 1. Band des Werkes eine wirkliche „Geſchichte" des Rumäniſchen bringt, beſteht die Darſtellung des 16. Jh.s aus einer ungemein reichen Materialſammlung, die nach den herkömmlichen Grundſätzen gegliedert iſt. Es folgt alſo der Lautlehre eine Formenlehre, in die die Elemente der Wortbildung eingegliedert ſind, daran ſchließen ſich wenige Bemerkungen zur Syntax, wo überhaupt erſt wiſſenſchaftliches Neuland zu beackern war, ein Verzeichnis der namentlich in den Ueberſetzungen auftretenden zahlreichen ſlaviſchen Beſtandteile des Rumäniſchen und ſchließlich eine Ueberſicht über die in den rumäniſchen Wortſchatz eingedrungenen Ausdrücke albaneſiſcher, ungariſcher, türkiſcher und griechiſcher Herkunft, alles ſoweit es ſich in den Denkmälern des 16. Jh.s belegen läßt.

Daß D. dieſes Material nicht nach den Grundſätzen moderner Sprachwiſſenſchaft ausgedeutet hat, liegt wohl daran, daß der Tod ein Gelehrtendaſein zu früh dahingerafft hat. Erſt aus einer Sichtung des weiteren Sprachmaterials bis zum Beginn des 20. Jh.s wären die großen Linien ſichtbar geworden, welche die Geſamtgeſchichte des Rumäniſchen beherrſchen Denſusianu war zweifellos zu dieſer geiſtesgeſchichtlichen Deutung der Materialien vorbereitet, wie ſeine mit der Arbeit an der großen Sprachgeſchichte parellel gehenden Veröffentlichungen zeigen; ſo ſein ebenfalls ein Torſo gebliebenes etymologiſches Wörterbuch des Rumäniſchen, die von ihm herausgegebene Zeitſchrift Grai şi suflet (Sprache und Geiſt), ſeine verſchiedenen kleineren Unterſuchungen über den Einfluß der Hirtenwanderungen auf die Entwicklung des Rumäniſchen und vieles andere. Wenn ſeine Geſchichte der rumäniſchen Sprache auch in den Anfängen ſtecken geblieben iſt, ſo wird doch die ſpätere Forſchung ſtets mit Dankbarkeit auf die von ihm geſammelten Materialien zurückgreifen.

Berlin. E. Gamillſcheg.

Elekes, Lajos: Nagy István moldvai vajda politikája és Mátyás király (Die Politik des Moldauer Fürſten Stephan d. Gr. und König Matthias). Budapeſt: Selbſtverlag 1937. 81 S. (Budapeſter Diſſ.)

E. befaßt ſich mit den politiſchen Beziehungen des Fürſten Stephan zu Ungarn, wobei viele Streiflichter auch auf die Politik Munteniens fallen. Er klärt manche politiſche Zuſammenhänge auf, gibt überhaupt ein gutes Bild über die moldauiſche Außenpolitik jener Tage und behandelt vor allem die moldauiſchen (z. T. auch die muntenischen) Beziehungen zu Ungarn, über die bislang nicht genügend Klarheit herrſchte. Er weiſt nach, daß Stephan d. Gr. bei ſeinen Kämpfen mit den Türken Rückendeckung gegen Ungarn brauchte, ſich daher im Gegenſatz zu ſeiner früheren Haltung Matthias näherte und in den 70er Jahren in den Kämpfen um die Herrſchaft Munteniens die ungariſchen Belange vertrat. E. meint, daß man dies nicht als einfache „Intereſſengemeinſchaft" bezeichnen könne (S. 73), muß aber ſelbſt im folgenden Satz zugeben, daß Stephan auch zu dieſer Zeit in erſter Linie die Intereſſen ſeines eigenen Staates vertreten hat. Ich kann mich daher der Anſicht E.s nicht anſchließen, Stephan wäre damals der Untertan von König Matthias geweſen. Der umſichtige moldauiſche Fürſt wußte genau, was er wollte. Solange er mit den Türken noch leidlich auskam und mit Ungarn in geſpannten Beziehungen ſtand, gab er ſich als Vaſall des polniſchen Königs Kaſimir aus, ohne jedoch den formellen Lehnseid — trotz wiederholtem Drängen Kaſimirs — abzulegen. Dadurch, daß er ſich als Vaſall des polniſchen Königs ausgab, wollte er ſich deſſen Unterſtützung verſchaffen. Seine Annäherung an Ungarn, die vorübergehende Anerkennung der ungariſchen Oberherrſchaft entſprang dem gleichen Grund. Sie erfolgte freiwillig, war nicht von Matthias erzwungen worden und hatte den Zweck, ſich nicht nur angeſichts der bevorſtehenden Auseinanderſetzung mit den Türken den Rücken freizuhalten, ſondern ſich auch von dieſer Seite Unterſtützung zu verſchaffen. Seine „Unterwerfung" war alſo nur ein ſehr geſchicktes Manöver, nicht ein Zeichen der Schwäche, ſondern vielmehr politiſcher Umſicht, die ſich immer beim Vorhandenſein von zwei Gegnern mit dem ungefährlicheren verglich, um der Hauptgefahr zu begegnen. — Auch in einem anderen Punkt bedarf es einer Richtigſtellung. In Anlehnung an eine kritiſche Bemerkung J. Bogdans wirft E. „dem großen Durchſchnitt" der rumäniſchen Geſchichtsſchreibung Uebertreibungen in der Bewertung von

Persönlichkeiten und überhaupt falsche Werturteile vor (S. 7). Dieses Urteil ist nicht ganz gerecht. Gewiß hat die rumänische Geschichtsschreibung Schwächen, die sie selbst zu bekämpfen sich die beste Mühe gibt. Aber seit der Zeit, wo Bogdan das von E. herangezogene Zitat niederschrieb, hat sich eine tiefgehende Wandlung vollzogen. Während damals noch Vertreter einer trotz redlichen Strebens naiv-romantischen Richtung vorhanden waren, muß der heute schaffenden Forschergeneration zuerkannt werden, daß sie durch eine kritische Methode überaus bedeutende Ergebnisse erzielt hat, die angesichts der früheren Versäumnisse noch mehr ins Gewicht fallen.

Die Studie E.' ist fleißig gearbeitet und zeugt von Belesenheit und liebevoller Vertiefung in das Tatsachenmaterial. Mitunter scheinen mir von ihm geäußerte Hypothesen, die aber durchwegs nicht den Kern der Sache betreffen, nicht eben überzeugend. Störend ist auch das Vorhandensein recht ungewöhnlicher Abkürzungen im Text, ferner das Fehlen eines Auszugs in deutscher oder französischer Sprache. Die — wie wir abschließend betonen wollen — schöne und dankenswerte Untersuchung wird dadurch dem größten Teil auch der rumänischen Forscher unzugänglich bleiben, was sehr bedauerlich ist. Fritz Valjavec.

Pink, Peter: Die Heidegemeinde Ostern. (Temeschburg 1934). 310 S.

Die Schrift des Osterner Arztes zeichnet sich durch anschauliche, lebenswahre (durch Namensnennungen beglaubigte) Schilderung der Auswanderung und Ansiedlung der Osterner Kolonisten und ihrer und ihrer Nachfolger Schicksale aus. Das Buch enthält vergleichende Angaben über alle Berufsgruppen, wobei der Verf. auf die soziale Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter ausführlich eingeht. Volkskundliche Angaben finden sich — nicht streng zusammengefaßt, sondern zerstreut — in großer Zahl. Einige Mängel — Unübersichtlichkeit und Fehlen einer stofflichen Gliederung — werden durch die lebendige Darstellung aufgewogen. Auch administrative Verordnungen weiß P. zu verlebendigen, indem er deren Anwendung in der Praxis zeigt. Alle für das Leben der Gemeinde irgendwie wichtigen politischen Ereignisse werden berührt, wobei P. wiederholt auf das Verhältnis der deutschen Bevölkerung Osterns und des Banats zum madjarischen Volke eingeht. Die besondere Liebe P.s gehört offenbar dem Bauernstande, dessen Sorgen und Nöten er in allen Epochen der Osterner Geschichte von der Gründung der Gemeinde (1772) an bis zur Gegenwart sein Augenmerk widmet.

Unter den zahlreichen zum Abdruck gebrachten Urkunden fehlen auch solche über Klassifikation der Grundstücke und Bodenanalyse nicht. Statistische Angaben geben u. a. auch über die Aenderungen Auskunft, die im Laufe der Jahre im Durchschnittsalter der Bevölkerung stattgefunden haben. Eine graphische Darstellung ergänzt diese bevölkerungsstatistischen Angaben, zwei Karten — den Ansiedlungs- und jetzigen Dorfplan darstellend — bilden weitere Ergänzungen zum Textteil. Unter den Abbildungen befindet sich auch die eines Hauses aus dem Jahre 1785.

Hoffmann, Matz: 1785—1935. Hundertfünfzig Jahre Gertianosch (Banat-Rumänien). Temeschburg: Schwäb. Verlags-A.G. 1936, 368 S.

Mit großem, von Heimatliebe und Treue zum Deutschtum zeugendem Fleiß hat der Verf. alles über die Geschichte dieser deutschen Siedlung und über ihre heutige Lage Wissenswerte zusammengetragen. Er läßt uns einen Blick in die vorgeschichtliche Zeit und in die Geschichte des Banats im Altertum und Mittelalter werfen und gibt einen Ueberblick über die drei großen „Schwabenzüge" und die deutsche Besiedlung des Banats. Sehr interessant sind die Umstände, die zur deutschen Besiedlung des ursprünglich slawischen Ortes (urspr. Name: Grdanovo) führten. Konflikte mit den Behörden hatten die zwangsweise Versetzung der rumänischen Bevölkerung des im St. Andreaser Bezirkes liegenden „alten" Gertianosch nach dem benachbarten „Praedium" (Weideland) Dobin veranlaßt. Im Jahre 1781 erreichten die Rumänen die Rückversetzung in ihre frühere Heimat, und das leergewordene „Neue Gertianosch" wurde nun von Deutschen besiedelt. Von diesem Zeitpunkt an gibt uns H. genaue Angaben über die weitere Entwicklung des Dorfes. Wir werden über die urkundlich erhaltenen Familiennamen der ersten Einwohner des Dorfes unterrichtet, über die Herkunft der Siedler und Alles, was das Leben der Gemeinde betrifft (Mundart, Wohnungsverhältnisse, Vereinsleben, Schulwesen, Verwaltung, Behörden, Erwerb, Trachten, Feste), über die Madjarisierung im 19. Jh. und beson-

ders über die Lage der Deutſchen ſeit der Einverleibung des Ortes in Rumänien. (Von der rumäniſchen Poſt wird der Ort ſeit 1922 als „Carpeniş" von der Eiſenbahn und den übrigen Behörden als „Carpiniş" bezeichnet.) Wir erfahren ferner nicht nur Näheres über die Herkunft der Siedler, ſondern ſogar über das Schickſal der aus G. vor allem nach Amerika Ausgewanderten. Weden.

Jászay, Károly: Magyar luteránus megmozdulások Cluj — Kolozsváron (Madj. lutheraniſche Bewegung in Klauſenburg). 1718—1861. (Erdélyi Tudományos Füzetek, Nr. 94. Hrsg. von Ludwig György.) Klauſenburg: 1937. 21 S.

Nachdem im Laufe des 17. Jh.s das alteingeſeſſene Klauſenburger Deutſchtum der Madjariſierung anheimgefallen war, entſtand durch Einwanderung ſieb.-ſächſ. Proteſtanten 1696 in Klauſenburg eine lutheriſche Kirchengemeinde, die gleichzeitig Mittelpunkt der deutſchen Kolonie in Klauſenburg wurde. Erſt ſeit dem Ausgang des 18. Jh.s (1798) machten ſich in der Kirchengemeinde auch Beſtrebungen geltend, auch der madjariſchen Sprache im Gottesdienſt Geltung zu verſchaffen. Die deutſche Leitung der Kirchengemeinde ſetzte ſich jedoch mit Entſchiedenheit zur Wehr und wollte von Zugeſtändniſſen nichts wiſſen. „Durch eine ſolche Erlaubnis würde der ungariſchen Sprache Tor und Türe geöffnet, der deutſchen aber verſchloſſen werden" (S. 7). Die Zahl der Stammesmadjaren in der Kirchengemeinde ſcheint damals noch klein geweſen zu ſein. Sie ſetzten jedoch ihre Bemühungen fort (weitere Eingaben 1808, 1840). Das erſte Zugeſtändnis erfolgte 1856. Ein im nächſten Jahr unterbreiteter Antrag, der bereits einmal im Monat madjariſchen Gottesdienſt anſtrebte, wurde von der Mehrheit noch einmal abgewieſen (S. 18—19). Dies wurde erſt Jan. 1861 zugeſtanden, aber ſchon einige Tage darauf ſetzte der Geiſtliche durch, daß einen Sonntag abwechſelnd vormittags deutſcher, nachmittags madjariſcher Gottesdienſt abgehalten werde (S. 20). Mit dieſer paritätiſchen Beſtimmung drang die madjariſche Sprache in dieſe deutſche „Sprachinſel" ein, um dieſe im Laufe der nächſten Jahrzehnte weitgehend zu zerſetzen. Die Zahl der deutſchen Gottesdienſte nahm in der Folgezeit fortſchreitend ab. Die Beſorgniſſe von ſächſiſcher Seite hatten vollkommen recht: die Zugeſtändniſſe waren der Auftakt völliger Selbſtaufgabe, zu der es nur durch den Ausgang des Weltkrieges nicht kam. — J.s Studie bietet ſehr intereſſante ſprachinſelkundliche Materialien. Valjavec.

Gaſſauer, Rudolf: Suceava muzicală de altă dată (Das einſtige Muſikleben Suczawas). Suczawa: Geſellſchaft Ciprian Porumbescu 1938. 19 S.

Die aufſchlußreiche Abhandlung, der aber leider keine Inhaltsangabe in deutſcher Sprache beigegeben iſt, bietet dankenswerte Beiträge zum Muſikleben Suczawas im letzten Drittel des 19. Jh.s. G. behandelt das Wirken des „Suczawaer Geſangvereins", der trotz ſeiner überaus bunten völkiſchen Zuſammenſetzung einen deutſchen Charakter hatte (was ſchon aus den Programmen ſeiner Darbietungen hervorgeht, vgl. S. 6—7), und führender Perſönlichkeiten im Muſikleben der Stadt, über deren Biographie viele Aufſchlüſſe geboten werden. Die Geltung der deutſchen, vor allem auch Wiener, Anregungen ſcheint ſehr ſtark geweſen zu ſein. Das muſikaliſche Leben der Stadt war lange völkiſch gemiſcht. Erſt 1903 erfolgte mit Gründung des Vereins „Ciprian Porumbescu" ein Zuſammenſchluß auf rein rumäniſcher Grundlage (S. 18—19). F. B.

György, Lajos: Az Erdélyi Múzeum — Egyesület háromnegyedszázados tudományos müködése (Die 75 jährige Tätigkeit des Siebb. Muſeumsvereines), 1859—1934. Klauſenburg: Erdélyi Múzeum — Egyesület 1937.

Der ſtattliche Sammelband, in dem ſich Ladislaus Rajka mit der philoſophiſchen, ſprachwiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen (S. 3 ff.), Ernſt Balogh mit der naturwiſſenſchaftlichen (S. 37 ff.), Eugen Pataky mit der mediziniſchen (S. 89 ff.) und Georg Joſeph Oberding mit der rechts- und ſozialwiſſenſchaftlichen Abteilung (S. 163 ff) beſchäftigt, bedeutet einen wertvollen Beitrag zum kulturellen Leben Siebenbürgens und erhellt vor allem den madjariſchen Anteil daran. Ueberflüſſig war, Inhaltsauszüge in deutſcher und in franzöſiſcher Sprache zu bieten. Ein Auszug in einer der beiden Sprachen hätte genügt. Dafür aber hätten die Auszüge ausführlicher gehalten werden können. R.

Schmidts, Ludwig: Die Muſikkultur in Rumänien. („Die Muſik" XXXI, H. 1, S. 11 bis 24). Berlin, 1938.

Verf. befaßt ſich kurz mit der rumäniſchen Kunſtmuſik und ausführlicher mit der Volksmuſik. Von der letzteren hat er eine gute Meinung, unvorteilhaft urteilt er aber über die Kunſtmuſik der Rumänen. Dieſer Teil iſt unüberlegt, oberflächlich und hat in der rumäniſchen Preſſe einen ungünſtigen Widerhall gehabt (S. die Artikel in den Zeitungen „Le Moment" 5/XI. (Bukareſt), „Lumea Românească" 16/XI. (Bukareſt) und „Tribuna" (Klauſenburg), 6/XI. 1938.

Jonescu, Grigore: Istoria Arhitecturii Românești (Geſchichte der rumäniſchen Architektur). Bucureşti, 1937. (428 S. rum. Text, S. 429—82 franzöſiſche Zuſammenfaſſung, 386 Abbildungen).

Das große Verdienſt einer erſten allgemeinen Darſtellung der Geſchichte rumäniſcher Kunſt erwarben ſich N. Jorga und G. Balş durch ihre 1922 in franzöſiſcher Sprache erſchienene Arbeit. Das Erſcheinen eines neuen Werkes über denſelben Gegenſtand iſt dadurch erklärlich, daß die genannte Arbeit jetzt ſchwer zugänglich iſt und andererſeits, daß ſeither eine Anzahl von Monographien mit neuen Ergebniſſen gedruckt worden ſind, vor allem die großangelegten Werke von Ghika-Budeşti und Balş. Das Werk von Architekt Gr. Jonescu iſt eine nützliche, im allgemeinen gut informierte und informierende Arbeit. Der Verf. hatte vor, eine Geſchichte der rumäniſchen Architektur in einem Rahmen darzuſtellen, der alle determinierenden allgemeinen Faktoren (Boden, Material, Klima, Kultur, Wiſſenſchaft, Geſchichte) berückſichtigen ſollte, doch nehmen in der Ausführung die zahlreichen Beſchreibungen der einzelnen Denkmäler einen ſo großen Raum ein, daß dadurch die Schilderung der allgemeinen Faktoren zu kurz kommt. Manche geſchichtliche Daten ſind für den Kunſthiſtoriker entbehrlich. (S. 164, 231/2, 238—40). Auch die Durcharbeitung der Entwicklung leidet durch die Beſchreibungen, die mehr bautechniſcher als künſtleriſcher Natur ſind (Sie ſollten eigentlich reduziert mit kleinen Buchſtaben gedruckt werden, um den Leſer nicht von der Hauptſache abzulenken). Es fehlt die klare Feſtlegung der Rolle der rumäniſchen Kunſt im Rahmen der byzantiniſchen Kunſt, im Vergleich mit der Kunſt der Nachbarländer, und in der allgemeinen europäiſchen Entwicklung, wie auch die Skizze der Auswirkungen, die von da ausgegangen ſind. Die Bedeutung der Kunſt in der Zeit C. Brâncoveanus iſt ungenügend erörtert.

Hinſichtlich des Denkmalmaterials bleibt ein Mangel des Werkes, daß ein Kapitel über die Stein- und Backſteinbauten der Siebenbürger Rumänen fehlt, deren hiſtoriſches Intereſſe der Verf. nicht leugnet. Schenkt er vielleicht dieſe der ungariſchen oder deutſchen Kunſtgeſchichte oder kennt er ſie zu wenig? Es liegt ſeit 1927 der vom Rez. geſchriebene Aufſatz über „die Kunſtdenkmäler der Siebenbürger Rumänen" vor. Der Verf. widmet einige Seiten dem Holzbau, doch ſcheint er wieder meine neuere Arbeiten über dieſen Gegenſtand nicht zu kennen. („Noui cercetări, 1936 und Bisericile de lemn ale Românilor ardeleni, 1934), die ihm in ſo manchem geholfen hätten. Bezüglich der Ornamentik, des Hausbaues und der Auswirkung hätte er wieder manches aus meinem Aufſatz: „Inkluences" uſw. (1936) erfahren können. Man kann es begreifen, wenn auch nicht zugeben, wenn der Verf. als Architekt der Anſicht iſt, daß der Holzbau mehr vom Maſſivbau entlehnt hat als umgekehrt.

Nun einige Richtigſtellungen. Es iſt falſch zu behaupten, daß die Rumänen vor der Gründung der Fürſtentümer keine Stein- und Backſteinbauten gehabt hätten; die Kirchen von Deminş, Streu, S. Maria-Orlea ſind Beweiſe dafür. Unbeweisbar und unwahrſcheinlich iſt die Behauptung, daß die italieniſche Renaiſſance aus Siebürgen in die rumäniſchen Fürſtentümer eingedrungen wäre oder daß die Baumeiſter der Trei-Erarchi-Kirche von Jaşi Fremde geweſen ſeien. (Die Anſicht von Balş iſt begründeter). S. 418 und 419 finden wir einen Widerſpruch bezüglich der erſten Han-s in den Fürſtentümern. Das S. 398 abgebildete Hoftor iſt ſzékleriſch, man hätte leicht rumäniſche Hoftore mit geometriſcher Ornamentik finden können. Auch die unüberlegte Kritik: „Strzygowki gleitet häufig auf die ſchiefe Ebene der Uebertreibungen" hätte er ſich nicht erlauben ſollen. Die Pultdächer der Holzkirchen von Maramureş ahmen nicht „zweifellos" bukowinaer und polniſche Beiſpiele nach.

Es iſt lobenswert, daß der Verf. im Vergleich mit älteren rumäniſchen Architekten eine rumäniſche Bauterminologie angeſtrebt hat und nur ſelten in Anführungszeichen geſetzte franzöſiſche Termini gebraucht. Die Kliſchees der Photos ſind annehmbar, ſie wären freilich auf feinerem Papier beſſer gelungen. Trotz der Mängel und Schwächen bedeutet das Werk Gr. Jonescus einen Gewinn für die intereſſierten Kunſtfreunde und Ausländer. Bei einer Neuauflage könnte alles gut werden.

Klauſenburg—Cluj. Coriolan Petranu.

Milleker, Felix: Geſchichte des deutſchen Theaters im Banat. Werſchetz: J. E. Kirchner 1937. 67 S.

Die Schrift behandelt vor allem das deutſche Theater in Temeſchburg, über deſſen Entwicklung (Gebäude, Direktionen, Theaterzettel, Abonnements- und Zenſurverhältniſſe) und kulturelle Bedeutung (Spielplangeſtaltung) M. wohl erſchöpfend zu nennende Angaben macht. Auch wenn der Verf. nicht ausdrücklich darauf verwieſen hätte, ließen die Angaben den Einfluß des Wiener Theaters in mehrfacher Hinſicht deutlich erkennen. Vor allem die Wiener Singſpiele weiſen darauf hin, die zeitweiſe einen Hauptteil des Spielplans ausmachen, und unter denen Schikaneders Werke einen bevorzugten Platz einnehmen. Von Intereſſe ſind ferner die Mitteilungen über ſpätere Koryphäen des Burgtheaters (Sonnenthal, Joſefine Gallmeyer u. a.), die ſich hier in T. ihre Sporen verdienten. Daß wir es hier jedoch nicht bloß mit einem Abklatſch des Wiener Theaters zu tun haben, ſondern daß das Temeſchburger Theater durchaus ein Eigenleben und kulturelle Bedeutung beſaß, bezeugt der Umſtand, daß hier ſchon in der 1. Hälfte des 19. Jhs eigene Theaterzeitungen erſchienen. Dieſe Angaben dürften ſchon vermuten laſſen, daß die Temeſchburger Bühne befruchtend auch auf das Theaterleben in der „Provinz", d. h. in den übrigen Städten des Banats, wirkte. Dieſe Vermutung wird durch Einzelangaben des Verf.s, auf die einzugehen uns Raummangel verbietet, unterbaut.

Ueber die Entwicklung des ſerbiſchen und madjariſchen Theaters im Banat, deſſen Anfänge in die zweite Hälfte des 18. bzw. in die erſte Hälfte des 19. Jh.s fallen, werden wir gleichfalls unterrichtet. Der Schluß der Abhandlung berichtet von der allmählichen Verdrängung des deutſchen Theaters durch das madjariſche im letzten Drittel des 19. Jh.s.

Ein Anhang enthält einige Spielpläne und Verzeichniſſe der Temeſchburger Theaterdirektoren ſowie der in der erſten Hälfte des 19. Jh.s hier erſchienenen Theater-Zeitſchriften, -Journale und -Almanache. Den Beſchluß des Anhangs bilden biographiſche Notizen über Söhne des Banats, die ſich als Schauſpieler, Dramaturgen, Theaterſchriftſteller und Leiter deutſcher Bühnen einen Namen errangen.

Weden.

VII. Uebriger Südoſten.

Bülgarski knigopis (Bulg. Bibliographie). Godišnata XXXVI — 1932, Tom I. Knigi, Tom II. Spisanija i vestnici, Dŭržavna Pečatnica. Sofija 1937. I, 238 S. II, 106 S

Wer gefragt wird, wie man ſich über die Neuerſcheinungen in bulgariſcher Sprache unterrichten könne, befindet ſich in einer gewiſſen Verlegenheit hinſichtlich des zu erteilenden Rates. Es beſteht nämlich keine Möglichkeit, auf die neue Literatur unmittelbar nach ihrer Herausgabe anders als durch die Anpreiſungen der Verleger und durch Hinweiſe in der Preſſe aufmerkſam zu werden, weil noch immer keine laufenden Liſten, weder wöchentliche noch monatliche, zur Ausgabe gelangen. Das einzige zur Verfügung ſtehende Informationsmittel iſt das Bulletin Bibliographique, welches die Nationalbibliothek in Sofia veröffentlicht. Aber auch dieſes weiſt den empfindlichen Mangel auf, daß es nicht regelmäßig jedes Jahr herauskommt. Nachdem 1933 die Neuausgaben von 1931 geſammelt erſchienen waren, folgte erſt auch einer vierjährigen Pauſe (1937) der Jahrgang 1932, ſodaß die Jahre 1933—1938 immer noch fehlen.

Dieſes Bulletin beſteht aus zwei Teilen, je einem für die Bücher und für die Zeitſchriften ſowie Zeitungen. Teil I iſt gegliedert in: Bibliologie, Philologie, Literatur, Künſte, Philoſophie, Religion, Pädagogie, Recht und politiſche Wiſſenſchaften, Soziologie und Wirtſchaftswiſſenſchaften, Geſchichte, Geographie und Ethnographie,

Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Technik, Medizin, allgemeine Werke. Teil II verzeichnet die Schriftleiter, Herausgeber, Zweck und Sprachen, Erſcheinungs- und Druckorte der im bulgariſchen Staatsgebiet erſcheinenden Zeitungen und Zeitſchriften.

Wir wollen dankbar ſein, daß uns in dieſem Bulletin wenigſtens ein Hilfsmittel für unſere Südoſtarbeit zur Verfügung ſteht, und werden daher unter Zurückſtellung aller ins Einzelne gehenden Kritik nur zwei Wünſchen Raum geben: daß es gelingen möge, mit der Herausgabe der Jahrgänge recht bald, wie man ſich knapp auszudrücken pflegt, à jour zu kommen und in Zukunft alle Neuerſcheinungen, vor allem auch ſämtliche periodiſche Ausgaben der wiſſenſchaftlichen Inſtitute, reſtlos zu erfaſſen.

Sofia. Arno Mehlan.

Dinekov, Peter: Sofija prez XIX vĕk do osvoboždenieto na Bŭlgarija. (Sofia im 19. Jh. bis zur Befreiung Bulgariens.) Sofia 1937. 4° 354 S. (Materialien zur Geſchichte von Sofia, Buch IX.)

Die Balkanſtädte, auch die mit einer großen, oft jahrtauſendelangen Vergangenheit, warten auf ihre Geſchichtsſchreiber und Monographieen. Man kann zur Zeit die Aufgabe kaum beſſer als durch Veröffentlichung von Quellenmaterial löſen, ſei es archivaliſcher, kunſthiſtoriſcher, archäologiſcher oder ſonſt irgend einer Art. Das vorliegende reichhaltige, auch drucktechniſch vorbildlich herausgegebene Akten- und Briefmaterial, das zehn verſchiedenen Archivſammlungen Sofias entnommen wurde, ſtellt eine wahre Fundgrube für dieſen wichtigen Abſchnitt der neueren Geſchichte nicht nur der Stadt Sofia, ſondern auch des bulgariſchen Volkes überhaupt, dar. Die in fünf beſonderen Gruppen zuſammengefaßten Dokumente erſchließen die Gebiete des Zunftweſens, der Kirche, der Bildung des Buchweſens und des Befreiungskampfes. Eine weitere wichtige Abteilung, die des Handels mit Konſtantinopel, mußte wegen Platzmangel einer ſpäteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Man blättert mit einem ſpannenden Gefühl in dieſen lebensnahen Schriftſtücken und gewinnt bald einen lebendigen Eindruck von den inneren Geſchicken der Stadt und des Volkes, welches in dieſem Zeitabſchnitt der zurückweichenden türkiſchen Macht zu einem weſentlichen Faktor in der weltpolitiſchen Auseinanderſetzung zwiſchen den großen Mächten wurde. Unter türkiſcher Herrſchaft war Sofia ein wichtiges Handels- und Induſtriezentrum, ein buntes Bevölkerungsgemiſch von Bulgaren, Türken, Juden, Albaneſen, Griechen, Armeniern, Zinzaren und Zigeunern. Die Zunftakten der Stadt liefern eine Fülle von Daten, vor allem werden hier die bulgariſchen Zünfte herangezogen.

Bald aber ſehen wir, wie die Kirche, die Schule, die Zunftorganiſationen zu Trägern einer Bewegung werden, die auf das Ziel der nationalen Freiheit gerichtet iſt. Wenn es das eine Mal nur in Form von Buchbeſtellungen geſchieht, ſo wird es in einem anderen Fall zu einer weit über die Grenzen des Landes ausholenden politiſchen Regſamkeit der Träger der bulgariſchen nationalen Bewegung. Auf verſchiedenen Stellen angeführte Verzeichniſſe der in den Bibliotheken vorhandenen oder an ſie geſtifteten Bücher (S. 28, 54, 55, 78 ff.) liefern gute Beiträge zur Erkenntnis der Bildung des bulgariſchen Volkes in dieſer erſten Zeit des neuerwachten nationalen Bewußtſeins. Zumeiſt ſind es bulgariſche, griechiſche, ſerbiſche, deutſche, franzöſiſche, lateiniſche und ruſſiſche Bücher. Eine Reihe von 35 Dokumenten (S. 98—154) ſchildert die Auseinanderſetzung der national-kirchlichen Kreiſe mit der griechiſchen kirchlichen Hierarchie. Den allgemeinen Ueberblick in dieſem Kampf liefert der einführende Abſchnitt auf S. 98—101. Sofia ſchließt ſich in dieſem Kampfe an andere bulgariſche Städte an. Der offizielle Kampf fängt hier mit einem Bittſchreiben an Sultan Abdül Medžit an — er möge die Bulgaren vom griechiſchen Biſchof Meletias „erlöſen" (S. 102). Der offenbar von Natur aus fürſorgevolle Biſchof von Sofia (S. 146) wurde mit der Zeit in den angeſpannten bulgariſch-griechiſchen Beziehungen zum Zentralpunkt der Anfeindungen und zum Stein des Anſtoßes für die national-bulgariſchen Kreiſe, wobei ſich dann zweifelsohne auch die Art des betreffenden Kirchenoberhauptes verändern mußte. Wir übergehen hier die zumeiſt peinlichen politiſchen Kampfmotive, die auf den Seiten 98—154 verzeichnet ſind. Der Kampf gegen die griechiſche Kirchenhierarchie war die zwingende Folge eines ſich gegen überlagernde volksfeindliche Einrichtungen erhebenden Volkes. Die griechiſche Hierarchie konnte dem neuen bulgariſchen Volksideal nicht mehr entſprechen. Man ſpielte, ſoweit es möglich war, auch die türkiſche politiſche Macht gegen

das Konſtantinopeler Patriarchat aus. Diesbezüglich iſt die Korreſpondenz mit dem Herausgeber des „Dunavskyj Lebed", G. S. Rakovski (S. 108—129), aufſchlußreich.

An dieſem Kampfe gegen die Fanarioten war insbeſondere die Lehrerſchaft beteiligt. Das Kapitel III der Veröffentlichung beginnt mit dem erſten der Lehrer der ſog. „gegenſeitigen Lernmethode", Z. J. Kruša (1810—1881). Intereſſant iſt ein Programm aus dem Nachlaß des betreffenden Pädagogen (S. 168—171), aus dem die neue Lernmethode erſichtlich iſt. Viele intereſſante Daten zur inneren bulgariſchen Geſchichte liefert ſeine Lebensbeſchreibung (S. 163—168). Ein anderer Mann, der für die bulgariſche Bildung von beſonderer Wichtigkeit iſt, iſt J. N. Denkoglu (1781—1861) (S. 172—179). Obwohl ein Grieche von Geburt, wurde er zu einem großen Förderer der bulgariſchen Kulturbeſtrebungen. Als reicher Kaufmann zuerſt in Nežin, dann in Moskau, ſtiftete er ein Stipendium von 15 000 Rubeln, damit die bulgariſche Jugend ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung in Moskau erfahren könnte. Auch in Odeſſa ſtiftete er an dem Richelieu-Gymnaſium ein Stipendium für bulgar. Schüler (S. 174). Er machte größere Zuwendungen beim Ausbau der Schulen Sofias und anderer bulgariſcher Inſtitutionen. Auch die ruſſiſche Wiſſenſchaft verdankt dem Manne manchen Beitrag, ſ. z. B. den Druck des Isbornik des Fürſten Svjatoslav Jaroslavič v. J. 1073. Außer dem allgemeinen Teil über Denklogu ſind hier drei Briefe veröffentlicht, die an ihn von der Leſehalle in Svištov, von G. S. Rakovski und Chr. P. Tupčileščov, gerichtet wurden.

Die verſchiedenſten Richtungen des bulgariſchen Lebens durchkreuzen ſich in der Perſönlichkeit des S. Filaretov. Der im Jahre 1825 geborene ſpätere Lehrer und Diplomat verfügt über gute Beziehungen zu führenden Bulgaren wie N. Ch. Palauſov, Rakovski, N. Gerov, D. Čintulov, S. Radulov Chr. Georgiev und Ruſſen: M. P. Pogodin, T. Bezſona, Al. V. Račinskij u. a. Vor allem ſind ſeine Beziehungen zu Denklogu, deſſen Zögling er iſt, ſehr rege (S. 182). Während des Krimkrieges wächſt ſeine Hoffnung auf Befreiung von Bulgarien, er ſchickt Briefe und Delegationen nach Odeſſa und Braila, ſammelt Freiwillige und Mittel zu ihrer Unterhaltung. In der Auseinanderſetzung der bulgariſchen Kirche mit den Fanarioten bleibt er, ohne nach außen in dieſer Hinſicht hervorzutreten, kräftiger Förderer der national-bulgariſchen Kirche. Allerdings bleibt ihm die Haltung der ruſſiſchen Kreiſe rätſelhaft, die ſich gegen eine bulgariſche Eigenkirche ſträuben. (S. 188). Zweifelsohne hat dieſe Haltung gewiſſer ruſſiſcher Kreiſe ihren Grund in den imperialiſtiſchen Beſtrebungen der ruſſiſchen ſtaatlichen und kirchlichen Idee. Denn in Rußland trug man ſich um dieſe Zeit ſogar mit dem Gedanken, den Bulgaren die ruſſiſche Sprache aufzudrängen. (Vgl. A. N. Pypin, Panslavism v prošlom i nastojaščem [Der Panſlawismus in Vergangenheit und Gegenwart] 1913, S. 176). Im Jahre 1875 wird Filaretov Lehrer in Sofia. Unter dem Vorwand, in Deutſchland Bücher drucken zu müſſen (S. 190), kommt er ins Ausland und wird bald von den Ruſſen auf einen diplomatiſchen Poſten in Konſtantinopel geſtellt, von wo er die nationalen Beſtrebungen der Bulgaren leitet. Seinen Schriften entnehmen wir die meiſten Nachrichten über das bulgariſche Innenleben dieſer Zeit. Er hat Bedenken gegen die Umſiedlung von Krimtataren ins Gebiet von Sofia (S. 203), begeiſtert ſich für das deutſche Theater in Sofia, freut ſich, daß „der Neſtor der neubulgariſchen Literatur" Hieromonach Neofit zum Vorſteher des bulgariſchen Nationalheiligtums, des Rilskyj-Kloſters wurde (S. 205), bemüht ſich um die Verbreitung der Zeitung „Lebed" in Weſteuropa und empfiehlt außer den ruſſiſchen und deutſchen Zeitungen „Le Nord" in Brüſſel, „Times" in London, „Moniteur", „Journal des Debâts" „L'independance", „L'opinion" in Frankreich, an die man das erwähnte bulgariſche Blatt verſchicken ſollte (206). Er ſammelt Volkslieder (207), empört ſich wegen Islamiſierung der bulgariſchen Mädchen und wegen des Ausbleibens der Gegenaktion ſeitens des Konſtantinopler Patriarchats. Wir erfahren über die finanzielle Hilfe aus Rußland für Erziehung junger Bulgaren (1860, 1862: 5000+6250 Rubel für den Unterhalt eines Lehrers in Sofia S. 211 ff.) und anderes mehr. Manche intereſſanten Einzelheiten erfahren wir aus der Korreſpondenz der Frau Filaretova, einer treuen Mitkämpferin in den bulgariſchen Befreiungsbeſtrebungen. U. a. liegt ihr das Schickſal des Metropoliten Kliment Branitski, des Vorkämpfers für bulgariſche Freiheit, am Herzen (S. 224 ff.). Eine Reihe von Dokumenten bezieht ſich auf die nationalen Nachfolger von Filaretov. Beſonders charak-

teriſtiſch iſt ein Bericht aus der Feſtrede des M. K. Bulbotin aus den 60er Jahren zu Ehren des Hl. Zyrill und Method und ihrer Schüler, der Hl. „Siebenzahl" (S. 237). Das Schulweſen von Sofia erhellt aus den Dokumenten S. 237 und 265 ff. Zu erwähnen iſt auch der Abdruck mehrerer Gedichte von Manol Lazarov, des Schülers v. Z. Kruša, der nach Filaretov der Hauptlehrer in Sofia wurde. (S. 239—250). Die Gedichte gehören in eine Reihe von anderen, die im Jahre 1858 in einem Sammelband erſchienen ſind und die zumeiſt unter dem neugriechiſchen Einfluß von A. Chriſtopulo oder dem ruſſiſchen von Karamſin wie auch dem ſerbiſchen ſtehen. S. 251 ff. iſt dem Michail K. Bubotinov gewidmet. Er wurde Lehrer nach dem Tode von K. Gerov, nahm Anteil an der revolutionären Bewegung und gab im Jahre 1878 als erſter die Idee zur Gründung der öffentl. Bibliothek in Sofia. Dem Ch. Stojanov, dem Schüler von Filaretov, ſind die Seiten 255 ff. gewidmet. Erzogen in Odeſſa, beruft er 1870 die erſte bulgariſche Lehrerverſammlung nach Plovdiv. Von Sofia wird er mit M. Stojanov auf die erſte kirchliche Volksſynode in Konſtantinopel (1871) geſandt. In der Inſtruktion an dieſes bulgariſche exarchiſche Konzil (dazu S. 134 ff.) erwägt die Sofijer Gemeinde, welchen Namen man dieſem Exarchat beilegen ſollte. Aus hiſtoriſchen Gründen werden die Städte Trnovo, Ochrida, Ipek und Srědec (= Sardica-Sofia) (S. 262) vorgeſchlagen. Ch. T. Stojanov geht nach Moskau, wo er die Freiwilligen ſammelt und in dem Befreiungskriege an die Spitze der zivilen Verwaltung beim Stab der ruſſiſchen Armee des Fürſten Čerkaskij (Bukareſt, Svištov und Plovdiv) geſtellt wird. Er wird Gubernator von Trnovo und Juſtizminiſter (1880) wie auch Miniſter des Innern (1886). In einem Briefe vom Dezember 1877 gibt M. Drinov an Ch. T. Stojanov (S. 263) ſeiner Freude Ausdruck, daß ein Sofiater Regierungsbezirk (Sandžak) mit Alabin an der Spitze gebildet wird, wobei Drinov, als Vizegubernator der betreffenden Regierung, Stojanov einen Ratsposten anbietet.

Kapitel IV erſchließt die Rolle Sofias in der Entwicklung des neubulgariſchen Buchweſens vor der Befreiung des Landes (S. 268 ff.). Subſkriptionen, Geſchenke, Buchhandlungen werden behandelt, mit Sorgfalt die Liſten der Bücher zuſammengeſtellt und auf die Schwierigkeiten verwieſen, mit denen das Buchweſen zu kämpfen hatte. Manche intereſſante Randnotizen in den Büchern werden abgedruckt. Insbeſondere auch die deutſchen Kämpfe gegen die Türken auf dem Balkan finden ihren Niederſchlag, wie z. B. in einem Panegirik aus dem 16. Jh., in welchem berichtet wird, daß im Jahre 1737, als die Türken gegen die Moskowiter kämpften, die Deutſchen die Stadt Niš eroberten und die Türken aus dieſer Gegend vertrieben (S. 249). [Beachtenswert, daß der Name für die Ruſſen „Moskali" genau in derſelben Form wie bei den Polen, Ukrainern und Weißruthenen auch unter den Balkanſlawen im Gebrauch war.]

In einem Evangelium aus dem 16. Jh. ſteht unter dem Jahre 1788, daß am erſten Sonntag nach Oſtern d. J., als der türkiſche Vezir durch Sofia zog, die Chriſten unter dem großen Zorn- und Wutausbruch der Türken am 29. April zu leiden hatten (S. 294). Aus einer ähnlichen Notiz erſieht man, daß im Juli und Auguſt des Jahres 1810 die Tataren Sofia und die Umgebung überfluteten, ſodaß dort der Hunger ausbrach. Der Herausgeber vermutet, daß es ſich um die Krimtataren gehandelt habe, die wegen des ruſſiſch-türkiſchen Krieges die Flucht ergreifen mußten. Der Zug der Ruſſen an die Donau und nach Bulgarien im Jahre 1829 findet in mehreren Aufzeichnungen des Popen Ilija und ſeines Sohnes ſeinen Niederſchlag. Beſonders charakteriſtiſch iſt die Notiz aus dem Jahre 1864, daß „zur Freude der Bulgaren und zum Weinen der Griechen" das mittlere Gebiet bei Ruščuk ſeinen Namen Rummileti verlor und „Donauer Gebiet" (Dunavska oblast) d. h. „Tuna vilaeti" genannt wurde (S. 296).

Mitteilungen werden auch über die politiſche Organiſation in Sofia geboten. (S. 297). Die Organiſation wurde entdeckt (1872) und mehrere der Einwohner nach Kleinaſien verſchleppt. Die Erneuerung des Revolutionskomitees im Jahre 1874 und der Aprilaufſtand des Jahres 1876 mit den ſchweren Folgen für Sofia finden Berückſichtigung (S. 300). Ferner erfahren wir Einzelheiten zu den türkiſchen Heeresbewegungen im ruſſiſch-türkiſchen Krieg und zum Brand in Sofia (S. 308 ff.). Anläßlich der Wahl Sofias zur Landeshauptſtadt werden mehrere Nachrichten über die Stadt aus vielen geographiſchen Büchern aus den Jahren 1835—1873 zuſammengetragen (S. 315—319). Die Uebertragung des bulgariſchen Exarchats auf den bulg. Nationalboden im Jahre 1875, die Konſtantinopler diplomatiſche Konferenz im Jahre

1876, der zufolge Bulgarien ein autonomer Staat mit der Hauptstadt Sofia wurde, die Ablehnung der Stadt Plovdiv als Hauptstadt, die Bestimmung, daß die Stadt Trnovo nicht die Hauptstadt, sondern nur die Wahlstadt des bulgarischen Fürsten sein sollte, und die Wahl Sofias zur Hauptstadt des Landes (Bericht von A. Tašitmanov aus der Tagung der Ersten Nationalversammlung in Trnovo am 22. März 1879) werden durch eine Anzahl von Dokumenten belegt (S. 319 ff.). Den Schluß des Bandes bilden einzelne Beiträge zur Schulorganisation, zur Gründung der geistlichen Brüderschaft für die Belieferung der Kirchen mit gottesdienstlichen Büchern, die zumeist aus der russischen Synodaldruckerei stammen, und als Abschlußdokument eine Liste der Personen mit Schulbildung der Stadt Sofia und der Umgebung, die M. Drinov zusammengestellt hat (S. 329 ff.). Diese Tätigkeit bezieht sich auf die Zeit der russischen Okkupation von Bulgarien im Jahre 1887. Die Gründung der Universität in Sofia im Jahre 1888 liegt schon außerhalb des Rahmens der vorliegenden reichhaltigen Dokumentensammlung.

München. M. Hocij.

Veliko, Jordanov: Laipcig i Bülgaritě (Leipzig und die Bulgaren). Sofija, 1938. 156 S. RM. 3.05.

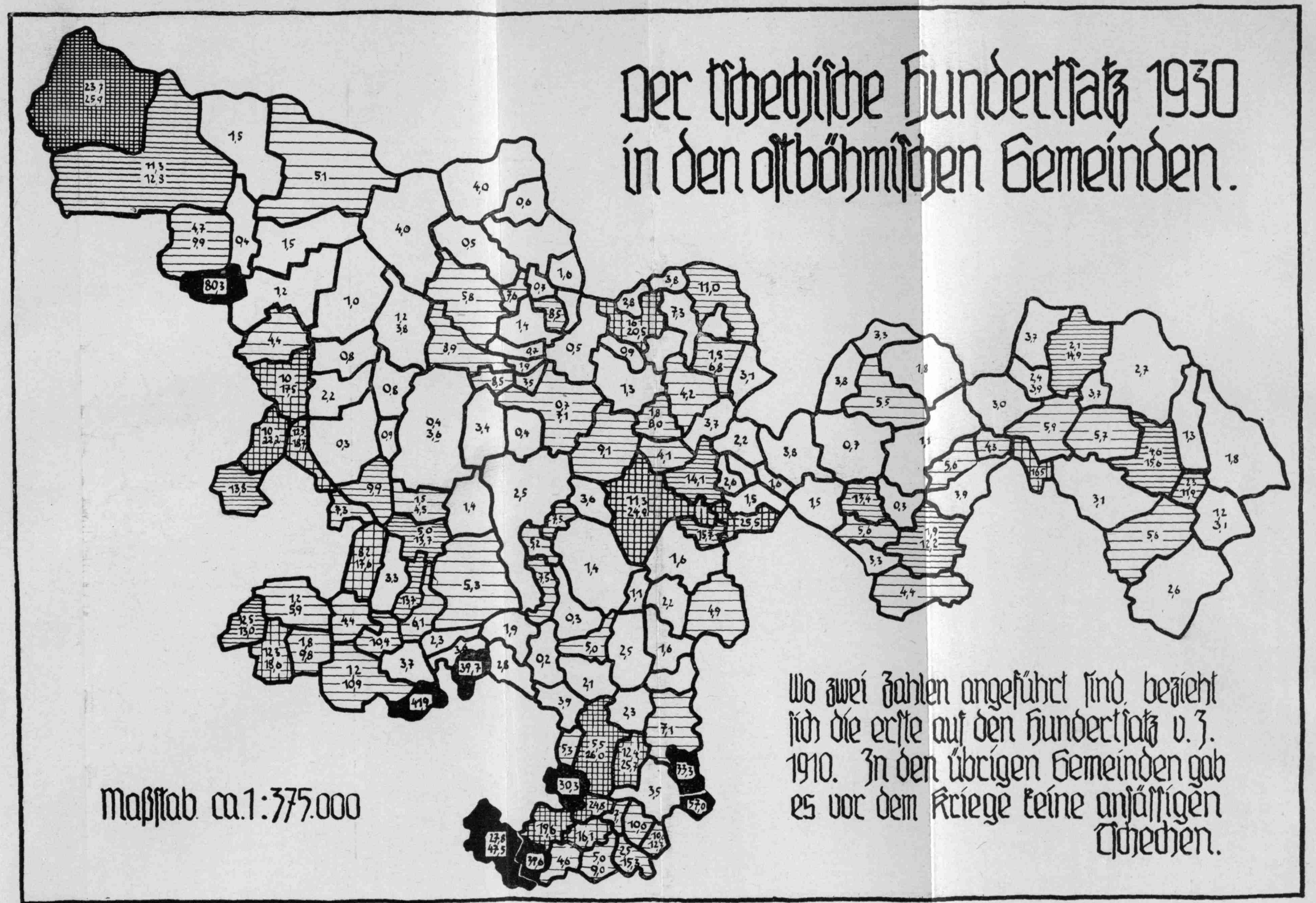
Auf zwei Zusammenkünften, zu denen sich am 15. 3. 1932 und am 6. 2. 1935 eine Gruppe von Bulgaren, welche zwischen 1879 und 1899 Hörer der Universität Leipzig gewesen waren, anläßlich des Ablebens einiger früherer Kommilitonen vereinigt hatten, gab einer der Anwesenden die Anregung, der Bedeutung dieser Stadt als Kultur-, Bildungs- und Handelsmittelpunkt für das bulgarische Volk und seine Jugend durch eine gründliche Arbeit eine besondere Würdigung zuteil werden zu lassen. J. unterzog sich dieser Aufgabe; in den Archiven und Bibliotheken von Dresden und Leipzig betrieb er die Vorstudien für sein Buch, das schließlich mit Unterstützung von bulgarischer (Unterrichtsministerium, Nationalbank, Handelskammer) und deutscher Seite (Deutsche Akademie) der Oeffentlichkeit hat übergeben werden können.

Die Einleitung, welche der früheren und gegenwärtigen Stellung der Stadt gewidmet ist, dürfen wir als für den bulgarischen Leser bestimmt bei unserer Würdigung übergehen. Das erste Hauptkapitel des Buches ist historisch aufgebaut. Die wirtschaftlichen Beziehungen vom 15.—19. Jh. hätten darin bestanden, daß die sächsische Textilindustrie aus Mazedonien ihren Rohstoff, die Baumwolle, entnommen hätte, während anderseits der mazedonische Pelzwarenhandel seine Blüte den Messen zu verdanken habe und bulgarische Rosen in Sachsen angebaut worden seien. Das ist alles richtig; aber der Austausch hat sich tatsächlich noch auf mehr wichtige Erzeugnisse erstreckt. Hätte J., um nur ein einziges Beispiel herausgreifen, Beaujour zur Hand genommen, dann wäre er dieser Einseitigkeit leicht entgangen.

Recht hat er weiterhin damit, daß diese Handelsbeziehungen die Vorläufer späterer kultureller gewesen sind. In Leipzig sind gegen 1850 die erste bulgarische Zeitung und auch etliche bulgarische Bücher gedruckt worden, nachdem schon einige Jahrzehnte früher die ersten Balkanstudenten dort aufgetaucht waren. Das alles war uns bereits bekannt und ebenso wenig neu wie die Verdienste W. Wundts, J. Volkelts, A. Leskiens und G. Weigands um die slawische Philologie. Weit mehr interessieren uns die Kapitel 3 und 4, in denen der am 6. 5. 1878 in Leipzig gegründete Slawisch-akademische Verein behandelt ist, welcher in je eine russische, bulgarische und serbische Sektion zerfiel, dessen Vorstände und Mitglieder namentlich aufgeführt und dessen kulturelle Tätigkeit eingehend beschrieben ist. Hierin liegt der eigentliche Schwerpunkt der Bedeutung dieses Buches.

Sofia. Arno Mehlan.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Fritz Valjavec, München, Schellingstraße 2, Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, Druck: Max Schick, München, Thierschstraße 51. Printed in Germany.



Die Karte ist den übrigen Beilagen des Aufsatzes von E. Emmerling im 3. Heft dieses Jahrgangs beizugeben.

Beilage zu
„Emmerling Erich: Die Bevölkerung Ostböhmens"

Abb. 4

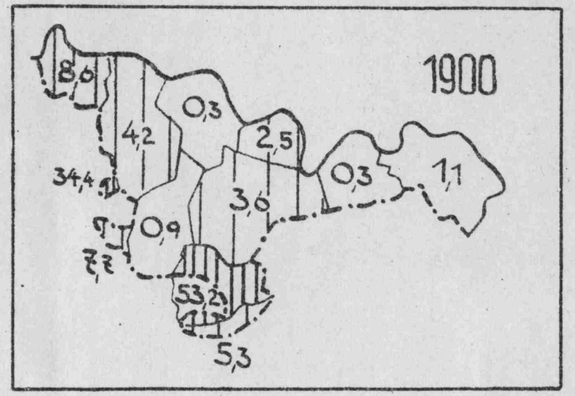


Abb. 5

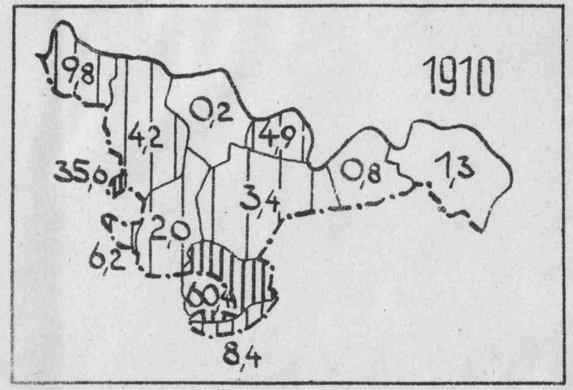


Abb. 6



Die Verluste der ostböhmischen Bevölkerung durch den Weltkrieg

Abb. 7

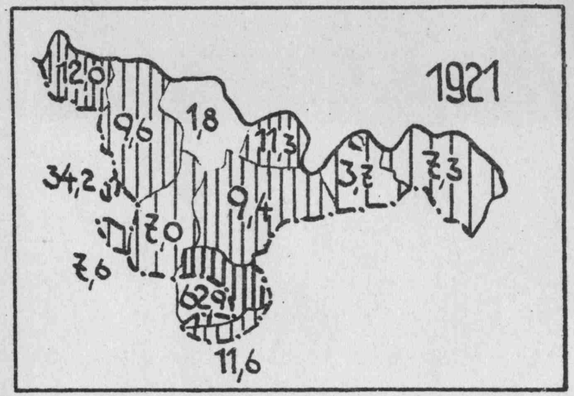
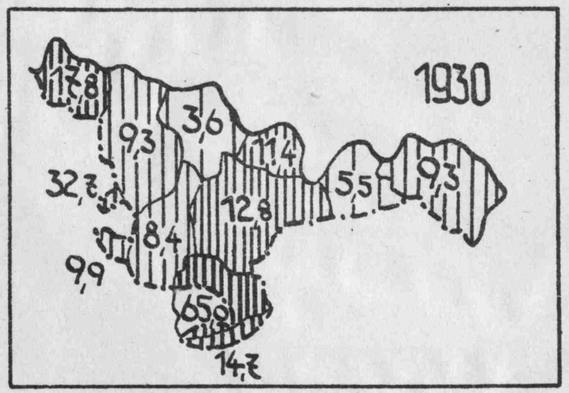


Abb. 8



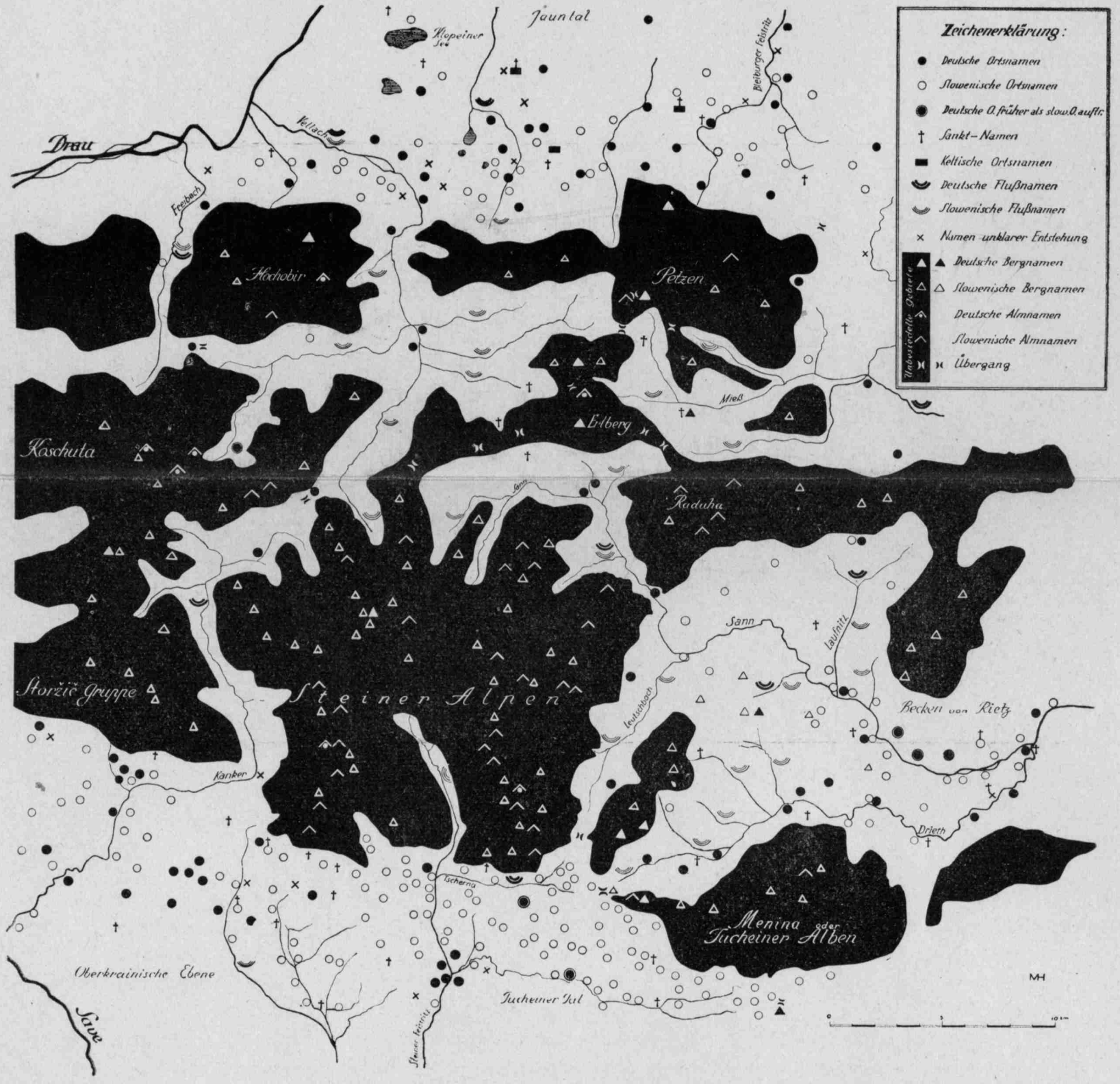
Südostdeutsche Forschungen. Jg. 3.

Karte 1.

Orts-, Berg- und Flußnamen in den Ostkarawanken und Steiner Alpen nach ihrer sprachlichen Entstehung.

Kartengrundlage: Österr. Spezialkarte 1 : 75 000, Blätter, Völkermarkt, Unterdrauburg, Eisenkappel-Kanker, Praßberg und Laibach.

Maßgebend sind die zuerst urkundlich auftretenden Namensformen.



Beilage zu: G. Glauert, Landschaftsbild und Siedlungsgang in einem Abschnitt der südöstlichen Kalkalpen (Ostkarawanken und Steiner Alpen) und seinen Randlandschaften. Südostdeutsche Forschungen III, 1938, Heft 3.

Karte 2.

Die Besiedlung des oberen Vellach- und Sanngebietes in der ersten Hälfte des 16. Jh.s (1524—42).

Nach archivalischen Quellen.

Benutzte Urbare. Urbar Sonnegg 1535. Kärntner Landesarchiv, Klagenfurt, hauptsächlich für Rechberg, Blasnitzen und Koprein. Urbar des lf. Amtes Kappel 1524, Kärntner Landesarchiv Klagenfurt Nr. 396 für das obere Vellachtal. Gültenschätzung von 1542. Bischof zu Laibach, Herrschaft Oberburg, Steierm. Landesarchiv Graz.

Als Raumeinheit dient die Katastralgemeinde.

Kartengrundlage. Österr. Spezialkarte 1 : 75000, Blätter, Völkermarkt, Unterdrauburg, Eisenkappel-Kanker, Praßberg und Laibach.

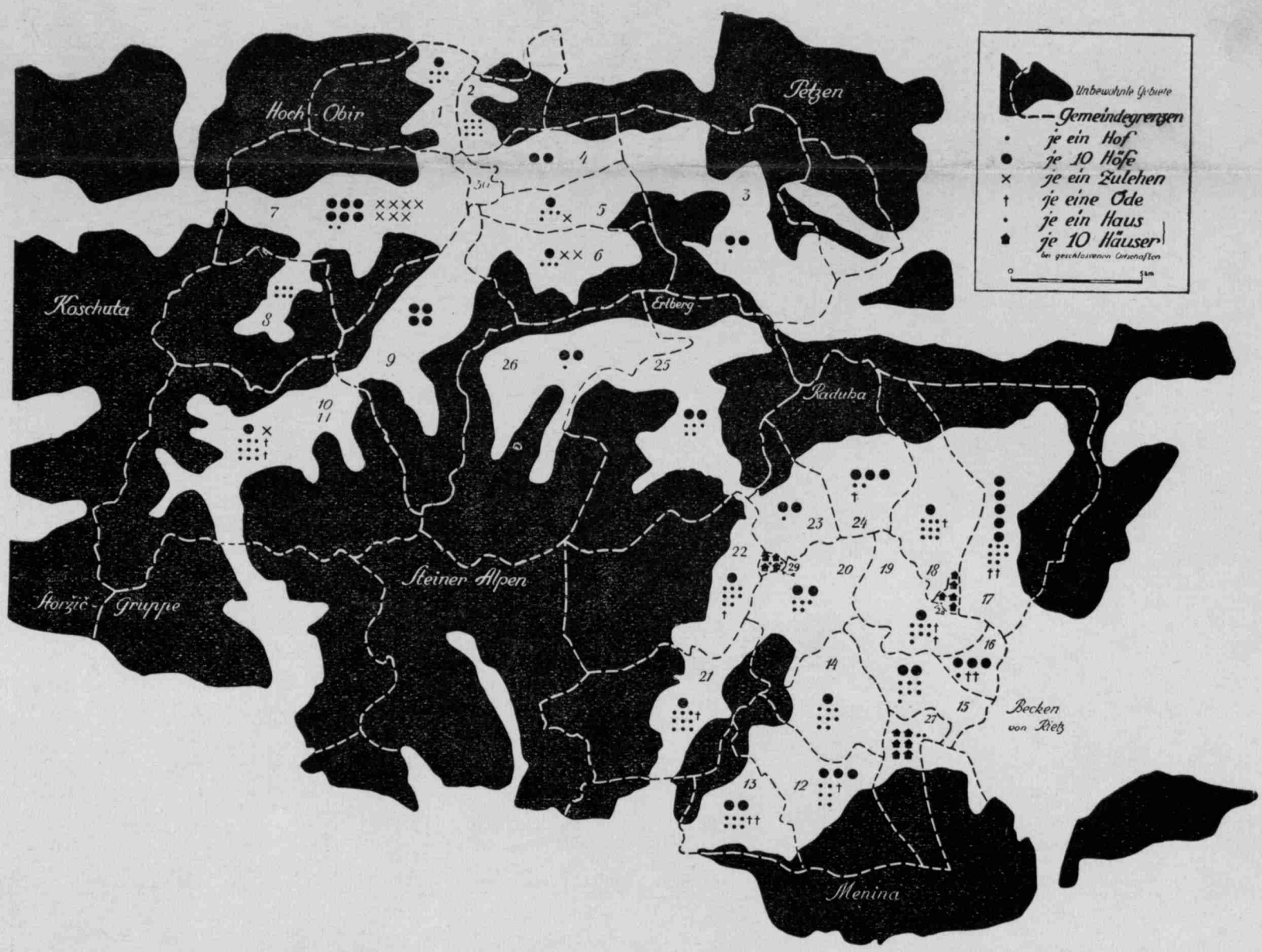
Die Ziffern innerhalb der einzelnen Katastralgemeinden beziehen sich auf die Namen der Gemeinden:

Vellachgebiet

1 Gemeinde Rechberg
2 „ Blasnitzen
3 „ Koprein (-Mieß, -Petzen- und Lobnigtal)
4 „ Lobnig
5 „ Leppen
6 „ Remschenig
7 „ Ebriach
8 „ Trögern
9 „ Vellach
10 u. 11 Gemeinde Seeland (Ober- und Unter-)
30 Gemeinde Eisenkappel (Markt), Angaben fehlen.

Sanngebiet

12 Gemeinde St. Nicolai
13 „ Tirosek
14 „ St. Leonhard
15 „ St. Florian
16 „ Frattmannsdorf
17 „ Thörberg
18 Gemeinde St. Primus
19 „ Savina
20 „ Karnica
21 „ Podvolovlek
22 „ Podvesca
23 „ Raducha
24 Gemeinde Roßberg
25 „ Sulzbach
26 „ Hl. Geist
27 „ Oberburg (Markt)
28 „ Laufen (Markt)
29 „ Leutsch (Dorf)

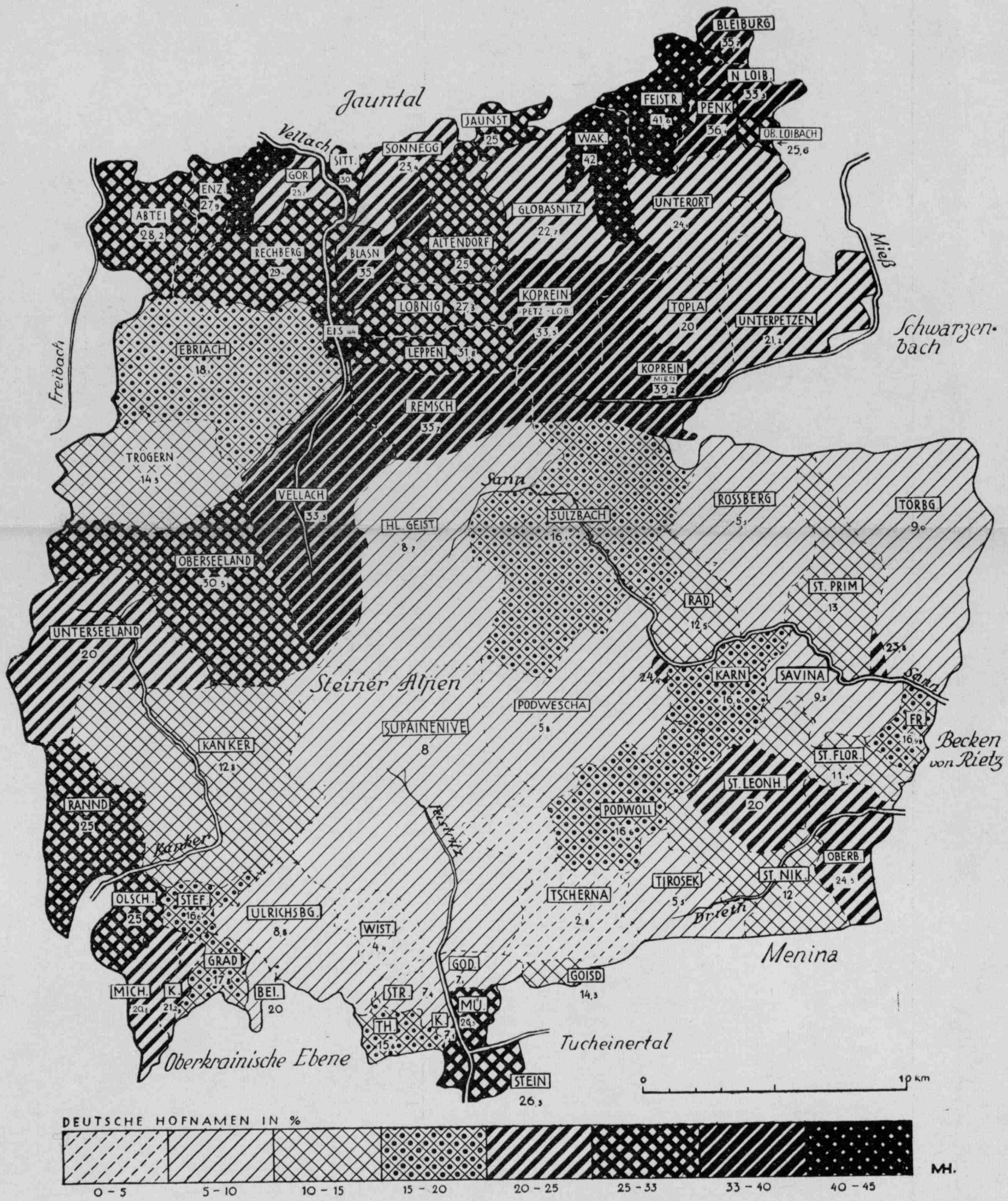


Beilage zu: G. Glauert, Landschaftsbild und Siedlungsgang in einem Abschnitt der südöstlichen Kalkalpen (Ostkarawanken und Steiner Alpen) und seinen Randlandschaften. Südostdeutsche Forschungen III, 1938, Heft 3.

Karte 3.

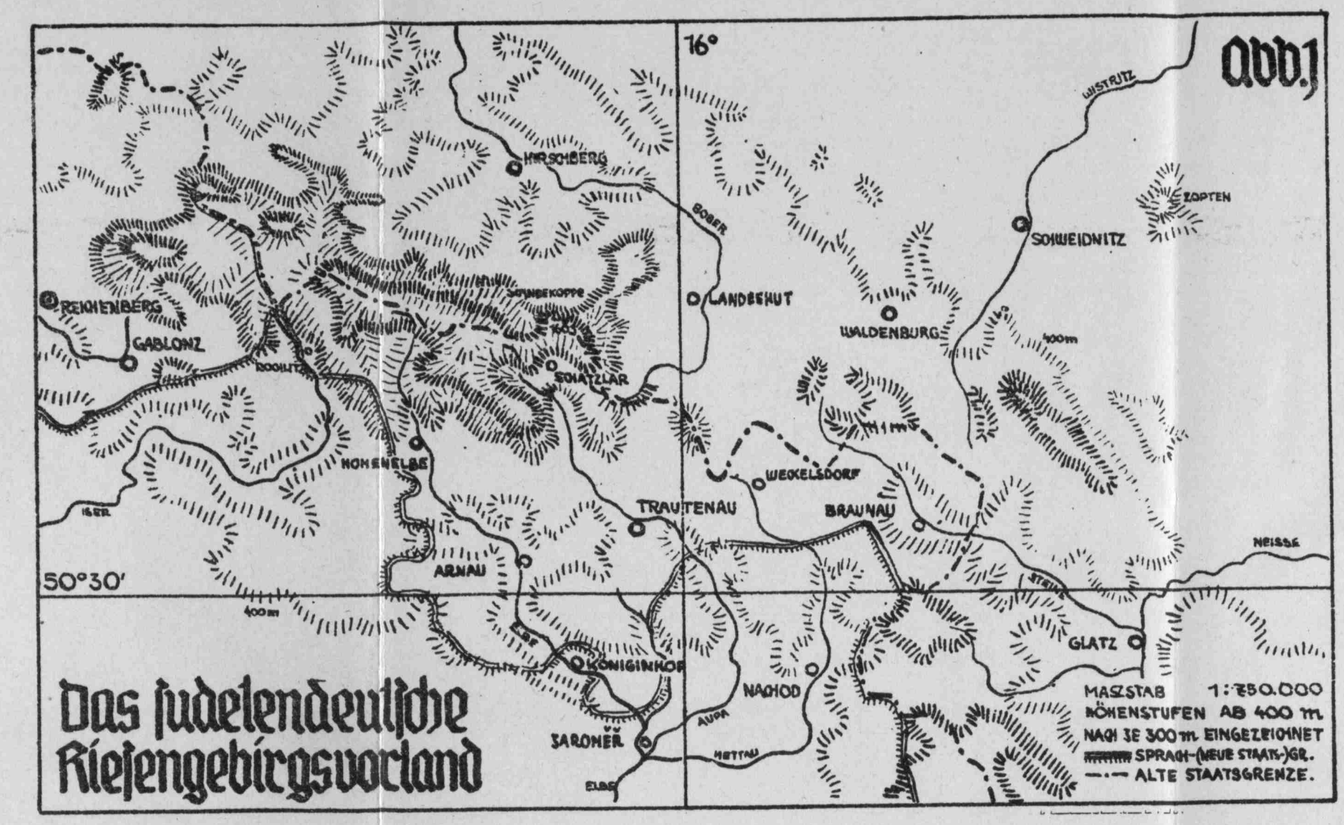
Die Verteilung der deutschen Hof- und Familiennamen in den Ostkarawanken, Steiner Alpen und ihren Randgebieten zu Beginn des 19. Jh.s (1825–1828).

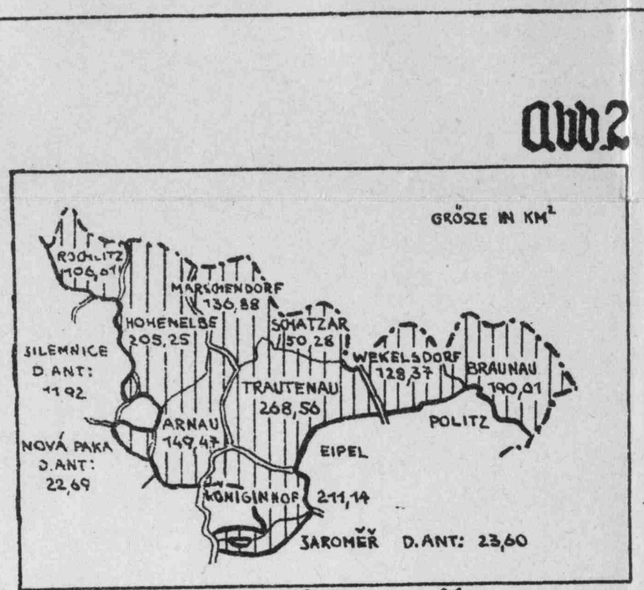
Nach den Parzellenprotokollen des Fanziszeischen Katasters. Darstellung ausschließlich nach Katastralgemeinden.

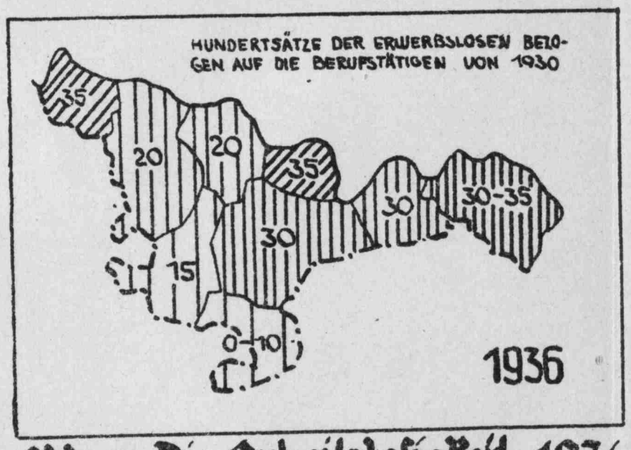


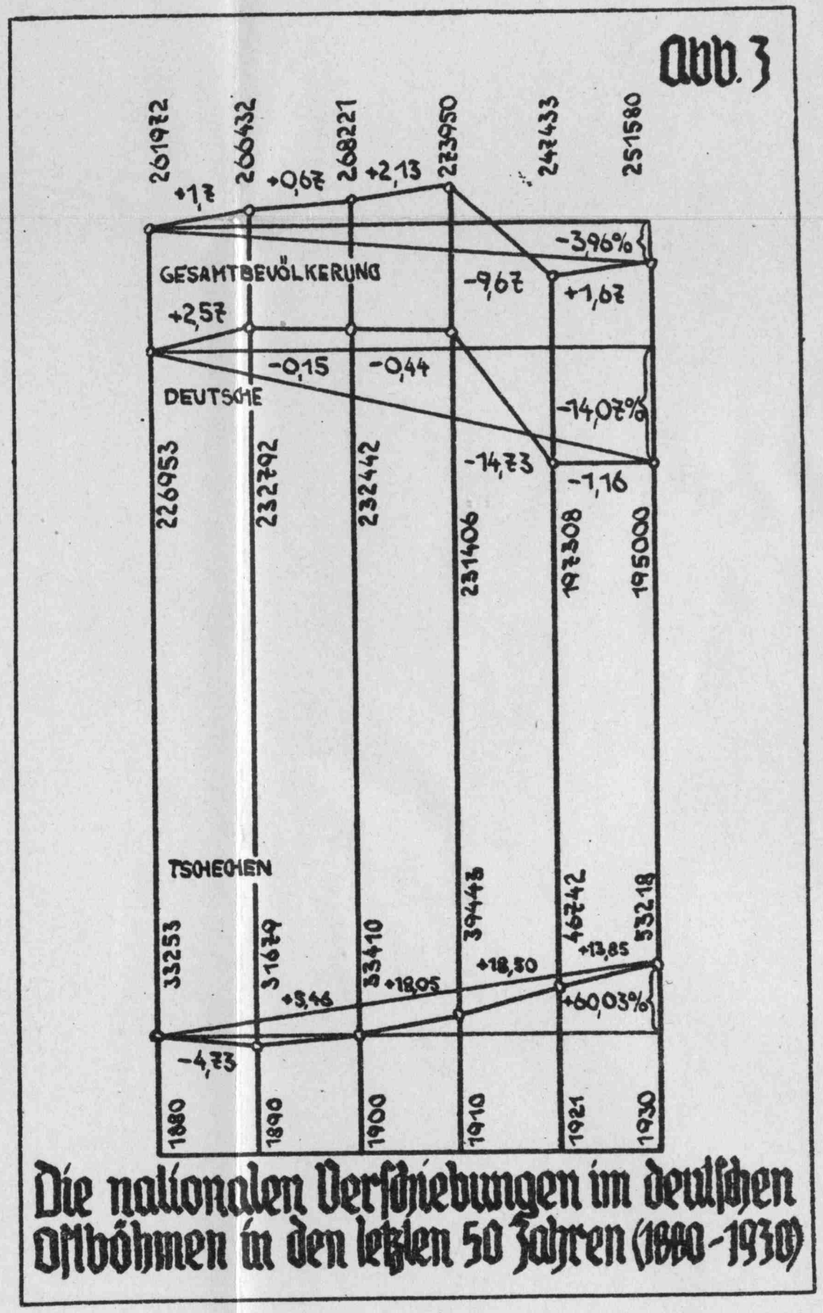
Beilage zu: G. Glauert, Landschaftsbild und Siedlungsgang in einem Abschnitt der südöstlichen Kalkalpen (Ostkarawanken und Steiner Alpen) und seinen Randlandschaften. Südostdeutsche Forschungen III, 1938, Heft 3.

Beilage zu:
„Emmerling, Erich:
Die Bevölkerung
Ostböhmens"









Südostdeutsche Forschungen. Jg. 3.